Fernando und Yariko

ein Singſpiel

in drey Aufzügen

von

dem Hofrath v. Eckhartshauſen.

München

mit döllneriſchen Schriften, 1784.

Personen.

Ionsalvo, Admiral einer spanischen Flotte.
Fernando, sein Sohn.
Yarifo, eine Wilde.
Zerim, ein Wilder.
Ajor, ein Wilder und Bruder der Yarifo.
Inkle, ein Kaufmann.
Jedril, Diener des Inkle.
Ztelen, ein Sklavenhändler.
Zween Bootsknechte.
Wilde.

Die Handlung ist in einer amerikanischen Insel, sie fängt am Morgen an, und endet sich Abends.

Et periſſe a jamais l'affreuſe Politique
Qui pretend ſur les Cœurs un pouvoir deſpotique
Qui veut le fer en main convertir les mortels
Qui du ſang heretique arroſe les autels
Et ſuivant un faux Zele, ou l'interêt pour guides
Ne ſert un Dieu et paix que par des homicides.

Fer-

Fernando und Yariko.

Erſter Aufzug.

I. Auftritt.

(Eine felſichte Gegend am Ufer des Meers; man entdeckt zur Seite eine Höhle, und auf der Ebne ſind dort und da Bäume).

Inkle. Pedril.

Pedril. Das wäre mir wieder eine Nacht geweſen! — — Wie der Sturm wüthete! — — Die Wellen thürmten ſich bis zum Himmel! — — ich habe die ganze Nacht nicht eine Minute geſchlafen.

Inkle. Wie viele Schiffe werden nicht wieder an dieſen Klippen geſcheitert ſeyn? — — —

Pedril. Ja hieran iſt wohl nicht zu zweifeln. — So um Mitternacht herum hörte ich ein entſetzliches Krachen. — — Wie viel arme Teufel werden nicht wieder Salzwaſſer geſoffen haben? — —

Ja Herr um Mitternacht
Da hörte ich ein Krachen
Das mich in Furcht gebracht.
Mein Herr ſie können lachen
Sie ſchlieſen ſanft in Ruh.
Nur du, du mußteſt wachen
Du armer Pedril, du.

Inkle. Ich weis nicht, Pedril, ob wir uns wohl glücklicher ſchätzen ſollten, als dieſe armen Leute; die vielleicht heut Nacht die See verſchlungen hat; zum wenigſten haben ſie kein grauſamers Schickſal mehr zu befürchten.

Pedril. Nein Herr! — Bei meiner Treu! — Dieſer Meinung könnte ich nicht ſeyn. — Meines Sinnes nach iſt es doch beſſer in einem elenden, aber troknen Land ſeyn, als mit aller Bequemlichkeit ſo glatthin erſaufen. — See iſt See, und Land iſt Land. — Das Allerbeſte wäre geweſen, wenn wir ſchön ſtill und ruhig zu Hauſe geblieben wären, und hätten das Meer Meer, und die Inſeln Inſeln ſeyn laſſen. — — — O wenn ich das

ge-

gewußt hätte, so sollte mich kein Teufel aus London gebracht haben. — — Mit etlich Pfund Sterling wollt' ich lieber dort arm und ruhig gelebt haben, als nach Indien um Schätze gereißt seyn — und izt so armselig in einer verlassenen Insel — unter freiem Himmel, und nur von schlechten Früchten leben.

Hätt' ich das Brausen der Wellen
Die Untreu der Fluthen gekannt;
So hätt' ich mich selbst von Gesellen
Vom Land und vom Staat nicht verbannt.
Mein! daß mich der Himmel beschüze!
Ich liebe das trokene Land
Die Stürme, der Donner die Blize
Die sind uns dort nicht so bekannt.

Inkle. Es ist noch nicht alle Hofnung verlohren, Pedril! — Der Himmel erhielt uns das Leben, und mit selbem vielleicht unser Glück.

Pedril. Unser Glük! — — Ja wahrhaftig ein schönes Glük! — — Wir wären schon längst Hungers gestorben, wenn nicht dieses arme gute Mädchen, die uns täglich die Früchte bringt, für unserm Unterhalt gesorgt hätte. — — — Aber Herr! — Sie müssen doch sagen, daß sie ein gutes Kind ist. —

Inkle. Ja! Es ist nur Schade, daß sie eine Wilde. —

Pedril. Eine Wilde! — — Zum Geyer! Wenn das wilde sind, so möchte ich die zahmen Mädchen kennen. Wahrhaftig! — Was dies Mädchen für uns thut, das thäte in ihrem Leben keine Europäerinn. — Ich glaube, sie scherzen, Herr! — — Hinter diesem Mädchen steckt gewis nichts Wildes.

Inkle. Es ist doch so.

Pedril. Ich hatte ganz einen andern Begrif von den Wilden. — — Man erzehlte mir, daß sie gleich die Leute mit Haut und Haar fressen; — aber ich hab' mein Lebtag gehört, man malt den Teufel schwärzer, als er ist.

Inkle. Man hat dir aber gar nicht unrecht erzehlt, Pedril! — Es ist ganz richtig, daß die Wilden die Leute fressen, und vielleicht hätte uns schon das nemliche Schikfal wiederfahren können, wenn uns nicht dieses wohlthätige Mädchen diese Höhle da zu unserm Aufenthalt angewiesen hätte.

Pedril. Was! — — Himmel! — Wir hätten also schon können gefressen werden? — Es lohnt sich wohl der Mühe, daß man nach Indien reißt, wenn man sich der Gefahr aus-

setzt,

setzt, in ein Land zu kommen, wo man kann aufgefressen werden. — — — Hätte ich das gewußt, Sie sollten mich mit dreißig Pferden nicht zu Schiffe gebracht haben. — — Aber hören Sie! — — Mir ist nicht mehr wohl bei der Sache. — — Unser Vorrath von Früchten geht ganz zusammen; gestern ließ sich das Mädchen den ganzen Tag nicht sehen, heut ist die Stunde auch schon vorüber, zu der sie gewöhnlich kömmt. — — Wenn ihr nun was begegnet wäre! — — Bei meiner Seele! — Wir müßten uns entweder in die See stürzen, — oder verhungern, — oder uns auffressen lassen.

Hab'n sie sich mein Herr vergessen
Wiss'n sie, was sie gesagt? —
Daß die Wilde Leute fressen
Himmel! — ich bin ganz verzagt.
Was sind das für schröckliche Sachen? —
Pedrillo! ist dies' dein Lohn?
Schon stek ich den Wilden im Rachen,
Ich meine sie fressen mich schon.

Jnkle. Der Himmel wird sorgen.

Pedril. Ja! ja! — — Der Himmel wird sich viel um uns bekümmern. — — — Wir haben uns schon gleich mit keinem guten Vorhaben zu Schiffe gesetzt. — Was brauchten

ten wir Schätze aus Indien zu holen? — Wir wären reich genug gewesen, wenn wir mit dem Unsrigen gehaußt hätten. — — Aber so recht! — — Man will allzeit mehr und mehr haben. — Itzt sind wir bestraft.

Inkle. Geh! — Schweige mit deinen unvernünftigen Reden.

Pedril. Unvernünftig? — — Ja! — wir wollen seh'n, ob Sie mehr Vernunft haben, wenn es einmal darauf ankommt, ob wir uns sieden, oder braten lassen müssen, wenn die Menschenfresser — — —

Doch — Hilf Gott! — Hier kommen schon einige — Geschwind! — Geschwind in unsere Höhle! — —

II. Auftritt.

(Fernando der dem Raub der Wellen entrann, sucht Rettung in der Insel.)

Fernando.

Welch eine rauhe Gegend! — Sie ist gewis unbewohnt. — Gott! — Welch ein elender Tod wartet vielleicht auf mich! — Nichts als Felsen und Sand. — An welchen schrecklichen Ufern haben wir nicht gescheittert! — Mein Vater! — Warum mußte ich dich überleben! — — Grausames Schiksal! — War es dir nicht genug mich zu tödten! — Mußte

ich

ich noch zuvor den Verlurſt eines Vaters fühlen, — und — dann erſt ſterben! — — Aber was zeigt ſich hier meinen Augen? — — Gütige Vorſicht! — Wie kann ein ſchwacher Sterblicher über deine Verhängniſſe murren! — Du ſorgſt für das Beſte der Menſchen! — Ich entdeke hier Fußtritte. — — Vielleicht haben ſich noch einige den grauſamen Wellen entzogen. — Noch hab' ich Hofnung. (Er ſchreit.) He! — (Man hört einen dreifachen Wiederhall.) Wie! — Sollte mich nur der Wiederſchall täuſchen! — Ich will mich dieſer Anhöhe nähen. — Vielleicht iſt es mir noch vergönnt, einen Menſchen zu finden.

(Ab.)

III. Auftritt.

(Conſalvo, Vater des Fernando hält ſeinen Sohn für verlohren.)

Conſalvo.

Sollte ich mich betrogen haben? — Hörte ich nicht die Stimme meines Sohns? — Nein! — Es war Betrug. — Grauſamer Betrug — für das Herz eines Vaters! — — Ich Unglüklicher! — — Ich ſah die grauſamen Wellen mit dir ſtreiten Sohn — ohne dich retten zu können. — Sie verſchlangen dich — du biſt nicht mehr, — und ich werde

dich

dich auch nicht lange mehr überleben. (Er wirft sich auf ein Felsenstück hin).

Muß ich meinen Sohn vermissen
Kind! bist du mir denn entrissen
Wie grämt sich mein Herz um dich.
Könnt' ich in des Meeres Gründen
Mein Verderben wieder finden
O wie glücklich wär' ich nicht.

IV. Auftritt.

Fernando. Consalvo.

Fernando. So sehe ich noch keine Seele. — Aber diese Fußtritte? — Ich Unglücklicher! — Vielleicht sind es die meinigen selbst? — — Wie leicht kann uns nicht der geringste Schein einer Hofnung im Unglüke täuschen! — (Er wird seines Vatern gewahr.) Sollten aber auch meine Augen — Doch nein! — Es ist keine Täuschung. — (Er wirft sich zu Consalvos Füssen.) Mein Vater! — —

Consalvo. Mein Sohn! — (umarmet ihn.)

Fernando. Welch eine Umarmung, Vater! — nach so vielem Unglüke. — Schon glaubte ich Sie nicht mehr zu sehen — schon warf ich traurige Blike auf die Ebne des Meers — und heisse Seufzer heiligten den Ort, wo

mir

mir däuchte, daß Sie die Wellen verschlangen. —

Conſalvo. Sohn! — Auch ich machte mir keine Hofnung mehr, dich zu ſehen. — — Aber ſag mir, war es dir wohl möglich, den Fluthen zu entrinnen? — —

Frenando. Als das Schiff ſich entzwei ſtieß, ſo trieb das Waſſer eine große Tonne unter mich durch; ich warf mich darauf — und die Wellen warfen ſie über den Sand an das Ufer — und ſo entrann ich.

Conſalvo. Ein gleicher Zufall rettete auch deinen Vater. — Aber ſag mir, in welcher Gegend glaubſt du wohl, daß wir ſind? — —

Frenando. Ich glaub, wir ſind gegen Amerika.

Conſalvo. Gegen Amerika! — Sollte dieſe Inſel von Wilden bewohnt ſeyn, ſo ſind wir verlohren.

Fernando. Unfehlbar. — Und voraus, wenn ſie uns erkennen ſollten, daß wir Spanier ſind. — Unſer grauſames Verfahren mit ihren Nachbarn wird ihnen nicht neu ſeyn — und wir haben alles von ihrer Rache zu befürchten. — —

Conſalvo. Ganz gewis. — Aber welch unglükliches Verhängnis warf uns an die Ufer

dieſer Barbarn, da wir eben vorhabend waren, dieſe Elende auszurotten?

Fernando. Vater! — Vielleicht ſchüzte eine gütige Gottheit dieſe Unglükliche von unſern Anfällen. — Ich fand unſer Verfahren gegen ſie immer grauſam, und ich weis nicht, welch' eine geheime Stimme ſie in meinem Herzen misbilligte.

Conſalvo. Die Weichlichkeit deines Herzens iſt hieran Schuld, mein Sohn! und dieſe muß deine Schwachheit entſchuldigen; wenn du es aber mit Reife überlegſt, und wirſt durch den Eifer der Religion einmal wahrhaft durchdrungen ſeyn, ſo wirſt du mit Gleichgültigkeit das Blut dieſer Barbarn flieſſen ſehen. — Glaub mir, es ſind keine geringe Verdienſte, die Abgötterer zu zerſtören — und unter den Ueberreſt dieſer Unſeligen unſere Denkungsart und Sitten einzuführen.

Fernando. Ich machte mir ſchon dieſen Gedanken, Vater! — aber er konnte mich doch nicht beruhigen. — Woher haben wir wohl das Recht, dieſe Unglükliche in den verborgenſten Orten aufzuſuchen, und ihre Ruhe zu zerſtören? — — Iſt es nicht vielmehr die Habſucht, ihre Schäze zu haben; die uns antreibt, ſie zu verfolgen, als die Begierde, ſie

glük-

glüklich zu machen? — Vater! — Wenn es aber wirklich seyn soll, daß uns ihr Glük am Herzen liegt, — warum thürmen wir Berge von Leichen auf, und lassen Ströme vom Blut dieser Unglüklichen fliessen? — Wir entreissen die Kinder ihren Vätern, und die Väter den Kindern; heißt das ihr Glük wollen? — Führt man die Sitten durch das Schwert ein? — Und baut man der Gottheit Altäre von Leichen auf? — — —

Kann es der Gottheit Blik ertragen
Wenn Menschenmord die Erde schrekt.
Wenn Brüder sich mit Brüdern schlagen
Und Blut die weiten Felder dekt.

O nein! Es ist der Gottheit Wille
Nicht Brudermord. Er, der Gefühle
Dem Menschen gab; ihm der so gut,
Ihm, opfert man nicht Menschenblut.

Consalvo. Du verdienteſt Vorwürfe über diese Anmerkung, mein Sohn! — Aber ein wenig mehr Alter und Erfahrenheit wird dich reifer denken machen. — Schon lange merkte ich an dir einen gewissen Tiefsinn. — Nun entfaltet sich durch deine Rede dein weibisches Mitleiden, und ich kann nun glauben, was man mir neulich von dir sagte. — —

Fernando. Was sollte man Ihnen wohl von mir gesagt haben? — — Immer hab ich mich bestrebt, Ihrer werth zu seyn, und sollte ich eine Handlung begangen haben, die dieser Denkungsart widerspräch, so ist der ein Verläumder, der sie Ihnen hinterbrachte.

Consalvo. Weißt du wohl noch, Sohn, als mir das letztemal die Barbarn überfielen, was der allgemeine Befehl war? — —

Fernando. Ja! — War es nicht der Befehl, daß man alle Wilde aufmetzgen soll? — —

Consalvo. Der war es. — Kamst du wohl auch demselben nach? — —

Fernando. O ich verstehe, was Sie sagen wollen. — Ja mein Vater! man hinterbrachte Ihnen die Sache nicht unrecht, ich gieb mich schuldig. — Ich war vielleicht der einzige, der diesen Befehl übertratt; — er schien mir wahrhaftig zu grausam. — Zween Amerikanern, die in meine Hände fielen, hab ich geschont; aber ich glaubte nicht, daß ich Unrecht gethan hätte. — — Sie waren schier ohne Waffen, nur mit leichten Pfeilen versehen, die sie so schon unnütz verschossen hatten; — ich hatte ein Feuerrohr und zwo Pistolen, Und — wie unedel wäre es gewesen,

wenn

wenn ich gegen schwach Gewafnete mich derselben bedient hätte. — — Ich gab ihnen ein Zeichen, daß ich sie verschonte; — im Staube, wie Thiere krochen sie zu meinen Füssen; — — und gaben Zeichen der Dankbarkeit — und sollte ich ihnen hernach das Wort gebrochen haben? — — Ich nahm sie in meinen Schutz, und half ihnen durch ein Kahn sich in eine andere Insel zu retten. — Finden Sie dieses strafbar? —

Consalvo. Allerdings, mein Sohn! — Ein Soldat schwört dem Befehle Gehorsam. —

Fernando. Vater! — Aber ich hab schon den Gehorsam zuvor der Menschheit geschworen, ehe ich die Befehle vom Menschen und Gesetze kannte? — Aber mein Vater! — Was nützt das uns, von den Wilden zu reden? — Sorgen wir vielmehr für unsern Unterhalt. — Wir wollen tiefer in die Insel hineingehen, vielleicht treffen wir Bäume mit Früchten an, uns zu erquiken. (Sie wollen abgeh'n.)

V. Auftritt.

Yariko und die Vorigen.

Yariko. (mit einem Korb Früchten.) Gestern kam ich nicht, ich konnte aber auch

nicht

nicht kommen, denn sonst hätte ich euch gewis nicht vergessen; — aber seht, hier bring' ich euch doppelte Mahlzeit wieder. — Doch — ich bin irrig. — Wer seyd ihr? — Wo komt ihr her? —

Consalvo. Wir sind Kaufleute, die das Unglük hatten, an diesen Felsen Schifbruch zu leiden.

Yariko. Kaufleute? — Euer Aufzug ist aber ganz anders. — Ich hab schon auch Kaufleute gesehen; sie giengen — —

Consalvo. Die Tracht ist nach den Orten verschieden. —

Yariko. Das mus seyn. — Aber sagt mir, wo wollt ihr denn hin? —

Fernando. Wo wollen wir hin, gutes Kind! — Hier sind Felsen — — dort ist Meer. — Wir müssen den Tod an diesem Ufer erwarten.

Yariko. Das heißt ihr wohl sterben? — Und warum? —

Fernando. Wir haben keine Nahrung, unsern Hunger zu stillen, und keinen Ort uns vor den wilden Thieren zu schüzen.

Yariko. Wenn es auf das ankömt, so kann ich euch wohl helfen. — Seht! — Da nehmt unterdessen etliche Früchte — ich will

euch

euch hernach schon mehrere bringen. Alle kann ich euch itzt nicht geben, denn sie sind verstellt. — Für einen Ort, in welchem ihr vor den wilden Thieren sicher seyd, will ich auch sorgen. — Es sind schon Felsen gegen dem Ufer zu, wo sie nicht hinkommen. — Hört! — Seht ihr dort diesen Baum? — Selber Gegend zu müßt ihr bei Leibe nicht gehen. — Es sind immer Tiger herum; — sie würden euch fressen. — Da hinab — bei diesem großen Felsen müßt ihr euch nicht gegen die Ebne hinaus lassen, denn dort herum sind unsere Leute — und diese würden euch fangen. — Merkt fein, was ich euch sage! —

Geht nicht, ich bitte euch
Zu weit in diesen Gründen
Dort bei der hohen Linden
Seht ihr die Tiger gleich.
Wie leid o wär es mir,
Wenn euch ein wildes Thier
Sollt einen Schaden thun.
Ich könnte nicht mehr ruh'n.
Ich will euch von Gefahren
Nach Möglichkeit bewahren
Komt! Folget mir.

Consalvo. Wenn uns also die Deinigen fangen würden, was würde uns begegnen? —

Yariko. Sie würden euch umbringen.

Fernando. Seyd ihr so böse? —

Yariko. Nein, böse sind wir nicht; aber wir müssen es thun.

Consalvo. Und warum?

Yariko. Unser Cazik hat dem Tiger ein Gelübd gemacht, ihm alle Fremde zu opfern; ausgenommen, es wären wichtige Ursachen vorhanden.

Consalvo. Dem Tiger! = So ist der Tiger euer Gott? — Der ist sehr böse.

Yariko. Freilich ist er es, und nur zu böse; er zerreißt alles gleich. — Aber es giebt noch Götter, die weit schlimmer sind.

Fernando. Und wer sind diese? —

Yariko. Sie sind schier gemacht, wie ihr. Haben aber lange Röhre; — sie speien Feuer aus, und haben alle unsere Nachbarn schier umgebracht; wenn sie nur nicht zu uns auch kommen. — Unser Tiger ist bei weitem nicht so grausam; dieser frißt nur einen, oder zween, um sich den Hunger zu stillen; — diese bringen aber nach dem Tausend gleich um.

Consalvo. Was du uns sagst? — Diese Götter sind freilich zu fürchten.

Yariko.

Yariko. Aber hört! — Ihr seyd ganz erstaunt. — Sind denn in eurem Lande keine so schlimme Götter? —

Consalvo. Nein! Die unsrigen sind sehr gütig.

Yariko. Gütig! — O da möcht ich auch seyn, so dürften wir keine Fremde mehr opfern. — Aber ist euer Land in allem wohl so gut? — Hat es auch Früchten? — —

Fernando. Im Ueberfluß; und noch tausend Bequemlichkeiten.

Yariko. Was? — Ihr habt Früchten? — Ihr habt zu essen, und setzt euch der Gefahr aus, auf die See zu gehn? — Was sucht ihr denn in andern Ländern, wenn ihr nicht zu essen sucht? — —

Consalvo. Wir suchen unsern Gewinnst; wir suchen Gold.

Yariko. Ist das Gold gut zu essen, weil ihr so weit darum reißt? — —

Fernando. Bestes Mädchen! Das Gold kann man ja nicht essen. — Es ist ja nur Metall. — —

Yariko. Konntest du mir kein's sehen lassen? —

Fernando. Hier ist eins.

Yariko. Wie das glänzt! — Aber zu was taugt das? —

Conſalvo. O zu tauſend Sachen. Hält'ſt du denn dieſes Stück in keinem Werth?

Yariko. Mir gefällt es wohl; — aber das Leben hat doch auch einen Werth, — und um ſo ein Stück möcht ich es nicht der Gefahr ausſetzen.

Fernando. Wenn es dich aber dein Leben durch glücklich machen könnte? —

Yariko. Glücklich! — Was nennt ihr Glück? —

Fernando. Wenn man in einem Stande iſt, der uns über die gemeinen Bedürfniſſe hinausſetzt, und wenn wir uns alles das Nothwendige leicht ſchaffen können.

Yariko. O zu dieſem hab' ich ſo ein Stück nicht vonnöthen. — Die Bäume geben mir Früchte, — die Quelle Waſſer, eine ſchattigte Höhle den Aufenthalt, und dieſe ſchöne Gegend das Vergnügen. — Hier hab' ich alles, ohne das nöthig zu haben, was ihr Gold nennt.

Kann Gold die Luſt dem Herzen geben
Erſetzt es mir auch die Natur
Iſt es ſo ſchön, als dieſe Flur,
Und giebt es Wonne meinem Leben?

Sagt

Sagt mir, ob Gold, das ihr so liebt
Zufriedenheit und Unschuld giebt.
Und ist es herrlicher,
Wo nicht, so ist für meine Seele
Der Baum, die Flur, die heitre Quelle
Weit reizender.

Fernando. Unschuldiges Kind! — Du redest wohl wahr. — Vater! — haben diese Leute unsere Denkungsart nöthig, um glücklich zu seyn? —

Yariko. Kommt, kommt meine lieben Leute! — Ich will euch da eurer Wohnung zuführen. — Es ist eine schöne Höhle. — Ruht in selber aus — und ich werde euch hernach schon Früchte bringen. — Kommt! — (Sie läßt den Korb mit den Früchten stehn, und führt die Fremden ab.)

VI. Auftritt.

Pedril.

(Sieht sich ganz schüchtern aus der Höhle herum.)

Das war eine Angst! — Die verwünschten Wilden! — Nein! — Diese Herrn dürfen uns keine Ankunftsvisite machen. — Ich möchte nur wissen, wie sie der Geyer hieher geführt hätte. Aber — (Er sieht den Korb)

Heisa! Da ist der Korb. — — O sein ganz gehorsamer Diener! — — Das wär' ein Besuch! Aber warum so allein? — — Das sind schöne Früchten — und das — — das ist gar eine Art von Brod. — — Was das gut ist! — — Jtz bin ich schon wieder ausgesöhnt mit der Jungfer Yariko. — — Das lose Mädchen! — — Jch glaub', sie hat uns gar spassen wollen. — Kommen Sie, Herr Korb da mit mir! — — Doch nein . . . . . hier unter diesen Baum könnte ich mich wohl allein unterhalten, und das Frühstück unter zwey Augen verzehren. — — Herr Jnkle, ihr gehorsamer Diener! — — Bleiben sie schön ruhig in ihrer Höhle! — — Ja ja! Der Pedril ist kein Narr! — Jch hab' es wohl gemerkt. — Da hätte er mich so hübsch allein hinausgeschickt, um zu sehen, ob die Wilden nicht mehr da wären — und die Wilden hätten mich schön allein auffressen können. — — Nein! nein! — Das Ding geht nicht so an, wie man meynt. — Er muß dafür bestraft seyn. — — (Er ißt) Das schmeckt! — — Jch hab' doch immer gehört, daß unter jedem Himmel gut essen ist — und das ist wahr. — —

Bey den Wilden, bey den Mohren
Auf den Inseln, auf dem Meer',
Wie im Land, wo ich gebohren,
Wird mir stets der Magen leer
Und so viel ich izt bemerke,
Schmeckt das Essen überall.
Es giebt neuen Muth und Stärke
Auf den Bergen in dem Thal,
In den Stauden, in den Wäldern,
Auf den Hügeln, auf den Feldern,
Auf den Bergen, in dem Thal
Schmeckt das Essen überall.
Blick' ich so auf mein Geschicke,
Und auf mein Verhängniß hin
O so fühl' ich daß das Glücke
Immer will noch für mich blüh'n;
Denn die Stärke meiner Seele
War noch niemals auf der Schwelle
Sondern stets im guten Stand,
Sondern stets im guten Stand.
Nein — mit meinen guten Magen
Ewig will ich nicht verzagen,
Sondern immer lustig seyn,
Und stürmt gleich auf meine Seele
Erden, Himmel, und die Hölle,
Hag'l, Wetter, Finsternisse,
Wind, und Sturm, Kanonenschüsse,
Staub, und Hagel, Wind, und Stein,
Doch will ich stets lustig seyn;
Denn so viel ich izt bemerke
Schmeckt das Essen überall ꝛc. wie oben.

VII.

VII. Auftritt.

Jnkle. Pedril.

(Jnkle sieht schüchtern aus der Höhle umher.)

Jnkle. Pedril! — Pedril! — —

Pedril. Ja Pedril, Pedril! — Der Pedril hat mehr zu thun, als zu antworten.

Jnkle. Pedril! — — Wo bist du? — Pedril!

Pedril. Herr! — — Hier bin ich! — Da giebts Arbeit. —

Jnkle. Jst alles ruhig? — — Sind keine Wilde mehr da? — —

Pedril. Herr! Ein ganzer Korb voll! —

Jnkle. (läuft davon) So eil' Pedril! —

Pedril. Der hat Herz. — Jch muß ihm doch was zu essen bringen. — Vielleicht bekömmt er mehr Muth. — Bey meiner Treu. — Jch wollte mich gleich eine Weile mit den Menschenfressern herumbalgen, sie sollten eine Weile zu kauen haben, bis sie mich hinunter brächten. — — So kommen Sie doch, Herr! es ist alles wieder ruhig. — —

Jnkle. Auf dein Wort Pedril! — —

Pedril. Auf mein Wort! — — Zum Plunder! — Glauben Sie denn, ich werde heraußen bleiben, wenn es nicht sicher wäre? — —

Jnkle.

Inkle. Ich bin ganz matt, Pedril! — Was ich für eine Angst hatte! —

Pedril. Eine Angst. — Hi hi hi! — Nichtwahr, wenn es auf den Ernst ankömmt, so kann Ihnen auch bang seyn? — Aber kommen Sie! Hier ist Erquickung. —

Inkle. War Yarico wohl hier? —

Pedril. Ich glaube so. — Der Korb wird wohl nicht von sich selbst hieher spazirt seyn? — Aber ich weis nicht, wo der Fuchs das Diend'l wieder hin hat? — Setzen wir uns! — Da Herr! — Dieses Stück verkosten Sie! — Das ist köstlich. — —

Inkle. Hast du schon eines gekostet?

Pedril. Ob ich schon eines gekostet habe, was meynen Sie wohl? — Glauben Sie, ich bin so ein Fraß? — Aber Herr! — Ich seh' es den Speisen an der Nase an, ob sie gut sind. — Nicht wahr? —

Inkle. Es ist treflich.

Pedril. Wahrlich! — Wenn uns die Wilden gefressen hätten, so hätten wir auch kein so gutes Frühstück mehr.

Inkle. Das ist doch sehr vernünftig geredt.

Pedril. Ja warum nicht? — Es ist ja die Wahrheit. — Doch sagen Sie mir, Herr!

Herr! — Ich las einsmals, daß ein Reisender in dem Bauche eines Wallfisches eine ganze Insel antraf, und so könnten wir ja wohl auch in dem Bauche eines Wilden — —

Pedril. Mein Herr! Einst war ein großer Fisch
Ich las es so geschrieben:
Der fraß ein Schiff, kein Stuhl kein Tisch
Ist in dem Schiff geblieben.
Der Fisch — —

Inkle. Pedril! ich bitte dich
Schweig mit den Kindereien

Pedril. Mein Herr! mich däucht' ich höre noch
Die Leut im Wallfisch schreien
Der Fisch — —

Inkle. Pedril! Du zörnest mich.

Pedril. Der Fisch mein Herr! war sicherlich
So groß — — — als

Inkle. Willst du schweigen.

Pedril. Ich muß seine Größe zeigen,
So begreifen Sie es auch.
Denn mein Herr, wie ich gelesen
Ist im Wallfisch seinem Bauch
Schier ein ganzes Land gewesen.

VIII. Auftritt.

Yariko und die Vorigen.

Pedril. Das ist brav, — — Jungfer Yariko, weil nur Sie wieder da sind! — — Die Zeit war uns so lang um Sie, daß wir sie mit Ellen hätten ausmessen können. — Sie sind aber doch recht gut! — — Sie brachten uns was treffliches zu essen. — —

Yariko. Mich freu't es doch recht, wenn es euch schmeckt; euer Vorrath wird ziemlich zusammgegangen seyn. — Gestern hatten wir das Fest des Tigers — Da mußten wir alle bey dem Opfer seyn, und darum konnte ich euch nicht sehen.

Pedril. Das Fest des Tigers! — Herr! was ist denn das für ein Heiliger? — Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn im Kalender gelesen habe. —

Inkle. Thor! — — Der Tiger ist ein Thier, das die Wilden als einen Gott anbethen. —

Pedril. Ein Thier? — Und das bethen sie an? — Bey meiner Seel, Jungfer Yariko! — Es ist für Sie doch recht Schade; denn auf solche Art gehen Sie schnurstracks — Sie verstehen mich schon — zum — — — Geyer. — — —

Ha!

Ha! ha! ha! Das Ding ist recht zum Lachen!
Wie kann man einen Tiger doch zu einer Gottheit machen?
Ein Thier ein Gott? Wie fällt's nur ein
Wie können Tiger Götter seyn?
Das wär ein Gott von seltner Art
Ein Gott mit Pratzen, und mit Bart
Wo wird man dieses hören? — —
Nein Herr! Das glaub' ich ewig nicht
Wer wird ein solches Affeng'sicht
Als eine Gottheit ehren? — —

Inkle. Schweige doch mit deinem unnützen Geschwätze! — Komm Yariko! setzen wir uns an diesem Rasen. — Du wirst wohl noch eine Weile bey uns bleiben? —

Yariko. Ja — ich sollte freylich gehn; — aber ich weis nicht, was mich immer zurückhält, wenn ich bey dir bin.

Pedril. O das könnte ich leicht errathen, ohne eben ein Hexenmeister zu seyn. — Sie sind halt Mamsell Yariko! in meinen Herrn verschamerirt? — —

Yariko. Inkle! — Was will er sagen? —

Inkle. Er sagte, daß du mich lieben sollst.

Yariko. Lieben? — — Was heißt du lieben? —

Inkle.

Jukle. Lieben heißen wir, wenn wir etwas bey einer Person wahrzunehmen vermeinen, daran wir uns vergnügen.

Yariko. Diese Erklärung ist mir sehr dunkel. — Ich will dir etwas von meinen Empfindungen sagen; — urtheile du, ob es die Liebe ist. — Wenn ich bey dir bin, so bin ich vergnügt; — bin ich fern von dir, — so ist mir immer, als wenn du vor mir wärst. — Ich muß seufzen, und weis doch nicht warum — mein Herz schlägt mir dann, — und recht heftig schlägt es mir; — Dann weine ich, weil ich glaube, es könnte dir der Zeit, wo ich nicht bey dir war, was Böses begegnet seyn. — Zu Nachts sehe ich oft wilde Thiere, die dich fressen wollen, und dann schieß ich sie mit meinen Pfeilen todt. — Das freut dich hernach. — Du drückst mich dafür an deine Brust, — und dann bin ich recht vergnügt. —

Mein Busen wallt, mein Herz, das pocht
Das Blut, das in den Adern kocht
Entflammt mich Freund! wenn ich dich sehe.
Vergnügen, Lust, Zufriedenheit
Das athme ich mit Zärtlichkeit
Wann ich dich sehe.
Freund! sag mir, bist du es verg'wiß
Daß dieser Trieb die Liebe ist
So muß ich lieben.

Ein

Ein Blick von dir, was fühl ich nicht,
Sag, ob dein Busen für mich spricht
Ich muß dich lieben.

Pedrik. Beim Sapperment! — Mamsell Yariko! — Sie haben schon das rechte Gift; — wir brauchen nichts weiters mehr.

Yariko. Unterbreche mich doch nicht! — Ich habe noch lang nicht alles gesagt. — Inkle! — Eins hab' ich noch verschwiegen; — ich wünsche nur, daß du auch so empfändest, wie ich empfinde.

Inkle. Zweifelst du denn? — Yariko! —

Yariko. Wenn ich bey dir bin, und du mich an die Wangen klopfst, so zweifle ich nicht; — aber kaum bin ich eine Weile von dir, so fürchte ich schon wieder, du wirst nicht mehr an mich denken. — Arme Yariko! sag' ich oft zu mir, — wenn Inkle in die Stadt zurückkehren wird, von der er mir so oft erzählte, — o so wird er dich gewiß vergessen. — —

Inkle. Willst du denn nicht mit mir reisen, wenn ungefähr ein Schiff zu unserer Rettung hier ankommen sollte? —

Yariko. Freilich möchte ich gern mit dir reisen; aber Inkle! um alle die schönen Sachen,

chen, die du mir vorsagtest, würde ich doch nicht diese Insel verlassen, wenn es nicht um dich wäre.

Inkle. Um mich allein, gutes Kind! willst du fort? — Und warum? — —

Yariko. Ja um dich allein! — — Aber du fragst recht seltsam; — wenn du auch liebtest, so würdest du nicht lange fragen; oder empfindet ihr in eurem Lande nicht, wie wir Wilde? — — Aber weißt du wohl, Inkle! daß du eine Gesellschaft bekommen hast? — Als ich dir die Früchten brachte, traf ich zween Fremde an; sie sagten mir, daß sie heut Nacht Schiffbruch gelitten, — und ich brachte ihnen auch Früchten, und führte sie in eine Höhle. — Zu dir wollte ich sie nicht gleich führen, weil ich besorgte, sie könnten deine Feinde seyn; denn du sagtest mir ja oft, daß du Feinde hättest.

Inkle. Du hast sehr vernünftig gethan, Yariko! — Wenn sie sie aber auch Kaufleute sind, so darfst du sie ohne Gefahr zu uns bringen.

Yariko. O Kaufleute sind es gewiß. — Sie sagten mir es ja, und würden sie es wohl gesagt haben, wenn sie es nicht wären? —

Pedrli. Auf das kömmt es nicht allzeit an, Jungfer Yariko! — Denn wir reden gar oft anders, als wir denken. — — Sind sie aber, wer sie wollen; es sind ihrer nur zwey, und unser sind drey, — die Jungfer Yariko mitgerechnet; denn nicht wahr, Sie lassen uns auch nichts thun? — — So sind wir diesen Kerln allzeit gewachsen. — Wir wollen sie abschlachten. — —

Yariko. Böses glaube ich nicht, daß sie euch thun werden, denn sie sehen sehr gut aus. — Nu, muß ich sie zu euch führen! —

Inkle. Du wirst uns einen Gefallen thun, Yariko!

(Yariko läuft ab.)

IX. Auftritt.

Pedril. Inkle.

Pedril. Herr! — — Wenn dieses Mädl nicht Verstand hat, wie ein Engel, so will ich das dummste Thier von der Welt seyn; — und wenn Sie nicht mein Herr wären, bey meiner Seele! — ich müßte sie Ihnen wegkappern. — —

Inkle. O dieser Verlust würde bald ersetzt sey.

Pedril. Beym Blitz, Herr! — Es wäre gewiß nicht so bald ersetzt, als sie meynen. — — Wir dürften ganz Europa ausreisen, wir würden nicht viele solche Herzen antreffen. — — Sie haben auch recht! — warum sollten Sie mir's so glatthin sagen? — — Seine Bediente muß man nie zu seinen Vertrauten machen, und absonderlich in einer Insel, wo nur unser zween sind — da wäre es, beym Geyer, eine Gefahr, daß es der dritte innen würde. Hi hi hi! — —

Inkle. Warum sollte ich es dir verbergen, wenn ich sie liebte? — — Glaubst du denn, daß ihre Reize — —

Pedril. Daß der Henker alle Reize hätte! — — Was nützt mir ein schön Gesicht, wenn das Herz nicht gut ist. — — Ja beym Tausend Herr! — — Wenn es Ihnen um das Mädl nicht Ernst ist, so ist sie Ihnen weggeschnappt. — — Sehen Sie mich an! — Ich bin doch nicht gar ein so übler Kerl, — und in einer Insel, wo nur zwey oder drey europäische Mannsbilder sind, bin ich immer einer von den schönsten. —

Inkle. Ja! da zweifle ich gar nicht. — Wenn Herr Pedril seine Künste will anwenden, besiegt er alle Frauenzimmer.

Pedril. Das meyn' ich auch. — Vor dießmal aber will ich sie Ihnen noch lassen; — ich rathe Ihnen aber nicht, daß Sie mir dieses Mädl zum Bessen haben; das können Sie mit ihren europäischen Stadtdocken thun — die ohnehin keinen Liebhaber länger treu bleiben, als bis die Faßnacht vorbey ist. — Aber dieses Mädl da, das dürfen Sie mir nicht aufführen, — oder — Herr! — Ich schwör' es Ihnen bey meiner Seele, ich mache so einen Lärmen, daß alle Wilde zusammenkommen, und Sie lebendig auffressen müssen — —

Mancher Stutzer in der Stadt
Der noch Witz noch Tugend hat
Sagt dem allerschönsten Mädchen,
Von dem Röschen bis zum Kätchen,
Tausend dumme Sachen vor.
Liebe schwören,
Sie bethören
Ist den Stutzern einerley.
Machen Sie es doch nicht so,
Unser guten Nariko,
Herr wenn Sie das Mädchen betrügen,
Wenn Sie ihr von Treue vorlügen:
So will ich — — was will ich?
Einen solchen Lärmen machen
Mit den Händen, mit den Füssen
Daß die Wilde kommen müssen
Sie lebendig zu verzehren.

X. Auftritt.

Yariko. Conſalvo. Fernando. Vorige.

Yariko. Da ſind wir! — Umarmt euch alſo! — Hab ich dir, Inkle, nicht eine treffliche Geſellſchaft gebracht? —

Inkle. Ganz gewis, Yariko! — Und dieſes iſt nicht die erſte Wohlthat, die ich dir zu danken habe.

Pedril. Ja gewis nicht! — So lang wir hier ſind, gab uns das gute Kind zu eſſen — Wir wären ohne Sie ſchon längſt Hungers geſtorben.

Fernando. Auch uns hätte ein gleiches Schikſal treffen können ohne ihrer Hilfe.

Conſalvo. Du retteteſt alſo vier Menſchen vom Tode. — Alle ſind wir dir unſer Leben ſchuldig.

Yariko. Und wenn ihr mir das Leben ſchuldig wäret, braucht es wohl viele Dankſagungen hier? — Pfui! — Ich thue das nemliche für die Thiere, ſollte ich es nicht für euch thun? — Dem jungen Zeiſig rette ich alle Jahre das Leben; — wenn er ſein Neſt baut, ſo flechte ich Reiſer um ſelbes, und ſo enge — ſo enge, daß er mit Mühe heraus

kömt, — und so ist sein Nest vor dem Raubvogel sicher. — Findet ihr wohl was sonderliches daran? —

Fernando. Gar nicht, wenn man so ein schönes Herz besitzt, wie das deine. —

Yariko. Inkle! — Was sagt mir dieser Herr alles? —

Inkle. Er lobte dich über dein gutes Herz.

Yariko. Er lobte mich! — Wenn ich das verstehen soll, so mußt du mir auch sagen, was Loben heißt.

Inkle. Loben heißt einen gewissen Vorzug einer Person zuerkennen, wegen ihrer Vollkommenheit.

Yariko. Das versteh ich schon wieder nicht. — Aber sey es, wie es will, — wenn du mich nur liebst, was brauche ich zu verstehen, was die andern mir sagen.

Pedril. Hören Sie wieder, Herr! — Was das für eine Rede ist! — Nun sagen Sie mir, ob in London so ein Mädl zu finden. — Da zeigen Sie mir einmal eine, die nicht von allen jungen Herrn gern will gelobt werden.

Yariko. Euer Korb ist aber ganz ausgeleert. — Geduldet euch eine kleine Weile, —

ihr sollt gleich wieder was zu essen haben; — denn dieser Fremde wird auch hungern.

Pedril. Nehmen Sie aber wieder so ein Brod mit, Jungfer Yarika! — Aber potztausend! — Wie das durchaus geht! — Das Mädl kann springen! — Ich könnte sie ja kaum mit einem Postpferd einholen. — Ich mus es doch probiren, ob ich sie nicht einholen kann, sonst könnte mir die kleine Hexe das Brod vergessen. **(Er lauft ihr nach.)**

XI. Auftritt.

Consalvo. Fernando. Inkle.

Consalvo. Es wäre unnöthig, mein Freund, wenn ich dich lang über deine Ankunft in dieser Insel ausfragen wollte. — Unser Schikſal wird gemein seyn, und dich wird so gut ein Sturm an diese Ufer geworfen haben, als wie uns. — Aber wie viele Zeit bringst du wohl auf dieser Insel schon zu? —

Inkle. Es wird bereits drey Jahre seyn, daß uns der Sturm an diese Ufer warf, und daß wir von dieser Wilden, die du sahst, gepflegt werden. — Drei Tage lang lagen wir ausgestrekt auf dem Sand ohne Speise, — ohne Erfrischung. — Allgemach erwarteten

wir schon den Tod, als jählings dieses Mädchen zu uns kam, und mit Früchten uns labte. — Lange gaben wir ihr unsere Erkenntlichkeit nur durch Zeichen zu verstehen; — der tägliche Umgang aber, und ihr Herz lernte ihr unsere Sprache, die sie, wie du gehört hast, ziemlich wohl redet.

Fernando. Hast du die Zeit durch, mein Freund! nie einige Schiffe zu Gesicht bekommen, die vor diesen Ufern vorbei segelten? —

Inkle. Nein! — Die ganze Zeit dieser drei Jahre sah ich kein einziges, ausgenommen etwelche Nachen, auf welchen sich aber nur die Wilden von den benachbarten Küsten glaublich wieder die Verfolgungen der Spanier retteten.

Consalvo. Es ist doch wunderlich, daß dich eine so lange Zeit hindurch die Barbarn in Ruhe liesen.

Inkle. Dies habe ich dem wilden Mädchen zu danken. — Sie zeigte uns die Wege genau an, wie weit wir uns von unserer Höhle entfernen dürften, ohne von den Wilden bemerkt zu werden, und wir kommen ihrem Rathe treulich nach. —

Fernando. Die Menschenliebe dieser Wilden setzt mich ganz in Erstaunen. — Du warst

also in Gesellschaft eines solchen Mädchens diese drei Jahre hindurch nicht so unglüklich.

Inkle. Aber glüklich — war ich wahrhaftig auch nicht. — Was kann eine Wilde zu dem Vergnügen eines Europäers beitragen? — Sie machte mich den Verlurst der europäischen Frauenzimmer nur mehr bedauern.

Consalvo. Wenn du nichts vermisseſt, als den Verlurst der europäischen Frauenzimmer, so vermisseſt du wahrhaftig wenig. — Die Gesellschaft dieser liebenswürdigen Wilden übertrift in meinen Augen den Werth der Gesellschaft mancher Europäerinn.

XII. Auftritt.

Pedril. Vorige.

Pedril. (lauft athemlos einher) Wir sind verlohren! — Alle sind wir verlohren! — Das verwünschte Brod! — Ich entfernte mich zu weit, als ich das Mädchen verfolgte; die Wilden wurden mich gewahr, und hauffenweiß rannten sie mir nach. — Sie werden uns gewis einholen. — Retten wir uns in unsere Höhle! —

Consalvo. Rüsten wir uns zur Gegenwehr! —

Pedril. Zur Gegenwehr! — Das behüt' Gott! — Mit dieſen Kerln iſt nicht gut raufen. — Bei meiner Seel! — Ein einziger Blik von ihnen würde mich tödten.

Fernando. Es wird doch das ſicherſte ſeyn, uns zu verſteken.

Inkle. Gegen die Menge würden wir uns niemals vertheitigen können. — Kommen Sie alſo! — Ich ſehe ſchon ein ganzes Gewühl vom Staube. — Wir haben nicht zu verweilen. — —

Pedril. Ach! nun ſind wir alle verlohren
Die Wilde, die kommen ja ſchon.
Inkle. Wie? hat ſich das Unglük verſchworen
Iſt dieſes mein Schikſal, mein Lohn?
Pedril. Mir däucht ſchon, Sie hab'n mich bei'm Naken
Inkle. Du Thörichter! willſt du dich paken.
Conſalvo. Komt eilen wir eilend davon!
Fernando. Nein fliehen wir in dieſe Höhle
Pedril. Sie kommen ſchon, bei meiner Seele.
Sämtl. Komt! eilen wir eilend davon.

XIII. Auftritt.

Azor, Zerim und Wilde.

Azor. Hier däucht mich, daß er zukannte.

Zerim.

Zerim. Er wird uns nicht entwiſchen.

Azor. Hier ſind Fußſtapfen. — Sie gehn dieſer Höhle zu. — Holla! — Folgt mir! — (die Wilde eilen in die Höhle hinein).

Ende des erſten Aufzuges.

* * *

Zweiter Aufzug.

I. Auftritt.

(Inkle, Pedril, Fernando und Conſalvo als Gefangene. Die Wilden führen ſie gebunden aus der Höhle. Conſalvo vertheitigt ſich noch gegen Azor mit dem Schwert; Azor ergreift ihn aber mit einer Hand bei dem Hals, mit der andern fällt er ihm in den Arm).

Azor. Vertheitige dich nicht, oder du biſt des Todes! —

Conſalvo. (der den Säbel zu ſeinen Füſſen wirft.) Hier, Barbaren! — Sättigt euch mit unſerm Blute!

Azor. Verſchone uns mit dieſen Ausdrüken, Unmenſch! Euch iſt der Name der Barbarn eigen. — Welch eine Wuth führte euch bis in dieſe entlegenſte Gegend, um uns aufzuſuchen und zu erwürgen! — Verräther!

Soll

Soll dieſer verborgenſte Aufenthalt uns nicht wider eure Verfolgungen ſchützen können? — Glaubſt du wohl, daß du mir unbekannt biſt? — Wiſſe! ich bin einer der Flüchtlinge, die ſich von der benachbarten Gegend in dieſe Inſel zurükzogen, um eurer Wuth zu entrinnen. — Zween meiner Brüder ſanken von den Eurigen durchbohrt an meiner Seite — und tauſend meiner Freunde ſah ich bei meinen Füſſen ihre Seele aushauchen. — Mich däucht ich höre noch ihre ſterbende Stimme. — Sie ſchrien mir Rache zu, — und dein Blut — dein Blut ſoll ſie befriedigen! — Welch eine Verwegenheit aber führte dich in dieſen verborgenen Ort, uns aufzuſuchen? = Was wollteſt du thun? — Sprich! —

Conſalvo. Ein unglüklicher Sturm ließ unſer Schif an euren Klippen ſcheitern, — und dieſer Zufall brachte mich an dieſe Ufer.

Azor. Unſere Schutzgötter, wollteſt du vielmehr ſagen, waren es, die eure Flotte zertrennten, und mit mächtigem Schutz euren Untergang wollten.

Conſalvo. Misbrauche das Wort der Götter nicht, Barbar! — Der Gottheit Schutz verdienen keine Abgötterer.

Azor. Die Götter wachen über das Wohl jeder Menschen, und wenn je diese Götter gerecht sind, so müssen ihre Donner euch Frevler zerstören. — Aber du, der du mit deiner Gottheit dich brüstest, sag, welcher Gott fodert von euch Millionen Menschen zu seinem Opfer? — Nenn' mir diesen Gott, wenn du kannst — der euch geheut, Schwüre zu machen, und sie wieder zu brechen, Altäre zu bauen, und sie mit dem Blut unserer Inkas zu färben — nenne mir ihn, ohne den ganzen Himmel zu lästern! — Ohne daß dich die Götter mit ihrem Donner zermalmen, und ich werde die Tempel des Tigers einreissen, — und der Sonne keinen Weihrauch mehr streu'n. — Aber du schweigst! — Elende! — Die Wuth unsere Schätze zu rauben, — ist eure Gottheit. — Sprich! — Aber was will ich mich lang mit diesem Elenden aufhalten. — Geh! Dein Tod ist beschlossen. — Zerim! — Führe mir dort diese zween Gefangene her. —

(Inkle und Pedril werden hervorgeführt.)

Azor. Wer bist du? — und wie kamst du hieher?

Inkle. Ich bin ein Kaufmann; — ein Sturmwind schlug unser Schif an diesen Felsen entzwei, — und ich weis nicht, welch ein

Zufall

Zufall mich und diesen Menschen an das Ufer brachte. — Drei Jahre lang bewohnen wir wirklich diese Höhle dort. — Wir würden diese Zeit hindurch zwar Hungers gestorben seyn; aber eine Wohlthätige —

Pedril. Um Himmels willen, Herr! Sie müssen nicht sagen, daß das wilde Mädchen uns zu essen brachte; — es könnte ihr vielleicht auch den Kopf kosten.

Zerim. Schweige mit deinem Murmeln! — —

Pedril. Ihro Gnaden, gnädiger Herr! den Augenblik! — Ich hab meinem Herrn nur darauf helfen wollen, daß wir bald Hungers gestorben wären, wenn nicht eine wohlthätige — wohlthätige — wohlthätiges Krokodil — —

Azor. Was schwätzest du von einem wohlthätigen Krokodil? —

Inkle. Nein! — eine Wilde —

Pedril. Ja, das ist es eben, was ich sagen wollte, eine wilde Krokodil war es, dem wir täglich die Eier ausnahmen. —

Es gieng ein grosses Krokodil
Am Ufer einst spazieren.
Da gieng ich hin; ganz in der Still
Es auszuspioniren.

Ich sah ein Ey
Und suchte noch,
Und fand noch zwey
In einem Loch,
Die ich zu mir genommen.
Wir fressen sie. Auf solche Art,
Bei meinem Bart!
Sind wir entkommen.

Azor. Ihr nahmt dem Krokodil die Eier aus; — und zu was? —

Pedril. (bei Seite) Ich mein' — ich mein', — es sollen die Krokodile kein Ei legen; — Ja, gnädiger Herr! wir nahmen sie aus.

Azor. Zu was Ende sag ich dir? —

Pedril. Um selbe zu speisen.

Azor. Lügner! — Ihr sucht uns zu täuschen. — Auch ihr seyd von der Zahl unserer Feinde, — ihr seyd Spanier. — Durch Blendwerke könnt ihr uns nicht täuschen. — Geht, und erwartet den Tod.

Pedril. Nein! — Beim Gott Tiger! — Gnädiger Herr Wilde — wir sind keine Spanier. — Wir haben Sie ja in ihrem Leben nicht beleidigt. — Ich konnte schon von Mutter Leib aus kein bloßes Schwert sehen. — O Gnade! Gnade! — —

Azor. Führt ihn ab! — Und du, junger Mensch! wer bist du? —

Fernando. Ein Spanier, und diesem Namen nach dein Feind. — Für mich aber bin ich jedem Menschen Freunde; — wirst du wohl allein wollen, daß ich nicht der Deine seyn soll? —

Azor. Du hast Standhaftigkeit, Jüngling! Aber wie komst du hieher? —

Fernando. Wie dir der Mann dort erzehlte, der mit mir zu Schif war, und auch ein Spanier ist.

Zerim. Wenn ich mich nicht betrüge, Azor, so entdeke ich —

Azor. Ich weis, was du sagen willst, Zerim, aber stille — Sag mir Jüngling! weißt du wohl, daß du sterben mußt? —

Fernando. Ich dachte es mir, aber vor gewis konnte ich es vor deinem Ausspruch nicht wissen.

Azor. Du scheinst aber ganz ruhig zu seyn.

Fernando. Ich wüßte nicht, warum ich unruhig seyn soll.

Azor. Sag mir, was bewog euch, mit so vieler Grausamkeit gegen uns zu wüten? —

Fernando. Ich bin ein junger Soldat, der ſtreiten muß, ohne die Urſache zu wiſſen. Es iſt zwar wahr, das Verfahren meiner Landsleute ſchien mir immer grauſam, und ich hatte oft Mitleiden mit euch.

Azor. Du hatteſt Mitleiden mit uns, und biſt ein Spanier.

Fernando. Ja! aber zugleich auch Menſch.

Zerim. Sag mir, warſt du nie in einem Treffen wider uns?

Fernando. Ein einzigesmal.

Azor. Und haſt du viele von uns erlegt?

Fernando. Nein! ſo unglüklich war ich nicht.

Zerim. Du nennſt dieſes Unglük? —

Fernando. Iſt es nicht Unglük für einen Menſchen, ſeines gleichen zu erwürgen? —

Azor. Sag, ſchonteſt du nicht einmal zween Wilden, als der Befehl war, uns alle aufzureiben? —

Fernando. Es mag ſeyn; — aber das nemliche hätte wohl können ein anderer auch gethan haben.

Zerim. Aber was gaben dir dieſe Wilde zum Dank? —

Fernando. Das Vergnügen, ſie leben zu ſehen.

Azor. Das ist sehr wenig. — Sie waren dir mehr schuldig.

Fernando. Schuldig? — Nein gar nichts. — Ich wüßte nicht, warum man mir eine Handlung vergelten sollte, die eine Pflicht der Menschheit war.

Muß man Thaten für die Menschheit
Immer lohnen.
Menschen schonen
Ist ja selbst Zufriedenheit.
Wir sind Menschen; es ist Pflicht
Uns zu lieben
Tugend üben
Fodert keinen Danke nicht.

Zerim. Und wo glaubst du wohl, daß diese Wilde nun seyn werden?

Fernando. Wie ich hoffe, so werden sie sich sicher geflüchtet haben.

Azor. Wünschest du nicht, daß sie zuweilen an dich dächten? —

Fernando. Es ist mir genug, wenn sie nur zuweilen denken, daß nicht alle Spanier grausam waren.

Zerim. Haltest du uns wohl einer solchen Denkungsart fähig? —

Fernando. Warum nicht? — Seyd ihr denn nicht auch Menschen? —

Azor.

Azor. Du bist der einzige, glaub' ich, der uns für Menschen hält, denn bisher begegnete man uns wie den Thieren.

Zerim. Traust du dir zu betheuren, daß du noch nie Blut von den Unsrigen vergossen hast? —

Fernando. Zu betheuren — wißt ihr wohl, was Betheuerungen sind?

Azor. Wenn man die Götter zu Zeügen ruft.

Fernando. Und was haben die Schwüre bei euch für Folgen? —

Azor. Daß sie unverletzlich gehalten werden und wahr sind.

Fernando. Ich betheuere es bei der Gottheit, die ich anbete; aber betheuert auch ihr mir die Bitte zu gewähren, die ich an euch thun werde? —

Azor. Ich betheuere es auch.

Fernando. Gut! — So schonet diesen Spanier, denn er ist mein Vater, — und laßt mich allein sterben.

Zerim. Er soll leben! — Laßt ihn frei!

Azor. Und du, Jüngling! lerne die zween Wilden kennen, die du so grosmüthig verschontest. — Azor und Zerim sind es bei deinen Füssen — (Azor und Zerim fallen Fernand zu Füssen).

Fer-

Fernando. Meine Freunde! — Erhebt euch! — Was soll diese Erniedrigung? —

Azor. Nein! Dies ist eine Gewohnheit bei uns, die wir nur der Sonne bezeigen, und demjenigen, der sich ihr gleich macht.

Fernando. Was willst du durch das sagen.

Azor. Daß sie eine wohlthätige Gottheit ist, und daß der Mensch sich bis zu ihr erhebt, wenn er es auch ist. —

Consalvo. Ihr verehrt aber auch den Tiger. —

Zerim. Ja, aber nicht wie die Sonne; dieser ist nur bei uns mächtig, und wir geben ihm Opfer, um ihn zu versöhnen, weil wir glauben, daß er uns nur zur Strafe der Laster zerreißt, und darum opfern wir ihm unsere Feinde.

Fernando. Und warum das? —

Azor. Weil wir es für das größte Laster halten, wenn die Menschen sich feind sind. —

Zerim. Azor, du weißt unsere Gewohnheit. — Verweilen wir aber nicht, und hinterbringen wir diese freudige Nachricht dem Casik.

Azor. (zu einem aus den Wilden.) Ihr bindet unterdessen diese zween Fremdlinge an die

Bäu-

Bäume, — und begleitet uns zum Caſik, — denn, der dem Geringſten von uns wohlthut, iſt der Freund unſers Beherrſchers. (gehn ab.)

II. Auftritt.

(Inkle und Pedril, jeder an einen Baum gebunden, und von einem Wilden bewacht.)

Inkle. Du verwünſchter Schwätzer! — Du biſt Urſache an unſerm Unglücke.

Pedril. Ich Herr! — Nein, ich bey meiner Seele nicht!

Inkle. Ich wollte, daß du erſtickt wärſt, mit deinem Krokodil.

Pedril. Das hab' ich mir wieder gedacht — Sie wären brav geweſen — ja wahrhaftig, recht brav. — Sie ſorgen ſich nur um Ihren Kopf, — um das arme gute Mädchen, das uns ganze drey Jahre zu eſſen gab, — um dieſe hätten Sie ſich weiter nicht viel bekümmert.

Inkle. Was würde ihr wohl übles begegnet ſeyn, wenn ich geſagt hätte, daß ſie uns allzeit zu eſſen brachte? —

Pedril. Es hätte ihr weiter vielleicht nichts als das Leben koſten können. — Die Wilden würden ihr ihre Gutherzigkeit ausgetrieben haben. —

Inkle. Was wär's hernach gewesen? — Wir hätten sie ja nicht mehr nöthig gehabt.

Pedril. Ah pfui Teufel! — Das ist doch schön gedacht, — wenn man einem so lange Gutes thut. — Bey meiner Treu! — Ich bin ein schlechter Kerl, — aber so könnte ich doch nicht denken. — —

Inkle. Lasse mich mit Ruh mit deinen verwünschten Anmerkungen, oder — — —

Pedril. Oder was? — — Hätten Sie nicht Lust, mir über das Maul zu fahren? — Nur her da? — — Warum gehen Sie denn nicht? — — — Nicht wahr? Aus der nämlichen Ursache, warum ich nicht zu Ihnen gehe. — Ja, ja — es ist ganz natürlich. — Der gute Pedril hätte bey Ihnen auch einmal einen schönen Dank zu hoffen. — Es ist so gut, daß es aus wird. — — Aber die verfluchten Kerl! — — Meine Arme! — — Wie sie mich banden. — He! — du Wachter! — geh', lasse mich ein wenig auf! — — Herr! — Der Kerl hört ja nicht. — — Du! — Du!

Inkle. Schweige doch! — Glaubst du denn, daß alle unsere Sprache verstehen? —

Pedril. Warum nicht? — — Die andern parlirten ja ganz wohl.

Inkle.

Jnkle. Weil ſie aus der benachbarten Gegend ſich hieher flüchteten, wo ſie mit Leuten umgiengen, die unſerer Sprache kündig waren.

Pedril. Aha! — Aber vielleicht gieb ich ihm ſeinen rechten Karakter nicht, — denn da iſt es gar gar leicht geſchehen, daß man keine Antwort bekömmt. — Jch hatte einen Freund, Selvo mit Namen, der war Korporal, — und ſo oft ich ihn hernach Selvo nannte, gab er mir keine Antwort. Freund Selvo! — nichts. — Herr Selvo! — nichts. — Herr Korporal mußt ich ſagen. — Dieſer Kerl könnt' wohl auch ſo hoch avancirt ſeyn. — Wohlan! — Herr Korporal! — Herr Feldwaibel! — zum Teufel! höher kann er ja doch nicht avancirt ſeyn, weil er noch wachſteht.

Jnkle. Kannſt du denn nicht einen Augenblick ſtill ſeyn. — Jch habe itzt andere Sachen zu denken.

Pedril. Wie man lebt, ſo ſtirbt man. — Jch muß mich itzt unterhalten, daß ich an den Tod nicht denke. — Herr! was glauben Sie wohl, daß die Wilde für eine Speiſe aus uns machen werden? — Sie ſind nicht gar fett; — Sie werden ſchon das Voreſſen abgeben müſſen; — für einen Braten bin ich ſchon ahnſehlicher. Nicht wahr? —

Erlauben Sie mir eine Frage,
Nur daß ich noch ein Wörtchen sage;
Dann will ich gerne stille seyn.
Wird man uns wohl lebendig fressen?
Oder legt man uns halb zerrissen
Wie Hühnchen in die Brüh hinein.

Inkle. Ich wollte, daß dich — — —

Pedril. Nu, nu! ich bin schon still. — Einem jeden ehrlichen Kerl ist ja eine Frag erlaubt. — — Wenn nur dieser Kerl da reden könnte. — Aber er ist wie ein Stück Holz. — He! — Es ist alles umsonst. — — Aber — zum Glück! Itzt fällt mir eben noch was bey. — Aber ich darf nicht reden. St! st! — —

Inkle. Was ist es denn? — —

Pedril. Nichts, nichts. — Aber das wär' ein Einfall! —

Inkle. So sag' doch, Pedril! — —

Pedril. Ich darf ja nicht reden. —

Inkle. So rede! —

Pedril. Ich habe nur fragen wollen, ob Sie meynen, daß die Jungfer Yarika auch ein Stück von uns wird zum schnabliren bekommen.

Inkle. Geh! — Mit deinen verwünschten Einfällen! —

Pedril. Nur nicht böse! — Sie haben es ja selbst wissen wollen. — Aber nur noch eins, Herr! das ist gescheider — Ich weis was treffliches, daß wir auskommen könnten, wenn nur ein einziges wäre — —

Jnkle. Und was? — —

Pedril. Kommen Sie her, ich sag' es Ihnen in der Stille.

Jnkle. Ich sollte zu dir kommen? — du sichst ja, daß ich gebunden bin.

Pedril. Nu, nu! ich bin schon wieder zufrieden. — Aber glauben Sie, daß der Wilde uns nicht verstaht? —

Jnkle. Nein! — So sage nur! — —

Pedril. Nicht wahr, ich habe auch zuweilen gute Einfälle? —

Jnkle. Vortrefliche. — So sage nur! —

Pedril. Aber eine Kleinigkeit fehlt uns.

Jnkle. So sprich nur; es thut nichts zur Sache.

Pedril. So merken Sie auf! — Vor allem sollten wir nicht hier seyn, so wären wir aus aller Gefahr. — Und hernach — —

Jnkle. Jch hab schon schon genug. — Jch brauche nichts mehr zu wissen. —

Pedril. Es ist der Diskurs ohnehin schon aus, denn, dort, wie mir dünckt', kömmt der

Herr

Herr Obriſt von der löblichen wilden Kompagnie. — — Itzt wird es heißen, belieben Sie ſich — — — ſieden oder braten zu laſſen. — Nu, wie iſt Ihnen zu Muth? —

III. Auftritt.

Zerim und die Vorigen.

(Zerim giebt dem Wilden ein Zeichen, daß er ſie losmacht.)

Zerim. Hört ihr! — Aus Befehl unſers Beherrſchers muß ich euch über gewiſſe Umſtände befragen — verhält mir aber nicht das Geringſte, ſonſt iſt euer Tod der grauſamſte. — Wie lange Zeit ſeyd ihr hier? — Wer verſchaffte euch Nahrung und Unterhalt? —

Pedril. Wenn ich mich nicht irre, ſo hab' ich — —

Inkle. Schweige! oder — — —

Pedril. Wenn wir nicht bey dem Alten bleiben, Herr! ſo könnte man glauben, ich hätte gelogen.

Inkle. Da magſt du zu ſehen. — Drey Jahr ſind es bereits, daß unſer Schiff ein Sturm an dieſen Ufern entzweybrach. — Ein Balken diente uns zu unſerer Rettung; — wir kamen an Bord, aber matt, entkräftet

und

und ohne Nahrung. — Wir lagen drey Tage auf dem Sande, — bereit zum Verschmachten, — als gegen den vierten Tag ein wildes Mädchen zu uns kam, — mit Früchten uns labte, — und diesen Felsen zum Aufenthalt anwies. — Täglich seit dieser Zeit brachte sie uns —

Zerim. Genug! ich brauche nicht mehr zu wissen.

Pedril. Aber nicht wahr, Sie lassen diesem guten Kind nichts entgelten? — — Lieber wollte ich Hungers gestorben seyn, als wenn —

Zerim. Wohlthaten, die man Unglücklichen bezeigt, werden bey uns niemalen bestraft. — Dieser Zufall rettet euer Leben. — Es entdeckt sich, daß ihr keine von der Zahl der Menschenfeinde seyd, und eure Erzählung kömmt mit der, die Yariko uns machte, vollkommen überein. —

Pedril. Wie? — So hat es Ihnen das gute Mädchen schon erzählt? —

Zerim. Mit Ungestüm drang sie sich durch die Menge zu dem Thron unsers Casik, — sie warf sich zu seinen Füssen, — und hörte nicht eher zu bitten auf, bis er ihr euer Leben zusagte.

Pedril. O das beste Kind! — — —

Ihr wilde Herrn nun bitt' ich euch,
Macht mir doch keinen Narrenſtreich
Mich etwa aufzufreſſen.
Kein guter Brocken iſt an mir,
Ich bin zäh, mager, hart und dürr,
Und es wird euer Magen
Mich kaum ertragen.
Denn von dem Fuß bis ins Geſicht
Hab' ich kein fettes Bröckchen nicht.

Zerim. Wenn ich vielleicht ohne mein Wiſſen, ſagte ſie, wider unſere Geſetze gehandelt habe, — o ſo laßt mich ſterben, ſonſt hätte ich dieſen Unglücklichen das Leben gerettet, um ſie grauſamer erwürgen zu laſſen.

Pedril. O das fromme Kind! — — —

Zerim. Unſer Caſik wollte hierauf die Gewißheit von der Erzählung dieſer Geſchichte haben, und ſchickte mich, um ſie auch von euch zu erfahren, — und euch zugleich ſeine Gnade zuzuſagen.

Pedril. O das göttliche Kind! — — Mein, itzt kann ich mich nicht mehr enthalten. — Ich muß weinen — vom ganzen Herzen muß ich weinen. — Herr! empfinden Sie denn gar nichts? —

Inkle. Ich empfinde, daß ich ihr viel ſchuldig bin.

Pedril. Aber Vergebung! — — Es ſcheint gar nicht, daß Sie viel empfinden, — denn Ihre Augen ſind ſo trocken, als eine Binſe. — —

IV. Auftritt.

Yariko und die Vorigen.

Yariko. Was? haſt du es ihnen ſchon geſagt, Zerim, daß ſie frey wären? — Ich möchte meinen, warum raubteſt du mir das Vergnügen? — Inkle! Umarme mich! — Mir thut es aber recht leid, daß dir dieſer Zufall begegnet iſt. — Aber — er iſt vorbey; — du liebſt mich dennoch, nicht wahr? — Und läßt mich die Sorge, die du gehabt haſt, nicht entgelten? —

Inkle. Beſte Yariko! ich bin dir ſchon zweymal mein Leben ſchuldig. —

Yariko. Dein Leben! — Und hiefür willſt du mir Dankſagungen machen? — — Du kennſt mich noch wenig. — Was würde Yariko ohne dich ſeyn? — —

Inkle. Dir, Theure, danke ich mein Leben
Dir gute, beſte Yariko.
Yariko. Ich hab' dir Inkle nichts gegeben
Vergiß dein Schickſal und ſey froh.

Inkle. Ich kenne Mädchen, die Verdienste
Dein guter Sinn iſt mir bewußt.
Yariko. Zufriedenheit war mein Gewinnſte
Und dich zu retten meine Luſt
Beſter Inkle! —
Inkle. Beſte Freundinn! liebe, theure Yariko
Unſer Glücke
Yariko. Dein Geſchicke
Beyde. Machet meine meine Seele froh.

Pedril. Beym Sapperment! Mamſell Yariko! Sie können ſich noch Zärtlichkeiten genug ſagen. — Reden Sie einmal mit mir nur auch ein Paar Worte, — denn mein Leben iſt ſo gut ein Leben, als das ſeinige. — Ich bin Ihnen ſo viel ſchuldig als mein Herr. — — — Mein Herz ſagt mir recht vieles, was ich Ihnen ſagen ſoll, — aber meine Zunge iſt ein wenig ungeſchickt. — Ich kann es nicht recht für einander bringen — — es iſt aber doch ſo. — In meinem Leben werd' ich Ihr gutes Herz nicht vergeſſen. —

Yariko. (Täſchele ihn auf die Wangen.) Guter Pedril! —

Pedril. Guter Pedril! das iſt ein Wort! — Ha! Das thut unſereinem wohl. — Aber um Sie nicht zu unterbrechen, — ſollten wir wohl nicht unſere Dankſagung ſelbſt bey dem Fürſten Caſik machen? — Der muß wahrhaf-

haftig ein rechtschaffener christlicher Mann seyn! — —

Zerim. Er wird euch mit Vergnügen empfangen.

Inkle. Und bey dieser Gelegenheit, Yarko, könntest du uns zugleich das Vergnügen schaffen, die ganze Gegend zu zeigen; denn nicht wahr, wir dürfen ungehindert uns sehen lassen? —

Zerim. Ihr habt nichts mehr zu befürchten.

Yarko. Inkle! — Aber du mußt mir zuvor noch eines versprechen, — und das mußt du mir nicht abschlagen.

Pedril. Wer wird denn Ihnen was abschlagen können?

Inkle. Ich sage dir alles zu Yarko!

Yarko. Gut! — So wisse, ich habe noch einen alten Vater, — aber sehr alt ist er — und diesen mußt du mir besuchen. — Du wirst finden — er ist recht gut. — Von Jugend auf sagte er mir; — sey mitleidig mit Unglücklichen, und die Götter werden es mit dir seyn; — und seit der Zeit besuchte ich oft das Ufer, und wünschte mir, Unglückliche zu finden, — damit ich ihnen Gutes thun könnte. — — Wenn dich nun mein Vater sehen sollte, — o wie wird er sich freuen.

freuen. — Aber du mußt ihn auch lieben. — Nicht wahr, Inkle, du liebst ihn schon? — Ich kann den Augenblick kaum mehr erwarten, wenn er dich sehen wird. — Der beste Vater! — Komm! — Komm! — Eilen wir! — — Doch höre —

Wie zärtlich ist mein Vater nicht,
Wenn er in seinem Silberhaare
Gebeugt schon durch die Last der Jahre
Von Gütigkeit und Liebe spricht
Die Eintracht, die Zufriedenheit
Des Frommen Lohn, des Guten Glücke
Malt sich in seinem sanften Blicke
Durch eine stille Heiterkeit.

(Inkle und Yarikо ab.)

V. Auftritt.

Zerim. Pedril.

Pedril. Warten Sie ein wenig, Herr Kapitain! — Wir müßen nicht so gleich hinten drein gehen. — Verliebte haben beständig was Geheimes zu sprechen, und ich möchte Sie noch gern um vieles fragen, wenn ich bey dem Fürsten Casik die Aufwartung mache. — Vor allem sind Sie so gut, und sagen mir, wie Sie heißen, denn ich weis nicht einmal ihren Namen.

Zerim.

Zerim. Ich heiße Zerim.

Pedril. Zerim — ganz allein. — Nichts davor, — nichts darnach. — Das geht mir nicht ein. — Giebt es in Ihren Lande keine Ehrentitel? — —

Zerim. Ich werde dir auf das hart antworten können, weil ich nicht weis, was du unter diesem Ehrentitel verstehst.

Pedril. Ich will Ihnen gleich deutlicher die Sache machen. — Ehrentitel — sind halt gewisse Ehrentitel, — das ist, Titel, womit man einen beehrt, — und damit ich Ihnen die Sache recht klar mache, mit einem Wyrt: — Ehrentitel.

Zerim. Nun verstehe ich dich so wenig als zuvor.

Pedril. Wenn ich nur wüßte, wie ich mich expliziren soll. — Aber itzt fällt es mir bey. — Nicht wahr, der Tiger ist einer Ihrer Götter? —

Zerim. Ja!

Pedril. Nun! — Der Gott und der Tiger — sind eins; nämlich: der Gott Tiger — Tiger Gott. — Das Wort Gott ist nun der Ehrentitel vom Tiger. — So ist es. — Verstehen Sie mich? —

Zerim. Es ist deutlicher. — Nein solche Beynämen haben wir nicht.

Pedril.

Pedril. Wer iſt denn bey euch der Vornehmſte im Lande? — —

Zerim. Der Caſik.

Pedril. Und nach dem Caſik — — —

Zerim. Sind wir alle gleich.

Pedril. Ihr müßt euch doch wieder unterſcheiden.

Zerim. Durch nichts, als durch gute Handlungen. — Wer das Jahr hindurch am beſten handelt, der wird mehr, als die andern geehrt.

Pedril. Das iſt recht brav. — Da hat doch ein ehrlicher Kerl auch Hoffnung weiter zu kommen. — Das gefällt mir. — — Aber was will ich ſagen? — Geh! hilf mir ein wenig darauf! — Ich möchte dich um ſo vieles fragen. — — Mit Erlaubniß alſo! — Wie muß ich es machen, wenn ich zu dem Caſik komme? —

Zerim. Du machſt ihm eine tiefe Verbeugung, — und weil du mit ihm nicht ſprechen kannſt, ſo bezeige deine Dankbarkeit mit Zeichen, — und er wird dich umfangen, — und dich Bruder nennen.

Pedril. Mich Bruder nennen? — — Wahrhaftig! da darf ich mir was einbilden, wenn ich ein Bruder zum Caſik bin. — Bruder

der wird er mich nennen. — Hi hi hi! — und warum das? — —

Zerim. Weil wir alle Menschen für unsere Brüder halten.

Pedril. Wahrhaftig! — Ihr müßt fleißig in die Christenlehre gegangen seyn. — — Wer lernt euch das alles?

Eure Exzk ist ein Mann,
Wie es wird in unserm Leben
Keinen mehr auf Erden geben,
Sehr nur seine Thaten an.
Welch' ein Mann!
Weil er war noch jung und klein
Muß er — — ja bey meiner Ehre!
Fleißig in der Kinderlehre
Muß er stets gewesen seyn.

Zerim. Menschen zu seyn lehrt uns die Natur.

Pedril. So muß unsere Natur recht verdorben seyn. — Wir haben hundert andere Hilfsmittel, uns noch zu verbessern — und bey jeder Gelegenheit einer menschlichen Handlung beschämt — uns oft — ein Wilder. — Aber gehn wir! — — (Gehn ab.)

Dritter Aufzug.

I. Auftritt.

(Man ſieht auf dem Meere einen Nachen ſich dem Geſtade nahen. — Er ländet an.)

Steley, und zween Bootsknechte.

Steley. Ihr ſeyd doch recht unvorſichtig, ſich auf eine ſo lange Reiſe nicht mit mehr Waſſer zu verſehen.

Erſter Bootsknecht. Wer hätte aber wohl auch vorſehen können, daß zwey Tonnen entzweyſpringen würden.

Steley. Und das iſt wiederum eure Schuld. Wäre die Tonne richtig befeſtigt geweſen, ſo wäre ſie nicht entzweygeſprungen.

Zweyter Bootsknecht. Der Schade iſt ja nicht ſo groß. Wir bekommen hier ſchon wiederum Waſſer.

Steley. Und das wird eben eine ſtarke Frage ſeyn. Ich kann mich nicht erinnern, ſo lang ich ſchon zu See bin, hier einein zigesmal Waſſer geſchöpft zu haben.

Erſter Bootsknecht. Das glaub' ich wohl. Es wird Ihnen um dieſe Revier niemals ausgegangen ſeyn. Ich weis es wohl, wo man ſonſt gewöhnlich Waſſer ſchöpft; aber wer

hätte

hätte dieſen Zufall wohl vorgeſehen? — Unterdeſſen war doch richtig, was ich ihnen ſagte, daß hierum Land wäre, und Sie wollten es auch nicht glauben.

Zweiter Bootsknecht. Daran hab ich wohl nie gezweifelt, denn ich kann mich noch wohl erinnern, daß vor fünf Jahren uns einmal ein gewaltiger Sturm hieher trieb — wir hätten bei nahe geſcheittert. — Wir ſtiegen als es wieder ruhig war an Bord, und ich weis es noch ſehr wohl, — wir trafen Waſſer an.

Steley. Von wem ſollte wohl dieſe Inſel bewohnt ſeyn?

Erſter Bootsknecht. Ich glaub von Niemanden, denn ſie iſt ganz wüſt, und ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich einmal davon was gehört habe. Sie iſt von der gewöhnlichen Seeſtraſſe zu weit entfernt, weil uns aber eben das Waſſer mangelte, und wir allem Anſehn nach in etwelchen Tagen eine Meerſtille befürchteten, ſo dachte ich, daß es doch beſſer wäre, wenn wir hieher ſchifften, um uns mit friſchem Trunk zu verſehen.

Steley. So geht, und verſäumt euch nicht, ich will hier euer warten.

Die Bootsknechte steigen in den Kahn, und fahren fort.)

Erster Bootsknecht. Hier — fahr' ein wenig weiter hinab, denn mich däucht, die Quelle ist ausserhalb dem Felsen.

II. Auftritt.

Steley. Inkle. (geht tiefsinnig einher.)

Steley. Hier kömt wer. — Dieser ist gewis ein Unglüklicher, den ein Sturm hieher trieb. — Ich will ihn nicht zu gäh' überraschen.

Inkle. Soll denn mein Schiksal beschlossen haben, daß ich meine Tage an diesem Ort verleben soll? — Unglüklicher Inkle! — Soll ich London nicht mehr sehen, um mein ganzes Glük der Liebe einer Wilden aufzuopfern? — Wie wenig Reize haben doch alle diese ihre einfältige Schönheiten für ein Herz, das gewohnt ist, grosse Städte zu sehen. — Ja sehr wenig Eindruk macht selbst dieses Mädchen auf meine Seele! — O London! — London! — Hat wohl das Verhängnis meine Verzweiflung, und meinen Untergang beschlossen! —

(Steley, der den Inkle gähling überraschr.) Keines von beiden, Unglüklicher! — Ein Zufall schikte mich in diest Insel, dich zu retten.

Inkle.

Inkle. Um mich zu retten? — Welch ein wohlthätiger Schutzgeist führte dich hieher, — mich meinem Elende zu entreissen! — O was fühle ich in diesem Augenblik! — Göttlicher Mann! Laß dich umarmen! Ich kann dir die Grösse meiner Freuden nicht schildern. — Wer bist du? — Wie kömst du hieher? —

Steley. Durch einen Zufall. — Wir hatten frisches Wasser nöthig. — Wenn ich mich aber nicht betrüge, mein Freund, so ist es heut nicht das erstemal, daß ich dich sah.

Inkle. Auch mich däucht, daß mir deine Züge nicht so unbekannt seyn sollen.

Steley. Warst du nicht in London? — Kanntest du nie einen gewissen Steley? —

Inkle. Du bist Steley? — Mein Freund? — Ich habe dich schon lange für todt gehalten. — Wie gieng es dir denn? —

Steley. Ich verspare es mir auf eine andere Stunde, dir die ganze Geschichte meines Lebens zu erzehlen. — Itzt will ich dir nur so viel sagen, daß ich bereits seit langer Zeit die Kaufmannschaft verließ, und seit dem befinde ich mich treflich wohl.

Inkle. Aber was machtest du denn seit der Zeit, daß du die Handelschaft verliessest?

Steley. Ich bin kein Kaufmann, — aber — ich handle doch — vormals mit Waaren, — — itzt mit Menschen. — Aber das unter uns gesagt.

Inkle. Mit Menschen? —

Steley. Ja, mit Menschen. — Ein Zufall führte mich einstens nach Barbados, und ich fand, daß man dort mit dem Sklavenhandel glüklich war. — Ich bekam auch Lust, und seit der Zeit sieh' ich ziemlich wohl. — Wie gieng's aber dir?

Inkle. Armselig genug, wie du siehst. Ich durchkreuzte das Meer, stund tausend Gefahren aus, und scheiterte endlich an einer Klippe; — brachte drei ganze Jahre in dieser wilden Gegend zu, und komme endlich ärmer zurük, als ich ausreißte.

Was nüzen mir nun Mühe und Sorgen?
Ich bin verweißt.
Noch denke ich den schwarzen Morgen
Mit schüchterm Geist,
Der mich entfernt von allem Glüke
In diese Gegend stieß
Wo mich mein Schiksal und Geschike
Treulos überließ.

Steley. Das ist gemeiniglich das Schiksal der Kaufleute. In diesem Punkt hab ich

es

es viel besser und leichter. Meine Waaren kommen mich nicht zu hart an, und ich verhandle sie fast alzeit um guten Preis. — Neulich hatte ich drei Mädchen zu verhandeln — sie waren schön — und ihr Verkauf hat meinen Beutel ziemlich fett gemacht.

III. Auftritt.

Pedril. Vorige.

Pedril. Das ist nun wieder schön, Herr Inkle! daß Sie ihre Liebste so allein lassen. — Zum Geyer! Ich suchte die halbe Insel schon um Sie aus. — Aber wie? Schon wieder ein neuer Kammerad? — Wie kommen Sie zu uns, um Vergebung? — Sie sind gewis auch ein Spanier, der die vergangene Nacht Schifbruch gelitten? — Gott segne Sie! Sie sind auch aufgefressen.

Inkle. Besorge nichts, Pedril! — Dieser ist unser Erretter. Freue dich! Es sind Schiffe angelangt. Bald — bald werden wir unsers Elendes befreyet.

Pedril. Schiffe sind hier? Was, Schife? Das ist verwünscht. Eben heut, weil es uns gut geht, müssen Schiffe kommen. Ganze drei Jahre, als es uns übel gieng, ließ sich kein

kein einziges sehen. — Herr! ich weis nicht, ob ich mich freuen soll. Wir könnten wieder auf eine Insel geworfen werden, wo es uns nicht so gut mehr gieng, bei meiner Treu! —

Sceley. Wie ich hör, so sind euer mehr auf dieser Insel.

Inkle. Ja. Dieser mein Bediente, und noch zween Spanier, die die vergangene Nacht erst Schifbruch gelitten haben.

Sceley. (bei seite) Vortreflich! Diese Kerls will ich schon benutzen. (zu Inkle) Ihr werdet euch wohl gegen mir dankbar einstellen?

Inkle. Ohne Zweifel. Denn einem solchen Erretter, wie Du bist, ist man gewis vielen Dank schuldig.

Pedril. Herr! Sagen Sie mir doch einmal, was halten Sie von dem Fürst Casik? Der ist gnädig, nicht wahr? — Nun mus ich mich unterhalten, was ich der Mamsell Yarico alles sagen will. Hören Sie, ich werde ihr in ihrem Namen sagen.

Hören Sie Mademoiselle
Oder Madam Yarico,
Daß ich ihnen was erzehle:
In Europa geht es so. —

In der Kutsche auf den Straſſen
Wird mein Herr Sie führen laſſen,
Die beſpannt mit raſchen Pferden
Durch die Gaſſen rollen werden.

Quatrupedante putrem Sonitu
ru — ru — ru —

So tretten die Pferde
Schnell auf die Erde
Trip, trap, trip, trap.

Dann wird man Sie auſſer dem Wagen
Auf Küſſen und Sopha hintragen
Denn ſchäumet in goldenen Bechern der Wein
Wie fröhlich und luſtig werden wir ſeyn.

Jnkle. Schweige mit deinem Caſik! Wir haben nun wichtigere Sachen zu denken.

Pedril. Wichtigere? Jch glaubte, daß nichts wichtigers wäre, als die Liebe, — und Sie werden ja doch noch vor ihrer Abreiſe Hochzeit halten? — Jch möchte den Spas doch auch ſehen. — Ha ha ha! Dieſer Herr da wird gewis der Hochzeitbraten werden müſſen. Aber nun im Ernſt, wenn ſie reiſen, geht die Jungfer Yarika nicht auch mit? —

Jnkle. Ohne Zweifel.

Pedril. Aber Herr! kommen Sie doch noch, den Pallaſt des Kaſik zu ſehen. — Den Herrn Spaniern gefällt er treflich wohl, und

und die Jungfer Yarikо möchte wohl auch, daß Sie ihn ſäheten.

Inkle. Ich bekümmere mich viel um den Pallaſt eines Wilden. Geh! Wenn du willſt, ſo kannſt du den Spaniern ſagen, daß Schiffe da ſind, um uns zu retten. Verweile aber nicht zu lange, ſonſt laſſen wir euch ſitzen.

Pedril. Da wären wir ausbezahlt. Er denkt nicht, daß ſein Mädl auch noch da iſt. Hi! hi! — (Ab.)

IV. Auftritt.

Inkle. Steley.

Steley. Das iſt ein gut gewachſener Purſche! — Aber wie ich höre, ſo ſind ihr mit den Innwohnern dieſer Inſel ziemlich bekannt. — Und wer iſt wohl die Jungfer Yarikо? —

Inkle. Ein Zufall, den ich dir zu Schiffe vollkommen erzehlen werde, macht mir dieſe Bekanntſchaft; und Yarikо iſt eine Wilde, die uns die Zeit hindurch ziemlich gute Dienſte that.

Steley. Iſt ſie hübſch?

Inkle. Sie hat ihren Werth. Sie kann gefallen.

Steley. Ich möchte ſie wohl ſehen.

Inkle.

Inkle. Willſt du mir ſie abhandeln? —

Sreley. Abhandeln? — Ich handle zwar alles ein, aber du wirſt gewis ein Mädchen verhandeln, das dir ſo gute Dienſte erwies.

Inkle. Sie erwies mir gute Dienſte, und erwies mir auch keine, wie man es nehmen will. — Aber den beſten Dienſt erweißt ſie mir, wenn ſie dir anſtändig iſt.

Sreley. Sie müßte recht ſchlecht gebaut ſeyn, wenn ich ſie nicht um etliche Pfund Sterling anbringen wollte, und das iſt doch der Mühe werth, hierauf zu handeln.

Inkle. Ganz gewis. — Doch ſtille! — Hier kömt ſie eben. Du kannſt ſie anſehen.

V. Auftritt.

Yarko. Die Vorigen.

Yarko. Wie ich athme! — Ich kann kaum Luft holen, — ſo ſtark lief ich. — Ich wollte dich aufſuchen, und da kam mir Pedril in den Weg, — der mir ſagte, daß ein Schif am Bord wäre. — — O Inkle! Nicht wahr? du reiſeſt nicht ohne mir fort? — Ich würde ſterben! — Sag! Iſt dieſer der Herr, der das Schif brachte? Laß mir es ſehen! Wo iſt es? —

Inkle.

Inkle. Gehe nur ein wenig dem Ufer zu. du wirſt es gleich ſehen. (Yarikо geht dem Ufer zu. Zu Steley.) Wie gefält ſie dir? — Nicht wahr, ſie iſt nicht übel?

Steley. Sie iſt ihren Kauf werth. Sie hat Verſtand.

Inkle. Ohne Zweifel. Alſo um etliche Pfund Sterling mehr.

Steley. Sie ſcheint mir Empfindung zu haben.

Inkle. Deſto beſſer. Wieder um etliche Pfund mehr.

Yarikо. (die zurükkömt) Inkle, ich ſehe ja nichts. Wie das verdrüßlich iſt! Es wird ja das Schif nicht wieder fort ſeyn?

Inkle. Beſorge nichts. — Aber du biſt ja noch nicht reiſefertig.

Yarikо. Reiſefertig? — Was brauch ich dann mitzunehmen?

Inkle. Deine Koſtbarkeiten.

Yarikо. Meine Koſtbarkeiten? Die ſind ja alle da, wenn ich bei dir bin.

Inkle. Weißt du wohl noch die kleinen Steine, die du mir zeigteſt? Die bringe mit dir. —

Yarikо. O nur die Steine! Das iſt ja gar nichts. — Jzt ſollt' ich wieder ſo weit zurüke

rüke geh'n. — Es macht dir aber Vergnügen, nicht wahr? — Ich gehe gleich. — Doch verſprich mir, daß du nicht fortreiſeſt.

Inkle. O gewis nicht. — Ohne dir reiſen wir nicht fort.

Yarico. (fällt ihm um den Hals) Wie du mir lieb biſt! — Aber noch eines. — Nur das Schif möcht' ich noch gerne ſehen. — Doch — ich ſehe es ja hernach. (Lauft fort).

VI. Auftritt.

Inkle. Iſt unſer Handel nun richtig?

Steley. Ich gebe dir 20 Pfund Sterling.

Inkle. Was, 20 Pfund? — Das Mädchen iſt gewis mehr werth, als 20 Pfund Sterling.

Steley. Ich mus ſie aber itzt auf meine Koſten ernähren, und ich mus doch auch einen Gewinn daran haben.

XII. Auftritt.

Vorige. Conſalvo. Fernando,

(Kommen ganz in geheim, während daß Inkle noch mit Steley im Handel beſchäftiget iſt.)

Inkle. Sie hat Verſtand, du ſagteſt es ſelbſt. — Ich rechne ihn nur zu drei Pfund.

Con-

Conſalvo. (zu Steley) Seyd ihr wohl der Schiffer?

Inkle. Sie hat natürlichen Witz. Ich rechne ihn nur zu zwei Pfund, und etliche Guineen.

Conſalvo. Wie die Leute in ihrem Handel vertieft ſind! Fernando, unterbrechen wir ſie nicht, bis ſie uns gewahr werden.

Inkle. Empfindung beſitzt ſie auch. Dieſe will ich aber gar nicht rechnen, oder nur um etliche Pence.

Steley. Ich möchte mich nicht länger aufhalten. 30 Pfund Sterling ſollſt du haben, und dies iſt das letzte Wort.

Inkle. Ich bin zufrieden. Deine Hand.

Fernando. Iſt der Handel glüklich ausgefallen?

Inkle. Ja. Wir ſind ſchon alte Bekannte. Und wir handelten um eine Sache, die wir nicht einmal noch im Beſitz haben.

Fernando. Ganz natürlich. Ich konnt' es ſchier abnehmen. (beiſeite) Du Böſewicht.

Conſalvo. Ihr ſeyd alſo der Mann, der uns unſerm Elende entreiſſen will?

Steley. Ihnen zu dienen.

Conſalvo Gut! Eure Wohlthat ſoll reichlich belohnt werden. Wann wollt ihr aber abſchiffen? Ste-

Steley. Sobald die Bootsknechte die Tonnen werden mit Waſſer gefüllt haben. Wenn es Ihnen beliebt, ſo können wir ſehen, ob ſie noch nicht fertig ſind.

Conſalvo. O nein! Ich kann es wohl erwarten. Ich hab ohnehin noch mit meinem Sohn zu ſprechen.

Inkle. Wir wollen Sie nicht ſtören. Komm Steley! Laß uns deine Bootsknechte beſuchen. (im Abgeh'n) Wir könten wohl noch einen Handel treffen. Sag, wär' dir Pedril nicht anſtändig?

Steley. Pedril! — Warum nicht? — Der Purſch iſt nicht übel.

VIII. Auftritt.

Conſalvo. Fernando.

Fernando. Sollt ich wohl irrig gehört haben? — Sie hat Verſtand, ſagte er: ich rechne ihn zu drei Pfund. — Sie hat Empfindung: dieſe rechne ich gar nicht, oder nur um etliche Guineen. Was ſoll das alles heiſen? — Dieſe Worte, ſeine Zerſtreuung, als er uns wahrnahm, alles dieſes läßt mich glauben, daß er das gute Mädchen verhandeln will. — Was glauben Sie wohl?

Con-

Conſalvo. Ich dachte das eben. Aber was geht uns dieſe Sache wohl an?

Fernando. Was ſie uns angeht? Sollten wir dieſen Böswicht nicht in dem Augenblik — —

Conſalvo. Spare dergleichen Ausdrüke gegen Leute, die Chriſten ſind. —

Fernando. Die den Namen eines Chriſten tragen, wollten Sie ſagen, und die im Herzen Ungeheuer ſind.

Conſalvo. Gegen Barbaren und Abgötterer kann man kein Ungeheuer ſeyn.

Fernando. Gegen Barbaren! — Nennen Sie jene Barbaren, die für die geringſte Wohlthat erkenntlich ſind? — welche Unglükliche unterſtützen, und Tugend belohnen? — Wenn dieſe Barbaren ſind, was für einen Namen wird Inkle verdienen?

Wo iſt der Gott, der uns befohlen
Daß man die Menſchen morden ſoll? —
Kein Gott kann Blut von Menſchen wollen,
Denn ſein Vergnügen iſt ihr Wohl.
Nicht Gott; der Geiz gab dem Befehle,
Der Menſchen Gut und Leben raubt
Der hält in ſeiner ſchwarzen Seele
Die Laſterthaten für erlaubt.

Conſalvo. Dieſe Leute ſind zu Sklaven geſchaffen.

Fernando. Und wer giebt uns das Recht, über ſie zu gebiethen? Sind Sie nicht Menſchen? — Sind ſie nicht unſere Mitgeſchöpfe? Aber nein! — Sie ſind uns nicht gleich; denn ſo ein Sklav, wenn er auch den Staub von unſern Füſſen lekt, iſt gegen uns noch ein Gott.

Conſalvo. Mit wie vielem Eifer du dich dieſer Elenden annimſt! — Sohn! mache, daß dir dieſe Gedanken vergeh'n, wenn wir wieder zum zweitenmale hieher kommen ſollen.

Fernando. Was wollen Sie durch das ſagen?

Conſalvo. Daß wir mit der Flotte hieher zurükkehren werden, um dann mit geſammter Hand dieſe Inſel zu erobern, und alles, was ſich widerſezt, zu erwürgen.

Fernando. Gott! Sie könnten ſich wohl zu ſo was entſchlieſſen? — Sie, der Sie ſo gut als ich der Grosmuth dieſer Wilden ihr Leben zu verdanken haben.

Conſalvo. Weißt du nicht die Pflicht, ſo wir der Religion, und dem König ſchuldig ſind.

Fernando. Ja. Ich weis ſie; aber keine hindert uns, dankbar zu ſeyn. Wer einmal

vergeſſen kann, daß er Menſch iſt, o der vergißt auch leicht ſeinen König.

Conſalvo. Das ſind Ausflüchten. Sohn, wenn du aber taub zu den Befehlen der Religion, — zu den Befehlen deines Königs biſt, ſo höre die Befehle deines Vaters. — Ich will es! —

Fernando. O ſehen Sie mich zu ihren Füſſen! — Laſſen Sie ſich durch meine Thränen erweichen! — Schonen Sie dieſe Unglükliche! — Verſprechen Sie mir — —

Conſalvo. Du biſt nicht würdig, Elender! daß du mein Sohn biſt. — Sind das die Früchte meiner Erziehung? Belohnſt du ſo deinen Vater? — Ich Unglüklicher! — Mußteſt du ſo meinen Hofnungen entſprechen, die ich mir machte? Geh! Undankbarer! —

Fernando. Ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht. Hören Sie nur —

Conſalvo. Geh, und gehorche meinen Befehlen!

Fernando. Nein! ich werde ihnen nicht gehorchen. — Die Befehle eines Vaters erſtreken ſich nicht bis zum Laſter.

Conſalvo. So ſoll aller Fluch eines Vaters dich treffen, Unglüklicher!

Fer-

Fernando. Himmel! Ihr Fluch! — Rufen Sie ihn zurück! —

Conſalvo. Geh, und nenne mich nicht mehr Vater! Verlaſſe mich, Undankbarer! — Laß mich, ohne dir und mit Schande zurückkehren! — Vergiß Religion, Vaterland und König! Sey in einer einſamen Inſel der Beſchützer von Barbaren! Und wenn ich einmal wieder mit deinen Landsleuten hieher kommen ſoll, ſo ſey du der erſte, und durchſtoſſe das Herz deines Vaters. — Elender! —

Fernando. Mein Vater! — Laſſen Sie doch! — — —

Conſalvo. Nenne mich nicht mehr! — Du biſt unwürdig in dein Vaterland zurückzukehren. — Bleibe hier, und verſchmachte! — — (Geht ab.)

IX. Auftritt.

Fernando allein.

Den Fluch meines Vaters! — Ich Unglücklicher! — Aber mein Herz macht ſich doch keine Vorwürfe, ihn verdient zu haben. — Noch bin ich ruhig! — Gott! du kannſt dieſen Fluch, den er über mich ausſprach, nicht wahrmachen. — Du kennſt mein Herz. — Hab' ich wohl unrecht gehandelt, daß ich

Menſch war? — Wollen es dann nicht ſelbſt deine heiligſten Geſetze, und lehrteſt du uns nicht ſelbſt Menſchenliebe? — — —

Gott! kann mein Vater mir noch fluchen?
Haſt du o Gott! den Fluch erhört?
Die Menſchen zu vereinen ſuchen,
Iſt dieſe That des Fluches werth?

O nein, du Schöpfer biſt die Güte
Und Menſchenliebe heißt die Pflicht.
Du ſiehſt mein Herz, und mein Gemüthe,
Und hörſt den Fluch des Vaters nicht.

X. Auftritt.

Fernando. Zerim.

Zerim. Du weinſt? Was iſt dir begegnet?

Fernando. Freund! Laß mich meine Thränen in deinen Buſen ausſchütten! Laß mich an deiner Bruſt weinen! Hätt' ich wohl geglaubt, daß ich einſt, ſelbſt von meinem Vater verlaſſen, Troſt an der Bruſt eines Wilden, und Tugend nur auf einer öden Inſel finden ſollte.

Zerim. Sag mir die Urſache deines Kummers! Kann ich dich nicht tröſten? —

Fernando. O Freund! dein Herz iſt zu unſchuldig, und deine Seele zu aufrichtig, als daß ich ſie durch die Entdeckung unſerer Denkungs-

lungsart beleidigen sollte. — Laßt mich bey euch wohnen! — Seyd ihr meine Freunde! Das ist alles, um was ich dich bitte.

Zerim. Du machst mich auch weinen.

Fernando. Höre! Ich bin deiner Freundschaft etwas zu entdecken schuldig. — Es ist eine schröckliche Handlung. Ich konnte sie nicht billigen, und dieß ist vielleicht die Ursache, daß mein Vater mir fluchte. — —. Inkle — — verkaufte Yariko dem Sklavenhändler.

Zerim. Das ist unmöglich.

Fernando. Du kennst unsere Herzen noch wenig, sonst würdest du kein Laster für unmöglich halten. — Sorgen wir für ihre Rettung. — Dort kömmt eben Steley der Sklavenhändler. Ich will das Geheimniß von ihm herausforschen. Stelle dich dort im Hinterhalte; und soll meine Vermuthung wahr seyn, so mache sogleich Anstalt zur Rettung der Yariko. — Er kömmt. Geh, geh! (Zerim scheint sich zu entfernen, verbirgt sich aber so in der Nähe, daß er alles deutlich hören kann.)

XI. Auftritt.

Fernando. Steley.

Fernando. Steley, wo ist Inkle? Hat er dich verlassen?

Steley. Er traf ſeinen Vater an, und ſie ſehen noch zu, wie die Knechte die Tonnen füllen.

Fernando. Freund! es iſt eben gut, daß wir alleine ſind. Ich weis, das du mit Sklaven handelſt.

Steley. Ich? — — —

Fernando. Ich weis es, das iſt genug. Möchteſt du wohl nicht von mir ein wildes Mädchen einhandeln? — Aber wir müſſen behutſam ſeyn, ſonſt — — —

Steley. Ganz gewiß. Ich hab' eben eine eingehandelt.

Fernando. Kannſt du ſie mir nicht nennen?

Steley. Sie heißt — Yariko. Der Kauf ward richtig um 30 Pfund Sterling.

Fernando. So iſt Yarikò um 30 Pfund Sterling verhandelt? (Bey dieſen Worten läuft Zerim eilends ab.) Das iſt ſehr wenig. Mein Mädchen könnt' ich dir um tauſend Pfund nicht geben.

Steley. Tauſend Pfund? — Wer wird wohl hundert dafür geben? —

Fernando. Wenn ich ſie aber anders nicht verhandeln will? —

Steley. So wird aus unſerm Handel nichts werden.

XII. Auftritt.

Yariko. Azor. Pedril. Vorige.

Yariko. Siehst du, Azor, dieser da ist der Herr, welcher das Schiff brachte, und er versprach meinem Inkle uns beyde mitzunehmen. Nicht wahr?

Steley. Ja, das versprach ich, und werd' es auch thun.

Pedril. Das ist seine ausgemachte Schuldigkeit, Jungfer Yariko! glauben Sie wohl, er thut es umsonst? Wir werden ihm genug für diese Gefälligkeit bezahlen müssen. Bey uns ist man nicht so gutherzig. Es giebt uns keiner ein Stück Zwieback ohne Absicht.

Yariko. Das sind ich aber gar nicht schön, wenn man sich für das Vergnügen Gutes zu thun, sogleich wieder selbst bezahlt.

Fernando. Gutes Kind! Wenn du in Europa wärest, würdest du tausend Sachen nicht schön finden.

Yariko. Aber Inkle erzählte so viel Schönes von eurer Denkungsart.

Fernando. Der Schein blendet sehr, Yariko, und unsere schönsten Thaten würden oft ohne Werth seyn, wenn man uns in das Herz sehen könnte.

Stanley. Beym Henker! Sie müßen uns nicht gar so schlecht schildern. Glauben Sie es nicht, Yariko! Es ist alles viel besser, als man's Ihnen vorsagt.

Fernando. Du wirst bald erfahren, wie wahr dieser Mann redet, unschuldiges Mädchen! du kennst die Verstellung noch nicht.

Izor. Ja Schwester, die kennst du wahrhaftig nicht. Ich habe sie auch nicht gekannt, aber ein grausamer Zufall hat sie mich kennen gelehrt.

Yariko. Die Verstellung? So sage mir, was sie ist.

Izor. Die Feinde, Yariko, verfolgten uns grausam. Wir setzten uns zur Gegenwehr; aber wir waren übermannt. Wenn ihr die Waffen weglegt, schrien sie uns zu, so schonen wir euch. Wir glaubten auf ihr Wort, ergaben uns, und dann erwürgten sie uns doch.

Yariko. Das waren Feinde. Aber Inkle ist ja nicht mein Feind, der kann sich gewiß nicht verstellen.

XIII. Auftritt.

Die Vorigen. Inkle. Conſalvo.

(Und das Boot, so sich dem Ufer nähet.)

Inkle. Nun sind wir reiſefertig. Willst du noch mitkommen, Yariko? Ya-

Yariko. Ob ich mitkommen will? Wie er noch fragt? —

Inkle. Haſt du die Steine vergeſſen, die ich begehrte?

Yariko. Da ſind ſie. Glaubſt du dann, Yariko könne vergeſſen, was Inkle begehrt?

Conſalvo. Azor! Biſt du ganz allein hier? — Wo iſt Zerim und eure Freunde?

Azor. Ich weis nicht, wo ſie ſeyn werden.

Conſalvo. Werden Sie wohl nicht kommen, die neue Hochzeiterinn zu begleiten?

Azor. Sie werden dieſen Zufall nicht wiſſen, und wie ich glaube, ſind ſie ſchon zerſtreut und weit von hier wieder in ihre Wohnungen zurück.

Conſalvo. Deſto beſſer, Inkle! wir haben nichts zu befürchten.

Azor. So willſt du uns verlaſſen, Yariko.

Yariko. Ich möchte dich wohl auch bey mir haben. Aber Inkle, — Inkle! — ich lieb' ihn ſo ſehr; ohne ihm könnt' ich itzt nicht mehr ſeyn. — Inkle! Könnteſt du aber nicht erlauben, daß auch mein Bruder mitkäme?

Inkle. O ja, mit Vergnügen! Er kann auf die nämliche Art mitkommen, wie du.

Ya-

Yariko. Azor, liebſter Azor! Kommſt du alſo mit?

Fernando. (Für ſich.) Deine Verſtellung, Böſewicht, kann ich nicht länger erdulden. Sey auf deiner Hut, Azor!

Conſalvo. O es iſt ſchon für eure Anſchläge geſorgt! Holla, Bootsknechte! (Die Bootsknechte bemächtigen ſich der Yariko und des Pedril, und werfen ihnen Feſſel an.)

Steley. Ihr ſeyd mein! ich hab' euch beyde erkauft.

Azor. O meine Schweſter! Barbaren! (Zieht den Säbel, und will auf Conſalvo losgehn.)

Fernando. (Der ihm in den Arm fällt.) Azor! Schone! — Mein Vater! — — — (Conſalvo und die Bootsknechte reißen Fernando und Azor zurück.)

Yariko. Ich Unglückliche! — Sind das deine Verſprechen? — Inkle! Sind dieß die Bande, — die heiligſten Bande, von denen du mir ſagteſt? — Aber ich will dir keine Vorwürfe machen. — Sag hab ich — — —

O Inkle! wie? ich liebte dich
Und du mein Freund! verhandelſt mich
Iſt dieſes dein Verſprechen.
Iſt dieß für meine Treu der Lohn?
Allein, mein Herz verzeiht dir ſchon
Das deine ſoll mich rächen.

Pe-

Pedril. (Reißt ſich los.) Verfluchte Kerls! (Packt Steley beym Halſe.) Ich erwürge dich, wenn du das Mädchen nicht losgiebſt. — Ich will dir ehe alle Beine entzweyſchlagen, als dein Sklav ſeyn.

Steley. Helft, Bootsknechte, helft! (Conſalvo waffnet ſich gegen Pedril, und die Bootsknechte winden Pedril von Steley los.) Kommt, die Sache könnte ſich nicht gut enden. Wir haben unſere Beute. (Steley und die Bootsknechte ſchleppen Yarifo mit ſich auf den Nachen.)

XIV. Auftritt.

Zerim an der Spitze einer Menge Wilden. Vorige.

Zerim. Keinen Schritt weiter, oder ihr ſeyd alle des Todes.

Conſalvo. (Zu Fernando.) Verfluchter Böſewicht! Das geſchah durch deine Anſtiftung.

Fernando. Ja. Und ich bin ſtolz darauf, der Retter einer Unſchuldigen zu ſeyn.

Azor. (Zu Inkle.) Komm' her, niedriger Wurm, der im Staube kriecht, und in der Bosheit ſich weit unter die Schlange erniz-

niedrigt. — Komm' her, ſieh da meine Schweſter! Sieh ſie an! Sie, die dir Gutes that, belohnſt du, Böſewicht, mit Sklaverey! — — Sind das eure Geſchenke, mit welchen ihr die Tugend belohnet? O ſo ſollen die Götter eine ſolche Brut von der Erde vertilgen. — — Vertheidige dich, wenn du kannſt.

Pedril. Herr! Izt hat ſich das Blatt gewendet. — Nein! eines ſolchen Laſters hätt' ich Sie nie fähig gehalten. Ich wollte Sie nun mit Luſt lebendig ſpiſſen ſehen. Reden Sie doch! — Finden Sie denn nichts zu Ihrer Entſchuldigung? — (Zu Sreley.) Ich wollte dir die Augen aus dem Kopfe kratzen, wenn du nur ein Wort ſagteſt, du Nachteule du!

Schön, ſchön, recht ſchön
Wie müßen Sie hier ſtehn?
Kein Böſewicht — kein Räuber nicht
Hat ſo ein arg Gewiſſen.
Nein, nein, nein
Ihr Herz, das iſt von Stein
Denn wär's nicht ſo, für Yariko
Müßt' eine Thräne Fließen.

Yariko. Verſchone ſie Azor! Ich will nicht, daß ſie ſterben ſollen. Inkle, ſieh! ich weis beſſer zu lieben, als du.

Pe-

Pedril. Sie verderben mir allen Spaß mit Ihren Bitten. Nein, nein! Sie müßen ſterben! — Ich will ihnen die Köpfe herabputzen, daß es nur eine Luſt iſt.

Izor. Die Böſewichter müßen beſtraft ſeyn.

Yariko. So laß mich ihre Strafe ausſprechen. — Sie ſollen leben! — — Glaubſt du denn, daß das Leben keine Strafe ſeyn wird, wenn man ſich ſolcher gräuslicher Thaten zu erinnern hat.

Was ſind des Lebens kurze Täge
Wenn ſtets in unſerm Buſen rege
Ein Herz voll ſchwarzer Thaten ſchlägt.
Welch' Glück kann ſich ein Menſch verſprechen?
Der Laſterthaten, und Verbrechen
In ſeiner böſen Seele trägt.

Izor. So lebt, und lebt zu eurer Quaal! — Aber räumt im Augenblicke dieſe Gegend. — Bringt eure Laſter zu Unterdrückung der Menſchen in eure Länder zurück, und beſtraft durch eure Handlungen den Ort, der ſolche Barbaren nähren konnte. — Geht! ihr ſeyd frey. — Kommt wieder einſt mit gewaffneter Hand hieher zurück! — Kommt, rottet euch zuſammen! Färbt dieſe Inſel mit unſerm Blute, wo euch dreymal das Leben gerettet

ward,

ward, und vertilget die Wilden, von denen ihr erſt lernen müſſet, Menſchen zu ſeyn.

Fernando. Vater! Wenn die Worte eines Sohnes, der Sie vielleicht auf ewig nicht mehr ſehen wird, noch einen Eindruck machen, ſo denken Sie — — —

Conſalvo. Schweige Böſewicht! — Meinen Fluch ſoll der Himmel über dein Haupt wahr machen.

Steley. (Zu Inkle.) Gieb du mir meine 30 Pfund Sterling wieder zurück.

Inkle. Hier ſind ſie.

Yarika. Dreyßig Pfund Sterling; was iſt das?

Fernando. Es iſt der Werth, um welchen dich Inkle verhandelte.

Yarika. Laß ſie mir ſehn. — Und um das verhandelteſt du mich, Inkle? — So liebſt du dieſes mehr, als die Menſchen? — Aber du ſchweigſt. Rede doch! — Ich bin dir nicht feind. — —

Um ſo ein Ding verhandelſt du
O Inkle deine Seelenruh'
Und machſt' mir Kram und Schmerzen
Verdient ein Ding, das ſprachlos iſt,
Und das nicht fühlt, und das nicht küßt
Die Liebe edler Herzen.

Inkle. Was ſoll ich ſagen?

Zerim. Daß du ein Ungeheuer, ein — —

Azor. Geht, ſag ich euch, verlaßt dieſe Gegend! (Conſalvo, Inkle, Steley und die Bootsknechte gehen ab, und ſteigen ins Boot.)

Pedril. He! noch ein Wort, Herr Inkle! — Möchten Sie wohl nicht, daß ich mit Ihnen gehen ſollte? — Sie könnten mich ja wieder in einer andern Stadt verhandeln. — Aber nein! da bin ich Ihr gehorſamer Diener. (Das Boot fährt ab.) Glückliche Reiſe! — Daß ihr auf alle Sandbänke kommen möget, und vom Unglücke den Ort rettet, wo ihr hinwollt!

Inkle. (Schreyt noch zurück.) Barbaren! — Vielleicht hab' ich noch das Vergnügen, euch ſelbſt zu erwürgen.

Fernando. Welch ein Undank! — Iſt es möglich, daß Menſchen je eines ſolchen fähig ſind! — Meine Freunde! — Laßt mich bey euch noch die Ruhe und Tugend finden! Seyd großmüthig genug, mich aufzunehmen, und ſchenket mir eure Liebe.

Azor. Ich werde nie vergeſſen, daß ich dir mein Leben ſchuldig bin.

Yarika. Und ich meine Freyheit.

Zer-

Fernando. Bestes Mädchen! Könnt' ich die Stelle eines Inkle in deinem Herzen ersetzen, ich würd durch deine Denkungsart nur zu glücklich seyn.

Yariko. Du würdest glücklich seyn? — wenn ich doch auch Jemanden glücklich machen könnte!

Pedril. Wenn ein Mann durch Sie nicht glücklich wird, so wird's keiner in der Welt mehr. — Aber Mamsell Yariko! Nicht wahr, wenn Sie sich einst verheurathen, so werden Sie mich auch nicht verlassen?

Yariko. Nein, gewiß nicht, Pedril! Von nunan sollst du mein Freund seyn. — Du wirst mich an Inkle — oft an eine glückliche Stunde erinnern. — O der Undankbare!!!

Zerim. Gehen wir? Diese Gegend macht Yariko zusehr an das Vergangene denken, und erneuert ihren Schmerz.

Fernando. So kommt Freunde! Fliehen wir diesen Ort, den der schwärzeste Undank entheiligt! — Laßt mich in eurem Schooße den Werth der Tugend empfinden, den der Undankbare nicht kennt. —

Sämmt-

Sämmtliche.

Vergeſſen wollen wir die Sorgen
Uns lieben und ſtets glücklich ſeyn,
Und nie ſoll uns ein ſchwarzer Morgen
Verderben oder Unglück dreun.
Europa ſoll auf Edelſteine
Und Goldſtaub immer pochend ſeyn
Wir wollen uns, entfernt vom Scheine
Der Unſchuld unſerer Sitten freun.

Erzählungen

zum Vergnügen

und

zur Seelenbildung.

Geſchrieben

von dem

Hofrath Eckartshauſen.

München,
bey Joſeph Lentner. 1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Gesellschaft.

Ein

Gedanke,

als es am Morgen grauete.

Du! — Künstler deiner eignen Qualen,
armer Sterblicher! — deine Seligkeit
hangt an den Ketten der Liebe,
die die Gesellschaft von Menschen bildet.
Ach! Elender! warum suchest du
diese Ketten zu zerreissen,
und beschuldigst sie aus Eigensinn
deiner ungerechten Seele,
daß sie die Menschheit lasten.
Ach! wie bedauernswerth ist der Irrthum,
der dich täuschet!
Wisse, Elender! — du eilest selbst

in dein Verderben! —
Mißkennest du denn die Macht dieser Bande?
Durch sie werden Welttheile gefesselt,
und Himmelsstriche vereint. —
Vergebens trennt die Menschen
die unermessene Scheidewand des Meeres,
nichts ist mehr auf dem Ball der Erde,
das die Kette der Gesellschaft nicht verknüpfet.
Die ganze Welt ist nur mehr ein Land,
und die Folge dieser göttlichen Harmonie
macht jeden Aufenthalt zu meinem Vaterland,
und jeden Sterblichen zum Busenfreunde.
Heilige Bande! die ich verehre,
Göttinn der Gesellschaft! wo sind die Altäre,
die dir Sterbliche bauen?
Schüchtern seh ich umher,
und mörderische Hände
strecken sich aus, deinen heiligen Tempel zu
entweihen.,
Schon die That des zweyten
der Gebohrnen
weißsagte die blutige Beleidigung
deiner Rechte.
O ihr — würdige Erben seiner grausamen
Verbrechen!
ihr übertrefft die blutende That
des ersten Mörders.

Henker

Henker und Henkers Henker erfüllen die edlen
Gegenden der Natur,
sterbende Opfer sinken in blühenden Thälern
und die Lilien röthen im Thal
vom vergossenen Blut unsrer Brüder.
Da seh ich jene blutdürstende Menschen,
deren der erste der Lügner
den Namen des Helden gab.
Diese Menschen, gebohren um Brüder zu seyn,
senken den blitzenden Stahl
ins Bruderherz,
die Erde zittert bey dem Anblicke der Rasenden
und erbleicht unter dem Purpur
des rieselnden Blutes
ihrer sterbenden Bewohner.
Doch welcher gütige Schutzgeist
der zerstreuten Sterblichen
vereinte sie wieder in Hainen der Liebe? —
Gesittete Völker stehen auf,
und Menschen umarmen sich in der Gesellschaft,
glücklich eilt der Mensch von Alter zu Alter,
und genießet die Früchte ihrer Güter.
Aber wie beschämt, und verlassen
flohst du wieder wie ein Vertriebner
von den glücklichen Gegenden,
Schutzgeist der Menschheit!
und Heil und Glück der Sterblichen

fliehet dir in langen Reihen nach.
O! von wie viel blutigen Schlachten
ſchaudert dein Blick zurück,
von wie viel Feinden
biſt du umzingelt?
Immer geſchäftig dich zu verfolgen
ſchwört der Menſch am Altare
des Eigennutzes.
Unbeſcheidenheit iſt auf den Lippen von hunderten,
und vereinet ſich mit dem Ungeheuer des Verdachtes,
um die Menſchheit zu trennen.
So treuloß als furchtſam
verſteckt ſich die Schmähſucht im Winkel,
und tödtet mit unſichtbaren Dolchen.
Ach! fliehe — fliehe weit den Sterblichen
der nur ſich ſelbſt zum Gegenſtand ſeiner Liebe hat:
— Der, der nur ſich ſelbſten ſuchet
kann der Menſchheit nicht würdig ſeyn.
Fliehe den finſtern Schwärmer,
der mit Keile die Hände der Gottheit rüſtet,
die doch nur Liebe iſt.
Die Wildheit, die ihn zu dieſem Traum verleiter,
war nie eine Tugend;

denn

denn ſag — wenn es Tugend ohne Bruderliebe gäbe,
welche Laſter würdeſt du verdammen können?
— O! reiſſe die Lorbeer von der ſchuldigen Stirn
des ſtolzen Kriegers,
ſeiner Eroberung grauſame Früchte,
und den zu glücklichen Preis, durch Menſchenblut
erkaufter Laſter.
Laſſe ſie nur ſich ihrer Thaten brüſten,
einſt wird ein Tage, aus dem Tempel des Gedächtniſſes
den Namen dieſer Mörder verlöſchen;
in ihre Stellen wird die Menſchheit
dauerhaftere Namen ſchreiben,
Namen — der Liebe und des Friedens.
Der ſüſſe Namen des Vaterlandes
tönt nicht mehr in unſeren Hainen,
ſie ſind verſchwunden die glücklichen Zeiten,
ſeitdem das Geſpenſt des Krieges
die Erde mit Menſchenblut deckte,
und Könige ſich zu Eroberungen ſchwangen
über den Haufen zerſchmetterter Schedel
ihrer Bürger.
Kein Kodrus war in dieſen Zeiten nicht mehr
und Liſabone ſtürzten in Abgründe,
ohne

ohne daß unter dieser Menge der geopferten
ein Kurtius war.
O Natur! wie entheiligt man dich!
wie mißkennet man deine Gewalt!
wenn wird dein heller Zuruf
den Menschen zu seinen Pflichten führen,
wenn wird man, mit Feuer gezeichnet,
die Menschenpflicht im Herzen lesen,
geschrieben durch die Hand der Liebe? —
Ha! denn wird vergebens die kühne Thorheit
es wagen
diese geweihte Schrift zu verlöschen,
die die Liebe für Ewigkeiten schrieb.
Nicht Unabhängigkeit
soll der Stolz unsers Lebens seyn:
die Gottheit gab uns unser Wesen
zum Wohl der Menschen, unsrer Brüder.
Der Tag meiner Geburt
gab schon dem Bruder Recht
auf meine Tage!
mein Daseyn sicherte ihm Unterstützung zu,
mein Leben ist nicht mein —
Ihr Fürsten pochet nicht auf eure Kronen,
ihr tragt ja nur um eine Bürde mehr.
Giebt eure Pflicht nicht zu erkennen,
daß der Mensch nur für Menschen sey?
O könnte doch der kleinste Funken

der edelſten von allen Flammen
vom Liebesfeuer des Ewigen
in alle Menſchen Seelen fallen.
und die erloſchne Glut erwecken
zum Thätigſeyn fürs Bruderwohl!
Ach läßt uns doch die Wonne fühlen
und das Vergnügen gut zu ſeyn! —

Die Gottheit lohnet ſtets die Tugend.

Adelaide war von guten Aeltern gebohren. Die Edeln ſchonten keiner Mühe für das Wohl von Adelaidens Täge zu wachen; ſie gut zu erziehen, ſie edel und empfindſam zu bilden, war ihre erſte Bemühung.

Fünfzehn Frühlinge waren kaum für Adelaiden verfloſſen, als ſich ihre Schönheit wie die Roſe entwickelte: ſchon blickten Jünglinge neidiſch auf ſie hin, und jeder wünſchte ſich Adelaiden.

Schlank war des Mädchens Wuchs, Majeſtät war in ihrer Stellung, ihr Aug war Sanftmuth, Vergnügen lächelte aus ihren Blicken,

Blicken, munter war ihr Umgang, und Eingezogenheit (die den Mädchen unsrer Zeit so wenig eigen ist) erhob die Reize ihrer Schönheit.

Kein Jüngling war in der Gegend, in der sie lebte, der sich nicht Adelaiden wünschte. Wie Schmetterlinge die jungen Rosen im Sommermorgen umflattern, so war Adelaide von Anbethern umrungen.

Einer versprach sich Adelaidens Herz aus den Vortheilen seiner edlern Bildung; ein anderer dachte auf ihre Eroberung, und deckte seine Seele mit der Maske des Gefühles.

Aber vergebens waren äußerliche Vorzüge, und Verstellung, die sich so leicht entdecken läßt.

Des Mädchens Aug war so scharfsichtig, und Adelaide wußte den Werth der Seelen von der betrüglichen Außenhülle zu unterscheiden.

Vor ihrem durchdringenden Blick entlarvte sich die Verstellung, sie lachte über die Schwär-

Schwärmerey ihrer Liebhaber, und die verschiedenen Rollen, die sie spielten, führten Adelaidens Seele auf den traurigen Gedanken des Verderbnisses unsrer Sitten.

Adelaidens Gesinnungen unterstützte ihre würdige Mutter, die den Mädchen helle Begriffe von dem Werth der Tugend beybrachte.

Wenn der Morgen am Horizont grauete, der Schatten dahin floh, und der Purpur der Morgenröthe die Ankunft der Sonne verkündigte, da, wenn die Lerche dem Schöpfer ihr erstes Lied sang, da war Adelaide schon oft wache, und irrte unter laubichten Gängen von wilden Jasmin einsam herum, und ihr Herz sprach mit der Gottheit. —

Empfindsamen Seelen sind die Stunden der Einsamkeit heilig — da wenn die Natur im Schlummer liegt, das Geschöpfe mit dem Schöpfer allein ist, da ist die Stunde der Selbstprüfung — in dem Tempel der Ruhe ist der Wohnsitz der Weisheit, nicht im Gedränge der Welt, nicht am Hofe, nicht in dem lärmenden Tollhaus der Philosophen.

Nur

Nur ein ruhiges Herz iſt zur Weisheit empfänglich — die Sonne ſpiegelt ſich nicht im Bach, den der Regen trübet, oder den der Sturmwind in Fluthen thürmet — eine ruhige Quelle iſt ihr Spiegel. Ueberzeugt von dieſer Wahrheit hieng Adelaide oft den Gedanken ſüſſer Schwermuth nach — ihr Herz ſchlug, eine Thräne floß aus ihrem Auge — als ſie aufrief. Ach! werde ich denn nie die Tugend ohne Verſtellung ſehen? Ach! wie viel Widerſprüche finde ich nicht täglich unter der Sonne! wie viel Eitelkeit, wie viele Verſtellung — wie viel falſche Freundſchaft — die Ehrlichkeit iſt den Boshaften zur Spielerey geworden.

Wie empört ſich nicht mein Herz, wenn ich den Schwarm jener treuloſen Menſchen ſehe — wie ſie hingeſtreckt bey den Füſſen ihrer Geliebten die Gottheit zum Zeugen ihrer Liebe nehmen, die doch ihre fühlloſe Seele nicht kennt.

Wie bedauert mein armes Herz, die ſchwachen Geſchöpfe, die Zufriedenheit in einem Lebenswandel ſuchen, in den die Natur nur Verachtung und Schande ſetzte.

Nein,

Nein, fuhr Adelaide fort, nein, der Himmel sey meine Stütze, daß mein Herz nie den Schlummer falscher Liebe schlafe. — Man nennt mich schön; ich bin von Jünglingen umzingelt, aber was ist ihr Geschwätz mehr als Thorheit? Ihre Liebe gleicht dem Nordlichte, das nur in mitternächtlichen Stunden glühet, und wie ein Meteor am Morgen verlöschet — und ihre Hize ist gleich einem Raket, das prächtig aufsteigt, und denn auf ewig verschwindet. — Ich weiß es wohl, daß ich einmal lieben werde — ich fühle es, daß mein Herz zu diesem sanften Triebe geschaffen ist, aber wo ist der gute Sterbliche, der mein Herz fesseln kann? — ach ich fürchte, daß es nur ein Schattenbild ist, nach dem ich mich sehne.

So dachte Adelaide, still und ruhig flossen ihre Tage dahin, und ihre Seele fühlte noch nie den Tumult der Leidenschaften, noch kostete das gute Mädchen die stillen Freuden der Unschuld, zärtlich von ihren Aeltern geliebt, angebethet von allen denen, die sie kannten. — Vom Glücke begünstigt, blieb ihren Wünschen nichts übrig, als daß ihr doch die Natur einen bessern Vater gegeben hätte.

Ade-

Adelaidens Vater war äußerst ausschweifend. Trunk, und Geilheit erschöpften sein Vermögen, und schwächten seine Gesundheit. — Vergebens waren die Vorstellungen seiner Frau, vergebens führten Adelaidens Thränen ihn von seiner Verwirrung zurück, die Macht der Gewohnheit zerriße wieder die heiligen Bande, die ihn an seine Familie ketteten, und er stürzte sich neuerdings in die Abgründe, die er sich selbst unter seinen Füssen grub.

Seine schwächliche Gesundheit sank unter der Bürde der Ausschweifung; ein vergiftetes Fieber ergriff ihn, und die schändlichste Krankheit, die gewiße Folge der Ausschweifung, lieferte ihn in die Arme des Todes.

Welche Einbildungskraft wäre malerisch genug, Adelaidens Schmerzen zu schildern, als sie, hingestreckt auf die Leiche ihres Vaters, den Gram einer zärtlichen Seele fühlte. Eine Fluth von Thränen stürzte von Adelaidens Wangen, und hätte die Gottheit den Engel des Todes nicht taub zu dem Flehen der Sterblichen gemacht, er hätte wieder Adelaiden ihren Vater gegeben.

Ihre

Ihre blonden Haare waren zerstreut auf ihren Busen, ihre Hände krümmten sich zum Himmel, und Seufzer hoben die unschuldsvolle Brust, die ein Strom von Thränen überschwemmte.

So stürzt bey rauschenden Gewittern der Regenbach vom Felsen herab, und vertränket die Lilien in den Fluren.

Bald erholte sich Adelaide wieder, und stürzte mit stärkerm Gefühl auf die Leiche ihres Vaters, drückte ihn an ihren Busen, als wollte sie mit der Hälfte ihrer Seele, die entgeisterte Hülle beleben — sie sprach, als hörte sein Ohr noch — sie küßte, als fühlten seine Lippen noch den Kuß der Liebe. Vergebens — konnte sich Adelaide sagen, dieser war mein Vater — war mein Vater, rief sie, — war — und ist also nicht mehr, höret meine Seufzer nicht mehr, fühlet nicht mehr meinen Kuß. — — Blässe deckte die Wange — Adelaide sank ohnmächtig hin, und halbsterbend entfernte man sie von dem Gegenstande ihrer kindlichen Liebe.

O edles Bild der kindlichen Frömmigkeit! du bist so schön als du selten bist. — Adelaide ist trostlos bey dem Verlurste eines Vaters, der doch so wenig der edlen Thränen würdig war — und wie viele Töchter sind fühllos bey dem Tode der edelsten aller Väter. —

O Natur! dränge dich aus deinen Kreisen — vermische die Elemente — feßle den Donner ans Meer, und füttere die Sonne mit unserm Erdball, nur laß mich das Schrecklichste der Natur nicht erfahren — die Undankbarkeit eines Kindes. — —

Die Stunde, in der Adelaide ihren Vater verlohr, war die erste ihres Unglücks. Kaum waren die ersten Tage der Trauer vorüber, kaum entrichte Adelaide die lezte der Ehrenbezeigungen der Asche ihres Vaters, als eine Menge von Gläubigern in das Haus der unglücklichen Familie drang, und sich ihrer ganzen Habschaft bemächtigte.

Adelaide sah mit Thränen im Auge die grausame Verwüstung. Geräthlose Wände umzingelten die Unglücklichen, die gar bald

ge-

gezwungen waren, auch ihr Haus zu verlassen.

Schon wandelte Adelaide an der Seite ihrer Mutter, wie eine Bettlerinn herum, und suchte sich einen geringen Aufenthalt, um sich doch vor Wind und Regen zu schützen.

Die Freunde des Glückes waren bereits von Adelaiden geflohen, und reichere Verwandte kannten die Erarmten nicht mehr. Stolz sahen sie von ihrer Grösse herab, wandten den Rücken, und giengen fühllos vorüber; und die — die selbst an ihrem Vermögen einst zehrten, schlugen die Augen bey ihrem Anblick zu Boden, als hätten sie die Unglücklichen nie gesehen.

So ist der gewöhnliche Lauf der Welt: reiche Menschen, im Ueberfluße erzogen, kennen das Leiden der Armuth nicht; weil ihr Magen immer von Speisen strotzet, so fällt ihnen nicht ein, daß in der Welt noch jemanden hungern kann.

Nur der, der unglücklich und arm war, kann die Menschen kennen lernen, denn, der

immer

immer in Ueberfluß lebt, dem iſt dieſe Wohlthat nicht beſchieden.

Wohlthat! iſt es wohl Wohlthat Ungeheuer kennen zu lernen? — Ja grauſame Wohlthat iſt's, und doch Wohlthat. Dank dem Himmel Unglücklicher! ſeine harte Prüfung führt dich in die Arme der Ruh — und nur du kenneſt den Werth des Edlen.

Adelaide wurde aus dem Schooſe des Ueberfluſſes zum äußerſten Elende geriſſen, zehnmal fühlt ſie die blutende Wunde ihres Herzens, denn Adelaide hatte eine fühlbare Seele, und wie hart ſind ſolche Schläge des Unglückes für empfindſame Herzen.

Schon oft ſtieg der ſchwärzeſte der Gedanken in Adelaidens Seele auf — der Gedanke — ich kann nicht mehr ſeyn — es ſteht in meiner Macht, mein Unglück zu enden, dieſer Gedanke bemächtigte ſich ganz des armen Mädchens. —

Ich will ſterben, ſagte Adelaide, was iſt der Tod — das Ende meines Kummers — ſterben will ich — ja — ſelbſt die Roſe pflücken,

cken, die allgemach der Sturmwind entblättert — ich will mich der Fesseln entreissen, sagte sie: die mich in meinem unerträglichen Kerker festhalten — und denn, wenn ich sie zerbrochen habe, die Hülle — wirst du Allgütiger mich auch verstossen! — die ich die Menschen floh — um bey dir Hilfe zu suchen, der du barmherzig bist? So sprach Adelaide, und es wurde immer finsterer in ihrer Seele.

Schon wollte sie ihren Plan vollenden, schon ergrif sie den Werkzeug der That, über die ihre Melancholey brütete, als ohngefehr ihre Mutter auf das Zimmer trat — und ein Blick — ein Blick der Natur entwaffnete die Unglückliche wieder. Ich sollte dich verlassen, schrie Adelaide! Ich — dich — zärtlichste der Mütter — ich sollte dich allein, ohne Stütze, ohne Freundinn in diesem Weltthale lassen — nein, das kann ich nicht! weiche schrecklichster der Gedanken — die Natur sieget — sehet, sehet die Thränen! die aus dem Auge meiner Mutter fallen, die Liebe ruft mich, ich muß sie trocknen. Bey diesem Ausdruck umarmte Adelaide ihre Mutter, und küßte ihr die Thränen von ihren abgehärmten Wangen.

Du tödtest mich, Adelaide! erwiederte ihre Mutter, höre auf, dich so lebhaft über unser Schicksal zu beklagen, deine Thränen zerreissen meine Seele — bald wird der Tod mich meines Kummers befreyen — denke auf dich, du bist noch jung — arbeite — und seye tugendhaft, vielleicht wird der Himmel durch dein Unglück noch gerührt werden, und wird dir die Güter wieder schenken, die dir das Schicksal geraubt hat.

Thränen wechselten ab bey diesem theilnehmenden Auftritt mit sprachlosen Umarmungen. Seele und Gefühl war ganz in den Blicken der Leidenden.

Vodevil, ein ehrwürdiger Geistlicher, dessen Beschäftigung war, Unglückliche zu besuchen, und Bekränkten Gutes zu thun, Vodevil trat bey dieser Scene auf ihr Zimmer, und Balsam floß aus seinen Lippen in die Seele der Unglücklichen.

Vodevil besaß ein ansehnliches Kanonikat; seine edle Denkart setzte ihn aber über die Lebensart seiner Kollegen hinaus, und der Aufwand seiner Einkünfte war ganz dem ihrigen

ver-

verſchieden. Vodevil that Gutes, und das Bewußtſeyn der Wohlthäter des Elendes zu ſeyn, war Vergnügen für ſeine Seele. Oft ſaß er traurig da, und der Gram verzehrte ſein Herz; wenn er auf ſeine Ehorbrüder hinblickte, und ihre Lebensart überdachte.

Brüder! ſagte er oft: Es iſt doch wirklich nicht in der Natur, daß ein Menſch ſo einen großen Theil der Einkünfte des Staats zieht, um gar nichts zu thun, oder um noch weniger zu thun als gar nichts. Arbeitſamkeit iſt Menſchenpflicht, und Wohlthun — eine Schuldigkeit für den Reichern. Der Staat fodert uns daher ſelbſt durch ſeine Wohlthätigkeit auf, Gutes zu thun, und da er uns in die Gemächlichkeit unſers Lebens ſetzt; ſo trauet er unſern Herzen die Denkart zu, daß wir die uns verliehenen Güter beſſer als andere Menſchen anzuwenden wiſſen werden. So ſagte Vodevil; aber er wurde meiſtentheils als ein alter Schwärmer verlacht, und die Gründe ſeiner Vernunft gab man als Folgen ſeines melancholiſchen Temperaments an.

Vodevil beſuchte täglich die Unglücklichen, und ſeine theilnehmende Sorge linderte den

Gram der troſtloſen Familie. Vodevils Troſtgründe waren aus dem Herzen genommen, ungefühlte Sätze einer mechaniſchen unfühlbaren Philoſophie waren nie auf ſeinen Lippen — in wahren Theilnehmen beſtund ſein Zuſpruch, und im Mitgefühl ſein Troſt.

Nichts war mir in meinem Leben ſo auffallend, als die ſonderliche Art, mit der die meiſten Menſchen die Unglücklichen tröſten.

Ihre eiskalte Miene, ihr thränenloſes Aug, und ihre hölzerne Seele vermehrten oft mehr das Unglück eines empfindſamen Leidenden, als daß ſie Troſt in ſein klopfendes Herz göſſen.

Denken Sie! heißt es, Sie ſind lang nicht ſo unglücklich, als dieſer und jener, und dieſer Vergleich ſoll Troſt ſeyn?

Unfühlbarer Menſch! wenn mein unglücklicher Mitbruder noch elender iſt als ich; ſo ſoll dieſer Gedanke mich tröſten? Unmenſchen! glaubet ihr denn, daß der Unglückliche kein Herz mehr hat für andere zu fühlen? in andern Quaalen ſoll ich meinen Troſt

ſu-

ſuchen? Schweiget Grauſame! Barbarey iſt eure Tröſtung — Unfühlbarkeit euer Zuſpruch. Leide ich wohl weniger, weil mein Mitmenſch noch mehr leidet? Werden die Lumpen, die meinen Körper kaum decken, zur Kleidung, weil mein Mitbruder ganz nackend geht, und verkehrt ſich das erdenſchwarzes Brod in eine ſchmackhafte Speiſe, wenn ich denke, daß mein Mitmenſch in einer Einöde erhungert?

Man muß ein böſes Herz haben, oder wenigſt eine Anlage zum Böſen, wenn ſolche Gründe unſrer Seele Linderung verſchaffen können. Mir würde es vielmehr Troſt ſeyn, wenn mir einer ſagen könnte, daß alle Menſchen um mich her glücklicher, als ich, wären; das Antheilnehmen an dem Schickſal meiner Brüder wäre Labſal für mein leidendes Herz.

Ich lernte auch in meiner bisherigen Durchreiſe durch dieſe Welt eine Art von Menſchen kennen, die ſchier gar keinen Antheil an Unglücklichen nehmen. Die Gründe ihrer Troſt Philoſophie beſtehen alle in dem: alles liegt bey dem Menſchen in der Einbildung. Der Unglückliche darf daher nach ihren Grundſätzen

ſich

sich nur einbilden, daß er glücklich iſt, ſo fehlt ihm nichts mehr. Ich war erſtaunet, als ich dieſe Grundſätze zum erſtenmal hörte, als ich die Gleichgültigkeit des Mannes ſah, der manchen Elenden abſpeiſte, mit dem gefühlloſen Zuſpruch: Glück, und Unglück iſt in der Einbildung.

Heilige Philoſophie! wie weit kann man deine Grundſätze unter die Menſchheit erniedrigen? was ſucht ein fühlloſes Herz nicht für Gründe auf, ſeine Fühlloſigkeit zu entſchuldigen?

Alles liegt in der Einbildung! leider ja — aber nichts ſo ſehr, als theilnehmende Menſchen. Freylich wird die Realität euers Beutels wenig leiden, wenn ihr die Arme nach Kameleonsart mit der Luft füttert.

Vodevils Bemühung brachte es bald dahin, daß der unglücklichen vaterloſen Familie eine jährliche Penſion von 300 fl. beſchieden ward. Niemand war glücklicher in dieſem Falle als Vodevil, der die Freude ſeines Herzens in Wohlthun fand; athemlos ſuchte er Adelaiden, und hinterbrachte ihr die glückliche Nachricht.

Es war eine reiche Gräfinn, die jährlich eine ansehnliche Summe unter die Hausarmen austheilte, und von dieser Gutthäterinn der Menschheit erhielt Vodevil den nöthigen Unterhalt für Adelaiden und ihre Mutter.

Die Art, mit der Vodevil den Unglücklichen diese Nachricht hinterbrachte, zeichnete sein vortreffliches Herz aus.

Sie haben mich, so sagte er: zu Adelaidens Mutter, sie haben mich immer ihrer Freundschaft gewürdigt, werden sie nicht böse auf mich, wenn ich etwas auf die Rechnung ihres guten Herzens gewagt habe. Hier schwieg er, und überreichte die Versicherung der jährlichen Pension. Eine Schamröthe überzog seine Wangen, und eine Thräne floß aus seinem Auge — als er fortfuhr — verzeihen sie mir, daß ich es wagte, sie so zu erniedrigen — ich hab noch nie ihre Freundschaft beleidigt, noch nie mich ihrer Hochachtung unwerth gemacht. Dieses ist der erste Fehler, den ich auf ihre Nachsicht zu begehen wagte, und mein Herz wird mich rechtfertigen. Bey diesen Worten stunde er schnell auf, verließ die Unglücklichen, um ihnen eine Dankſagung

fagung zu erſparen, die manchem empfindſamen Herzen die Lage ſeiner traurigen Umſtände nur zuviel erneuern könnte.

Wohlthätig ſeyn, und wohlthätig mit Gefühl ſeyn, iſt ſehr verſchieden; der Menſch, der ſeinen leidenden Bruder ſeine Wohlthat fühlen läßt — iſt ein grauſamer Wohlthäter. Geben, ohne zu erniedrigen, ſchenken, ohne ein empfindſames Herz zu beleidigen, das heißt wahre Herzensgröße, wahre Güte der Seele, und iſt die Kunſt des Gefühles. Sehr wenige Menſchen ſind auf dieſe Art wohlthätig.

Ich kannte einen Mann, zu dem einſimal ein Unglücklicher auf das Zimmer trat, als eben mehrere Perſonen da waren. Der Arme erröthete ſogleich, und ſchlug die Augen tief zu Boden; allein der Menſchenfreund wußte ſich ſeiner Zerſtreuung mit Herzensgüte zu gebranchen. Sie haben nicht Urſache, ſagte er: daß Sie erröthen, denn Sie ſtören mich wirklich nicht, und ich wollte in dieſer Stunde nach Ihnen ſchicken: denn als Sie geſtern bey mir beym Spiel waren; ſo vergaſſen Sie ihren Beutel, den ich Ihnen zurückſenden wollte, Hier gab er ihm den Beutel, und ſprach

ſo

ſo viel, daß er dem Armen keine Zeit ließ, ihm zu danken, und niemand von der Geſellſchaft wußte ein Wort von der Gutthat, als ich, weil ſie mir der Unglückliche erzählte.

Unſer Herz muß dem Unglücklichen nie zu erkennen geben, daß wir dem Geſchenke, das er von uns empfängt, einen Werth beylegen.

In unſern Augen muß er weder Verachtung, noch Erniedrigung leſen, und unſer Blick muß ihn nicht mit Vorwürfen ſeines Unglücks kränken, denn ſonſt höret Wohlthat auf, Wohlthat zu ſeyn, wenn man ſie ſo theuer erkaufen muß.

Ich höre auch die Prahlerey der Menſchenfreunde nicht gerne: ich hab jenem dieſes gethan, dieſem jenes — haſt du Gutes gethan, ſo prahle dich vor den Menſchen nicht: der die Herzen der Sterblichen kennt, dem ſind deine Wohlthaten nicht verborgen — und ſonſt ſoll ſie niemand als er wiſſen.

Zur Erden geſtreckt dankte Adelaide dem Himmel für die unverhoffte Unterſtützung, und Gefühle der Dankbarkeit wallten in ihrer Seele zum Himmel für Vodevil auf.

Nun,

Nun, liebe Mutter! sagte Adelaide: sind wir doch dem äußersten Elende entrissen; dieses Geld und meine Arbeit setzt uns in bessere Umstände. Denn schlung das gute Mädchen die Arme um den Hals ihrer Mutter, und ein seelenvoller Kuß drückte die Sprache ihres Herzens aus.

Wodevil besuchte täglich Adelaiden, und in der Gesellschaft dieses würdigen Freundes lebten sie die Tage ihres Lebens im Stillen hin.

Allein auch die Blume, die in einsamen Thale blühet, locket das Aug des Wanderers auf sich, wenn Wohlgeruch um die Gegend düftet, wo sie die Natur erzogen; so gieng es auch mit Adelaiden.

Adelaidens Eingezogenheit, und des Mädchens seltne Stütze zogen die Bewunderung mancher Menschen auf sich.

Es giebt Leute, die die unverschämtesten von der Welt sind, und dennoch die Eingezogenheit bey anderen lieben, als wäre diese Achtung ein Tribut, der der Tugend gebührete, und den das Laster selbst derselben nicht verneinen kann.

Wenn

Wenn doch die Mädchen wüßten, oder fühlten, will ich sagen: wie die Eingezogenheit die jugendliche Reize erhöhet, sie könnten sich niemals ihr entreissen. Eine schuldlose Stirne, ein Aug voll Seele, ein Mund, den die Koquetterie noch durch keine Verzehrung entstaltet — eine Wange, wo die Tugend noch mit der Rose spielt, die sie ziert. Ach! welches Bild gegen das unverschämte Wesen der Buhlerinn. Ihr ungestaltes Aug, ihre lächelnden Lippen, ihre von den Blumen der Tugend entblätterte Stirne, ihre gemalten Wangen, wo die Lüge thronet, und die Falschheit sich unter der Schminke deckt. Ach! welches Bild! zur Schande der Natur hat es das Laster gezeichnet, und der Pinsel der Folge des Verbrechens verunstaltet es mit den schwärzesten seiner Farben.

Adelaidens Bildniß war nicht dieses: ihre Züge waren, die der Unschuld und der Tugend — eine Menge lüsterne Wollüstlinge, denen die Natur nichts als Reichthum beschied, zankten sich um Adelaiden, und jeder wollte ihr mehr glänzende Anerbietungen versichern.

Adelaide, die den Werth der Tugend kannte, und Ehre mehr als Reichthum liebte, schlug mit edlem Stolze jede ihrer Anerbietungen aus.

Die Menschen, rief Adelaide aus: müssen doch recht böse seyn — denn als ich reich war, so bezeigten sie mir Ehrfurcht, und izt, da ich arm bin, verachten sie mich, und wagen es, mich zu entehren — o ihr Elende! wie sind doch eure Herzen verdorben!

Ihr vergesset die Heiligkeit der Armuth, und waget es, mit ehrvergessener Seele einem armen Mädchen Anträge zu machen, über die meine Wangen erröthen müssen.

Adelaide dachte noch mit beklemmter Seele über die Bosheit der Menschen nach, als der Zufall einen Jüngling mit edler Bildung auf ihr Zimmer führte. Vervil war sein Name. Er kam nach der Hauptstadt, um seine Seele vollends auszubilden.

Mit Anstand entschuldigte Vervil seinen Irrthum, und wünschte sich doch zugleich Glücke, daß ein seliger Zufall ihn in ein Ort wies, wo er eine so edle Seele, wie Adelaide, kennen

nen lernte. Er ſagte noch tauſend artige Sachen mit vielem Anſtand und Geiſt, und entfernte ſich wieder mit aller Eingezogenheit.

Vervil war der einzige Sohn eines Mannes vom Adel, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Sein Geſicht war angenehm, ſeine Bildung ſchön, ſein Körperbau ſchlank, und ſeine gute Seele ſprach durch ſein ſanftes Auge.

Mitten unter den rauſchenden Freuden der Welt genoß ſein Herz die ſtille Zufriedenheit des Weiſen, und athmete nach dauerhafteren Gütern, als denen, die Wolluſt und Laſter der Jugend anbieten. Gegen das ſchöne Geſchlecht war er bisher äußerſt gleichgültig, und ehe er Adelaiden ſah, konnte ſich kein Mädchen noch ſchmeicheln, daß ſie Anſprüche auf Vervils Herz hatte.

Adelaide war die erſte Schöne, die des Jünglings Ruhe ſtörte. Ihre ungeſchmückte Schönheit, die Einfalt ihrer Kleidung, Adelaidens ganzes Weſen war in Vervils Seele. — Schüchtern begehrte er die Erlaubniß ſie öfters zu ſehen. — Adelaide wollte nicht, aber

Ver-

Vervils Zudringen, seine tückenlose Miene, die Versicherung seiner unverfälschten Absichten zwangen Adelaiden eine Erlaubniß ab, die bisher noch keine Mannsperson von ihr erhielt, die Erlaubniß sie zu besuchen.

Ganz betäubt kehrte Vervil in seine Wohnung zurück, und Adelaidens Bild war noch so lebhaft in seinem Herzen, als hätte sie die Gottheit seiner Seele eingepräget. Wer wird die sanfte Unruhe schildern können, die Vervil die langen Stunden der Nacht über empfand? Wer kennt den Eindruck der Simpathie, die in einem Augenblicke mit so vieler Macht auf zwo Seelen zu wirken im Stande ist? —

Adelaide war nicht minder unruhig als Vervil. Vielleicht, dachte sie, hab ich in Vervil den liebenswürdigen Sterblichen gefunden, den mein Herz schon so lange suchte: aber Adelaidens traurige Lage schlug alle aufkeimenden Hoffnungen wieder in des Mädchens Seele zu Boden, wenn sie dachte, daß sie arm und verlassen war.

Die Zeiten, sagte sie: sind ja nicht mehr, wo tugendhafte Jünglinge, gleichgestimmte

Seelen

Seelen aufsuchen: Geld, Absicht sich in eine Familie hineinzudrängen — Eigennutz ist die Triebfeder der Männer, wenn sie sich Mädchen zu Weibern wählen. O Adelaide! was wird aus dir werden?

Nichts fehlte dir mehr, die Größe deines Unglückes zu vermehren, als daß du auch lieben mußtest. Armes Herz! was wird aus Adelaiden werden? — Kann Vervil nicht auch einer der Falschen seyn, der seine unedle Absicht vielleicht mit dem Firniß einer guten Erziehung zu decken weiß? — der — aber nein — es wäre Vervil beleidigen — Vervil wird kein Betrüger seyn.

In diesen Gedanken brachte Adelaide die Nacht über zu, als sie die aufgehende Sonne aus ihrer Träumerey weckte, und dem Mädchen verkündigte, daß der Frühlingsmorgen schon den Landmann erfreute.

Adelaide verließ ihr Lager, und eilte am frühen Morgen zur Stadt hinaus aufs offne Feld, und suchte Freyheit für ihre Seele, und Ruhe für das wunde Herz.

Noch beugten sich unter den glänzenden Tropfen des Morgenthaues die Feldblumen zu Boden, und es schien, als begrüßten sie mit Ehrfurcht die Monarchinn der Gestirne, die aufgehende Sonne.

Balsamgerüche düfteten von den Stauden, und der Vögelgesang tönte angenehm im Gebüsche. — Wonne floß mit dem rieselnden Bach, und Freude rauschte mit dem Strome für fühlende Herzen. So schön als an diesem Morgen sah Adelaide noch nie die Welt, und so sanft waren ihre Nerven noch nie gestimmet zu den Eindrücken der Natur.

Gleiches Gefühl war in Bervils Herzen, der ebenfalls wie Adelaide bey der Morgensonne schon wach war, und einsame Gegenden aufsuchte, um seine Liebe zu nähren.

Die reinste Sympathie ist zwischen Natur und Liebe. Edle Liebe giebt der Seele die schönste Stimmung, sie verkehrt unser ganzes Wesen, und macht unser Herz zu den Eindrücken jeder Blume empfänglich.

Die Natur bekommet Reize für die liebende, Wohlwollen für jedes lebende Geschöpf

schöpf erwacht in der sanften Seele, und Harmonie ist im Ganzen.

Liebe ist das edelste der Gefühlen. Lieben und immer Lieben ist die Seligkeit der Geister, und die große Bestimmung der Sterblichen. Ins Buch der Natur schrieb sie die Gottheit mit unauslöschlichen Zügen, und heiligte den Sterblichen, der sie liest und fühlet.

Liebe ist die mächtigste der Leidenschaften. Hätten die Gesetzgeber ihre Gewalt von jeher gekannt; hätten sie gewußt, die Herzen der Menschen durch sie zu leiten, und die Welt würde weniger unglücklich seyn.

Allein diese Liebe, von der ich rede, ist nicht die, die der Wollüstling Liebe nennet: ich verstehe nicht jenes erniedrigende Gefühl des thierischen Genußes, das so vieles Uebel unter den Sterblichen verursacht, sondern ich verstehe jene sanfte Empfindung gleichgestimmter Seelen, jene Harmonie zweyer Geschöpfe, jenes göttliche Gefühl, das unser Daseyn erhöhet, jene magnetische Kraft, die durch die Seele auf Seele wirkt, die unsere Einbildungskraft würdig erhöhet, die unserm Verstand einen feurigen Schwung giebt, die die Natur

um uns her verschönert, unsere Seele zum Gefühl gegen jedes Geschöpf herabstimmt, mit einem Wort: ich verstehe jene reine Flamme der Seele, die die Gottheit selbst in unsere Herzen legte, um uns die Größe seiner Güte kennen zu lernen, und die einst, wenn wir diese Hülle des Körpers werden abgelegt haben, uns zur geistigen Einigwerdung hinleiten wird.

Es ist dieses eine Sprache, die zwar wenig verstehen werden, denn auch nur wenigen ist es vergönnet, die Süßigkeit von dieser Quintessenz des menschlichen Gefühles zu kosten.

Wollust hat das Herz unserer Jünglinge schlapp gemacht; die Nerve hat ihre Spannkraft verlohren, und ist zu den sanftern Eindrücken nicht mehr empfänglich. Koquetterie hat die Seelen unsrer meisten Mädchen verdorben, ihr Geist ist ganz materiel, und Seelengefühl kann unter dieser Maße nicht wirken.

Mir schauderts beym Anblick so vieler Bildersäulen ähnlichen Figuren, die zwar schön geschnitzt, aber so ganz ohne Seele sind. An scheckigten Bändern, und an Federbüschen hängt ihr Herz, das sich noch nie zu sanften Empfindungen der Natur geöffnet hat.

Da-

Da taumeln sie herum bey lärmenden Tänzen, um die wenigen Fibern, die noch in ihren schwachen Gehirn zu einem vernünftigen Eindruck empfänglich wären, gänzlich in Unordnung zu bringen.

Dann öffnen sie ihre Ohren, die noch nie die Stimme der Nachtigallen gehört haben, den abgeschmackten Tölpeleyen der Stuzer, bilden sich ein, daß man sie zu Gottheiten erhebt, und hören die Schelle nicht, die an der Narrenkappe ihrer Anbeter klingelt.

Unter dieser Reihe von Thörinnen konnte man Adelaiden nicht zählen, die sich durch ihr edles Gefühl sowohl als durch die Erhabenheit ihrer Seele weit über die Mädchen ihres Alters erhob.

Vervil, der denselben ganzen Morgen über sich nur mit Adelaiden beschäftigte, wagte es endlich der Theuresten seiner Seele, das Innerste seines Herzens zu entdecken.

Was fehlt Ihnen wohl, Adelaide! sagte Vervil: ihre Wangen sind blaß — ihre Augen sind trübe — Gott! es wird Ihnen doch nichts Böses begegnet seyn, ihre Gesundheit ist meinem Herzen so theuer — ihr Wohl so nah

an meiner Seele — ſo ſprach Vervil, und wagte es noch nicht die Heftigkeit ſeiner Empfindungen dem guten Mädchen zu entdecken, aber das, was Vervils Blick Adelaiden ſagte, war mehr, als was die Lippen des Sterblichen ſagen können. — Adelaide las an Vervils Stirne, wie ſehr ſie der Jüngling liebte.

Es giengen Tage vorüber, und Vervil war noch immer muthlos, und getraute ſich nicht, bey dem Mädchen von ſeiner Liebe zu ſprechen.

Es fügte ſich aber, daß einſt Vervil und Adelaide das Vergnügen eines Sommerabends genoſſen. Hand an Hand giengen ſie ſprachlos durchs blühende Kornfeld. Adelaidens Mutter gieng an ihrer Seite, und Wonne der Seele floß durch das Herz der Liebenden bey den Auftritten der heiligen Natur. Schon überzog die Dämerung mit ihrem Schleyer die ſchlummernden Felder, der Mond ſtreute blaſſes Licht in der Entfernung, und der Zephir wiegte die Blumen ein. Eine feyerliche Stille verherrlichte den entzückendſten Anblick, am Geisblattlaube öffnete ſich die Blume, und ſtreute Wohlgerüche umher, und der Weſtwind jagte mit ſanften Fittigen Berauſchung aus dem Becher des Nachtveicheins auf die

Vor-

Vorübergehende hin. Wie doch dieſer Abend ſo ſchön iſt, fieng Vervil an, und doppelt ſchön, weil mir das Schickſal vergönnte ſeinen Genuß an Adelaidens Seite zu fühlen. — Wie doch die Natur für den Menſchen öde ſeyn muß, der immer einſam, nur ſich-ſelbſt überlaſſen, dieſe wonnevolle Hainen durchwandelt. — Es iſt doch ſo was herrliches um das Theilnehmen, — ach, Adelaide! wie würde dieſer Abend alle ſeine Reitze für mich verlieren, wenn ich den Gedanken aus meinem Herzen reiſſen müßte, das Adelaide dieſes alles mit mir genöſſe. —

Sympathie hat der Schöpfer in unſere Herzen gelegt, und alles das, Adelaide — was ich dieſen Abend fühle — überzeugt mich, daß ich Sie liebe — verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck — er kann nicht Beleidigung für Sie ſeyn — denn die Gottheit ſieht mein Herz — und kennt meine Abſicht — hier drückte Vervil Adelaidens Hand an ſein pochendes Herz, ach! ſie müſten doch geſtehen, theuerſtes der Mädchen! fuhr er fort, daß die Welt keine Seligkeit ohne Freundſchaft, ohne Liebe kennt, dieſe Seligkeit will ich hiernieden durch Sie genieſſen, Sie meine Gattinn, meine Freun-

dinn

dinn nennen, die einzige, für die ich lebe — Adelaide! könnteſt du mich zurückſtoſſen, — könnteſt du ein Herz verſchmähen, das mit reiner Abſicht dich liebt, das ohne dich keine Seligkeit fühlt, und mit dir in Edensgegend versetzt wird — ſprich Adelaide — — was ſagt dein Herz — was kann Vervil von dir hoffen.

Hier ſchwieg Vervil — und das edle Gefühl ſeines Herzens — ſeine ehrfurchtsvollen Ausdrücke ſetzten Adelaiden ganz in Verlegenheit. — Adelaide ſeufzte — Vervil! ſagte ſie, was thun Sie? Sie ſind nicht klug; wenn Sie meine Lage kennen werden, ſo wird ihre Liebe, guter Mann! bald verſchwinden. Ich war reich, und eine Menge von Liebhabern umſtaterte mich, aber unter dieſer Menge war kein würdiger, der meine Achtung verdiente, nun bin ich arm, und mein Schickſal ſetzte mich auf die empfindlichſte Probe. — Ich beſitze gar nichts, Vervil! was eines Jünglings Herz an mich heften ſoll — hören Sie alſo, Vervil! und öffnen Sie den Schleyer, der ihre Augen deckt — meine Schönheit iſt längſt wie die Roſe verblühet, wenn der Sturm durch den Garten wüthet — Gram und Unglück hat aus meinen Wangen die Freude getilget!

tilget. Ich bin arm, bin ohne Stand, was wollen Sie mit so einem Mädchen machen? was kann ich Ihnen geben? nichts als ein gefühlvolles Herz, das traurigste Geschenke für Unglückliche. —

Vervil! eine unbehutsame Leidenschaft reißt Sie hin, lassen Sie ihr aufwallendes Geblüt wieder ruhig seyn. — Die Verblendung wird verschwinden, ich bin Vervils Freundinn, und kann nicht zugeben, daß die Empfindsamkeit seines Herzens ihn zu einem Schritt verleite, der ihn vielleicht seine Tage durch unglücklich machen könnte. — Vervil hörte mit Erstaunen Adelaiden zu — Hoffnung und Furcht wechselten auf seinen Wangen — sein Herz wiederlegte Adelaidens Gründe, und bewegende Sanftmuth war auf seinen Lippen, und rechtfertigte die Thräne, die in seinem Auge war. Sie sind arm, sagte Vervil: aber Sie sind nicht unglücklich, wer Adelaidens Herz hat, kann nicht unglücklich seyn — ich bin reich, aber was nützen sie mir, diese Reichthümer? kann ich mir ein Herz, eine Freundinn um sie kaufen?

Lasten müssen mich diese Schätze — denn sie rauben mir mehr als mein Leben, sie rauben mir Adelaiden, wäre ich arm — so wäre

dest

deſt du mich vielleicht nicht verſchmähen. — Ich würde dir nichts geben können als ein Herz — und Adelaide würde es annehmen. — Du würdeſt mit mir fliehen, meine Hand würde dich nähren, du würdeſt ſie annehmen, und nun — —

O Adelaide! glaubſt du denn nicht, daß man ehrlich und reich ſeyn kann — glaubſt du denn, daß das Gift des Verderbens in jeder Ader des Reichern nagt? Reichthum hat nie einen Werth in Vervils Augen, nur liebe ich Schätze, wenn ich dich Adelaide und deine Mutter glücklicher machen könnte. —

Denke doch, gutes Mädchen! mein Leben hängt ganz an dir, entſcheide über mein Schickſal — lerne meine Denkart kennen, Vervil ſucht kein Weib — er ſucht eine Gattinn, eine Freundinn — und ſollte er dieſe an Adelaiden nicht finden. —

Bey dieſen Worten fiel Vervil zu den Füſſen von Adelaidens Mutter — von Ihnen, rief er, würdige Frau! von Ihnen hängt Vervils Schickſal ab — ich leſe es in Adelaidens Auge — ein Wink von dir, Würdigſte der Sterblichen! wird mein Schickſal entſcheiden. — Ach!

— Ach! könnet ihr zu meinen Bitten unfühlbar seyn, so hab ich mich betrogen, daß ich euch empfindsame Herzen zudachte — und ich will die Stunde fluchen, in der die Natur den Keim zur Empfindsamkeit in meine Seele legte. — Unglückliche! könntet ihr an meinen Absichten zweifeln — so will ich diese düsterne Nacht zum Zeugen meiner Schwüren nehmen — nie soll mein Herz diese sanften Eindrücke mehr fühlen, nie empfinden, was Menschenwonne ist, wenn Vervil Adelaiden betrügen könnte.

Adelaidens Mutter ward durch Vervils Vorstellung gerührt — ich hoffe, sagte sie, Vervil! daß ihre Miene nicht betrügen wird, es ist Ihnen erlaubt Adelaiden zu besuchen, hat der Himmel eure Herzen zur Vereinigung geschaffen — so wird er auch seinen Segen geben.

Seit dieser Stunde flossen die Tage der Liebenden, wie die der Frühlingstage dahin, und nichts störte das Glück ihrer Seelen. Jeden Tage besuchte Vervil Adelaiden; jeden Tage fühlte sein Herz neue überzeugung, wie sehr er Adelaiden liebte. Ein Jahr war vorüber, aber das neidische Schicksal fieng an Adelaiden wieder zu verfolgen. — Ihre Gutthäterinn, die Gräfinn, von der sie die jährliche

Pen-

Pension zu genießen hatte, starb, und versetzte sie wieder in die erbarmungswürdigsten Umstände. Vervil, der die Armuth seiner Geliebten, nicht sehen konnte, unterstützte nach seinen Kräften Adelaiden, und entlehnte unter dem Namen seines Vaters eine ansehnliche Summe Geld von einem Wechsler.

Vervils Vater bekam hievon Nachricht, und sein väterliches Herz besorgte, Vervil könnte sich den Ausschweifungen seiner Jugend ergeben, er schrieb, und bittere Vorwürfe füllten das Blatt, das Vervil empfieng. Wie vom Donner getroffen war Vervil, als er den Brief von seinem Vater erhielt. Die Munterkeit floh von seiner Stirne, die Rose welkte an seiner Wange, und der nagende Gram, der sein Herz durchwühlte, malte bald die fürchterlichen Züge des Harms in Vervils Bildung.

Das einsamste Ort in der Gegend suchte der gute Jüngling oft auf, um sich ganz seinen Schmerzen zu überlassen, dort, wo keines Menschenaug ihn sah, dort flossen seine Thränen, und seine Seufzer ertönten in einsamen Gebüschen — wie? ich sollte sie verlassen, rief er auf — sie, die Beste der Sterblichen, nein — so lange Vervil lebt, wird er

Ade-

Adelaiden nicht verlassen. — Ach, Bester der Väter! könntest du mein Herz — könntest du Adelaiden sehen — unsere Thränen würden deinen Zorn entwaffnen, unsre Liebe deine Seele bewegen. So seufzte Servil, und die Thränen, die aus seinen Augen flossen, tränkten die Blumen, die bey seinen Füßen sympathetisch mit ihm dahin welkten. — —

Adelaide bemerkte wohl, daß etwas außerordentliches in Servils Seele vorgehen müsse, allein ohngeachtet ihres zärtlichsten Zudringen, konnte sie von Servil die Ursache seines Kummers nicht erfahren.

Der Winter war vorüber, und die angenehmen Täge des Frühlings stiegen wieder aus heiteren Wolken auf die Erde herab, als eines Tages Servil und Adelaide in der Gartenlaube saßen. — Stille herrschte in der Gegend — und sprachloses Sehnen war die Sprache der Liebenden — nichts störte sie in ihren angenehmen Träumereyen, als die Grasmücke, die im benachbarten Gebüsche sang. Froh und munter schwang der kleine Vogel sich auf elastischen Zweigen, sein Weibchen saß neben ihm, und Ausdruck der Liebe war in ihrem Gesang.

Vervil horchte mit Seelengefühl den Singenden zu — endlich ergrif er Adelaidens Hand, legte sie in die seine — und sein Herz schlug stärker — und heftige Bewegungen verriethen sich in seinen Zügen, sein Blick war starr auf die Grasmücke geheftet — Adelaide! rief Vervil auf: höreſt du, was dieſe Thierchen ſich ſagen, mir däucht, ich verſtehe ihre Sprache — ihre Seelen ſind gleich einem ruhigem Gewäſſer, das den leichten Eindrücken der Weſte ſanft nachgiebt, ihre Seele empfindet die ſanften Regungen des Gefühls, die wonniglichen Erſchütterungen der ſchuldloſen Natur, ſie kennen die grauſamen Kämpfe jener ſtürmiſchen Leidenſchaften nicht, deren gewaltiger Ungeſtümm die Seelen der Sterblichen erſchüttert — nie hat Scheelſucht den Glanz ihrer Augen getäubet, nie Haß ſeine ſchwarze Fackel in ihren kleinen Buſen geſchüttelt — ſo ſagte Vervil, und als er noch ſo ſprach, ſo ſtieß ein räuberiſcher Geyer, wie ein Pfeil auf die Grasmücke, und raubte den ſingenden Vogel ſeiner Gattinn — röchelnd fiel ſie vom Baume, und ſtarb bey Vervils Füßen. Dieſer Zufall erſchöpfte gänzlich Vervils leidendes Herz, welches ohnehin ſchon bis auf den äußerſten Grad des Schmerzens geſtimmt war

— er

— er ſank ohnmächtig in Adelaidens Arme — nach einer ziemlichen Weile erholte ſich Vervil wieder — ſie iſt todt, rief er auf: die arme Gattinn — des guten Vogels — entriſſen iſt ſie dem Gatten — auf ewig entriſſen — aber dich Adelaide — dich — bey Gott — nein — dich ſoll niemand meinem Herzen entreiſſen — Vervil lebt ja noch — was iſt Vervil ohne dich — — laß mich dich noch ſehen — laß mich ſterben — — — — armer Vogel — arme Grasmücke. —

Auf ſolche Art ſchwärmte Vervil eine Zeitlang, bis er endlich von ſeiner Betäubung vollkommen zu ſich kam. — Adelaide drang in ihn, ſie wollte Aufklärung über die Seltenheit ſeines Betragens, und Vervil fieng ſo zu Adelaiden an:

Du weißt es, Mädchen meines Herzens! daß meine ganze Seele an dir hängt, daß ich dich liebe, ſo liebe, als je ein Sterblicher geliebt hat, lange haſt du dich ſchon bemühet das Geheimniß aus meinem Herzen zu reiſſen, das bisher mit Wehemuth meine Tage beſtreuet hat, nun wohl! ſo wiſſe mein ganzes Unglück — hier lies und bedaure deinen armen Vervil — bey dieſen Worten überreichte

Ver-

Vervil schrieb Mädchen die Briefe, die er von seinem Vater erhielt. — Adelaide durchlas sie mit trocknem Auge, und mit einer Herzens-kälte, die Vervil in Verzweiflung setzte. Nach einer Weile von Ueberlegung — rief sie auf — verlassen sie mich, geliebter Vervil! ersticken sie eine unglückliche Liebe, die ihre Tage verbittern würde, folgen sie dem Willen ihres Vaters, die Rechte der Natur sind die heiligste.

Vervil. Ich kenne keine heiligere Rechte, als die der Liebe — ich lebe für dich Adelaide — ich will für dich sterben. —

Adelaide. Wie doch die Leidenschaften den Menschen verblenden können, armer Vervil! stärke dein schwaches Herz, und vergesse deine Pflicht nicht — wir wollen uns nicht mehr sehen, Vervil! wie grausam wäre es, wenn ich die Lebenstage deines Vaters verbitterte — nein, Adelaide will die Ruhe eines ehrwürdigen Greisen nicht stören. Vervil! Sie sollen mich nicht mehr sehen — ich will es.

Vervil. Ich soll dich fliehen! wohl, so flieh mit, eine Einöde soll uns aufnehmen — ein gutthätiger Felsen uns vor den Verfolgungen der Menschen schützen — die Erde will

ich

ich mit meinen Händen pflügen — die Natur zwingen, daß sie ihren fruchtbaren Schoos für uns öffne, wir werden arm, aber glücklich seyn. — Es ist für dich, Adelaide! daß ich arbeite — und du kannst mich verlassen?

Adelaide. Sie schwärmen Vervil — Sie lieben mich, ich bin's überzeugt, aber ihre Leidenschaft erhöht ihre Einbildungskraft durch blendende Phantasien. — Vergessen sie die Tugend nicht, Vervil! nicht die Achtung, die Sie einem armen Mädchen schuldig sind. — Ich werde meine Mutter nie verlassen — leben sie wohl, vergessen sie Adelaiden — glauben Sie, Vervil! mein Herz leidet, als ich Ihnen dieses sagt. Leben Sie wohl — die Tugend fodert unsere Trennung, lebe wohl, rief Vervil — aber nein sagte er wieder — und wollte Adelaiden umfassen, die aber schon eine Weile nicht mehr da war, und sich auf ihr Zimmer zurück gezogen hatte.

Vervil war aus seiner ganzen Fassung — und wie ein Verzweifelnder eilte er zurück in seine Wohnung, und das Lebewohl, das er aus Adelaidens Munde hörte, tönte noch immer in seinem Ohr, wie der Ausspruch des Todesurtheils in den Ohren eines Verurtheilten.

Ver-

Vervil ſaß eine Weile voll Betäubung da; er wußte nicht, ob die glücklichen Tage, die er in Adelaidens Umgang genoß, Träume, oder Wirklichkeit waren.

Wo bin ich denn nun, rief er auf — und wohin ſind die Stunden meines Glückes? Wo iſt Adelaide? iſt ſie ewig für mich verſchwunden? — Armer Vervil! zu welchem gränzloſen Elend hat dich dein Schickſal verurtheilt! — alle dieſe ſchöne Tage der Liebe waren alſo bloſſe Träumereyen für mich! — alles das Glück, das meine Einbildungskraft mir mit ſo lebhaften Farben darſtellte, eine Täuſchung! —

Sagte mir denn Adelaide nicht, daß ſie mich liebte? Liebte — o nein — Adelaide hat nie geliebt, — kann man lieben, und verlaſſen? — Ich Unglücklicher! alle Hoffnung iſt für mich verlohren — aber meine Liebe nicht. Dieſe ſchlägt noch in jedem Pulsſchlage, fließt noch in jeder Thräne aus, athmet noch in jedem Seufzer — laß mich denn klagen, grauſames Mädchen! wenn du auch meine Thränen nicht ſieheſt, wenn du auch meine Seufzer nicht höreſt. — Die Welt iſt für mich ſchon öde, wie das Grab, alles um mich her iſt traurige, lebloſe Einſamkeit, nur der Tod

iſt

iſt noch meine Hoffnung; täglich ſeufze ich ihn entgegen, was ſoll ich in einer Welt, wo mir Adelaide für mich nicht mehr ſeyn ſoll! — warum, und wozu ſollte ich noch leben? um zu ſeufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tage den Tod zu wünſchen? — Ach! wäre ich nie glücklich geweſen, ach! hätte ich Adelaiden nie gekannt! — wie ſchnell ſeyd ihr entflohen, ihr ſüſſen, angenehmen Träume! — mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendiget, ihr Frühlingstage meines Lebens! — wo ſind ſie, die geliebten Phantaſien der Zukunft, wo die Tage, wo jede Minute gülden, jeder Augenblick ſelig war! — So verkündigt ein trügendes Morgenroth dem ſorgloſen Landmanne den ſchönſten Tag, und gähling ſteigen Wolken auf, und ein Gewitter ſtört ſeine ländliche Freude — ſtört — ja aber nur eine Zeitlang — und für mich iſt mein Glück auf ewig zerſtört — auf ewig verlohren. —

Bey dieſem Ausdruck ſtürzte Bervil auf ſein Lager hin, und die Gröſſe ſeines Schmerzens beraubte ihn eine Zeitlang des Gefühles ſeiner Sinnen. —

Binnen der Zeit kam Bervils Vater nach der Stadt, er ſuchte ſeinen Sohn auf, und fand ihn in dem Poſthauſe in dieſer Lage.

Eine ziemliche Weile stund Vervils Vater vor seinem Sohne, der noch immer außer sich, wie in einem tiefen Schlummer lag, und wußte nicht, was er denken sollte. — Die Blässe, die Vervils Wangen deckte, der Kummer, der an seine Stirne geschrieben war — die Thräne, die noch in seinem Auge zitterte, alles dieses ließ ihn nicht viel Gutes vermuthen.

Der Alte sezte sich an Vervils Seite, er nahm seine Hand in die seine — und rief ihm leise in das Ohr: — Vervil! dein Vater, den du liebst, der suchet dich. —

Vervil öffnete die Augen, sah ihm starr ins Gesicht, sammelte seine Kräften, und schlang seine Arme um seinen Hals, o mein Vater! mein Vater! dieses war alles, was er sagte. —

Unglückliches Kind! — in welcher Lage muß ich dich finden! — Vervil, wie bist du entstaltet! — hast du die Tugend verlassen, Unglücklicher!

Vervil. Nein, Vater, nein — ich war immer ihren Grundsäzen getreu, ich fühlte noch niemas den Werth der Tugend so sehr, als ich ihn izt fühle — aber ich bin unglücklich, äußerst unglücklich — ich liebe. —

Vater.

Vater. Ich weiß es, das du liebst, und darum bin ich hier, um dich den Fallstricken einer Buhlerinn zu entziehen, die dich in das Verderben reißt.

Vervil. Beleidigen Sie Adelaiden durch diesen Ausdruck nicht, Vater! sie ist das tugendhafteste Mädchen, sie befahl mir selbst sie zu verlassen, und Ihnen zu folgen — aber Vater! — wenn Sie je die Liebe gefühlt haben — Erbarmen über mich — und Schonung meinem leidenden Herzen.

Vater. Fasse dich Sohn! die Entfernung wird deine Seele heilen; in dem Schoos deiner Familie wirst du wieder aufblühen.—

Vervil. Wie, Entfernung! — ich sollte mich von Adelaiden entfernen — Sie wollen also diese Liebe nicht? —

Vater. Nein Sohn!

Vervil. Und welche Gründe?

Vater. Soll ich dir Rechenschaft von meinem Willen geben? —

Vervil. Sehen Sie mich zu Ihren Füßen, lieber Vater! — haben Sie Erbarmen mit ihrem Sohn! — hier will ich nicht mehr

aufstehen, als bis ich sie erweichet habe — ich will sterben, hier bey Ihren Füßen will ich sterben, nur zwingen Sie mich nicht Adelaiden zu entsagen.

Vater. Unglücklicher! hast du denn keine Liebe für deinen Vater mehr, geh — ich will nichts von dir wissen, folge nur deiner thörichten Leidenschaft — und bringe die Tage deines Lebens in Armuth und Elend zu.

Vervil. Entschuldigen Sie doch, bester Vater! mein armes Herz, entschuldigen Sie die Verzweiflung, in der ich bin — warum wollen Sie mich von Adelaiden trennen? Ist sie nicht vom so guten Stande, als ich? — Sie ist arm — aber sie ist tugendhaft — ist denn Armuth ein Verbrechen? — O könnten Sie sie doch sehen — wie sanft, wie liebenswürdig das Mädchen ist — ach! Sie würden ihren Sohn nicht mehr von sich stossen — Adelaidens Blick würde Ihr Herz erweichen, Sie würden unsre Liebe segnen.

Vervils Vater sah wohl ein, daß alle Vorstellungen vergebens waren, er gieng fort, versperrte seinen Sohn, ließ anspannen, und zween gewiethete Kerls bemächtigten sich des

armen

armen Vervils, trugen ihn in die Kutsche, die eilfertig fortrollte.

Vervil war etlichemal unter der Reise ganz außer sich, aber sein Vater machte sich nichts aus der Sache, und dachte, daß Zeit und Umstände alles ändern würden.

Allein kaum war Vervil in dem Schoose seiner Familie, als Kummer und Verdruß den Unglücklichen abzehrten, die heftigsten Bewegungen seiner Seele, der innerliche Drang seines Herzens verursachte bald, daß Vervil ganz von Kräften erschöpfet, in den erbarmungswürdigsten Zustand kam, ein heftiges Fieber zehrte die wenigen Kräften des Jünglings vollends auf, und nach kurzen Tagen war sein Leben in Gefahr.

Wie eine Leiche lag Vervil ganz außer sich auf seinem Krankenbette. — Keine Stimme entfloh seinem Mund, keine Klage über seinen elenden Zustand, nur hörte man zuweilen, daß er mit Adelaiden sprach. Bald werde ich dich sehen, rief er einst, bald werde ich immer um dich seyn können — meine Seele fühlt es schon, daß die Stunde nahe ist, in der ich diesen Körper ablegen werde — denn

wird

wird mein Geiſt bey Adelaiden ſeyn — ſie auf dieſer Durchreiſe, wie ein Schutzgeiſt begleiten — und denn werde ich dich jenſeits der Grube erwarten.

Alle Aerzte verzweifelten an Vervils Wiedergeneſung, und einſtimmig ſtellten ſie Vervils Vater vor, daß ſein Sohn ohne Adelaiden verlohren ſey — die heftigſte Leidenſchaft ſagten ſie, iſt die Urſache von Vervils Krankheit, nichts wird den Unglücklichen herſtellen, als Adelaide. —

Krankheiten der Seele heilt kein wohlthätiges Kraut, und die Arzeney kennt keine heilende Wurzel für die Wunden des Herzens. —

Vervil iſt verlohren — ſo war die Sprache der Aerzte — und wie vom Donner getroffen ſank Vervils Vater auf ſeinen Lehnſtuhl zurück.

In dieſem Augenblicke war nun Vaterliebe in ſeinem Herzen, er vergaß alle Beweggründe ſeines Verfahrens, und die Natur ſiegte über Adel und Vorurtheil — die bitterſten Vorwürfe erwachten in ſeiner Seele. — Ich Unſinniger, rief er auf, ich bin der Henker meines Kindes — ich bin's — unglücklicher

Ver-

Vervil! der dich in diesen Zustand gesetzt hat. Ich hab dir also das Leben gegeben, um es dir wieder grausam zu rauben — ach! warum wollte ich denn die heiligen Bande trennen, die die Tugend knüpfte! — warum gab ich denn der Stimme des Eigennutzes Gehör! — warum dem Vorurtheil eines alten Herkommens, sind wohl Ahnen nöthig um glücklich zu seyn, ist nicht die Tugend der älteste Adel? ach! mein Sohn, mein lieber Sohn! ich werde dich nicht lange mehr überleben — ich werde mich von einer Bürde zu befreyen wissen, die mich doppelt zu Boden drücken würde; sollte auch diese schwache Hand mir den letzten Dienst versagen, so wird der nagende Kummer mir die Wege zum Grabe öffnen.

So klagte Vervils Vater, und hob die Augen zum Himmel auf, bald näherte er sich seinem kranken Sohne, bald legte er Vervils Hand in die seine, nun küßte er sie, und netzte sie mit Thränen, alle Anwesende waren gerührt durch diesen Auftritt — allein izt war nicht Zeit zum unnützen Weinen. Rettung foderten die Umstände, man stellte sie dem weinenden Vater vor, und er entschloß sich eilends nach der Hauptstadt zu reisen, um Adelaiden abzuholen.

Vervils Vater war nun bey Adelaiden. Mit dem wärmſten Gefühle ſchilderte er den unglücklichen Zuſtand ſeines Sohnes, er beſchwor ſie durch die Liebe, die ſie für Vervil fühlte, ihm zu folgen. Adelaide ſank in Ohnmacht hin, als ſie Vervils Krankheit in Erfahrung brachte. — Vervils Vater wandte alle Mühe an, das unglückliche Mädchen wieder zu ſich zu bringen; allein, ſie öffnete ihre Augen nur, um Thränen des Schmerzens zu vergießen.

Die Liebe, die ſie gegen Vervil fühlte, beflügelte ihr Herz, es ſtieg der Wunſch in ihrer Seele auf, den Geliebten zu retten, aber ihre Tugend, die Achtung, die ſie gegen ihre Mutter hatte, hielt ſie wieder zurück. Finden Sie ein Mittel, fieng ſie an, mein Herz zu dem Zuruf meiner Pflicht ſchweigen zu heiſſen, ich bin bereit alles zu thun, was Sie von mir begehren, aber ſchützen Sie mich von der üblen Nachrede, und von ungleicher Auslegung meiner Handlung. Sie wiſſen, daß man die ſtrengſte Rechenſchaft von jedem Schritte unſers Geſchlechts fodert, daß der Verdienſt eines Mädchens von der Sorge abhängt, die ſie in Rückſicht ihrer Ehre bezeigt.

Die

Die Welt sucht den geringsten Schein auf, um uns ins Verderben zu stürzen, um unsern Ruf, um unserer Ehre zu schaden —. Was würde man von mir urtheilen, wenn ich meine Mutter verließ, meinem Geliebten nachzöge? — Bedauern Sie mich, Vervils Tod wird unzweifelbar den meinigen nach sich ziehen — aber ich werde doch seiner würdig sterben, und meine Ehre wird ohne Flecken seyn.

Vergebens dachte der redliche Alte auf alle möglichen Beweggründe Adelaidens Grundsätze zu widerlegen, sie war unbeugsam. Vergebens fiel er ihr zu ihren Füßen — vergebens nannte er sie bey dem süssen Namen einer Tochter — sie weinte — aber sie gab seiner Bitte kein Gehör. Adelaidens Mutter wurde durch die Thränen des unglücklichen Vaters gerühret. Deine Tugend ist zu streng, rief sie auf: Adelaide! — laß uns den Sterbenden retten, ich werde dich begleiten, meine Tochter, und werde die Schmähsucht durch meine Gegenwart schweigen heissen, die Gottheit wird unsere gute Absicht segnen, und dem wieder sein Leben, und seine Gesundheit schenken, der das Glück unserer Tage ausmachen soll.

Adelaide gehorchte den Vernunftgründen ihrer Mutter — und sie reisten ab.

Mittlerweil wandte man alles an in Vervils Haus, den Jüngling zu diesem Auftritt vorzubereiten, man sagte ihm, daß er Adelaiden bald sehen würde, daß sein Vater nicht mehr auf ihn zörne, daß er selbst abgereiset seye, um Adelaiden in seine Arme zu führen. Alle diese Reden waren Labsal für Vervils Herz. Adelaide kam, zitternd nahete sie sich ihrem Vervil, ihre Füße wankten, und sie war öfters gezwungen Erholung zu suchen. Aber wie schrecklich war Vervils Anblick für Adelaiden, als sie die Todtenblässe auf des Jünglings Wange sah. — Erbarmung! schrie sie auf, und von der Schwelle des Todes rufte diese Stimme den sterbenden Vervil zurück. Er öffnete seine Augen wieder — Adelaide! Geliebte meiner Seele! sagte er, bist du es, die ich sehe, bist du es? seelenvolles Mädchen! und ist es keine Täuschung? — Er sammelte alle seine Kräften, und wollte seine matten Arme um Adelaiden schlingen, allein die Mattigkeit raubte ihm dieses Vergnügen. — Adelaide blieb immer an Vervils Seite, jeder stärkende Trank aus heilenden Kräutern gepreßt,

preßt, wurde Vervils von den Händen seiner Geliebten gereichet, und nach und nach erholte er sich vollkommen wieder. — Nach einem Umraume von sechs Wochen war Vervil vollkommen hergestellt, — und sein Vater ordnete schon alle Anstalt zu Vervils Verbindung.

Der glückliche Tag erschien, und Adelaide war Vervils Gattinn! Stunden der Seligkeit und des Vergnügens verflossen in ihren Umarmungen, die Liebe schwächte sich nicht durch den Genuß, sondern die Freundschaft gab ihr neue Stärke. — Von jedermann geliebt, von ihren Unterthanen verehrt, lebte dieses selige Paar Tage der Wonne, und ihr Glück bestättigte die Wahrheit, daß der Himmel tugendhafte Sterbliche nicht unbelohnet läßt.

Anhang.

Er kommt zurück, so ruft der Widerhall:
Er kommt zurück der Vater seiner Völker,
und auf des Greisen Wangen zittert
die Thräne, die der Liebe fließt.
Der Knabe eilt, verläßt sein Spielwerk,
und will sehen, wo Titus ist,

von

von dem der Römer ihm erzählte:
wo Titus ist, der Fürst und Vater ist.
Ihr Römer, ruft des Jünglings Stimme,
seht den, dem Römer heilig sind,
seht den, von dem die Thaten sagen,
daß Götter Ihn zum Fürsten wählten.
Das Blut strömt wallend durch die Adern,
des Heldens Wange färbet sich,
sein Auge glüht, und der Gedanke,
der einst mit großen Heldenthaten
des jungen Römers Herz erfüllte,
erfüllt mit Liebe seinen Busen,
der ganz für seinen Fürsten glüht.
Das Kind wünscht sich des Jünglings Jahre,
der Jüngling wünscht sich Mann zu seyn,
der Mann, ein Held, und jeder wünscht
der Götter Wink, und Gut und Leben
giebt jeder Unterthan für seinen Titus hin.
so dachten Römer einst, so fühlten sie,
so denken Baiern auch, so fühlen sie.

Sokrat und Alcibiades.

Ach sage mir Sokrat! was ist die Tugend wohl?
So fragte in Athen den klügsten der Menschen

Ein

Ein Krieger, welcher Herz und Heldenmuth
beſaß.
Sag mir: ſo fuhr er fort, ſag, was die Tu-
gend iſt,
Mit der die Sterblichen ſich ſo verwegen brü-
ſten,
Und die der Menſch doch nur nach ſeinem
Herzen lenkt,
Nach ſeiner Denkart ſchätzt, nach der Erzie-
hung übt —
Sokrat! was iſt ihr Lohn: — vielleicht wenn
die Geſchichte
Der Nachwelt unſer Bild und unſre Thaten
zeigt?
Iſt das ihr Lohn Sokrat! wie eitel wär' er
nicht.
Hör' Alcibiades, erwiederte der Weiſe,
Die Tugend glaube mir, iſt keine Täuſchung
nicht;
Doch Jüngling! wenn du willſt Geſchmack
im Guten finden,
So übe Gutes aus, denn Uebung giebt Ge-
ſchmack.
Dem Herz der Sterblichen iſt Weisheit im-
mer nütze,
Die Schnellkraft unſers Geiſts, ſie giebt dem
Herzen Muth,

Er-

Erfülle deine Pflicht, und lern' den Vortheil kennen
im heiligen Genuß der süssesten der Freuden,
und wenn du diese fühlst — so frag dein eignes Herz —
Frag's, was die Tugend ist, und was die Tugend lohnt.

Hans.

Eine Erzählung.

Hans war der einzige Sohn eines ergrauten, abgedienten Vaters, an dem nun sein eigenes Kind Vaterstelle vertretten mußte. Noch eine Schwester, Margareth, hatte er, die neben der Hausarbeit ihres alten Vaters sorgfältige Wärterinn war. Kümmerlich nährte ihr kleines Feld drey edle Menschen, ein Paar Kühe, und eine Ziege. Doch gaben sie treulich, was dem Herrn war, und kümmerten sich mehr, ihre Abgaben zur Zeit entrichten zu können, als sie um ihr eigenes Leben besorgt waren. — Aber wenn fehlt es dem tugendhaften Menschen, der zu Gott traut, und gerne arbeitet? — Hans arbeitete

te gerne; wurde von Jugend auf von seinen fleißigen Aeltern zur Arbeit gewöhnt, und Liebe zu seinem Vater, und Noth ernährten seine Freunde zur Arbeit. Die ersten Stralen der aufsteigenden Morgenröthe sahen ihn schon auf dem Felde, und die Sonne war schon lange über die Berge, und Hans pflegte noch seines kleinen Landes. Oft arbeitete er beym Mondenscheine, und Gott ließ seinen Fleiß gedeihen.

Wenn er dann manchmal entkräftet, und ganz mit Schweiß überdeckt im glühenden Julius im Kühlen einer schattichten Linde sein karges Mittagbrod verzehrte; alle Nerven ihre Spannung verlohren hatten, und die Natur ihn selbst in einen erquickenden Schlaf versenkte, dem er nicht mehr widerstehen konnte, dann betete er allzeit beym Erwachen aus dem Grunde seines Herzens zu Gott: „Lieber Gott! Schenke mir die verlornen Kräfte des vorigen Tages wieder, und lasse mich ja nicht erkranken, damit ich arbeiten kann, daß mein guter Vater, der auch für mich gearbeitet hat, nicht darben darf, im achtzigsten seiner Jahre! " — Wann steigt wohl so ein Gebet aus den Städten zum Himmel?

mel? Da in den großen Häusern, wo man das Brod üppig verwirft, das der arme Landmann mit monathelanger Arbeit herschaffen muß: da, wo man die Tage verschwendet, und Nächte verschwelget, und nur von der faulen Muße ausruht, denkt man nicht, Gott um Kraft und Segen zu bitten.

So arbeite Hans immer muthig fort, und nährte seinen guten Vater noch im neunzigsten Jahre. Nun näherte sich der gute Greis immer mehr dem Ziele, seine Kräfte verliessen ihn, die Theile des Körpers arbeiteten nicht mehr zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, die Maschine zerfiel — der Vater hörte auf zu leben. Welch ein seliger Tod! —

Heiter und stille wie sein Leben war, vergieng er. Keine marternden Vorwürfe, keine schreckenden Bilder ängstigten seine Seele; sein Hinscheiden war nicht mit gräßlichen Zückungen, und allen den Anzeigen eines schmerzhaften, selbst verschuldeten Todes begleitet. Er hatte seiner Jahre Ziel erstreckt, bis an die Grenzen der Natur gelebt.

O ihr! die ihr euer Leben muthwillig hinwerft, Jahre verschwendet, um eine wollüstige

ſige Minute zu genieſſen, ſehet das ſchreckliche Sterben eines von euch; und gehet dann hin, und ſehet einen Greiſen, der nie den Lüſten gefröhnt hat, am Ende ſeiner Bahne.

Hans weinte bittere Thränen — Thränen des innigſten Schmerzens über einen geliebten Vater. Viele, deren Herz keine ſo hohe Tugend faßt, würden es für Glück halten, einer ſolchen Bürde entledigt zu ſeyn; und die jungen Herren, die ſchon lange mit Ungeduld auf den erkargten Wucher ihrer Väter warten, um ihn eben ſo ſchändlich verſchwenden zu können, als er erobert wurde, die lachen, wenn ſie der Vater im Sommer ſeiner Jahre durch ſeinen Tod zu reichen Erben macht.

Aber Hans weinte aus biederem Herzen, und die Zeit, die freylich allen Schmerzen lindert, oft auch vergeſſen macht, hatte viele Tage daran zu ſetzen, um nur die Zäher dieſes guten Mannes zu trocknen; doch im Innern der Seele zehrte noch der geheime Schmerz an ſeiner Ruhe.

Ueber einige Wochen kam ſeines Nachbars Sohn, ein blühender, rüſtiger Burſche, deſſen Vater ein ſchön Stück Vermögen beſaß;

aber dabey ein herzlich guter Mann war. Welten hieß er, und Franz sein Sohn. — Ihm hatte schon lange die zärtliche Sorgfalt gefallen, mit der die beyden Kinder, Hans und Margreth, ihres lieben Vaters pflegten; ihr Fleiß, und stilles, schuldloses Leben. Sie waren gute Nachbarn zusammen, und Welten that ihnen viele freundliche Dienste. Er half ihnen bald mit Saamen in Mißjahren, schenkte ihnen Dünger, und besuchte sie selbst gar oft an heiteren Abenden mit seinen Kindern, wo dann die beyden Väter die verflossenen Jahre aus der Vergangenheit hervorzohen, ihr Leben durchschauten, sich nun freuten der wenig genossenen Freuden, und der Leiden, die sie duldeten. — Da theilten sie ihren Kindern ihre gesammelten Erfahrungen mit, lehrten sie die Wege des Schicksals kennen, und mahnten sie zur stettigen Tugend.

Margreth war schön unter den Töchtern des Landes, und ihr Herz war gut, und noch unbekannt mit der Liebe; denn es war noch zuvoll zärtlicher Triebe der Kindesliebe, zu sehr mit der Sorgfalt für ihren Vater beschäftigt, als daß sie zu einer fremden Liebe Musse gefunden hätte. Franz war auch gut,

und

und ſein Herz hegte nicht den thörichten Wunſch nach Reichthum. Er war ſelbſt arbeitſam und häuslich, und hatte, was er brauchte, in Fülle.

Er ſah ſchon lange der guten Margreth häuslichen Fleiß, und treuliche Sorgfalt für ihren Vater mit herzlicher Freude an, und ſagte ſeinem Vater — denn er hatte nichts vor ihm geheim — daß es ihm ſowohl gefiele, und daß er wohl wünſchte, mit ſo einem Mädchen, wie Margreth, zu leben. „Und warum nicht ſie ſelbſt, ſagte der alte Velten? — Ja, wenn ich auch wüßte, daß ſie mich haben möchte? — Das mußt du verſuchen, verſetzte ihm Velten. Geh hin und ſag ihr, du wolleſt theilen mit ihr, was dein iſt, ſie ſolle auch mit dir ihre Liebe theilen. Franz gieng hin zur Margreth, und erhielt, was er begehrte. In einem Hui ſprang er über Feld und Zaun und Graben hin zu ſeinem Vater, und ſchüttete da ſeine Freude aus, und wußte ſich vor Wonne kaum zu geberden. — Velten ließ Anſtalt in ſeinem Hauſe zu einem fröhlichen Maale machen, und Hanſen und Margreth zu Tiſche hollen.

Hans war immer ſehr traurig. Der Gedanke, ſich von ſeiner Schweſter trennen zu

müssen, versenkte ihn in die bitterste Schwermuth. Er aß wenig, und nach aufgehobenem Tische trat er hin mit thränendem Auge, und sagte zu seiner Schwester: — Liebe Margreth! Dein Glück freut mich so sehr, daß ich gerne das Unglück, mich von dir trennen zu müssen, vergessen will; du hast es verdient, gutes Mädchen! Um der Liebe willen zu unserm Vater, um deines Fleißes und deines guten Lehens willen. Aber verzeih mir, Kind! wenn es mich schmerzt, daß ich dich verlieren soll. Das Gütchen, das uns unser gute Vater hinterließ, gehört nun dein und mein; doch keines kann mit der Hälfte davon bestehen; gieb mir also den Antheil, der mich trift heraus, und ich will irgend bey einem Bauern als Knecht dienen, bis mir Gott was bessers schickt. — Margreth weinte, und alle, alle weinten.

Und nun entstund ein edler Zank unter ihnen; kein feindseliger Streit, den die Habsucht in sühigen Herzen anfacht, und der die heiligsten Bande der Gesellschaft trennt; es war der Streit der gesellschaftlichen Liebe. — Margreth wollte den Vorschlag nicht annehmen; Franz drang mit Ungestüm darauf, daß

er

er Hansens kleines Glut mit einem Geschenke von ihm vergrössern wolle, und Hans besinnd auf seinem Entschluße. Velten stund dabey als ein stummer Zeuge in dem seligsten Entzücken über einen so herrlichen Anblick; die Freude war so voll in ihm, daß er alle Fassung verlohr.

Die holde, muntere Lise, Franzens Schwester, konnte sich nun nicht mehr bergen: sie lief hin zu ihrem Vater, und bath: ach! — wenn Hans dienen soll, nehmt ihn doch zu euch, damit er zu keinem Bauern kommt, der ihn hart hält.

Nein, nein! er soll sein Gütchen behalten, versetzte Margreth. Und das nehmen, was ich ihm geben will, fiel Franz ein, und so gieng der Zank von neuem an. Am wenigsten war Lise damit zufrieden. Sie stund in eine Ecke der Stube, hielt die Schürze vor das Gesicht, und weinte.

Nun sah Velten etwas klärlicher ein, wo es ihr fehlen möchte. Meine lieben Kinder! sagte er, das thut nicht gut, ihr werdet euch so in Ewigkeit nicht ausgleichen. — Hansen fehlt es an einer guten Partie, und dann braucht

braucht er euch alle nicht. He, Hans! weißt du dir nichts in der Gegend herum? — Wie ihr fragt, lieber Velten! versetzte Hans; wie hätte ich mich je um eine Liebschaft bewerben können, da ich nie es wagen dürfte, um ein vermögliches Mädchen freyen zu wollen, weil ich ihr nichts daran setzen konnte. Wie aber, wenn es eine gäbe, die dich liebt? — Ich müßte sie erst kennen. Nun komm her zu uns, Lise! sagte Velten, zog sie noch weinend aus der Ecke hervor, und stellte sie Hansen gegenüber. Du willst sie kennen lernen, Hans! sagtest du; nun, könntest du einig werden mit ihr? —

Hans staunte, und wußte nichts zu sagen. Velten wandte sich zu seiner Tochter, und fragte sie, ob sie wohl Hansen zum Mann möchte. O ja, lieber Vater! rief sie, und die Freude lachte aus jedem ihrer Gesichtszüge. — Und warum sollte ihr Mund nicht das Ja bekennt haben, das ihr Herz schon lange gesagt hat? — Ein unschuldiges Bauernmädchen kennt die Theatergrimasse nicht, zu stocken, zu erröthen, und das, was man schon längst gewünscht, verläugnen zu wollen.

Nu, Hans! gilts? fragte Velten, und Hans, der nun bisher seinen Sinnen nicht

genug

genug getraut hatte, konnte nicht Ausdrücke der Freude genug finden. Ey, sagte er, das freut mich, meine Kinder! — Gott hat mir soviel beschert, daß ich meiner Lise ein Sümmchen geben kann, womit ihr euch ein Gut kaufen könnt, das euch mit Gottes Segen und eurem Fleiße wohl soviel einträgt, daß ihr auch euren Kindern einmal was geben könnt. — Ich brauche für mich nichts mehr. Ihr habt eurem Vater sowohl gethan, ihr werdets auch mir nicht mangeln lassen.

Nie ward vielleicht ein Band edler geknüpft als dieses; nie fand sich vielleicht so wahre, selige Eintracht der Herzen, so inniger Freude volles Gemüth, als bey diesem ländlichen Bündnisse. Ihre Herzen waren voll der seligsten Wonne, und was ausströmte, war freudigster, wärmster Dank zum Allvater der Güte. Die ganze Nachbarschaft hatte die guten Leute lieb, und alle Nachbarn in der Gegend, die es gar bald erfuhren, was Hansen und Greten für ein Glück aufgeschossen sey, kamen herbey, und bezeigten ihre ungeheuchelte Theilnahm der Freude bey Hansens fröhlichem Feste.

Und als Hans die ersten segenvollen Garben flocht, der Wiesen bunt gefleckes Grün die Sense erwartete, und sich der Schäfer der Erstlinge seiner kleinen Heerde freute, da freute sich Hans auch des Erstlings seiner glücklichen Liebe, und weinte im seligsten Entzücken stummen Dank zu Gott für all den Segen, den er ihm bescherte.

So gieng es das andere und dritte Jahr, und all sein Fleiß gedieh zur reichen Erndte.

Hans fand sein Gütchen, als er es kaufte, ganz verödet; sein voriger Besitzer hatte ihm schlecht gepflegt, und ließ es durch Nachlässigkeit ganz eingehen; allein durch Hänsens Fleiß wurde es in kurzer Zeit wieder in den blühendsten Stand gesetzt.

Sein Beyspiel belehrte alle Nachbarn, und ermunterte sie zur Arbeit. So oft ihm ein Kind gebohren wurde, pflanzte er einen schattenreichen Baum um seinen Hof. Er erzog sich einen schönen Obstgarten, davon man bey seinem Vorfahren kaum eine Spur sah, und besetzte von Zeit zu Zeit die Stelle der verdorrten Bäumchen mit neuen Sprößlingen. Beyneben legte er sich, soviel Acker und

Heerde

Heerde Zeit ließen, auf die Bienenzucht, war glücklich damit, und zeigte ſo im Kurzen den übrigen Bauern, wie nützlich ſie ſey.

Es gab viele, die minder vermöglich waren als er, ja Arme ſogar, und ſie giengen doch in die Schenke, und verzehrten oft, wenn ſie zur Stadt fuhren, die Hälfte der Loſung; allein Hans gieng niemals zu Bier, und lebte ſo ſparſam wie vor.

Er pflegte oft zu einigen jungen Bauern zu ſagen: Liebe Brüder! wie mögt ihr doch die Früchte eures Schweißes für etwas hingeben, das euch ſo entbehrlich iſt? — Da ſitzt ihr einen halben Tag hin in die Schenke, und trinkt; trinkt nicht allein, ihr ſpielt auch, und ſag mir einer, ob er ſich nie beym Spiele gezankt hat? — Welche Folgen! — Ihr ſchändet Gottes feſtlichen Tag mit blutiger Feindſchaft, verderbt eure Geſundheit, nehmt euch ſelbſt die Kräften zur Arbeit und Erfüllung eurer Pflichten, verkürzt euch das Leben, ſtehlt euren Kindern die letzten Nothpfenninge, indem ihr nicht nur euer Geldchen vertrinkt und verſpielt, ſondern auch durch eure Zänkereyen bey Gericht in Strafe verfallt, und wohl auch manchmal dem Baader eine hüb-

ſche

ſche Nachzeche bezahlen müßt; und dann zuletzt noch, was bleibt euch von eurem tollen Vergnügen? Nichts, als bittere Reue! — Seht! ich bleibe hübſch zu Hauſe, und wenn ich mir gütlich thun will, laß ich mir ſüſſe Milch und friſche Butter bringen — die ihr auch habt — eſſe mit meinem Weib und Kindern das Abendbrod dazu, und bin im Schooſe meiner Familie recht herzlich vergnügt. — Oder ich gehe mit all meinen Leuten zu meinem alten Schwiegervater, wo ich Franzen und meine liebe Schweſter finde; da ſetzen wir uns alle ins Grüne; erzählen uns einander unſre Tagsgeſchichten, und die luſtigen Streichen unſerer loſen Buben, freuen uns ihrer, und ſind da ſo luſtig, ſo — ach! gewiß froher als ihr in der lärmenden Schenke. — So vergeht uns der Abend im fröhlichen Scherze, wir gehen heiter und geſund zu Bette, haben neue Kräften zur Arbeit erhalten, die ihr muthwillig verſchwelget.

Und wie thöricht ſeyd ihr nicht, wenn ihr in der Stadt euer Geld verzehrt! — Ha! heißt es: können die Schufte noch ſo groß thun; muß ihnen ſo arg noch nicht gehen, — denn da iſt man immer gewohnt, von fünfe auf tauſende zu ſchließen.

Hanſens

Hansens gutgemeinter Rath mit seinem eigenen Beyspiel begleitet war nicht ohne Wirkung. Hie und da nahm sichs einer zu Herzen, dachte nach, und fand, daß Hans nur zu wahr geredet hatte, und besserte sich. Mancher hatte ihm dadurch sein Aufkommen zu danken, und das vervielfältigte Beyspiel reitzte. Zwar waren Wirth und Amtmann sehr unzufrieden, und hätten sich gerne an Hansen dafür gerächt, wenn sie an ihn gekönnt hätten. O wie hart, daß diese Leute vom Vergehen leben müssen! —

Mit der Zeit wuchs die Familie immer stärker an, und das Gütchen würde sie bald nicht mehr genährt haben. — O wie freute sich Hans da seiner Sparsamkeit! — Mit der mäßigen Summe, die er sich während der Zeit erhauft hatte, kaufte er sich ein Paar Aecker und eine große Wiese zu seinem Gute, und sah sich nun in den glücklichen Stand gesetzt, mit seinen Kindern keine Noth leiden zu dürfen. Ja durch seinen Fleiß, und Gottes reichlichen Segen unterstützt genoß Hans oft das selige Vergnügen, Gutes zu thun.

O wie gut ist es, sagte er oft zu seinem Weib und Kindern, fleißig und wirthlich zu seyn.

seyn. Ihr seht, ohnedem müßten wir darben, oder von der Gutherzigkeit eines andern das ersetzen, was wirs an Fleiß und Sparsamkeit mangeln ließen. — O wie schwer würde mir das fallen! — Kinder! arbeitet lieber, daß euch der Schweiß stromweis von der Stirne fließt, als daß ihr hingeht zu eures Nachbars Thüre, und da um die Ueberreste seines Fleißes bettelt. Seht! das hab ich nun nicht nöthig; ich habe es vielmehr soweit gebracht, daß ich eines andern Noth steuern kann. — Wie wehe würde es meinem Herzen thun, wenn ich die Thräne des unglücklichen Nothleidenden, vergebens geweint, müßte in Stand versinken sehen, und ich sie mit meinen Händen nicht trocknen könnte. Was ist ein Monat Arbeit gegen eine einzige süsse Viertelstunde, wo ich die Wonne fühle, des andern nagenden Kummer gelindert, ihn durch meine kleine Gabe zur neuen Thätigkeit ermuntert zu haben, und — noch allzeit war Gottessegen dabey — ihn wieder so glücklich zu sehen, daß er keiner Hilfe mehr bedurfte. — Kinder! arbeitet — Die Arbeit hält uns gesund, und macht uns das Leben erträglich.

So sprach Hans oft zu seinen Kindern, und die Grundsätze, die er ihnen beybrachte,

las er in keinem Buch — er fühlte sie in seinem Herzen und der Saamen, den er ausstreute, fiel auf kein dürres Erdreich.

Seine Söhne folgten seiner Lehre treulich nach. Als sie groß und stark zur Arbeit wurden, dienten sie hie und da bey einem braven Bauern als Knechte, und das ganze Dorf liebte sie.

Welch eine Freude für den guten Vater in seinen alten Tagen! — Dem Staate fünf wackere Jungen verschafft zu haben, die die sicherste Hoffnung an sich blicken ließen, ein Völkchen zu pflanzen, das seines edlen Urgrosvaters würdig wäre

Die Familie war ein anziehendes Benspiel für die ganze Gegend. Jeder gute Vater stellte seinen Jungen Hansens Söhne vor; jede gute Mutter ihren Mädchen Lisens Töchter.

Aber Hans lebte nicht immer in Freuden; auch trübe Tage mischten sich unter die heitern, und verbitterten ihm tausend fröhliche Stunden. Es gab nichtswürdige Taugenichtse, die ihr Haab verschwendet hatten, und Hansen nun um die Früchte seines Fleißes neideten. Er mußte, wie mancher gute ehrliche

Mann

Mann unter dem Druck der Verfolgung seufzen. Zweymal legten Böswichter seinem Hause Feuer, und zweymal brannte es von Grund weg. Ihn schmerzte die Bosheit der Menschen, er vergoß bittere Zäher über den Verlurst, denn der Schweiß vieler Jahre verbrannte mit; er duldete, und murrte nicht wider Gottes Geschick. In seinem fünfzigsten Jahre erlebte er noch das blutige Elend des Krieges. Er mußte, wie alle Innwohner des Dorfes Freunden und Feinden Quartier geben, und Freund und Feind vereinigten sich zu des Landes Verderben. O wie schmerzlich fiel ihm der Uebermuth dieser unbändigen Menschen! wie schwer fiel es seinem Herzen, wenn er die mühsam gesammelten Früchte seines Fleisses in Uebermuth verzehren sah, und nicht sagen durfte: Räuber! das ist mein! —

Er sah mit zagendem Blicke die schwere Bürde an, die er auf sich laden mußte; aber er trug sie, und fiel nicht. —

Armer Landmann! wie traurig ist dein loos hienieden! — Du, aus dessen schrofigter brauner Hand Nahrung und Luxus für den leckeren Städter gedeihen muß, du! dem wir alles, was unsere Bedürfnisse befriedigt,

was unsere Bequemlichkeit fördert, zu danken haben; du! der erste, verdienstvollste Bürger im Staate, der allgemeinen Achtung würdig; — und doch so wenig geschätzt — oft so niedrig — niedriger als Thiere behandelt, — den gröbsten Beleidigungen niederer Sklaven eines faulen Städters preis gegeben. Unbekannt und vergessen blühest und welkest du dein Leben hin, und dein Verdienst wird verkennt. Ja, man zweifelt sogar in den Städten, obwohl je der Landmann großer Menschenthaten fähig sey.

Unter allen den Neidern, die des guten Hansens ehrlichem Fortkommen feind waren, war Märten der ärgste. — Ein grober feindseliger Mann, voll arger Tücke, dem es die größte Freude war, die Bauern aneinander zu hetzen, und Meutereyen zu stiften; der jede Gelegenheit ablauerte, die Ruhe irgend einer glücklichen Familie zu stören, und dann mit Satansfreude in seine Schelmenfaust lachte, wenn Sohn gegen Vater, Weib gegen Mann Bruder gegen Bruder, von ihm gereizt, kämpften, und Glück und Ruhe aus einem Hause flohen, wo er sein böses Wesen hatte. Mit finsterem trüben Blicke, den er nie gen Himmel

mel zu heben wagte, schlich er auf der Gasse umher, scheute das Begegnen eines ehrlichen Mannes, und nahm seinen Gang auf unbetretteten Wegen.

Faul und unthätig zu allem Guten überließ er die Pflege seiner Felder gedungenen Knechten, die sichs dann nach dem Beyspiel ihres Herrn auch nicht zu sauer werden ließen; und so mußte es denn um ihn immer schlimmer werden. Dabey schwärmte er täglich von einer Schenke in die andere, hatte mit Spielern Gemeinschaft, die keines bessern Herzens waren als er, und schändete mit Schwelgen die Tage seines Lebens. Man kann sich leicht denken, daß es im Hause um kein Haar besser stehen mochte. Wo der Mann, das Haupt der Familie, ein Nichtswürdiger ist, werden auch die Glieder nichts taugen.

Das Weib, die ihm einige hundert Gulden zugebracht hatte, womit sie sich mächtige Dinge einbildete, glaubte mit ihrem Manne ein gleiches Recht zu haben, sich vollends zu Bettlern aufzehren zu können. — Unterdessen, daß ihr Mann in der Schenke saß, zechte und schmauste sie zu Hause mit einigen Weibern von ihrer Bekanntschaft, verbuhlte einen

nen ziemlichen Theil mit liederlichen Burschen, und begieng alle die schändlichen Ausschweifungen, die man in Städten häufiger findet. — Märten hatte zween Söhne, die aber beyde wegen ihres zügellosen Lebens zur öffentlichen Strafe ins Zuchthaus und zur Schanzarbeit verurtheilt wurden. Allein das krümmte den Aeltern kein Härchen; auch ließen sie sich deßwegen nicht geringer ansehen, als sie zuvor im Dorfe angesehen waren. Noch ein Töchterchen hatte er, ein Mädchen von zehn Jahren, das in jeder andrer Händen das beste Mädchen geworden wäre, soviel lag von Natur des guten Keim in ihr; aber der Keim des Guten wurde mit mörderischem Frevel in der jungen Brust erstickt; und der des Bösen in die schuldlose Seele gepflanzt. Schon in ihren Kindesjahren war das Mädchen das ausgelassenste, frechste Mensch, der Abschaum aller Gassenkinder im Dorfe, und jedes Haus, wo man nur um ein wenig besser dachte, schloß vor diesem garstigen Kinde die Thüre zu, und verboth den seinigen, Gemeinschaft mit ihr zu haben.

Märten und seine Familie waren der Gegenstand der allgemeinen Verachtung, des all-

gemeinen Abscheues, und man sprach nie davon, als um einander vor diesen Leuten zu warnen. Jeder Hausvater stellte seinen Kindern dieses schreckliche Beyspiel vor Augen, wenn er ihnen das Laster, die Folgen und die Strafe in seiner fürchterlichsten Gestalt zeigen wollte, so wie er ihnen im Gegenfalle wenn er ihnen die Schönheit der Tugend, ihren Werth und Lohn preisete, Hansen und sein Haus darstellte. — Es wurde sogar zur allgemeinen Sitte im Dorfe, daß jeder Vater am Tage, da eine Vermählung sollte angestellt werden, seinen Sohn mit Zähren bat: Junge! wenn du nicht schon zu den Verworfenen gehörst, die des Vaters Jahren mit Ungeduld nachrechnen; wenn du nicht willst, daß meine Tage sich kürzen, und mein Fluch auf dir liege, werde kein Ungeheuer unter den Menschen, wie Märten; fliehe alle seine Freunde, und eiskalter Schauer fasse dich jederzeit bey dem Gedanken, daß du Mensch bist wie er, und hinsinken kannst wie er; zittere, wenn du den Schlangenbesäeten Nebenweg zum grausen Abgrund vor dir siehst, auf den sich Märten verirrt hat. Lasse dir von Hansen seine Geschichte erzählen, höre sie, so oft du kannst, von ihm, und präge sie tief deiner

Seele

Seele ein, sie ist dir nach Gottes Wort die heilsamste Predigt. Und jede Mutter hat ihre Tochter, wenn sie sie entzückt im Brautschmucke sah, noch am letzten Abend mit Zähren! — Sieh! du trittst itzt einen Stand an, in dem auch Märtens unglückliches Weib in deinen Jahren, vielleicht eben so unschuldig getretten ist; sey nicht stolz auf deine Kräfte, und trage keinen Hochmuth im Herzen, denn du kannst fallen, wie Märtens Weib fiel. — O wie mir der Gedanke alle die Freude verbittert, die du mir heut am Brauttage machst. — Wenn noch Kindesgefühl und Mutterliebe in deinem Herzen schlägt, wenn du noch Würde darinn fühlst, die Tochter eines ehrlichen Weibs zu seyn, die viele rastlosen Stunden, viele mitternächtliche Sorgen deiner Pflege geopfert hat, werde nicht, was Märtens Weib ist. — Siehe! Verachtung und Abscheu begleiten nun ihre Schritte; man flieht sie, und immer, immer wird sie das Schreckenbild bleiben, das Mütter ihren Töchtern vorhalten, um sie vom Sündenwege abzumahnen. — Zittere vor dem ersten Schritte zum Laster; mit dem ersten sind auch alle übrigen zum nahen Abgrunde gethan.

So redete jeder Vater zu seinem Sohn; so jede Mutter zu ihrer Tochter.

Darob wurde aber Märten nicht besser; es ärgerte ihn, aus dem Zirkel guter Menschen sich ausgeschlossen zu sehen; zu sehen, daß es andern wohlgienge, und er sich immer mehr dem Elende nahete, daß ihm seine Ausschweifungen, seine Bosheit bereitete. — Wie mehr man die beyden Häuser, Hansens und Franzens seines, im Dorfe schätzte, desto mehr wurde er gegen sie erbittert, und sann bey dem holden Tageslicht und in den schwarzen Stunden der Mitternacht, wie er ihnen schaden könnte; — sann ein Bubenstück aus, das ihm die Freude machen sollte, gute Leute unglücklich zu sehen.

Es gab viele Leute im Dorfe, und selbst unter denen einige, die man nicht unter Hansens und Franzens Feinde zählen konnte, und die es nicht begriffen, wie Hans bey den schweren Zeiten, bey vielen erlittenen Unglücksfällen sich noch so schwingen konnte, daß er unter all seinen Nachbarn beynahe am Besten stund. Aber die guten Leute verstunden sich auf die Goldmacherey nicht so, wie sich Hans darauf verstund, der seinem Kopf und seinen

Hän-

Händen immer was zu schaffen zu geben wußte. Sie berechneten die verworfenen Ausgaben nicht, die Hans sorgfältig vermied, und jeden Kreuzer zum Gulden anwachsen ließ; auch hatte keiner soviel Geschicklichkeit und Eifer, alles auf seinem Gute anwendbar und nützlich zu machen. Daher gab sein Aufkommen vielen zu reden, und Märten war dieß Gerede willkommen.

„Ha! dachte er, nun hab ich's, nun muß „er fallen, und wenn er fest stünde, wie die „Eiche im Walde, die schon Jahrhunderte „den Stürmen getrotzt hat. Ich will einen „Sturm über ihn erregen, der den Mächti„gen von der Wurzel aus stürzen soll."

Er dacht's, und gieng mit kochender Galle an das Werk der Bosheit.

Er hatte nur noch ein Stück Feld übrig; das verpfändete er um die Hälfte des Werths, und kaufte sich Waaren dafür, die im Lande verbothen sind.

Gesellen der Bosheit finden sich, finden sich leichter um schändliche Miethe, als die Tugend den Rechtschaffnen findet auf Hoffnung künftigen Lohnes. Auch Märten fand

sie,

ſie, und eilte mit ihnen des Nachts, als unbeſorgt vor feindlichen Tücken der ehrliche Mann in den Armen des Schlafes von des Tages Laſten ruhte, hin auf Hanſens Hof; — und verbarg ſie theilweis in die Scheune, und unter das Holz, und floh mit den Helfern der Satans That über Felder und Zäune, und jagte, wie Kain, den Gottes blutige Rache verfolgte.

Kaum graute der Morgen; kaum trat die Sonne, mit trüben Wolken verſchleiert, ſich ſchämend der Nacht, wo eine ſchändliche That verübt wurde, ſprang Märten haſtig vom Lager; noch glimmte die Rache im Buſen. Auch Hans verließ die Stätte der Ruhe und eilte aufs Feld, und wähnte nicht des ſchändlichen Trugs, den ſein Haus verbarg, und des Unglücks, das ſein wartete.

Märten gieng hin zum Richter, und ſagte: Ich habe die Nacht — es war ſchon nahe an der Hälfte — Männer, die gebückt unter dem Joch einer ſchweren Laſt über die Langwieſe giengen, auf Hanſens Haus zugehen ſehen; doch was ſie weiters gethan, und wer ſie waren, weiß ich nicht; wollte es auch nicht unterſuchen; denn ich denke nicht,

daß

daß Hans mit Leuten zu thun hätte, der er sich des Tags schämen sollte. So sagte er, und gieng, jauchzend im Busen, daß ihm sein Stückchen gelang.

Die häusliche Lise bereitete eben den Brey in der Küche zum Frühstück, und hollte geronnene Milch aus dem Keller dazu, und ihre beyden Töchterchen, Trude und Hannchen trugen ihr Holz in die Küche, und Wasser, und warteten aufmerksam dem Winke der Mutter zu neuen Geschäften. — Da schmiegte sich Trudchen hin an die Mutter, und schmeichelte ihr, und bath; Ey Mutter! lege mir heut sonders ein Stück Butter aufs Teller zum Brey; du weißt, wie sehr ich ihn liebe: nicht wahr, du thust es? — und ein gefälliger Wink von der Mutter freute das Mädchen, daß sie hüpfte und jauchzte, als hätte sie Goldes gewonnen. Nun lief sie munter, scheuerte die Stube, und deckte den Tisch.

Nun kam auch Hannchen geschmeichelt von der Mutter Bereitwilligkeit, mit der sie Trudchen willfuhr, und bath; doch Hannchen bath mehr. — Liebe Mutter! sagte sie, du bist recht gut, und hast mich auch lieb: Sieh! Bronchen, das weißt du, ist krank, aber doch

nicht

nicht gar sehr, daß ich mir fürchten müßte, und die hat mich so lieb, und ich sie auch, daß sie mich gestern durch die Großmagd zu sich bath, und ich versprach ihr zu kommen; bey Mund und Hand versprach ich's; und wenn ich nun heute nicht Wort hielt? — Aber erst will ich dem Vater das Mittagmal bringen, und der läßt es gewiß auch angehen.

Noch blickte das freundliche Auge der Mutter kein Ja ihr zu; und seufzend hob Hannchen den flehenden Blick zur Mutter empor, und schien fast zu weinen. Nun darf ich? sagte sie wieder, und zupfte sie sachte am Rock: Wenn du mich nicht gehen läßt, so wein ich dir den ganzen Tag. Das arme Bronchen! — Hannchen weinte. — Nun sagte, die Mutter, der Baase, und Bronchen zulieb, laß ich dich gehen, aber trotzig weinen mußt du nicht mehr, wenn du nicht gleich erhältst, was du willst. Schnell blickte Hannchens Aug wieder heiter, die Thränen waren getrocknet — ach! trockneten auch Thränen des Schmerzens so schnell! — und freudig sprang das muntere Mädchen zu den Geschäften des Morgens.

Auch in der Mutter Busen klopfte die Freude über ihre guten Töchter, und eine zärtliche

Thräne

Thräne ſtieg ihr ins Aug, und ein Wunſch zum Himmel empor: ach! Vater der Menſchen! laſſe ſie in Unſchuld und Freude zu Bräuten erwachſen, und mache ſie glücklich wie mich, und laſſe ſie fühlen die Mutterfreuden, die du mir, Vater der Güte! ſchenkeſt! —

Und nun, da in aller Herzen Friede und Wonne gegoſſen war, da in aller Herzen Dank zum Schöpfer für ſeine Güte — Freude und Dank ſtrömte — nun trat das Gericht mit ſeinen Dienern, mit Hunden und Waffen in fürchterlichem Anzug in die Hütte, wo Unſchuld und Tugend wohnten, um da Verbrechen zu ſuchen, wo keines iſt — Verbrecher zu feſſeln, wo ſchuldloſe Seelen in Frieden und häuslicher Ruhe der Laſt des Kummers und des Tages Arbeit trotzen, und ſich ihres Daſeyns freuen.

Wie ein Blitzſtral fuhr's Liſen durch die Seele, als ſie den Beamten in dieſer fürchterlichen Begleitung ſah — in ihrem eigenen Hauſe ſah. Die guten Töchterchen fürchteten ſich vor den zähnefletſchenden Hunden, und den grimmigen Angeſichtern der Schergen und Häſcher, kletteten ſich an ihre bebende Mutter, und verbargen ihr thränendes Angeſicht hin-

hinter der Schürze. Nun wurden alle Ausgänge des Hauses auf das schärfste bewacht, um ein wehrloses Weib und zwey unmündige Kinder zu fangen. Zween Häscher mit Hunden wurden um Hansen aufs Feld hinausgeschickt. Der sah sie — sah sie auf sich zugehen, und erblaßte. — Denn fremde und gräßlich war ihm der Anblick, und sein Herz konnte ihm nicht sagen, warum sie kamen. —

Sie schleppten ihn, gebunden, wie einen Mörder und Straßenräuber mit sich fort, und achteten nicht seiner Fragen und Bitten; nicht seines Flehens, — sie schleppten ihn fort.

Der Beamte, der ihm von jeher nicht unhold gewesen, ihn selbst als einen ordentlichen Mann liebte, sagte ihm in freundlichem Tone: Hans! laßt euch das nicht erschrecken, was um euch vorgeht; seyd ihr unschuldig, so soll es euch kein Härchen kosten. Man hat mir hinterbracht, ihr hättet Kontrebandwaare im Hause? — Das war wieder ein Strahl der Freude in Hansens schuldlose Seele. Sonst nichts als das, gnädiger Herr! rief er auf. — Durchsuchen Sie nur das ganze Haus, und wenn Sie pfenningswerths finden, so will ich all mein Haab und Gut verlohren geben. Die

hei-

heitere, ruhige Miene, die Sicherheit, mit der Hans dieß sagte, beruhigte selbst den Beamten.

Nun kehrte er auch zu Lisen, die noch immer sprachlos und betäubt da saß; ihr Herz klopfte mächtig — ach! es ahndete das nahe Unglück, und ihr nasses Aug sah trüb und starr gen Himmel. Hans richtete sie auf, suchte sie durch eine Erklärung dessen, was vorgieng, zu beruhigen, und es gelang ihm.

Nun wurde das Haus die Kreuz und die Quere durchsucht; und man fand nichts. Man suchte weiters, gieng in die Scheune, und Hans mit kühnem Schritte mit, durchwühlte alles, und fand — Der Beamte gerieth in heftigen Zorn, und sagte zu Hansen: Ha! Heuchler! du wolltest mich belügen! — Hans sank stumm und sinnlos zu Boden, als wär er unter der mächtigen Hand des Todes gestürzt.

Und nun entdeckte sich alles, was Märten, der Böswicht, in Hansens Scheune und Holz versteckt hatte.

O die Unmenschen! — das war's alles, was er hervorbringen konnte, als man ihn wieder zu sich brachte. Der

Der Beamte ließ alles zusammenpacken, befahl einem Knechte, es auf einem Wagen zu laden, und Hansen darauf zu binden, und ihn so mit seiner eigenen Fähre in die Fronfest zu bringen. — Umsonst rang Lise die Hände, flehte, und weinte, und schlung ihre Arme um ihm. Sie wurde weggerissen; vergebens hiengen die Kleinen an ihm, und bathen; mit trotziger Miene schleuderte sie einer weg, daß sie entlang den Boden hinfielen, und weinten und wimmerten. Hans mußte fort, und Jammer und tobender Schmerz blieb im Hause zurück, und in den Herzen derer, die ihm nicht folgen durften.

Diese traurige Begebenheit wurde selbigen Tag noch in der ganzen Runde um Hansens Nachbarschaft kund; und ein buntes verworrenes Gerede von Wahren und Falschen, Guten und Bösen, lief in der Gegend umher, so wie die Nachricht bald einem wohlwollenden Menschen; bald einem neidischen, niederträchtigen Verläumder zu Ohren kam. Die Meisten bedauerten den ehrlichen Mann, und alle die ihn kannten, wollten es gar nicht einmal glauben. Zum ersten erfuhr Franz, sein Schwager, das klägliche Geschick seines Freundes.

Als Liſe ſich aus ihrer erſten Betäubung darein ſie der wüthendſte Schmerz geworfen hatte, wieder zu Sinnen half, ſo nahm ſie ihre Kinder, und lief — das war ihr erſter Gedanke — hin zu ihrem Schwager, und klagte ihm ihren Verluſt. Lange ſtund ſie in der Stube mit zerrauften, fliegenden Haaren, mit ſo fürchterlichem Anſehen, daß ſich alles ob dieſem Anblick entſetzte, ehe noch ein vernehmlicher Ton auf ihre Lippen kam. Sie weinte, heulte, ſchrie, rang ſchmerzlich die Hände, und alles, was ſie ſagen konnte, war: Gott! Gott! mein Mann! — Und die Kinder weinten mit, und ein lautes Klaggeſchrey erfüllte die Stube.

Endlich als Franz erfuhr, wie ſchändlich ſeinem unglücklichen Freunde mitgeſpielt worden, bemächtigten ſich Schmerz und Zorn ſeines Herzens, der die Todtenbläſſe wieder von dem Geſicht verdrängte, die es bey dem erſten ſchrecklichen Anſehen ſeiner Schweſter überzogen hatte. Er lief wie ein Raſender in der Stube herum, und hingeriſſen von Leidenſchaft ſchwur er dem Schändlichen, der dieſe Bosheit an Hanſen begangen hatte, unverſöhnliche, blutige Rache, denn ſein Herz wür-

de sich von keiner Zunge haben überreden lassen, daß Hans so niederträchtig, so vergessen seines Wohls und seiner Familie seyn könne. Der alte Velten, den nun bereits Körper- und Geisteskraft zu verlassen anfiengen, schien fast vor Schrecken des Todes zu seyn. Zum Glück war Grete mit zwey ihrer Kinder nicht zu Hause, denn der Schmerz würde sie getödtet haben.

Franz bedachte sich nicht lange, was er thun wollte. — Er hieß seine Schwester mit ihm zu dem Beamten eilen, und wußte noch nicht, was er dort machen, oder was es ihm dort helfen sollte; doch er gieng und Lise mit ihm. — Als sie beyde in das Zimmer des Beamten traten, fanden sich zween Bauern auch dabey, die ihre und Hans sehr gute Freunde, waren, und gewaltig ob diesem unverhofften erbärmlichen Auftritte erschrocken. Lise stürzte sich hin zu des Beamten Füßen, umschlung seine Knie, jammerte und schien was zu flehen, und konnte doch kein Wort vorbringen. Franz sprach mit vieler Hitze, und foderte die strengste Gerechtigkeit über die Unschuld seines Schwagers. Gnädiger Herr! rief er, auf der Stelle laß ich mir den Kopf vom Rumpfe hauen,

wenn nicht der ganze Handel heimtückische Bäberey iſt. Hans iſt gar nicht der Mann dazu. Unterdeſſen bürge ich mit Haus und Hof, mit all meinem Haab, mit meinem eigenen Leben für ſeine Unſchuld; ich will alles verlohren haben, wenn es wahr iſt. — Auch die beyden andern Bauern verbürgten ſich für ihn, und ſprachen mit ſoviel Wärme, als wenn es ihre eigene Sache geweſen wäre.

Doch das alles konnte Hanſen nicht aus dem Gefängniſſe befreyen.

Nicht Liſens jammerndes Flehen, kein Händeringen, kein Strom von Thränen: und wenn ſich das ganze Dorf für ihn verbürget hätte, ſo wäre er nicht zu retten geweſen.

Der Beamte, ſo leid es ihm auch that, ſo ſehr ihn auch die faſt allgemeine Stimme von Hanſens Mitbürgern von der Unſchuld des Mannes zu überreden ſchien, ſo konnte er doch, um ſeines Anſehens und der Gerechtigkeit willen ohne Unterſuchung den gethanen Schritt nicht mehr zurücknehmen.

Kein Menſch würde den Unglücklichen haben reten können, wenn ſich nicht die Vorſicht ſeiner angenommen hätte, derer Geſchäft

es ist, die gekränkte Tugend zu rächen, und die Bosheit, wenn sie sich schon des Sieges gewiß glaubt, zu Schanden zu machen.

Die zween Gehülfen, die Märten zu seinem abscheulichen Schelmenstück brauchte, waren verarmte Bauern, ohne eigen Dach, ohne Nahrungsmittel, ganz ohne Aussicht einer glücklichern Zukunft, durch die Erniedrigungen, die sie in ihrem Armuthstande von andern leiden mußten, alles Gefühles von Ehre, Menschenwürde, und Emporstreben zu höhern Gesinnungen beraubt; ja selbst durch die Härte, womit der Reichere den Armen zu beleidigen pflegt, mit der Menschheit entzweyet, und also bereit, jede Gelegenheit, die ihnen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse helfen würde, willkommen zu heissen, sie möchte sich ihnen in was immer für einer Gestalt darbieten. Sie waren also leicht zu einer That zu überreden, wo sie zu einer andern Zeit und in andern Umständen schon vor dem Gedanken derselben würden zurückgebebt haben.

Einer davon, Stephan mit Namen, war gar arg daran. Er hatte schon drey Tage kein Brod im Hause, noch viel weniger ein anders Nahrungsmittel, und er wollte doch

essen,

eſſen, und ſeine Kinder wollten eſſen, und er konnte ihnen nichts geben. Da gieng er mit trübem Sinne, mit Unmuth im Herzen, gieng er ohne zu denken wohin, und das Unglück führte ihn zu Märten', dem er gerade gelegen kam. Auch Klare ſein Weib lief in der Gegend um Hilfe zu ſuchen, und fand ſie ſehr wenig. Endlich traf ſie von ohngefähr Hanſen, und klagte ihm ihre Noth. Er führte ſie mit ſich zu Hauſe, und gab ihr, ſoviel er konnte — ſein Herz wünſchte mehr. Mit Thränen des Dankes und der Freude verließ ſie das Haus ihres freundlichen Wohlthäters, ſammelte ihre ſchwachen Kräfte, und eilte zu den ihrigen heim.

Auch Stephen kam früh morgens den Tag, als Hans ins Gefängniß geworfen wurde, zu Haus, und brachte zween Thaler — die ſchändliche Miethe für ſeinen Schurkendienſt mit. Klare lief ihm mit offenen Armen, mit Freude glühendem Geſichte entgegen, zeigte ihm die reichliche Gabe aus Hanſens wohlthätiger Hand, und fieng gleich ihm zu erzählen an, wie glücklich ſie dieſe Hilfe gefunden habe.

Da fuhr's Stephen durch die Seele, als hätte er einen Mord begangen, und ſähe den

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Gleich-

Leichnam des Erschlagenen vor sich liegen, und höre sein Blut um Rache schreyen. Er erblaßte, verstummte, und blieb wie angewurzelt auf dem Boden stehen. Klare erschrack, fragte ihn; aber keine Antwort klärte ihr dieß seltsame Betragen auf, und benahm ihr den Schrecken. Er warf noch einen Blick, aus dem Wuth und Verzweiflung sprach, auf Hansens Geschenke, und eilte zur Thüre hinaus. — Er durchlief Felder und Wiesen, wie ein Rasender, und trug die Verzweiflung mit im Busen herum; überall verfolgte ihn Hansens Bild, mit Ketten belastet im schmählichen Kerker, und folterte sein Herz mit den martersten Vorwürfen. Ach! auch er hat Kinder, schrie er, Gott helfe den meinigen! Und nun eilte er mit rastlosem Tritte in den Gerichtshof, gieng zum Beamten, und warf dort das Geld auf den Tisch. — Es ist Schandgeld — Blutgeld, — schrie er — ich kann es nicht mehr behalten. Jtz entdeckte er sein Verbrechen, und das Verbrechen seines Mitschuldigen und Märtens himmelschreyende That.

Es wurde sogleich nach seinen Gehülfen geschickt und Märten, die beyde noch selbigen Tag ins Gefängniß geworfen wurden.

Märten wollte vor Aerger berſten, als er von allen und jeden Hanſen bedauern hörte — hörte, wie ſich die Beſten im Dorfe ſeiner annahmen, denn er wollte ihn als einen Verbrecher allgemein verachtet und gehaßt ſehen; aber wer mag die Wuth beſchreiben, in die er ausbrach, als er ſich entdeckt, und in den Händen der Gerechtigkeit ſah. — Der Reue und des Schmerzes iſt das Herz eines ſolchen Ungeheuers nicht fähig. — Er ſtampfte unter den ſchrecklichſten Flüchen auf die Erde, und fluchte dem Schöpfer, daß er ſeinem Fuße nicht Rieſenkraft genug gegeben hatte, ſich ſelbſt mit einem Schlage den Abgrund zu öffnen.

Alles gönnte dem Böſewicht ſeinen Fall; die Vernünftigen ſahen mit Schaudern auf die Grube hin, in die ihn das Laſter geſtürzt hatte. Man erzählte ſich mit Zittern die Geſchichte und alle Gutdenkenden wünſchten, daß dieß Beyſpiel kräftig genug ſeyn möchte, um kein anderes mehr jemals erleben zu dürfen.

Hans wurde freygeſtellt, und ſiegend über die Bosheit den Seinigen wiedergegeben. Sie ſahen ihn nicht anders an, als ein Geſchenk der Gottheit, als wär er ihnen nach einer

langen Abwesenheit aus dem Reiche der Todten wiedergegeben worden. — Groß und Klein umrung ihn, jauchzten, als sie ihn sahen, und begleiteten ihn wie im Triumphe in sein Haus zurück, aus dem ihm Lise, sein gutes Weib, mit ihren Kindern, und Franz, und seine Schwester Margreth entgegen kamen; alle stürzten auf einmal auf ihn los, und jedes wollte das erste an ihm seyn.

Von Märtens Sündenleben wurden noch mehr böse Streiche ruchbar, und er bestätigte sie mit seiner eigenen Aussage. Das gieng ihm denn nahe ans Leben, und das Todesurtheil war schon von der Hand des Fürsten unterschrieben. — Allein es kam schon zu spät. Die Verzweiflung hatte ihn ereilt; er dachte nichts anders als Mord und Verwesung und Hölle, und wurde sein eigener Henker. So beschloß Märten mit der gräßlichsten That die Reihe seiner Verbrechen, und starb den Tod — eines Böswichts.

Die zween Gehülfen Märtens, von nicht so ganz verwilderten Herzen, traf ein gelinderes Loos.

Sie wurden beyde verurtheilt, auf einige Jahre durch öffentliche Strafe ihr Verbrechen

chen zu büssen; aber Stephen wurde auch diese Strafe durch Hansens und all seiner Freunde, die er dazu beredet hatte, unbläßiges Vorbitten, bis auf ein Jahr nachgelassen; sein Weib und seine Kinder versorgt, und so der Gefahr auf den Sündenweg zu gerathen, dem uns die Armuth immer nahe führt, entrissen.

Die kleingeistigen Menschen, die bisher Hansens Feinde und Neider waren, sahen nun ihre Blösse; sahen, wie niedrig sie gegen ihn gedacht hatten, und schämten sich nun vor sich selbst. Sie sahen an Märtens Beyspiel, daß sich das Laster durch sich selbst bestraft, und zitterten, wenn sie den Gedanken faßten, daß sie einst auf Märtens Wege waren.

So seligte die Vorsicht die bald letzten männlichen Tage des guten Mannes mit stiller, häuslicher Ruhe, die ihm in Freude die bitteren Tage vergessen half, an denen er weinte. —

Die wenigen Jahre, die ihm Arbeit, Sorge, und Trübsalen noch übrig gelassen hatten, verflossen, ohne daß weiter was Merkwürdiges in seiner Lebensgeschichte vorgefallen wäre.

Er wallte dieß Erdenleben auf dem nämlichen Wege, den er von Jugend auf betre-

tet.

tretten hatte, und mit gleichem Schritte fort. —

Ruhig und ohne voreiligen Wunsch erwartete er den Wink der Vorsehung, die es ihm sagen würde, wenn er am Ziele sey; und der Wink des Höchsten kam, und zeigte ihm das Ziel seiner Laufbahne, das er rühmlich erreicht hatte, und er folgte dankbar, wie der Sohn aus der weiten Ferne in die Arme des Vaters eilt, dem Winke der Vorsehung.

Die letzten Augenblicke seines Lebens verwandte er noch zum Wohl seiner Bürger. Er erzählte seinen Kindern, die in bitterſten Schmerz versunken um ihn her stunden, die Geschichte seines Lebens, zeigte ihnen bey den traurigen Vorfällen die wohlthätigen Absichten Gottes mit dem Menschen, und mahnte sie zur stetigen Tugend.

Wer im Leben geliebt wird, wird im Tode betrauert. — Um Hansen trouerte Kind und Mann. —

Der Leichenzug war stattlich und rührend: prächtig nicht, wie die Trauerzüge vornehmer Herren in den Städten, denn er hatte keine müßigen Leute im Solde, die ihn mit den

Wap-

Wappen ſeiner Ahnen behangen, in Trauerflor gehüllt, mit ein Halbdutzend ſinkenden Pechfackeln zur Grube begleitet hätten. Ihm folgte kein gaffender Pöbel, um das Auge an eitlen Schimmer zu weiden; und ſeine Läſterzunge mit Hiſtörchen aus der Lebensgeſchichte des Verſtorbenen zu beſchäftigen. — Da bewundert man oft den Aufwand, die Koſtbarkeit der Begräbniſſe, ſieht die Ehrenzeichen auf der Baare an, und flucht dem Geiſte.

Von allem dem Prunke, mit dem die Eitelkeit der Menſchen im Tode noch groß thut; da noch blenden will, wo die Wahrheit ihre Rechte behauptet, von allem dem Prunke war an Hanſens Leichenzuge nichts zu ſehen; aber er war ſtattlich und rührend. —

Hinter ihm her folgten wackere Söhne, und gute Töchter, die er dem Staate geſchenkt, dem Staate als nützliche Mitbürger erzogen hatte, und nun als würdige Erben ſeiner Tugenden hinterließ. Sie ſchienen unter dem Drang ihres leidenden Herzens, unter ihren Thränen zu erſticken. Sie hatten einen geliebten Vater verlohren, der ihnen alles war. Sein gutes Weib, das in ihm alle ihre Wünſche befriedigt gefunden hatte; der nun kein

Troſt

mehr blieb, als der, ihn einst wieder zu sehen — dort, wo ihn ihr keine Bosheit der Menschen, kein Unglück, kein Tod mehr entreissen kann.

Jyt folgten seine Verwandten nach, die auch alle seine Freunde waren, und ihre heissen, reichlichen Thränen zeigten von ihrer warmen, ungeheuchelten Freundschaft.

Eine lange, unübersehliche Reihe verherrlichte den Zug, und gab den redensten Beweis von der allgemeinen Achtung und Liebe, die sich Hans bey Jederman durch seine Rechtschaffenheit erworben hatte.

Greise am Stab gebückt sammelten die letzten Ueberreste ihrer Kräfte, und giengen mit. Und hie und da quoll eine stille Zähre aus dem Auge eines Redlichen.

Und den Mann, der so manchen Kampf des Lebens muthig bestanden, so manchen Sieg über sich selbst errungen hat, der seine Kräfte zum Wohl seiner Mitbürger anwendete, dem Staate nützliche Bürger erzog, ein treuer Unterthan, ein rechtschaffener Bürger, ein guter Vater war, den Mann, dessen hohe Tugend wenig Seelen fassen, trug man unbe-

bekannt außer dem Zirkel seiner Gegend zur Grube, deckte ihn mit einigen Erdschollen, und kein Monument behält den Nachkömmlingen seinen Namen auf; kein Denkmal sagt dem Wanderer in der Ferne der Jahre seine Geschichte und seine Verdienste.

Aber so muß es seyn! Auf kein Grabmal und marmornes Denkmal müssen die Guten und Edlen der Menschheit nicht rechnen.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste in dem Angedenken deiner Mitbürger errichtet, die deine Geschichte und deinen Namen von Enkel zu Enkel fortpflanzen werden; du hast dir das herrlichste in deinen Kindern errichtet, die — treu deinen Lehren und deinem Beyspiele — immer das seyn werden, was du warst. Was braucht's dir Denkmal! Und kümmert die Ameisen, die um deine Ruhestätte krabeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in Wolken.

Herwing und Lindenholm.

Wann hat wohl je ein Mensch sein Herz so genau geprüft, daß er alle die geheimen

heimen Triebe zum Bösen kennt, die in demselben verborgen liegen, und die oft an dem besten Herzen zum Verräther werden. Stolz und Eigennutz sind meistentheils die Triebfedern unserer Handlungen, — nur zu oft die geheime Quelle, daraus die abscheulichsten Verbrechen fließen. Wir sind aber gewöhnlich zu sicher auf unsere Tugend, zu leichtgläubig gegen uns selbst, um unser Herz näher kennen zu lernen, und die Eigenliebe ist immer geschäftig, uns vor uns selbst zu verbergen. Daher wird der Mensch oft zum schändlichen Böswicht, ehe er es einmal sich selbst glauben würde, daß er auf dem Weg dazu sey, weil er es stuffenweis wird, es ohne sein Wissen wird. Kaum ist der erste Schritt gethan, so eilen die folgenden nach, und wir sind schon so weit gekommen, daß die Rückkehr beynahe nicht mehr in unserer Macht stehe.

Wie sehr liegt also daran, daß wir uns kennen, die geheimen Gänge unsers Herzens entdecken lernen, den Keim der Leidenschaften ausfindig machen, und sie nicht, wie eine thörichte Mutter ihr Kind, durch Eigenliebe verzärteln, und Ungeheuer an ihnen aufziehen,

die

die uns als Mann tyranniſiren, uns Ruhe und Glück rauben.

Deine eigene Erfahrung, Jüngling! wird dich leider! mit noch mehr ſo Beyſpielen bekannt machen, — mit Beyſpielen, die noch weit abſcheulicher ſind. — Laſſe ſie dir kräftige Lehre ſeyn, und verlöſche nie das Schreckenbild aus deiner Seele, das ſo eine Geſchichte eingedrückt hat.

Herwing und Lindenholm waren die trauteſten Geſpielen in ihren Kinder-Tagen, und die zärtlichſten Freunde in ihren Jünglings-Jahren. Die Nachbarſchaft ihrer Häuſer, ein gleiches Alter, gleiche Beſchäftigung und die Freundſchaft ihrer Väter knüpfte ein Band, das unzertrennlich allen Stürmen zu trotzen ſchien. Sie waren einander unentbehrlich, und keiner konnte ein Vergnügen genießen, woran nicht der andere Theil nahm. Sie hatten ihre Spiele gemein, und ſelbſt ihre loſen Streiche wurden gemeinſchaftlich ausgeführt. Mit welcher Zufriedenheit entdeckten nicht die beyden Väter in dem jungen Buſen ihrer Söhne immermehr gegenſeitiges Wohlgefallen, — immermehr gegenſeitiges Beſtreben zu gefallen, und freuten ſich der ſchmeichelnden

den Hoffnung, daß ihre Freundschaft noch in ihnen Söhnen fortleben würde.

Auch waren die Kinder beyde gut, und liebenswürdig, und noch zeigte sich nur der einzige Unterschied in ihrem Karakter, daß Herwing von jeher, durch das Beyspiel seines Vaters aufgefodert, nie müßig war, und jedes Geschäft mit anhaltendem Fleiße schlichtete, ohne daß er eines Anstrengens bedurft hätte: hingegen Lindenholm fieng nichts an, vollendete nichts, wenn nicht der Ehrgeiz seine Rechnung dabey fand. Alles geschah bey ihm aus dem Triebe, und alle Mittel waren unzulänglich, ihn zu etwas zu bewegen, wenn nicht der Ehrgeiz befriedigt wurde. Und diese Leidenschaft, die man in ihrem Keime übersah, ihr wohl gar schmeichelte, daß sie um sich grif im Herzen, und sich aller guten Seiten desselben bemächtigte, wurde in der Folge von Lindenholms Geschichte die geheime Quelle seiner Vergehen, der Grundtrieb zum Böſewicht.

Herwing und Lindenholm hatten bereits schon ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und diese fünfzehn Jahre — wer hatte sie gezählt? — So wie ihnen ein angenehmer Frühlings-

tag

tag unter Scherzen und Spielen entschlüpfte, so eilte ein Jahr — so eilten sie alle vorüber.

Sie kamen nun immer dem Zeitpunkte näher, an dem das Vaterland nützliche und rechtschaffene Bürger erwartete. Mit hoffnungsvollem Zutrauen sahen ihm selbst die beyden Väter entgegen, berechneten ängstlich die Jahre, die bis dahin noch verfließen würden, und machten sich unterdessen glänzende Plane in die Zukunft.

Noch ein Jahr konnten sie die Freude haben, sich an den Anblick der jungen Freunde zu weiden, und dann — war die Trennung unvermeidlich. —

Die beyden Jünglinge mußten fort, um sich auf der hohen Schule Kenntnisse zu ihrem künftigen Berufe zu sammeln, und sich zu würdigen Dienern des Staats zu bilden.

Wer nie Vater gewesen ist, nie Vaterfreude an seinem Kinde gefühlt hat, kann sich auch keinen Begrif von den Empfindungen machen, die die beyden Söhne in den Herzen ihrer Väter zurückließen. — Schmerz über die Trennung, und Freude über die Hoffnung

sie

sie wieder zu sehen, würdiger und wackerer wieder zu sehen, wechselten im Herzen ab, und reizten ihre Phantasie zu prächtigen Träumen in die Folgezeit.

Sobald sie ihren Bestimmungsort erreicht hatten, und ihre Geschäfte in Ordnung gebracht waren, giengen sie mit unermüdetem Fleiße an die Vorbereitung zu ihrem Berufe. — Allein Lindenholm hatte nicht einerley Trieb mit seinem Freunde. Er würde der unthätigste Mensch gewesen seyn, wenn ihn nicht seine Hoffnung, einst im Staat eine glänzende Rolle zu spielen, zur Geschäftigkeit ermuntert hätte, und in seinem Herzen machte er schon den bösen Vorsatz, überall nach dem Vorzug zu ringen, der einzige zu seyn. —

Nun wurde er kleingeistig, hörte gerne Schmeicheleyen, ließ immer mehr Stolz an sich blicken, und machte sich durch seine Eitelkeit in allen Gesellschaften lächerlich. —

Herwing hingegen äußerte mehr sanftes, stilles Betragen, nahm Jedermann für sich ein. — Er hatte sich in Kurzem allgemeine Achtung und Liebe erworben, und in allen Gesellschaften drängte man sich an ihn, suchte

te seinen Umgang, und ließ Lindenholm zurück. Man entfernte sich immer mehr von ihm, und endlich — fand er sich allein.

Das wurmte ihm gewaltig, und er konnte nicht begreifen wie? — Seine Eitelkeit verhinderte ihn, die Ursache davon in ihm selbst zu suchen, und daher gerieth er gerade auf die entferntesten Einfälle. Dem gab er Unwissenheit Schuld, jenem Bauernsitte, und so fand er an jedem den Grund, man müsse ihn verkennen, und seine Verdienste nicht genug zu schätzen wissen.

Herwing liebte seinen Freund so sehr, als daß er bey der Geringschätzung hätte gleichgültig seyn können, die Lindenholm auf allen Seiten fühlen mußte. — Aber er kannte die Ursache davon, und wußte wohl, daß sein Freund erst das Uebermaaß seines Stolzes ablegen, und sein Betragen gegen andere ändern müsse, wenn er sich Achtung und Liebe erwerben wolle. — Aber Herwing hatte die Menschen noch nicht so genau kennen gelernt, um wissen zu können, daß selbst die zärtlichste Freundschaft einer überhand genommenen Leidenschaft weichen müsse.

Herwing hatte sonst alle Macht über seinen Freund, nur über seine Leidenschaft nicht, darüber Lindenholm selbst nicht Herr war.

Was ihm also Herwing Gutes zu rathen glaubte, sah er für Demüthigung an, und alle Kränkungen, die er ferners wegen seinen Stolz leiden mußte, schrieb er auf Herwings Rechnung, in dem er nun statt dem Freunde einen Böswicht zu sehen glaubte, der ihn auf dem Wege nach Ehre aufzuhalten, und ihm vorzukommen suche.

Noch durfte er es nicht wagen, öffentlich mit Herwing zu brechen, denn die Liebe seines Vaters war so fest mit Herwings Freundschaft verbunden. Er konnte, und durfte daher keinen Angrif auf seinen Freund wagen, ohne nicht zugleich seinen Vater und Herwings Vater auf das empfindlichste zu beleidigen, ohne sich nicht den Haß aller Edlen zu zuziehen, die Herwings Freunde waren.

Er branchte also Verstellung, nahm nun die Freundschaft zur Maske, hinter die er seine gallsüchtigen Absichten verbarg. Trug immer noch die freundlichen Liebkosungen im Munde, und sein Herz schwoll vom Geifer

des

des Neides. Er drückte seinen Freund an den Busen, darinn ein heimtückischer Verräther auf Anschläge sann, in Geheim die Ruhe seines Freundes zu untergraben.

Noch vor einem Jahre war Lindenholm der edelste Jüngling, der zärtlichste Freund, der Blut und Leben für seinen Herwing würde hingegeben haben, und nun um ein Nichts — um die Puppe seiner Einbildung die Freundschaft mit Füßen tritt, alles Gefühl davon aus seinem Herzen bannt, und es zur Schmiede schändlicher Bubenstücke macht. — Vor einem Jahre — hätte man ihn nur im Schattenbilde das Ungeheuer gezeigt, das eine thörichte Leidenschaft aus ihm gemacht hat, wie würde er vor sich selbst zurückgebebt haben — der Hand des Zeichners geflucht und ihn einen schändlichen Lügner gescholten haben.

Lindenholm war schon ein treuloser Böse-wicht, ohne es nur zu bemerken, daß er es werden könnte, denn er dachte immer, alles was er thue, fodere die Rechtfertigung seiner selbst.

Zum Unglück noch für ihn wurde er immer mit Herwing in eine Paralelle gesetzt,

und nothwendig mußte er gewaltig viel bey der Vergleichung verliehren. — Wo ihm nur immer das Auffahren seines Stolzes Vorwürfe und Ahndungen zuzog, wurde er durch das Gegenbild von Herwings Karakter gedemüthigt.

Diese Art der Korrektion ist der eindringendste für unsern Stolz und die heftigste Kränkung unseres Ichs, andere besser sehen zu sollen, als wir sind, und kann dann öfters eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Lindenholm wurde durch den Verlurst, den er bey der Vergleichung mit Herwing litt, immermehr gegen ihn aufgebracht, fand Fehler an ihm, die andere nicht sahen, suchte sie sorgfältig auf, fand sie selbst in Herwings Tugenden — seine eigenen Fehler glaubte er in seinem Freunde zu sehen.

Er spielte ihm hie und da einen bösen Streich, aber wenige gelangen, — und je weniger sie ihm gelangen, destomehr wurde er gegen ihn erbittert, desto hastiger verfolgte er seinen Weg, und eilte dem Verderben zu. Und wie viel litt er nicht selbst dabey,

der Unglückliche! — Mit der Freundschaft floh auch alle Ruhe aus seinem Herzen. Die Munterkeit seines Geistes verlohr sich, und wie sich das Edle in seinem Herzen verlohr, verlohr sichs auch in seinem äußern Betragen. — Seine freye, offene Stirne faltete sich in tiefe Runzeln; aus seinem Auge strahlte nicht mehr die gesellige Freude, nicht mehr der heitere Blick einer reinen schuldlosen Seele. — Seine verbissenen Lippen waren nicht mehr erhaben, wie ehe, da sie noch die Dollmetscher seines Herzens waren; um seinen Mund, gewohnt sich zum Hohnlächeln und spöttischen Krümmungen zu verziehen, grub sich jene satirische Furche ein, die einen beym ersten Blick schon alles Zutrauen raubt. Sein kühner, gerader Gang wurde schleichend und schüchtern. Alle seine Geberden verriethen die geheime Geschichte seines Herzens.

Glaube ja nicht, Jüngling! daß du unbemerkt lasterhaft bist. Du magst dich noch so sehr in dich selbst schmiegen; deine Leidenschaften werden sich dem scharfen Auge des Beobachters verrathen. Deine Seele ist zu genau mit den Organen deines Körpers verbunden, als daß sie nicht jede Regung, die in derselben vorgeht, entdecken sollten.

Der Wollüſtling trägt das genaue Verzeichniß ſeiner Ausſchweifungen mit ſich herum.

Der Geizhals wird dir mit einer unfreundlichen, mißtrauiſchen Miene über die ſchlechten Zeiten jammern, und über Luxus und Geldmangel ſchreyen; oder wenn du ihn auf ſeinem Wege vom Rücken belauſcheſt, ſo wird ihn dir gewiß ſeine Unruhe verrathen, du wirſt ihn rechnen hören und über die Vermehrung ſeiner Zinſen ſpekuliren.

Der Tartüffe wird dir Enthaltſamkeit und Andacht predigen, allein ſein Mund mag noch ſo künſtlich heucheln, ſo verräth ihn gewiß ſein Kopfhängen, ſein ſtets zur Erde geſenkter Blick; ja ſelbſt, wenn er ſeine dürren Hände zum Himmel faltet, ſich vor dem Allmächtigen auf die Erde wirft, und betet, ſo verräth ſich Tartüffe, denn er betet mit dem Phariſäer.

Und ſo alle andere, je nach dem ſie mehr oder weniger Sklaven ihrer Leidenſchaften ſind.

Was verheimlicht wohl der Menſch in ſeinem Herzen, von dem ſich nicht wenigſt einige ſichere Spuren in ſeinem Aeußeren zeigen? —

Scam

Gram und Kummer zeichnen ſich in die Stirne, und wiſchen die Roſen von den Wangen. Wenn Reue über ein geheimes Verbrechen im Buſen wühlt, ſich wie eine unbändige Schlange um das Herz windet, und es zuſammenpreßt, wer vermag wohl den Ausdruck des innern Schmerzes zu verbergen? — Wer gebietet der Verzweiflung, die dein Inneres zerfleiſcht, daß ſie nicht auch aus deinen hohlen Augen im düſtern Flammenblicke rede, daß nicht all deine Geberden der ganzen Geſellſchaft ſagen, was in dir vorgeht.

Siehe! da kömmt ein Unglücklicher den Weg herauf, — kömmt eben von der Stelle, wo er ſich von ſeines Nächſten Eigenthum bereicherte, ſeinen Bruder erſchlug, oder ein unſchuldiges, wehrloſes Mädchen entehrte. Geh raſch auf ihn zu, red ihn im dreiſten, ſtarken Tone an — wie er blaß und bebend zurückfährt, und in dir ſchon den Rächer ſeiner Schandthat — oder doch den Verräther zu ſehen glaubt. Sein Blick iſt unbeweglich zur Erde geheftet, weil er den ernſten feurigen Blick eines freyen Mannes nicht ertragen kann.

Aber nicht nur allein der, dessen Herz schon das marternde Bewußtseyn eines schweren Verbrechens in sich schließt, wird sich auf diese Art verrathen; auch jener, der erst mit einem Anschlage dazu beschäftigt ist, wird die Menschen scheuen, und in eines jeden Miene — in jeder zweydeutigen Rede einen Kundschafter seines Geheimnisses zu sehen glauben.

Welche schreckliche Folgen einer unbezähmten Leidenschaft! — Wir werden von einer Thorheit zur andern, von einem Verbrechen zum andern hingerissen, und überall schleppen wir die Zentnerlast derselben an schändlichen Ketten mit. Das Verbrechen macht seinen Mann furchtsam und mißtrauisch. Des Tages martern ihn peinigende Vorwürfe und Furcht; des Nachts schrecken ihn ängstliche Träume aus seinem Schlafe. Alle gesellige Freude flieht ihn, es ist ihm in keinem Zirkel von Menschen wohl, denn sie sind ihm alle verdächtig. — Er hat keinen Freund, keinen wohlthätigen Theilnehmer seiner geheimen Leiden; selbst Gattin und Kinder sind ihm fremde. — Einsam und verlassen steht er wie auf einer schroffen Felsenspitze unter-

den

den Menſchen, und ſieht mit zagendem Blicke auf ſeine glücklichern Brüder herab.

Es iſt ein ſchreckliches Bild — und doch wie ſchwach, wie undeutlich gegen die Wahrheit ſelbſt; — Herwing, deſſen edles Herz voll warmer, thätiger Freundſchaft für Lindenholm ſchlug, ſah mit Schmerz die Veränderung, die mit ſeinem Freunde vorgieng. Er ſahs, fühlte es — war der einzige, der Mitleiden mit dem Unglücklichen fühlte, und wußte nicht, daß er ſelbſt es war, den Lindenholm haßte. Er allein wagte es, ſeinen kranken Freund zu heilen. Er ſammelte Gründe in ſeinem Herzen, Gründe der Freundſchaft, um ihn zu beruhigen. — Schlenderte mit ihm manchen ſchönen Abend ins Freye, nahm da Lindenholms Hand in die ſeine, drückte ihn an ſeinen fühlenden Buſen, und ſagte: Lindenholm! — Freund! — Warum wollen Sie mir die Wunde in ihrem Herzen nicht zeigen, wo es blutet? — Wie hab ich ihr Mißtrauen verdient? — Sagen Sie — Sie ſagen es ja ihrem Freunde — wie Ihnen zu helfen iſt, und wenn es alles — alles — mein Leben koſten ſollte; wenn es nur in meiner Macht ſteht, Ihnen Ruhe wieder zu ſchaffen. —

Herwing ſagte dieß oft mit Thränen, glaubte Balſam in die Wunde des Freundes zu gießen, und war Gift, und Lindenholm ſah ihn mit einem grämlichen Blicke an, riß ſich loß, und ſein Herz nannte den Freund einen Betrüger.

Mit welcher Ungeduld ſehnten ſich nicht die beyden Väter nach dem letzten Tage, der ihnen ihre Söhne nach vollendeten akademiſchen Jahren in ihre Vaterarme zurückbringen würde? — Und je näher ſie ihm waren, deſto ungeduldiger riefen ſie ihm, zu eilen, deſto weiter entfernte ſie ihre Ungeduld von ihm. — Endlich erſchien er doch auch. Fünf Jahre riß der unaufhaltſame Strom der Zeit mit ſich fort, und ſchüttete ſie in den Ozean der Vorzeit. Fünf Jahre — wie lange werdet ihr manchem Vater! — Wie unbemerkt entwiſcht ihr dem Jünglinge, der eurer nicht achtet! — Fünf Jahre — ewig verſchwunden! —

Herwing ſelbſt ſah mit freudigem Herzen eine Zeit ſich enden, die ihm bis itzt noch die unangenehmſte in ſeinem Leben war. — Er war die Menſchen nicht gewohnt, die er da zu ſehen bekam, und ihr tumultuariſches Leben,

das

das ihm auf einmal all seine hohen Begriffe von Menschen, und der Bestimmung des Menschen raubte. — Auch war es ihm lieb, daß Lindenholm wieder zu Hause kam; er hoffte, sein Freund würde in den Armen seines Vaters, im Schooße der Natur, im Zirkel der Freundschaft die verlorne Ruhe wieder finden, wieder der gute, gesellige Junge, der zärtliche offne Freund werden, der so gerne, mit so warmem Gefühle an Herwings Busen hieng, ehe sie mit einander auf die hohe Schule reisten.

Am meisten aber sehnte sich Herwing seinen Vater, seine Freunde, den Ort wieder zu sehen, wo er unbekannt mit dem Menschen, und ungekränkt die seligsten Jugendfreuden genoß. Daher rechnete er der Zeit eben so ungeduldig nach, als sein Vater; fühlte eben das bange Sehnen nach Wiedervereinigung, das die beyden Väter fühlten.

Auch Lindenholm wurde gegen die letzten Tage vergnügter; schien sogar sein Herz der Freundschaft wieder zu öffnen, und wirklich ermunterte ihn die Freude, einen Ort zu verlassen, der ihm seine Ruhe, und seine Freuden geraubt hatte. — Aber immer schwoll

sein

ſein Herz von eitlen Hoffnungen, und ſein Kopf war voll feindlicher Plane, wie er Herwingen unter ſich bringen: und Ehre und Anſehen über ihn erringen würde, und ſeine größte Bekümmerniß war immer die: Wenn nur Herwing nicht vor mir; nicht eine anſehnlichere Beförderung als ich erhalte. — Der Gedanke durchkreuzte ſein Gehirn von einer Seite zur andern, und beſchäftigte ihn die ganze Reiſe durch.

Der einzige Troſt ſchmeichelte noch ſeinem Stolze, daß er ſich ſelbſt beſſer fühlte, und auf Reichthum und Anſehen ſeines Vaters pochen konnte. Der war reich, und hatte viele Freunde am Hofe.

Mit dieſen Gedanken näherte ſich Lindenholm ſeinem Vater Orte auf einige Stunden; wo ihnen die beyden Väter entgegen kamen, und ſie freudethränend in ihre Arme ſchloſſen.

Lindenholms Vater hatte die Abſicht, ſich unterdeſſen ſeinen Sohn adjungiren, und dann mit der Zeit ſeine Stelle durch ihn beſetzen zu laſſen. Beyde, Vater und Sohn beſtrebten ſich aus allen Kräften, ihren Zweck zu erreichen, und es gelang ihnen auch.

Im

Lindenholm hatte nun, was sein Stolz verlangte, und der Anschein, der von Herwings Aussichten keinen so glücklichen Erfolg versprach, hob ihm alle Besorgniß, daß ihm Herwing über den Kopf wachsen könnte. — Er freute sich seines Triumphes in vollem Maaße, und ließ ihn seinem Freunde bey allen Gelegenheiten fühlen. — Er hielt sich immer in einer gewissen Entfernung von ihm, und steckte auch sogar seinen Vater mit einem ziemlichen Theile seiner Schwachheit an.

Eine gewisse Folge, wenn sich Aeltern bis zum Uebermaaß in ihren Kindern gefallen.

Herwings Vater, der nicht minder zärtlich für seinen Sohn dachte, und ihn doch wenigstens in gleichen Glücksumständen mit seinem Freunde zu sehen wünschte, fühlte die Kränkung zu sehr, als daß nicht auch in ihm das natürliche Antheil Menschen Stolz erwacht wäre, der ihn denn aufs heftigste anspornte, für seinen Sohn alles mögliche zu wagen.

Er reiste mit ihm zur Stadt, suchte sich Freunde und Empfehlungen; fand sie, und an Menschenkenntniß und Klugheit fehlte es

ihm nicht, um die verschiedenen Wege zu finden, auf denen man der Sadale und Verfolgung ausweichen kann.

Herwing empfahl sich selbst am meisten. Seine schöne Bildung und das angenehme Betragen, seine Bescheidenheit bey den Grossen und seine Herablassung bey Geringern nahmen Jedermann für ihn ein, und Jedermann verwendete sich mit Vergnügen für ihn.

Im Kurzen hatte Herwing seine Absicht erreicht, und sah seinen Sohn im Besitze einer ansehnlichen Staatsbedienstung. —

Herwing blieb in der Stadt zurück, und sein Vater kehrte mit den mannichfaltigsten Empfindungen der Freude nach Hause. — Das Bewußtseyn, seiner Zärtlichkeit Genugthuung verschaft, seinen Sohn für die erlittene Beschränkung schadlos gehalten zu haben, und ihn nun in einem Wirkungskreise zu sehen, wo seine Talente und sein Herz Raum genug haben würden, wo allgemeine Achtung und Ehre seine Verdienste belohnen, und ihm den Weg zu höhern Stufen bahnen würde, — dieses Bewußtseyn beschäftigte sich nun ganz des guten Vaters, und hätte ihn gewiß

zum

zum Thoren, der Lindenholms Vater wurde, gemacht, wenn ihn nicht sein Gutes Herz und Geistesstärke wieder in sein Geleise zurückgeführt hätten. Die Vernunft mäßigte die Wallungen des Herzens; mit männlicher Bescheidenheit sprach er unter den Seinigen, als er daheim anlangte, von der Sache, und ließ nicht die mindeste Spur von siegerischer Freude an sich blicken.

Die Neuigkeit von Herwings Glück bey Hofe schlug auf einmal Lindenholms Triumph, wie vom Donner getroffen, zu Boden, und die traurigste Nachricht hätte sein Herz nicht so gewaltig angegriffen, als diese. — Die ersten Tage war er zu allem Geschäfte untüchtig, selbst des Nachdenkens nicht fähig, wie er seinen Nebenbuhler von der Höhe, die er über ihn erreicht hatte, wieder herabstürzen wollte.

Allen Leuten war das Betragen dieses jungen Reiders unerklärbar, nur Herwings Vatern nicht, der die Quelle gleich fand, und deßwegen für die Ruhe seines Sohnes äußerst besorgt war. Er schrieb ihm daher den ganzen Vorgang, und mahnte ihn, sich vor jedem zweydeutigen Schritte in Acht zu

nehmen,

nehmen, und sich so klug als möglich vor allen Fallstricken zu hüten, weil er vor wußte, daß er Lindenholm alles aufbieten würde, ihn zu stürzen.

Herwing las den Brief, wie ihn die wenigsten würden gelesen haben. Er hatte keinen seiner Schritte zu bereuen; und also auch nichts zu befürchten. — Er zürnte dem unglücklichen Manne nicht; aber er beweinte ihn; es schmerzte ihn tief in der Seele, daß sich ein Mensch, von dem er sich so hohe Begriffe gemacht hatte, den er so sehr liebte, von einer thörichten Leidenschaft habe so weit können verleiten lassen. Er legte den Brief traurig zur Seite, und sagte mit gen Himmel gewandten Blicke: O wie elend ist der Mensch, wenn ihn Vorurtheil und Leidenschaft in ihrem Solde haben! —

Immer schwebte das Bild seines verlohrnen Freundes vor ihm, als nähm er, in Staub gedrückt, von dem Stolze Befehle an, und huldige der menschlichen Thorheit; bäte den Irrthum um Wahrheit, und suche Hoheit und Würde bey den Insekten, die mit ihm im Staube krochen. Er zörnte ihm nicht, daß er böse war; er beweinte ihn!

denn Herwing liebte den Menſchen, und haßte das Laſter.

Er gieng ruhig ſeinen Gang fort, that Gutes, wo er es konnte, und war immer thätig in ſeinem Zirkel. — Wenn er ſeine eigenen Geſchäfte geſchlichtet hatte, verwendete er die übrige Muſſe auf die Geſchäfte ſeiner Kollegen, von denen es manchem an Fertigkeit, manchem an Luſt zu arbeiten fehlte, und alſo oftmals wichtige Geſchäfte, daran das Wohl und die Ruhe ganzer Familien lag, würden vernachläßigt worden ſeyn.

An einem ſchönen Sommerabende, der auf einen heißen, ſchwülen Juliustag gefolgt war, gieng Herwing allein ſeiner Weiſe nach ſpazieren, und freute ſich an dem Anblicke der wohlthätigen Natur, und bewunderte den Schöpfer derſelben, und ſein Herz fühlte ſich voll des Dranges der Freude. —

So gieng er wohl über eine Stunde ſeinen Gedanken nach, und verlor darüber den Weg, und gieng auf einem einſamen Fußſteig über blumigte Wieſen, bis er zu einer kleinen Hütte kam, wo ihn das Geſchrey eines Kindes aus ſeinen Gedanken weckte, und

sein Herz mit einem traurigen Anblick erschütterte.

Vor der Thüre saß eine lange hagere Frau, mit abgehärmten bleichen Wangen, weinte, daß ihr die häufigen Thränen die hohlen Furchen der Wangen ausfüllten, und rang schmerzlich die zarten Hände. Vor ihr auf der Erde lagen zwo Töchterchen, halb bloß, und nur mit einigen Trümmern einer alten Kleidung bedeckt, und halfen ihrer Mutter weinen, und ihren Schmerz vermehren.

Herwing fragte um die Quelle ihres Jammers, und bot ihnen liebreich seine Hilfe an. Allein da schwieg die arme Frau, raffte ihre Kinder von der Erde auf, und wollte zur Thüre hinein. Da hielt sie der gute Mann am Arme zurück, und sagte: Liebe Frau! die Lage, in der ich Sie so eben gefunden, hat zuviel Eindruck auf mein Herz gemacht, als daß ich mehr gleichgültig bey ihrem Schicksale seyn könnte. Lassen Sie mich den Schmerz, den mir ihr Anblick verursachte, nicht im Busen herumtragen, ohne wenigstens in der Hoffnung Trost zu fühlen, daß ich Ihnen dienen kann. — Alles was ich sehe, ist allenfalls, daß Sie arm sind — es einmal nicht

waren;

waren; nun ſagen Sie mir, wie Ihnen aus dieſem Zuſtande zu helfen iſt.

Die Treuherzigkeit, mit der er dieß ſagte, benahm ihr alle Zurückhaltung, und ſie fieng nun umſtändlich ihre Geſchichte zu erzählen an. Sie war die Wittwe eines Beamten, der erſt vor ein anderthalb Jahren geſtorben. Schon vor langer Zeit fiel ihm von einem ſeiner Anverwandten ein anſehnliches Vermögen zu, wogegen aber die übrigen Freunde Prozeß führten. Der Streit um ein entferntes Gut raubte ihm ſein gegenwärtiges, und die Prozeßunkoſten brachten ihn ſo weit, daß nach ſeinem Tode nichts als Deſperiten-Conto und Schuldbriefe gefunden wurden. Nun zogen die Gläubiger alles, was da war, und nur einigen Werth hatte, an ſich, und der unglücklichen Frau blieb nichts als Noth und zwey unmündige Kinder. Mit dieſen wandte ſie ſich zu einem Oheim von ihrer Freundſchaft, der ſie unterſtützte, und den Prozeß wieder in Gang brachte. Allein nach einem halben Jahre rührte ihn der Schlag, und ſein Tod ſetzte ſie wieder in den elenden hilfloſen Stand, in dem ſie vor war. — Das wenige, was ſie ſich mit ihrer Hände Arbeit verdiente, nährte ſie in der Stadt nimmer,

und so vertrieb sie die Armuth in eine einsame Hütte, wo ihnen der Hunger-Tod von Tag zu Tag näher kam.

Herwing hörte mit innigster Rührung ihre Leidengeschichte an, tröstete sie mit den heiligsten Versicherungen, daß er alle Kräfte zu ihrer Rettung anwenden wolle, und gab ihr sein weniges Taschengeld, das er bey sich führte, damit sie sich doch auf einige Tage, bis er wieder käme, Nahrung schaffen könnten.

Herwing eilte seinen Weg zurück, und der Mond beleuchtete ihm die Bahn, und die Sterne waren seine Führer. Es ist doch alles so schön in der Natur, so voll Güte, so voll Wonne für den Menschen; die ganze Schöpfung das Werk der Liebe, — und der Mensch so elend! Und die Thiere sind es nicht! — Und ist so ein großer Absprung vom Menschen zum Thier! — Wär itzt Lindenholm bey mir, so drückte ich seine Hand in die meine, nähm seinen Ring mit dem großen Diamante, und hieß ihn gen Himmel zu den Sternen sehen, und würde ihn fragen: Freund! — was ist dein Brillant gegen dieß Sternchen, das deinem Auge kaum sichtbar ist? Was ein Diamant — größer als das Riesengebirg?

gebirg? — Und ſollte es ihm da nicht beyfallen, was Menſchen-Größe iſt? — Mit dieſen Gedanken kam Herwing auf ſein Zimmer.

Den andern Tag wars ſein erſtes Geſchäft, ſich um den Akt dieſer Frau zu erkundigen; er bekam ihn in ſeine Hände, unterſuchte die Sache genau, und da er die Ungerechtigkeit ihres Gegentheils einſah, verwendete er ſich mit allen Kräften für die gute Sache, und in wenigen Wochen war der Prozeß zu Ende, der Jahre lang unter den Händen eigennütziger Menſchen verzögert wurde, und die arme Wittwe bekam nun ein Vermögen von einigen tauſend Gulden in die Hand.

Mehr der edlen Thaten ließen ſich zum Gegengewicht der niedrigen Handlungen ſeiner Mitmenſchen von Herwing erzählen, wenn ich ſie noch zur Beleuchtung ſeines Karakters nöthig fände, und mir es der enge Raum verſtattete; aber wenn ich auch noch etwelche Bogen mit Anekdoten aus ſeinem Leben anfüllte, würde ich ihn doch nie ſo herſtellen können, wie er ſelbſt war.

Viele ſeiner ſchönen Handlungen blieben auch verborgen; denn die That verlohr bey

ihm vieles, wenn sie Geräusch machte. Er that gern im Stillen Gutes; that's, ohne Lohn, ohne Beyfall zu erwarten. Die Wonne, die sein Herz dabey empfand, war ihm Lohns genug — war ihm alles.

So verstrichen ihm einige Jahre, als ihm die Vorsicht einen weitern Wirkungskreis anwies. — Er erhielt durch die Verwendung des Ministers, der seine Verdienste kannte, und ihn hoch über alle schätzte, eine der wichtigsten Staatsbedienungen.

Herwing sah wohl, daß er sich eine Menge Neider und Feinde unter den Höflingen zuziehen würde, deren einige selbst darnach trachteten, einige aber auf ihre Kreaturen damit Absicht hatten. Aber des Ministers und selbst des Fürstens Versicherungen, ihn vor allen Nachstellungen zu schützen, und noch mehr das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit beruhigten ihn, und flößten ihm Muth gegen seine Feinde, und Eifer für die Wichtigkeit seines Amtes ein.

Lindenholm hatte sich vor einiger Zeit in die Stadt gedrungen, um näher an Herwing zu seyn, und schneller an seinem Sturze arbeiten

beiten zu können. — Er nahm wieder die Maske der Freundschaft vor, um ihn desto sicherer zu machen, und so mächtig auch der Gram über Herwings Erhebung in seinem Herzen wüthete, bot er doch aller seiner Verstellungskunst auf, die er sich mit der Zeit eigen gemacht hatte, um sich zu verbergen. Verläumdung dachte er, hab ich alle versucht; aber sie reicht nicht zu, ihn aus dem Herzen des Ministers zu reissen: also Thatsache. —

Einst an einem späten Herbstabende, da Herwing eben von einem Besuche zu Hause gehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen, das ihn anhielt, und mit gebrochenen Worten, die von der Beklemmung ihres Herzens erstickt zu seyn schienen, und unter Thränen bat, ihr in die Wohnung einer unglücklichen Familie zu folgen, von der sie ihm eine so rührende Erzählung machte, daß Herwing keine Minute anstund, der Stimme seines Herzens zu folgen.

Nachdem er einige kleine dunkle Gäßchen mit ihr durchzogen war, blieben sie vor einem alten schlechten Häuschen stehen. Herwing trat hinein, und die Thüre wurde halb hinter ihm zugeschlossen. — Es war nicht die

Hütte

Hütte der dürftigen Tugend, nicht der Wohnort edler Menschen, die eines Edlen Hülfe bedurften. — Es war die Höhle des schändlichsten Lasters. — Lindenholm hatte es mit einer von den Töchtern der Freude abgeredet, Herwing unter diesem Vorwand in seine Falle zu locken. — Dem Minister hatte er hinterbracht, daß Herwing öfters heimliche Bordels besuche, und both ihm bey dieser Gelegenheit an, ihn selbst von der Wahrheit zu überzeugen. In einer Ecke der Gasse stunden beyde, Lindenholm und der Minister versteckt, und sahen ihn die Schwelle dieses Hauses betretten — Lindenholm mit teuflischer Lache in seinem Herzen über den so glücklich gelungenen Streich — Der Minister mit Zorn und Abscheu vor einem Menschen, den ihm der Anschein als den elendesten Betrüger zeigte.

Ha! der Schändliche! rief er auf, ich will ihm die Larve vom Gesicht reissen. Kommt mit mir, sagte er zu Lindenholm, ich muß hinein, und wenn noch ein Tröpfchen ehrlichen Blut in seinen Adern schlägt, so will ichs ihm ins Gesicht jagen. Mit schnellem Ungestümm öffneten sie die Thüre, und — da stund der Betrüger — Lindenholm. Die

alte Kupplerinn und ihre beyden Mädchen lagen eben in einer bittenden Stellung zu Herwings Füßen, und geſtunden ihm mit Thränen ihr ſchändliches Vorhaben, als der Miniſter mit Lindenholm zur Thüre hineintrat. — Herwing wendete ſich gleich zu ihm, und bath ihn, aus dem Munde dieſer Leute ſelbſt ſeine Rechtfertigung zu hören. — Ja, fieng die Alte an, dieſer Herr da hat uns durch Geld und Worte verleitet, den edlen Mann mit dem Verdachte eines ſchändlichen Wollüſtlings zu brandmarken, und mich dadurch des ſchwärzeſten Undanks ſchuldig zu machen. Er rettete mich vor einigen Jahren aus der äußerſten Dürftigkeit, und ſetzte mich durch die Summe, die mir von dem gewonnenen Prozeß zufiel, in einen Stand, wo ich meine Tage glücklich und mit Ehren hätte verleben können, wenn mich nicht Leichtſinn und Stolz meiner Mädchen wieder geſtürzt hätten. Wir vergaſſen, daß wir kein Vermögen mehr hätten, und wollte die vorige Lebensart fortſetzen, und ſuchten auf Wegen das Glück, wo man gerade der Schande und dem Verderben entgegen rennt. Eure Excellenz! ich weiß nur zu wohl, daß die ſtrengſte Strafe unſrer wartet; aber gern will ich meine

Schuld

Schuld büssen — lebenslang büssen, weil nur die abscheulichste That nicht gelungen ist. —

Der Minister wendete sich nun zu Lindenholm, und ein wilder, grimmiger Blick deutete ihm seine Strafe vor. Aller Zorn, den er gegen Herwing gereizt hatte, fiel nun doppelt auf ihn zurück, und von allen Seiten mußte er die härtesten Ausdrücke, die schimpflichsten Vorwürfe dulden. Herwing allein trat hin zu ihm, und sagte im sanften Tone — im Tone der edelsten Freundschaft, Freund, wie konnten Sie so grausam gegen sich selbst seyn? — er wagte auch ein Wort bey dem Minister für seinen Feind; aber er bath ihn zu schweigen, umarmte ihn, und sagte: Herwing! verzeihen Sie mir die Beleidigung, die Sie von mir erlitten haben. Ich versichere ihnen hier mein ganzes Zutrauen, und keine was immer für eine Anklage soll es Ihnen je wieder rauben können.

So siegte er über seinen gefährlichsten Feind, ohne es je gewollt zu haben; selbst da sich die Bosheit schon seines Sturzes freute. O fänden sich doch mehr der Edlen wie Herwing in dem Tagbuch der Menschheit,

und der Menſchenfreund könnte vergeſſen, daß es Lindenholms giebt.

Karl von Lindenberg.

Eine Erzählung.

Karl von Lindenberg war ein guter Jüngling, er beſaß ein empfindſames Herz, und eine edle Seele

Güte des Herzens iſt ein Geſchenke der Schöpfung, und eine empfindſame Seele iſt Glück für die Menſchheit. Wie ſchön und edel iſt die Natur, wie heiter die Täge des Frühlings, wie angenehm die Abende nach einem ſchwülen Tage — wie reizend die ſtillen Nächte, wenn die Sterne am Himmel glänzen, oder der Mond ſeine ſanften Lichtſtralen verbreitet! Wie ſehnt ſich der Wanderer nach einem mühevollen Tage nach Ruh — und welche Wonne kühlet den Buſen des ermüdeten Reiſenden, wenn ihn eine gutthätige Linde in ſeinen Schatten aufnimmt. Wohlwollen unter den Menſchen iſt Wink der Natur, das Glück unſrer Tage liegt in unſern Her-

Herzen. Im Gefühle, im Mitleiden herrsche Kraft, und stärkere Kraft als in Balsamgetränken. Lindenberg fühlte dieses alles in seinem Herzen; schon frühe in seiner Jugend nahm er Antheil am Schicksale der Unglücklichen, und seine Seele öffnete sich gern dem Leidenden, wie das Nachtveilchen sich öffnet, um die letzten Stunden des sterbenden Tages in ihrem wohlthätigen Schooße aufzunehmen.

In stillen Gegenden, in öden Wäldern wandelte Lindenberg einsam herum, dachte dem Schicksale der Menschen nach, und stimmte sein Herz beym Gesang der Nachtigallen zu empfindsamen Regungen.

Leiden und Mitleiden war sein Geschäft, und doch war kein verzehrender Gram an seiner Stirne. Sanfte Theilnehmung an allem, was unglücklich war, malte sich deutlich in seinem schmachtenden Auge.

Eine stille Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe erhob die Reize seiner sanften Physionomie, seine entgegeneilende Miene, sein gütiger Blick erhöhte jene edle Traurigkeit theilnehmender Seelen, und goß alle Reize der süssen Melankolie auf seine Bildung.

Gute

Gute Herzen ketten ſich gern an andere, und gefühlvolle Seelen wünſchen ſich wieder die Bekanntſchaft gefühlvoller Seelen. So gieng es dem guten Lindenberg auch; er fühlte das Leere in ſeinem Herzen, und wünſchte ſich oft einen Gegenſtand, in deſſen freundſchaftlichen Schoos er das Innerſte ſeines Herzens ausgießen könnte — er wünſchte ſich einen Freund.

Einen Freund haſt du dir gewunſchen, armer Lindenberg! einen Freund! — o wie bedaure ich dich, daß deine Seele dieſer Gedanken martert. Freunde für ein fühlendes Herz, wo ſind die? Freunde des Vergnügens, der Wolluſt, der Mahlzeit, und der Ausſchweifung — ſolche Freunde kannſt du genug finden, guter Lindenberg! aber Freunde wie dein Herz ſie begehrt, wo willſt du ſie finden? — Entſage, ich bitte dich, dieſen Gedanken, er wird ſonſt die Ruhe deiner Täge ſtören, dein gutes Herz wird dir ein Ideal erſchaffen, das ohne Exiſtenz iſt. Der feine Betrüger wird dich täuſchen, wird die Masque der Freundſchaft anlegen, und ſich denn als ein Ungeheuer entlarven, wenn du in nächtlichen Stunden in ſeinen Armen zu ruhen glaubſt.

— Nichts

— Nichts iſt hienieden ſo ſelten als Freundſchaft. — Die wenigen Redlichen, denen die Gottheit ein fähig Herz zu dieſem Triebe gab, die wenigen Redlichen leben einſam wie in einer Einöde, kennen ſich nicht, weil Erfahrung von Betrogenwerden, und Betrogenwordenſeyn, eine Scheidewand zwiſchen ihnen aufthürmte, und die Kette zerriß, durch die die Natur die Menſchen an Menſchen feſſelte.

Hüte dich, lieber Lindenberg, vor Freunden, und zittere bey der Wahl in unſern Tagen. Lebe einſam, thue jedem Menſchen Gutes, fodere von Niemanden einen Dank, von Niemanden ein Gefühl und Freundſchaft, und du wirſt glücklich leben. Schildere dir die Menſchen nicht, wie ſie ſeyn ſollen, ſondern wie ſie ſind. — Niederträchtige — undankbare — gefühlloſe — und liebe ſie doch dieſe Niederträchtige, dieſe Undankbare, dieſe Gefühlloſe, weil ſie dir der Schöpfer zu deinen Brüdern gab. — Folge meinen Rath, ich hab ein Bündniß in meinem Herzen geſchloſſen, der Freund jedes Menſchen zu ſeyn, und von Niemanden Erwiederung der Freundſchaft zu begehren, ich hab mich entſchloſſen Menſchen zu lieben, um von ihnen gehaßt

zu

zu werden, Gutes zu thun, um Undankbarkeit zu erfahren, Beleidigungen zu verzeihen, um auf das neue beſchimpft zu werden: ſo iſt nun meine Denkart, und ich will die Ungerechtigkeiten der Sterblichen Niemanden klagen, als dem, der die Seelen der Menſchen ſieht, und die Urſachen weiß, warum er dieſes alles zulaſſet.

Wir werden vergnügt ſeyn, Lindenberg! und wenn auch unſer Herz ſich empört, wenn eine Thräne heiß wie Glut auf unſre Wange fließt bey dem Gedanken der leidenden Menſchheit — ſo können wir ja doch vergnügt ſeyn, daß wir von Ungeheuern nichts foderten, als was Ungeheuer geben können. Wenn ich eine Schlange aus der Grube zöge, und ſie tödtete mich denn, ſo iſt es ja die Natur des giftigen Wurms — war meine That minder gut, meine Handlung minder wohlthätig? — Kann mir ihr giftiger Biß die Ruhe meines Gewiſſens, die Ueberzeugung meines Gefühls rauben? o nein Lindenberg! — nur hier im Herzen iſt Ruh — nur hier Lohn der Tugend, fodere keinen andern. Ich geſtehe es dir, edler Sterblicher! daß ich auch manchmal des Abends, wie du, die Sterne betrachte, die

über

über mich hinrollen, mir ihre Bewohner zu kennen, und zu wissen wünsche, — ob sie auch unsern Brüdern im Weltthal gleichen. Trostend ist der Gedanke der Bosheit der Menschen nicht, aber doch beruhigend für eine ehrliche Seele. — Er führt uns zurück zu Gott, der der einzige wahre Freund der Tugend ist.

Kannst du jemanden Gutes thun, so versäume die Gelegenheit nicht; allein wenn dich dein Mitmensch versichern will, daß er dir dankbar seyn wird, so nehme die Versicherung in deinem Herzen nicht an. — Glaub mir, es könnte eine Lüge seyn, und warum willst du einen Strafbaren noch strafbarer machen, und zu seinen Schandthaten auch diese noch hinzusetzen, daß er, wenn er das, was heilig in der Natur und der Menschheit ist, frevelt, sich auch noch zum Lügner machen sollte. —

So mache es auch mit der Freundschaft. Sey der Freund jedes Menschen, und fodere von Niemanden Freundschaft, denn wirst du dich gegen Niemanden zu beschweren haben. —

Freylich, guter Lindenberg! ist dieses alles nicht so leicht, allein es ist Nothwendigkeit,

keit, die Menſchen ſind einmal ſo, Erfahrung lehrt ſie uns kennen.

Ich weiß wohl eine Zeit, wo ich nicht ſo dachte, an der ich immer die Menſchen beſſer beurtheilte, als ſie ſind, allein ſie bewieſen mir deutlich meinen Betrug, und heilten mir meine blöden Augen, ich ſehe deutlicher. Dieſe meine nunmalige Denkart führt mich auch näher zum Schöpfer zurück, entfernt mich mehr von Geſchöpfen, adelt mehr meine Handlungen, weil ſich wenigere Abſichten von Eigennutz und Selbſtliebe in ſelbe miſchen. Glaub mir Lindenberg! liebe die Menſchen nicht, weil ſie liebenswürdig ſind, ſondern weil die Gottheit dir befiehlt, deine Brüder zu lieben; thue deinem Nächſten Gutes, nicht darum, weil er es verdienet, ſondern darum, weil Gutesthun Aehnlichwerdung der Gottheit iſt. —

Thue Gutes mit Verzicht auf Dankbarkeit, thue Gutes aus Liebe gegen den, der die Liebe iſt.

So würde ich zu Lindenberg geſprochen haben, wenn ich ihn gekannt hätte, den Edlen, allein die Sprache der Gottheit und der Vernunft iſt hörbar jedem dem, der ſie hören will.

Lindenberg hörte ſie auch, und richtete ſeine Denkart nach dieſen Grundſätzen ein. Er that Gutes, und erfuhr die ſchändlichſten Undankbarkeiten, und ermüdete ſich doch nicht Gutes zu thun. Sein Vergnügen war die Einſamkeit, und ſeine Freude der Genuß der Wonne der Natur.

Eines Tages gieng Lindenberg ſpät am Abend vom Dorf zurück, wo er öfters hinkam, und Gutes that. Ein alter Mann, der ſich mit der Arbeit nicht mehr nähren konnte, war der Gegenſtand von Lindenbergs Beſuch. Bey dieſem brachte Lindenberg manche Stunden zu, und tröſtete ihn in ſeinem Unglücke. Als Lindenberg, wie geſagt den Alten verließ, und nach der Stadt zurückkehrte, ſo reizte eine ländliche Familie, die ihre Abendmahlzeit unter einer Linde verzehrte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Ein Mann mit braunem Geſicht ſaß an der Linde, ſchlang ſeinen Arm um den Nacken ſeiner ländlichen Gattinn, und die Kinder ſpielten mit Blumen auf ſeinen Schoos; Milch war im Gefäſſe, und Brod auf dem Raſen.

Gütiger Schöpfer! rief er da auf, wie glücklich muß doch der ſeyn, der an der Sei-

te

te eines gefühlvollen Weibes die Freuden der Natur genießen kann! wie glücklich iſt doch der Sterbliche, der in den Armen eines theilnehmenden Weſens, mit gleicher Stimmung der Seele, mit gleichem Herzensgefühl, die Güte der Gottheit bewundert, und die Freuden der Unſchuld genießet! —

O könnte ich auch ſo ein Mädchen finden — ſo rief er — und gieng traurig mit niedergeſchlagener Seele fort, als hätte ihm ein Schutzgeiſt in die Ohren geflüſtert, daß ſolche Mädchen ſehr ſelten wären. —

Selten, ja wirklich recht ſelten! iſt gleich in unſerm Jahrhundert Empfindſamkeit Mode, ſo iſt ſie doch nicht Seelengefühl, ſondern bloß nur Empfindeley, und der Jüngling wird leicht bethört, der empfindſame Schwärmer getäuſcht.

Lindenberg wußte wohl den Unterſchied zwiſchen einer edlen und gefühlvollen Mädchenſeele, und der Seele einer empfindelnden Schwärmerinn.

Lindenberg, ſo ſagte er ſich ſelbſt, ſey auf deiner Hut, daß du nicht in die Fallſtricke einer empfindſamen Dirne fällſt. — Lern

das gute Herz, von dem schwachen wohl zu unterscheiden, und benuze zu deinem Mädchenstudium die Erfahrung. Kennst du nicht das Weib des rechtschaffnen Silvanders? — wie herrlich ist ihr Geist, wie edel der Ausdruck, wie gefühlvoll manche ihrer Handlungen — und doch, doch ist sie nichts, als eine Schwärmerinn. Sie hat Vernunft, sie hat Gefühl, aber ihre Leidenschaft schwächt ihre Vernunft, und entseelt ihr Gefühl. — Schwachheit, nicht Herzensgüte ist ihr Karakter, Empfindeley, nicht Empfindung. Vergißt das gute Herz ihren Gatten, ihrer Kinder, um sich bis zu einem niedrigen Liebshandel herabzulassen? heißt sich erniedrigen, sich wegwerfen, Empfindung Empfindeley?

O Menschenfreundlichkeit! wie gefährlich bist du im Herzen des Weibs! unter deiner Masque schleicht sich so gern die Ausschweifung ein, und die gütige Herablassung sinkt oft bis zur Erniedrigung herab. Unsre thörichte Selbstliebe, die immer gewohnt ist, uns zu täuschen, verführt uns unter mancherley Gestalten. —

Belmine liebt einen Seiltänzer, oder einen Laufer, und ihr verblendetes Herz entschuldigt

ſchuldigt ihre Thorheit, und nennt dieſe Erniedrigung menſchenfreundliche Herablaſſung — und ihre Untreue, menſchenfreundliches Wohlwollen gegen ihren Nächſten. Man muß nicht ſtolz ſeyn, ſagt Belmine, die Menſchen ſind alle gleich, und aus dieſem Grundſatz giebt ihr Herz den Buhlern die Stelle des Mannes in ihrem Herzen, denn die Menſchen ſind alle gleich. —

Lindenberg wußte wohl alle dieſe gefährliche Grundſätze dieſes Frauenzimmers, und zitterte beym Gedanken einer empfindſamen Gattinn.

Der Gedanke iſt äußerſt niederſchlagend, für einen empfindſamen Jüngling, wenn er über die Koketterie der Mädchen, und ihrer verdorbenen Denkart nachdenkt. Die Wahl einer Gattinn iſt heut zu Tage bedenklicher, als ſie jemals war. Wo iſt das aufrichtige deutſche Mädchen? wo die redliche unverfälſchte Sitten, die das deutſche Weib machten, die Zierde der Sitten hat ſich in Putz, und die Redlichkeit in Federbüſche verlohren.

Lindenberg überdachte dieſes alles mit tiefer Ueberlegung, und ſchrieb ſich viel Bemer-

kungen über das deutsche Frauenzimmer in seine Schreibtafel.

So bedrängt Lindenbergs Seele immer bey diesen Gedanken war, so hatte doch der sanfte Trieb der Natur zuviel Macht über sein Herz, als daß er sich vollkommen entschließen konnte, der Liebe zu entsagen. Vielleicht sagte er oft, wird der Himmel, der mein Herz kennt, meine Empfindungen leiten, er wird mich das Mädchen kennen lernen, die mich glücklich machen soll. Mit diesen Gedanken schwärmte er oft einsam herum, und unterhielt sich mit dem Ideal eines Mädchens, der seine lebhafte Einbildungskraft ihr Daseyn gab.

Lindenbergs gefühlvolles Herz war jedes rührenden Auftritts empfänglich, und was je seiner Seele auffiel, konnten Zeit und Umstände schwerlich mehr aus seinem Herzen verdrängen.

Die ländliche Mahlzeit, die Lindenberg sah, der braune Mann im Arm seiner ländlichen Gattinn, die spielenden Kinder, das ganze rührende Gemälde war so lebhaft in seinem Geist abgedrückt, als schwebte es immer vor des Jünglings Augen.

Die

Die Freude, die er bey dieser Scene fühlte, das unbeschreibliche Etwas, das ihm Vergnügen an diesem Bilde gab, alles das führte unvermerkt den guten Lindenberg oft an die Stelle, wo ihm dieses Gesicht zum Erstenmal erschien. Er machte diese Gegend zu seiner Lieblingsgegend, und die Linde zu seiner Lieblingslinde; manchmal saß er selbst in ihren Schatten, dachte, wähnte, und traumte, und es war ihm so wohl — und seinem Herzen ahndete, ich weiß nicht was, alles Fröhliches und Gutes.

An einem schwülen Sommertage, als eben Lindenberg wieder unter dem Baume saß, zogen sich schwarze Wolken am Himmel auf, ein heftiger Regen überraschte den guten Jüngling, der nun gezwungen war, zu seiner Rückkehr eine bessere Stunde abzuwarten.

In der Ferne schlängelten feurige Blitze durch die Wolken, Lindenberg sah diesem herrlichen Schauspiele der Natur zu, und bethete Gottes Allmacht in ihrer Majestät an. Das Gewitter ward heftiger, der Regen nahm zu; ein kleiner Ziegenhirt flüchtete sich auch unter den schützenden Baum, und Lindenberg machte bald Bekanntschaft mit dem Knaben.

Guter

Guter Bube! fieng Lindenberg an, deine Kleider ſind ja durchgenetzt, als hätte man dich aus dem Waſſer gezogen! wie wird es dir die Nacht über gehen, wenn du vielleicht kein Rock mehr zum Abwechſeln haben ſollteſt!

Hirt. Lieber Herr! Sie haben wohl recht, daß es mir übel gehen würde, ich weiß wohl eine Zeit, wo ich manche lange Nacht durch, wie eine arme Gans vor Näſſe ſchnatterte, und mich oft Täge lange nicht trocknen konnte, aber unſerm lieben Herrgott ſey's gedankt! dieſe Täge ſind verfloſſen, der liebe Gott ſchickte mir nun Kleidung und Wäſche, Schuhe und Strümpfe; ſehen Sie nun, mein lieber Herr! — noch drey ſolche Röcke hab' ich zu Hauſe in meinem Kaſten, wie Sie da ſehen.

Lindenberg. Wer war denn ſo liebvoll, guter Knabe! und ließ dir dieſes alles machen?

Hirt. Das will ich Ihnen erzählen: Meine Aeltern ſind ſchon lange todt — und ich habe gar keinen Freund und Blutsverwandten mehr, zum wenigſten kenne ich keinen; ich hätte Hungers ſterben müſſen, wenn mich nicht der Bauer, der dort am großen Hofe wohnt,

wohnt, aufgenommen und als einen Ziegenhirten angestellt hätte. Ich war freylich viel glücklicher als ehevor, allein drey Gulden Lohn, die er mir gab, langten nicht um mir etwas Kleidung zu schaffen — Tag und Nacht war ich unter freyem Himmel — war voll Unflat, voll Ungeziefer, und mußte im harten Winter frohe seyn, wenn mir mein Herr erlaubte, im Geisstalle auf dem Strohe bey meinen Ziegen zu schlafen — aber lieber Herr! so traurig als mein Schicksal immer war, so murrte ich doch nie wider meinen lieben Gott, und dachte, es wird schon besser werden, und wird es nicht besser, Martin! so sagte ich zu mir selbst, so wird dich doch der liebe Herrgott schon einmal in Himmel zu sich nehmen.

Wenn ich auf dem Felde war, und sah die Vögel mit ihren schönen Federn, die wollichten Schafe, und meine scheckigten Ziegen, so sang ich denn zuweilen so ein Lied, wie ich es Ihnen gleich singen werde. Hier sang Martin:

Lieber Herrgott! der du kleidest
Jeden Vogel gut und schön,
Der du meine Ziegen weidest,
Eile auch mir beyzustehn.

Sieh

Sieh! ich bin ein armer Knabe,
Hab dir nichts zu leid gethan,
Weil ich keinen Menschen habe,
Nimm dich, Vater! meiner an.

So sang ich — und da ich so sang, schlug eine Zähre die andere — ich weinte oft bitterlich, und doch tröstete mich immer was, und lispelte mir in die Ohren, sey nur getröstet, Martin! Gott wird für dich sorgen, und er hat auch gesorgt.

Es war an einem der schönsten Monentage des Jahrs, als ich früh morgens meine Ziegen auf die Weide trieb, und froh — von dem Anblicke des herrlichen Morgens entzückt — dem Schöpfer mein Liedchen sang, und mich recht dieses schönen Tages zu freuen in meinem Herzen beschloß, daß ich ganz mich groß dünkte, und mein Elend vergaß: da setzte ich mich unter ein schattichtes Haselgesträuch am Bache, bey dessen freundlichen Geräusche ich oft schon, von Kummer ermüdet, einschlief, und so glücklich war, daß es mir allezeit leidthat, wenn ich wieder erwachte.

Und alles um mich her, so weit ich sehen und hören konnte, war guter Dinge, und freute

freute ſich des ſchönen Tages. Die Vögel ſangen gar wunderſchön und ſüß durcheinander, und wurden nicht müde zu ſingen, und hüpften von Zweig auf Zweig, von Baum zu Baum, und waren ſo freundlich, ſo gut miteinander, der Hänfling und die Finke, die Maiſe und das Rothkelchen, daß ich meine herzliche Freude daran hatte. Die ganze Gegend hallte von den mancherley Tönen der Freude, von dem lauteſten Frohlocken. In keiner Heerde hätten Sie ein Thier geſehen, das den Kopf hieng, und mit traurigem Schweigen Ihnen zu verſtehen gegeben hätte: ich bin nicht von den Fröhlichen des heutigen Tages. Guter Martin! dachte ich, wenn es immer ſolche Tage gäbe, wenn ſich nie kein Wetter am Himmel zuſammenzöge, und keine Schloſſen fielen; wenn ich nie mehr den rauhen Winter zu befürchten hätte, und es immer ſchöner Frühling blieb, wie gerne wollte ich immer auf den erſten Hahnenſchrey mein Stroh verlaſſen, und mit bloſſen Füßen, mit zerriſſenen Lumpen, und ſollten ſie mich kaum zur Hälfte bedecken, mit meinen Ziegen auf die Waide ziehen, und die Nacht auf einem Baume zubringen, und gewiß, mir gieng nichts ab, um recht froh zu ſeyn; ich würde

mich

mich beſſer dabey befinden, als der Oberknecht, der Kleidung genug, ein beſſer Leben, und obendrein noch ein hübſch Geld vom Bauern hat — ja! ich tauſchte wohl vielleicht gar mit meinem Bauern ſelbſt nicht.

Aber da dachte ich auch wieder: ſieh, Martin! biſt'n dummer Junge! wenn es beſſer wäre, und wir keines Winters und keines Sommers nöthig hätten, würde es der liebe Gott wohl ſo eingerichtet haben, daß es immer Frühling bliebe, daß es nie regnete, und nie hagelte, und du immer in den ſchönen Tagen deine Heerde waiden könnteſt: dein Wunſch iſt alſo thöricht. Mit dieſem Sinne wurd ich's nun wieder zufrieden, und mein Wunſch ſchränkte ſich bloß auf den einzigen Tag ein, und endete ſich dann der ſo ſchön, ſo heiter, wie er begann, ja — dann wäre mir mein Leben um die ganze Welt nicht feil geweſen; ich vergaß Schnee und Kälte, Wetter und Schloſſen, und legte mich in der ſüſſen Hoffnung nieder, daß ich auch den folgenden Tag ſo herrlich würde aufgehen ſehen, — ſo ungeſtört bis am Abend die Wonne genießen können, die mir die Heiterkeit des Himmels und der Anblick des ſchönen Landes verſchaft.

Linden.

Lindenberg. Du biſt ein Herzens guter Junge, lieber Martin! Wie wenige an deiner Stelle würden ſo denken — wie wenige bey ungleich beſſern Glücke! — Aber du wollteſt mir ja erzählen. —

Hirt. Ich ſehe wohl; ich mach es Ihnen zu lange, lieber Herr! aber verzeihen Sie mir, ich kann mir nicht abbrechen, wenn ich einmal darauf zu ſprechen komme; es iſt auch das beſte, was ich habe, mein einziges Glück, all meine Freude. Nu, haben Sie nur ein klein Weilchen Geduld, ich will's izt ſchon kurz machen.

So war mir ſchon dieſer ſchöne Tag über die Hälfte verſchwunden, und in meinen Gedanken war ich noch ſo weit hinter ihm, daß ich immer noch den Morgen davon im Kopf hatte, als ſich die kleinen Wölkchen, die dort und da am Himmel zerſtreut waren, immer näher zuſammenzogen, bis ſie endlich alle beyſamm eine große finſtere Wolke ausmachten, die der ganzen Gegend die Sonne verbarg.

Es ſtund nicht lange an, ſo war alles Nacht, und es blizte und donnerte ſo entſezlich, daß ich mir recht zu fürchten anfieng.

— Mein

— Mein Gott! dacht' ich mir, bin wohl nicht auf der Welt, um eine Freude zu haben, und der Gedanke machte mich traurig, daß ich weinte, und meines Zustandes ganz überdrüßig wurd.

Ich trachtete soviel möglich mit meinen Ziegen unter Dach zu kommen; aber auf einmal überfiel mich der Regen, und das so gewaltig — ey das war — als hätten sie droben alle Feuer-Eymer umgestürzt — ich konnte kaum mehr zu Athmen kommen; und das hätte doch noch hingehen mögen, aber da hagelte es Schlossen, groß wie die Haselnüsse. Ich fühlte immer nach dem Kopf, denn er schmerzte mich, als wär ich damit an die Wand gerennt. Der Boden war in kurzer Zeit Fußtief mit Hagel bedeckt, und er fror, daß ich glaubte, der leibhaftige Winter wär da. Am ganzen Leib keinen heilen Fleck, tropfennaß, und so verfroren, als wär ich über Nacht auf'm Eis gelegen, weinte und heulte ich in einem Stuck fort, bis ich ans Dorf kam, und meine Ziegen mußten besser Muths gewesen seyn, denn ich hatte ihrer nicht mehr Acht, und doch verlohr ich keine davon.

In

In diesem schönen Aufzuge sah ich ein Mädchen, das unter der Schwelle ihres Hauses stund, und eben auch den Regen und Hagel von sich schüttelte. Sie war gut gekleidet, und mochte noch nicht viel vom Wetter gelitten haben. Ich sah sie an, und nun that es mir doppelt wehe, daß ich so arm war. — Das gute Kind hatte Mitleiden mit mir, als sie mich so zerfetzt, und so übel vom Wetter zugerichtet sah, und sagte: Ey du armer Junge! wie du aussiehst! Mach ja geschwind, daß du unter Dach kömmst, und trockne Kleider an Leib bringst, sonst wirst du ja krank. — Ach! das fuhr mir, wie ein Messerstich durchs Herz. Antworten konnte ich nicht; ich sah sie an; aber schnell kehrte ich mich wieder um, und weinte. — Ich glaub wohl, daß es dir wehe thut, fuhr sie fort, du frierst ja ganz jämmerlich; aber wenn du nur mal wieder trocken bist, dann ist's gleich wieder vorüber. — Ach! das werde ich wohl heute nimmer, sagte ich ihr.

Das Mädchen. Wie? Warum denn nicht?

Mein Gott! weil das all mein Haab ist, was Sie an mir sehen. Das gieng dem guten Mädchen nahe; ich sah, daß eine Thräne ihr

im Auge stund. Sie nahm mich bey der Hand, und sagte: Giebt dir denn dein Vater nichts? — Ich hab ja keinen mehr, antwortete ich, und nun erzählte ich ihr denn alles, wie's um mich stund, und wie hart es mir immer gegangen. Du lieber Gott! das Mädchen weinte mit mir, daß man hätte glauben sollen, es gieng sie alles soviel an wie mich, und hab mein Lebtag noch mit ihr kein Wort geredet.

Nach einer kleinen Weile sagte sie. Warte hier ein Weilchen, ich will dir von meinem Bruder etwas alte Kleidung bringen; er ist zwar größer als du: aber wenn sie dir schon nicht vollkommen paßt, vor der Hand ist's doch am besten, du hast etwas, als gar nichts. O die Freude, mein Herr! können Sie sich gar nicht vorstellen, und ich kann's Ihnen auch nicht sagen, wie mir war, als ich das gute Mädchen mit all dem Zeugs sah, was sie mir brachte. Wenn mir der Regen den ganzen Leib durchgeweicht, und mich der Hagel braun und blau geschlagen hätte, ich hätte nichts mehr gefühlt davon, so wohl war mir's wieder. Darauf mußte ich ihr auch sagen, wo ich wohne, und die Gegend zeigen, wo ich meine Ziegen waide.

Lindenberg. Das edle Mädchen! Wo iſt ſie? — Guter Junge! führe mich zu ihr, daß ich ſie ſehe, die Engelſeele. —

Hirt. Das ſollen Sie, mein Herr! und Sie werden ihre Freude daran haben. Aber laſſen Sie nur erſt den Regen vorüber ziehen; mittlerweile will ich Ihnen ſagen, wie es weiter gieng. Das Schönſte kömmt noch. — Sie kam wirklich zu mir den andern Morgen — es war an einem Sonntage — und brachte mir in ihrer Schürze eingewickelt noch zween Röcke und viel andere Kleidungsſtücke, und ich hatte in meinem Sinne ſoviel daran, daß ich glaubte, ich brauchte in meinem Leben nichts mehr in der Welt. Aus ihrer Taſche zog ſie Kuchen herfür, und ein großes Stück weiß Brod, als ich mein Lebtag keines geſehen hab; ſetzte ſich bey mir, und ſagte gar freundlich: Nun laß dir's ſchmecken, und ſey guter Dinge; es wird ſchon mal beßer werden. Ich weiß deinen Namen noch nicht, wie heißt du denn? —

Martin. —

Sieh, lieber Martin! ſagte ſie, ich hab es geſtern meinen Aeltern geſagt, daß du ſo arm biſt, als ich dir was zu bringen verſprach,

und

und ich oath für dich, daß sie mir die Erlaubniß dazu geben möchten, und da sagten sie, sie möchten dich wohl kennen, und wenn du brav bist, und es dich freut, so wollten sie dich den Winter durch mit mir zur Schule schicken, daß du was lernst, und es dir mit der Zeit beßer gehe; wolltest du wohl? — Ich schrie aus vollem Halse: Ja, ja! und war so grob vor lauter Freude, daß ich ihr um den Hals fiel, und sie küßte, als wär sie meine Schwester. Ich gieng darauf mit zu ihren Aeltern, und that da — weil ich so Leute zu sehen nicht gewohnt war — so albern, daß ich mich izt noch schäme. Es wäre kein Wunder gewesen, sie hätten mich brav ausgelacht und wieder fortgeschickt; aber — Herr! sie waren so freundlich und so gut, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre, und ich gehe nun traulicher mit ihnen um, als mit meinem Bauern und seinen Knechten.

Lindenberg. In der That, so edle Menschen giebt es wenig. Aber ich möchte sie sehen, Martin! Der Regen wird uns soviel nicht mehr schaden: auch ist es schon spät am Tage. Es ist ein seltnes Glück, gute Menschen zu sehen, und die Wonne des Menschenfreundes, sie zu kennen. Komm!

Hirt.

Hirt. Nu, wenn Sie mir nicht mehr halten, ſo muß ich wohl; wer könnt' es Ihnen abſchlagen: ich könnte Ihnen freylich noch eine Menge Sachen ſagen. —

Lindenberg. Wir wollen uns öfters ſprechen, guter Martin! aber heut verlange ich zu ſehr, ſie zu ſehen.

Hirt. Nu, es lohnt auch den Gang. Ich weiß gewiß, Sie gehen mehr als ein Paar Schuh durch, bis Sie das letzte mal da ſind. So ein gutes, herziges Mädchen, und ſo brave Leute muß es nicht geben, als dieſe ſind.

Lindenberg. Du reizeſt mein Verlangen immer mehr. — Kannſt du mir nicht vorläufig eine kleine Beſchreibung von ihr machen? Wie ſieht ſie denn aus?

Hirt. Wie ſie ausſieht? — Ja Herr! wer Ihnen das ſagen könnte! — Schön! Schön! — Nicht ſchön, wie des Michels Grete, und des Amtmanns Lischen, die die ſtolzeſten Dirnen im Dorfe ſind; es iſt ganz was anders. — Sie ſieht einen ſo himmliſch gut an, daß einem das Herz im Leibe vor Freude zittert, und ich kann's gar nie müde werden ſie anzuſehen. Ich kann Ihnen nicht

beßer rathen, als Sie bilden ſich ein, Sie ſähen die ſchönſte Heilige, und ich wette, ich hab's getroffen. — Und was ſie redet, iſt ſo ſanft, ſo ſchön, ſo gut gemeint — ſie ſchilt nicht, und iſt nicht aufſchnippiſch, wie andere, und da kann ſie einen ſo reden, als wenn ſie's aus'm Buch läſe, und was ſie ſagt, iſt wahr. Wenn wir ſo zwey bis drey Stunden beyſammenſitzen, und ich ihr zuhöre, ſo iſt mir's doch allzeit, als wenn wir erſt zuſammgekommen wären, und hätte ſie nur eine Viertelſtunde lang gehört und geſehen. Sie hat ihre Freude an mir; ich weiß aber nicht warum. Ich bin recht tölpelhaft, und habe ihr ſchon manchen dummen Streich geſpielt; aber nicht ein ſchlimmes Wort gab ſie mir. Sie ſagt mir oft die ſchönſten lehren vor; und ich ſperre Augen und Maul auf, um ſie nur recht zu verſtehen, und mir's zu merken, aber da hab ich manchmal den andern Tag ſchon wieder das Beſte vergeſſen — ich möchte mich oft ſelbſt vor'n Kopf ſchlagen — aber ſehen Sie, wenn Sie mich dann darum wieder fragt, und ich weine, und ihr's geſtehe, daß ich's nicht mehr weiß, iſt ſie ſo gut, und ſagt mir's wieder vor — ein-zwey-dreymal vor, — und das ſo freundlich, ſo gut,

als hätte ich meine Sache auf das Beſte gewußt.

Lindenberg. Kannſt du mir einige dieſer Lehren ſagen?

Hirt. O ja! Zum Beyſpiel, ſie traf mich itzt ſchon einigemal unter dem Haſelbuſche, wie ich Ihnen ſelbſt erzählt habe, ſchlafend an. Sie weckte mich nicht mit einem gähen Schrey, der mich etwa erſchreckt hätte, oder mit einem derben Schlage, ſondern erwartete ſtill mein Erwachen. Da ſtund ſie, wie ein Engel vor mir, ſo mild und feyerlich, und hatte ein gutes Abendbrod in der Schürze. Das reichte ſie mir, und dann frug ſie, ob ich ſanft geſchlafen hätte. Ich antwortete ihr ja, und ſagte, das wäre vormals, ehe ich ſie gekannt hätte, mein Beſtes auf Erden geweſen, und mache wirklich noch einen großen Theil meines Glückes aus. Gut, erwiederte ſie, der Schlaf iſt ſüß: aber wie ich dir ſchon oft geſagt habe, all dein Vergnügen, all dein Glück muß deinem Nächſten nicht nachtheilig werden. — Wenn du nun ſchlafeſt, ſind die Ziegen ohne Hirten, und jeder Schalk kann dir eine rauben, oder ſonſt einen böſen Streich ſpielen; da ſiehſt du wohl ein, was deine

Hut werth ist? Wachsamkeit ist die größte Tugend eines Hirten, ohne der der Hirt gar nichts taugt. Du mußt also diesem Vergnügen inskünftige entsagen, weil es deinem Nächsten schädlich ist, und dich in Ausübung deiner Pflichten hindert.

Ich fand, daß sie wohl recht haben könnte, und nahm mirs so kräftig vor, nie wieder zu schlafen, daß ich meinen Kopf daran gesetzt hätte, aber — da hab ichs schon oft übersehen. Wie erschreck ich aber dann nicht, wenn ich aufwache, und sie vor mir sehe — Ha! es läuft mir eiskalt über den ganzen Leib, nicht so fürchtete ich mir, wenn mein Herr, der Bauer mich sähe, bey dems nicht ohne einem Schoch Prügel ablaufen würde, aber ich fürchte mehr, das gute Mädchen durch meine Faulheit zu beleidigen, sie böse zu machen; und das würde mir viel weher thun, als Schläge und Autzanken.

Lindenberg. Guter Martin! ich dachte nicht, daß ein Mensch wie du, so glücklich seyn könnte. Aber nun bist du doch so ziemlich mit deinem Stande zufrieden?

Hirt. O ja ich bins — bins vom ganzen Herzen. Itzt mags wettern, mags regnen, hageln,

hageln, ſchneien, und Stock und Stein zuſammfrieren; ich habe Kleidung die Hülle und die Fülle, und darf im Winter nicht mehr im Geisſtalle ſchlafen, denn die Aeltern des guten Mädchens haben mir auch verſprochen, mich zu ihnen ins Haus zu nehmen, und da bekomm ich ein Bette und eine warme Stube. Izt möcht' ich wohl, daß es nur bald Winter wäre.

Lindenberg. Glücklicher Junge! mit ſo wenig glücklich! — ſo ganz Unſchuld, ſo ganz unverderbte Natur. Lindenberg! — Du wirſt nicht einmal mehr ſo glücklich, als ein Hüterjunge, denn du biſt ſchon außer ſeinem Kreiſe, fühlſt zuviel Bedürfniſſe, die dich umringen, und ihre Befriedigung — ach! ſie ſind ja zu des Menſchen Pein erdacht, dieſe Bedürfniſſe! —

Hirt. Hm! Was ſagten Sie izt?

Lindenberg. Du haſt es doch gehört?

Hirt. Gehört! Reden habe ich wohl gehört, aber was —

Lindenberg. Mehr Glück für dich, daß du dieſe Sprache noch nicht verſtehſt. O daß ich ſie auch nicht verſtünde!

Hirt.

Hirt. Iſt es denn böſe, wenn mans verſteht?

Lindenberg. Haſt du deinen Bauern ſich nie beklagen gehört, daß es ihm nicht wohl ergehe, haſt du ihn nie weinen geſehen, und wünſchen gehört, daß er doch auch ſo gut daran wäre, wie ſein reicherer Nachbar; ſo wohl leben könnte, wie ſeine Herrſchaft, oder ſo was dergleichen?

Hirt. Gar oft; und ich ſeh ihn doch ſelten zu Hauſe. Er iſt oft ſo toll, daß er alles unter ſich tretten möchte; auch hab' ich ihn wohl ein paarmal weinen geſehen; aber das geſchieht ſelten, und da muß es ihm ſchon recht zu Herzen gehen; denn wenn er ſonſt zornig iſt, ſo ſtampft und wüthet er, wie ein unbändiges Roß, und thut gar fürchterlich. — Einmal kann ich mich auch noch erinnern, daß ich mich mächtig über ihn wunderte, und da ſtund — das Maul angelweit offen — als ſähe ich groß Wunder. — An einem gar ſchönen Herbſttage brachte ich ihm ſein Abendbrod auf das Feld, wo er ackerte. Ich reichte es ihm ſo freundlich und gut, und ſagte dabey: Wohl bekomms euch, Bauer! aber er ſah es mit einem unmuthigen Blicke an,

lehnte

lehnte ſich auf den Pflug, und ſeufzte. Ueber eine Weile erhob er ſich wieder, ſah gen Himmel, und ſagte: Warum muß ich mich ſo am Pfluge quälen! — Der Henker möchte Bauer ſeyn! — Je dacht ich mir, haſt es doch von Jugend auf getrieben, wie ich das Hüten, und iſt dein einziges Thun, warum ſoll es dich denn verdrießen. Es wär ja gerade ſo närriſch, wenn ich deine Ziegen nicht mehr hüten wollte, ohne daß ich mir was beßers wüßte.

Lindenberg. Dein Bauer iſt alſo nicht ſo zufrieden, wie du, und hat doch mehr, als du haſt.

Hirt. Das dächt ich!

Lindenberg. Woher meinſt du nun, daß es kömmt?

Hirt. Das weiß ich nicht.

Lindenberg. Nun hör'! Mit dem, was du gegenwärtig haſt, biſt du geborgen, und weil du nicht mehr kennſt, ſo verlangſt du dir auch nicht mehr. Aber dein Bauer, der ſein Hausweſen, ſeine Leute zu beſorgen hat, mehr Dinge, die unſere Bequemlichkeit und Begierden fördern, kennt als du, und die Mittel nicht hat, ſich das zu verſchaffen, was

ihn

ihn zufrieden machen könnte, iſt alſo eben ſo unzufrieden, und beynahe eben ſo unglücklich, als du warſt, ehe du Kleidung und die Hoffnung hatteſt, daß es dir bald beßer gehen würde. Nun wirſt du wohl einſehen, daß Menſchen, die mehr Bedürfniſſe haben und kennen, als ſie befriedigen können, viel ſchlimmer daran ſind, als du, der du ſehr wenige haſt, und die befriedigt ſind, und über dieſe weiter keine mehr kennſt.

Hirt. Ich mein ſo — ich mein, ich wollts faſſen; aber recht verſteh ichs doch nicht.

Lindenberg. O käm doch nie die Zeit, wo du es nur zu deutlich wirſt einſehen lernen! Man wird dich in eine Schule ſchicken, wo man dir über dieß Kapitel manche Lektion leſen wird. Dinge, die in der Natur nicht einmal einen Namen haben, — Unweſen haben die Menſchen in der Geſellſchaft unentbehrlich gemacht, um deren Beſitz täglich tauſend Wünſche das Herz des eitlen Sterblichen füllen, dafür er ſeine Ruhe hingiebt, und wenn er ſie hat, unglücklicher iſt als zuvor, weil ihm ſeine Eitelkeit, ſeine Habſucht immer Wünſche übrig läßt, weil immer neue Bedürfniſſe ihn umringen, und neue Tändeleyen ſeine Begierde reizen.

Selbſt

Selbſt der Weiſe entgeht dieſem Elende nicht. Er muß ſich um Dinge bekümmern, die ſein Herz nicht wünſcht, die es verachtet, weil er nicht in der Geſellſchaft ſeyn kann, ohne nicht zugleich der Sklave der Konvention ſeyn zu müſſen. Er iſt an Verhältniſſe gebunden, von denen er ſich unmöglich loß reißen kann, ohne ſich, ſeine Familie, und alles, was ihm lieb und theuer iſt, unglücklich zu machen.

Unter dieſen Reden gieng Lindenberg eine ziemliche Strecke fort, und Martin ſah ihm von Zeit zu Zeit ins Geſicht, begaffte ihn vom Fuß bis zum Kopf, und konnte nicht klug werden, was er aus ihm machen ſollte.

Als ſie ſchon ziemlich nahe gekommen waren, erblickte Martin das Mädchen an der Hand ihrer ältern Schweſter geführt, und Martin ließ Lindenberg und Ziegen hinter ſich, und eilte auf ſie zu.

Seyen Sie, ſagte Martin zu dem Mädchen, dieſer Herr verlangt es recht ſehr Sie zu ſehen. Ich hab ihm erzählt, wie gut Sie ſind, und wie es zeither mit mir gegangen, und er hatte ſeine Freude daran. Mir ſcheint er ein recht guter lieber Herr zu ſeyn; Sie wer-

werden ihm doch näher kommen? und hiemit führte sie Martin den Weg, den ihnen Lindenberg selbst durch einen ihm unbekannten Trieb geleitet, entgegen kam. Lindenberg wurde nun durch einen Anblick überraſcht, auf den er ſich nicht gefaßt hatte. Er hatte ſich das gute, liebvolle Mädchen gedacht, von dem ihm der Hirtenjunge ſoviel Schönes erzählt hatte, das er in Gedanken ſchon geküßt und an ſein Herz gedrückt hatte, und nun mit innigſtem Verlangen der Freude entgegen eilte, es wirklich thun zu können, ihr unter tauſend Segnungen ſagen zu können, wie ſehr er ſich ſelbſt das Glück einer ſolchen Tochter wünſche, und mehr, was ſein Herz empfand, was ihm ſein edler Geiſt ſagte. — Aber alle dieſe Gedanken, alle die Empfindungen, die er, durch Martins Erzählung gerührt, in ſeinem Herzen ſammelte, verlöſchte ein einziger Anblick. Lindenberg ſtund unbeweglich und ſprachlos da, als er des guten Mädchens Schweſter, Roſinen, vor ſich ſtehen ſah.

Er ſtaunte ſie an, und verſchlung ſie mit ſeinen Blicken. Kaum riß ihn noch ſoviel Geiſtes Gegenwart aus ſeiner Seelenohnmacht, daß er ſein Thun bemerken konnte, und die Unſchicklichkeit ſeiner Lage einſah.

Er

Er wandte ſich dann zur Kleinen, ergriff ihre Hand, und ſagte ihr da, wiewohl mit vieler Mühe, daß ihm Martin durch ſeine Erzählung den unwiderſtehlichen Wunſch rege gemacht habe, ein ſo edles Mädchen, derer frühe Tugend ſchon für ihr ganzes Leben zu bürgen ſcheint, ſelbſt kennen zu lernen. Aber alles, was er ihr ſagte, war nicht mehr der Strom ſeiner Empfindungen, hatte Kraft und Feuer nicht mehr, es war nicht mehr der Enthuſiasmus, in den er ſonſt gerieth, von dem Bilde einer edlen Seele entzückt.

Mein Herr! unterbrach ihn endlich die Kleine mit vieler Beſcheidenheit, Martin mag wohl hier und da was übertrieben haben. Für die kleinen Gefälligkeiten, die ihm meine Aeltern erwieſen haben, liebt er ſie und uns alle über ſein Leben; er hat ein recht gutes Herz, und das reißt ihn gern zu Schmeicheleyen hin.

Lindenberg. Nein, meine Beſte! der gute Martin hat vielleicht zu wenig geſagt. Ihre Beſcheidenheit gab mir ſo eben einen neuen Beweis. —

Das Mädchen. Ich bitte, Sie thun mir zuviel — Ich habe oft gehört, man müſſe ſich ſein Lob nicht ins Geſicht ſagen laſſen, das

das wäre eitel; und ich finde es wirklich ſelbſt ſo. Wenn ich ja nicht ſchlimmer bin als andere, und wirklich einen Theil ihrer Lobſprüche verdiente, ſo bin ich alles wieder meiner guten, lieben Schweſter ſchuldig, die mich Gutes thun gelehrt hat, die mir ſagt, wenn ich fehle und böſe bin, und mir die Schönheit der Tugend zeigt.

Lindenberg wurde neuerdings und ſtärker als vorhin hingeriſſen.

Roſinen hatte der Schöpfer zum treflichſten Meiſterſtücke ſeiner Kunſt gebildet. In allen Theilen ihres Körpers herrſchte das vollkommenſte Ebenmaaß, überall ununterbrochenes Verhältniß. Alle Züge ihres Geſichtes waren mild, nicht tief gegraben, und verfloſſen ſanft in einander. Gang und Stellung gerade, voll edlen Anſtandes. Auf ihrem Geſichte thronte ſichtbar die Würde der edelſten, reinſten Tugend. Ihr Anſehen war feyerlich — majeſtätiſch, nicht ſtolz; das Erhabene mit einer unnachahmlichen Grazie gemiſcht. Ihr Auge ſprach — nicht kühn — nicht eitel frevelnd — — ſanft und freundlich. Mit Ehrfurcht mußte man ſich ihr nahen, und mit Verwunderung fand man Herablaſſung

und Zutrauen auf ihren Lippen ſchweben. In ihr lag das höchſte Studium weiblicher Schönheit; in ihrer Seele die höchſte Schönheit menſchlicher Tugend. Alle Beſchreibung von ihr kann nicht mehr, als einen unförmlichen Schattenriß von dem entwerfen, was Roſine wirklich war.

So ſah die Bildnerinn aus, die das Herz ihrer kleinen Schweſter bildete, und ſie zum beſten, edelſten Mädchen ſchuf, die einſt des würdigſten Jünglings werth würde. Lindenberg ſtund im Feuer, ſeine Adern ſchwollen, und das Herz bebte. Er ſammelte alle ſeine Geiſtes Kräfte, um in Faſſung zu bleiben, und mit männlichen Anſtande, mit Würde zu reden. Er ſprach; aber er fand nicht Worte genug für ſeine Begriffe. Seine Bildung bürgte für ſeinen Karakter, und machte ihn jederman anziehend und liebenswürdig. Roſine fand mehr in ihm, als ſie in andern Perſonen fand. Der Drang gleichgeſtimmter Seelen ſich feſter aneinander zu ketten brachte ſie immer näher an Lindenberg. Er erbat ſich von ihr die Freyheit, ihre Aeltern beſuchen zu dürfen, um auch ſie zu kennen, und dieſe Bitte wurde ihm von Roſinen mit innigſtem

nigstem Vergnügen, und so schnell gewährt, als sie seinem Munde entflog. Er hatte dadurch um ein großes bey ihr gewonnen, ohne daß sie sich selbst den Grund davon anzugeben wußte. Lindenberg hatte nun den Jungen, der unterdessen mit seinen Ziegen nach Hause gewandert war, und Rosinens Schwesterchen vergessen, als hätten sie nie das kleinste Gedankenplätzchen in seinem Herzen innegehabt, und war ganz Auge, ganz Ohr, ganz Geist für Rosinen, mit der sich allein auf dem Wege unterhielt. Sein Herz schloß sich immer enger an sie, und das — nur aus Achtung für ihre Verdienste, glaubte er. Er nannte es Hochschätzung, Verehrung, und noch etwas, das in seinem Herzen lag, und das er nicht nennen konnte, — nicht Liebe zu nennen wagte — und doch kam's ihr am nächsten.

Lindenberg wurde von Rosinens Aeltern auf das beste empfangen, und die Gelegenheit, die ihn in ihr Haus führte, gab ihm bey ihnen sehr viel Empfehlung. — Welche Aeltern schmeicheln sich nicht mit dem Lobe ihrer Kinder?

In der That, sagte Lindenberg, wenn Gott nie den Wünschen der Sterblichen ein

Ziel

Ziel geſetzt hat, ſo hat er's bey Ihnen gethan: Sie haben in ihren beyden Töchtern ſoviel — ſo unſchätzbar viel, daß Ihnen nichts mehr zu wünſchen übrig bleiben kann.

Vater. Viel noch, ſehr viel, mein Herr! meine Töchter machen mir viel Freude, das iſt wahr; aber auch der Sorgen viel.

Lindenberg. Ich begreife nicht, wie?

Vater. Sie ſind ein junger Herr, dem die Welt noch nicht viel zu ſchaffen gegeben hat; aber kommen Sie nur einſt in meine Lage — Die beſten Mädchen bleiben itziger Zeit ſitzen, wen ſie Schönheit, Verſtand, Tugend, alles, alles haben, — nur Geld nicht, und das iſt gerade bey meinen Töchtern auch der Hacken. Meine Umſtände waren immer ſo, daß ich knapp als ehrlicher Mann mit meinen Kindern durchkomme, und Schulden frey bin. Dabey werden die Zeiten immer ſchlechter, unſer einer alt und hinfällig. Ich müßte mein Kind gar nicht lieben, wenn ich nicht bey Zeiten ihr Glück zu machen ſuchte.

Lindenberg. Sie denken, wie ein zärtlicher Vater für ſeine Kinder bedacht ſeyn ſoll.

Vater.

Vater. Ist meine Schuldigkeit. — Das machte mir den Kopf oft ziemlich warm. Endlich hab ichs aber gefunden, und ich bins vom ganzen Herzen froh. Ich habe mich um eines Mannes Freundschaft beworben, der meinen Absichten ganz entspricht. Er ist reich, steht auf einem guten Posten, hat ansehnliche Freunde, und ist ein biederer, wackerer Mann. Der wird mein Schwiegersohn, und damit ist uns allen geholfen.

Lindenberg fuhrs wie eine Dolchspitze ins Herz, und ließ eine tiefe Wunde zurück; aber doch tröstete er sich damit, daß Rosine glücklich würde, für die er alles, Glück und Ruhe aufopfern wollte.

Er gieng mit Rosinen und ihrer Schwester in den Garten, den sie ihn zu besehen baten. Einige Gänge war Lindenberg durchspaziert, ohne daß nur ein Wörtchen seinen Lippen entrann. Er sah bald Rosinen mit einem beklommenen Blicke, bald die Erde und den Himmel an, und schwieg. Ungefühlt und unbelobt wandelte er die schönsten Blumenbeeten vorbey. Er war im Garten, und sah ihn nicht; ein Eden selbst hätte auf seine Sinne keinen Eindruck gemacht. Die Blumen,

die Rosinens Schwesterchen in einen niedlichen Straus gebunden hatte, und ihm anboth, wurden gleichgültig angenommen, und nicht einmal eines Blickes gewürdiget. Endlich brach Rosine das Stillschweigen. Herr von Lindenberg! sagte sie, es gefällt ihnen hier im Garten nicht.

Lindenberg. O ja, sehr wohl.

Rosine. Es scheint nicht. — Es wird ihnen vielleicht schon zu kalt? Oder Sie gehen nicht gerne spazieren?

Lindenberg. Recht gerne.

Rosine. Doch mißfällt ihnen hier was. Sie finden sehr wenig Vergnügen bey uns; auch ist der Tag heut gar nicht angenehm.

Lindenberg. Ich wünschte mir ihn selbst beßer. Das Wetter hat viel Einfluß auf den Menschen. An einem schönen Tage bin ich viel aufgeräumter, freyer, fühle mich leichter und empfänglicher der Genüsse, die uns die Schönheiten der blühenden Natur darbieten. Es wird ihnen manchmal auch so seyn?

Rosine. Sie haben Recht. Die düstere Wolke, die mir den Anblick der Sonne raubt, entzieht mir auch einen großen Theil von dem Vergnügen, das mir sonst das Anschauen der Werke Gottes verschaft.

O wir Menſchen haben ſo wenige Tage, wo wir ungeheuchelt ſagen können, daß uns wohl iſt. Hinderniſſe von innen und auſſen nehmen unſerm Geiſte und Körper die Theilnahme an den allgemeinen Freuden, die der Schöpfer dem geſammten Menſchengeſchlechte zugedacht hat.

Lindenberg. O ja, ja! Wenn ich ja manchmal ſagen konnte, ich bin glücklich, ſo wars nur das Glück von wenig Minuten. Beſte Roſine! Wenn Sie dieſe Erfahrung itzt ſchon gemacht haben — itzt — noch in den unſchuldigen Tagen der Wonne — ach! Ich wünſchte, daß Sie recht glücklich würden!

Roſine (Eine Thräne trat ihr ins Auge, und ein langes ſchwergezogenes Ach! aus dem beklommenen Herzen mußte erſt der Sprache wieder die Bahn öffnen.) Glücklich! —

Lindenberg. Wie? Sie weinen! — Ich dächte, Sie wären dem Glück auf dem Wege. Ihr Herr Vater ſagte —

Roſine. Ach! Sie wiſſen alſo —

Lindenberg. Daß Sie einem Manne die Hand geben, der ihr und der ganzen Familie Glück machen wird.

Roſine. Soll — O möchte er's! — Möchte er wenigſtens dem Wunſche meiner Aeltern entſprechen! — ich will — will gerne unglücklich ſeyn. — —

Häufige Thränen erſtickten die Rede; Lindenberg erſchrack, als fühlte er die Erde unter ſich beben, und bald — vom gleichen Schmerze ergriffen — ſtürzten auch ſeine Thränen über die glühend heiße Wange. Ha! Sie unglücklich! — rief er auf. Nein, Gott walte es! das ſollen Sie nicht. Gott freut ſich nicht der Leiden edler Seelen. Und wenn kein Glück auf Erden mehr übrig wäre für Sie, ſo wird Ihnen Gott ein neues ſchöpfen. —

Aber ſagen Sie mir, wie ſind Sie unglücklich? — Sie lieben ihn wohl nicht? — Oder liebten Sie ſchon vorhin einen andern? — O ich bitte Sie! vielleicht läßt ſich noch ein Mittel ausfindig machen.

Roſine. Ich weiß keines. Der Zeitpunkt iſt zu nahe, wo ich einem Manne — —

Lindenberg. Den Sie nicht lieben —

Roſine. Den ich nicht lieben kann. Ein rauher ungeſtümmer Polterer, Wittwer und Vater zweener ausgearteter, boshafter Jun-

gens, von denen ich mir die niedrigſten Begegnungen zu verſprechen habe.

Lindenberg. Wie! Und ihr Vater nennt das das Glück ſeiner Tochter machen! — Grauſamer Vater! —

Roſine. Sie irren, Herr! Er liebt mich wie ſein Augenlicht; er meint es gewiß von Herzen gut mit mir: aber eben dieſe Liebe, dieſe Zärtlichkeit wird nun für mich eine Quelle unzahlbarer Schmerzen. Er kennt die Welt, und weiß, daß man in der Welt eine ſchlechte Figur macht, wenn man nichts hat: nun denkt er das Glück ſeiner Tochter vollends gemacht zu haben, wenn er ſie an einen Mann hängt, der Geld, Karakter hat, und beynebens ein geltender Mann iſt.

Lindenberg. Aber eben weil er Sie liebt, weil er ihr Glück machen will, würde er ihren Vorſtellungen weichen müſſen, wenn Sie ihm ihr Inneres öffneten, wenn Sie ihm ſagten, daß die Bedürfniſſe der Liebe ganz anders ſind als die des Oekonoms, daß Liebe ihr Glück macht, und nicht Geld, und kurz, daß Sie mit dem Manne ihr Lebtag nie glücklich ſeyn werden, daß er ihre und ihres Vaters

Hoff-

Hoffnungen täuſchen wird, weil Sie ihn nicht lieben.

Roſine. Glauben Sie, ich dürfte einem Manne von Liebe vorſchwätzen, der ſo mechaniſch geheurathet hat, daß er bey meiner Mutter ihr ganzes Vermögen und alle ihre Umſtände gewußt hat, ihre Aeltern und Freunde gekannt hat, nur ſie ſelbſt nicht, und nicht eher ſie geſehen, als zween Tage vor der Hochzeit? — Würde ich ihm nicht eine ganz unverſtändliche Sprache reden, weil ſie ſeinem Herzen unbekannt iſt? Würde er mich nicht eine Thörinn, eine Modedocke ſchelten, und die Folge? —

Lindenberg. Wie aber, wen Sie den Mann durchaus nicht wollen, den Ihnen ihr Vater vorſchlägt?

Roſine. Muß ich nicht? — Iſts nicht der Wille meines Vaters, daß ich heurathe, — den heurathe? und muß ich nicht gehorchen?

Lindenberg. Ohne Ausnahme?

Roſine. (Sah ihm mit Würde ins Geſicht, und drückte ihm die Hand.) Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich mich durch was immer

immer für eine Entschuldigung derselben entziehen sollte. Meine Pflicht ist unbedingter Gehorsam, wo es das Wohl meiner Aeltern betrift — selbst Aufopferung des meinigen — nun wird aber mein Vater, meine Geschwisterte in glücklichere Umstände durch diese Heurath gesetzt.

Lindenberg. Nur Sie nicht.

Rosine. Ist es unmöglich? — Ich werde Gott bitten, daß er dieß Herz für den entflammt, in dessen Arme mich die Vorsehung wirft; es soll meine tägliche Beschäftigung seyn — ihn lieben zu lernen.

Lindenberg. Engels Seele! Ihre Tugend — (für sich) Ach! sie giebt mir den Tod.

Es war schon sehr spät am Abend, und Lindenberg kehrte voll des Bildes, das Rosine in seine Seele gedrückt hatte, in tiefesten Schmerz versenkt, den ihre hohe Tugend seinem Herzen eingrub, — nach Hause, und die Nacht war wie der Tag — schlaflos und traurig.

Immer schwebte Rosinens Bild vor Lindenbergs Seele, er schlummerte, träumte, und wachte wieder, bis das Morgenroth am Himmel war.

Da am frühen Morgen verließ er sein Lager, gieng hin auf Gottes freye Feld, und hörte der Morgensängerinn, der Lerche zu, wie sie trillerte, und sang und sich in die Lüfte empor hob.

Lindenberg fühlte unaussprechlich vieles in seinem Herzen — mit Thränen im Auge schlich er durchs weite Feld, bis er an einen wilden Rosenstrauch kam, da blieb er eine Weile lang stehen, athmete und seufzte wieder — du! fieng er endlich an! Wohlthäterinn der Menschen! gütige Natur! — du — bist die einzige meiner Freundinnen, du öffnest mir wohlthätig deine Arme, mit dir darf ich vertraut sprechen! o wie schön sind diese wilden Rosen, die Kinder deiner Liebe — wie geschäftig durch verschwenderische Gerüche uns Wonne und Freude zu geben!

Hier diesen gütigen Blumen will ich es anvertrauen, daß ich Rosinen liebe, daß ich Sie mehr als mein Leben liebe — heilig soll mir dieser Ort von dieser Stunde an seyn, und wenn Rosine ihre Täge in den Armen eines andern verlebt, so wird Lindenberg hier täglich die Gottheit bitten, um Glücke und Wonne über Rosinens Haupt, und bis der Winter diesen Strauch entblättert, wird vielleicht

auch

auch Lindenberg nicht mehr seyn — denn soll in künftigen Fruhejahr Rosine über diese Gegend gleiten, meinen Grabhügel sehen — und du am Rosenstrauch — der du meine Asche umschattest — und du sollst ihr auch werth seyn.

So schwärmte Lindenberg täglich, und die Heftigkeit seiner Leidenschaft raubte die Rosen von seinen jugendlichen Wangen, man sah die Schwermuth in seinem Auge, und seine verlöschende Gesundheit machte ihn der Blume ähnlich, die langsam dahinwelkt und stirbt.

Rosine war die erste, die um Lindenbergs Umstände besorgt war; das Mädchen liebte den Jüngling, und gleicher Gram verzehrte ihre zärtliche Seele.

Seit der lezten Unterredung sprachen sich, Karl und Rosine, sehr selten, sprachlos stunden sie da, wenn sie sich begegneten, sahen sich an, und weinten. Es war bald Niemand in der Gegend, der den tödteten Kummer nicht merkte, der die Liebende verzehrte, nur merkte ihn Rosinens Vater, der alte Blumeneck, und Junker Velten, ihr bestimmter Bräutigam nicht.

Rosinens Vater hatte zwar kein verdorbenes Herz, allein die heftigste Leidenschaft, die er von Jugend auf zu der Jagd hatte, machte ihn weniger empfindlich, als er es seiner Natur nach wirklich war; immer Jagen und Jagen schläferte sein Herz zum Gefühle sanfterer Triebe ein, und der beständige Umgang mit Pferden und Hunden raubte seinen Freunden und Kindern den Genuß eines geselligen Umganges. Auch hatte Blumeneck manche boshafte Streiche der Menschen empfunden, und bekümmerte sich daher wenig mehr um ihren Umgang.

Das Geschöpf, das er am meisten zu lieben schien, war Pandur, ein großer Budel. Pandur besaß viele Geschicklichkeit, war treu, und wachsam, und rettete seinen Herrn schon einmal vom Tode, denn Rosinens Vater stürzte in einen Bach, und würde ohnfehlbar ertrunken seyn, wenn nicht der Budel ihn aus dem Wasser gezogen hätte. Seit dieser Zeit war Pandur der einzige Freund des alten Blumeneck, und er sprach niemals ohne Herzenswärme von seinem Budel.

Blumeneck und Pandur jagten nun die meiste Jahrszeit tapfer herum. Es fügte sich

aber

aber unglücklicher Weise, daß Pandur ein großes wildes Schwein ausspürte. Das Schwein stemmte sich gegen den Hund, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. — Blumeneck sah den schrecklichen Kampf und Pandurs Verwundung, da er aber jenseits des Wassers war, konnte er seinen treuen Pandur nicht retten.

Trostlos kehrte der Jäger nach Hause, suchte noch dieselbe halbe Nacht durch mit seiner Tochter den verwundeten Hund auf, aber vergebens. —

Mittlerweile erholte sich der arme Pandur von seiner Verblutung wieder, richtete sich auf, und wollte mit wankenden Füßen seinem Herrn nach: allein der arme Hund war so entkräftet, daß er nicht weiter kommen konnte, als bis an Junker Veltens Schloß, wo er leider ohnmächtig hinsank. —

Junker Velten kannte zwar gleich den Hund seines zukünftigen Schwiegervaters; allein statt ihn zu willkommen, jagte er das arme Thier noch mit Prügel aus seinem Schloße, warf Steine hinter ihm nach, und wollte dieses Schinderaaß, wie er sich ausdrückte, nicht an seiner Schwelle krepiren lassen. Pandur

kroch

kroch auf allen Vieren aus dem Schloßhof, verſteckte ſich auf offenem Feld unter einem Nußſtrauch, und erwartete dort das End ſeines Lebens.

Es war ſchon Mitternacht vorüber, und Roſinens Vater ſuchte noch immer den treuen Hund — alter, treuer, lieber Pandur! ſchrie Roſine, und der Wiederhall wiederholte ihre Stimme, alter, lieber, treuer Pandur — aber Pandur war nicht zu finden.

Der Morgen grauete, und Blumeneck durchſtrich alle Gegenden, und machte ſich noch immer Hoffnung ſeinen Hund zu finden. Jeden, der ihm begegnete, fragte er um ſeinen Pudel, und erzählte ihm mit Thränen im Auge ſein Verhängniß.

Blumeneck kam auch zu Veltens, und klagte dem Junker ſeinen Verluſt; allein der Junker begegnete ihm mit harten Worten, nannte ihn einen alten Narren, und ſpottete ſeiner Thränen.

Blumeneck erfuhr auch durch einen Diener Junker Veltens Verfahren mit ſeinem ſterbenden Pudel, man erzählte ihm, wie er den verwundeten Hund mit Prügel aus dem Schloß gejagt, und mit Steinen verfolgt.

Bey

Bey dieser Nachricht war Blumeneck ausser sich. Um Himmels willen! schrie er auf, — Junker Velten konnte so meinem Hunde begegnen, meinem Pandur, der mir mein Leben rettete — abscheulicher Unmensch! — und dir sollte ich meine Tochter zum Weibe geben — geh, suche dir eine Bärinn zur Gattinn, oder eine Wölfinn zum Weibe, denn nur die werden mit deinem Herzen harmoniren.

Ein armes sterbendes Thier in der letzten Stunde seines Lebens so zu mißhandeln — einem Geschöpfe des Schöpfers in der Stunde des Todes seine Schmerzen zu vervielfältigen — dem treuesten Gesellschafter der Menschen! einem guten Pudel so zu begegnen — Barbar! zu welchen Grausamkeiten bist du nicht aufgelegt! und ich sollte dir meine Tochter geben? — Eine Schlange, die mein Haus vergiftet, mein Kind gebissen hätte — eine Schlange will ich dir zur Strafe zum Weibe geben, und diese wird mir noch Vorwürfe meiner Grausamkeit machen, so schrie der erbitterte Blumeneck, und eilte wie ein Rasender zu Rosinen zurück. —

O Geliebte meiner Seele! sagte er, verzeih deinem Vater — ach! wie hätte er dich unglück-

unglücklich gemacht, ich wollte dir den Junker Velten zum Manne geben, wollte eine Taube mit einem Geyer vermählen, ein Lämmlein mit einem Wolf. O verzeih Rosine! meine Absicht war nicht, dich unglücklich zu machen.

So sprach der Alte, und Thränen rollten häufig aus seinen Augen, als er Rosinen Veltens Betragen gegen seinem sterbenden Pandur erzählte. — Ach! Rosine, setzte er hinzu, ich will diese Geschichte malen lassen, es soll ein herrliches Gemälde werden — hier soll der Maler aufzeichnen, wie mich der Budel aus dem Wasser rettet, hier, wie ich Velten dankbar meinen Erretter aufführe, wie ich ihm, dem Junker, meine Tochter zum Weibe versprach, und dort will ich dem sterbenden Budel malen lassen, wie er winselnd Hilfe bey Junker Velten sucht, wie sein sterbendes Aug ihm sagt, habe Erbarmen mit mir, ich habe deinen Schwiegervater gerettet; denn soll Velten gemalt werden, wie er den armen Budel mißhandelt, wie er Steine nach ihn wirft, wie er ihn verstosset — — und wenn ein Jüngling um dich werben soll, Rosine! so will ich ihm dieß Gemälde zeigen — und kann er es kaltblütig ansehen, kann

er Veltens Bildung betrachten, ohne daß er dem Gemälde ins Gesicht spenet — so will ich ihn aus dem Hause jagen, denn er muß auch aus Veltens Geschlecht seyn, und nun liebe Rosine, will ich mir ein Sprichwort angewöhnen; so wie dieses, drückt keines das Gemälde einer schlechten Handlung aus. — Wenn je ein Bube die niedrigste der Thaten verübt hat, so will ich sagen, er handelte wie Junker Velten mit meinem Budel.

Rosine wandte alle Mühe an ihren Vater zu trösten, alles was Liebe und Zärtlichkeit nur immer sagen konnte, sagte auch die gute Rosine. Kaum war ihr Vater ein wenig beruhigt, kaum schloß ein sanfter Schlummer sein Aug, als sich Rosine zur Erde warf, und der Vorsicht dankte, die sie so gütig von Junker Velten befreyte.

Sanfte Hoffnungen stiegen in ihrer Seele auf, vielleicht dachte sie, ist er mir bestimmt, der Redliche! vielleicht wird Lindenberg mein Gatte werden, so sprach sie, und eine Thräne der Dankbarkeit gegen den Allgütigen zitterte in ihrem Auge

Mittlerweile als alles dieses vorgieng, schwärmte Lindenberg seiner Gewohnheit nach

bey manchen schönen Abend, bey mancher schönen Sternennacht in Feldern und Gebüschen herum, und dachte an das gute Mädchen Rosinen.

Den nämlichen Abend, als der redliche Pandur aus Junker Veltens Haus gejagt wurde, und sich unter den Nußstrauch flüchtete, saß Lindenberg unweit der Linde, wo er Rosinen zum erstenmale sah. Mit einem Herzen voll von Frömmigkeit und Tugend bethete er zu dem Ewigen, und machte die Gottheit zur Vertrauten seiner Liebe. — Du Vater der Menschen, bethete er, du weißt den innersten meiner Gedanken, du weißt meine Absicht, aus der ich Rosinen liebte, ihr Herz ist rein, ihre Seele gut; laß mich, wenn es, dir gefällt, an der Seite dieser Frommen, meine Tage verleben, dich Allvater verherrlichen — dich zu lieben soll das Geschäft unserer Liebe seyn.

So bethete Lindenberg, und wo ist der Liebhaber in unsern Zeiten, der mit ihm so bethet? Frömmigkeit und Tugend waren nur Handlungen der Vorwelt, heut zu Tage schämt man sich der Tugend, und ist stolz aufs Laster, Heiligkeit der Sitten ist selten mehr die

Zierde

Zierde des Jünglings, und Tugend nicht mehr der Brautschatz des Mädchens, Absicht, Geld sind die Beweggründe des Freyers; die meisten Heurathen sind Heurathen par Raison, Heurathen, an denen das Herz keinen Antheil hat. Lindenberg wußte leider dieses — allein er setzte sich in seiner Denkart um ein Jahrhundert zurück, und wollte sich ein Mädchen wählen, wie sie der alte Deutsche mit seinem Spitzhut und seinem Knebelbart und Bundschuhen gewählt hatte. Es ist besser, sagte er, den Sitten der Zeiten zu folgen, wo der Mann noch Mann war, wo ein Händedruck — Freundschaft und das Wort die Sache bestimmte, es ist besser, sagte er, diesen Sitten zu folgen, als denen Sitten der Zeiten, in denen die Tugend so wenig Werth hat.

So sagte sich Lindenberg, und gieng langsam durch den großen Hayn, bis am Nußstrauche, wo der sterbende Budel lag.

Da störte ihn das Gewinsel des leidenden Thieres in seinen Gedanken, er sah sich um, und sah den armen Budel im Blut liegen; Mitleid bemächtigte sich seiner Seele, er bückte sich unter dem Nußstrauch, zog sein Schnupftuch aus seiner Tasche, und verband

die

die Wunde des armen Pandurs, denn nahm er das wunde Thier auf seine Arme, und eilte mit selbem seiner Wohnung zu.

Der gute Mann ist auch gut gegen sein Vieh, sagt der vortrefliche Herr Abt in seinem Buche über die Güte des Herzens. Die Natur, fährt er fort, muß jedem gut organisirten Menschen für die Zuckungen eines sterbenden Thieres empfindlich machen, weil unser Nervensystem die Aehnlichkeit uns nur allzudeutlich darstellt.

Die gütige Natur hat bey dem Menschen die Saiten des Schmerzens in seiner Seele aufgezogen, und wenn eine solche Saite an einem andern Geschöpfe gerührt wird, so müssen nothwendig des Menschen eigene zittern. Weh uns, wenn wir dieses Gefühl ersticken! weh dem leidenden Menschen! —

Derjenige, der kaltblütig ein Thier martern kann, hat Grausamkeit in seiner Seele. — Die Natur äfft uns nicht, dieses Zeichen ist unbetrüglich — die Weichheit, welche wir von der Natur für das Leiden der Thiere haben, für ihre letzte Todeszückungun ist ein ächtes Gepräge eines empfindungsvollen Her-

zen. Weh der Menschheit von den Sterblichen, dem die Natur diese Anlage sparsamer mitgetheilet, oder den die Erziehung verhärtet hat! was kann der Unglückliche von einem Menschen hoffen, dem Todesröcheln Vergnügen, und Sterbensehen Wonne ist? — Der Mensch im Leiden kann ja auch nichts als winseln, sich krümmen, und stöhnen, wenn seine Seele im Jammer ist, und sein Leben in Qual; und kann sich je ein Geschöpf an das Gewinsel des leidenden Wesens gewöhnen, o so sollte dieses Wesen selbst aufhören Wesen zu seyn, um nicht Fluch über die Schöpfung zu bringen. —

Ach! schämt euch nicht, ihr Menschen! Erbarmen mit den leidenden Thieren zu haben, dieses edle Gefühl entehrt euch nicht. Der Gerechte, sagt die Schrift, nimmt sich auch des Lebens seines Viehes an: das Herz des Gottlosen aber ist ohne Erbarmung.

Ich rücke hier eine Geschichte ein, die so würdig auf diesen Stoff passet, daß ich wünschte, daß sie alle Menschen lesen möchten; sie ist aus den vermischten Abhandlungen und Erzählungen für Kinder *I.* Bändchen 1779 Göttingen entnommen.

Zu Abo (Obo) in Finnland, erzählt der Verfasser, ward im Jahre 1778 ein Hund überfahren, und kroch mit Mühe bis an die Thüre eines Lederhändlers, dessen fünfzehnjähriger Sohn dieses arme Thier zuerst mit Steinen warf, und denn mit einem vollen Topfe siedendes Wasser begoß. Glücklicher Weise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr, der am nächsten Tage seine Herrn Amtsbrüder, die bey seiner Erzählung schauerten, ohne Mühe bewog, den jungen Unmenschen vorzufodern, und gefangen zu setzen, wo nächst daß verdiente Strafurtheil an einem Markttage vor vielen Zuschauern vollzogen ward. Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn an den Schandpfahl, und verlas folgendes:

Weil du junger Unmensch, einem der Geschöpfe deines Schöpfers, in dessen Todesstunde, da es winselnd dich um Hilfe anflehete, nicht nur keinen Beystand geleistet, sondern gar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet, so soll dir nun dein verdienter Namen an die Brust geheftet, und du sollst denn mit fünfzig Geiselhieben gestrafet werden.

Auf dem schwarzen Blech, das ihm der Büttel an die Brust heftete, stunden in grossen weißen Buchstaben die Worte:

Blutdürstiger Unmensch!

Mit einer geflochten Dratpeitsche zählte ihm nun ein zweyter Büttel 25 Hiebe zu, wonächst wieder der erste folgendes verlas:

Hier, junger Unmensch! fühle nur etwas von dem Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in dessen Sterbestunde quältest, und wenn du einst in deiner Todesstunde Erbarmen von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher. Denn gab der zweyte Büttel ihm noch die rückständigen 25 Hiebe alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmen von seinen Richtern auf dem Rathhause zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit war eben zu rechter Zeit vollzogen, um häufigern Grausamkeiten gegen arme Thiere ein Ende zu machen. Denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebend junge Sperlinge anzunageln, und darnach mit Blasröhrchen zu schießen, und von nun an unterblieb dieses.

In

In allen Stunden des Unterrichtes haben die Knaben von Finnland noch nie so lebhaft die göttliche Wahrheit empfunden, wer Mitleid fühlet, dem wird Erbarmung widerfahren von dem, der sich aller erbarmet; und nie schienen sie gewußt zu haben, daß es ein Kennzeichen eines ächten Gottesverehrers ist, sich auch der Thiere zu erbarmen.

Nur in so weit als wir die Thiere zu unsrer Nahrung und Erhaltung nöthig haben, und in soweit als unsere Selbsterhaltung wider ihren schädlichen Anwachs ihre Verminderung fodert, ist es dem Menschen erlaubt, sie zu tödten: keineswegs räumt Gott und die Natur uns das Recht ein, sie zu quälen, zu peinigen, und aus Muthwillen zu zerstören.

Es bleibt immer abscheuliche Barbarey, einem Uhu die Augen auszubrennen, oder einen armen Habicht lebendig zu rupfen, mit einem Käfer eine Mühle zu machen, oder einer Mücke alle Füße auszureissen, und sie wieder fliegen zu lassen, eine Katze auf ein Brett zu nageln, und sie den Fluthen preis zu geben, oder aber einen armen Murner mit Blasen umzuhängen, und ihn über einen Thurm fliegen zu lassen. Diese Barbareyen

gegen die Thiere entehren die Menschheit, verwildern unsern Karakter, und machen uns zu Unmenschen.

Dergleichen grausame Unterhaltungen sind immer der Anfang zu größeren Grausamkeiten; erst martert ein loser Bube eine Mücke, denn einen Hund, endlich das Kind seines Nachbars, und letztlich, wenn er je im Staat eine Stelle bekömmt, so peinigt und martert er alle, die unter ihm stehen.

Allein die Empfindlichkeit, die der Mensch auch dem Thiere schuldig ist, muß nicht aus ihren Schranken tretten — das Gefühl zum Thier muß nicht das Gefühl zum Menschen ersticken. Es ist Ungerechtigkeit gegen die Menschheit, Hunde mit Hühnerfleisch zu füttern, so lang arme Mitmenschen vor unsern Thüren stehen, die nichts zu nagen haben. Es ist Ungerechtigkeit, ein armes Mädchen aus dem Dienste zu jagen, wenn sie unglücklicher Weise den Schooshund der gnädigen Frau auf die Pfotte getretten hat. Es ist Ungerechtigkeit die Bruderliebe zu vergessen, und Menschenliebe einem thörichten Thier aufzuopfern.

Unser

Unſer Lindenberg wußte dieſes alles; er liebte den Menſchen, und da er auch das Thier liebte, ſo verleitete ihn dieſe Liebe nicht, jene, die Pflichten der Menſchheit und der Religion zu vergeſſen.

Wir verließen unſern Lindenberg, als er den wunden Budel nach Hauſe trug. Mittlerweile, als wir hier moraliſirten, wandte Lindenberg ſchon alle Sorgfalt an, das kranke Thier wieder herzuſtellen. Eine wollene Decke war zu ſeiner Liegerſtatt zurecht gemacht, mit Wein und Eßig wurde Pandurs Wunde gewaſchen, und Lindenberg ſchonte keine Koſten den armen Pandur wieder herzuſtellen.

Du biſt der treue Freund eines Mannes, ſagte Lindenberg, der mir unausſprechlich theuer iſt, er iſt der Vater des Beſten der Mädchen! er iſt der Vater meiner Roſine, lieber Pandur! geneſe bald — denn will ich dich deinem Herrn wieder zurückbringen, und Herzenswonne ſoll ſeine Freude für mein Herz ſeyn. Der Budel ſah Lindenberg aufmerkſam ins Geſicht, und wedelte mit ſeinem Schweife, als hätte er jedes Wort verſtanden, das Lindenberg ſprach.

Es verflossen drey volle Wochen, und Blumeneck war noch immer untröstlich über den Verlurst seines Pandurs. — Ach! sagte er oft zu seiner Tochter, wenn das wilde Schwein meinen Pandur vollends aufgemezelt hätte, so wollte ich mich nicht betrüben, aber so — daß das arme Thier, weiß nicht wo, ohne Hilfe, ohne Unterstützung, verfolgt noch von dem schlimsten der Menschen, vielleicht auf die schmerzlichste Weise sein Leben beschlossen hat, das schmerzt mich, o armer Pandur! du hast mir mein Leben gerettet, ach! wie gern hätte ich dir deine Liebe erwiedrigt, wie gern alles angewendet, um auch dein Leben zu retten! ich hab dir ja für deine Treue nichts gegeben, armes Thier! die Natur gab dir deine Kleidung, die wenigen Knochen, die ich dir gab, waren sie Vergeltung für deine treue Dienste? — So klagte Blumeneck, und Rosine nahm Antheil an seinen Schmerzen.

Einsam verlebten sie seit der Zeit von Pandurs Verlurst ihre Tage, sie nahmen wenig Besuche an, auch Lindenberg kam schon eine geraume Zeit lang nicht mehr zu ihnen, Rosine dachte oft an ihn, allein bey der Traurigkeit ihres Vaters getraute sich das Mädchen nicht eine Erwähnung von ihm zu thun.

Es

Es war ein schöner Abend eines schwülen Tages, und Blumeneck wollte mit Rosinen das Angenehme des Sommerabends genießen. Arm in Arm wandelten sie die Fluren durch in tiefem Stillschweigen. Endlich fieng Rosine an:

Wollen Sie nicht, lieber Vater! den Weg diesem Dorfe zu nehmen, es ist dort eine schöne prächtige Linde, es ist kein Baum in der Gegend der Gottes Majestät so würdig verkündigt.

Blumeneck. Ich will wohl, liebe Tochter!

Rosine. Und dort, theurer Vater! werden wir auch den armen Ziegenhirten sehen; Sie versprachen ihm ja, daß sie ihn wollten zu sich nehmen? —

Blumeneck. Ja das versprach ich, und will's auch halten, und wenn der Bube gut thut, und treu ist, so will ich ihn so lieb gewinnen, als meinen Pandur. —

Rosine. Ach! das ist er gewiß. —

Blumeneck und Rosine näherten sich der Linde, und der Ziegenhirt trieb eben seine Ziegen zum Dorfe, er spielte auf einer Schalmey, und sang ein Lied.

Wir

Wir wollen, sagte Blumeneck, uns unter diesem Strauch verstecken, und da der Hirt die Ziegen vorüber treibt, so wollen wir ihm zuhören, was er wohl alles singt.

Rosine und ihr Vater waren bereits versteckt, und der Hirt zog mit seinen Ziegen vorüber, und sang dieß Lied:

Das Kleid, das ich am Leibe trage,
Ist von Rosinen eine Gabe,
Vergessen will ich's ewig nicht,
Wie göttlich dieses Mädchen spricht.
In ihrem Wort ist Geist und Kraft,
Märten! sprach sie, sey tugendhaft,
Und Gott, der wird dich nicht verlassen.
Ich konnte zwar nichts weiters fassen,
Was sie noch alles schönes sprach,
Doch folg ich ihrem Beyspiel nach,
Und liebe Gott, bin fromm und brav,
Und hüte fleißig Geis und Schaf.

Bey diesen Worten sprang Rosine und Blumeneck aus dem Gebüsche, und umarmten den kleinen Hirten. — Wer zum Geyer, sagte der alte Blumeneck, hat dich dieses Lied gelehrt?

Hirt.

Hirt. Das will ich Ihnen wohl sagen: das Lied hat mich der schöne, gute Herr gelehrt, der mich täglich besucht, und mir die Lehren wiederholte, die mir Jungfer Rosine gab.

Blumeneck. Wer ist denn dieser Herr?

Hirt. Es ist der Herr Lindenberg, kennen Sie ihn denn nicht, er war erst heute wieder da, und da mußte ich ihm Weegerich und und Schwarzwurzen graben, denn er hat zu Hause einen wunden Pudel, den er kuriren muß.

Blumeneck. (hastig) Einen wunden Pudel, sagst du, wie sieht er aus? hast du ihn gesehen?

Hirt. O ja, es ist ein großer, brauner Pudel, hat lange Ohren, und ist lockicht, wie meine Schafe.

Blumeneck. O Rosine! das ist Pandur, geh laß dich umarmen, Herzensmädchen! — Lindenberg — wie soll ich dich nennen, guter Mann! mein Pandur — mein Pandur — in so guten Händen — und Weegerich und Schwarzwurzen um den wunden Pandur zu heilen, geh Knabe — komm geschwind mit mir — du sollst auf beständig versorgt seyn

— zeig

— zeig mir, wo ist Lindenbergs Wohnung? aber hurtig — hurtig.

Hirt. Herr! ich muß ehvor meine Ziegen im Stall treiben, denn will ich gleich kommen.

Blumeneck. Der Geyer hole deine Ziegen! komm!

Hirt. Nein Herr! der Geyer soll meine Ziegen nicht holen, was würde wohl der Bauer von mir denken, wenn ich so liederlich wäre, und davon lief, und die Ziegen allein ließ, das wäre nicht recht gehandelt, nicht wahr, Jungfer Rosine?

Blumeneck. Hast recht, Herzensbube! — verdienst einen Kuß, treib deine Ziegen in Stall, und komm bald wieder. —

Rosine! wenn der Bube wahr spricht, und ich meinen Pandur wieder finde, und wenn der ehrliche Junge meinen Budel geheilet hat — so will ich — aber was sollte ich ihm wohl geben — sieh Mädchen! du weißt, ich habe dich lieb, und dürfte mir nicht sogleich einer um dich kommen, wenn aber Lindenberg dich liebte — beym Pandur und beym Budel — ich gäbe ihm meine Tochter, was sagst du? wäre er dir nicht lieber, als Junker Velten?

Rosine.

Rosine. Mein Vater!

Blumeneck. Ich seh es dir Mädchen an der Stirne an, daß du dem Jüngling nicht gram bist — du kannst nicht unglücklich mit ihm seyn, er hat ein gutes Herz, er liebt meinen Budel — nun Rosine! es kann nicht gefehlt seyn.

Rosine. Wir wollen sehen Vater! ob er unsere Achtung verdient, gut wäre es, wenn wir ihn unbemerkt belauschen könnten, denn es wäre ja möglich, daß der Budel unser Pandur nicht wäre, es könnte ein anderer Budel seyn.

Blumeneck. Du hast recht — aber die That ist immer edel, und wenn es auch ein anderer Budel ist, so will ich ihm, meines lieben Pandurs zum Andenken lohnen.

Der Ziegenhirt war nun da, und Rosine und Blumeneck folgten ihm nach bis zu Lindenbergs Behausung.

Still giengen sie über die Treppe, und Lindenbergs Zimmerthüre stand offen; Lindenberg war eben mit dem wunden Budel beschäftigt, er reinigte ihm seine Wunde, und tropfte ausgepreßten Kräutersaft in selbe.

Lieber

Lieber Hund! sagte er: du bist gerettet, deine Wunde ist bald geheilet, wie freue ich mich des Augenblickes, in dem ich dich deinem Herrn wieder gebe — gutes Thier! du verdienst alle meine Pflege — du hast den Vater meiner Rosine errettet, was wollte ich nicht alles thun für diesen Würdigen — lebe denn noch lang, guter Budel! mache ihm noch viele Freuden, und wenn Lindenberg auch Rosinen niemalen wieder sieht, so erinnere doch ihren Vater seines Freunds, des armen unglücklichen Lindenbergs. Hier fiel eine Thräne aus Lindenbergs Aug — und Pandur schleckte sie von seinen Wangen.

Ich kann nicht mehr, rief Blumeneck hastig auf, und stürzte mit Rosinen ins Zimmer, laß dich umarmen, edler Junge! sprach er, laß dich belohnen für deine That — da nimm meine Tochter.

Lindenberg war erstaunt, und Rosine sank auf den kranken Budel, treues Thier! sagte sie, du hast mir meinen Vater gerettet, und giebst mir nun den Liebsten der Sterblichen. — Lindenberg, dem man endlich das ganze Räthsel erklärte, konnte sich vor Freuden kaum fassen, sprachlos stund er da, und

Seufzer

Seufzer und Thränen waren die Ausdrücke seines Gefühles.

Nach drey Tagen war die Hochzeit, und Blumeneck pries diesen Tag, als den glücklichsten seines Lebens.

Lindenberg hatte alle erdenkliche Sorgfalt für seinen Schwiegervater, und alle Liebe für Rosinen. Der Geishirt ward gut erzogen, und reichlich versorgt; der Budel wieder gesund, und lebte noch lange Tage, und nagte noch viele Knochen an Lindenbergs Tische. Der Segen der Gottheit war über Lindenbergs Haus, und bestättigte die Wahrheit des Ausspruches der Weisheit:

Der Gerechte nimmt sich auch des Lebens des Viehes an; das Herz des Gottlosen aber ist ohne Erbarmung.

Herman.

Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft.

Tiefschweigend lag die Natur in nächtlicher Stille, dick in Wolken gehüllet war das

Firma-

Firmament, und in Rabengewand näherte sich die traurige Stunde der düsteren Mitternacht majestätisch und ernsthaft. Feyerlich zitterte die stumme Gegend, und heiliges Schrecken bebte an jedem Laube; das prausende Thal war mit Finsternissen bedeckt, und nächtliches Grauen schlug ihr dunkles Gezelt auf, um unumschränkt über die Halbkugel zu herrschen.

Tiefes Stillschweigen, wie die Stille des Todes, verbreitete sich umher, und außer der Eule klagendem Liede hörte der Sterbliche keine Stimme.

So in einer Nacht wandelte Herman durch unbekannte Wege: sein einziger Gefährte war sein Schwert, denn mit diesem bahnte er seinen wankenden Tritten den Fußsteig.

Ein halbverfallenes Schloß, das in den ältesten Zeiten manchem zur Bosheit und manchem zum Schutz gedienet hat, erhob sich in der Gegend, wo sich Herman verirrte. Unter dem Schutte stiegen bemooste Gewölber empor, wo in den dämmernden Stunden der traurige Nachtvogel sein Lager aufschlug, und sein ödes Wohnhaus erbauete. An den Gemäuren schlichen Eidexen und Krötten herum,

und

und fürchterlich ziſchten die Nattern auf den Wanderer. Epheu rauſchte an den zerfallenen Wänden, und ſchlang ſich hinauf auf hangende Thürme, die mit Gras bewachſen ſich über ſchwarze Felſen hinſtürzten. In dieſem fürchterlichen Orte, wohin ſelten der Pfad einen Sterblichen leitete — in dieſem Aufenthalte von wilden Beſtien, und giftigen Thieren, dem ſich kein Tyger zu nahen getrauete — da wandelte Herman in den Stunden der Mitternacht. Todtenſchedel und Knochen von ermordeten Menſchen hinderten die Schritte des Reiſenden, und noch in eiſernen Banden hangende Skelete breiteten Schauder über den fürchterlichen Ort aus. Die Furcht würde ihn getödtet haben, wenn nicht die gütige Nacht ſeinem ſchaudernden Blicke dieſe Schreckenbilder verhüllet hätte.

Hier war Herman — ermattet ſank der Held, der tapfer in Paläſtina focht, auf eine Felſenwand hin, und Entkräftung und Schlaf beraubten ihn ſeiner Sinne.

Schon grauete der Morgen, und Eulen und Fledermäuſe kehrten in ihre Höhlen zurück vor der aufgehenden Sonne. Mit gräßlichem Geklatſche flatterten ſie über Hermanns

Haupt, und weckten ihn mit rauschenden Flügeln aus seinem Schlummer.

Herman erwachte, und wie entsetzte sich sein erstauntes Aug, als er eine große Schlange vor sich sah, die ihm starr ins Gesicht blickte, und züngelte. Er suchte sein Schwert; es lag nahe an ihm, aber drey fürchterliche Nattern umflochten es, als ihre Beute, und machten es dem Helden strittig. Kalter Schweiß durchströmte seine Glieder, ängstig wandt er seine schüchternen Blicke um sich her, und von jeder Seite kam ihm Grauen und Entsetzen entgegen. Da sah er die grundlosen Höhen, die er durchwandelte, dort die drohenden Felsen, die ihre Risenkörper über seine Scheittel beugten, und mit den Wolken zu kämpfen schienen. Unsterbliche Gottheit! rief er auf, wo bin ich? Sind dieses die Vorhöfe der Hölle, oder die Wohnungen des Todes und des Verderbens? Ist es ein böses Gespenst, das mich in diese Gegend verführt hat? diese Todtenschedel, die um mich herumliegen, diese modernden Knochen meiner Brüder sind die fürchterlichen Zeugen, daß hier kein Sterblicher unbestraft diese Schwellen betrat. — Aber Herman! was zitterst du? — können

wohl

wohl dieſe Felſengewölber deine Stimme verſchließen, daß ſie ſich nicht bis zum Ewigen empor hebt, oder verbergen dich dieſe Marmorgebirge, und dringet der Blick des Allmächtigen nicht in dieſe Tiefe hinunter. Schwacher Sterblicher! faſſe Muth, das Aug der ewigen Vorſicht begleitet dich auf deinen Wegen — und was haſt du zu fürchten, wenn Gott mit dir iſt?

So ſprach Herman, und Muth floß in ſeinen Adern, er ſchleuderte mit ſeinem Fuß die Nattern von ſeinem Schwert, und erlegte die Schlange im muthigen Kampf, die ihm gräßlich entgegen ziſchte. Schaum und Blut floß umher aus der Wunde des erlegten Wurmes, und die Erde zitterte ſelbſt unter dem kühnen Fuß des Helden, und ſtaunte über ſeinen Muth.

Ermüdet vom Streit ſuchte ſich Herman eine Anhöhe, die die Sonne beſchien; da ſetzt er ſich hin, und gürtete ſein Schwert an ſeine Seite. Du treuer Gefährte meines Lebens rief er auf, du ſollſt deinen Herman nie wieder verlaſſen! durch dich ſanken die Feinde des Glaubens in Paläſtina — der Gottheit ſchuz heiligte deine Stärke — du mutheteſt

bisher wider die Feinde von Hermans Gott, vertheidige nun auch einmal den Helden, der für seinen Glauben focht, und den die Gottheit vielleicht noch zu höheren Thaten bestimmt hat, weil sie noch seines Blutes schonte, das Herman so gerne für sie vergossen hätte.

So sprach Herman, und sein feuriges Aug blickte majestätisch um sich, die Winde rauschten minder, der Schauer floh von den Felsen, und verkroch sich in die Wohnung der Finsternisse vor dem Anblick des Helden.

Herman hob sich endlich auf, als die Sonne am Mittag war, und suchte Erfrischung in der nahrungslosen Gegend. Mit Kühnheit kletterte er einen hohen Felsen an, und fand dort einige Haselstauden mit Nüssen bewachsen, von welchen er sich diesen Tag über nährte.

Nachdem er eine ziemliche Weile die Gegend durchrite, kam Herman z einer Quelle. Frisches Wasser sprudelte aus dem gutthätigen Felsen, und Labung für Hermans durstende Lippen.

Die Mittagsmahlzeit war vorüber, und nun beschäftigte sich Herman mit den Todtenknochen und Gerippen, die in dieser Gegend

umher

umher lagen. Es iſt vergebens, ſagte er, ich bin noch zu müde um eine Rückkehr aus dieſer Gegend zu ſuchen — ich will heute noch mein Nachtlager hier aufſchlagen, und dieſe Knochen beerdigen. Er gieng eine Weile umher, und unter einer Felſenwand fand er verſchiedene Rüſtungen! Helm, Harniſch und Schwerter, Pickel und Hauen und Schaufeln. Herman ergrif eine Haue und eine Schaufel, nahm dieſe Werkzeuge auf ſeine Schultern, ſtieg den Felſen wieder hinauf, und ſuchte ſich einen Ort um eine Grube zu graben.

Hier, fieng er an, will ich eine Ruheſtätte für euch machen, für euch, deren Gerippe hier fürchterlich herumſtehen, — ihr nahmt mich mit edler Gaſtfreyheit auf, es iſt billig, daß ich euch meine Dankbarkeit zeige. Ihr, wer ihr immer geweſen ſeyd — Helden oder Mörder, weil noch verwesliches Fleiſch eure Knochen deckte — ich will euch eine Grube bauen, und eure Gebeine ſollen in Ruhe modern. —

Herman fieng ſeine Arbeit an; vergebens bemühte er ſich zu graben, die harten Steine foderten die Pickel: er hauete, und ein dumpfer Ton erfüllte die ganze Gegend unter

ſeinen

seinen Streichen, so daß Herman leicht einsehen konnte, daß eine Höhlung im Felsen seyn müße. Er hauete öfters, als gähling mit entsetzlichem Geraſſel die Steine durchbrachen, und sich eine Oeffnung in eine grundlose Höhle zeigte — kaum legte sich der Staub, der wie Rauch aus der Caverne herausdämpfte, als eine düstere Stimme aus dem Abgrunde rief. —

Wer bist du, verwegner Sterblicher, der du dich erkühnest, meine Ruhe in diesen Klüften zu stören! entferne dich sogleich von dieser Gegend, und erwarte die gerechte Strafe deines Frevels! Hunger und Elend werden dich zum Gesellschafter der Todtengerippe machen, die du um dich her siehst. Frevler stirb, und fühle zehnmal den Tod, und das Elend des Sterblichen!

Herman zitterte bey dieser Stimme; seine Wangen entfärbten sich, und kalter Schweiß tropfte von seiner Stirne.

Es scheut der Natur an ungewöhnlichen Sachen, und die Liebe unsrer Selbsterhaltung macht oft den Helden zur Memme im Augenblick, wo körperliches Gefühl den Muth der Seele überwiegt. —

Es

Es giebt Sachen in der Natur, die unsere Erwartung übersteigen, und der, der ausserordentliche Dinge im ersten Augenblicke gleichgültig sehen kann, muß weder Menschengefühl noch eine Seele haben.

Die Furcht ist dem Menschen eigen, Ueberlegung und Vernunft schwächen erst ihren Eindruck, und erzeugen Muth und Tapferkeit. So gieng es unserm Herman auch, seine Seele faßte sich bald wieder. Du, wer du immer bist, schrie er, der du diese unterirdische Höhle bewohnest, du sollst mich durch deine Drohungen nicht hindern, das Werk, das ich unternommen, zu vollenden — ich will die Todtengerippe, die da herumstehen, beerdigen, und du sollst mein Vorhaben nicht stören, und wenn du mich selbst zum Todtengerippe zu verwandeln Macht hättest. —

Herman sammelte alle Todtenschedel, Knochen und Gerippe, die er finden konnte, zusammen, und warf sie in den Schoos der Mutter Erde. Es war schon spät am Abend, als Herman seine Todtengräberarbeit vollendet hatte, da wälzte er einen großen Stein für die Oeffnung, und sprach zu seinen Begrabenen: ruhet in Frieden!

Müde

Müde von seinem Tagwerk suchte Herman nun Ruhe; eine erhabene Gegend wählte er sich zu seiner Ruhestätte, damit ihn die Nacht über die Krötten und Nattern nicht beunruhigen konnten. — Etliche Nüsse waren die Gerüchte seiner Nachtmahlzeit, und eine hohle handvoll Wasser sein Getränke. —

Schon war sein Nachtlager von Moos bereitet, schon lag der Held gestreckt, und ruhete bis Mitternacht.

Diese fürchterliche Stunde trat mit Majestät auf die Erde. Gespenster mit Drachenflügeln und Rabenklauen wandelten in einsamen Wildnissen für den Furchtsamen umher, Irrwische verführten den Wanderer in sumpfigten Oertern, und mit Zauberspruchen stund schon der Teufelsbeschwörer auf dem Kreuzwege.

Der Baal öffnete sich schon auf dem Plocksberg, und unter Katzengeschrey und Hundesgeheul wurden schon die Hexentänze gefeyrt, und schwarze Kater mit feurigen Augen spielten schon bey diesem herrlichen Feste Uhukonzerte und Miaunaden.

In Wäldern erschallten die Jagdhörner, geblasen von verwunschenen Jägern, das

Nacht-

Nachtgejaid jauchzte im Thale, und lärmte mit wiehernden Pferden und Gebell gespenſteriſcher Hunde.

Couriers auf flüchtigen Geisböcken reiſeten durch die Lüfte, und eine ehrwürdige Cavalkade bedachter Damen mit fliegenden Haaren folgte ihnen nach auf Beſen und Gabeln.

In dieſer fürchterlichen Stunde erwachte Herman, und ein gäher Lärm ſchreckte ihn auf von ſeinem Schlummer.

Unerſchrocken und ohne Vorurtheil, wie er war, ſah er alle die Schreckenbilder nicht, die der Furchtſame ſieht, und die ihr Daſeyn in einer verwehnten Einbildung haben, er ſah unerſchrocken um ſich. Die Sterne funkelten am Himmel — aber wie ſank ſein Muth wieder — wie zitterte ſein Herz, als er in der Ferne eine ganz unnatürliche Geſtalt aus der Erde herausſteigen ſah, die ihm immer näher und näher kam; er ſah ſtarr nach dieſem Weſen, das ſich ihm näherte, und konnte ſich ſelbſt nicht erklären, ob es ein Menſch oder ein Thier ſeyn ſollte. Endlich wagte er es, zog ſein Schweert, und gieng dieſem Abentheuer entgegen; aber kaum vollendete er etliche Schritte, als eine übernatürliche Kälte

alle

alle seine Glieder durchfuhr — seine Haare sträubten sich empor, und Todesschweiß war an seiner Stirne; das Gespenst gleitete nah an ihm vorüber. Es war schrecklich anzusehen, Herman faßte sich aber doch — halte! — schrie er das Gespenst an, und wenn du aus der Hölle selbst bist; so sollst du halten. —

Wer bist du? Verwegner! antwortete das Gespenst mit einer Stimme, als tönte jedes Wort aus hohlem Erzte. Wer bist du? Verwegner! der du es wagst, ein Wesen anzureden, das mit euch Sterblichen keine Gemeinschaft mehr hat. Weißt du, daß ich durch einen einzigen Hauch deine Säfte in Eis verwandeln, oder durch Veränderung meiner Gestalt in eine weit schrecklichere dich aus Furcht über diese Abgründe stürzen könnte. —

Wer bist du? erwiederte Herman, ein sterbliches Wesen, oder ein Geist; so mußt du mit mir sprechen. Bist du aus der Hölle geschicket worden, so glaube nicht, daß ich vor deinen Drohungen erschrecke. —

Die Hand dessen, der jedes Geschöpf schützt, wird auch mich schützen, und sollte er zugeben, daß du meinem Körper schaden könntest, was willst du? schwacher Geist! meiner

unsterb.

unsterblichen Seele thun? bist du aber die Seele eines Abgeleibten, die vielleicht verdammt, zur Abbüssung ihrer irdischen Sünden, in diesen Wüsteneyen umher irren muß — so spreche! und kann Herman dir mit seinem Leben dienen, so fodere es von ihm, und lerne, daß der, der ein Freund der Menschen ist, auch Muth hat, ein Freund eines Geistes zu seyn. Rede! — das Gespenst blieb sprachlos stehen — sah Herman ins Gesicht, und seufzte. —

Armer Geist! fuhr Herman fort, du seufzest? meine Anrede muß dich gerührt haben, du bist unglücklich, und schon bist du meinem Herzen werth; rede, gieße deinen Kummer in meinen Busen, und können diese meine Aerme, deren Knochen noch mit Fleisch bedeckt, und in eine vermeßliche Hülle gewickelt sind, dich geistiges Wesen nicht an meinen Busen drücken, so will ich dich mit den Armen meiner Seele umfangen, kann Herman etwas zur Linderung deines Leidwesens beytragen; so rechne auf ihn, armer Geist! verschmähe die Freundschaft eines armen Sterblichen nicht!

Es schien, als wäre das Gespenst freundlicher. Folge mir, rief es, Herman! folge mir! Herman folgte auch dem Gespenst. Dieses führte ihn bis an die Spitz eines Felsen, da war eine große Oeffnung. Du hast mir deine Freundschaft anerboten, rief das Gespenst — wohl! du sollst mein Freund seyn, und mein Freund bleiben. — Hier schlang das Gespenst seinen eiskalten Arm um Hermans Nacken, riß ihn mit sich in die Oeffnung, und wie Pfeil eilten sie tief unter die Erde hinab, schier bis an die Vorhöfe der Hölle.

Hier! — doch ich will meinen Lesern noch nicht sagen, was dem kühnen Herman begegnet ist — Gutes oder Böses. — Er soll es uns selbst erzählen, wenn er aus seiner Höhle wieder herauskommt, und kommt er nicht mehr heraus; so wollen wir ihn bedauren, den edlen Ritter.

Drey ganze Tage waren bereits verflossen, binnen welchen Hermans Freunde vergebens ihren Gefährten suchten. — Das gräßliche Gewitter war vorüber, der Regen und der Hagel, der die Helden zerstreute, ließen nach. Allein alles Bemühen war vergebens, man wußte nicht, wo Herman war.

Rein-

Reinhold war einer der tapferſten Ritter, der ſelbſt an den heiligen Mauren von Jeruſalem focht, und an Hermans Seite manche Lanze brach, manche Wunde empfieng. Gemeinſchaftliche Unglücksfälle, gleichgeſtimmte Herzen ketteten dieſe jungen Männer an einander, und machten ſie zu unzertrennlichen Freunden.

Als die Sonne am Morgen aufgieng, und die Schatten der gräßlichen Nacht zerſtäubte, in welchen ſich Herman von Reinholds Seite getrennt hatte, ſaß Reinhold traurig auf einem Hügel, und Thränen rollten über ſeine braunen Wangen, und netzten ſein narbichtes Geſicht.

Ach! wären wir, rief er auf, an Jeruſalems Pollwerken geſunken, oder hätte der blinkende Stahl der Saracenen meine Scheitel geſpaltet, als ich noch an Hermans Seite focht! O wie glücklich wäre ich geweſen! aber was wird ſo Ludmilla ſagen, wenn Reinhold ohne Herman kömmt.

War nicht ſie es, das treflichſte der Mädchen, die mir bey unſerer Abreiſe ihren Bruder empfahl? War nicht ſie es? Die mir ſagte: Reinhold! bringe mir meinen Bruder wie-

wieder, oder zähle nicht mehr auf Ludmillens Liebe. —

Ja, so sprach sie — mir däucht noch, daß ich ihre Stimme höre. Ludmilla! ja, du sollst deinen Bruder wieder sehen, oder wenn Herman nicht mehr ist; so wird auch Reinhold nicht mehr leben. —

So sprach Hermans Freund, nahm seine Lanze, und seinen Helm, setzte sich auf sein Pferd, und rannte tief in die Wildniß hinein.

Als Reinhold in die Tiefe des Waldes kam, hinderten ihn die dicht verwachsenen Wege mit seinem Pferde fort zu kommen. Er stieg ab, band den Gaul an einen Baum, und wollte weiters seinen Herman aufsuchen. Allein, unversehens wurde Reinhold von einer Menge Räuber umrungen. Reinhold zog sein Schwert; aber seine Vertheidigung war zu schwach, er war übermannt, und überwunden. Schon führten die Räuber den armen Reinhold gebunden in ihre Höhle, und schlossen Rath, ob sie ihn leben lassen, oder tödten sollten.

Schon war das Todesurtheil über Reinhold gesprochen, als einer aus den Räubern seine Stimme erhob, und so zu seinen Brüdern anfieng:

Wie!

Wie! schämt ihr euch nicht, ihr Männer! die ihr bisher euren Ruhm in eurem Arme, und eure Größe in eurer Stärke gesuchet habt! wie! schämt ihr euch nicht, einen Wehrlosen, der in unserer Gewalt ist, zum Tode zu bestimmen? — Pfuy! ich würde es mir zur Schande rechnen, unter eurer Rotte zu seyn, wenn ihr Memmenthaten auszuüben im Stande wäret. Ein feiger Bube tödtet den Entwaffneten; der Mann mit Muth vergießet nur das Blut des Kämpfenden, und weiß des Ueberwundenen zu schonen. — Habt ihr nicht gesehen, wie muthig der Jüngling focht, und sind nicht eure Wunden, die noch bluten, die Zeugen seiner Tapferkeit? und ihr, ihr wollt ihn nun tödten? — Pfuy! schämt euch! — Feige Ponzen, die den Götzen opfern, führen wehrlose Schlachtopfer zum Altare. Der Held zückt seinen Stahl nicht gegen den Gefesselten, sondern gegen den, der noch gleiche Kräften mit ihm hat. Auf Muth und Stärke gründet sich das Heil unsrer Rotte, und Muth und Stärke fodern auch unsere Achtung, wenn sie selbst im Herzen des Feindes thronen. — So sprach der Räuber, und runzelte seine Stirne, daß sie einer verwilderten Eiche gleich war; und seine Löwenstim-

me

me gab ſeinen Worten den Nachdruck, den ſie verdienten.

Stillſchweigen herrſchte in der ganzen Verſammlung, bis endlich der Redner nach einer ziemlichen Pauſe wieder anfieng:

Ihr ſchweigt, und eure Herzen fühlen die Ueberzeugung der Wahrheit. Trette alſo näher zu mir, junger Held, und empfange deine Freyheit; ehe du aber dieſen Ort verlaſſeſt, ſo gehe hin bis am Felſen, wo ein großer Tannenbaum ſteht, und ſich der Weg ſcheidet, dort wirſt du einen erſchlagenen antreffen. Dieſen entkleide, beerdige ſeinen Körper, und bringe uns ſeine Kleider hieher. Dieß begehr ich von dir, das du thun ſollſt, ehe du uns verläſſeſt, und hierüber ſollſt du mir dein Wort geben, und meinen Auftrag zu erfüllen, mir zu ſchwören bey deinem Schwerte.

Das will ich, erwiederte Reinhold, und ſchwur bey ſeinem Schwerte. Denn gaben ihm die Räuber ſeinen Helm, ſeine Rüſtung, ſeinen Harniſch zurück, und behielten nur das, was ihnen einigen Werth zu haben ſchien.

Reinhold war frey, und ſchon entfernte er ſich von der Räuberhöhle.

Den

T: 246

Zur Geschichte II. 15. Seite 225.

Unseliger! du tödest deine Gattin und dein Kind.

Dem Unendlichen ſey Dank! rief er auf, die Gefahr iſt überſtanden, ich bin wieder in Freyheit. Doch wie! — ich bin noch nicht frey, ich muß erſt mein Wort halten, das ich gab; ich muß den Erſchlagenen auskleiden. Freylich, wer könnte mich hiezu verbinden, wenn ich nicht wollte! Der Feige würde tauſend Entſchuldigungen finden; aber das Wort des Mannes bleibt Wort; und wenn es auch mein Leben koſten ſollte — ich muß es halten.

Reinhold gieng dem Orte zu, den ihm der Räuber beſchrieben hatte, und als er an die große Tanne kam; ſah er den Entſeelten beym Mondenlicht liegen. Reinhold trat näher, ſah ihm ins Geſicht, und fand, daß der Erſchlagene ein Edler, junger Ritter war. Wer magſt du ſeyn, fieng Reinhold an, oder weſſen Seele belebte die ſchöne Hülle, die wie eine Roſe da liegt. die ein loſer Bube in ihrer ſchönſten Blüte dem Gärtner entwendet hat? Armer Jüngling! — vielleicht bethet in dieſer nämlichen Stunde, in der ich n n vor dir ſtehe, deine arme Mutter zum Himmel für dein Wohlſeyn, oder vielleicht führet ein gutthätiger Traum dein Schattenbild in

die Arme deiner Geliebten, in der Stunde, in der deine Seele den Körper verließ. Armer Knabe! — was führte dich wohl hieher in dieſe abſcheuliche Wildniß? War es Freundſchaft oder Liebe, die deine Schritte leitete? — Du biſt nun nicht mehr —, du haſt die Drangſalen dieſes Lebens überſtanden — wohl dir — aber hier, hier ſollſt du bey meiner Seele nicht liegen bleiben. Dein edler Körper ſoll nicht der wilden Thiere Beute, und die Fütterung des Raubvogels ſeyn. Auch nackend, wie einen Bettler, will ich dich nicht begraben. Ach! warum gab ich mein Wort, dich deines Kleides zu berauben, und es den Räubern zu bringen? — Ich will hingehen, will ihnen das meinige laſſen, will eine Ziegenhaut um meine Lenden binden, um mich der Unthat nicht ſchuldig zu machen, daß ich einem Entleibten noch ſeine Kleidung entzogen habe. O mich Unbeſonnenen! — hätte ich die Abſcheulichkeit dieſer That nicht gleich einſehen, nicht gleich fühlen ſollen, da mein Herz nicht fähig iſt, ſie auszuüben?

Reinhold nahm den Körper, legte ihn ins Mondenlicht auf einen Raſen, ſah ihn nochmalen an, und fühlte, ob er keine Spuren

des

des Lebens mehr an dem Unglücklichen fände. Es däucht mir, rief Reinhold auf, es däuche mir, es iſt noch Leben in dir! — du athmeſt! — ja — du biſt nicht todt, du lebſt noch: — erwache! — Als Reinhold ſo ſprach, öffnete der Unglückliche ſeine Augen. Wo bin ich, fieng er an? — Biſt du auch einer der Räuber, die mich ſchlugen? — Faſſe dich, erwiederte Reinhold, ich bin dein Freund, bey meiner Seele! — ſo lang ich noch lebe, ſoll dir kein Leid mehr widerfahren.

O biſt du es! fuhr der Verwundete fort, der mich aus den Armen des Todes wieder zum Leben rufet: — Ach, warum, Grauſamer! erweckeſt du mich wieder? — mein Leben iſt mir Quaal: denn der, den ich liebe, iſt nicht mehr. —

Reinhold. Murre nicht über die Vorſicht des Ewigen! Er wachet für das Wohl des Sterblichen. — Auch ich ſuche einen Freund, den ich verloren: auch ich möchte ohne ihn nicht mehr leben; aber ich hoffe — ich hoffe noch immer. O Herman! —

Der Verwundete. Herman! — Kennſt du Herman, den Ritter, der nach Paläſtina zum heiligen Krieg zog? —

Reinhold. Ob ich ihn kenne? — ich, des sein Ich, und er das meine iſt! —

Der Verwundete. Wie nennſt du dich? — Sprich. —

Reinhold. Ich bin Reinhold. —

Der Verwundete. Ach Reinhold! — hier ſank der Verwundete in Ohnmacht; nach einer Weile erholte er ſich wieder. Du biſt Reinhold, ſagte er, du — du lebſt noch, biſt noch Hermans Freund, und kenneſt ſeine Schweſter nicht mehr? —

Reinhold. Wie, du biſt Ludmilla! — Geliebte meiner Seele, laß dich umarmen! — Du biſt Ludmilla — du, für die ich noch immer lebe — und bin — du, Ludmilla! — Aber, was ſoll dieſe Rüſtung?

Ludmilla. Sie iſt das Zeichen der Stärke der Liebe. Ich erfuhr durch ein falſches Gerücht, daß du an Jeruſalems Mauren ſankeſt; wollte dich aufſuchen, dich finden, oder mit dir ſterben. Aber, wo iſt Herman?

Reinhold. Du wirſt ihn ſehen. O Ludmilla! — ſo glücklich iſt heut dein Reinhold, und zugleich ſo unglücklich. Was iſt hier in die-

dieſem öden Orte zu thun? ich habe weder Oel noch Wein, um deine Wunden zu heilen. Es bleibt mir kein Mittel übrig, dich, Beſte meiner Seele! zu retten, als daß ich zu den Räubern zurückkehre, bey denen ich war, und ſie um Menſchlichkeit anflehe: ſie werden dich aufnehmen, und ich werde bey dir bleiben, bis du wieder geſund biſt.

Ludmilla. Thu dieſes nicht, Reinhold! du wagſt dein koſtbares Leben für Ludmillen.

Reinhold. Wenn ich es wagte; wollt' ich nicht tauſend Leben für Ludmillens Erhaltung geben? — aber ich müßte es auch ohne dir thun: denn ich gab den Räubern mein Wort, wieder zurück zu kehren, ich ſchwur bey meinem Schwerte.

Ludmilla. So erfülle deinen Schwur vor. Wäre es Liebe, wär es Freundſchaft, ich könnte dir Vorſtellungen machen; nun iſt es Pflicht, und ich würde deiner nicht werth ſeyn, wenn ich dich von Erfüllung des gegebenen Wortes abhalten könnte. Geh, Reinhold! und komme bald wieder zurück. —

Hier drückte Reinhold ſeine Ludmilla nochmal an ſein Herz, und muthig, wie ein jun-

junger Löwe, kehrte er in die Räuberhöhle zurück. —

Ihr! fieng er an, ihr! die ihr wie Raubthiere, abgesondert von allen Menschen, in dieser Einöde lebet, eine Höhle bewohnet! die niemal das Licht der Sonne erwärmt, ihr, die ihr eure Herzen abgehärtet, wie die Felsensteine, die sich über eure Scheittel gewölbt, höret die Stimme eines jungen Ritters: und wenn eine einzige eurer Nerven noch zu dem Eindrucke eines Gefühles empfänglich ist, wenn noch Mitleiden und Theilnahme in eure Seelen dringen kann; so höret mich an, und gewähret mir meine Bitte. —

Ich gab euch mein Wort, den Erschlagenen auszukleiden, seine Kleidung euch zu überbringen, und seinen Körper zu beerdigen. Ich wollte thun, was ich euch gelobte: ich suchte, und fand den Körper des vermeintlichen Erschlagenen; allein, er war nicht todt, wie ihr vermuthetet, er lebte, und nennt sich Ludmilla. Ein Mädchen mit edler Seele und Muth — und meine Verlobte — war unter der Rüstung des jungen Ritters verstellt, den ihr beraubet habt: ihre Wunden sind gefährlich, und ihr Tod wird gewiß, wenn ihr unerbitt-

lich

lich seyn sollet, sie in eure Höhle aufzunehmen, und Oel und Wein in ihre Wunden zu gießen. Erstaunet nicht über mein Begehren, ich denke euch noch Menschlichkeit zu; sind eure Herzen gleich verhärtet wie ein Marmor, der Jahrhunderten den Jahreszeiten trotzte: so hab ich doch noch Hoffnung, daß eure verwilderte Seelen noch empfänglich des Meisels seyn werden, mit dem das menschliche Elend auch in die härtesten Herzen manchen Zug des Gefühles gegraben hat. Solltet ihr mir aber diese meine Bitte versagen; so wisset, daß mein Leben an Ludmillens Leben hange, und daß ich alles wagen werde, um eure Grausamkeit zu rächen. Dieses Schwert wird mir Genugthuung verschaffen; und wenn ich auch unterliege, und wenn ich auch hinsinke zur Grube, so soll mein Sturz doch auch einige von euch Ungeheuern ins Verderben reißen, und die Beleidigung rächen, die ihr der Menschheit zugefüget.

So sprach Reinhold; zog sein Schwert — und erwartete die Antwort der Räuberrotte.

Alle erstaunten über die Unerschrockenheit des Jünglings; Erbarmen und Mitleiden rührte ihre Seelen, und sie gewährten dem Ritter

Ritter seine Bitte. Da warf Reinhold sein Schwert weg, und umarmte die Räuber. Nun hab ich des Schwertes nicht mehr unter euch nöthig, rief er auf: denn eure gastfreye Handlung macht euch zu meinen Freunden. —

Die Räuber begleiteten den guten Reinhold bis an den Tannenbaum, wo Ludmilla lag, und wollten die Verwundete zur Verpflegung in ihre Höhle zurücktragen.

Wie war aber Reinhold erstaunt, als er Ludmillen nicht mehr sah. Vergebens durchsuchte er die Wildniß; vergebens rief er, Ludmilla! — Ludmilla war nicht mehr da.

Entsetzen durchdrang Reinholds Herz, als er im Sande die Spuren einer Löwinn fand, und ohnmächtig sank er hin, als ihm einer der Räuber, ein Stück des Kleides überbrachte, das Ludmilla trug, und das blutig und zerfetzet war.

Sie ist hin, schrie er auf, die Geliebte meines Herzens! sie ward zur Beute der grausamen Löwinn. Aber unsterbliche Gottheit! Reinhold wird ohne Ludmilla nicht leben; ich will alle die Raubthiere, die diese Wüsteneyen bewohnen, in ihren Höhlen aufsuchen, und

mein

mein Arm soll mit Löwenknochen und Tiegergerippen diese Einöde übersäen, und Ludmillens Mord an diesen Bestien rächen.

So wüthete Reinhold; vergebens suchten ihn die Räuber zu trösten. Wie ein Rasender eilte er einer Löwenhöhle zu, und so sehr ihn die Räuber von seinem Unternehmen abzuhalten sich bemüheten: so war doch alles vergebens. Mit zerstreuten Haaren und blinkendem Schwerte, drang er tief in die unterirdische Höhle. Ein entsetzliches Löwengebrüll und eine heulende Stimme erklärte den Räubern bald die Zuverläßigkeit von Reinholds Untergang; sie beweinten den Jüngling, und nahmen sich vor, sein Andenken zu feyern.

Durch Felsen und Gebüsche, die diese fürchterliche Wüsteney umzingelten, führte ein unbekannter Weg zu einem Einsiedler. Dieser lebte schon seit vielen Jahren abgesondert von allen Menschen in dieser Einöde, und nährte sich mit Wurzel und Kräutern. Die wunderliche Lage der Natur verbarg dem Sterblichen den Zugang zu seiner Wohnung, und schützte diesen Mann wider die ungerechte Verfolgungen der Menschen.

Große

Große Fichtenbäume verbreiteten ihr dunkles Grün über seine Hütte, und eine große Linde umschattete das niedrige Dach, das aus Baumrinden gezimmert war.

Zween Vogelbeerbäume standen an dem Eintritt, und Haselstauden umgränzten den kleinen Garten, der die Nahrung seinem Innhaber gab. Unweit davon rauschte ein Bach von einem Felsen, stürzte sich brausend über Steine hinab, und verlor sich in einem blühenden Thale in schlängelnden Bächen. Seitwärts wölbten sich verschiedene Gesträuche zum angenehmen Gang, und Amseln und Drosseln bauten in selben ihre Nester.

Gegen Mittag stand eine majestätische Eiche; auf selber ruhete der Jochgeyer oft aus, wenn er ermüdet von seiner Beute zurückkam, und der Steinadler besah oft von ihren Anhöhen mit seinen durchdringendem Blicke die herumliegenden Thäler.

Gegen Abend ragte aus der Mitte von schwarzen Tannengebüschen eine dürre Eiche empor, und Raubvögel und Raben saßen oft auf den blätterlosen Wipfeln, und schrien ihr Lauhes Gesang in die melankolische Gegend hinab.

Gegen

Gegen Aufgang der Sonne war ein wildes Rosengesträuch, das am Morgen mit Thautropfen behangen, wie geziert mit Diamanten schimmerte; unweit von diesem Gesträuche stund ein Altar auf Felsensteinen gebauet, und am Morgen dampften Wachholdergesträuche in majestätischen Rauche auf, und verbreiteten weit umher ihre Gerüche.

Gegen Untergang war unter wilden Jasminen ein Rasen gethürmt, auf dem der Einsiedler oft saß, und die letzten Strahlen der Sonne empfieng, und das Abendroth bewunderte, das die einschlummernde Gegend mit Karmin malte; da, von dieser Anhöhe blickte er oft in die Entfernung hin auf die offene See, wo das Herwälzen der schaumichten Berge von Wasser, das unaufhörliche Rauschen und Schlagen der tausendmal tausend Wellen die Majestät der Gottheit verkündigten. Da sah er den Wallfisch, wie er sich im brausenden Meere umkehrte, und wie Ströme vom Wasser von seinem Rachen aufstiegen, und sich wie Säulen vom Crystalle im Scheine der Sonne spiegelten.

Zwanzig volle Jahre lebte der Einsiedler in dieser Gegend, und weihte die Stunden

seiner

ſeiner Tage den Betrachtungen und dem Gebethe: oft ſaß er ſchwermüthig da; ſtützte ſein graues Haupt auf ſeine Hand, und dachte über die Bosheit der Menſchen nach. — Glücklich bin ich! rief er oft auf, der ich wie ein Verſtorbener für den lebenden Schwarm der Menſchen bin; meine Gegend ſchließt mich ein wie das Grab, und in allen Welttheilen bin ich vergeſſen, wie ein Menſch, der in die Erde verſcharret iſt. Allein, dieſe Einſamkeit führte mich in den Tempel der Weisheit, und zeigte mir die Wahrheit in ihrem Lichte, die in der Welt weit umher Schatten und Finſterniſſe umhüllen. — Was iſt der Menſch? Erſchaffen zu unendlichen Dingen, an Fähigkeiten gleich einem Engel, und oftmals wieder durch ſeine Handlungen niedrig wie ein Wurm, und böſe wie eine Schlange. — Seine Seele ſchwingt ſich wie der Adler zu der Sonne, und ſein Herz ſenkt ſich in die tiefſte Pfütze abſcheulicher Leidenſchaften. Der Keim ſeines Glückes liegt in ſeinem Herzen, und Bosheit reiſſet die Wurzel der Tugend aus der Seele, und pflanzete vergiftete Geſträuche des Laſters in die leere Stelle.

Schwach,

Schwach, wie ein Moosrohr, das dem Hauche der Winde weichet, iſt der Menſch, und wie ein Schatten und Luſtgeſicht verſchwindet die eingebildete Größe der Sterblichen.

Ungewiß ſeines Lebens, ſchwebt der Menſch jede Stunde am Rande der Grube; und er, der Sklav einer Minute, entwirft Plane der Ewigkeit!

Sterblich, wie ſeine Brüder, ſucht der Held täglich neue Eroberungen; unter ſeinem Schwerte ſinken ſterbende Menſchen, und erkaufen mit ihrem Blute größere Umkreiſe der Erde für den, den einige Schaufel voll Koth in einem ſpannenlangen Umraume decken werden.

Dieſes Weſen, das ſich Menſch nennet, ein Sklav der Luſt, ein Opfer eines giftigen Inſekts, mehrern Gebrechlichkeiten unterworfen, und mehrer Krankheiten Raub, als meine Sinne im Stande ſind, Fibern im Nervenbau eines Polypen zu denken; — gebrechlich, wie ein Glas, und ſchwach, wie eine Saifenblaſe, die den Strohhalm des Knaben verläßt, in die Luft ſteiget, und zerplatzet; vorübergehend, wie die Zeit; verſchwindend, wie ein Blig am kühlen Sommerabend; nichtig, wie die Pflanze im Moos; unbedeutend,

tend, wie der Staub, den eine Mücke von ihren Flügeln schüttelt; und dieses Wesen unternimmt Thaten zum Untergang seiner Brüder! — Dieses Wesen, das verlöscht, wie ein Meteor, das in die Luft steigt, und kein Zeichen seines Andenkens hinter sich läßt! — So dachte der Einsiedler oft, wenn er am Abend die sinkende Sonne sah, wie sie ihr Antlitz von den Thorheiten der Menschen wandte, und mit Schatten die Werke der Finsterniß deckte.

Ha! Heiliger Schauder mitternächtlicher Stunden senke dich schnell vom Himmel herab, und versetze den tugendhaften Sterblichen in die Gegend der Ruhe, wo er unbehorcht der Gottheit seinen Jammer klagen, und ungesehen Thränen der Menschlichkeit weinen kann.

Ach! wie athmet meine Seele von dem Geräusche der Welt nach den Stunden der Ruhe, wo es ihr vergönnt ist, bey der düsteren Lampe in melancholischen Gedanken lustzuwandeln! Heilige Einsamkeit! auch du bist die Vertraute meines Herzens; deine geräuschlosen Stunden sind wonnevoller als die Festtäge der Könige, wo sich oft das Laster in Seide brüstet, und die Tugend in Lumpen betteln gehet!

gehet! — Es wird Nacht, die Sterne funkeln am Himmel, der Schlaf breitet seinen Fittig weit umher aus, und Könige und Sklaven unterliegen seinem Szepter. Du, der du Gefühl hast, reiche mir deine Hand, und wandle mit mir in diesen einsamen Stunden herum, und besuche die Ruhestätte der schlafenden Sterblichen. Aber nein, besuche sie nicht! — Du würdest zurück schaudern über die Plane der Bosheit, die in den Schlafzimmern manches Bösewichts liegen. Besuche sie nicht die schlafenden Sterblichen, du könntest den Bösen wieder zu neuen Schandthaten aufwecken! — Danke dem Himmel, daß er ruht! wenigstens ist die Menschheit einige Stunden vor ihm sicher.

Dem Weisen gab die Gottheit diese Stunden, daß er ungestört heiligen Betrachtungen nachhängen kann, um die Wege der Tugend zu suchen. Der Schlaf fesselt den Arm des Bösewichts, seine Hand streckt sich nun nicht aus nach dem Raub des Guts einer armen Waise, oder nach dem Vermögen einer trostlosen Wittwe. Der Mund des Höflings schweigt; Schmeicheley und Unwahrheit weichen von seinen Lippen, und erwarten die

Stun-

Stunden des Tages, um wieder Besitz von seiner Zunge zu nehmen.

Stille herrscht im Tempel der Gerechtigkeit, und kein Lärm thörichter Sachwalter verdrängt die Stimme der Unschuld, oder erkaufter gemiethete Sprüche gewissenloser Richter.

O wie ists einem doch so wohl ums Herz! sich sagen zu können, nun werden doch einige Stunden über wenigere Thorheiten ausgeübt, wenigere Laster vollbracht! aber wie traurig ist doch auch der Gedanke, daß die Hälfte der Menschen schlafen muß, um dem Tugendhaften Ruhe vor den Anfällen der Bosheit zu gönnen! Doch — was soll meine Ueberlegung? der Morgen grauet schon, und die Menschen werden bald wieder zu bösen Thaten erwachen; uneingedenk, daß der Tod einst in längeren Schlummer ihren Körper fesseln wird, werden sie Thaten der Bosheit ausüben, als hätten sie keine rächende Gottheit zu fürchten. Edle Schöpfung! wie wirst du entstaltet! ich will meine Augen von den Schandthaten wenden, die die Sterblichen ausüben, will meinen Einsiedler wieder aufsuchen — unter fürchterlichen Klippen, entfernt von Palläsien, den Aufenthalt der Tugend suchen.

Doch,

Doch, wo bin ich? Da ist nun die Einöde nicht mehr, wo ich war. Ein dumpfes Gewölb umgiebt mich, meine Schritte gleiten durch einen finstern Gang, eine düstere Lampe verbreitet ihren traurigen Schimmer. Ein abgezehrter, elender Greis sizt hier auf einem Felsenstück; ein Ziegenfell umgiebt seine Lenden, und ein langer, eisgrauer Bart umschattet seine Brüste. Ein junger, edler Ritter sizt zu seiner Seite; aufmerksam hört er jedes Wort, das der alte spricht. Ich will näher tretten. Himmel! was seh ich! — es ist Herman.

Als das Gespenst den Herman in die unterirdische Höhle führte, so fieng selbes so zu dem Ritter an:

„Dein Muth gefällt mir, junger Held! und dein edles Betragen gab mir Beweise deiner guten Seele. Ich bin weder ein Geist, noch ein Gespenst, sondern ein Mensch, wie du bist. Zwanzig volle Jahre verlebte ich hier, abgesondert von allen Menschen, in dieser Wildniß, um die schrecklichste aller Thaten, die die Menschheit je sah, zu beweinen. Höre mich an! ich will dir meine Geschichte erzählen, und bist du fähig, Ruhe in meine

kummervolle Seele zu gießen, so will ich dich für einen Engel halten, den die Gottheit mir gesandt hat, mir die Vergebung meiner Sünden anzukünden. Setze dich auf diesen Stein, und höre meine Geschichte. „Der Ritter setzte sich, und mit mitleidiger Hand trocknete er die Thränen aus dem Auge des Greisen, der seinen Blick zum Himmel hob, und nach einer Weile so anfieng: „Ich war ein Ritter wie ihr, und mein Geschlecht ist weit umher berühmt, auf Tugend und Tapferkeit gründete sich der Stolz meiner Ahnen. Als ich noch ein Knabe war, loderte die Begierde nach Ruhm schon in meinem Busen, und Ehrgeiz wurde bald zu meiner herrschenden Leidenschaft, mein stolzes Herz konnte es nicht ertragen, daß Jünglinge meines Alters mit mir auf der Bahn wetteiferten, jede edle That, die einer meiner Zeitgenossenen ausübte, sah ich mit Schellsucht an, und jeden den haßte mein Herz unversöhnlich, der es mir an Muth oder Tapferkeit bevorthun wollte.

Diese unselige Leidenschaft, die sich täglich mit mehrerm Gewalt meiner Seele bemächtigte, war die Ursache meines Unglückes; sie zerstörte meine schönsten Aussichten, und das Glück meiner Tage.

Un-

Unweit von meiner Veſte lebte ein anderer junger Ritter, den die ganze Gegend wegen ſeinen Muth verehrte. Er hob manchen aus dem Sattel, und erkämpfte manches Panir, das war genug, daß mein Herz ihn wie den ärgſten meiner Feinde haßte. Schon erwachten in meiner Seele die abſcheulichſten Gedanken, ſchon entwarf mein Herz Plane, ſchwarz wie die Nacht zu Horvarts Verderben. Jahre lang brüttete mein Geiſt über die Unthat, ehe ich ſie in Ausübung brachte; aber, immer vereitelten mir verſchiedene Hinderniſſe mein Vorhaben, und verzögerten die Vollbringung meines Entſchluſſes. Es fügte ſich endlich gar, daß ich das Liebenswürdigſte der Mädchen kennen lernte, und daß eine ſanftere Leidenſchaft die Oberhand in meinem Herzen erhielt. Ich liebte; und wie die Liebe in meiner Seele zunahm, verminderte ſich der Haß gegen Horvart den Richter; ich brachte es ſoweit, daß ich ihn erſt gleichgültig ſehen, endlich gar Freund nennen konnte.

Am Tage, an dem ich Ema, denn ſo hieß meine Geliebte, die Hand gab, war Horvart an meiner Seite, und ein Kuß verſiegelte meinen Haß, und ich ſchwur ihm ewige Verſöhnung.

Niemand war glücklicher als ich, nach den Tagen der Hochzeit. Meine Ema! war alles für mich, und alle meine Freuden schlossen sich auf die Liebe meiner Gattinn ein.

Die Täge des Glückes rollen für den Sterblichen schneller vorüber, als der Laufwagen eines Ritters rollen könnte, wenn der Preiß der Olympiade eine göttliche Schönheit wäre.

Mein Glück, guter Ritter! war von kurzer Dauer.

Acht Monate lebte ich an Ema's Seite, und Ema gab mir schon Hoffnung, das schönste Geschenke der Liebe mir zu geben: als ein benachbarter Edler einige Ritterspiele gab, und unter andern auch mich zum Feste bat; ach! hätte ich meiner Ema gefolgt — hätte ich ihr Flehen gehört, ich würde nicht in den Abgrund des Verderbens gefallen seyn, gehe nicht, Geliebter! sprach sie, und schone deines theuren Lebens, es ist nun nicht mehr dein, deine Ema, und das Wesen, das ich unter meinem Herzen trage, hat Ansprüche auf selbes. Warum willst du unser Glück, einer eingebildeten Ehre wegen, auf die Spitze stellen, und alles das, was deiner Ema theuer ist, der Untreuheit einer Lanze anvertrauen? bleibe!

bleibe! aber nein, ich blieb nicht, mit neuem Feuer glimmte die Flamme des Ehrgeizes in meinem Busen auf. Ich gab mein Wort bey dem Ritterspiele zu erscheinen, und konnte es nicht mehr widerrufen: den Tag will ich ewig nicht vergessen, an dem ich in voller Rüstung vor meiner Ema stunde; sie band mir die Scharfe um den Leib, die mir ihre Liebe gestickt hatte, und da sie ihre Arme um mich schlang, rollten Thränen aus ihrem Auge, und netzten meinen Harnisch. Es war Zeit, ich konnte mich nicht länger verweilen; noch einen Kuß meiner Ema, denn sprang ich auf mein Pferd, und eilte spornstreichs dem Ritterfeste zu, wo das Gefechte war.

Viele Edle und Ritter waren da versammelt, unter andern auch Horvart. Der Streit fieng an, und Horvart erhielt den Preiß, es war kein Ritter, den er nicht aus dem Sattel hob, oder im vollen Rennen vom Pferd stürzte, und keiner war seiner Stärke und Geschicklichkeit gleich. Das war genug für mein neidisches Herz, die alte Feindschaft erwachte wieder in meinem Busen, und ich haßte Horvarten stärker als jemals, kaum war das Rittergefecht vorüber, so entfernte ich

mich,

mich, und brachte drey Tage lang in einem Walde zu, und wartete auf Horvart, und mein Entschluß war ihn zu morden.

Mittlerweile, als ich wie ein Straſſenräuber in Wildniſſen herumzog, erwartete mich Ema mit Ungeduld, den Tag des Ritterfeſtes feyerte ſie mit Faſten und Betten für ihres Gatten Wohl, und rechnete emſig nach, wenn ich wieder kommen ſollte.

Zwey Tage, wie ich alles hernach erfahren habe, wartete ſie an der Heerſtraſſen vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne ſchon wieder dahin, oft ſah ſie von weitem Staub, eilte mit offnen Armen vorwärts, und fand ſich immer betrogen, fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber, ſchon ſank die Sonne hinter die Berge, ſchon war es Abend, als ſich ein neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp von Rittern und Reiſigern anzog. Ehrenveſte Ritter! ſagte Ema, verzeihe meiner Neugierde, wo kommt ihr her?

Die Ritter. Edle Dame! wir kommen von dem Rittergefechte, das ein Ehler in der Nachbarſchaft gab.

Ema. Wer kämpfte am beſten?

Die Ritter. Horvart.

Ema. Und mein Gemahl! habt ihr ihn nicht geſehen, iſt er verwundet? krank?

Die Ritter. Keines von beyden, edle Frau! er verließ am Kampftag noch das Feſt, und wir glaubten, er würde wieder zu ſeiner Ema zurück ſeyn.

Ema war äußerſt für mich beſorgt, noch ſelben Abend ſuchte ſie mich auf, und gieng bis an Horvarts Veſte, und glaubte, mich dort zu finden. Horvart, der im Herzen mein Freund war, und den ich unverdient haßte, nahm Ema mit aller Freundſchaft auf, wies ihr ein Zimmer an, ließ ſein Pferd ſatteln, nahm etliche Reiſige zu ſich, und ſuchte mich die Nacht über auf, ob ich mich vielleicht nicht verirret hatte.

Ema lag ſchlaflos in Horvarts Veſte, und beſchäftigte ſich mit meinem Andenken. Mittlerweile ſchlich ich, der ich von dieſem allem nichts wußte, in Horvarts Burg, und da alles ſtille war, näherte ich mich dem Zimmer, wo ich ehevor reden hörte, wo Ema war, und hielt es für Horvarts Schlafgemach.

Mit

Mit gezücktem Dolche öffnete ich die Thüre, ich hörte eine Stimme, die mich anrief, aber ohne zu überlegen, verblendet durch Rache, stieß ich der Person den Dolch in die Brust, die sich mir näherte. Aber wie schrecklich erwachte ich von meinem Taumel, als ich Ema Stimme hörte; sie lag im Blut, und Todesröcheln war schon auf ihren Lippen, meine Verzweiflung war unbeschreiblich, und mein Unglück übertrat alle Gränzen, als ich aus ihrem sterbenden Munde noch Horvarts Unschuld hörte. Sie starb, und verzweiflungsvoll verfluchte ich mich, der ich meine Gattinn und mein Kind mordete, in die Tiefe dieser Wildniß, wo ich mich der Zeit über mit Seufzen nährte, und mit Thränen tränkte. Ewig unvergeßlich wird mir der Auftritt der schaudernden Nacht seyn, in der ich die schrecklichste That, die die Menschheit je sah, verübt habe. Noch däucht mir, ich sehe, wie Ema's Schlafgemach vom Monde düstern beleuchtet ist; noch dächt mir, ich sehe den schwarzen Schatten, den ein großer Tannenbaum, der außerhalb dem Fenster stunde, in die Mitte des Zimmers warf; noch seh ich Ema in Blut liegen, noch höre ich ihre Stimme, Unseliger! du tödtest deine Gattinn, und dein Kind.

Ach!

Ach! wer ist unglücklicher als ich Ritter? und kann der Ewige mir meine Lasterthaten verzeihen?

Ja, erwiederte Herman, er verzeiht dir, denn er giebt dir deine Ema, und deine Kinder wieder zurück; höre! beuge dich tief zur Erde, und bette die ewige Vorsicht an.

Deine Ema lebt noch, die Wunde, die du ihr versetztest, war nicht tödtlich; durch Horvarts Sorge wurde sie wieder vollkommen hergestellt, und nach einem Monate gebahr sie eine Tochter und einen Sohn, die auch noch leben, und ihren Vater schon oft beweinet haben. Was sagst du mir, sagte der Alte, ist es ein Traumgesicht, oder Wahrheit? Wahrheit ist's, Wahrheit, denn der dich nun umarmet, der dich nun an seinen Busen drückt, dieser junge Ritter, den du nun vor dir siehst, dem du nun deine Hand auf sein Herz legest; der ist Herman dein Sohn, der bin ich.

Thränen und Umarmungen waren hier Ausdrücke und Worte, und der Alte konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen.

Mittlerweile, als Herman seinen Vater fand, traf Reinhold seine Ludmilla bey dem Ein-

Einsiedler an, von dem wir oben erzählten. Durch die Höhle, in die Reinhold sich wagte, führte ein verborgner Weg bis zur Einsiedeley. Reinhold verfolgte die Löwinn, und Ludmilla, die sich von der verfolgenden Bestie zu retten suchte, eilte durch die nämliche Kluft, und schon lag sie ohnmächtig zu Boden; sie würde des Todes gewesen seyn, wenn sie nicht der Einsiedler von den Klauen des Raubthiers gerettet hätte; noch war der Einsiedler beschäftigt heilenden Balsam aus Kräutern gepreßt in Ludmillens Wunden zu gießen, als Reinhold daher kam, und vor Freude seine Ludmilla gerettet zu finden, dem alten Einsiedler um den Hals fiel, ihn mit Thränen benetzte, und mit Küssen überhäufte. Reinhold erwartete bey dem guten Alten Ludmillens Genesung, die auch bald durch die Sorgfalt und gesunde Lage des Orts vollkommen hergestellet wurde.

Schon bereiteten sie sich zu ihrer Abreise, als auch Herman und sein alter Vater bey dem Einsiedler eintrafen. Glück und Freude war in der Hütte, wo Vater und Sohn, Gatte und Geliebte sich fanden. Sie hielten sich noch ganzer acht Tage lang in der Gegend

gend auf, und feyerten der Gottheit das Fest ihrer Wiedervereinigung. Nach Umlauf dieser Zeit begleitete sie der Einsiedler, dem alle Wege der Wüsteney bekannt waren bis auf die Heerstrasse; da kehrten sie zurück auf ihre Veste, und überhäuften mit Freuden Hermans Mutter. Ludmillens Hochzeit wurde gefeyert, und Gott segnete noch den alten Herman, und gab ihm die Freude edle Enkel zu sehen.

* * *

Unter der Hülle von Mährchen liegt manche wahre Geschichte verborgen, und Gegenden, die von Gespenstern verschrent sind, waren meistentheils Aufenthaltsörter unglücklicher Menschen. Der, der Muth hat, kann manches Räthsel der Natur entdecken, aber wer hat Muth, wahren Muth? der allein, der wahre Tugend besitzet.

Harwort und Leonore,

eine

Szene

aus dem Leben edler Seelen.

Die Sonne endete allmählig den herbstlichen Tag, und begrüßte noch mit den letzten Stralen im röthlichen Glanze die Spizen des fernen Gebirgs, und winkte den Abend herein, als Leonore noch unter der jahrestollen Linde saß, die vor ihrer Hütte stund, ängstlich die Wiederkunft des Gatten erwartend, der hingegangen war, im nahe gelegenen Städtchen ein kleines Geschäft zu bestellen. Sorglos und unbekannt mit dem Kummer der leidenden Mutter spielten ihre Kinder um sie im Kreise herum, und tändelten sich die bangen Stunden weg, die die zärtliche Gattinn traurig und ahndungsvoll harrte.

Nur Albert, die erste Freude ihrer glücklichen Liebe, schmiegte sich an die Mutter, kostete ihre rosigten Wangen, und gab nicht nach zu fragen. Ach! kömmt der Vater nicht bald? — He Mutter! wann kommt er? — Ach! noch konnte kein tröstlicher Blick den

Knaben

Knaben begnügen, noch ſah er die Stirne der Mutter umwölkt, und nun — zum erſtenmal quälte ſein gutes, ſchuldloſes Herz, das noch kein inneres Leiden gekränkt hat, Angſt und zagendes Sehnen. Albert weinte, Leonore drückte ihn an ihren Buſen, küßte ihn, und eine heiſſe Thräne — eine aus den Tauſenden, die ihr das feindliche Schickſal ausgepreßt — ſtürzte aus ihrem Auge. — Armes Kind! ſeufzte ſie, als dich der Himmel mir gab, da waren noch glückliche Tage, und nun — mit mir das Opfer der Verfolgung, der Raub des Mißglücks, was werden noch für ſchreckliche Leiden deiner warten? —

Schon verbreitete der nachbarliche Mond ſein blaſſes Licht, das ihm die gutthätige Sonne borgt, über die thauende Erde, die Sterne ſchmückten den blaulichten Himmel, und Harwort kam noch nicht.

Das Jahr älterte bereits gegen den Winter, der rauhe Nord durchſtrich mit brauſendem Fittige die Lüfte, und ein nächtlicher Froſt ſchauderte über der Erde. Die Kleinen verließen itzt ihr Spiel und ihre Scherze, von der Kälte verſcheucht, und drangen all in die Mutter mit wimmerndem Flehen, zurück in

die

die Stube zu kehren. — So gerne sie auch — nunmehr des Ungemachs gewohnte Dulderinn — den starrenden Frost gelitten, und da ihren säumenden Harwort erwartet hätte, so verließ sie doch die Linde, und kehrte in die Stube zurück.

Na einer Stunde kam Harwort, pochte ans Thor, und führte an der Hand einen Mann hinein, der mit schwankenden Tritten seinem Grabe zuzustolpern schien. Todtenblässe hatte sein Gesicht bedeckt; seine Stirne war mit einem weissen Tuche verbunden, und der rechte Arm gelähmt.

Da, sagte Harwort, hab ich dir einen Gast, heiß ihn willkommen: aber vor allem, liebes Lorchen, sorge, daß wir den Unglücklichen aus seinem Zustande bringen. Du hast doch etwas Eßig im Hause, daß wir ihm seine Wunden reinigen. Auch werden wir wohl Ueberschläge brauchen. Sieh nur, was du in Eile zusammenbringst. Und Lorchen, mit einem mitleidigen Blicke auf den Fremden, lief eilig zum Brunnen, und schöpfte erst Wasser, dann brachte sie wenigen Wein, und glücklicher Weise fanden sich auch noch in einem Schranke einige Ueberreste der balsami-

ſamiſchen Holderblüthe verſteckt, die Lorchen zur Nothhilfe verunglückter Menſchen ſammelte. Nun lief ſie der Küche zu, und kochte aus aromatiſchen Kräutern zertheilende Ueberſchläge.

Harwort ſah, als Leonore ſich entfernte, mit einem vielſprechendem Blicke zum Himmel, und eine Thräne entfiel ſeinem Auge — unverſtändlich allen, die den Fremden nicht kannten und Harworts Geſchichte nicht wußten. Albert und Fritze, Franz und Lischen drängten ſich um den Vater herum, überhäuften ihn mit Küſſen und Liebkoſungen, und fragen in die Kreuz und Queere, daß er ſich nicht genug hören konnte. Nachdem der erſte Strom von Freude ſich gänzlich ergoſſen hatte, zog endlich auch der Fremde ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, der anfangs nur mit einem flüchtigen, ſtaunenden Blicke beſehen wurde. Albert wagte es der erſte, ihn näher zu betrachten, und als er ihn ſo übel zugerichtet ſah, fragte er ihn: biſt du gefallen, Herr! — Das wird dir wohl recht wehe thun? —

Mittlerweile nahm Harwort dem Fremden die Binde von der Stirne, wuſch und ſalbte ihm ſeine Wunden. Nun wollte er ihn

auch

auch entkleiden; aber der Arm war der Zeit schon so sehr angeschwollen, daß man den Ermel vom Rocke schneiden mußte. Jetzt kam auch Lorchen, und beyde bemühten sich zur Hilfe des Kranken. Er sprach wenig, und was er redete, waren Ausdrücke des Schmerzes, Staunen über seinen Zustand und des ihm unbekannten Orts und der Leute, die er um ihn beschäftiget sah, denn in der ersten Betäubung wußte er von allem nicht, was mit ihm geschah, und itzt noch waren seine zerrütteten Sinne keines klaren Begriffes fähig.

Man legte ihn in ein schlechtes Bette, das einzige, das für die Unglücklichen Ruheſtätte war, um ihm einige Erhollung zu verschaffen.

Während dem war Lorchen an Harworts Seite, erzählte ihm, wie bange ihr sein langes Ausbleiben gemacht hätte, und nach diesem wars das erste, ihn zu fragen, wer denn der Fremde sey, wie ihm dieß Unglück begegnet, und wie Harwort ihn angetroffen habe.

Seinen Namen kann ich dir noch nicht sagen, erwiederte Harwort, aber das Uebrige will ich dir alles erzählen.

Ich wurde wider Verhoffen in Pinau so lange aufgehalten, daß ich erst gegen Abend auf den Weg kam, doch war mirs nicht leid, denn mein Gewerbe gieng glücklicher, als ich gehofft; allein das ein andermal. Ich eilte so viel ich konnte, von Freude und Liebe gespornt, und als ich so bis gegen ein-Viertelstündchen näher kam, da hörte ich in der Ferne von etwa hundert Schritten im sausenden Galopp über Stein und Stock reiten; ich sah mich darnach um, und kaum — da wollte der Reiter über den tiefen Graben, der zwischen den Feldern und der Heerstrasse liegt; das Pferd stürzte, und weg aus den Augen waren Roß und Mann, als hätte sie die Erde verschlungen. Ich eilte hinzu, und fand den Unglücklichen leblos auf der Mähre liegen, die zum Glück alle Viere wie todt von sich streckte, daß ich sicher zu Hilfe kommen, und ihn aus dem Graben ziehen konnte. Das Blut floß ihm in großen Strömen aus Mund und Nase, und den Wunden, die er sich in die Stirne gefallen hatte. Ich führte ihn zu dem nächsten Bächlein, das uns auf dem Wege aufstieß, wusch ihm da seine Wunden, so gut als die Eile litt, und trachtete damit aus allen Kräften nach Hause. Aber die etlichen Schritte

machte er mir bang, daß mir der Schweiß alles durchweichte. Er ſank von einer Ohnmacht in die andere, und ich dachte nicht, ihn lebendig unter Dach zu bringen. Den kurzen Weg haben wir in länger als einer Stunde gemacht.

Lieber Gott! rief Lorchen, der arme Mann! vielleicht harret ſeiner auch ein liebendes Weib zu Hauſe: wie wird ſich die grämen! vielleicht hat er auch Kinder! — Ah! wie glücklich bin ich noch, daß ich dich wieder habe — geſund — wie elend wären wir jetzt! Aber was wollen wir weiter mit ihm machen? Wir können ihn nicht pflegen; unſere Thränen heilen ihn nicht, und ſein Zuſtand bedarf mehr eines Arztes, als des unthätigen Mitleidens.

Das iſt freylich das nothwendigſte, verſetzte Harwort; ich werde alſo morgen mit Tages Anbruch einen Chirurgum hollen, und ihn gleichwohl hinbringen laſſen, wohin er ſelbſt begehrt.

Gutes Lorchen! wie wunderlich, wie unbegreiflich irre doch die Wege ſind, auf denen die Vorſicht die Menſchen führet! — Der Mann hat wohl in ſeinem Leben nicht gedacht, daß

er einſt in dieſer Hütte übernachten wolle — bey uns, und doch — doch muß er. Auch wir hätten uns den Gaſt wohl nie vermuthet.

Nie, verſetzte Lorchen, am wenigſten in dieſer traurigen Lage nicht.

Lorchen! wie gerne läßt ſich unſer Herz, das ſoviel Raum für Schmeicheleyen hat, durch liebliche Täuſchungen hintergehen! — Wir ſind gerührt, wir bemitleiden, wir weinen Zähher der zärtlichſten Theilnahme, — und das oft ſo mechaniſch — bloß eine nothwendige Wirkung der äußerlichen Eindrücke auf unſere Sinne. Noch leidet dein Herz beym Anblicke dieſes verunglückten Fremden, noch iſt er dir werth; wie aber, wenn er ein Böſewicht wäre? — Setzen wir den Fall, du kenneſt ihn, und es wäre einer unſerer Feinde — der Stifter unſrer Müheſeligkeiten, würde dein Herz nicht vor ihm zurückbeben? — Würde der bemitleidete Unglückliche nicht ein Scheuſal in deinen Augen werden? —

Lorchen. Und wenn ers iſt, Harwort, nein! — Er iſt unglücklich, und iſt der Unglückliche nicht einer Menſchenthräne werth? Er bedarf unſrer Hilfe; wir können ſie ihm

nicht verſagen, und ſollte ſein Herz des ſchwärzeſten Undankes ſchuldig ſeyn. Du ſagteſt mir ja ſelbſt oft bey manchen Gelegenheiten: man müſſe wohl das Laſter haſſen, aber den Menſchen nie, und verwünſchteſt ſelbſt das ſchändliche Vorurtheil des größern Haufen. Seinen Feinden verzeihen, ſie lieben, ihnen Gutes thun, iſt ja eine göttliche Lehre.

Harwort. Treſliches Weib! laß dich umarmen! Verzeih! Es war nicht Mißtrauen in deine Tugend; ich kenne dein Herz; aber ich wollte dich doch vorbereiten. So höre denn, und hebe deinen Blick zum Ewigen auf, und bethe ſtaunend ſeine Vorſicht an.

Der unglückliche Fremde iſt — Frenthof.

Lorchen. Frenthof! — Gott im Himmel! — Frenthof! —

Leonore ſtieß den Namen Frenthof mit einem ſo heftigen Schrey aus, daß dieſer aus ſeinem Todesſchlummer erwachte. Mit ſtarrem Auge blickte er in der Stube herum, und ſtarrte die Gegenſtände unbeweglich an, die ihn rings umgaben. Er traute ſeinen Sinnen nicht, und hielt alles für ein Zauberbild der erhitzten Phantaſie; denn ſein Auge war nicht

gewohnt

gewohnt auf den traurigen Zeugniſſen der Armuth und des Unglücks zu ruhen.

Harwort trat hinzu, und fragte ihn: wie befinden Sie ſich? — Sehr ſchlecht, matt; und ach — mein Kopf — mein Kopf! — Aber — Gott! wo bin ich? Wer ſeyd ihr?

Fürchten Sie nichts; Sie ſind in freundlichen Händen.

Bin ich nicht gefallen?

Sie ſind mit dem Pferde geſtürzt.

Ach ja! geſtürzt. Wo iſt es?

Ich glaube, es iſt todt. Doch die Mähre mag liegen bleiben, bis es Tag wird, weil nur Sie gerettet ſind.

Guter Mann! wer ſeyd ihr?

Ein armer Mann. Doch reicher als Sie, denn mir fehlt nichts.

Euren Namen, Freund!

Beruhigen Sie ſich; das viele Reden erſchöpft ihre Kräften vollends.

O nennt mir ihn!

Warten Sie, bis mich die Sonne Ihnen nennt, und derweile ſammeln Sie ihre verlohrnen Kräfte wieder.

Das Anstrengen zum Reden hatte ihn in eine neue Mattigkeit geworfen, darauf er in einen sanften, erquickenden Schlummer fiel.

So lag er, bis der Tag in vollem Glanze von Osten herauf stieg, und seine goldenen Stralen das noch graue Dunkel der Morgendämmerung durchbrachen. Die Sonne zog die Nebeldecke auf, die die Nacht über die Erde verhüllt hatte, und der herrlichste Morgen weckte die Vögel zum fröhlichen Sange, den Landmann zum Pflug, und jedes Geschöpf zu den Geschäften des Tages. Auch Frenthof erwachte, und das Tageslicht entdeckte ihm nun mit einem Blicke seine traurige Lage. Harwort trat zu ihm, und reichte ihm freundlich seine biedere Rechte. Noch war ihm sein Wohlthäter unbekannt; er drang also von neuem in ihn, sich ihm zu entdecken. Freund! sagte er, schenkt mir zum Ueberfluß des Guten, daß ihr an mir thut, auch noch die Wonne, meinen Retter, meinen Wohlthäter zu kennen. Eure Umstände lassen mich hoffen, daß euch mein Dank nicht unwillkommen seyn kann. Nicht des Dankes wegen, mein Herr, erwiederte Harwart; ich fodere keinen; ich habe — verzeihen Sie mir den Ausdruck — auf allen

Dank

Dank von Menschen Verzicht gethan. Aber wenn Sie es wollen, wenn mein Name ihr Ohr nicht beleidigt, Harwort ist Ihr Freund.

Harwort! — Harwort! — schrie Frenthof, daß das ganze Häuschen von dem fürchterlichen Namen erschallte, und sank sinnlos auf sein Lager hin. Harwort erschrack heftig, und Lorchen eilte in voller Hast herbey, und schlug die Hände zusammen. Ach Lieber! rief sie, was hast du gethan! Dein Name donnerte das Fünkchen Leben noch ganz in ihm zu Boden. Laß uns Hilfe versuchen. Leonore und Harwort arbeiteten mit vereinigten Kräften, Frenthof wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihnen auch. Harwort achtete es aber für besser, sich seinem Blicke eine Weile zu entziehen, und eilte nach Pinau, um den Arzten zu hollen.

Mittlerweile kam Harwort mit dem Arzten. Frenthof hatte sich unterdessen wieder erholt, und der Arzt versicherte, daß es gar keine Gefahr habe, und die Genesung in wenigen Tagen erfolgen müßte.

Nun nahm Frenthof seinen Wohlthäter bey der Hand, und rief im schmerzlichsten Tone aus:

aus: Harwort! Harwort! mein Verbrechen an Ihnen ist abscheulich; aber Ihre Tugend macht mich ganz zum Ungeheuer. Die wüthendste Rache würde mir minder schmerzlich seyn. Lassen Sie es gut seyn, versetzte Harwort, was geschehen ist, hab ich als eine Fügung des Himmels angenommen, und — Gott weiß es — nie fluchte Ihnen mein Herz. Aber ich wünschte Sie ruhiger zu sehen, um Ihnen, vor Sie mich verlassen, noch eine Freude machen zu können. Hier nahm er Franzen den Kleinen, der immer unter Harworts Familie als ein Mitglied derselben betrachtet lebte, bey der Hand, und führte ihn Frenthof, seinen Vater zu. Er ist Ihr Sohn, fuhr Harwort fort; der Himmel vertraute ihn meinem Herzen an, und als ein Geschenke desselben war er mir immer theuer; war er der Vaterliebe werth, wie meine eigenen Kinder. Wer mag Gefühle dieser Art beschreiben? — Schmerz und Freude theilten die Thränen unter sich, die sich häufig aus Frenthofs Augen ergossen. Stumm war die ganze Scene; aber ihre Seelen drückten sich beredter in Mienen und Geberden aus; als ein Wortstrom des größten Redners.

O wie glücklich wär ich jezt, rief Frenthof nach dieser Pause, wenn mir mein Herz keinen Vorwurf machte! wenn ich nicht von dem Wohlthaten annehmen dürfte, dem ich Glück und Ruhe geraubt habe!

Frenthof war noch zu schwach, um weiters reden zu können. Er erlag dem mächtigen Drange seines Herzens, das von den heftigsten Empfindungen schwoll.

* * *

Frenthof hatte kein böses Herz; aber sehr schwach, der blendenden Verführung zu widerstehen. Er und Harwort waren ehemals beyde am Hofe, und hatten sich die Gnade des Fürsten und die Achtung des Publikums durch ihre Verdienste in einem hohen Grade erworben. Beyder Glück stund unerschütterlich, wenn nicht Frenthofs Gattinn durch Leichtsinn und Ausschweifungen, die ansehnliche Summen kosteten, selbst ihren Fall befördert hätte; und Frenthof, zu schwach um den Thränen eines Weibes zu widerstehen, zu ausschweifend in seiner Liebe, ihrer Verschwendung mehr als zärtliche Vorwürfe entgegen zu setzen, fand sich endlich aufs äußerste gebracht. Seine reichen Freunde, die er in der

Ferné

Ferne hatte, unterſtützten ihn öfters; allein von den vielen Expreſſungen ermüdet, verſagten ſie ihm jetzt allen Beyſtand. Nun nahm Frenthof zu den niedrigſten Mitteln ſeine Zuflucht, und Harwort unbekannt mit der Schuld, mußte für den Verbrecher büſſen, der ſich und ſeine Familie nicht anders mehr, als durch eine ſchändliche Kabale in Sicherheit ſetzen konnte. Allein noch immer fuhr Frenthofs Gattin fort in ihren Ausſchweifungen; noch immer war Frenthof ſchwach, und ſah ſich von Tag zu Tag ſeinem Sturze näher. Und der ſchreckliche Zeitpunkt kam wieder, wo Frenthof ſeine Gläubiger befriedigen, und die entfremdete Gelder, die der Staat ihm anvertrauet, erſetzen ſollte; aber Harwort war nicht mehr, und alle Quellen waren verſiegt. Frenthof entfloh, und 3 Jahre ſchleppte er die Schande und das marternde Bewußtſeyn ſeines Verbrechens im Elende herum. Mittlerweile ſtarb ſeine Gattinn, die nirgends Erbarmen fand, in dem jämmerlichſten Zuſtande. Harwort nahm ſich des kleinen Kindes an, das allein der Gefährte ihres Elendes war, dem nun das grauſamſte Schickſal drohete, und theilte es in ſeine Familie ein.

Während

Während der Zeit gewann Frenthof das Herz seiner Verwandten wieder, und eine ansehnliche Erbschaft setzte ihn in den Stand, sich den Schaden, der durch seine begangene Untreue entstund zu ersetzen, und sich neuerdings Ansehen und Kredit zu erwerben. Es waren bereits erst etliche Wochen, daß er in der Hauptstadt erschien, wo ihm wieder eine ansehnliche Bedienstung gegeben wurde, als ihn der Zufall in des unglücklichen Harworts Haus führte.

Frenthof, als er gänzlich genesen war, warf sich vor den Thron des Fürsten, und bekannte da sein Verbrechen, das er an Harwort hagangen, und bot sich mit all seinem Vermögen zur Genugthuung für Harwort an. Die Geschichte rührte das gute Herz des Fürsten, daß er dem unglücklichen Verbrecher verzieh; doch weniger seinetwegen als um Harworts Tugend verzieh; denn Harwort, der vor den Fürsten gerufen wurde, Belohnung für seine Tugend zu empfangen, machte sich Frenthofs Gnade zur einzigen Bedingung, unter welcher er sein neues Glück aus der Hand des großen Fürsten annehmen wollte.

Valentour,

oder die Macht der Erziehung über das Herz

Valentour lebte am Hofe. In dem bunten Gewühle von so vielerley Menschen, Schurken, Weisen, und Narren; im Cirkus der unzähligen sich stets kreuzenden Interesse, wo jeder mit freyem Ziegel nach seinem Ziele rennt; auf diesem Schauplatze der menschlichen Karaktere, wo sich alle Leidenschaften des Menschen und ihre Masken zeigen, lernte Valentour den Menschen kennen, die Welt und den Gang der Dinge. Sein geübter Blick durchdrang die innersten Tiefen des menschlichen Herzens, und die Sprache der Seelen, die sich dem Lesekundigen mit unverkennbaren Buchstaben auf die Stirne zeichnet, war ihm verständlich wie die Sprache seines Landes. So bewies er dem finstern, weltscheuen Philosophen, daß sich der Mensch immer sicherer unter den Menschen studiert, als in der einsamen Hütte, oder im Dachstübchen bey der düsteren Lampe, wo der Philosoph nur denkt, und nicht sieht; den Gang des menschlichen Herzens nach seinem eigenen beurtheilt, und dabey die

tausend-

tauſendmal tauſend Nüanzen der Karaktern aus dem Auge verliert; ſich die Welt nach dem engen Kreiſe ſeiner Bedürfniſſe, und dem Wahne ſeiner Phantaſie denkt. Man muß in der Welt ſeyn, um die Welt kennen zu wollen; man muß dem Menſchen zur Seite leben, um mit ihm bekannt zu werden, ſo, wie man ſelbſt muß gelitten haben, um an ſeines Bruders Leiden wahre, kräftige Theilnahme haben zu können.

Valentour hatte ein gutes Herz und einen erhabenen großen Geiſt. Großmuth und der Geiſt der ſtrengſten Gerechtigkeit zeichneten alle ſeine Handlungen aus, und machten ihn ſeiner großen Ahnen würdig. Herablaſſend und gefällig gegen Jedermann, nahm er aller Herzen ein, die ſich ihm naheten; ſeine Dienſtfertigkeit ſammelte ihn einen Zirkel von Freunden, die der Stolz anderer verſcheucht hatte, und da er ſich wenigen zu verbinden ſuchte; aus Klugheit keinem ſein volles Vertrauen ſchenkte, wurden ſie ihm auch niemals läſtig, nie nachtheilig. Edle liebten ihn; und die den Schalk im Herzen trugen, fürchteten ihn, weil er ſich nie einer ihrer niedrigen Handlungen mitſchuldig machte. Er kannte die Hofſtücke, die vielköpfige Kabale, den Neid und

den

den Stolz; wußte die krummen und finstern Schleichwege, auf denen alle die Ungeheuer kriechen, die der Leidenschaften Kinder sind; aber sein Herz blieb vorwurfsfrey, und er sah, kannte, wußte alles dieß nur, um sich vor den Angriffen der Bosheit zur Gegenwehr zu setzen, um die Minen zu fliehen, die man dem ehrlichen Manne gräbt. Traurig genung! daß uns die Kenntniß der Laster eben so nothwendig gemacht wird, als jene der Tugenden! —

Wie konnte es einem so edlen, einsichtsvollen Manne fehlen, daß er sich nicht nach dem Tode der Welt in seinem Ebenbilde ganz hinterlassen sollte. Sein Sohn, damals ein Knabe von 6 Jahren, hatte alle die Vorzüge des Herzens und des Geistes, die die Größe seines Vaters bestimmten, von ihm geerbt; aber auch seine Schwächen nahm er mit in die Welt. Sein feuriges Temperament, rasche, auffahrende Hitze, und den damit unzertrennlich verbundenen Hang zu Wollüsten, alle diese gefährlichen Gaben der Natur waren ihm angebohren, die ihn ohne einer weisen Erziehung gewiß zum abscheulichsten Ungeheuer gemacht hätten.

Die Bildung seines Sohnes war nun Valintours vorzüglichstes Augenmerk. —

Er

Er entdeckte bald in dem Kinde die Keime des Lasters, und zitternd dachte er der Wahl dieses seltnen Mannes nach, der den Sprößling zum künftigen Manne, zum Gatten, Vater, Bürger und Diener des Königs bilden sollte. Er kannte die Sorglosigkeit und Herzensleere des größten Theils dieser Leute zu gut, die sich Hofmeister nennen; die, nicht Vater, nicht Gatte, selten Vaterlandsbürger — oft aus der gesellschaftlichen Kette ausgerissene Glieder — der väterlichen, häuslichen Sorgen, der bürgerlichen Pflichten, der Vaterlandsliebe ganz unerfahren sind; er kannte ihre Unwissenheit außer einigen Schulwissenschaften; ihre unläutern Gründe, die sie zu diesem Geschäfte bewegen, und oft die Niedrigkeit ihres Karakters zu wohl, als daß er nicht bey dem großen Wageſtück hätte zittern sollen, sein Kind, das kostbarste, was an dem Herzen des Vaters hängt, einem Miethlinge zu vertrauen.

Die Hauptstadt, in die sich alles müßige nützlose Volk drängt, wimmelte von einer unzählichen Menge dieser Leute, die um Geld zur Hälfte Vater seyn wollen. Und — o wer zählt alle die geheimen Wege, die Armuth, und Eigennuz ausfündig gemacht haben, sich

zu

zu Brod zu schwingen. Hier hat sich einer das Vertrauen einer ehrwürdigen Matrone erheuchelt, die ihn dann allerorten empfiehlt; da trägt das Kammermädchen den künftigen Hofmeister in ihrer Schürze zur gnädigen Frau, der ihr schläfriger Mann die Wahl aller Domestiquen, folglich auch des Hofmeisters, aus Gemächlichkeitsliebe überläßt; jener dringt durch Kabale in die Kinderstube; dieser durch Dienstfertigkeit, oder irgend ein Talent, das ihn bey der schönen Welt empfiehlt. Er tanzt schön, kann Musik, schwätzt allerliebst in Gesellschaften, und faselt zum Entzücken, und so vielerley Geschicklichkeiten mehr. Einige danken ihr Glück Maitressen und Buhlerinnen; andere der Verwandtschaft mit dem Kutscher oder Kammerdiener, der so eben des gnädigen Herrn Günstling oder — Spießgesell ist. Die wenigsten unterziehen sich aus Beruf dieser schweren Bürde.

Valentour erkundigte sich um einen würdigen Mann, und setzte ihm nebst Tafel und Wohnung 1200 Gulden lebenslänglichen Gehalt aus.

Das Geld lockte den ganzen Schwarm feiler Menschen herbey; täglich wurde seine

Schwelle

Schwelle überloffen, und Bittſchriften und Empfehlungen wurden ihm zu hunderten aufgedrungen. Wenn Valentour, der unaufhörlichen Plage müde, dem Portier Befehl gab, Niemanden mehr von dieſem Geſuche bey ihm zu melden, ſo durfte ers kaum wagen, ſich auf den Gaſſen ſehen zu laſſen. Aus jeder Ecke ſchlüpfte ein Kandidat hervor, machte ſeinen unterthänigſten Bückling, und feilſchte ſich da mit nicht weniger Erniedrigung aus, als immer ein brodloſer Burſche um die Liverey bitten kann.

Auch jene, die ſchon in andern Häuſern Informatorsſtelle vertraten, ſuchten bey Valentour unterzukommen — weil Valentour zwölfhundert Gulden gab.

Die Menge der Kompetenten vermehrte ſeine Furcht bey dieſem gefährlichen Schritte nur noch mehr, und erſchwerte ihm die Wahl aufs äußerſte. Das klügſte, was er dabey thun konnte, war, aus allen — keinen zu nehmen.

Wie! rief Valentour aus, welche Begriffe müßen ſich die Leute von der Erziehung machen! — Ich kann aus der Menge ſicher ſchließen, daß ſie ſich ihr Stück Brod nicht

beßer und leichter als auf dieſe Art zu verdienen glauben.

Nein! eher will ich mein Kind noch einem ehrlichen Landſchulmeiſter zuſchicken, als dieſen feilen, niedrigen Geſchöpfen preisgeben.

Endlich fand ſich doch ein Mann, der Valentours Wünſchen ganz zu entſprechen ſchien. St. Luce lebte in einem abgeſonderten Theile der Stadt, vom mißlichen Glücke und Verfolgung ganz aus der Welt in den engen Kreis ſeines Selbſt zurückgewieſen. Er lehrte ehemals die Moral in ſeinem Vaterlande; aber durch die Intrique eines Rivalen wurde er bald wieder vom Katheder verſcheucht. Valentour lernte ihn durch eine Schrift von der Erziehung, die ihm zufälliger Weiſe in die Hände kam, kennen, durch die St. Luce ſein volles Vertrauen gewann. Wie glücklich ſchätzte ſich nicht Valentour, endlich den würdigen Freund gefunden zu haben, den ſein Herz bereits vergebens gewunſchen zu haben ſchien. St. Luce beſaß ausgebreitete Kenntniſſe; in keiner Wiſſenſchaft Fremdling, mit den bildenden Künſten bekannt, in Sprache und Völkerkunde bewandert, und von einem untadelhaften Karakter ſchien er alle Erwartung zu übertreffen.

Sein

Sein Aeußeres war wenig einnehmend, und zeigte gar nicht den Mann von Welt; ſeine Stirne war immer umwölkt, und ein gewiſſes mürriſches Weſen ſchien alle geſellige Freude aus ſeinem Herzen gebannt zu haben; allein alles das ſah man gern als eine Folge ſeiner traurigen Schickſale an, und hoffte durch Verbeſſerung ſeines Glücks ſeinen Geiſt wieder aufzuheitern. Indeſſen blieb er doch in Rückſicht ſeiner übrigen Vorzüge unter Unzähligen der Einzige.

Der rege Geiſt des Menſchen, dem eine Welt nicht Raum genug hat, wie ſollte er in dem engen Zimmer, darinn der junge Valentour immer eingeſchloſſen wurde, ſich beruhiget haben? dazu das tägliche Einerley der Geſchäfte, — ja auch der Erhohlungen, was St. Luce aus einem nicht allzurichtigen Begriffe Ordnung nannte, mußten den Knaben manchmal zu kleinen Auswegen aus ſeinem Geleiſe reizen.

Das ſtets ernſte, pädagogiſche Betragen ſeines Lehrers machte, daß er in ihm mehr den Hofmeiſter fürchtete, als den vertraulichen Freund liebte.

Valentour bemerkte dieß eher als St. Luce, und sah gleich die Gefahr ein, der sein Sohn bey dieser Lebensart ausgesetzt war.

Er erlaubte ihm daher öfters kleine Zerstreuungen, verstattete ihm den Zutritt in Gesellschaften, und wählte ihm aus der edlern Klasse des Adels einige Gespielen, um so den Jungen mit Welt und Menschen bekannt zu machen, und seinen Geist zu beschäftigen.

Wirklich war dieß der einzige sichere Weg, den Valentour einschlagen konnte, und der Vater fand seine Absicht ganz erreicht.

St. Luce aber war damit minder zufrieden. Die Gesellschaft besteht nicht aus guten Menschen allein, sagte er, auch Ungesittete befinden sich darunter, und das versteht sich vom Knaben bis zum Mann; was er also auf einer Seite gewinnt, wird er auf der andern verlieren. Er wird Menschen kennen lernen, er wird sich mit Anstand in einer Gesellschaft zeigen lernen; aber itzt, in dem Alter allen Eindrücken offen, wird er auch die Thorheiten des vergoldeten Haufens auffangen; vielleicht auch das Laster, das seine Diener überallhin begleitet, und, so glänzend es sich von

außen

außen zeigt, blenden muß — auch das Laſter wird er lieb gewinnen.

Grundſätze müßen alſo zuvor ſein Herz inne haben, um der Thorheit und dem Laſter den Eingang zu wehren.

Auf dieſe Art, wiederſetzte Valentour, müßen Sie ihn ganz von Menſchen und Welt entfernt halten; wie iſt das möglich?

Sr. Luce. Das wohl nicht. Aber mit ſo wenigen in Geſellſchaft als ſeyn kann. Und die Welt, däucht mich, läßt ſich am beſten, und ohne Gefahr in der Geſchichte zeigen.

Valentour. Nu! war die Vorwelt beßer als unſere? — finden ſie nicht in der Geſchichte gute und böſe Menſchen untereinander? So wie Sie darinn Beyſpiele von den ſchönſten Tugenden finden; ſo treffen Sie im Gegentheil wieder die ſchändlichſten Bubenſtücke an.

Sr. Luce. Das verſchlägt mich nicht. Die Geſchichte iſt eine Bühne, die uns mit einem Blicke die Tugend und das Laſter zeigt; wir ſehen auf einmal den ſchrecklichen Abſtand zwiſchen beyden, und unſer Herz laufet die Gefahr nicht dabey, verdorben zu werden,

der es dann ausgesetzt iſt, wenn wir die Welt durch die Welt ſelbſt kennen lernen müßen.

Valentour. Aber läuft er nicht Gefahr, da er alles, Gutes und Böſes vor ſich ſieht; ſo oft die Tugend fallen, und das Laſter ſteigen ſieht; daß ihn Beyſpiele des Böſen mehr reizen, als jene des Guten; Er iſt ehrgeizig, zum Beyſpiel, findet er nicht tauſend Siege des Stolzes, die ſeinem Ehrgeize ſchmeicheln?

St. Luce. Das iſt nun mein Thun, ihm das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden; ihn vor dem Betrug zu warnen, den der äußere Schein der Dinge ihm droht.

Valentour. Nun mein Herr! habe ich Sie, wo ich Sie haben wollte. Der Menſch braucht einen Führer; ihn ſucht' ich an Ihnen für meinen Sohn, und hoffe ihn gefunden zu haben. Er wird unbeſchädigt an der Hand ſeines Mentors ſich durch die Gefahren der Welt drängen; er wird Thorheiten ſehen, und wenn Sie ihm zeigen, daß es Thorheiten ſind, wird der falſche Schimmer ſein Herz nicht mehr beſtechen können; er wird das Laſter verabſcheuen, weil ſie ihm den Werth der Tugend reitzender gemacht haben. Dann verbinden

Sie

Sie die Geſchichte damit, und Sie können iht ihren Zweck nicht verfehlen. Die Geſchichte allein, ohne praktiſchen Umgang mit der Welt, iſt, nicht nur unzureichend; ſondern ſogar ſchädlich. Sie führet den Menſchen in eine Welt, die nicht mehr die unſrige iſt; macht ihn mit todten Leuten bekannt, und wir leben unter lebenden, und ſo bleibt der Menſch bey der tiefſten hiſtoriſchen Einſicht Kind in der gegenwärtigen Welt.

St. Luce, zu ſehr in ſein Syſtem vertieft, das das Reſultat jahrelangen Studiums war, zu ſtarrſinnig und ſtolz, ſich belehren zu laſſen, widerſprach alles mit Hitze, und würde um alles in der Welt ſeine Meinung nicht verlaſſen haben. Valentour entdeckte mit bitterſtem Verdruße die ſchwache Seite des Mannes, wovon er für die Erziehung ſeines Sohnes die nachtheiligſten Folgen vorausſah. Er ſchwieg; aber ohne dabey ſeine Abſicht zu vergeſſen. Er ſelbſt verband ſich, die Lücke zu erſetzen, die er in St. Luce fand, und ſchmeichelte ſich um ſo mehr den Hofmeiſter nach und nach auf ſeine Seite zu bringen, wenn er wider Verhoffen den glücklichen Erfolg von ſeiner Bemühung ſehen würde.

Allein

Allein diese Lücke wurde verstopft, und eine andere öffnete sich wieder. Valentour entdeckte sie mit Schaudern. Es ist einer der gefährlichsten Fehler für den Karakter des Zöglings, und kein Mittel fand sich, ihn zu heben.

St. Luce ward, wie gesagt, von dem Drucke des Schicksals und der Menschen sehr mißmuthig gemacht, davon ihm noch öftere Anfälle von böser Laune übrig blieben, wo es ihm unmöglich war, seinen Trübsinn zu verhüllen. Diese Lage war für seine dermalige Berufsgeschäfte sehr traurig. Denn sein Karakter war dem des jungen Valentour gerade entgegen gesetzt, und nothwendig mußten also beyde öfters in Kollision kommen.

Die kleinste Ausschweifung des Knaben zog eine ernste Sittenrede nach sich, und den Verbot irgend eines unschuldigen Vergnügens, das von der Willkühr des Hofmeisters abhieng.

Wie konnte das lange dem forschenden Auge des Vaters entwischen, der den Lehrer und Zögling immer mit gleicher Wachsamkeit beobachtete. Die Folge entdeckte diesen Umstand selbst. Das Zutrauen, das freye offene Betragen des jungen Valentour gegen sei-

nen

nen Lehrer verlohr ſich bald in ſklaviſche Furcht, und dieſe — macht Heuchler. Der Knabe, den finſtern Blicken und Vorwürfen ſeines mürriſchen Hofmeiſters zu entgehen, ſpielte ſeine Sächelchen geheim, und die Furcht lehrte ihn Liſt und Betrug.

Valentour hatte in etwelch Tagen mehrere dieſer Entdeckungen gemacht, und den Grund davon hatte er ſich leicht entziffert.

Schrecklichers hätte ihm nichts begegnen können; er war aufs äußerſte gebracht. Er theilte ſeine Erfahrung dem St. Luce mit, machte ihm bittere Vorwürfe, und beſchloß, ſo ſchwer es ihm auch ankommen ſollte, bey den Laſt ſeiner Geſchäfte ſelbſt ſeinen Sohn zu erziehen. Er entließ den St. Luce ſeines Geſchäftes, und behielt ihn als Freund bey. St. Luce! ſagte er, Sie ſind ein würdiger, treflicher Mann, Sie ſind liebenswürdig ihrer Rechtſchaffenheit, ihrer Einſichten wegen: aber zum Erzieher ſind Sie verdorben worden. Sie ſchreiben trefflich von der Erziehung, das iſt die Folge ihres Studiums; aber ſelbſt Erziehen laſſen Sie ja niemals mehr ihre Sache ſeyn. Ich verſichere Ihnen hiemit, daß ſie den ausgeſprochenen Gehalt beybehalten

ten sollen, und daß ich, so lang ich lebe, selbst meines Sohnes Hofmeister seyn werde.

Edler Mann! wie wenig verdienen, so wie Valentour im ganzen Wortverstande Vater genennt zu werden! Wie wenige kennen die Heiligkeit ihrer Pflichten, die hohe Würde ihres Karakters! — Wie viele giebt es nicht, deren all ihr Begriff von Erziehung sich auf das Wort Erhaltung einschränkt; und wenn sie Lesen und Schreiben und etwa die Erlernung einer Brodkunst dazurechnen, dann glauben sie nicht mehr, daß ihnen noch was übrig bleiben könnte. Dann sind sie stolz, sich sagen zu können: ich hab dich erzogen! unter meinen Händen bist du groß geworden! Ach, wißt doch! Beßer nicht seyn, als werden ohne Bildung.

Valentour richtete bey der Erziehung seines Sohnes sein vorzüglichstes Augenmerk dahin, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen, und das Herz desselben so drang an seines anzuschließen, daß keine Lücke zwischen beyden statt haben konnte. Und wie leicht war ihm dieses nicht? Er begegnete ihm sanft, und vermied, soviel möglich, mit rauhen Vorwürfen ihn von sich zu scheuchen; kein Vergnügen, keine

keine kleine Wohlthat konnte der Knabe genießen, die er nicht aus des Vaters Hand ihm reichen ſah, und Strafen — ſchicklich und ſelten angebracht — waren immer ſo, daß ſie nie als eine Folge des Zornes ſchienen, ſondern immer als nothwendig aus dem Vergehen ſelbſt entſpringend mußten angeſehen werden, ſo daß der Knabe beydes, Verbrechen und Strafe, als ſein Werk betrachtete. Dem Umgange der Domeſtiquen entzog er ihn ſoviel als möglich, und in Künſten und Wiſſenſchaften hatte er ihm kluge und rechtſchaffene Männer gewählt, die nebſt der Geſchicklichkeit in ihrem Fache auch Sitte und Wohlſtand beſaſſen, und feſt an die Vorſchrift des Vaters gebunden waren. Valentour, der den thieriſchen und moraliſchen Menſchen und das Verhältniß unter beyden kannte, erreichte ſpielend ſeine Abſicht. Er gieng der Natur nach, und vermied alle andern Nebenwege, von Syſtemen und Methoden dem ſchüchternen und trägen Kopfe eröffnet. Auf dieſer Bahne waren ihm alle die pädagogiſchen Hilfsmittel entbehrlich, die gegenwärtig ſo reichlich, und doch mit ſo wenig Erfolg, an Aeltern und Kinder ausgeſpendet werden. Aus ſeinem guten Herzen flammte die zärtlichſte

Liebe,

Liebe, die nie an ſeinem Liebling ermüdete; und ſein großer, vorurtheilfreyer Geiſt zeigte ihm die Wahrheit, und ließ das Herz nicht überſchwenglich werden. Der unerſchöpfliche Schatz an Erfahrungen, und das große Buch der Natur diente ihm für alle Bücher. Auch ſeinem Sohne verſagte er einen nanützen, überlüſtigen Bücherkram; reizte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Dinge ſelbſt, die in der Natur um den Menſchen herumgeſchehen, und ließ ihn mehr beobachten als leſen. Man weiß ja zu gut, und itzt mehr, als in den Jahrhunderten der Vorzeit, daß der Geiſt träge wird, und es ſehr gemächlich findet, ſich von andern vordenken zu laſſen.

Stuffenweis wird der Menſch; allmählig entſchwingt ſich der edlere Geiſt den Feſſeln des thieriſchen Körpers, allmählig reifet der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann, und wie wichtig ſind dieſe Stuffen in der Geſchichte des Menſchen, wie wichtig der Aufmerkſamkeit des Erziehers! Es ſind Epochen, wo uns die Entwickelung der Keime, der Anwachs und das Uebergewicht der Neigungen am ſichtbarſten wird.

Valentour bemerkte ſie richtig, und ſah die Keime des Guten und Böſen reifen; und

die

die Leidenschaften ihre Hülle durchbrechen, darinn sie in der Kindheit lagen. Der junge Valentour trat nun in ein Alter, wo der Geist, zu groß sich gängeln zu lassen, und zu schwach noch, sich selbst trauen zu können, das Herz allen Gefahren preis giebt. Jtzt zeigen sich Bedürfnisse, die man in der Kindheit noch nicht kannte, und ihre Befriedigung wird mit ungestümmer Begierde gesucht. Jn dem Augenblicke, da der Wunsch aufsteigt, will man ihn auch schon erfüllt sehen; jede Verzögerung ist ein neuer, noch so mächtiger Reiz.

Leidenschaften liegen im Temperament; der Vernünftige sucht sie nicht auszurotten, sondern zu lenken; denn auch in ihnen liegt der Keim der Tugend. Jst gleich die Bestimmung des Temperaments unwillkührlich; ist sie gleich eine Gabe der Natur und des Climats, so sind doch auch der freye Wille des Menschen, und die Mittel, ihn zum Guten zu leiten, die Religion und Sittenlehre geben, Geschenke der Gottheit. Oft schlummern die Leidenschaften nur, erwachen wieder, und reissen den Menschen mit unwiderstehlicher Wuth fort, wenn ihnen nicht Grundsätze der Tugend das Gleichgewicht halten.

Die

Die vielerley Wege, die von Erziehern in diesem Falle sind angetretten worden, haben noch meistens irre geführt. Man hat aus Jünglingen mit der hoffnungsvollesten Anlage zu großen Männern Tückköpfe, Heuchler und geheime Böswichter, ungestimme Wildlinge oder träge, unthätige Maschinen erzogen, in denen aller Geist, alles Feuer ist vertilgt worden — Automaten, die nicht mehr aus eigner Kraft handeln, sich mechanisch nach der Richtung bewegen, die ihnen eine fremde Kraft giebt.

Valentour fand auch hier seinen Weg von der Natur vorgezeichnet. Druck und Gegendruck stellt das Gleichgewicht her, und das muß auch, soviel möglich unter den Leidenschaften hergestellt werden. Man muß den niedrigen Leidenschaften edlere entgegen setzen; z. B. dem Hang zur Wollust Ehre, Selbstliebe, zärtliches Gefühl gegen andere, Achtung für seinen Mitmenschen, Hoheit und Würde seines Standes, auch Seelenstolz in einem gewißen Grade; so, daß das Böse nie — wenigstens seltner das Gute überwiegen kann. Selbstgefühl des Guten und Bösen ist das sicherste Mittel beydes kennen zu lernen.

Va-

Valentour ſetzte daher ſeinen Sohn öfters in die Lage, wo er die Folgen von Zorn, Rachſucht, Eitelkeit, und andern böſen Neigungen ſelbſt fühlen konnte. Er benützte alle Gelegenheiten, wo er ihm durch Beyſpiele, meiſtens gegenwärtige, die traurigen Folgen des Vorurtheiles, der Mode Thorheiten und des Laſters anſchaulich machen konnte. Dann prägte er ihm auch jene Grundſätze ein, die den Karakter des Edlen befeſtigen; Grundſätze von Ehre, Rechtſchaffenheit, Menſchenliebe, Dankbarkeit, Achtung gegen ſich ſelbſt, Menſchenwürde ꝛc. Freylich behalten ſie nicht immer jene Kraft, mit der ſie in der gegenwärtigen Zeit auf das Herz wirken, wo man ſie vorträgt; aber nie verlieren ſie ſich ganz aus dem Herzen; man erinnert ſich ihrer wieder in vorkommenden Fällen, und dann ſtemmen ſie ſich wieder mit neuer Kraft gegen die entgegengeſetzten Leidenſchaften.

Durch das Zutrauen, das der Sohn zum Vater hatte, war ihm jedes Wort heilig, und kein Zweifel, kein Gegenſatz konnte ihm die Lehren ſeines Vaters verdächtig machen; durch die Zärtlichkeit, mit der ſich von ſeinem Vater geliebt ſah, und mit der er ihn wie-

wieder liebte, würde er um alles in der Welt seinen Grundsätzen nicht ungetreu geworden seyn, seinem Willen nicht entgegen gehandelt haben; und wenn er ja zuweilen aus Schwachheit oder Leichtsinn fehlte, so war es ihm minder des Schadens wegen leid, den er sich durch seinen fehler zugezogen, als weil er die zärtliche Liebe seines Vaters beleidigt hatte.

Unbeschreiblich, fühlbar nur für den Vater ist die Freude, die Valentour über seinen Sohn empfand. Kein Erdenglück hätte sein Herz mehr in die innigste Wonne versetzen können, seine Seele mehr über alles Ungemach des Lebens erheben können, als daß er seine Sorge, seine Liebe so reichlich in seinem edlen Sohne belohnt sah. Mancher Vater, der zu träge, zu gemächlich war, die Stunden, die ihm seine Berufsgeschäfte übrig liessen, auf die Bildung seines Kindes zu verwenden, blickte itzt mit thränenden Augen auf den glücklichen Valentour, und bereute zu spät, daß er sein Kind lieblos und pflichtvergessen den Händen eines Fremdlings überließ, der einen heillosen Taugenichts, einen ungesitteten Burschen, oder gar einen Bösewicht daraus geformt hatte.

Bald

Bald bekleidete Valentour eine ansehnliche Stelle im Staate, wo er beneidet und geliebt, allgemein geschätzt sich den Beyfall des Monarchen und seiner Nation in vollem Maaße erwarb. Noch immer an der Hand seines weisen Führers, der allein sein ganzes Zutrauen besaß, gieng er mitten durch die Gefahren des Hofes, wo ihm von allen Seiten Verläumdung, Cabale, Schikane und Verführung in den Weg stunden, unbeschädigt seines Herzens, seines Glückes und seiner Ehre.

Wenn ihn je zuweilen eine Leidenschaft auf seinem Wege aus dem Geleise riß, so hielt ihn auf der andern eine edlere zurück, und die Aufmerksamkeit seines Vaters, der er nie entgieng, ließ ihn nie seine Bahn verlassen.

Valentour war der Liebling in Gesellschaften, und seine einnehmende Bildung, und sein erhabner Geist verdienten ihm unstreitig diesen Vorzug; er schätzte auch den Beyfall des schönen Geschlechts, denn wie konnte er ihm nach seiner heftigen Neigung gleichgültig seyn? — Aber er gab ihm auch zu vielen unangenehmen Vorfällen Anlaß, verleitete ihn zu manchem Schritt, der des nächste in sein

Verderben gewesen wäre, wenn ihn nicht die Rückerinnerung an die Grundsätze seines Vaters, die Vorstellung der schrecklichen Bilder vom Laster, die dieser mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gezeichnet hatte, noch zur Zeit zurückgehalten hätte.

Unter allen den Schönen, die am Hofe glänzten, stellte ihm die Marquis de Valiere am gefährlichsten nach. Sie war schön, hatte viel Geist, und noch in der Blüthe der Jahre, geübt in den Künsten der Liebe war es ihr leicht einen feurigen, liebeschmachtenden Jüngling an sich zu ziehen, dessen Herz noch unbefangen war.

Valentour, ganz von den anziehenden Reizen und seiner Leidenschaft hingerissen, verrieth bey jedem Blicke, mit dem sie sich begegneten, die geheime Geschichte seines Herzens; allein die schlaue Schöne, die mit Vergnügen den Jüngling so weit gebracht sah, that, als ob sie von allen den Regungen seines Herzens nichts wußte, wich seinen zärtlichen Blicken aus, und reitzte ihn durch anscheinende Nachläßigkeit so sehr, daß Valentour auf dem Wege war, ihr einen förmlichen Antrag zu machen; allein die Schaam

seine

ſeine Schwäche zu entdecken, und die Achtung, die er ſich und dem Marquis ſchuldig war, hielten ihn zwar von dieſem Schritte zurück, konnten aber doch nicht die Flamme löſchen, die in ſeinem Buſen loderte. De Valiere ſuchte ſie immer mehr anzufachen; und wirklich hatte ſie ſchon zur Hälfte gewonnen. Im Enthouſiasmus der Liebe, von allen Seiten beſtürmt verlohr Valentour alle Macht über ſein Herz, und that ſeiner Dame in den feurigſten Ausdrücken ein Geſtändniß, das er zwar nicht länger verſchweigen konnte; bey kälterm Blute aber bey jedem andern verliebten Thoren würde belacht haben. Nun hatte de Valiere ihre Abſichten erreicht, und in einer Gegenantwort verſicherte ſie ihn ihrer zärtlichſten Gegenliebe. Valentour war außer ſich vor Entzücken, und in dem gegenwärtigen Augenblicke würde er ſich zu den niedrigſten Schwachheiten herabgelaſſen haben. Allein der Zeitpunkt war zu ſeinem Falle eben nicht günſtig. Er wurde denſelben Tag noch zu einem Beſuche gebeten. Nun war es beynahe um ſeine Ruhe, um ſeine Ehre geſchehen. Er lief, von der Leidenſchaft gepeitſcht, bis an den Rand des Abgrundes, vor dem er eben ſtund, ohne den gräßlichen Schlund

zu sehen, darein er unrettbar fallen sollte. Noch lag er wonnetrunken auf einem Ruhebette, die goldne Uhr in der Hand, und schimpfte die Zeit eine alte Bettel, weil sie nicht mit seinen Gedanken die wenigen Stunden vorüber eilte, als er unangemeldet einen Besuch erhielt, der ihn aus seinem süssen Traume aufschreckte, und ihn in eine ganz andere Lage versetzte. Es war der Marquis, der allein die Freyheit hatte, unangemeldet kommen zu dürfen. Ein guter, freundlicher Mann, der gerne seine Kräften zum Dienste seines Mitmenschen verwendete. Er war zu gut, um Arges von seiner Gemahlinn zu muthmassen, und bekümmerte sich um ihre Galanterie wenig.

Valentour hatte ihm schon öftere Gefälligkeiten zu danken, und eben izt kam der Marquis wieder, ihm in einer sehr dringenden Angelegenheit, darinn sich Valentour befand, den wichtigsten Dienst zu leisten.

So sehr er auch über den Besuch des Marquis erschrack; noch mehr bestürzt wurde er, da er die Ursache desselben vernahm. Des Mannes redliche, zärtliche Freundschaft, die er mit dem schändlichsten Undank zu vergelten im Begriff war, erregte in seiner Seele die

bitter-

bitterſten Vorwürfe. Eine Purpurröthe deckte alle Lilienſtächen auf ſeinem Geſichte; das Blut tobte in den Adern, von dem erſten Aufruhr noch nicht geſtillt. Er bebte vor den Umarmungen des Marquis zurück, und floh ſeinen Blick. Die ſchrecklichſten Bilder ſtellten ſich ſeiner Seele dar, und, nur erſt auf dem Wege zum Laſter, glaubte er ſich ſchon laſterhaft. Alle Reitze der Marquiſe verſchwanden aus ſeinen Augen; und ſo verſchwenderiſch zuvor im Taumel der Leidenſchaft ſeine Phantaſie der trunknen Seele neue Schönheiten vorgemalen hatte, die in dem Original nicht waren; ſo geſchäftig war ſie itzt, das Bild mit den häßlichſten Zügen zu entſtellen. Die ihn ehemals als eine holde Grazie entzückte, war itzt in ſeinen Augen ein Ungeheuer, eine elende Verführerinn.

Der Abend vergieng, und die Nacht, ſchlaflos und marternd. Den andern Tag erhielt de Valiere von Valentours Hand ein Billet, darinn er ihr den Zuſtand ſeiner Seele mit den lebhafteſten Farben, mit den kräftigſten Zügen ſchilderte, und ihr das Unedle ihres Betragens gegen ihn auf das nachdrücklichſte vorſtellte.

Unver-

Unvergeßlich wurde ihm die Geschichte dieses Tages, und lange wirkte sie auf sein Herz; doch endlich verdunkelte die Zeit die Züge wiederum, die in seiner Seele davon übrig geblieben waren, und die Leidenschaft wurde von neuem rege, wenn schon mit minderer Kraft doch nicht minder gefährlich; und der Mensch, selbst nachläßig, durch Geschäfte und Eindrücke von äußern Dingen zerstreut, ist so wenig aufmerksam auf sich selbst, daß er die Regungen, die in seinem Innern vorgehen, meistentheils dann erst erfährt, wenn die Leidenschaften schon das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen haben.

Valentour befand sich öfters in dem Falle; öfters täuschte ihn sein Herz, allen Eindrücken offen, und hatte ihn so weit gebracht, daß er den gefährlichsten Kampf wagen mußte, um seine Tugend dem mächtigern Laster abzuringen.

Und — nicht genug, daß wir uns selbst schon so gefährlich sind, droht uns auch noch die Verführung, von der wir weit mehr zu befürchten haben. Das Laster hat die beredtesten Zungen im Solde, und den Erfindungsgeist gedungen, der nie müde wird, es zu schminken.

Einst

Einſt an einem Abend, als Valentour aus dem Theater gieng, wo eben eine wollüſtige Szene ſeine Phantaſie erhizt hatte, und die Leidenſchaft, die eine lange Zeit her in ſeinem Buſen ruhete, wieder erweckte, ſtieß er auf einen jungen Kavalier von ſeiner Bekanntſchaft, der ein unmäßiger, und bereits ſchaamloſer Wollüſtling war. Es koſtete ihn wenig Worte, den jungen Valentour zu bereden, daß er mit ihm gehen, und an ſeinen Vergnügen theilnehmen ſollte. Larignon, ſo hieß er, führte ihn am äußerſten Ende der Stadt in ein abgelegnes Häuschen. Ein altes, in Schande und Verbrechen grauegewordenes Mißgeſchöpf verführte arme, unſchuldige Mädchen, die das Glück verſtoſſen hatte, in dieſe Höhle, und verſteckte ſie den Augen der Gerechtigkeit, bis ſie am Altare der Schande als Opfer hinſanken. Schaam und Verzweiflung feſſelte ſie dann ſelbſt an das Laſter, zu dem man ſie gezwungen hatte. Valentour trat mit ſeinem Begleiter hinein; ſein Tritt wankte, aber es fehlte ihm Kraft und Entſchloſſenheit zur Flucht. Er ſollte der Mörder einer Unſchuld werden, die noch kaum die Kindesjahre verlaſſen hatte, deren Reize erſt zu blühen anfingen; die elend und verlaſſen ein Raub des

Schick-

Schicksals und des schändlichsten Eigennutzes geworden. Sie weinte, als sie mit Valentour war; nicht aus Schaam, nicht aus Furcht, denn ihre Bestimmung war ihr noch unbekannt, aber sie weinte um Rettung aus einem Orte, in den man sie aus dem Schoße ihrer Aeltern geschleppt hatte. Ihre Thränen rührten ihn, und er forschte um die Ursache derselben. Wie von einem gräßlichen Gespenste erschreckt, fuhr er zusammen, als er die Geschichte dieses unglücklichen Mädchens hörte. Gott! rief er auf, was wollte ich! — Was für ein Ungeheuer sollte ich geworden seyn! — Valentours Geschrey führte die Wirthinn des Hauses und Larignon herbey. Sein Gesicht glühete, sein Auge schoß Flammenblicke auf die Schändlichen, und Wuth und Schaam über sich selbst nahmen ihm anfangs Besinnung und Sprache. Dann warf er ihnen in den bittersten Ausdrücken die Grausamkeit ihres niederträchtigen Herzens vor. Sogleich verließ er das Haus, und nahm das Mädchen mit sich, ohne in der ersten Hitze zu bedenken, daß er seine eigene Ehre in Gefahr setzte. Er eilte mit ihr dem Hause ihrer Aeltern zu, verließ sie da, und sogleich war es seine erste Sorge das Raub-

eſt der Unſchuld zu vertilgen, und die Elende in die Hände der Juſtiz zu liefern. Larignon kam des andern Tags zu ihm, und wollte ſich über Valentour, den Tugend-Ritter, wie er ihn nannte, luſtig machen, und ſuchte ſeinen Entſchluß zu ändern. Valentour erſchrack über die Niederträchtigkeit eines Menſchen, der ihn noch geſtern Freund nannte, und entſagte aller fernern Gemeinſchaft mit ihm. Larignon drohete, die Geſchichte in allen Geſellſchaften auszubreiten, und ſo Valentours Ehre auf immer zu brandmarken. Aber die fürchterlichſten Drohungen ſtrömten aus Valentours Mund auf den Frevler, und es hatte wenig gefehlt, daß er nicht von übermächtigem Zorne hingeriſſen eine gräuliche That begangen hätte. Er hatte das Leben des Unwürdigen in ſeiner Hand, und nur Bitten und die heiligſten Verſicherungen, ewiges Stillſchweigen zu halten, hielten ſeinen Arm zurück.

So brachte Valentour die Tage ſeines aufkeimenden Lebens zu, bald riſſen ihn die Leidenſchaften in die gefährlichſten Abgründe hin. Allein die Macht der Erziehung ſiegte über ſein Temperament, und hielt den Wankenden zurück, daß er nicht ſtürzte.

Der

Der Menſch iſt der Sklav der Zeit und der Umſtände, er darf nie auf ſeine Tugend pochen, ein Augenblick einer feurigen Leidenſchaft zerſtört Jahrgebände, die Moralität und Ueberlegung erbauten. Bey manchem, der tugendhaft ſcheint, liegt der Keim des abſcheulichſten Laſters im Herzen verborgen, und erwartet oft nur den Zeitpunkt ſeiner Entwickelung. Der auf ſeine Stärke trauet, iſt ſchwach, und ſchon nahe dem Falle.

Es giebt reiche Menſchen, und man bewundert ſie, daß ſie ehrlich ſind, das heißt, ſie betrügen nicht, ſie ſtehlen nicht, ſie morden nicht, wo iſt hier Tugend? wo Verdienſt? ändert ihre Lage, entzieht ihnen die Tauſende, die ſie genießen, und ſeht, ob ſie Probe halten. Die Armuth iſt die Erzeugerinn mancher unedlen That: Mangel an Herzensbildung, an Erziehung, begleiten ſie, und was iſt der Menſch ohne Erziehung? ſein thieriſches Weſen lechzet nach Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, er ſucht Mittel, ohne zu unterſuchen, ob ſie erlaubt, oder nicht erlaubt ſind. Legt auf eine Schalle der Waage ein Pfund, und läßt die andere Schalle leer, ſo erhält nothwendig die Schalle mit dem

hem Pfunde das Uebergewicht. Stellet euch nun einen Menſchen vor ganz, ohne Erziehung; Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Beyſpiele reitzen ihn zum Laſter. Er kennt die Schmeicheleyen der Eigenliebe nicht, nicht die Verführungen des Eigennutzes, er folgt blindlings, und ſtürzt in ſein Verderben.

O ihr! denen der Zufall und die Geburt Vortheile vergönnt haben, die ihr oft nicht verdient, erniedrigt euch zu dem Elenden, und habt Mitleiden mit dem Verbrecher. Der Arme iſt ja auch ein Menſch, wie ihr, ihr ſeyd reich, ihr habt alles, kennt keine Bedürfniſſe. Der erſte aufſteigende Gedanke einer Begierde iſt ſchon geſättigt durch Befriedigung, und dennoch — dennoch, was habt ihr nicht ſchon alles gethan! Wenn ihr nun ganz ohne Erziehung, ganz ohne Grundſätze wäret, was würde aus euch werden? aber wie, eure Erziehung iſt ja oft nur Maske? Ihr habt gelernt tugendhaft zu tadeln, aber nicht tugendhaft zu handeln. Der Hofmeiſter muß meiſtentheils ein Maskenkramer ſeyn, der verſchiedene Larven und Maskenkleider in ſeiner Bude hat. Der will ſeinen Sohn zu einem Spanier, dieſer ſein Kind zu einer

Fran-

Franzoſen bilden, der ſoll den ſchwarzen Mantel eines Philoſophen tragen, und dieſer die Maske des Politikers.

Im Treibhaus unſrer Mode-Erziehung wachſen ſie auf wie Schwämme, wunderlich aber ohne Geiſt, ohne Geſchmack, ohne Stärke.

Sie denken nicht, ſondern ſie reden, was andere gedacht haben, ſie ſpotten, weil andere ſpotten, lachen, weil andere lachen, und ſind Thoren, weil andere Thoren ſind. Sie haben viel geleſen, aber wenig gedacht, ſind litterariſche Buchſtaben-Menſchen.

Daher jene Mißgeburten des Geiſtes, daher jene Menge von abentheuerlichen Thiermenſchen, die täglich auf der Bühne der Welt erſcheinen. Daher jene Menſchen, die halb Lamm und halb Wolf ſind, halb Geyer, und halb Taube, halb gut, und halb böſe.

Der alte Valentour, der dieſes alles wußte, ſuchte aus ſeinem Sohn weder einen Kavalier noch einen Hofmann, noch einen ſo betitelten Weltmann, ſondern einen Menſchen zu bilden.

Er

Er ſprach ihm nie von ſeinen Ahnen, nie von ihren Verdienſten, ſondern nur von denen, die der junge Valentour ſich erwerben ſollte.

Wenn das Blut, ſagte er ihm oft, das von Helden in Valentours Geſchlecht floß, in dieſen Adern verdirbt, und in einem Nichtswürdigen ſchleicht, ſo ſage, Valentours Adel hat aufgehört, ſeit dem du biſt.

Dieſe edlen Grundſätze, die Valentour, ſeinem Sohne beybrachte, machten auch das Glück ſeiner Tage.

Die edlen Geſinnungen ſeines Herzens wußten immer den Leidenſchaften das Gleichgewicht zu halten, und ſiegten immer über dieſe.

Des jungen Valentours feuriges Temperament hätte den guten Jüngling mit einer andern Erziehung ohnfehlbar ins Verderben geſtürzt.

Das Feuer, das Valentours Adern durchglühte, riß ihn oft hin zu einem gefährlichen Schritte; aber die edlen Grundſätzen erwachten bald wieder, und erhielten die Oberhand.

Wenn

Wenn unſer Herz von Jugend auf harmoniſch geſtimmt wird, ſo empfindet die Seele bald, wenn es das Laſter verſtimmen will.

Uebung edel zu handeln, giebt Fertigkeit, und dieſe Fertigkeit iſt die Siegerinn über die Leidenſchaften.

Valentour kam oft in böſe Gelegenheit: einſt ſah er Belminen, ein ſchönes Geſchöpf, aber eine jener Unglücklichen, die Armuth und Mangel an Erziehung zur Schande des Weibesgeſchlechts durch eine ſchändliche Aufführung brandmarkte.

Er ſah ſie, und Belminens Züge ſiegten über Valentours Herz, er entſchloß ſich Belminen zu beſuchen.

Der Entſchluß war gefaßt, aber ſchon machte ihm ſeine Seele heimliche Vorwürfe, er hörte aber noch nicht deutlich, die heftige Stimme der Leidenſchaft übertäubte den Ruf der ſchon beleidigten Tugend. Ich muß Belminen ſehen, ſagte er: denn nichts gleicht der Heftigkeit meiner Liebe. Ohne weitere Ueberlegung taumelte er in ſeiner Leidenſchaft durch die Gaſſe, und ſchon war er bey Belminens Hauſe. Es dämerte, ſchüchtern ſah er um

ſich, es wird mich doch niemand ſehen, ſagte er: ſehen! aber warum? hab ich denn einen Schritt gethan, vor dem ich mich vor der Welt zu ſcheuen habe, ich liebe ja Belminen, iſt die Liebe ſtrafbar?

Liebe iſt nicht ſtrafbar, aber — aber was denn? hier überlegte er, die Wolke der Leidenſchaft zerſtäubte ſich vor dem Licht der Vernunft, er kehrte wieder auf ſein Zimmer zurück.

Was wollte ich thun, fieng er an, Belminen beſuchen, wer iſt Belmine? iſt ſie meiner Liebe werth.

Wie, Valentour! ſo ein Mädchen willſt du dir zum Gegenſtand deiner Empfindung wählen? ein Mädchen, die das Gefühl der Tugend nicht kennt, die nicht weiß, was Liebe iſt, die ſich auf harmoniſche Stimmung gleich geſtimmter Seelen gründet? Ein Mädchen willſt du dir wählen, zu der du dich im Finſtern ſchleichen mußt, damit das Aug des Rechtſchaffnen dich nicht ſieht? O pfuy! ſieht dich nicht das Aug deines Gottes, vor dem du wandelſt; weiß er nicht die Geheimniſſe deiner Gedanken, und du ſchämſt dich

nicht

nicht vor dem Ewigen. Valentour! was wolltest du thun? eine Unglückliche noch unglücklicher machen; neue Schande über das Haupt einer Geschändeten sammeln, Umstände, Armuth, oder Verführung, auch diese wolltest du zu Nutzen machen, um die Unglückliche zu mißbrauchen, und dich den Niedrigsten der Menschen gleich zu setzen, die dieses Geschöpf in das Elend gestürzt haben. O mit erröthe ich vor mir selbst! zu welchen Thaten ist doch der Mensch nicht aufgelegt!

Nein, das Gefühl der Natur will ich nicht so entweihen. Erlösche, Unendlicher! jedes Gefühl der Liebe in einem Herzen, wenn thierische Leidenschaft es je entheiligen könnten.

So sagte sich Valentour, und die ersten Grundsätze seiner Erziehung siegten über seine Leidenschaft. Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, der Glauben an die Vorsehung, eine gewisse edle Schüchternheit, Menschenachtung, alles dieses, was für die Menschheit edel und gut ist, erwachte in Valentours Seele, und führten ihn wieder auf die Wege der Tugend zurück.

Valentour war glücklich, und dankte oft in den Tagen seines Lebens der guten Erziehung, die ihm sein Vater gab.

Menschenachtung ist eine der vornehmsten Tugenden, und sie kann nie genug ans Herz des Jünglings gelegt werden; sie allein ist im Stande gute Menschen hervorzubringen. In ihr allein ruhet der Keim aller Tugenden, wer den Menschen zu achten weiß, wird sich nie zum Laster erniedrigen. Mitleiden, Sanftmuth, Wohlwollen sind mit der Menschenachtung vergeschwistert, und edeln das Herz dessen, dem sie heilig ist.

Mißtrauen auf sich selbst ist die zweyte Stütze der Tugend, denn sie macht uns behutsam auf unsern Wegen. Wenn man sich je von dem Karakter eines jungen Menschen überzeugen will, so darf man nur sehen, wie bescheiden er ist. Jene unverschämten Pursche unsers Jahrhunderts, die über alles ihre entscheidende Stimme geben, die alles verachten, weil sie sich allein weise glauben, was werden diese Pursche für die Menschheit werden!

Ihr Stolz, ihr Hochmuth verrathen ihren Unverstand; wie möchte der Gutdenkende über

ſein Vaterland weinen, wenn er die Menge der jungen Thoren ſieht, wie ſie aufgeblaſen von ihrer Selbſtzufriedenheit ſich klug und weiſe dünken.

Ihr lächerliches ſteifes Weſen, ihre Doktorsmiene im Fratzengeſicht, ihre Ausſprache durch die Zähne, wie bee—finden S—i—e ſi—ch, und alles das, wovor dem Mann eckelt, prophezeiht der nachkommenden Menſchheit wenig Gutes.

Es waren einſt Zeiten, in denen der Jüngling den Umgang des Mannes ſuchte. Aufmerkſam war ſein Ohr auf die Stimme des Weiſen, und Beyſpiele leiteten ihn zur Tugend, aber ſie ſind vorüber dieſe Zeiten, und auch ihre Männer, die die Nachwelt bewunderte.

Man erzieht ſelten Denker mehr, ſondern Schwätzer, die durch tauſend Worte das zehnmal ſchlechter ſagen, was manche ſchon ſchlecht genug geſagt haben.

Ihre Lektüre iſt einem Bettler Hafen gleich, in dem gute und ſchlechte Brocken, alles durch einander, warm und kalt, weich und hart, bitter und ſüß ſich befinden mögen. Was

wun-

wundert ihr euch denn, wenn die Tugend in Lumpen geht?

Man fodert heut zu Tage, der Knabe soll viel wissen, ob er es gut weiß, um das bekümmert man sich nicht, wenn es nur blendet, wenn die Natur nur den Firniß hat, sie mag gleich aus faulem Holze geschnitzelt seyn.

Und denn unsere Hofmeister, wie sind sie angesehen? denken die Väter, daß sie die ersten Freunde der Familie sind? begegnet man ihnen mit jener Achtung, mit der man Männern begegnen solle, die den Saamen zum Glücke nachfolgender Jahrhunderte ausstreuen. Weiß man, daß der gnädige Herr Vater nur daß Thier, und der Hofmeister erst den Menschen gemacht hat.

Läßt man dem Manne, dem man das Wohl seiner Kinder anvertrauet, allezeit unumschränkte Freyheit, das junge Herz zu bilden.

Verderben die Aeltern nicht durch ihre üblen Grundsätze in einem Abend oft mehr, als was der Erzieher durch Zeiträume von Jahren gut gemacht hat. Sagt man den Jungen nicht immer, daß sie vom Adel sind, daß also das Verdienst schon mit ihnen ge-

bohren ist, daß sie also nicht nöthig haben, sich um Verdienste zu bemühen. O ihr Hofmeister! die ihr die wichtigsten Männer des Staats seyd, ich bitte euch um der Menschheit willen Liebe! zeiget einem Zöglinge die Richtigkeit dieser Grundsätze. Die Welt hat gute Menschen nöthig, sonst bedarf sie nichts; der kein guter Mensch ist, wird seine Rolle immer schlecht spielen, und hätte ihn der Zufall auf einen Thron geschlendert. Edle Handlungen geben dem Menschen das Verdienst, nicht Geburt; man kann dieses nie genug sagen, nie genug wiederholen, denn der Mensch, der seiner Natur nach faul und stolz ist, schmückt sich gerne mit fremden Verdiensten, und schlaft gerne auf Lorbeern ein, die andere gesammelt haben.

Der alte Valentour führte seinen Sohn, als er noch ein Knabe war, einsmals in Garten, und zeigte ihm einen Baum, der keine Früchte trug, sieh, sagte er: Sohn! die Voraltern dieses Baums trugen die besten Früchten, sie waren die Zierde dieses Gartens, und dieser Zögling hat ausgeartet, sieh! hier stehen andere Obstbäume prächtig herum, sie tragen Früchte, wähle! —

Sieh Valentour! diese Bäume sind die Menschen, nur die, die nutzbare Früchte tragen, haben einen Werth in der menschlichen Gesellschaft: der ohne Frucht ist, verdient ausgehauen zu werden, denn durch die Früchten, die seine Vorältern trugen, bekommt er keinen Werth, es bleibt immer ein unnützer Baum.

Durch dergleichen Beyspiele flößte Valentour oft die Triebe zur Nacheiferung ins Herz des Sohnes. Eines Tages war er mit ihm in einen Naturalienkabinet, da zeigte man ihnen einen Embrio, den man aus dem Leibe einer Dame schnitt, die vor kurzem starb.

Valentour führte seinen Sohn zu diesem Gegenstand, Freund! sagte er: sieh dieser Embrio, er stammet ab von einem der besten Geschlechtern, und wenn die Thaten der Vorältern unmittelbar ohne unsere Verdienste auf uns wirken können, so ist kein Edelmann im Lande, der seine Verdienste mit den Verdiensten dieses Embrio vergleichen darf. Du verstehst mich?

Der junge Valentour umarmte seinen Vater, ja ist verstehe Sie, sagte er: ich weiß es, daß die Verdienste meiner Vorältern ohne Zuthuung der meinigen auf mich nie wirken

werden;

werden; sie werden mir auch nie zum Stolze, wohl aber zur Nacheiferung dienen, meiner Voraltern würdig zu werden.

So glücklich als Valentour wirklich war, so unglücklich dachte er sich oft, als er die Stärke des Stromes seiner Leidenschaften fühlte, gegen welchen die Tugend ihm oft nur ein schwacher Damm schien. Oft verbitterte es ihm seine Lebenstage, wenn er sich im Wirbel herumgedreht sah, und in manchen einsamen Stunden die Geschichte seines Lebens durchlas, bey mancher Stelle vor den Gefahren aufschauderte, die auch den festesten Mann hinreißen, und noch bey dem Entzücken, sie glücklich bestanden zu haben, zitterte; bey dieser erröthete er, und bey jener dankte sein matter Thränenblick dem Retter aus der Gefahr. Sorgfältig und streng — zu weise, um eitel zu seyn — prüfte er jeden seiner Schritte; freute sich dessen, der ihn näher zum Ziele führte; bereute welchen; — glücklich genug, keinem fluchen zu dürfen.

Ah! diese Stunden, die köstlichsten des Weisen, die er, frey von Geschäften und Sorgen, ungestört genießen kann, wie schnell entrinnen sie der Zeit, und geben zu früh der kom-

kommenden Raum, wo wir, nicht mehr so ganz uns eigen, wiederum das Spielwerk der Gelegenheit ſind! —

Valentour dachte ſich in den Stunden der Selbſtprüfung, ſo ſtark, ſo mächtig, der Vorſatz war ſo unwandelbar in ſeiner Seele gefaßt, daß er auf der Stelle kühn den heftigſten Stürmen würde getrotzt haben.

So wähnt auch der Kranke in den exquiſienden Pauſen, wo ihm Schmerz und Kleinmuth einige Ruhe gönnen, ſich geſund und ſtark, freut ſich der Geneſung, und verläßt das traurige Bette. O! ruft er auf, wie will ich mich nun meines übrigen Lebens freuen, wo kein Schmerz mich mehr einkerkert, nicht mehr die grauſame Hand des Arztes mir Wunden gräbt, kein ſchleichendes Fieber das Mark mir aus den Knochen frißt. Ah! mir iſt recht wohl! ſo ſagt er, träumt Freuden des Lebens, und wankt zum Fenſter, um friſche Luft zu genießen. Ein rauher Nord bläſt ſtarrenden Froſt in ſeine Glieder, er ſinkt auf ſein Bette zurück — und ringt mit dem Tode.

So freute ſich Valentour der Plane, die er mit enthuſiaſtiſchem Geiſte entworfen hatte, ſein

sein Leben in sicherer Ruhe zu genießen; fest auf seinen Grundsätzen stehend der Thorheit und dem Laster zu trotzen; unerschütterlich, wie der Fels im Meere, an den die tobenden Wogen vergebens anrennen.

Wir begreifen oft kaum die Möglichkeit unserer Schwäche; nicht die Möglichkeit, wie man doch bey so vielen Geisteskräften dieser Schwäche unterliegen könne; fassen neuen Muth, neuen Stolz auf unsere Stärke, und dann — ergreift dem Geist im Aufruhr des Herzens ein gäher Schwindel, und treibt ihn im Kreisel herum; dann sind wir wieder alles, was die Leidenschaften aus uns machen wollen; am wenigsten aber das, was wir kurz vorher seyn wollten.

Nur wenige Wochen vergiengen, als Valentour sich neuerdings, ohne daß es sein Herz selbst zu wissen schien, der Gelegenheit in die Arme warf, denen er sich — fest umschlingen sie die Beute — nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte entwand.

So leicht angezogen von jedem Bilde, das seine geschäftige Phantasie mit noch höhern Farben zu verschönern suchte, mußte er nicht auch betro-

gen

gen werden? Ihn, dem die Erfahrung immer die Blöſſen seines Herzens wieder aufdeckte, die er sich selbſt gerne verhüllt hätte, ſollte ihn nicht der Schein von Tugend haben trügen können, wenn er ſie ſelbſt, die Göttliche, in einem Mädchen Herzen zu finden hoffte? — Sein Schwachheitsgefühl ſagte es ihm, daß ſeinem Herzen ein tugendhaftes Frauenzimmer unentbehrliches Bedürfniß ſeye, um es vor den kühnen Ausfällen der Leidenſchaft zu ſchützen.

Lange ſuchte er ſie vergebens, die würdigſte ihres Geſchlechts, als endlich Heloiſe de la C... ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Keine blendende Schönheit; und nicht gemacht auf den erſten Blick zu erobern; aber deſto anzüglicher war ſie in der Folge, wie näher man ihr kam. Ihr lebhafter Geiſt, ihre nicht gemeinen Kenntniſſe, ihr beſcheidner, einnehmender Ton machten ſie in allen Geſellſchaften liebenswürdig. Dazu ihre Geſchmeidigkeit, ſich jede Lage, jede Denkungsart, jeden Karakter dem ihrigen anzupaſſen: ihre Klugheit, mit der ſie auch dem geringſten Anſtoß vorzubeugen wußte; mit der ſie ſogar die Schmähſucht unter den geſchäftigſten Zungen ihres Geſchlechts zum Schweigen brachte. In Geſell-

ſchaften

schaften suchte sie immer den Werth anderer zu erheben, und vermied alle Schmeicheleyen, die man ihr sagen wollte, oder gab ihnen eine so künstliche Wendung, daß sie mehr ihre eitle Nachbarinn beräucherten, als sie selbst zu treffen schienen, und eben durch ihre Gefälligkeit, durch ihre sanfte Herablassung erhob sie sich über alle, erreichte ihre Absicht, allein zu glänzen. Sie eroberte, ohne daß sie es zu wollen schien; und doch war Siegen ihr Wunsch. So ward sie in Kurzem, als sie am Hofe erschien, der Liebling in allen Versammlungen; der allgemeine Wunsch ihres Gegengeschlechts.

Valentour hatte sie nur einige Male gesehen; an ihrer Seite in Gesellschaft gesessen, und sonst nirgends als da gesprochen, so fühlte er sich schon so unwiderstehlich an sie hingerissen, daß ihm keine andere Wahl mehr übrig blieb. Ah! sie ist's! sie ist's! rief er einst voll Entzücken aus, als er an einem Abend den Zirkel verließ! wo er sich mit ihr befand, sie ist's! ich muß ihn haben, den Engel, die einzige! mein Herz sagt es mir.

Durch den Tod seines Vaters wurde er in den ansehnlichsten Vermögensstand gesetzt, und

um so mehr war er erfreut, Heloisen, derer häusliche Umstände nicht die besten waren, durch seine Hand glücklich machen zu können. Er wünschte nichts anders, als alle seine Schätze ihr zu Füssen legen zu können; und sie nichts anders, als eine reiche Heurath zu treffen, um desto angenehmer kokettiren zu können.

Valentour sog jeden ihrer Blicke gierig in sich; fühlte sich in ihrer Gegenwart über alle Erdenkinder erhoben, und malte sich in seiner wonnetrunkenen Seele eine Zukunft wie Elisium; aber Heloise, derer ganzes Leben nichts anders als ein Moderoman war, hatte die edlen Empfindungen der Liebenden schon zuviel in Büchern gelesen, um sie selbst mehr empfinden zu können. War ihre Tugend Verstellung, so wars ihre Liebe gegen Valentour um so mehr; wie sie ihn liebte, liebte sie alle; ihr Herz kannte nur sinnliches Gefühl, sonst war es hart zur Empfänglichkeit reinerer Triebe.

Wenn Valentour, durchglüht von dem Feuer seiner Liebe, sich selbst und seines allkräftigen Vorsatzes vergaß, die Schranken zu durchbrechen schien, die ihm der Wohlstand setzte, stand ihm ihre Tugend entgegen. Jeder leichtfertige Blick wurde mit einer ernsten

Miene

Miene bestraft; jedem unanständigen Ausfalle seines Witzes mit feyerlicher Würde, kaum von jener der ächten Tugend zu unterscheiden, begegnet. Was sie sprach, war lang gedacht; war schicklich für den Karakter des Mannes gewählt, der ihr zur Seite saß, und so, ohne dem Mitgefühl dessen, was Valentour für sie empfand, konnte sie nie aus ihrem Geleise gerathen, konnte sie sich nie enthüllen; so hielt sie ihn immer in der geziemenden Entfernung, wie sie nur die strengste Tugend vorschreiben kann; und so betrachtete sie Valentour, der nie aus seinem Traume wieder zu sich selbst kommen konnte, für seinen Schutzgeist, für das Glück seines Lebens.

Ungestümm pochte sein getäuschtes Herz dem glücklichen Zeitpunkt entgegen, wo er mit ihr Hand an Hand über den rosigten Pfad dieses Lebens hinüber gleiten könnte. Die Stunden schienen ihm mit Zentnerlasten an den Füssen behangen stehen zu bleiben; er konnte nicht früh genug seine Jammertage heranrücken sehen. —

Endlich nahete sich der entscheidende Tag; nur eine Woche verzögerte ihn noch. Gerne hätte Valentour soviel Jahre von seinem Le-

ben

ben sich abrechnen lassen, als Tage den letzten seiner Hoffnungen verschoben. Mit unaufhaltsamer Hast machte er alle Vorbereitungen, setzte alle Gewerbe zum Brauttag in Bewegung, ließ alle Geschäfte liegen, und selbst seine Freunde waren ihm itzt ungelegen.

Heloise sah mit jauchzender Freude der Eilfertigkeit des betrogenen Thoren zu, und war während dem mit nichts besserm beschäftigt, als sich alle die Kostbarkeiten, die ihre Eitelkeit prächtig genug fand, aus Valentins Kassa beyzuschaffen, der dabey nur immer ihren noblen Geschmack zu bewundern hatte.

Glückwünschungen strömten ihr auf allen Seiten zu, die nun ihr Stolz mit einem gefälligen Lächeln beantwortete.

Nun fieng die Mißgunst, von dem blendenden Glücke Heloisens beleidigt, sich in dem Herzen ihrer Gespielinnen zu regen an. Aber sie war zu klug, um sich einer von ihnen zu vertrauen. Sie verbreitete von jeher über all ihre Geheimnisse das undurchdringlichste Dunkel, und keiner ihrer Galanen plauderte, aus Furcht ihre Gunst zu verlieren.

Valen-

Valentour würde ohne Rettung verloren gewesen seyn; würde unfehlbar in die Arme einer niedrigen Betrügerinn gesunken seyn, würde Glück und Ruhe, all seiner Tage Seligkeit an eine Unwürdige verschwendet haben, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die für sein Bestes wachten, und klärer sahen als er, mit Augen, nicht von dem Zauber der Liebe getäuscht. Einige der wenigen Redlichen, die Valentours Freunde waren, wollten dem Betrognen die Binde vom Auge ziehen, und wagten es daher, dem Liebetrunknem seinen Irrthum zu zeigen. Allein Valentour glaubte an ihnen neidische Verläumder zu sehen, und haßte seine Freynde.

Einem einzigen von diesen gelang es, über List und Liebe zu siegen; den Hingesunkenen aus seinem Schlafe zu wecken, und der Betrügerinn die Larve vom Gesicht zu reissen. Es war Valentours Onkel, ein würdiger Mann, den ihm das Schicksal an Vaterstelle hinterlassen hatte. Sein Auge sah hell und frey, und Valentours Liebe mit Heloisen blieb ihm nicht unbemerkt. Ein sorgfältiger Beobachter seines Neffen entdeckte er sie schon im Keime, und nun, da sie zur völligen Reife gedeihen sollte,

sollte, hatte er fest beschlossen, sie zu zernichten, es möchte kosten, was es wolle.

Unterdessen verbarg er seine Absichten auf das behutsamste, um sie desto sicherer zu erreichen. Er schien der einzige unter Valentours Anverwandten zu seyn, der seiner Wahl allen Beyfall gab, seinen Geschmack bewunderte, und seiner Liebe in den schmeichelndsten Ausdrücken Glück wünschte. Zu seinem Plane wählte er sich einen von den Lieblingen Heloisens, den er zur willigen Maschine machte, um im Verborgenen durch ihn desto sicherer wirken zu können.

Einst an einem Abend, als die Cour geendet war, bürdete er ihm durch den Mund eines dritten die listige Mähre auf, daß Valentour plötzlich, durch Kabale gestürzt, in die Ungnade des Königs gefallen seye, und nächstier Tagen seiner Stelle werde entsetzt werden. Dieses falsche Gerücht kam in wenig Stunden in aller Ohren, und der geäfte Liebling kam schnaubend mit dieser Nachricht zu Heloisen. Zugleich sorgte aber auch Valentours Onkel, um Heloisen um so gewisser in seine Schlinge zu ziehen, daß ihr zu gleicher Zeit von einer andern Seite ein reitzender An-

trag

trag gemacht wurde, und nun hatte der Onkel das Mäuschen in der Falle, wie er sichs gedacht hatte. Gleich den andern Morgen schrieb Heloise ihrem Bräutigame in einem sehr lakonischen Briefe den Tausch ihres Herzens, das nie einem gehörte, und schon sah man sie am Arme ihres neuen Gegenstandes zum Trotz ihrer Gespielinnen, die sich schon zum Voraus freuten, wie sie die unglückliche Braut in allen Gesellschaften auszischen wollten, auf der Promenade an Valentour, den sein Onkel, um den gelegensten Zeitpunkt zu benutzen, dahin geführt hatte, so gleichgültig vorüber geben, als hätte sie ihn ihr Lebetag nicht gesehen.

Nun war sie entlarvt, die häßliche Seele, in den Augen aller Welt, und auch in Valentours Augen entlarvt. Er sah sie, aller glänzenden Hülle entblößt, die gleissende Schminke von dem Gesichte gewischt — o der Anblick ist zu gräßlich, um ihn mehreren Augen darzustellen! — Oder giebt es noch ein abscheulicheres Bild, das den Blick einer edlen Seele mehr beleidigt, als ein weibliches Geschöpf mit Heloisens Karakter darstellen kann? Die Kunst, grausamer als alle die wilden Thiere,

die

die der Schrecken in Lybiens Wüſten ſind, würgt die Natur, wenn ſie den verderbenden Fortſchritten derſelben in Weg ſtehen will; ſie die Freundinn, die Begleiterinn der Natur hat ſich in den Tagen unſerer Verfeinerung zur elenden Magd des Laſters herabgewürdigt, das nie ohne ſeinem Putzmädchen erſcheint. Am grauſamſten handelt die Kunſt mit dem ſchönen Geſchlechte. Mit der Lüge vereint zerrt und pfuſcht ſie ſo lange an dem göttlichen Bilde aus weiblichen Stoffe, an dem Meiſterſtücke, darinn ſich die ganze Natur ſpiegelt, bis es zur eckelhaften mechaniſchen Puppe wird, und endlich — muß nicht aus einem Urbilde von Schönheit ein Scheuſal der Natur werden?

Valentour umarmte ſeinen Onkel, und mit Thränen der Freude und des innigſten Dankes dankte er ihm für ſeine Rettung: Ach! rief er aus, was würde aus mir geworden ſeyn! — Ha ich Träumer! — wie elend würde ich meine Tage verjammert haben! — nein! nein! — ich würde ſie nicht ausgelebt haben! —

So ſchnell als ſich das falſche Gerücht von Valentours Fall verbreitet hatte, eben ſo ge-

schwind gieng der Wiederruf von Ohr zu Ohr zurück, und nun sah Heloise, daß sie überlistet worden; doch faßte sie sich leicht über ihren Verlurst, da sie auf einer andern Seite wieder gewonnen zu haben glaubte; allein auch da war sie hintergangen. Sie wollte Rache haben über Valentour, und versuchte es daher den Grafen P . . . (so hieß er, der Valentours Stelle ersetzen sollte) wider ihn zu reizen, aber dieser, von ihrem niedrigen Karakter unterrichtet, und zu wenig noch von ihren Reizen geblendet, verachtete sie, und so wurde sie, zu ihrer gerechten Strafe, die Fabel der Stadt. Ueberall wurde von ihr gesprochen, über sie gelacht und gespottet. Sie durfte sich in keine Gesellschaft mehr wagen; denn alle Witzlinge schärften ihren Zahn gegen Heloisen, und was noch mehr — der Edle verachtete sie. Sie dachte auf geheime Rache, aber man war schon zu sehr mit ihrer niedrigen Denkungsart bekannt, und daher zu wachbar um sich nicht auf allen Fall sicher zu stellen. Nun, da sie alle ihre Plane vereitelt, sich immer mehr erniedrigt sah, floh sie die Hauptstadt, und verlebte in der Provinz einsam und dürftig ihre Tage.

Unter-

Unterdessen sorgte das Glück für Valentour auf einer andern Seite, und in Bälde wurde die Leere in seinem Herzen, die Heloise zurück ließ, mit einem würdigern Gegenstande besetzt.

Die Gräfinn Deligny brachte ihre Tochter vor einiger Zeit vom Lande in die Residenz. Eine holde Grazie in der Frühlingsblüthe, von ihrer weisen und tugendhaften Mutter so edel gebildet, als sie die Natur schön geformet hatte. Unverdorben und unschuldig aus dem Schooße der Natur gehoben, führte sie das Glück in Valentours Arme.

Amalie war die Seligkeit seiner Tage; die Jahre flohen dem glücklichen Paare in den Umarmungen einer tugendhaften Liebe dahin wie fröhliche Lenztage, und die Zeit, die alles schwächt, gab ihrer Liebe immer neuen Schwung. Liebenswürdige Kinder, die schönsten Abdrücke ihrer treflichen Originale, segneten die Ehe der Liebenden, und adelten Valentours altes Geschlecht. So entsproß aus dem alten Valentour, der die Lehren der Weisheit und der Tugend getreu vom Vater zum Sohn übertrug, eine Reihe edler Menschen, die der Menschheit eine Nachkommen-

schaft versprach, die, von dem gemeinen Schlage der Menschen entfernt, ein neues Menschengeschlecht werden würde.

Valentour, der all sein Glück, seine Ruhe, alle Freuden seiner Mannstage der weisen Erziehung seines Vaters zu danken hatte, und einsah, was ohne der wohlthätigen Macht derselben auf das Herz aus ihm würde geworden seyn, machte auch die Erziehung seiner Kinder zum vorzüglichsten Augenmerk. Er folgte hierinn getreu der Vorschrift seines seligen Vaters, der auf jedem Schritte der Natur nachgieng.

Er schämte sich nicht, in den Stunden der Musse die Kinderstube zu besuchen, und herzte da mit unbeschreiblicher Vater-Freude seine lieben Kleinen. Auch Amalie schämte sich nicht, so sehr auch Mode und Gemächlichkeit dawider eiferten, Mutter zu seyn, und die hohen Pflichten ihres Standes wie eine wackere Bürgersfrau zu erfüllen. Aber daher waren auch ihre Kinder gesünder, gedeihten besser als die meisten Sprößlinge des Adels, die eine gemiethete Amme gestillt, und eine runzlichte Madonne zu hochadelichen Krüppeln,

peln, ungesunden, an Geist und Körper verwahrlosten Schwächlingen erzogen hatte.

O mit welcher Wonne füllt die Beschäftigung mit seinen Kindern die leeren Stunden des Vaters aus! — Welch ein schöner Anblick, eine zärtliche Mutter in dem Kreise ihrer Kinder zu sehen! sie spielen, arbeiten, beten und lehren zu sehen. — O um wie viel schöner kleidet eine Mutter die Beschäftigung mit ihren Kindern als Spiel und Assamblee! — Wie würdiger ist nicht der Anblick, wenn man sie sieht, wie sie ihre Kinder kämmt, wäscht und putzt, als wenn man sie Marquen zählen sieht, oder müßig am Fenster sitzen, einen Roman in der Hand, oder über die Auswahl einer Putzkrämerey studieren.

Aber ich bitte um Vergebung, daß ich so bürgerlich rede: es muß doch einen Unterschied geben.

Was würde man von Selinden in Gesellschaften sagen, wenn sie zu Haus ihrer sorglosen Amme zuvorkäme, und selbst ihr Kind wüsche und kleidete; kann sie sich doch selbst nicht ohne Hilfe ihres Putzmädchens anziehen. Ihre zärtliche Nase, nur gewohnt Lavendel und Ambra der süßen Herrchen zu riechen,

würde

würde den beleidigenden Geruch der Kindsstube nicht ertragen können. Sie ist zu empfindsam, und ihr Ohr zu melodisch gestimmt, um das Schreyen und Wimmern ihrer Kinder hören zu können. Daher sind sie in den äußersten Winkel des Hauses verwiesen, in ein finsteres, dämpfigtes Zimmer, das keinen andern Zufluß von frischer Luft hat, als was sich in dem Vorhofe sammelt, und der nahe Pferdestall ausdünstet.

So wurde auch Selinde erzogen, und so erzieht Selinde wieder ihre Kleinen zu geistlosen, kränklichten Puppen. Ihrer Kinder wegen verläßt sie um keine Minute früher den Spieltisch, opfert keinen Ball, keine Promenade auf; nicht die geringste Einschränkung wird um dieser unbedeutenden Geschöpfe willen gemacht. Nun sind sie einmal da; aber auch das war nicht ihre Absicht. Sie wollte nur einen Mann haben, der ihr schöne Roben, spitzen und Bänder kauft, ihr Bediente und Pferde hält, und zu ihren Ausschweifungen Geld genug giebt; die Kinder sieht sie als eine übecläſtige Bürde des Ehestandes an.

Glaube man ja nicht, daß Selinde die einzige sey; es giebt ihrer hunderte, denn

man

man hat die Erziehung in unſern Tagen zum Geſchäft armer niedriger Menſchen gemacht, die gerade, weil ſie zu keinem andern häuslichen Geſchäfte tauglich gefunden werden, nirgends beſſer angebracht werden können, als in der Kinderſtube. — Welche ſchreckliche Ausſicht in die Ferne des künftigen Alters! — Ha! ich ſehe ſie die kommenden Menſchen; elende, verſchrumpfte Karrikaturen, Zwerge an Geiſt und Körper, ausgedörrte, kraftloſe Gerippe, in deren zärtlichen Knochen ſtinkendes Eiter anſtatt des Markes lieget, — Menſchen, die von ihren Vätern nur den Namen mehr tragen. Ha! erſchrickt man nicht ſchon itzt, wenn man in ein Zeughaus tritt, und die Waffen unſrer Ahnen ſieht, die unſre entnervte Hand kaum mehr von der Stelle heben kann. — Staunen wir ſie nicht an, als Wunder der Vorzeit, und bald — bald wird man ſie für Mährchen halten, die Thaten unſrer Väter. — Wie wenn der Menſch ſo von Stuffe zu Stuffe herabſteigen ſollte, wo wäre noch ein Planet für dieſe Marionettenfiguren, denn die Erde kann doch nicht lauter Würmer tragen? — O möchte der Ruf der Wahrheit aus dem Munde ſo vieler wackerer Männer, die ſich gegenwärtig mit der

Er-

Erziehung beſchäftigen, in das Herz mancher Aeltern dringen, die ſchon ſeit lange vergeſſen haben, was ſie ihren Kindern ſeyn ſollten. —

Johanna und Ubald,

eine

Geſchichte im alten Geſchmack,

entlehnt aus den Biographien

der

Selbſtmörder.

An einem ſchwülen Sommerabende, erzählte mir ein altes Mütterchen, ſaſſen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L — r. Sie tranken bis die Glocke eilfe ſchlug, und ſchwätzten in dieſer den Geiſtern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Geſpenſtern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedienet hatte, machte den ungläubigen Thomas, ſpottete über jedes Hiſtörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geiſter und Kobolde nur

eine

eine Erfindung der alten Weiber wären. Wenn du denn sogar viel Kourage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch itzt auf unsern Kirchhof, und hole das Todtengerippe her, das in der Halle steht. Thust du dieß, setzte Jakob hinzu, so will ich dich für den muthigsten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit dir an keine Geister glauben, und dir noch obendrein einen neuen Thaler Schenken. Der Ungläubige fieng an zu wanken, und gestund endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, sagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Gespräche zuhörte. Die Bauern erstaunten sammt und sonders über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu zahlen, wenn sie die Wette wirklich erfüllen würde. Kätchen sprang fort, und setzte in wenig Minuten das Skelet an den Tisch der erschrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweyten Thaler, wenn sie es geschwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wiederauf, und eilte damit der Halle zu. Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von

ihrem Rücken bringen. Sie verſuchte es mit Gewalt, aber auch ſo gelang ihres nicht. Sie bebte, und war einer Ohnmacht ſehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfen und düſteren Tone) Ich laſſe dich nicht!

Käthchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, ſtehe mir bey!

Das Skelet. (mit noch ernſtlicher und ſchrecklicher Stimme) Ich laſſe dich nicht!

Käthchen. Jeſus Chriſtus erbarme dich meiner!

Das Skelet. (äuſſerſt gräflich) Ich laſſe dich nicht, bis du meine Bitte erfüllſt!

Käthchen. (zitternd und bebend) Was ſoll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirſt du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge deinen Weg durch die offene Thüre deſſelben, bis du zu einem ſchwarz gekleideten Frauenzimmer kömmſt. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willſt du's thun?

Käthchen. Ich will!

Das

Das Skelet ließ ſie nun loß, ſie wollte fliehen, aber ſtraks hieng es wieder an ihrem Halſe, und drohte ſie zu erwürgen. Kätchen gelobte aufs neue, und gieng auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angſt näherte ſie ſich dem Gewölbe. Der Eingang war düſter und dunkel. Weiter hin erblickte ſie den Schein eines Lichtes, dem ſie folgte, und am Ende das beſchriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las, antraf. Blaß war ihr Geſicht, langes, blondes Haar hieng zerſtreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Bruſt nur halb eine tiefe Wunde, aus der roſinfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterſtrömte. Kätchen warf ſich vor ihr nieder. Verzeih, rief ſie ſtammelnd, dem Todtengerippe, das draußen an der Halle ſteht, und mich zu dir ſendet. Langſam und traurig wandte nun die Leiende ihr Geſicht gegen Kätchen, ſchüttelte dreymal mit dem Kopfe, und winkte ihr, ſich zu entfernen. Kätchen ſprang aus dem Gewölbe, und wollte eben ſo eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weiß es! aber der Baum fällt nicht auf

den ersten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, flehe! Bitte für dich, für dein Leben! denn kömmst du unerhört zurück, so packe ich dich bey den Haaren, und schleudere dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke spritzt, und von deinem Frevel vierzig Menschenalter mit Schaudern erzählen.

Mehr todt als lebendig schlich Käthchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bath nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorher dreymal mit dem Kopfe.

Käthchen. O so verzeih ihm wenigstens um meinetwillen! Er wird mich ermorden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du hast gewiß auch gelebt! Weißt was Jugend ist, und Jugend unternimmt! Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm!

(Der Geist seufzte, schüttelte wieder dreymal mit dem Kopfe, und las weiter.)

Käthchen. Grausame, wenn dir mein Leben, mein Tod so gleichgültig ist, so kanns dir, die du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht angenehm seyn, daß der Barbar mit

wie

mir ein Kind tödtet, das ich, allen Menſchen verborgen, unter meinem Herzen trage, und deſſen Geburtsſtunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter warſt, je ihre Liebe zu einem Kinde kannteſt, ſo verzeih ihm um des armen Würmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das itzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, ſchlug freudig das Buch zu, löſchte die Lampe aus, und verſchwand, indem ſie Käthchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Dieſe ſtand in dieſem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, ſah wie das Skelet ebenfalls zuſammenſtürzte, und kam noch dieſe Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geiſterbanner nannte, der lange lebte, in allen ſeinen Unternehmungen glücklich war, und als Miniſter am Hofe — ſtarb.

Das Mährchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieſes alles ſo wahr, wie das Evangelium, mit ſchönen Worten an der Wand der Halle noch zu leſen ſey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch die-

se für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sah maschinenmäßig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über dessen Haupte folgende Innschrift zu lesen war: Hihr stunte in natura das Tottenperipe ynes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale beertigt, und am drieten Tage druf stunte es wieter uf diesem Ploze. Ana Katharina Reicherin erlössete es in der St. Joanis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiete. Anno Christi 1627. Gott sie siner und oler christglaubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Diese Innschrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann bekannt, ich konnte also auch eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, sagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Mährchen, als ichs zum

erstien-

erſtenmale erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit, oder wenigſtens die veranlaſſende Geſchichte entdecket zu haben. Ich bat ihn, ſie mir zu erzählen. Sie können ſie ſelbſt leſen, ſagte er, und holte aus ſeiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unſerm ſeligen Herrn ſein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchſuchen, weil ſein zweyter Sohn deutſcher Herr werden ſollte. Unter andern fand ich auch dieſe Geſchichte. Es thut mir leid, daß ich ſie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumal ſelbſt Autor werden, und kleidete ſie nach meiner Art ein. Als ich älter und geſcheider wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leſer angenehmer wäre, ſie in den altdeutſchen, poßierlichen Ausdrücken zu leſen, aber da war ſchon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit dieſem auch das Archiv abgebrannt, und nun müßen ſie's ſich ſchon gefallen laſſen, ſie nach meiner Faſon zu leſen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, ſagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und beßer benutzen als ich. Nur bitte ich die Namen der Familien zu verſchweigen, weil ſie noch exiſtiren. Ich las hernach mit Vergnü-

gen,

gen, was ich meinen Lesern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebahr Margaretha von ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muster der Schönheit, ein Engel in weiblicher Gestalt war. Damals schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen, und Margaretha saß oft in dieser liebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veste stand. Eine Wahrsagerinn oder Zigeunerin gieng einst vorüber. Edle Frau, gieb mir eine Gabe! Du sollst sie reichlich erhalten, wenn du mir das Schicksal meines Kindes enthüllst. Die Wahrsagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und sagte endlich: In vieler tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümperinn. Allem Ansehen nach wird deine Tochter sehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinausläuft, ist in der Mitte zerrissen.

Soll

Soll ich der Länge der Linie trauen, ſo wird ſie länger leben als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, ſo wird ſie früher ſterben als du und ich, und ich und du. Kurz, ſie wird ſterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebähren, aber ein Knabe wird ſie in das größte Elend ſtürzen, und ein anderer Knabe ſie aus der größten Noth erlöſen. Mehr weiß ich dir nicht zu ſagen. Margaretha bezahlte dieſen Unſinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemahl. Benno, ſo hieß der Alte, ließ dieſe merkwürdige Weisſagung von einem gelehrten Mönche aufzeichnen, und verwahrte ſie in dem vergüldeten Käſtchen, das ihm ein Ritter, der alten Minne, aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer ſchöner, und theilte ſchon als ein Mädchen von fünfzehn Jahren auf einem Thurniere den Preis aus. Ubald War der Sieger, ſah dieſe aufblühende Roſe, und liebte ſie heftig. Er war ein ſchlanker, ſchöner Ritter, beſaß feſte Schlöſſer, viele Reiſige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damaliger Zeit umgeben, zog er am an-

dern Tage auf des alten Bennos Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattinn noch zu jung, sprach der Vatter, daß weißt und siehst du selbst; aber sollte ich weit und breit einen Gemahl für sie suchen, unter allen Rittern den mir gefälligsten wählen, so würde die Wahl dich treffen. Willst du noch fünf Jahre harren, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter ist ein Schatz, auf den ich nicht fünf, sondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meister des Schatzes werde. Sie ist schon in dem Alter, in welchem sie sagen und unterscheiden kann: Ob ihr ein Gesicht wie das meinige, gefällt? Laß mich also heute und morgen mit ihr reden, und frage sie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, bewirthete seinen Gast aufs herrlichste, und Ubald sprach viel mit seiner Tochter. Als er wieder fortzog, suchte die schöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und gestand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher

Scham,

Scham, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann sey, den sie lieben könne, wirklich schon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er diese frohe Nachricht vom Vater hörte. Er besuchte seine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte diese Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war sein Gebot, ihr Wille sein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze, und er war bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf, bey ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundshauptmann erwählet. Viele Aebte gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte fürchten ihn sehr.

Schon war das fünfte Jahr seines Harrens halb verflossen, schon machte er auf seiner Veste Anstalt, seine Braut anständig bewillkommen zu können, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnißfeste, zum Thurniere ein, als der Ruf in der Gegend erscholl, daß

der Graf Eberhard *) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum ersten Preise einen ganz vergülderten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische lasse ich mich von euch zum Altare führen, sagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dieß erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernste nahm; aber es war zu spät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen am bestimmten Tage zur grüflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch entscheidend, er stieß selbst das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern ***) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um den

*) Sein Geschlechtsname steht selbst im Originale nicht.

**) Dieß war damals eine besondere Art der Thurniere. Die Ritter fochten mit scharfen Lanzen, und selten wurde so ein Thurnier zu Ernst gehalten, wo nicht mehrere Ritter todt auf dem Platze blieben.

***) Eine Gesellschaft der Ritter, die diesen Namen führte.

den ihrigen zu empfangen. Zerstreuet hieng sein gelbes, krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte der Fesseln entledigt, muthig in der Luft. Schweiß floß in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes, feuriges Auge schoß Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafenstochter, eh sie dieß schöne, äußerst reizende Gesicht wieder bedeckte. Sie fragte nach seinem Namen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben. Am Abende fand sie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt dir, meine Agnes? An einem so festlichen, dir so ruhmwürdigem Tage hoffte ich, dich nicht in Thränen zu finden. Sahst du nicht, wie Fürsten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem deiner Blicke geizten, wie sie Wunder der Tapferkeit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten. Die Schmeicheley, die du ihm sagtest, schmerzte alle mehr, als die Wunden, die er ihnen schlug, mehr, als der Verlurst des Preises, mit dem du ihn krönetest.

Agnes.

Agnes. Eben dieser Unüberwindliche, dieser reizende, schöne — O mein Vater! dieser Unnennbare ist die Ursache meiner Thränen!

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er stritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir seine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet sich deine Muthmassung?

Agnes. O ich sah's deutlich beym Thurniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach diesem allen zu schließen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das ist noch zu wenig! Ich verehre — O das drückt's schon gar nicht aus! Ich hange an seinem Blicke, ich weide mich an seinen Zügen, ich lege mich an seinen Worten, ich lebe und bebe bloß in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm ist zu groß! Mein Herz ist zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die

die Bruſt meines Vaters ausgießen, damit er mir helfe, mich tröſte. Ich ſchäme mich für mir ſelbſt, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verſtecken, und doch würde ich's auch dieſer Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieſer große, dieſer tapfere Ritter, und ich ſein! O theuerſter, beſter-Vater! Ich ſein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutaſten? Ruhig könntet ihr das längſte, gröſte Alter genießen, noch als Greis auf Krücken jedem furchtbar herumkriechen! Kein Feind würde ſich eurem Lande nahen, alle würden horchen auf euern Befehl, ſich ſchmeichelnd um eure Burg lagern, und ſclaviſch harren, bis es euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte der Tod euch mir, ſo würden ſie alle auf die Knie fallen, in mir den Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrſcher verehren! Aber ſo! — Wen kann ich wählen? Wen ſoll ich einſt ehlichen? Da alle ſahen und hörten, daß er nur unüberwindlich iſt. Jeder, dem ich meine Hand ſchenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden.

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes.

Agnes. Wenn er's nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — Und muß er's nicht, da alle unsere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden! Dann die Geliebte seines Herzens auf meinen Fürstenstuhl setzt! Ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder seyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Hast du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich stets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da steht er! Dort sprengt er auf den sonst so tapfern Reynald zu! dort wirft er den —

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantasire noch, so lange es dir gefällt. Ubald ist ein tapferer Ritter, stammt von der Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen, ich würde ihm also meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich dir offenherzig gestehen, daß ich schon dran dachte, schon die Vortheile überlegte. Er besitzt viele Schlösser und Vesten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren wird.

wird. Ich kam wirklich, um dich auszuforschen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine andre!

G. Eberh. Ist dieß so ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwiesen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als seine Lanze am Panzer des großen Roberts absprang, beym Lenken des Roßes das Bild küßte, und dann gestärkt durch diesen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft schnellte.

G. Eberh. Aber wessen Bild? Kann's nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schwester, das letzte Vermächtniß seiner Mutter gewesen seyn?

Agnes. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger, seine Schwester auch meine Schwester seyn! Meine Busenfreundinn sollte sie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz sein gehörte, und beten auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so schönen Sohn gebahr.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforschen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner spotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh.

G. Eberh. Agnes, sprich nicht Unsinn! Du verspottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das stark! Ehe würde ich dir das Schwert selbst ins Herz stossen, eh ich — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um dich, flehen bey dir um deine Gunst! Er erhält mit dir ein schönes Land, und dieß ist des Bittens und Flehens wohl werth.

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, hinschmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um dich tragen, Thränen im Verborgenen mit dir weinen, aber der Fürst ungerührt hinter deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig seines großen Heldenstammes wirft. Darnach richte dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden!

Unterdeß der Vater so mit seiner Tochter sprach, und die letztere in banger Erwartung die Nacht durch wachte, lag Ubald auf dem gastfreyen lager des Grafen. Er war müde, und matt von den Thaten des heutigen Tags, und konnte doch nicht schlafen. Den güldne

Har-

Harnisch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an seine Johanna, aber noch öfter an die schöne Agnes, die einer Gottheit gleich, vor seinen Augen schwebte. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen das voll Bewunderung — Was soll ich seine schändliche That länger verheelen? — voll Liebe für sie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er wußte, daß sie ihn liebte, aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nur für die schöne Agnes schlug. Johanna war itzt in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für seine Ritter und Knechte ein gutes Mahl bereiten würde, wenn sie ermattet vom Streite nach Hause kämen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an seiner Seite streiten, und ihn zu größerem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war's also, daß er diese vorzog, und jene hintansetzte. „Sie wird mich vergessen, wie ich sie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für sie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird's ihr ja eben so gehen!" So dachte er, und so suchte er seine Untreue zu entschuldigen. Doch untreu wurde er seiner Meynung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht gesetzmäßig verlobt.

lobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck ſtand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich ſtellten ſich ihm große Hinderniſſe in Weg, wenn er ſich Agneſen ſein dachte, aber eben dieſe Hinderniſſe ſpornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigten ſich um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh verſammelten ſich die Ritter zur Meſſe, Ubald eilte auch dahin, denn er hoffte Agneſen zu ſehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an ſeinem Halſe trug, blieb vergeſſen an der Wand hängen, und da er mit der güldnen Rüſtung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, ſo ſchmückte er ſich damit. Geſtern ſah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von güldin Stük, aller geſtikt mit Perlin. Agneſe hörte hinter einem verborgenen Gitter Meſſe, Ubald ſuchte ſie alſo vergebens, aber ſie ſah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die ſie an ihm bemerkte.

Nach der Meſſe reiſten viele Ritter fort, Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den ſonſt nicht hundert Krieger eine halbe

be Minute von ſeiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu ſprechen, und bald geſtand ihm letzterer, daß er der glücklichſte Sterbliche ſeyn würde, wenn er ſich nur entfernte Hoffnung auf Agneſen machen könne. Sie ſoll dein ſeyn, ſagte der Graf, denn du biſt ihrer würdig, du ſollſt mit ihr mein Land erben, denn deine Tapferkeit verdient's. Komm itzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob ſie eben ſo wie ich denkt!

Agnes. Wie ſoll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorſam von der erſten ſeiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin alſo ausgeſchlagen! Verworfen! Das deutſche Mädchen fühlt dieſen Schimpf, und will ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürſtentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünſchte ſie vom Vater zu erfahren: Ob er's ihm auch wirklich ſo nahe legte, daß er's begreifen konnte, ſie ſey's, die er ausſchlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er ſoll dir's ſagen, wenn er mit dir reden wird. Aber itzt antworte:

Willſt

Willst du jeden Fürsten, Grafen und Ritter, er heiße wie er heiße, kurz, er sey Ubald oder nicht, von meiner Hand als deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an den Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So rasch, so schnell ausgesprochen! Ueberlege dieß wichtige Ja gut! Ich will's noch nicht als gesagt annehmen, und frage dich zum zweytenmale?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugefügt, die der billige Fürst billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe sie ein! Nur müßen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr schwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er gieng, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieser stolze, tapfere Ritter, vor dessen Lanze jeder erschrak, dessen Schwerte jeder wich, stand nun schamroth und betroffen da. Er stotterte, sprach einige Worte, und stotterte wieder. Agnes schwieg ganz, denn Freude und Entzücken hemmten ihre Sprache.

Der

Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agneſen den erſten Kuß der Liebe, und die ſpäter abreiſende Ritter nahmen ſchon die Neuigkeit von beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlichen Thurniere mit ſich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hauſe, und bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlaſſene, ganz vergeſſene Johanna harrte unterdeſſen ſehnlich auf ſeine Ankunft. Den Tag ſeines Thurniers feyerte ſie mit Faſten und Betten für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emſig nach, wenn er wieder eintreffen könne. Zwey Tage warttte ſie an der Heerſtraſſe vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne ſchon wieder dahin. Oft ſah ſie vom weiten Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand ſich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon ſtand die Sonne am höchſten, ſchon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf ſie warte, als ſich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehrenveſter Ritter, ſagte Johanna zu dem Vornehmſten, verzeiht meiner Neugierde! Wo kommt ihr her?

Ritter.

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Thurniere, das der Graf Eberhard seiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am besten? Wer erwarb den ersten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Vesten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz schlug hoch, ihr Gesicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor euch aus? Oder hielten ihm Feste, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von beyden, er — — —

Johanna. Oder ist er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring ich ihr auch nicht den ersten Preis, so habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (sprengt fort)

Johanna. (ihm nachschreyend) Was sagtet ihr? Erklärt mir's deutlicher! (dem letzten seiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was sagte dein Herr? Ubald des Grafen zum Lohne?

Knecht.

Knecht. Ja, edle Dame! Mein Herr log nie! Ich selbst sahs, wie Ubald beym gestrigen Abschiedsmale mit Agnesen liebäugelte, und hörte den Grafen selbst sagen: Es wird ein schönes Paar werden! Wenn ihr etwann auf ihn harret, wenn er euch den Preis des Thurniers versprach, so wartet ihr vergebens.

Johanna ließ erstaunt den Zügel fahren, und wankte ohne Gefühl nach Hause. Vater und Mutter wollten sie trösten, aber sie nahm keinen Trost an, sie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Rose, an der ein Wurm nagt. Oft gieng sie noch ans Fenster, sah vergebens hinaus, und horchte, wenn sie der Rosse Trap hörte. Aber ihr Treuloser dachte nicht mehr an sie, und war zu höflich, ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ihr Vater sah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm selbst zu hören. Ob seine Tochter eine so ehrlose Dirne wäre, die man so wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache, schäumend ritt der alte Benno nach Hause, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feyern, so

wartete er, nur von zween ſeiner Knechte begleitet, an einem Scheidwege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Troſſe von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenveſte Mann biſt, wenn nicht jeder Schildknappe deiner ſpotten, dich ins Geſicht eine Memme ſchelten ſoll, ſo ſtehe, und gieb Rede und Antwort!

Ubald. (ſtand)

Benno. Johanna iſt meine Tochter! Ich fordere in ihrem Namen Rechenſchaft von dir!

Ubald. Ich ſtreite nicht mit Greiſen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave ſtehe und rechte!

Ubald. So ſeys! wie willſt du ſtreiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie ſtiegen vom Roße, ſchnallten ihre Harniſche ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch ſeines Beleidigers Schwert. Ubald jammerte ſehr. Ich wollte, ſagte er, daß mich Johanna vergeſſen, aber nicht, daß ſie mir fluchen ſollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog mit des Greiſes Blut beſprizt zur Hochzeit.

Jo-

Johanna hatte, eben ſo wie ihr Vater, die Botſchaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben ſo wie er, am Wege ſeiner warten. Nicht um mit ihm zu kämpfen, ſondern ihm alle ſeine Schwüre und Geſchenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das ſonſt Wonne, itzt Qual für ſie ſey, oder wäre er ſo ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigſtens noch einmal zu ſehen, und dann auf immer in einem Kloſter ihr Leben zu vertrauern.

Das wachſame Auge der Mutter verhinderte ſie, um die beſtimmte Zeit abzureiſen, ſie warf ſich erſt um Mitternacht aufs Pferd, und wie die Sonne ſie beleuchtete, ſo begegnete ſie dem Leichnam ihres Vaters, den ſeine Knechte auf ſein Roß gelegt hatten, und traurig nebenher ritten. Als ſie ihn erkannte, ſtürzte ſie vom Roße, und die beyden Treuen hatten nun zwey Todte zu führen. Nahe beym Schloße erholte ſich Johanna, um ihre arme Mutter im gleichen Zuſtande zu ſehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller ſeiner Unterthanen, die ſtumme Verzweiflung ſeines Weibes und Kindes, gaben ihm das laute Zeugniß,

daß er ein ſanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die troſtloſe Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher ſorgfältig verſchwiegen hatte, und noch an dieſem Tage nahm ſie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter aufs neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf der Straſſe nach des Grafen Burg, verwunderten ſich, eine edle, trauernde Dame ſo allein ziehen zu ſehen, ehrten ihr Leid, das ſie nicht kannten, und nahmen ſie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man dachte dazumal noch ſehr gaſtfrey, trugen ihr eine Wohnung an; aber ſie ſchlug dieß Anerbieten aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienſte ſie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfeſt erſchien. Er und Agneſe ſchwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückſeligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit in die Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und ſechzig edle Damen, und ſiebenhundert Knechte begleiteten ſie zu Pferde. Der Zug gieng bey Johannens armſeliger Wohnung vorbey, und ſie

folgte

folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammleten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, mordbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerte nach ihm, aber Ubald wande sich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beschädigend, unter dem Arme durch. Hingerissen von Erstaunen, erschrocken für der nahen Gefahr taumelte er einige Schritte vorwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! schrie sie noch, kehrte die Spitze des Schwertes schnell gegen sich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwert fuhr ihr durchs Herz, und sie sank todt nieder.

Gemurmel und Lärm folgte nun auf die Todtenstille, die bisher herrschte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Priester floh, und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds Seite, und er stand einsam, allein, ohne vielleicht zu sehen, zu fühlen, was vorgieng. Er war durch eine todte, edle Dame unauslöschlich mit

Schande

Schande gebrandmarkt, und konnte sie nach den Gesetzen der Ritterschaft nicht mehr abwaschen. Zwey Stunden darnach sah man ihn aus der Kirche wanken, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geschickt, und Agnese, für die der beschimpfte Ubald auf immer verloren war, nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugniße des Geschichtschreibers, als Aebtißinn im Geruhe der Heiligkeit.

Die arme, äußerst gekränkte Margaretha sande in alle Ecken Boten nach ihrer verlohrnen Tochter aus, und alle kamen ohne tröstende Nachricht zurück, denn sie suchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen sie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wande sie sich müde auf ihrem Lager, und schlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust.

Mutter, sagte sie langsam und traurig, ich bin todt, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, bestattet ihn im Todtengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin unglücklich! Der Gerechte sprach ein strenges Urtheil über

mich

mich aus. Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todtengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen sollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag und Nacht auf Erlösung harren, und nie erlöset werden. Nie, schrie Margaretha im Traume, das wäre schrecklich! So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird nach des Verhängnißes Schluß vor die Thüre meines Begräbnißes zu stehen kommen. Ich so lange schmachten und lesen, er so lange stehen und harren, bis ein noch nicht gebohrnes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dieß je geschehen? Und doch glimmt noch Hoffnung in meiner Brust! O betet für mich!

Sie verschwand, Margaretha erwachte und sahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todtengewölbe beerdigen, die Thüre auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustinus Bornerius oder Bonorius, ein barfüsser Mönch, versichert hier, daß er diese Stiftungsmesse selbst fünfzehn Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beym

An-

Anfange der Meſſe jedesmal die Gewölbth'r aufgethan, und mit dem Ite, Miſſa eſt! wieder von ſich ſelbſt geſchloſſen hätte. Er und viele andere Prieſter ſahen die Wunder, aber die Layen ſahen es nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reiſige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, ſagten ſie, ihr könnt uns wohl am beſten ſagen: wo eurer Tochter Grab iſt? Wir haben Aufträge dahin von unſerm todten Herrn! Sie erzählte dann, daß ſie Ubalds Reiſige wären, der nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß ſie ſeine Gebeine nach Deutſchland führen, und an ſeiner Johanna Seite beerdigen ſollten. Ein griechiſcher Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen ſkeletirt. Da ſie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröffnet werden könne, ſo ſetzten ſie das Skelet, das ſie in einem Sacke bey ſich führten, zuſammen, und ſtellten es neben die Thüre. Wenn nun, ſagt der Geſchichtſchreiber, das Gewölbe bey der Meſſe ſich öffnete, ſo wande ſich auch das Skelet, und ſah traurig hinein.

Jeder

Jeder meiner Leſer kann und mag dieſe Geſchichte ebenfalls für ein Mährchen halten. Ich trenne Wahrſagung und Traum davon ab, und ſehe dann nicht ein: Warum ich und ſie ſolche nicht als geſchehen annehmen könnten? Sie iſt freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber ſeine Zuſätze ſcheinen ſichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geſchichte in einem Familienarchive aufbewahrt wurde, ſo findet man noch mehr Grund, das wahrſcheinliche derſelben nicht zu bezweifeln.

Das Mährchen der alten Mutter erklärt ſich durch die Geſchichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden laſſen, und hieb wie Alexander den Knoten entzwey, da ſie ihn nicht ganz aufzulöſen vermochte.

Ein Pendant

zur vorigen.

Geschichte, vom Verfasser des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfasset.

Am Ufer der Donau, unweit eines kleinen Dorfs ragten auf einer Anhöhe noch verschiedene Ruinen eines alten Gemäures hervor. Die Sage gab, daß ein Raubschloß in dieser Gegend einst war, und alte Mütterchen sahen in heiligen Nächten aus dem Schutte der alten Veste herumwandelnde Lichter. Ein großer weisser Schimmel ohne Kopfe soll auch von dieser Gegend an bis in das benachbarte Dorf einen Fremden einst beleidet haben, und gählings bey dem Wirthshause verschwunden seyn; als ihm der Wanderer mit einem Vergelt es Gott dankte.

Niemand wußte in dieser ganzen Gegend soviel zuverläßiges von diesem Schloße anzugeben, als ein alter Hirt, der von seinem Urgroßvater noch verschiedene Nachrichten zu erzählen wußte. Es war einst an einem heiligen Weihnachtsabend, als in Nachbars Hannes Wohnung, verschiedene Bauern in Heimgarten

garten kamen, und den Abend über mit Mährchen verschwätzten, bis es Zeit in die Mette war. Valentin, so hieß der Hirt, war auch mit, und er fieng so zu erzählen an, als die Reihe an ihm kam: Seht's Nachbarn! ich weiß es noch so gut, als wäre es heute. Ich war noch so ein Bube, saß meinem Vater auf seiner Schooße, und hörte den Wunderdingen zu, die er von alten Schlössern erzählte. Da fieng er an: und machte das heilige Kreuz, daß uns Gott alle, die wir da sind, von bösen Geistern bewahren wolle, aber gewiß war es doch, daß so ein Poltergeist in unserm Schloße regierte, was sagst du? erwiederten die Bauern, ein Poltergeist? ja sag ich euch, ein Poltergeist, fuhr mein Anherr fort, und horcht nur, was sich alles fügte:

Wie gesagt, ein Poltergeist war im Schloß, aber dortmals war das Schloß noch nicht so zerfallen, wie itzt, es war noch dort und da ein Zimmerchen darinn, wo man wohl noch wohnen konnte, aber niemand wollte hinein, denn es wüthete des Nachts fürchterlich herum.

Es war in Kriegszeiten, sagte mein Anherr: als spät am Abend, eben in der heil. Thomas Nacht, ein alter Offizier kam, der sich im

Wirths-

Wirthshause einquartieren wollte; allein es war alles besetzt, und er fand keinen Platz.

Das Wetter war kalt, und es stürmte und schneyte, daß es nicht fortzukommen war. Die Bauern assen Käs und rauchten schwarzen Tobak, daß es in der Zechstube stank wie die Pest. Beym Element fieng der Offizier an, habt ihr dann keine Hundshütte, wo ich bey euch übernachten kann: ich wollte mir da ein Strohlager zurecht richten lassen, aber ich wollte lieber beym Teufel wohnen, als da bey diesem Höllengestanke. Wenn sie Lust haben, sagte der Wirth: beym Teufel zu wohnen, so finden sie noch Platz genug, sie dürfen nur ins alte Schloß hinaufgehen, da finden sie guten Platz, aber Gott segne ihnen ihre Nachtherberg. Weiset mir den Weg, sagte der Offizier, und bekümmert euch ums übrige nicht. Er nahm Brandwein und Brod mit sich, ließ sich Feuer machen, und kampirte im ersten besten Zimmer im Schloße, von seinem Zimmer sah er durch ein Fenster in die alte Kapelle hinab, wie ihr wisset, und die noch zu sehen ist. Dort Nachbar! wo itzt die Feldkapelle steht und wo der große Grabstein liegt, auf dem der geharnischte Mann ist, dort Nachbarn! war die Schloßkapelle.

Um

Um Mitternacht hörte der Offizier ein erſchreckliches Geraſſel, er ſah in die Kapelle hinab, und fand, daß ſie durchgehends beleuchtet war. Der große Grabſtein, der an der Mauer war, öffnete ſich von ſich ſelbſt, und ein vom Fuß auf geharnischter Mann trat aus dem Grabe, der Offizier wollte ſeinen Augen nicht glauben, er nahm ſeine Blendlaterne, und gieng in die Kapelle. Ganz über ſeine Erwartung war es, daß er wirklich den Grabſtein offen fand: er ſah in die Oeffnung, und eine ſteinerne Treppe führte in eine Todtenkruft hinunter. Der Offizier wagte ſich hinab, da war eine zinnerne Sarge ohne Deckel, der Offizier legte ſich in ſelbe, nachdem er ehevor ſeine Laterne zur Seite ſetzte, und erwartete den Geiſt.

Nach einer halben Stunde kam das geharnischte Geſpenſt zurück, und näherte ſich ſeiner Sarge. Wer biſt du? fieng der Offizier an: und wer berechtigt dich, die Sterblichen in dieſen Stunden zu beunruhigen, bleib in deinem Grab, und unterſtehe dich nicht mehr, in dieſer Gegend herumzuwandeln, oder ich will die Knochen deines Skelets zuſammenſchlagen, daß ein Harniſch von deinem Gerippe

rippe fallen muß. Wenn du Leute die Nacht durch beunruhigen willst, so beunruhige die Schlemmer in der Stadt, und laß den ehrlichen Landsmann und den braven Soldaten ungehudelt. Der Geist hob seine Hände aufrecht, du hast mich erlöset, sagte er, denn ich war verurtheilt herumzuwandeln bis ein Sterblicher durch außerordentlichen Muth die Stärke seiner Herzhaftigkeit zeigen würde. Der Offizier verließ den andern Morgen das Schloß. Seine Haare waren grau wie eis, und sein Bart weiß wie Schnee, er verließ auch bald hernach die Welt, und begab sich in ein Mönchskloster, wo noch in der Kronik diese Geschichte aufgezeichnet stehen soll, so sagte Valentin; allen, Paul der Sohn eines Bauerns, der ein wackerer Junge war, und in der benachbarten Stadt schon einige Jahre studierte, schüttelte immer den Kopf, Valentin! sagte er endlich: dein Anherr war ein guter Mann, allein in dieser Geschichte stecken viele Unwahrscheinlichkeiten, es mag wohl was hinter der Sache seyn, aber so ist sie gewiß nicht, wie du sie erzählest. Ein Mährchen pflanzt sich leicht durch Jahre und Jahre fort, und die Wahrheit verliert sich leicht im Nebel der Vorzeit.

Wenn

Wenn ihr mich anhören wollet, so will ich euch die wahre Geschichte erzählen, ich las sie selbst in dem Kloster zu N., sie ist diese:

Heinrich und Eduard.

Es war ein alter Graf, der hieß Heinrich, seiner Natur nach ein rauher Mann. Nach den Sitten selbiger Zeiten konnte er seinen Mann zu Boden werfen, etliche Maaß Wein auf einen Zug trinken, und ein Pferd zu todt reiten. In der ganzen Nachbarschaft fürchteten ihn die Edlen und Ritter, und man nannte ihn den Wilden.

Wenn er fluchte, so war's als wenn ein Sturmwind durch Gehege sauste, und wenn er stampfte, so zitterte die Erde unter seinem Fuß. Sein Blick war wie ein verzehrendes Feuer, und sein Aug war fürchterlich wie der Vollmond beym Aufgang in einer neblichten Nacht. Seine Haare waren starr wie abgeschnittene Mähnen von Rossen, und sein Bart drehte sich aufwärts wie der Bart einer Tygerschnauze.

Weil er noch ein Bube war, so verrathete sich schon seine Wildheit, denn es war kein lebendes Thier im Schloß, das er nicht würgte,

Morden

Morden war sein Vergnügen, und tödten war seine Lust. Zur Unterhaltung kämpfte er mit Stieren, oder suchte im Walde Schwein-Beker auf, und schlug sie mit Fäusten todt. Seine Lieblingsgeschöpfe waren die Schweine, er hatte zehn bey sich auf seiner Burg, die ihn bey der Tafel und im Bette nie verließen.

Einen Diener, der unglücklicher Weise eines dieser Thiere beschädigte, warf er zum Fenster hinunter, und einem andern, der ihnen die Speisen nicht gut genug bereitete, dem trat er die Gedärme aus.

Zum Frühestücke trank er warmes Pferdblut, oder wenn er Lust am Morgen, zum Essen hatte, so riß er dem nächsten besten lebenden Thiere einen Brocken Fleisch mit seinen Zähnen aus dem Körper, und kaute bis von Blut und Saft sein Wamst röthete.

Er war fünf und zwanzig Jahre alt als sein Vater starb, und Heinrich Herr der hinterlassenen Herrschaft wurde. —

Da wollte er heurathen, aber weit und breit floh jedes Mädchen von ihm, und jeder Vater sperrte seine Tochter ein, wenn es hieß, daß Heinrich auf die Jagd gieng.

In

In der Gegend lebte ein schönes Fräulein, sie hieß Hedwig, und war die einzelne Tochter eines würdigen Ritters. Sanft war ihre Bildung, wie des Mondeslicht in einer Frühlingsnacht, und rein war ihr Herz, wie der Thautropfen des Morgens, der an der Lilie hängt.

Eduart, ein edler Jüngling, liebte die Schöne, Hedwig liebte den Jüngling. Die Tage der Hochzeit waren schon bestimmt. Schon eilte die Braut an die Seite ihres Vaters zu der Burg ihres Geliebten, da Heinrich sie unterwegs begegnete, den alten Vater sogleich erwürgte, und das Fräulein entführte. Ohnmächtig lag sie noch in den Armen des Wilden, als sie in Heinrichs Veste gebracht wurde. —

Vergebens wand Heinrich alles an, um das ihrer Sinnen beraubte Mädchen ins Leben zu bringen. Blaß wie eine Leiche, der Narzissen ähnlich, die unter der Sense gesunken ist, lag sie gestreckt auf dem Ruhebett im Vorschlummer des Todes. —

Der wilde Heinrich staunte sie an, und zum erstenmale regte sich sein Herz zu einem Menschengefühle, es war, als wollte eine

Thräne sein Aug netzen; allein die Wildheit vertrocknete den Tropfen, ehe ihn die Empfindung zur Thräne bildete.

Er war wüthend, werft, schrie er zu seinen Dienern, diese Dirne zur Thüre hinaus, was will ich mit diesem Fratzengesicht? —

Ein einziger Sturm hat sie schon entblättert, es ist Zuckerwerk, taugt nichts für meinen Magen. Hedwig kam nicht mehr zu sich, sie war entschlafen, und der mitleidige Tod schloß ihr die Augen vor dem Anblick des Ungeheuers. Heinrich ließ sie in eine zinnerne Sarge in die Todtenkruft legen; sah sie nochmal an, und rief auf: schwaches Geschöpf! du sollst eine Mücke geworden seyn? und gieng wieder ganz unempfindlich auf seine Stube.

Mittlerweile als dieses alles geschah, wartete Eduart Hoffnungsvoll auf seiner Veste. Der Gedanke seiner Geliebten war die einzelne Nahrung seiner liebenden Seele, aber vergebens richtete sich sein Aug nach dem Ort, von dem seine Hedwig kommen sollte; schon schlug unruhig sein Herz, schon floß manche Thräne aus seinem Auge, schon wandelte er

ihr

ihr entgegen, als er die traurigſte alle Nachrichten erhielt. —

Beraubt war Eduart eine Weile, allein Entſchloſſenheit erwachte bald in ſeinem Buſen, Hedwig iſt in Gefahr, was iſt mehr nöthig um Eduart Muth und Stärke zu geben? —

Schon eilte Eduart mit dem Treueſten ſeiner Diener an Heinrichs Veſte, um ſeine Braut und Hedwigs Vater zu rächen; allein Ueberlegung hielt den Jüngling zurück. Was willſt du thun? ſagte er ſich, Heinrich wird ſich zur Gegenwehr ſtellen, du wirſt unterliegen? oder nicht unterliegen, und doch unglücklich ſeyn? Verzeihung dem Böſewichte, die Gottheit wird ſeine Schandthaten rächen, ich will nichts, als was mein iſt, meine Hedwig!

Er ſchickte einen der Vertrauteſten ſeiner Diener an Heinrichs Veſte, und trug ihm auf ſich um Hedwigs Zuſtand zu erkundigen. Es gelang ihm dem Treuen, daß er einen von Heinrichs Dienern auf ſeine Seite brachte, der ihm alles umſtändlich erzählte.

Eduart war unruhig, er wollte noch ſeine Hedwig ſehen, und durch vieles Zu-

ſprechen willigte endlich Heinrichs Diener ein, den unglücklichen Eduart, durch eine heimliche Hallthür, in die Veſte zu bringen, und ihn in die Kruft zu Hedwigs Leichnam zu führen. Nur zu verweilend wälzten ſich die Stunden des Tages an Rad der Zeit ins Vergangene. Tauſendmal wünſchte er ſich die Nacht, und verwünſchte die langweilige Sonne. —

Endlich war es Nacht, ſchon war Eduart an dem beſtimmten Orte, die Glocke ſchlug zwölfmal in der Veſte, man öffnete, und Eduart wurde beym Schein der düſteren Lampe ins Todtengewölbe geführt.

Da ſah er ſeine Geliebte, ſah ſie, und ſank hin an ihrem kalten Buſen; entferne dich, ſagte er dem Diener: ich will dich reichlich bezahlen, komm erſt nach einer Stunde wieder.

Heinrichs Diener entfernte ſich, Eduart war nur allein bey Hedwig.

Muß ich dich ſo ſehen, Geliebte meiner Seele! fieng er an, ſo ſehen? am Tage unſerer Hochzeit? o erwache wieder! Schönſtes der Geſchöpfe! erwache, um deinen Eduart zu lieben.

Weil Eduart im beſten Zutrauen bey Hedwigs Leichname war, gieng der boshafte Diener hin, und verrathete alles dem böſen Heinrich. Heinrich grief wüthend nach ſeinem Schwerte, und eilte in die Kruft; allein kaum erblickte ihn Eduart, als Rache und Wuth in jeder Nerve glühten. Feuerfunken ſtatt Blut rollten in jeder Ader, er fiel ihn wie ein Löwe an, und ſtürzte auf einen Stoß das Ungeheuer zu Boden, daß ſeine Seele zur Hölle aushauchte.

Eduarts Diener, die ſich binnen der Zeit der Veſte näherten, hörten den Tumult, drangen durch die Fallthür, die Heinrichs Diener zu zuſchließen vergaß, in die Burg, und mezzelten alles auf.

Eduart war ſchon Sieger, als er ſich nochmals ſeiner Geliebten näherte, die allgemach von ihrem Todtenſchlummer erwachte. Hedwig war nicht todt, nur eine Ohnmacht feſſelte die Kräften ihres Geiſtes in ihrem leidenden Körper.

Wer kann die Freude und das Vergnügen ſchildern? die Eduard empfand, als der Himmel ihm ſeine Hedwig wieder gab, begleitet

von

von ſeinem Thränen, eilte er mit ſeiner Geliebten auf ſeine Veſte zurück, und ſeierte nach etlichen Wochen, als Hedwig vollkommen hergeſtellt war, den glücklichſten Tag ſeines Lebens.

Heinrichs Schloß war zerſtört, ſein Körper in die Kruft gelegt, und ſelben mit einem groſſen Marmor vermauert, auf welchem der geharnischte Mann noch zu ſehen iſt.

Dieſe Geſchichte wurde öfters erzählt, und von Erzählen, und wieder Erzählen verlohr ſich die Wahrheit in ein Mährchen.

Zum neuen Jahr
an
meinen Fürſten.

Du, den die Gottheit uns zum Vater gab
Fürſt, ſieh die tauſende der Kinder,
die Dir die Vorſicht anvertraut,
ſieh, wie ihr Herz gerührt, von Deiner Güte
dem Deinen warm entgegen pocht.
Das ſanfte Feuer, das durch die Adern ſtrömt,
das jedes Herz belebt, dieß Feuer
iſt ſanfte Kindesliebe.
Vom Bettler an, der in der Hütte ruht
bis zu dem Mann, den die Geburt erhebt,
der in Palläſten wohnt, herrſcht Liebe,

Liebe ja für den, der unſer Vater iſt.
Ach! laß uns beſter Fürſt! Dir es oft ſagen,
daß alles das, was uns belebt,
daß alles das, was uns das Daſeyn giebt,
daß unſre Exiſtenz die Deine iſt.
Stets kettete die Liebe uns an Fürſten,
ſieh den Altar, auf dem geſtreut
von unſrer Väter Hand
Noch Weihrauch dämpfet,
dämpfet zur Gottheit auf
fürs Wohl des Herrſchenden.
O ſieh uns auch gebeugt zur Erde
wie unſer Blick ſich durch die Wolken drängt,
um Götterſeligkeit für Dich zu flehen —
zu flehen Glücke auf Dein Haupt.
Ein Blick von Dir iſt Sonnenblicken gleich,
die jede Blume ſanft erwärmen,
vom Veilchen an, das in dem Thale ſtehe
bis zu der Lilie, die auf den Bergen glänzt.
O ſey uns ſtets, was Du uns wirklich biſt,
und nie entziehe uns des Unglücks Wolke
uns deinen Schutz,
denn da Du unſrer aller Seele biſt,
ſo iſt Dein Daſeyn und Dein Leben
das unſrige.
Nimm unſer Haab, nimm alles was wir haben,
es iſt ja Dein, weil wir die Deinen ſind,
nur nimm uns Dich, und Deine Liebe nicht.

Zum neuen Jahr
an die edlen Damen unſrer Stadt,
die Gattinnen und Mütter ſind.

Ihr! die ihr wie die Roſen im Frühjahre
für das Aug des Gärtners blühet
Ihr!

Ihr! der Frauen edelſten
ſo blühet ihr — für eure Gatten.
Reizend und ſchön ſind eure Züge
reizender als die Züge der Venus
denn Minervens Geiſt erhöht eure Bildung.
Geiſt und Empfindung ſprechen
aus dem ſeelenvollen Auge
Hörbar für den, der die Seelenſprache verſteht
im erklärenden Blicke.
Der Pinſel des beſten der Künſtler
ſchildert nicht die rührende Scene
wenn eure Kinder aufmerkſam auf eure Lehren
an euren Armen hangen.
Entfernt lächelt der Gatte, und fühlt
ganz die Freude Vater zu ſeyn.
Der Tugend harmoniſche Stimme
tönt mit Sanftmuth von euren Lippen
ins zarte Ohr des horchenden Knabens
und wie die Biene Honig aus den Blumen ſauget,
ſauget das Mädchen Labung fürs Menſchenherz
aus euren Lehren.
O ihr Edlen! wie ſollt ich euch nennen,
empfanget den edelſten der Wünſchen
die die Menſchheit zum Himmel ſchicket
den Wunſch — der längſten Erhaltung
lebet glücklich — und genießet lang die Wonne
das Glück der Menſchheit zu fühlen
lang das Glücke
Gattinn, und Mutter zu ſeyn.

An
Herrn Le Brun.

Orpheus ſchweigt, wenn Le Brun ſpielt,
der Ton verläßt Apollens Leyr

und

und Seelenwonne wiegt
den Menſchen ein,
in Vorgeſchmack der ſeligſten Gefühle,
die einſt die Götter nur genoſſen,
ehe Le Brun war.
Die Nachtigall vergißt die ſüſſen Töne
und horcht, der Schäfer ſchweigt und ſinkt
im Taumel des Gefühls an Buſen der Geliebten,
die Leidenſchaft weiß keinen Ausdruck mehr,
wenn Le Brun ſpielt.
Empfindung, Seligkeit, und Wonne
der Gottheit Kind — die Harmonie
belebt — beſeelt den Horchenden.
Wenn Le Brun ſchweigt, ach! wie verdrüßig
erwacht man nicht von dem Genuſſe der Göt-
terwonne
zurück ins Menſchenleben
ins Leben armer Sterblichen.
Der Ton mit dem die Gottheit ſpricht
ins Geiſterherz — iſt Le Bruns Ton
und wenn in himmliſchen Gefilden
die ſchönſte Harmonie das Glück der Geiſter iſt
ſo muß von dieſen Seligkeiten
der Herold — Le Brun ſeyn.

An
die Madame Le Brun.

Als Le Brun noch ein Mädchen war,
ſo horchte ſie einſt im Gebüſche
der edelſten der Nachtigallen zu,
Apollens treflichſte die ſang.
Entzückt von ihrer Zauberſtimme

ſank

sank Le Brun hin an wilden Rosenstrauch.
Der Gott der Töne sah's und gab
der Philomelen schönste
den guten Mädchen zu erzieh'n.
Allein beraubt der Freyheit seiner Schwingen
in Kefig eingesperrt, starb Philomele bald
der Gott bedaurte sie, und Jupiter
um ihn zu trösten
versetzte seit der Zeit der Nachtigalle Töne
in Le Bruns Lied.

Zum neuen Jahr
an mein Weib.

Liebst du mich nicht so reizt die schönste Quelle
Die schönste Gegend reizt mich nicht,
Und traurig murmeln denn die Wasserfälle
Die Sonne selbst verliehrt ihr Licht.
Vergebens winken mir die reifen Felder,
Vergebens lacht die angenehmste Flur,
Der Hayn ist mir verhaßt ich flieh die Wälder
Ich flieh mich selbst und die Natur.
Wenn du mich liebst ist mir die Wüste schön
Und jeder rauhe Morgen heiter
Der Nord wird sanft um meine Schläfe weh'n
Der rauhe Winter düftet Kräuter.
Vergnügen schickt die überschneite Fläche
Mir von den dürren Wipfeln zu,
Es rauschen mir gefrorne Bäche.
Und bey dem Sturmwind find' ich Ruh.

An

An alle Menschen.

Euch allen, denen die Gottheit, Seelen,
und Herzen zum Gefühle gab,
euch allen wer ihr seyd, von edlen Bettler an
bis zu dem König — euch allen wünsche ich
den seligsten Genuß des Lebens.
Denn leben hieß uns Gott, und leben, das
heißt fühlen
und fühlen heißt, ein fühlbares Wesen seyn.
Lebet alle — der Tugend treu, weil Harmonie
der Schöpfung, Tugend ist.
Lebt, aber nicht ein träges Pflanzenleben
ein Menschenleben lebt, des edlen Funkens
würdig
der aus der Gottheit Wesen
in unsere Herzen floß,
und nicht erstirbt wenn auch die Hülle
in die die Gottheit ihn gehaucht
am Ruder der Galeeren sitzt.
Seyd Menschen! und fühlt ihr der Menschheit Würde
so blicke euer Aug zum Himmel auf,
wo keiner Zeiten flücht'ger Wechsel
das Leben mit der Zahl der Täge
in weiten Raum der Vorzeit peitscht.
Zum Himmel blicket auf, und lernt der Menschheit Würde
im Land der Seelen kennen.
Wer Mensch ist dem sey Heil,
in welchem Theil der Welt er wohnen mag
er sey ein Mohr, ein Weisser, ein Creol,
ein Jud, ein Türk, ein Haid, —
Heil ihm, wenn er nur Mensch —
der Gottheit Kind — mein Bruder ist.

Re-

Regiſter.

Seite.

Die Geſellſchaft. Ein Gedanke, als es am Morgen grauete. 1

Die Gottheit lohnet ſtets die Tugend. 7

Anhang. 59

Sokrat und Alcibiades. 60

Hans eine Erzählung. 62

Herwing und Lindenholm. 105

Karl von Lindenberg eine Erzählung. 137

Herman. Eine Geſchichte aus den Zeiten der Ritterſchaft. 207

Harwort und Leonore, eine Scene aus dem Leben edler Seelen. 252

Valentour, oder die Macht der Erziehung über das Herz. 268

Johanna und Ubald, eine Geſchichte im alten Geſchmack, entlehnt aus den Biographien der Selbſtmörder. 332

Johanna und Ubaldus. 340

Ein Pendant zur vorigen Geſchichte, vom Verfaſſer des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfaſſet. 366

Heinrich und Eduart. 371

Zum neuen Jahr an meinen Fürſten. 378

Zum neuen Jahr an die edlen Damen unſrer Stadt, die Gattinnen und Mütter ſind. An Herrn Le Brun. An die Madame Le Brun. Zum neuen Jahr an mein Weib. An alle Menſchen.

In Liebe, in Vereinigung, besteht der Menschen Glück.

Duldung
und
Menſchenliebe
in
rührenden Erzählungen
von
dem Hofrath von Eckartshauſen.

München,
gedruckt bey Anton Franz, Churfl. Hof- Akademiſch- und Landſchaftsbuchdrucker. 1786.

Ich liefere hier der Menschheit einen Versuch über Duldung und Menschenliebe. Dieser besteht in Erzählungen. Vorurtheile gegen Nationen, Stände, Religionen trennen die Menschen von einander, die doch alle Kinder des Allvaters sind, der uns gemeinschaftlich diese schöne Erde zur Wohnung anwies. Mein Herz blutet, wenn ich denke, wie Bruder gegen Bruder, Nationen gegen Nationen aufstunden, Menschen gegen Menschen — wie sie sich würgten, mezelten und verfolgten, und den Wohnort des Vergnügens mit Leichen deckten! —

Duldung ist die Tochter der Gottheit, die Verkünderin des ersten Gesetzes des Ewigen — des Gesetzes der Liebe. Wer liebt, der duldet, wer duldet, der liebt. Christus war der erste und herrlichste Prediger der Tolleranz. Liebe! Liebe! heißt sein ganzes Ge-

setz, und Liebe ist auch allein der Menschen Glückseligkeit. Wer die Menschen liebt, wird kein Uebel in der Menschheit stiften, nur die, die die Liebe verlassen, sind die Tyrannen der Welt, und die Peiniger der Geschöpfe. Der grosse Gedanke, daß wir alle Kinder eines Vaters sind, der im Himmel ist, dieser Gedanke ist allein fähig, uns mit der Menschheit auszusöhnen, und jeden, der eine Menschenbildung hat, als unsern Bruder anzusehen. Die Wege zur Duldung sind die Wege zur Liebe. Wer zeichnet aber diese Wege dem Menschen vor, und auf was Art? — Man predigt in unserm Jahrhunderte immer von Tolleranz, und der Verstand donnert das Herz danieder, und schont so wenig der Eigenliebe, noch des Interesse der Menschen. Man will sie zur Duldung führen, und ist selbst unduldsam: welch ein Widerspruch! — Die Natur zeigt uns die Wege; Duldung und Liebe sind vergeschwistert, sagt sie. Suche Liebe, und du wirst Duldung finden. Liebe des Nächsten entspringt aus Selbstliebe, denn wer sich selbst nicht liebt, wie kann der einen andern lieben? Das Gesetz sagt auch: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst. Mitleiden, Erbarmen, die herrlichsten Gefühle der Na-

tur

nur gegen den Mitmenschen entspringen aus unsrer Selbstliebe. Diese veredelt sich, setzt mich an die Stelle des andern, und ich leide durch fremdes Uebel, und weine bey fremden Gefühle, das nun mein Gefühl wird. Dieser Wink der Natur ist so herrlich, und sagt uns:

Führe durch Eigenliebe den Menschen zur Duldung.

Führe durch dein eigenes Interesse den Menschen zur Liebe.

Der Keim der Liebe und Duldung liegt schon in unserm Herzen; nur muß das Herz gebildet werden, daß dieser Keim zur Frucht werde. Man muß daher zuvor den Menschen bey seiner eignen Schwäche angreifen, und seine edleren Leidenschaften benutzen. Vaterliebe, Kindesliebe, Liebe für den Geliebten, Bruderliebe sind so herrliche Mittel, unsere Einbildung auf einen gewissen Grad zu spannen, unser Herz durch unsere Selbstliebe zu erschüttern, und sie durch eignes Leiden zum Leiden für andere empfänglich zu machen.

Dieses waren meine Grundsätze, nach welchen ich diese Geschichten bearbeitete. Ich suchte das menschliche Herz in verschiedene Lagen zu setzen; ich zeichnete edle, wohlwollende Charaktere; versetzte sie in Stellungen, in denen nothwendig ein Herz, das gefühlfähig ist, theilnehmen mußte: denn wenn ich das Herz ganz für meinen Helden interessirte, ließ ich ihn durch Irrthum falscher Religionsbegriffe und Bigotterie elend werden; zeichnete Gemälde, wie der Bruder seine Schwester, der Vater seinen Sohn, der Liebende seine Geliebte verlohr; setzte verschiedene solche Zufälle, die im menschlichen Leben noch täglich möglich sind, um das Herz auf dergleichen Fälle aufmerksam zu machen, und es durch Selbstliebe von Verfolgung zu entfernen.

Hauptsächlich ließ ich mir angelegen seyn, Duldung allgemein zu verbreiten; der Eigenliebe jedes Menschen zu schonen, und zu zeigen, daß es eben ein so grosses Vorurtheil ist, einen Menschen des Kleides wegen zu hassen, als es ein Vorurtheil ist, einen Menschen seiner Religion wegen zu hassen. Unter dem allumfassenden Namen Bruder verstehe ich jeden Menschen. Ich bemühte mich auch zu zeigen, daß

die

die meiſten Menſchen in ſolchen Fällen mehr ſich aus Irrthum als aus Bosheit verfolgen; dieſen Irrthum ſuchte ich durch Ueberzeugung zu benehmen, und da ich dort und da einen Menſchen von der böſen Seite zeigen mußte, ſo ſetzte ich ihm doch gleich wieder ein anderes Gemälde entgegen, das die Würde der Liebe und Duldung in ihrer Gröſſe zeigte.

Nach dieſem Plane ſind meine Erzählungen bearbeitet. Gott, der die Herzen der Menſchen kennt, ſegne meine Abſicht, und laſſe den Keim, den ich ausſäete, Frucht im Menſchen bringen, und wenn die Gottheit meine Seele einſt aus dieſer ſterblichen Hülle ruft, ſo laß ſie mich die Seligkeit des Himmels genießen, zu ſehen, daß zween Menſchen ſich an meinem Grabe umarmen, und ſich Brüder nennen.

Folgende Nachricht mag meinen Leſern dienen, was ſie ſich künftiges Jahr von meinem Blatte zu verſprechen haben, und ihnen eine kurze Ueberſicht des ganzen Werkes geben.

Der erſte Band meiner Erzählungen ſoll künftiges Jahr die Biographien unglücklicher

Men-

Menschen zum Gegenstande haben, die entweders durch ein gar zu gutes Herz, oder durch überspannte Empfindsamkeit, oder aus Mangel der Menschenkenntniß unglücklich geworden sind. Da ich nun eine Sammlung der interessantesten Geschichten habe, die aus wahren Auftritten des menschlichen Lebens genommen sind, so verspreche ich mir nicht allein ein neues und angenehmes, sondern auch nützliches Werk meinen Lesern zu liefern. Das System, nach welchem meine Erzählungen bearbeitet werden, ist dieses.

Erzählungen
unglücklich gewordener Menschen.

I. Aus gar zu guter Meinung gegen jeden Menschen

II. Aus dem Fehler, jeden nach seinem eigenen Herzen zu beurtheilen.

III. Aus Mangel an Weltkenntniß und nothwendiger Klugheit.

IV.

IV. Aus zu heftiger Empfindsamkeit und Gefühl für fremdes Leiden.

V. Aus edler und von wenig Menschen gekannter Liebe.

Diese Haupteintheilung hat wieder ihre Untereintheilungen. Gott gebe, daß dieses Werkchen die Frucht bringen möge, die ich wünsche, und daß manche edle Seele durch Beyspiele von der Bosheit der Menschen gerettet werde.

Ich bin vielerley rauhe Wege in dieser Wanderschaft gegangen; was kann ich nützlichers thun, als durch Selbsterfahrung den freundschaftlich warnen, der eben diese Wege in diesem Weltthale wandelt. Freund und Bruder! will ich sagen; hier habe ich diese traurige Erfahrung gemacht, dort jene; sieh, hier blutet noch meine Wunde, weil ich keinen Schild hatte, der mich schützte. Da, nimm diesen Schild, den mir die Erfah-

fahrung gab, und schüze du dich wider die Menschen. Bist du glücklicher, gleitest du freudiger durch dieses Thal der Zäher, so sey mir die Stunde meines Unglücks willkommen — willkommen die Wunde, die mich tödtet; die mich aber lehrte, dich vor Wunden zu schützen — dich Bruder und Mitmensch zu retten! —

Noch finde ich nöthig, diese Nota an meine Leser beyzusetzen.

Zum gegenwärtigen Bande über Duldung und Menschenliebe werden binnen acht Tagen zween schöne Kupferstiche unentgeldlich nachgetragen werden. Einer stellt die Geschichte des Pater Joas vor, wie er dem Pastor Brem seinen Sohn überbringt. Der zweyte gehört zur Geschichte Fatims und Erisine, und stellt vor, wie Fernis das Gespenst auf dem Schlachtfeld erblickt.

Da ein Mann von Kenntnissen und warmen Gefühle die Güte hatte, die Zeichnung dieser Bilder über sich zu nehmen, so verspreche ich mir, meinen Lesern einiges Vergnügen zu machen, und sie zu überzeugen, wie sehr ich ihre Gewogenheit zu verdienen wünsche.

Innhalt.

1. Isaak Harruſch, oder einen Juden verfolgen, weil er Jude iſt, iſt Unduldſamkeit und dem Geſetze der Liebe entgegen.

2. Iſogin und Celia, oder einen Wilden verfolgen, weil er ein Wilder iſt, iſt Unduldſamkeit und dem Geſetze der Liebe entgegen.

3. Marie, die Jüdin; oder der Glaube ohne die Werke iſt todt.

4. Der gute Chriſtian; oder einen Lutheraner verfolgen, weil er ein Lutheraner iſt, und einen Katholiken, und weil er ein Katholik iſt, iſt Unduldſamkeit, und dem Geſetze der Liebe entgegen.

5. Callo. Ein grauſames Beyſpiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.

6. Isis und Tira, oder Muhameds Lehre gründet sich auf Grausamkeit; nicht aber die Lehre des Christenthums, denn diese ist Sanftmuth und Liebe.

7. Pater Joas und Pastor Brem, oder jeder Stand hat gute Menschen, und es ist Unduldsamkeit einen Mönchen zu verfolgen, weil er ein Mönch ist, und einen Pastor, weil er ein Pastor ist.

8. Karl von Blütenheim, oder es ist auch Unduldsamkeit, einen Jesuiten verfolgen, weil er ein Jesuit war, denn kein Mensch hört auf Bruder zu seyn, und kein Vorwand rechtfertigt die Beleidigung der Rechte der Menschheit.

9. Meister Johann und Meister Fritz, oder Unduldsamkeit ist im Herzen des Bösen; Liebe im Herzen des Guten.

10. Etwin und Zama, oder ein Beyspiel durch falschen Religions-Eifer unglücklich gewordener Menschen. Eine morgenländische Erzählung.

11. Fatim und Erisine, oder ein trauriges Denkmal aus den Religionsverfolgungen in Irrland.

12. Alfred, Anaxis und Philarete; oder der Geist des Christenthums ist Sanftmuth und Liebe.

13. Hauptmann B. oder nur der ist duldsam, der gegen jeden Menschen duldsam ist.

I.

Isaak Harrusch,

oder

die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Noch sind es keine fünfzig Jahre, daß es, zwar nur in einigen Gegenden Europens, dämmerte; aber noch erwachten die Menschen nicht zum Tage aus ihrem Aeonen-Schlafe, und der seltne Weise, zuerst von einigen matten Stralen des aufgehenden Lichtes geweckt, sah mit traurigem Blicke über die Erde hin — einem grausen, finstern Gefängniße gleich, darinn kein Sonnenstral die fürchterliche Nacht durchbricht. Die Menschheit lag, von Vorurtheil und Unwissenheit — des Despotismus Henkerknechten — gefesselt, im Todenschlafe, und das Höllenungeheuer Fanatismus trat den Menschen unter sich, daß er sich nicht regen konnte.

Die grauenvollen Spuren dieser finstern Zeiten zeigen uns, wie schrecklich die dortmalige Lage des Menschengeschlechts müsse gewesen seyn.

Man ſtritt ſich um Namen, und kannte die Sache nicht. Balgte ſich um die leere Schale, und fand den Kern nicht.

Ein Wort — — und Brüder mordeten ſich, und Ströme unſchuldigen Menſchenbluts überſchwemmten die Erde.

Man verbrannte einen irrigen Kopf, und belohnte mit Gold das ſchwärzeſte Raabenherz.

In dieſen Zeiten, wo Dummheit ein Verdienſt, Mordluſt und Rache Tugend, Menſchlichkeit ein Verbrechen und Verſtand ein Laſter hießen: wo es gleich gefährlich war, ein Mann von geſundem Kopfe und gutem Herzen oder ein Giftmiſcher und Kirchenräuber zu ſeyn, wie kläglich ſah es da um den Menſchen aus! —

Und doch ſind es dieſe Zeiten — dieſe ſchaudervollen Jahrhunderte, die uns unter den wüthendſten Greuelthaten menſchlicher Barbarey und Bosheit die ſchönſten Denkmäle der Menſchheit aufweiſen können.

Man

Man glaube mir doch, das menſchliche Herz fühlt nicht erſt ſeit einigen Jahren — ſeit einem Jahrfünfzig, ſeither man von Empfindſamkeit ſchreibt, und Menſchengefühl dem Menſchen in Büchern auswendig zu lernen vorlegt. Oder — ich argwohne es — ſind vielleicht izt die Menſchen gerade gefühlloſer, haben weniger Tugend, und — ganz gewiß iſt es! — am wenigſten mehr Redlichkeit des Herzens. Die Eitelkeit ſchleppt ſie am Gängelbande der Mode. Sie empfinden nicht; ſie empfindeln nur, und flimmern mit dem Scheine der Tugend, die ſie nicht haben.

Nein, auch dortmals fühlte man, und handelte nach dem Drange ſeines Herzens; zwar mit weniger Freyheit, mit mehr Gefahr; aber deſto gröſſer, deſto denkwürdiger ſind die Thaten, die wir noch hie und da aus dem Schutte der eingeſtürzten Zeit ausgraben.

Dortmals war es freylich ſehr gefährlich, einem Ungläubigen wohl zu thun, und mit einem Ketzer Freundſchaft zu pflegen, einen Türken zu bemitleiden, und ihn nicht mit den Hunden zu vergleichen, und doch finden wir die edelſten Züge der Duldung, der Liebe und

Sanftmuth unter Menſchen, die Geburt und Stand gerade deſſen unfähig gemacht zu haben ſchienen.

Und aus dieſen Zeiten will ich meinen Leſern eine Geſchichte erzählen, die ihnen Menſchenliebe und Tugend — nicht Worte von heute nur — ſchätzbar machen ſolle; die ihnen — leider! nichts anders beweist, als daß Chriſten nach den Grundſätzen ihrer göttlichen Lehre, dem Beyſpiele ihres göttlichen Meiſters die edelſten, tugendhafteſten Menſchen, das Vorbild anderer Völker ſeyn ſollten, und es nur zu oft nicht ſind, und daß Ungläubige und Ketzer ungeachtet ihrer falſchen Lehre auch tugendhaft, auch edle Menſchen ſeyn können.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts lebte in Liſſabon eine Judenfamilie, deren Haupt ſich Iſaak Harruſch nannte. Der Mann iſt würdig, daß ich ihn meinen Leſern näher als bloß dem Namen nach bekannt mache. Wenn er auch nicht Natans des Weiſen hellen Kopf hatte, ſo hatte er doch gewiß Natans edles, wohlthätiges Herz und geraden, ſchlichten Menſchenſinn, der ſeinen Handlungen den

Weg bereitete. Eifrig befolgte er die Lehre seiner Väter, war gerecht in seinem Wandel, liebte die Menschen als seine Brüder ohne Ausnahme, haßte des Namens wegen niemanden und verfolgte nicht, und wenn er Gutes that, fragte er nicht erst: wie heißt du? wer bist du? — Bist du ein Sadducäer oder ein Essener? —

Wehe that ihm oft im Innersten seines Herzens die Unterdrückung seines Volkes, und da wünschte er den Gegnern, daß sie ihre Ungerechtigkeiten einsehen, und eines reinern Herzens sich bestreben möchten, und dem Beyspiel ihres Lehrers folgen sollten, der niemanden des Namens willen haßte, niemanden verfolgte; aber auch den Juden verwies er oft in der Stille ihre Rachgierde, die sie gern gegen Einzelne sättigten, und sich dadurch bey den Christen noch verhaßter machten, und auch die Unschuldigen der Verfolgung aussetzten. Er kannte die Menschen zu wohl, daß er nicht wissen sollte, daß der stärkere Theil, der über den Schwächern die Oberhand gewinnt, allzeit ungerecht gegen denselben handeln wird; daß die Menschen nie aufhören werden, gegen sich selbst ungerecht zu seyn, und daß starrköpfische Widersetzlich-

keit

keit nur Uebel ärger macht. Oft ſagte er zu dem kleinen Zirkel ſeiner Glaubensgenoſſen: Brüder! murret nicht in der Zeit der Trübſal wider den Herrn, und verwandelt nicht durch Unbiegſamkeit des Geiſtes Ketten von Eiſen in diamantne Feſſeln. Traget geduldig euer Joch, und ſuchet durch Nachgiebigkeit, durch Liebe die Freundſchaft eurer Gegner zu gewinnen.

So dachte Harrnſch gegen die Menſchen; ſo handelte er, und jedermann war ihm gut — wenige ausgenommen, deren Herz böſe und vorurtheilig genug war, ſchon durch den Namen Jud: ſich zu Haß und Ungerechtigkeiten berechtiget zu finden. Viele liebten ihn und ſchätzten ſeine Freundſchft.

Aber noch liebenswürdiger wird uns der Mann im Schooſe ſeiner Familie; wenn wir ihn als Bürger, Gatte und Vater ſehen.

In ſeinen Geſchäften der ordentlichſte, ehrlichſte Mann; in ſeiner Handlungsweiſe der folgſamſte, untadelhafteſte Staatsbürger; zu Hauſe der geliebte, von Gattin und Kindern umrungene Harrnſch, ganz Liebe für ſein Weib; ganz Liebe für ſeine Kinder.

Er

Er wußte zu wohl, daß auch seine Kinder unzertrennlich in die Kette des Ganzen verbunden sind, und bestrebte sich daher nach allen Kräften, sie nicht nur zu Kindern Israe's, sondern auch zu würdigen Staatsbürgern zu bilden. Ob Lissabon euch nährt, sagte er, oder Canaan, — in jedem Staate müßt ihr gute Menschen seyn.

Da nun einmal schon die Israeliten alles Anspruches auf bürgerliche Aemter und Ehrenstellen des Staates beraubt waren, und ihnen keine andere Nahrungsquelle offen blieb, als der Handel, so bildete auch Harrusch seine zween Söhne zu diesem Gewerbe. Er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich dieser Nahrungszweig dem moralischen Karakter des Menschen sey, und schärfte daher seinen Kindern vorzüglich Treue und Redlichkeit im Handel, Milde und Nachsicht gegen den Unvermöglichen, und Liebe gegen alle Unglückliche ein.

Er machte sie eben sowohl mit den Gesetzen des Staates, darinn sie lebten, als mit den ihrigen bekannt, weil sie beyde befolgen müßten, und mit gleichem Nachdruck prägte er ihnen gegen beyde Gehorsam ein.

Harrusch

Harrusch war reich. Seinen Reichthum erbte er von seinen Vätern; aber die Erhaltung und Vermehrung desselben dankte er seinen Einsichten und seiner Häuslichkeit, diese, und Thätigkeit in Geschäften empfahl er auch seinen Kindern, und machte ihnen durch Beyspiele begreiflich, daß man, ohne thätig und häuslich zu seyn, nie zu was gelangen werde, wohl aber auch das verlieren müsse, was man schon hat.

Ausser ihnen hatte er noch eine Tochter, der Stolz unter den Schönen Israels, und die Alter-Wonne des Vaters. Schön war sie, wie Rachel in der Jahre-Blüthe, und gut wie die Braut im hohen Liede.

Er ließ sie in alle dem unterrichten, was die weibliche Seele, das feinste, sanfteste Geschöpf aus Gottes Hand, bilden, und ein Mädchen, an Geist und Körper, vervollkommnen kann, um ganz das Glück eines Jünglings zu machen.

Wie glücklich war Harrusch in seinen herannahenden Wintertagen; er sah die Früchte seiner Bemühungen unter seinen Händen reifen;

sen; seine Söhne heranwachsen wie ein paar schöner Bäume, die durch ihr Gedeihen der mühsamen Pflege des Gärtners lohnen, und von der reichlichen Blüthe, die sie tragen, seinen Hoffnungen schmeicheln. Sie wuchsen heran zu des Vaters Freude, und nahmen zu an Geist und Stärke.

Oft in den seligen Augenblicken, da er sich in seinen Kindern freute, umarmte er seine älternde Sara, weinte an ihrem Busen Thränen himmlischer Wonne, und beyde vereinigten ihre Stimme, den Gott ihrer Väter zu preisen, daß er sie gesegnet hat.

Da Harrusch seine Kinder innigst liebte, und nichts so sehr wünschte, als ihr Glück, das seiner Meinung nach nicht in großem Reichthum, in Verbindung mit ansehnlichen Häu ern, und Wohlleben, sondern in wechselseitiger Liebe, heiterer stiller Ruhe der Familie und in der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt bestehen müsse, so dachte er nie daran, eine reiche Parthie für sie auszusuchen; bediente sich nie der väterlichen Gewalt, die ihm das Gesetz zutheilte, das Schicksal seiner Kinder nach dem unbiegsamen Eigendünkel eines

nes alten, filzigen Mannes bestimmen zu können: er ließ ihnen freye Wahl, und sein ältester Sohn, Moses, der bereits das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, war das erste Beyspiel von der Liebe seines Vaters. Sein Herz hatte ein Mädchen gewählt, schön zwar und von edler Seele, aber arm, und eben darum von allen andern unbemerkt. Sie diente als Magd bey dem reichesten Juden in der Stadt, der aber auch kein anders Verdienst kannte, als reich seyn, und gegen Arme mit einer unmenschlichen Härte verfuhr.

Moses entdeckte seinem Vater mit all der Freymüthigkeit eines unschuldigen Jünglings und dem Zutrauen, das ihm die Freundschaft und Liebe seines Vaters eingeflößt hatten, die Wahl seines Herzens, und Harrusch umarmte seinen Sohn, und billigte seine Liebe mit Freuden. Allein nachdem die erste Aufwallung ihrer Freude vorüber war, schien Harrusch mit einer besorglichen Miene seinen Sinn zu ändern, und machte ihm Einwendungen, um das Herz des guten Jünglings zu prüfen. Deine Wahl, mein Sohn! ist edel, fieng er an, und die Uneigennützigkeit derselben beweiset, daß sie die Wahl deines

Her-

Herzens iſt. Aber noch weißt du nicht, unerfahrner Jüngling, daß es Augenblicke giebt, wo unſer Herz, von den Sinnen getäuſcht, vom Enthuſiasmus dahingeriſſen, einen Wunſch hegt, der in dem Moment des Begehrens der einzige, der einzig beglückende zu ſeyn ſcheint, und den das Herz nach einer Weile, da das brauſende Geblüt wieder ruhiger wird, und die kalte, grübelnde Vernunft, von der erſten Jugendhitze überworfen, wieder ihren Platz einnimmt, verlacht, vielleicht ſich deſſen ſchämt, oder den es oft wohl gar bereut.

In der Liebe iſt das eine gewöhnliche Erfahrung. Ein ſchneller, überraſchender Eindruck iſt ſo vergänglich als er ſchnell iſt, und der erſte Wink iſt nicht immer der wahre Ruf. Noch iſt dir dein Mädchen reizend — denn noch iſt ſie nicht dein; aber bald dürfteſt du Flecken an ihr entdecken; noch verehrſt du eine himmliſche Tugend in ihr, die dich entzückt; aber bald wirſt du Mängel, Vergehen — vielleicht mehr gewahr werden, denn ſie iſt doch immer nur Menſch — ſchwach und hinfällig zum Böſen wie alle Kinder Evens. Es iſt vielleicht nur erſt eine kurze Zeit, ſeit du ſie kenneſt. — Nein Vater, fiel

Moſes ein, ſchon ſeit einem Jahre kenne ich ſie, und habe ſie aus allen unſern Töchtern am erſten bemerkt. Nicht ihr Wuchs, ihre ſchöne Bildung allein war es, was mir an ihr gefiel; obwohl ihr freyes, freundliches Auge, die Unſchuld ihrer Stirne, die Heiterkeit und das Sanfte ihrer Miene am erſten meinen Blick auf ſich zogen; aber mehr noch als alles dieß machte ſie ihr Fleiß meiner Aufmerkſamkeit würdig, ihre Treue und Sorgfalt, ihre Aufmerkſamkeit in Geſchäften, ihr freundliches Wohlwollen, das ſie gegen Jedermann äuſſert, und wodurch ſie ſich allen Menſchen verbindlich zu machen ſucht, eine Seelengröſſe, die ſie weit über ihre Schweſtern erhebt; eine gewiſſe, hohe Würde der Tugend, die ſie umſtralt, und die auch den verwegenſten Räuber der Ehre von ihr entfernen müßte, und ihr gutes Herz, das ſo ganz allen Menſchen wohl will, mit dem Unglücklichen mitleidet, und ſelbſt den haſſenswürdigſten Böſewicht nicht verdammen kann — o verzeiht mir Vater! ich kann nicht fertig werden. Ich beobachtete ſie, näherte mich ihr; aber ſchüchtern floh ſie mich, aus Furcht, nach dem gewöhnlichen Tone der Reichen einen erniedrigenden Antrag hören

zu müſſen. Wir wurden Freunde, und ihr Umgang iſt die Geſellſchaft eines Cherubs. Unſere Herzen wurden vertrauter, und Liebe — Liebe konnte ich länger nicht mehr verbergen. Ich geſtund ihr den einzigen, allumfaſſenden Wunſch meines Herzens. Aber Sie — nein, wer Suschen nicht kennt, wird es nicht glauben — ſie ſelbſt, Vater! war es, die mich bath, mit Thränen bey unſrer Freundſchaft bath, dieſen Wunſch aufzugeben. Das Schickſal, ſagte ſie, hat mich zu tief unter dich gebeugt. Ich eine arme, verachtete Magd, und du — — was würde dein Vater ſagen.

Alle meine Vorſtellungen, alle meine Betheuerungen konnten ſie noch nicht zufrieden ſtellen. Ihr, mein Vater, ihr ſelbſt nur könnt das gute Mädchen beſänftigen.

Harruſch, der glückliche Vater wußte ſeine Freude kaum zu bergen; aus ſeinem Augenpaar ſtralte ein mattes, halbverloſchenes Feuer, und jeder Funke, der noch in ihm glimmte, entzündete ſich von neuem, und durchfuhr alle Adern, wie ein elektriſches Feuer. Eine Pauſe des Entzückens konnte

er nicht verwehren, aber bald darnach sammelt er sich wieder, und sagte, Jüngling! du sprichst im Enthusiasmus der Leidenschaft. Man macht sich so gern in deinem Alter und in dieser Lage ein Ideal von Liebe; man hat das Bild seiner Phantasie vor Augen, und sieht den reellen Gegenstand seiner Liebe nimmer. Aber, vergieb mir, ich bin alt, das Feuer meiner Jugend ist verloschen, und deine Empfindungen sind nicht mehr die meinigen; ich sehe also, wo du nur fühlst, und urtheile, wo du träumst; doch gesetzt, dein Bild, das du mir da von ihr machtest, ist so wahr, daß kein Zug der Phantasie mit einverwebt ist; aber dann hast du noch nicht bedacht, was Suschen selbst dir eingewendet hat — sie ist arm und eine Magd. Die ansehnlichsten, die reichesten Töchter werden deine Hand annehmen, und ich — es ist nicht Geiz — aber ich sähe es doch lieber — — Wie, Vater! was saget ihr? Ihr — —

Ja, es wäre mir lieber, daß du des reichen Aarons Tochter — — —

Moses stund sprachlos, und erblaßt da, zitterte, und sah starr vor sich auf die Erde.

Harrisch,

Harrusch, der zärtliche Vater, bereute, daß er das Herz eines liebenden Jünglings gekränkt hatte, und wenn nun Susanna die Hälfte nicht von dem gewesen wäre, wie sie ihm Moses geschildert hatte, so hätte er nicht entgegen seyn können.

Was fehlt dir, mein Sohn! fieng er an; sagte ich denn, daß ich durchaus deiner Wahl entgegen sene; aber vernünftige Vorstellungen eines Vaters dächte ich — Sieh! ich bin so reich nicht, als man mich hält, und kann dir also nicht soviel geben, daß du andern reichen Jünglingen gleich kommst. Mit wenigen mußt du daher auch einen geringen Handel anfangen, und nach Jahren — wenn das Feuer deiner Liebe sich allgemach verzehrt, könnte vielleicht die Reue — — — der Spott der Reichen — — —

O nein, Vater! ich hab mich dagegen gerüstet. Die Einwendungen sind mir nicht neu; auch Suschen machte mir sie, aber sie prellen ab von meinem Herzen, wie die stürmenden Wellen des Meeres an dem Felsen.

Kann man nicht glücklich seyn, ohne in Millionen umwühlen zu können? Mir genügt mit wenigen, Vater! ich kann mit wenig glücklich seyn, was kümmert mich dann der Reiche? Gott, der die Heerden unsrer Väter segnete, wird auch mein kleines Haab segnen, und mich und mein Weib nicht darben lassen. Euren Segen Vater! und Gottes Segen ist mir dann gewiß.

Den sollst du haben, sprach Isaak, der entzückte Vater, in seiner ganzen Fülle, wie ihn der Herr dem Jakob gab. Komm in meine Arme, Sohn! ich konnte mir nicht soviel von dir versprechen als du mir leistest. Die Freude übermannt meine Kräften.

Die Fortsetzung folgt.

2.

(Fortsezung.)

Isaak Harrusch,

oder

die Judenfamilie, eine interessante Erzählung fürs Menschenherz.

Wer war nun glücklicher als Moses? — Der Gedanke, daß Susanna sein Weib seyn soll, strömte durch sein Herz, wie der Wohlgeruch der Mirten durch Salomons Seele floß an der Seite seiner Braut.

Ganz der Liebe geweiht war nun Moses Herz. Gedankenvoll schwärmte er in Feldern herum, und weidete sich in den Gärten und sammelte Rosen für seine Geliebte und düftende Kräuter für die, die sein Herz anbethete.

Es war an einem Morgen — einem der schönsten Frühlingsmorgen, als Susanna schon früh im Garten war, und zu dem Gott ihrer Väter bethete. Prächtig glänzte die Sonne auf den hohen Thürmen der Stadt, und vergüldete die blendenden Spitzen, wie sie die

Spitzen der Cedern vergüldet auf Libanons Höhen. Ruhe und Unschuld schmückten ihre Wangen, den Blumenbeeten ähnlich, wo der Gärtner Lilien und Rosen pflanzte. Ihr zum Himmel gestreckter Arm glich dem Elfenbein, mit dem die Kunst sich beschäftigt, und ihr vor Andacht schwellender Busen glich dem Weitzenhügel, den Zephyre durchwehen. Die Sonne spiegelte sich in der edlen Thräne, die auf ihren holden Wangen zitterte, und die rein war wie der Teich zu Hesbon am Thore der Fürsten Töchter.

Freudig, wie das muntere Reh blickte sie denn umher, und sah wonnevoll auf das Veilchen, das unter ihren Füssen blühte, wie die Taube, die auf den Zinnen des Schooses von Libanon sizt, und gegen Damaskus schaut.

Eine Lämmerheerde schien auf ihrem Nacken zu weiden, und wie die goldnen Wogen des Nilstroms am hohen Mittage dahinströmen, so floß ihr goldgelbes Haar den schönen Nacken herunter.

Königs Töchter stunden beschämt vor ihr, und der Granatapfel verbarg sich am Baume

me vor der Röthe ihrer Wangen. — Lieblich wie der Mond — rein wie die Sonne und ſanft wie das Morgenroth, wenn die Sonne noch hinter dem Karmel ſteht, war Moſes Braut.

So ungekünſtelt und ſchön fand Moſes ſeine Geliebte, der nicht minder ſchön und edel war.

Die Schlingungen ſeiner Hüften waren wie Kettenwerk geſchlungen durch des Meiſters Hand; ſeine Gröſſe war gleich dem Palmbaume, und ſein Wuchs war ſchlank wie die Rebe. Sein Blick war der Blick eines jungen Hirſchen auf düftenden Höhen, und ſein Muth war wie der Muth eines Kriegsroſſes, das gen Jeruſalems-Mauern zieht.

So war das Menſchenpaar, das ſich fand, ſich liebte, und das die Gottheit vereinte.

Schon kam der Tag von Moſes Verbindung. Der geheiligte Talet war ſchon durch die Hand des Rabbi bereitet, und mit Wein gefüllt ſtund ſchon der Becher zum Hochzeittrank in der Synagogge.

Harmonische Töne erschallten in der Gegend, und begleiteten das Brautpaar in den häuslichen Tempel; schon segneten der Rabbi und die um sie versammelte Gemeinde die Verlobten, schon war der geheiligte Becher geleeret, und das Geschrey Maz-áon erfüllte schon die Mauern der Synagogge.

Moses Hochzeit war vorüber, und die glücklichsten Tage verlebte dieses vertraute Paar im Schooße seiner Familie. Susanna gab bald ein Pfand ihrer Liebe, und Isaak Harrusch dankte dem Himmel das Glücke seines Kindes Kinder zu sehen.

Zwanzig volle Jahre verlebten sie in ruhiger Eintracht, glücklich und zufrieden, bis in das ein und zwanzigste Jahre nach Moses Hochzeit eine schwarze Wolke des Unglückes sich über Harrusch Haus zog, und Verderben und Unglück drohete.

Unergründlich sind die Geheimnisse des Ewigen; es leidet oft der Gerechte, und den Blitzstral des Verderbens schläudert oft das Verhängniß über sein Haupt, um die Stärke seiner Tugend zu prüfen. So ergieng es

auch

auch unſerm Harruſch, der im Unglücke groß und edel wie im Glücke war.

Franz Raps war die Urſache von Harruſchs Unglücke. Es iſt nöthig, daß ich das Gemälde dieſes Menſchen entwerfe, und unſern Harruſch eine Zeitlang verlaſſe.

Franz Raps war in Deutſchland gebohren, ſein Vater war ein verdorbener Proſelytant, der die Welt um viele Tauſende betrog, und ſeine Mutter eine Dirne, die die Hälfte ihres Lebens ſich als eine Amme nährte, und daher ſich jährlich hiezu fähig zu machen alle Mühe gab.

Alle Anlage, die ein ſterbliches Weſen zum Böſen haben kann, war ſchon von erſter Jugend an in Rapſens Seele. — Er log und ſtahl ſchon als ein Knab, und war ſchon ein ausgebildeter Böſewicht im Kindeskleide. Viel mag die Art ſeiner Erziehung hiezu beygetragen haben, denn ſeit ſeinem achten Jahre an war er immer unter dem unglücklichen Haufen der elendeſten Menſchen.

Ein junger Baron, der den Raps zu seiner Bedienung aufnahm, gab den letzten Pinselstrich seinem schwarzen Herzen, und vollendete das Meisterstück mit Farben, das bisher die übrigen nur mit der Kreide entworfen hatten. Der Baron war ein Spieler, ein Wohllüstling, ein Säufer, ein Nachtschwärmer: er konnte lügen und betrügen, und bildete Rapsen vortreflich nach seinem Charakter.

Als der Baron das Opfer der Galanterie ward, und im Lazaret oder in einem Stechenhause starb, denn er hatte sein ganzes Einkommen durchgejagt; so entschloß sich Raps ein Eremit zu werden. Ich weiß auch nicht durch welche Lüge er dieses Kleid erhielt: allein diese Lebensart ward ihm bald verhaßt, und er entschloß sich als ein Pilgrim in der Welt herumzuziehen. Es gelang ihm; er besuchte die meisten Oerter Italiens, gewohnte sich an heuchlerische Mienen, und bildete sich zum vollkommenen Gleißner, und daher zum letzten Grad des Böſewichts.

Raps wanderte beynahe die halbe Welt durch, als er eines Tages ermüdet von der

Be-

Beſchwerlichkeit der Reiſe — entkräftet und krank — an der Straſſe ſank, und ohnmächtig ſeiner da lag. Ein reiſender junger Kaufmann zog vorüber, und ſah den Menſchen liegen, ſein Gefühl erwachte beym Anblick des Leidenden, er ſprang aus der Kutſche, — brachte den Unglücklichen durch Stärkungen zu ſich, und nahm den Elenden in den Wagen. In der nächſten Stadt hielt ſich dieſer junge Mann viele Tage auf, ſparte weder Geld noch gute Worte, und wendete alles an, was in ſeinen Kräften war, um den Menſchen wieder vollkommen herzuſtellen.

Raps ward wieder geſund, und mit ſeiner zunehmenden Geſundheit nahm auch die Stärke ſeines leidenſchaftlichen, verdorbenen Herzens zu. —

Wenn Raps einige Tage unthätig war, kein Laſter ausübte, ſo hatte ſein Herz hieran keinen Antheil, ſondern nur ſeine geſchwächten Fiebern; mit den Lebenskräften der Natur ſtärkte ſich auch ſeine Seele, die bisher nur im Schlummer lag, wenn ſie nicht über Greuelthaten brüttete.

Der

Der junge Mann, der den Rapsen gutthätig pflegte, und wie der menschenliebende Samarit ihm begegnete, hieß Jsmael, und war auch ein Jud, der aber die Grundsätze nicht vergaß, daß die Religion das Band seyn muß Menschen zu vereinen, und nicht Menschen zu trennen. Er that alles, was Menschenpflicht war, und fragte sein Herz nicht, gegen wen er es that, genug, wenn der, der ein Gegenstand seines Mitleidens war, die Bildung des Ewigen auf seinen Gesichtszügen trug, genug für Jsmael, wenn er Mensch war. —

Als Raps vollkommen gesund war, beschenkte ihn Jsmael noch reichlich, umarmte ihn, und sagte: thue, was ich gegen dich that, wenn du auch einen Unglücklichen antrifft, und es in deiner Macht steht ihm zu helfen. Er schlang seinen Arm um Rapsens Schultern, und eine Thräne, geweint aus dem Bruders Auge, floß auf Jsmaels Wangen.

Geschäfte hielten Jsmael noch einige Tage in der Stadt auf, binnen der Zeit Raps bald liederliche Gesellen seines gleiche fand. Ein fürchterlicher Gedank stieg in Rapsens

Seele

Seele auf, und sein Herz brütete über das schrecklichste Unternehmen. Raps entschloß sich seinem Gutthäter auf der Strasse vorzupassen, ihn zu morden und zu bestehlen. Er ist nur ein Jud, sagte er zu sich, was hat das zu sagen; ein Verdammter, der ohnehin der Hölle Beute ist, und dessen Blut wie Kalbsblut fließen kann. Sein Gedanke reifte zur That, und 10 Spießgesellen des Lasters waren schon von Rapsen zum Vollzug gemiethet. Ein einziger unter diesen hatte noch eine Menschenseele, und getraute sich Rapsen Vorstellungen zu machen. Bruder! fieng er an, verzeih mir, ich bin ein grosser Böswicht, hab' manche Lasterthat ausgeübt, aber bey diesem Gedanken, den wir bereit sind auszuführen, macht mir mein Herz doch Vorwürfe. —

Sag mir Raps, wie kannst du denn einem Menschen das Leben rauben, der dich dem Tod entriß. —

Raps. Er ist ein Jud.

Ein Jud — hat der Jud aufgehört Mensch zu seyn? bist du ihm minder Dankbarkeit schuldig?

ſchuldig? Jsmael fragte dich nicht, wer du warſt, als er dir Gutes that, er behandelte dich nur als einen Menſchen, der nach Gottes Ebenbild geſchaffen iſt. —

Raps. Er iſt ein Verdammter.

Ein Verdammter! — weißt du nicht, daß Chriſtus ſagte, urtheilt nicht, damit ihr nicht geurtheilt werdet; und verdammt nicht, damit euch der nicht verdammt, der im Himmel iſt? Wer kennt die Urtheile Gottes? wer kann ſagen, ich bin ſeiner Gnade würdig, wer ſeines Haſſes?

Raps. Er iſt ein Irrglaubiger.

Hat Gott den Irrglaubigen ſeine Geſchenke verſagt? glänzt die Sonne nicht über die Scheittel des Perſers, der in der Moſchee der Gottheit opfert, wie über den, der in unſerm Tempel bethet? iſt die Quelle minder erfriſchend für den Mund des Jsraeliten als für den unſrigen. — Blüht der Baum in Jsmaels Garten nicht, wie in deinem? und iſt der Apfel, den er trägt, nicht ſo ſchmackhaft, wie der deine? Du ſollſt deinen

nen Nächſten lieben, ſagte Chriſtus, nicht du ſollſt den Chriſten allein lieben: und als die Phariſäer ihn fragten, wer der Nächſte ſey, ſo erzählte er ihnen die Geſchichte des gutherzigen Samaritan. — Raps! ſage mir: wer war dein Nächſter, als du krank und verlaſſen da lagſt, als Ismael ſich deiner erbarmte? ſag, und wenn du Gründe haſt, die die meinigen widerlegen, ſo will ich hingehen, und will mit dir morden. —

Raps lachte über dieſe Einwürfe, geh Feiger! ſagte er, du biſt nicht würdig unter Männern zu ſeyn, wie wir ſind. — — Sie lieſſen den armen Moraliſten ſtehen, und eilten zur That. —

Der Religionshaß entſteht meiſtentheils aus böſem Herzen. Die meiſten Menſchen ſind leidenſchaftlich, ſtolz, und zur Verfolgung geneigt. —

Unſere Eigenliebe möchte dann gerne Entſchuldigung und Rechtfertigung ihrer Handlungen finden, und entlehnt falſche Begriffe um das Gewiſſen einzuſchläfern. Abſcheulich!

lich! der Jud iſt Menſch, und Menſchen zu achten iſt die erſte Pflicht der Menſchheit, die erſte Pflicht der Religion. Der Chriſt iſt ſo wenig berechtigt einen Juden zu betrügen, als der Jud berechtigt iſt einen Chriſten zu betrügen. Einem Juden ſpotten, ihn ſeiner Religion halber lächerlich machen, iſt Grauſamkeit, und Sünde wider den Nächſten. —

Iſt er irrglaubig, ſo verdient er nicht meinen Haß, ſondern mein Mitleiden. Mein ſanftes Betragen gegen ihn, meine Menſchlichkeit, meine Nachſicht, meine Liebe werden eher Bekehrungsbeweggründe für ihn ſeyn, als mein Haß und mein Spott. —

Der Menſch muß ſich immer in die Lage des andern ſetzen, wenn uns nun auch das Schickſal in dieſer Religion hätte gebohren werden laſſen; wenn man uns nach dieſen Grundſätzen, nach dieſem Lehrgebrauch erzogen hätte, würde es uns lieb ſeyn, wenn man uns ſo behandelte? Sind Verfolgungen, Mittel, wodurch ſich der Chriſt liebenswürdig macht, wodurch er die Begriffe erhöht, die man von ihm haben ſoll, und die er andern ein-

einzuflößen durch seinen Umgang schuldig ist. —

Ich wollte, die Menschheit könnte alle jene Thaten auf ewig vergessen, wodurch man die Nächstenliebe beleidigte. —

Man scheerte manchem Juden die Hälfte des Bartes ab, steckte andern Schweinsbraten oder Speck in die Tasche. —

Wozu das? ist der Jud nicht ehrwürdig, der den Gesetzen seiner Väter gemäß handelt? Verdient er Verachtung — Spott? nein, es ist Spott für uns, wenn wir uns zu solchen Handlungen erniedrigen, und die Menschheit so beleidigen können. —

Laßt den Juden Juden seyn, und betrachtet an ihm nur euren Nächsten, predigt ihm eure Religion durch eure Aufführung, betet für ihn zum Allvater, und laßt die Lenkung seines Herzens dem Allgütigen über. —

Die fürchterlichsten Folgen begleiteten seit Jahrhunderten die Menschen, die sich gegenseitig aus religiösen Meynungen haßten. Strö-

me

me von Blut flossen unter den Menschen, und entheiligten die Altäre des Gotts der Liebe und des Friedens. Mich däucht, ich höre noch die Stimme des Rabbi David ben Anrou, mit der er der Menschheit so mächtig zurief.

Mächtigster der Erden! zu dir erhebt der Niedrigste der Menschen seine Stimme, und der, der nun in Fesseln schmachtet, und doch bestimmt war zu herrschen, der unglückliche Ben Anrou wagt es vor deinen Thron hinzutreten, die Menschheit anzuflehen, und dich bey der Gottheit zu beschwören, ein herumirrendes, verlassenes Volk nicht zum Opfer der Grausamkeit zu machen: sey nicht Tyger gegen die, die Menschen, wie du, sind, und mißhandle nicht, wie schändliche Thiere, die, die die Züge der Gottheit, wie du, tragen.

Mir meine Nachkömmlinge, Davids und Ezechias, mir gebührte gleiches Recht wie den Königen, aber mein Schicksal warf mich vom Throne. Die heilige Arche ist nicht mehr — die Stärken Israels sind im Grabe, nur ich lebe noch, und bin der König elender Sklaven, die man zum Tode führt. Von den Höhen des Libanons zeigt sich noch mei-

nem

'em Auge unter dem Schatten der Cedern das Heiligthum der Gottheit, Salomons Tempel. Mein schaudernder Blick iſt geheftet auf ſeinen Ruinen, ich ſehe, wie ſich Völker verſchwören über den kleinen Reſt der Unglücklichſten der Menſchen, ich ſehe Welttheile aufſtehen um wehrloſe Sonnenſtäubchen zu zerdrücken.

Ich wollte mich nicht beſchweren, ihr Könige der Erden! ich wollte euer Schwert küſſen, das noch vom Blut der meinigen röthet, wenn ihr doch Urſache hättet dieſe Atomen zu zerſtören. Sagt, haben ſie eure bürgliche Ordnung geſtöret? haben ſie eure Thronen erſchüttert? haben ſie es gewagt dem Diadem zunahe zu treten? ſo ſprecht, und ich will eure Urtheile als Gottes Gerichte anſehen, wenn ihr aber den meinigen keine andere Schuld zur Laſt legen könnt, als daß ſie Jakobs Abkömmlinge ſind, ſo ſey Erbarmen über ſie, und nicht Fluch über die, die den Geſetzen ihrer Väter noch treu ſind.

Aber was nützt meine Vorſtellung, was nützen meine Thränen? die Verläumdung breitet noch immer alle Schandthaten über

uns

uns aus, und beschuldigt uns als Werkzeug jeder Verbrechen. Des Feindes Wuth zerstört eure Grenze, und man beschuldigt uns seiner Grausamkeiten. Ein Mörder würgt einen der eurigen, und wir werden über seine Mordthat angeklagt, die Pest streut vergiftete Düfte über eure Länder, das Mehlthau vergiftet eure Brünnen, und ihr waret grausam genug die Zufälle des Himmels uns zu Schulden zu legen. Wenn die Sterne sich aus ihren Kreisen drängen sollten, so werdet ihr uns auch hierüber anklagen, und die Wirkungen der Natur wird man zum Verbrechen der Israeliten machen.

Die Fortsezung folgt.

3.

(Fortſezung.)

Iſaak Harruſch,

oder

die Judenfamilie, eine intereſſante Erzählung fürs Menſchenherz.

Die grauſamſten der Laſter, an denen keiner der meinigen Schuld hat, laſten den Unſchuldigen mit Ketten. Schon ſchleppen ſie ihn zu den ſchrecklichſten Martern. Man begnügt ſich nicht, unſer Volk mit den härteſten Auflagen zu drücken; man giebt noch überdas unſer Leben dem erſten Fanatikern preis. *) Die erfinderiſche Einbildung erſinnt Martern und Quaalen für uns, die die Natur verabſcheut. Hier fließt Blut unter dem Schwerte; da krachen zerſchmetter-

*) Die Annalen von Bretagne liefern uns über dieſen Gegenſtand die traurigſte Bemerkung. Dieſe Staaten beſchloſſen im Jahr 1239, daß der, welcher von einem Juden Geld entlehnet, ſolches nicht mehr zurückbezahlen durfte, und daß der, der einen Hebräer ermordete, für keinen Mörder angeſehen wurde.
D' Argentre hiſt. de Bretagne liv. 4 ch. 23.
Wie grauſam dieſes Geſez iſt, — wie ſehr es die Menſchheit beleidigt, braucht wohl keiner weitern Bemerkung.

te Knochen unter dem Rade; dort lodert die Flamme vom Scheiterhaufen auf — — — Verzweiflung und Tod empörten doch nie unsere Zunge zum Fluch wieder die Gottheit.

Sind wir denn nicht Menschen, wie ihr? und seyd ihr nicht Christen, derer erstes Gesetz Menschenliebe seyn soll? Wollt ihr diese heiligsten Pflichten nicht erfüllen, so seyd zum wenigsten Menschen! behandelt uns so, wie uns ein jeder behandeln würde, dem die Natur nur einen blassen Schein des Lichts der Vernunft gab — der keine Religion haben würde, die ihn führte, und keine Offenbarung, die ihn leitete — nur um das bitten wir euch.

Wenn euch der Himmel mehr geliebt hat, als uns, wenn er euch das Licht des wahren Glaubens gab; seyd ihr berechtigt uns zu hassen, die wir dieses Geschenke des Himmels nicht haben. Euer Glaube sagt nur, daß ihr für die Ungläubigen bethen, — nicht daß ihr sie hassen und verfolgen sollt.

Sagt, können wir wohl nach der allgemeinen Verfassung Menschen seyn, ohne mit Menschen Umgang zu haben? Können wir

in einer Geſellſchaft leben, ohne mit dieſer Geſellſchaft im Verhältniß zu ſtehen? Was heiſſen alſo eure Blutgerüſte, die ihr unſertwegen errichtet habt? Laßt ihr alſo eure Henker entſcheiden, was wir in der menſchlichen Geſellſchaft ſind? Sind wir eure Feinde, ſo begegnet uns doch mit gleichen Waffen; die Rechte der Natur fodern dieſe Billigkeit; ſind wir Unterjochte, Beſiegte, ſo vergeſſet doch die Pflicht des Siegers nicht, den Beſiegten menſchlich zu behandeln. Iſt es euch eine Ehre, ein ſchutzloſes Volk noch mehr zu verfolgen, und iſt euer Triumph groß, wenn ihr den noch verwundet, der ſchon halb todt zu euren Füſſen liegt? Sind wir Bürger des Staats, ſo urtheilt uns nach euren Geſetzen; und wo iſt das Geſetz, das die Mißhandlungen billigt, die ihr uns zufügtet? — Seht ihr uns als wilde Völker an, ſo behandelt uns nach den Geſetzen der Natur.

O ihr Mächtigen! laſſet die Stimme der Natur zu euren Thronen dringen, hört ſie, die einzige, die unſere Vertheidigung über ſich nimmt; höret nicht die Stimme des Vorurtheils, ſondern die Stimme eures Herzens. Spielt nicht mit unſerm Leben, nicht mit un-

sern Gütern, denn der Allvater der Natur hat beydes in eure Hände gelegt, und wäre es wohl edel, die Gewalt zu mißbrauchen über ein Gut, das er euch anvertraute? Denkt, wir sind die Schwachen unter dem Schutz der Stärkern; ist die Stärke edel, wenn sie sich gegen den Schwachen zeigt? —

Verzeiht mir, ich rede für Menschen, nicht für vorurtheilvolle Köpfe, nicht für blutdürstige Herzen, die sich mit Menschenblut mästen, wie die Poppen im Tempel des Saturns.

Betrachtet die Erniedrigung der Menschheit unter den unsrigen. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten, müssen wir in den meisten Plätzen Europens uns mit dem Handel fortbringen; der Handel ist schier das einzige Mittel, das uns übrig bleibt, uns zu nähren; und denn wundert man sich, daß es Betrüger unter uns giebt. Welches Geschäft ist mit mehr Gefahr für den sittlichen Charakter verbunden, als die Handlung. Werft nur einen Blick auf die Eurigen selbst, und seht, ob das, was man Routine in der Handlung nennt, die Bleywage der prüfenden Rechtschaffenheit aushalte.

Welche

Welche Erhabenheit des Charakters, welche sorgfältige Bildung der Seele erfodert dieses gefahrvolle Unternehmen! — Was Wunder denn, wenn Menschen auf Irrwege gerathen, und aus Umständen böse werden. Ist es denn minder ungerecht, wegen eines Theiles das Ganze zu beschuldigen? Denkt doch, daß wir immer auch Menschen bleiben, daß der größte Theil unter uns wie unter euch arm und elend ist. Mangel an Erziehung, Armuth und Elend können den Menschen leicht böse machen. Euch stehen tausenderley Erwerbswege offen, uns nur einer; was Wunder denn, wenn der Dürftige oft seine Zuflucht zum Betrug nimmt? —

Glaubt mir, ich vertheidige den Betrüger nicht, aber auch der Betrüger — obgleich strafbar — bleibt immer Mensch, und ein gerechter Richter vergißt niemals, was Umstände aus Menschen machen können.

Der Jud hat Bedürfnisse, wie der Christ; er hungert und dürstet; er hat Gefühle der Freundschaft und Liebe; unsere Weiber, unsere Kinder sind uns werth, wie euch die eurigen; wir leiden, wenn wir sie schmachten

ten sehen, wie ihr, und wünschen sie zu nähren, und wünschen für sie zu gewinnen: wenn uns nun tausend Arten des Gewinns abgeschnitten sind, nur eine einzige davon übrig bleibt, und diese noch sehr begränzt, wie unser Handel ist; ist denn die Folge nicht natürlich, daß mancher von uns nicht allzeit handeln wird, wie er sollte.

Ich wiederhole es; ich vertheidige den Wucherer, den Betrüger nicht; aber auch dieser Betrüger, wenn er auch ein Jude ist, ist nicht allzeit ein Böswicht; was vermag Armuth, was zuweilen Gewinnsucht über den Menschen?

Seyd gerecht; untersuchet die Lage des Menschen, ehe ihr ihn urtheilet, und sehet, ob eure Ansprüche gegen uns nicht zuweilen übereilet waren. Wir sind Menschen, wie ihr, fähig große Tugenden und große Laster auszuüben; Umstände und Erziehung bilden unsere Seelen, wie die eurigen: mit einem Worte, als Menschen sind wir euch ganz gleich; nur unsere Religion und unser Verhängniß unterscheiden uns, und eben das, was uns von euch unterscheidet, soll uns mit euch vereinen.

Euer

Euer Glaube, ihr Christen! gebiethet euch allgemeine Nächstenliebe — eine Liebe, die sich durch kein Wort beschränkt, durch keinen Namen ausnimmt — eine Liebe, derer göttlicher Stral vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang alle Zonen durchströmt, und alles wohlthätig zusammenkettet, was Mensch heißt. Unser Anspruch auf eure Liebe ist gerecht, und gründet sich selbst auf eure heilige Gesetze. Sollte es aber einige aus euch geben, die uns als Feinde der Christen betrachten, so erinnert ihr sie, ihr Edlern! erinnert sie der Lehre eures sterbenden Meisters, der noch am Kreutz seinen Feinden verzieh, der sich nicht rächte, wenn er gleich die Macht hatte, sich zu rächen, und der es seinem Jünger verwies, daß er das Schwert zog.

So vereint uns eure Religion als Menschen mit euch; so bringt uns unser Verhängniß eurem Herzen näher.

Mitleid erwecken unsere Umstände, Erbarmen unsere Lage; seyd Menschen, das ist eure Pflicht, und überlaßt das Uebrige dem Allvater der Sterblichen! ! —

So

So däucht mich, daß einst David Ben-Amron sprach; so däucht mich, daß die Vernunft noch spricht, hörbar für den, der gewohnt ist, ihre heilige Stimme zu hören. Aber wie ungefühlt gleiten meistentheils die edelsten Gründe der Vernunft über Herzen hin, die das Vorurtheil versteinert hat. Dank sey dem Unendlichen, daß doch einmal die Sonne der Menschheit und der Vernunft die Finsternisse zerstreut haben, die einst Europa in die schwärzeste Decke der Nacht verhüllten, in der man es zur Tugend machte, Menschen zu tödten, und Verdienste sich vor dem Allmächtigen zu sammeln glaubte, wenn unser Schwert des Irrglaubigen Brust durchstieß.

Nach einer zuverläßigen Berechnung verlohr die Welt durch den Religionshaß 33795290 Menschen — eine schaudervolle Anzahl unglücklicher Opfer des Fanatismus, worüber das Menschenherz zurück schaudert, die Religion ihren trauernden Antlitz verdeckt, und der Gott der Liebe und des Friedens schier aufrufen möchte: es gereut mich, den Menschen gemacht zu haben. Allein, da das Menschengeschlecht stuffenweis zu ihren Erkenntnissen steigt, so weht nach solchen fürch-

terli-

terlichen Stürmen der ſanfte Weſt des Menſchengefühls langſam durch die verwüſteten Gegenden; Blumen des Friedens düften dort, wo vormals Dörner der Zerſtörung ſtunden, und die Huldgöttinnen der Menſchheit winden an Roſengeſträuchen Blumenkränze, um im Tempel der Bruderliebe Feſte der Menſchheit zu feyern.

So ſchön und edel alle dieſe Gründe ſind, ſo ſehr ſie jedes Menſchenherz nothwendig fühlen muß, ſo wenig iſt manche Seele hiezu empfänglich, und unter dieſe war Rapſens Seele zu zählen.

Er war taub zu der Stimme der Menſchlichkeit, die ſo dringend in ſein Herz flüſterte, das einer verwitterten Eiche ähnlich war, die der Herbſt ſchon entblättert hat, und an welcher kein Laub mehr hangt, das noch in einer ſanften Herbſtſtunde ein Zephyr bewegen kann.

Mit dem Herzen eines Tygers, der nur auf Beute lauert, wartete Raps an der Heerſtraſſe.

Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige schiefe Strahlen durch den Tannenwald, dessen hohe Wipfel die Abendröthe in Rosenroth färbte. Feyerliche Stille herrschte schon durch den Wald, und außer der Amsel sang kein Vogel mehr. Dort und da flatterte schon eine Fledermaus durch die Luft, und Frösche quackten im benachbarten Teiche, und sangen ihr einschläferndes Lied aus rauher Kehle im Sumpfe.

Ismael saß ruhig in seiner Kutsche, und seine reine Seele nahm Antheil an den Schönheiten des Abends. Das Posthorn tönte schon durch den Wald, und war schon hörbar für Rapsens wachendes Ohr. Er lauerte im Hinterhalt, und wie Wölfe unter eine Lämmerheerde stürzen, so stürzte Raps mit seinen Gehülfen auf Ismael. Sie tödteten seinen Diener, und rissen den Unglücklichen aus der Kutsche, und mißhandelten ihn auf das unbarmherzigste. Raps hatte schon alles ausgeplündert, und Ismael lag im Blut auf der Strasse, da näherte ihm sich noch der Böswicht, und schrie ihm ins sterbende Ohr: Jud! ich bin der, den du gerettet hast. Ismael öffnet noch einmal bey dieser Stimme

ſein Aug gegen ihn, und Thränen verwaſchen die Tropfen des Todtenſchweiſſes, der auf ſeinen Wangen lag. Dein Gott möge es dir verzeihen, ſprach er mit ſterbendem Tone, wie ich dir verzeihe. Iſmael ſchloß ſeine Augen; der Mond glänzte das letztemal auf ſeinem ſterbenden Antlitz, und verbarg ſich hinter ſchwarzen Wolken. Blitze lieſſen ſich am Himmel ſehen; ein Gewitter, ſchwarz wie die Nacht, ſtieg am Horizont auf; der Sturmwind ſauſte, und Donnerſchläge rollten fürchterlich durch den Wald. Es ſchien, als hätte ſich die Natur über den Unmenſchen entſetzt, und die Elementen zur Rache der beleidigten Menſchheit aufgefodert. Reps flüchtete ſich in eine Felſenhöhle, geſchaffen für Schlangen und Menſchen wie er war.

Bis gen Mitternacht heiterte ſich der Himmel wieder auf, und ein armer Taglöhner, den das Gewitter überfiel, und ihn hinderte, nach ſeiner Hütte zurück zu kehren, trug freudig ſein Bündel Holz auf dem Rücken, und eilte ſeinem Dorfe zu. Dieſer alte, ehrliche Landmann ſtieß auf Iſmael, der in ſeinem Blute ohnmächtig dalag. Sogleich warf er ſeine Holzbürde von ſich, und pfleg-

te

te den armen Verwundeten. Ohne sich viel zu bedenken zoh der Taglöhner sein Hemde aus, zerriß es in Stücke, und verband Jsmaels Wunden. Nach einer Weile hob er ihn auf seine Schultern, und trug ihn seiner Hütte zu.

Des armen Taglöhners Weib verließ ihr eigen Bett, und legte den Kranken darein. Der benachbarte Bader, der ein gutherziger Mann war, wurde geholt, und man wandte alles an, um den Verwundeten herzustellen.

Nach einigen Stunden kam Jsmael zu sich, sah die gutherzigen Leute um ihn versammelt, und reichte ihnen seine noch mit Todenschweiß benetzte Hand. Ein Händedruck sagte ihnen, wie sehr und wie warm er dieses edle Betragen fühle. Nach einigen Tägen, als Jsmael wieder sprechen konnte, erzählte er dem Taglöhner seine Geschichte. Dieser weinte bitterlich, und sagte oft: o könnte ich die Ungerechtigkeit durch mein Betragen wieder gut machen, die dir Barbar dir angethan hat. Verzeih, ich kann dir nicht mehr geben, als was ich habe. Ich

bin

ein ein armer Mann, aber am guten Willen fehlt's mir nicht; hätte ich mehr, so wollte ich mehr für dich thun.

Du thuſt nur zuviel für mich, erwiederte Iſmael; wußt du denn nicht, daß ich ein Jude bin? Ein Jud oder ein Türk verſetzte der Taglöhner; du biſt ein Menſch. Nach meiner Religion ſtellt jeder Unglückliche meinen Gott vor; was ich meinem Nächſten thue, das thue ich ihm, und ich will mir nicht am Tage des Gerichts ſagen laſſen: ich war durſtig, und ihr habt mich nicht gelabt; ich war hungerig, und ihr habt mich nicht geſpeiſet; ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Meine Religion iſt kurz: Liebe Gott über alles, deinen Nächſten wie dich ſelbſt — dieſes ſind meine Grundſätze — dieſes iſt die Richtnur meiner Handlungen.

So ſagte der Taglöhner, und pflegte den Juden wie ſeinen Sohn. Allein ungeachtet aller Pflege, die man in ſo einem Orte auf ihn verwenden konnte, wurden Iſmaels Wunden gefährlich; der Bader verzweifelte an ſeinem Aufkommen, und nach fünf Tagen fühlte

auch

auch selbst Ismael die Annäherung seines Todes. Er bath den armen Taglöhner, ihm Davids Psalmen vorzulesen, der solches auch that, und vom Schulmeister eine Bibel entlehnte, und als er auf die Stelle kam: unsere Seele harrt auf den Herrn, denn er ist unser Helfer und Beschirmer, so starb Ismael.

Der arme Taglöhner beweinte ihn von ganzem Herzen. Er gieng zu Gericht, und bath, daß man ihm erlauben möchte, Ismaels Leichnam, weil es wegen seiner Begräbniß ohnehin Umstände haben könnte, in seinem Garten zu begraben. Er erhielt diese Erlaubniß, und der Taglöhner machte zu Ende seines Gartens, wo eine große Linde stund, eine Grube, legte Ismaels Leichnam hinein, und pflanzte wilde Rosen um den Grabhügel. Der Pfarrer ließ eine Urne machen, und setzte sie auf das Grab mit der Innschrift:

Mitmensch Jud Ismael ruhe im Frieden!

Des Taglöhners Kinder spielten oft in dieser Gegend, und wenn im Frühjahr Blumen blühten, so wanden sie Kränze, und sagten: Kinder! laßt uns das Grab des Ismaels zieren, von dem uns der Vater so oft erzählte.

In Ismaels Kleidung fand sich noch ein Beutel mit hundert Dukaten, die ein Zufall Rapsens Klauen entrissen haben mußte, und die man nicht ehér fand, als nach seinem Tode, denn der Taglöhner bekümmerte sich nicht um Lohn. Diese brachte der ehrliche Taglöhner zu Gericht. Der Richter wollte sie ihm für die Pflege vollkommen zuerkennen, aber der Gute nahm nicht mehr als die Hälfte an, und bath, die andere Hälfte als einen Preis demjenigen zu bestimmen, der einem armen unglücklichen Juden, der diese Gegend reisen soll, Gutes thun, und ihn menschlich behandeln würde. Von den fünfzig Dukaten bezahlte der Taglöhner den Bader, vertheilte hundert Gulden unter die Armen, und behielt nur den Ueberrest, den er seinen Kindern zum Erbtheil mit dem Ausdruck bestimmte, jedem Menschen ohne Unterschied der Religion, nach Möglichkeit Gutes zu thun.

Seit dieser Zeit her war auch dieser gute Mann glücklich, der Segen des Himmels lohnte sein wohlthätiges Herz, und Gedeihen war in seinem Hause. Er lebte die glücklichsten Tage, ward alt, sah Kindeskinder, lebte ein vergnügtes Alter, und entschlief ruhig an einem Frühlingsabend in der Gartenlaube, nahe an der Grabstätte, wo Ismaels Gebeine moderten. Sterbend wand er noch seinen Blick dort hin, und sprach zu seinen Kindern: ihr Lieben! laßt euch nie eine gute Menschenthat gereuen, denn sie lohnt mit einer so süssen Freude. Mich däucht, ich sehe Ismaels Schatten, wie er beym Allvater für mich bittet, und der mir gütig zuwinkt. Ich war krank, und du hast mich gepflegt; komm, ich will dirs vergelten. So sprach der Taglöhner, sein Aug schloß sich, und lächelnde Zufriedenheit war noch auf seinem sterbenden Gesichte.

Die Fortsetzung folgt.

4.

(Fortſetzung.)

Iſaak Harruſch,

oder

die Judenfamilie, eine intereſſante Erzählung fürs Menſchenherz.

Mittlerweile, als dieſes alles geſchah, wandelte Raps in Wäldern herum, wie der Wolf, der noch blutig von der Beute iſt, die er opferte. Tauſend Gelüſte erwachten in ſeiner Seele, und er berechnete ſchon ſorgfältig die Genüſſe, die ihm ſeine Eroberung verſchaffen ſollte. Als der Morgen wieder grauete nach der grauſamen Nacht, in der Raps die ſchwärzeſte der Thaten verübte, lagerte er ſich unter einem einſamen Eichbaume, der auf einer Anhöhe ſtund, und ſah nach der Stadt, die in einer Entfernung vor ihm lag.

Dort ſprach er, dort in dieſer Werkſtätte menſchlicher Laſter und Bosheiten — dort will ich hin; dort will ich Gröſſe und Vergnügen ſuchen. Geld hab' ich — was brauch'

ich mehr? Niemand fragt mich, woher ich es habe, wenn ich mich nicht selbſt verrathe. Dort werden Verdienſte nach dem Beutel, und das Anſehen nach der Kleidung berechnet. Die Befriedigung jeder meiner Wünſche verſchaft mir dieſes Metall; — ich will hingehen, und will es nützen.

So ſprach Raps, und kam nach Liſſabon.

Einige Zeit wohnte er in einem Gaſthofe, führte ſich prächtig auf, und bekam viele Beſuche.

Wer Geld hat; Tafel und Spiel giebt, bekommt bald Freunde. Ein guter, rechtſchaffener Mann, heißts — auf ſeine Geſundheit! Es lebe unſer Mäzen! — Der Champagner fließt durch die Kehle, und erzeugt Umarmungen der Freundſchaft, die ſo flüchtig wie ſein Geiſt ſind. Künſtler, die meiſtentheils betteln müſſen, nähern ſich ihm in demüthiger Stellung, und Kraftgeiſter zittern im Vorzimmer in zerriſſenem Rocke mit ellenlangen Manſchetten.

Das

Das iſt der gewöhnliche Gang der Welt. Man beurtheilt den Menſchen meiſtentheils nach dem Aeußerlichen. Eigenliebe und Intereſſe verblenden unſre Augen, und ſo ſehen wir oft manchen als groß an, der klein iſt. Mancher Schurke lebt in der Welt ruhig und glücklich, wenn er nur ſoviel Weltklugheit beſitzt, einen Böſewicht von feinerer Art zu ſpielen, für welche es in ſehr wenig Staaten Strafgeſetze giebt.

So gieng es dem böſen Raps. Auf Unkoſten des armen Jſmaels kleidete er ſich nun prächtig, hielt ſich Diener und Wagen, und ſpielte in den Augen des Pöbels, der den Menſchen immer nach dem Aeußerlichen beurtheilt, eine ſehr anſehnliche Rolle. Manchmal ſtieg freylich ein trauriger Gedanke in ſeiner Seele auf, und machte ihm heimliche Vorwürfe über ſeine That: er beruhigte ſich aber bald wieder, in dem er zu ſich ſagte: es war ja nur ein Jude.

Für die Menſchheit iſt nichts gefährlicher als ein irriges Gewiſſen; und es giebt doch ſo viele. Unſere Eigenliebe giebt bald der ſchlimmſten That einen Firniß von Gutem,

und wir beruhigen uns über Schandthaten, die wir verübten. Wäre das nicht, so wäre mancher Reiche, der so ruhig auf seinen Geldsäcken sitzt, die der Raub von tausend Familien sind, ein Räthsel in der Natur.

Raps war lange in Lissabon, und frequentirte sehr gute Gesellschaften, da er aber manchmal einen Blick auf seine Cassa warf, so sah er traurig, wie sein Geld dahin schwand, und dachte daher auf Mittel, es zu vermehren.

Rauben und Morden sagte er sich, ist nicht das Werk eines jeden Tages; man kömmt auch nicht allezeit so glücklich durch als ich; auch reisen nicht immer so reiche Juden, wie Ismael, also bin ich schon genöthiget, um andere Erwerbsmittel umzusehen. Arbeiten will ich nicht — kann auch nicht, denn ich wars von Jugend auf nicht gewohnt: was bleibt mir also übrig? — Was? — Das Handwerk eines Abentheurers. Dieß besteht in Spielen, in der Geschicklichkeit gutherzige Leute zu bevortheilen, sich in Häuser einzuschleichen, Liebeshändel zu machen u. s. w.

mit

mit einem Worte, in allem, wodurch man auf fremde Unkosten kann genährt werden.

So dachte Raps, und entschloß sich seinen Plan auszuführen.

Als Raps ganz gedankenvoll in einem öffentlichen Spaziergange so einhergieng, machte ihn gählling der Anblick eines sehr schönen jungen Frauenzimmers aufmerksam. Ihr schlanker Wuchs, ihr edles Auge — alles reitzte in ihm die Neugierde, die schöne Freundin zu kennen. Sorgfältig erkundigte er sich, und erfuhr, daß es Sarah sey, das Mädchen Harrusch, die Tochter eines reichen Handelsmannes. So gleich suchte er Gelegenheit, in Harrusch Haus zu kommen, und unter dem Vorwand eines Jubeln Handels ließ er sich bey selbem als Chevalier de la Raps melden.

Harrusch, der jeden Menschen gut empfieng, war auch so bey de la Raps Besuche. Er begegnete ihm mit der Achtung, die er glaubte, einem Mann von Stand und Erziehung schuldig zu seyn. Raps nahm seine Gleißnerlarve vor, und spielte die Rolle

eines

eines Tartüffs so herrlich, daß er, ich weiß nicht wie, Harrusch geheimster Freund wurde, der täglich in Harrusch Haus war. Bisher verbarg Raps noch seine Absichten auf Sarah mit aller Sorgfalt, um nicht den geringsten Verdacht wider ihn zu erwecken. Er lebte so ordentlich, so eingezogen, daß Harrusch glaubte, Chevalier de la Raps wäre der edelste der Menschen.

Der gute Mensch wird mehr als einmal in seinem Leben getäuscht; er muß sich auf das gefaßt machen, denn da es zum Charakter des Guten gehört, jeden nach sich zu beurtheilen, so ist die nothwendige Folge, daß er in dem Verhältnisse von 10 neunmal betrogen wird. Freylich wird man mit dem besten Herzen in der grossen Welt nichts mehrers als ein guter Schaafskopf seyn; aber was thut das zur Sache? auf höheren Graden der Stuffenfolge sieht man nicht zurück, sondern vorwärts.

Harrusch hatte nach einem Umgange von einem vollen Jahre alles Zutrauen auf de la Raps. Oft dankte er dem Himmel um

die

die Bekanntſchaft eines ſo edlen und rechtſchaffenen Mannes.

Eines Tages, als Harruſch an der Seite ſeines vermeintlichen Freundes ſaß, als ſein Herz voll der ſeligſten Menſchengefühlen überſtrömte, als ſich das Innerſte ſeiner Seele bewegte, Thränen aus ſeinen Augen rollten, und zärtliche Umarmungen der Siegel der Freundſchaft waren, — in dieſem Augenblicke entdeckte ſich Harruſch ganz gegen ſeinen Freund, und äuſſerte ſich, daß er Liſſabon gern verlaſſen möchte, weil die Geſetze die Freyheit der jüdiſchen Religion in Liſſabon ſehr beſchränkten. Raps umarmte ſeinen Freund, billigte ſeinen Vorſchlag, und entdeckte ihm unter der heiligſten Zuſicherung der Freundſchaft, als dem größten Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit, daß er auch ein Jud wäre, den aber Umſtände genöthiget hätten, ſeine Religion zu verbergen. Um die Sache noch wahrſcheinlicher zu machen, zeigte er ihm noch einige Papiere, die er von Iſmaels Raub übrig hatte; nannte ſich ſelbſt Iſmael, und bethörte den Harruſch aufs abſcheulichſte.

Nun iſt es Zeit, dachte Raps, ſich des günſtigen Augenblickes zu bedienen; noch iſt Harrusch's Seele in Begeiſterung; das Eiſen muß geſchmiedet werden, weil es noch warm iſt. Raps machte den Vorſchlag Liſſabon zu verlaſſen, und nach Engelland zu ſegeln. Harrusch willigte ein, und überließ ſeinem Freunde de la Raps die Sache zu beſorgen.

Harrusch ganzes Vermögen war bereits zu Geld gemacht, Raps hatte ſchon ein Schif gemiethet, und des Juden ganzer Reichthum war ſchon auf ſelbes gebracht, der Tag zur Abreiſe beſtimmt, und Harrusch und ſeine ganze Familie betheten die Nacht durch zum Himmel um ſeinen Segen, um ſeinen Schuz.

Als der Morgen des Tages graute, der zur Abreiſe beſtimmt war, kam Raps zu Harrusch ins Zimmer. Erlaub mir, ſagte er, ich will Sarah deine Tochter einsweilen ins Schif führen; komme du mit deinem Weibe nach, dann dein Sohn und deine Schwiegertochter.

Ohne Vermuthung des Böſen, unſchuldig wie das Lamm an der Hand des Menſchen,

ſchen, der es zur Schlachtbank führt, folgte Sarah dem Freunde ihres Vaters. Sie ſtieg ins Schif; — aber erſtaunt ſchrie ſie auf, als ſelbes ſich vom Ufer trennte, und ohne ihre Familie zu erwarten ſchon weit in der See war. Wo iſt mein Vater? ſchrie ſie, wo meine Freunde? — Im Kerker, ſchrie Raps; du wirſt ſie nicht mehr ſehen! Beuge dich unter die Gewalt — du biſt in der meinigen. Sarah ſank leblos zu Boden, und Raps ließ ſie in das unterſte Behältniß des Schifes tragen, und eilte mit Harruſch's Tochter und Vermögen davon.

Als der Vater mit ſeiner Familie ans Ufer kam, ſo wurde er von Soldaten umrungen; wie ein Böſewicht mit Ketten gefeſſelt und in Kerker geſchleppt; denn Raps gab ihn als Iſmaels Mörder bey der Gerechtigkeit an, und lieferte Beweiſe zur Gericht, die die Beweiſe des Böſewichts ſelbſten waren.

Vergebens waren Thränen; vergebens Umarmungen; man hörte die Stimme der Unſchuld noch nicht; man kannte noch nicht die Bosheit des teufliſchſten der Menſchen,

— denn

— denn Harrusch's Schickſal war vor den Augen der Gerechtigkeit noch ein Geheimniß.

Sarah erwachte von ihrer Ohnmacht, und Angſt und Schrecken bemächtigten ſich ihrer Seele. Wo bin ich? ſchrie ſie auf, ich arme Verlaſſene! wo iſt mein Vater? wo mein Bruder? denn ſtieg ſie die dunkle Treppe hinauf, und mit wankenden Schritten einer Sterbenden ähnlich näherte ſie ſich ihrem Verführer. Grauſamer! fieng ſie an, ſchlägt wohl ein Menſchenherz in deinem Buſen unter dem Schein der heiligſten Freundſchaft? haſt du dich in unſer Haus geſchlichen um die elend zu machen, die dich aufnahmen? iſt es dieſes elenden Geldes willen, daß du dich ſo ſehr unter die Menſchheit erniedrigteſt? warum haſt du dich dieſer Beute nicht bemächtigt? warum mußteſt du noch Laſter auf Laſter häufen? warum ein Mädchen ſo grenzenlos elend machen? gieb mir meinen Vater wieder? haſt du denn keinen Vater gehabt? oder hat dein Herz nie gefühlt, was kindliche Liebe iſt? gieb mir ihn zurück, glaub mir, wir wollen dir gern unſer Vermögen überlaſſen, ſchenken wollen wir dir's, ſey doch Menſch, und laß dich erweichen. So

ſprach

brach Sarah, und Thränen flossen über ihre Wangen herunter, ihre Brust hob sich unter Seufzern, und ihre Arme rangen sich zum Himmel mit zur Erde gesenktem Haupt. Wie eine Verurtheilte stund sie da vor dem Bösewicht, und trocknete mit ihren Haaren die Zähern von ihrem Auge, die unablässig dahinströmten. Rapsens Herz fühlte aber nicht den geringsten Eindruck bey dem Anblick der Leidenden. Mit unbewegtem Auge sah er sie an, lächelte und rümpfte seine Nase. Neuer Schmerz bemächtigte sich der armen Sarah. Wenn denn kein Gefühl in deiner Seele mehr ist, wenn die geringsten deiner Fiebern schon ganz in der Gewalt der Bosheit sind, fuhr sie fort, wenn jeder Blutstropfen sich in deinen Adern welzt, und dein Herz erwärmt, um Schandthaten auszuüben, wenn die Thränen der Unschuld fruchtlos bey dir fließen, wenn dein Ohr die Seufzer der Unterdrückten nicht mehr hört, so sey der mir gnädig, der im Himmel ist, ihn fleh ich nun an, ich armes verlassenes Mädchen, ich, der ich nun in der Gewalt des Boshaften bin, ihn geh ich an auf meinen Knieen, wenn sein Ohr nicht taub ist zu dem Gewinsel seines Schöpfers, so höre er mich, er, der

für

für den Raben sorgt, und die nackten Jungen des Geyers kleidet, er erhöre mich, und räche die Menschheit, und rette die unterdrückte Unschuld, zu dir, Unendlicher! fleh ich, um Rettung, um Hülfe.

So schrie Sarah, und dumpfes Gemurmel stieg aus den Wogen des Meeres, die Sonne bedeckte sich mit Wolken, Seefische ließen sich sehen, und verkündigten einen nahen Sturm.

Gähling war die Gegend der See in dunkle Nacht gehüllt, Blitze rötheten, und Sturmwinde schleuderten das Schif wie einen Ball von Wogen zu Wogen. —

Unordnung herrschte auf dem Schife, der Steuermann verzagte, und Raps bebte wie ein Böswicht bey der Gefahr des Todes, nur Sarah war bey diesem schrecklichen Auftritte ruhig, und einer Rose ähnlich, die ein Bube vom Stocke riß, und in die See warf, immer schön und blühend ist sie der Raub der Fluthen, und ist noch Rose, als sie untergeht. —

Ruhig

Ruhig erwartete Sarah den Ausgang, als ein schrecklicher Windstoß das Schif an eine Klippe warf, und in Stücken zerschmetterte. Vergebens war hier Bitten und Flehen, es stürzte alles im Abgrunde des Meers; Sarah allein ward auf eine Sandbank geworfen, wo sie im Vorschlummer des Todes lag, bis das Morgenroth aufgieng.

Die Sonne war am Himmel, und die Luft war wieder heiter. Leichte Wolken hiengen am Firmament, als Sarah ganz entkräftet ihr mattes Auge öffnete. Sie richtete sich auf, und lehnte sich mit einem Arme auf den Sand, da sie den andern zum Himmel aufwärts hob. Dank, Unendlicher! sagte sie, für deine Befreyung, nun bin ich wieder im Schooße der Natur ganz entfernt von allen Menschen, und habe nichts Böses mehr zu befürchten. Hier, wo ich arm und entblößt bin, wie die Steinklippe, die über mich herragt, hier werden es keine Menschen wagen dürfen mich zu beneiden. O warum, gütige Gottheit! hast du mich nicht in einer Insel gebohren werden lassen, wo man keine andere Bedürfnisse als die der Natur kennt?

Hier würde es nie ein de la Raps gewagt haben die ſtillen Freuden zu ſtören, hier würde er nicht Gelegenheit gehabt haben uns des Reichthums wegen elend zu machen. Du haſt mir wohl gezeigt, Vater der Sterblichen! daß das, was Menſchen Glücke nennen, wirklich nicht Glücke iſt. Hätte ich hier meine Aeltern bey mir, wir wollten uns bloß, wie der erſte Menſch, mit Blättern bedecken, uns mit Früchten und Kräutern nähren, und glücklicher, als Menſchen in Städten ſeyn. —

Ja Sarah! du redeſt wahr, die Bedürfniſſen des Menſchen ſind der Natur nach wenig, nur die Staaten haben ſie vervielfältigt. Hier haben wir einen eingebildeten Werth des Lebens in die Stelle des Wahren geſetzt, haben unſere Freyheit verlaſſen, uns ſelbſten Kerker gebauet, und Ketten geſchmiedet, die uns laſten. —

Ah wie oft, gute Sarah! wenn ich Menſchenſcheu in einſamen Gegenden wandle, oder in den ſtillen Stunden der Nacht im Laube träume, fühle ich dieſe heiligen Ahndungen, dieſen Wink der Natur. Wie öde lie-

gen

gen die Freuden des Lebens um mich her, — wie eckelhaft ſcheint mir des Menſchengröſſe, wie ſehne ich mich nach Freyheit, nach dem Grabe. — Was iſt hienieden? Sarah! Verfolgung, Elend! wo haben die ſeligſten Gefühle der Natur einen Werth? wo weiß man, was Leben heißt? wo iſt der Arm eines Freundes, in dem du ſorglos ruhen kannſt? wo der Buſen eines Geliebten? wo das Herz einer Gattin, das ſich dem deinen öffnet? —

Den wahren Werth des Menſchen hat ein eingebildeter Werth verdrungen, dieſer eingebildete Werth heißt Geld, — Geld, ein todtes Metall, aber mehr wirkend zum Unglücke des Menſchen, als der Arm des Würgengels, der ſich über Senacharibs Lager hob.

Zum ſchädlichſten Feinde der Menſchheit, zum Privatintreſſe kettet ſich noch ein ſchädlicherer, der Stolz, und vollendet den Bau der Hölle für Geſchöpfe, erſchaffen zum Glücke. O Menſchen! wenn werdet ihr die Bahn zu eurem Glücke wieder finden? ſo lang gewiß nicht, als eure Aufklärung Stolz und Verfolgungsſucht iſt. — —

Sehet

Sehet doch den Wink der Natur, höret ihren Zuruf! Einfalt ist Glücke, was gleicht den Schönheiten der Natur? was dem Vergnügen unschuldiger Einfalt? sehet die Lerche, wie sie sich sorgenlos zum Himmel schwingt, wie freudig ihr Lied ist. Da in ihrer Republick sind keine stolzen Gelehrte, des Lebens sanfter Genuß ist lohnende Freude.

Wie beneid ich dich, ländlicher Mann! der entfernt von vergifteten Städten balsamische Luft der Wälder einhaucht, der unbekannt mit erfundenen Bedürfnissen froh bey der Quelle sitzt, und vergnügt beym schwarzen Brod ist. Ja dort im Schoose der Natur ist Wonne — Wonne des Menschenlebens.

O Götter! raubt mir die Hälfte meiner Jahre, die ihr mir zum Leben bestimmt habt, ich will sie euch hingeben — hingeben um wenige Tage und Stunden des wahren Genusses des Menschenlebens.

Die Fortsetzung folgt.

5.

(Beſchluß.)

Iſaak Harruſch,

oder

die Judenfamilie, eine intereſſante Erzählung fürs Menſchenherz.

Glücklich der, der das wahre Vergnügen des Lebens kennt, der die Freuden des Menſchen in der Natur ſucht, und in ſeinem Herzen, das ihm die Gottheit gab um die Schöpfung zu genießen. Wie ſelig müſſen die Tage ſeyn, wenn gleichdenkende Geſchöpfe unter einem heiterern Himmelsſtrich als dem unſrigen Hand in Hand in blühenden Fluren einhergleiten, und beym Konzert der Sängerinnen der Natur Herz an Herz ſchließen, und Wonne der Liebe fühlen. Hier hat die Natur den Becher der Freude bis am Rand gefüllet, hier wird Menſchenglück in groſſen Zügen getrunken, Göttertrank! von dem ſelten ein Tropfen unſere matte Zunge in den Gegenden der Städte labet. —

Was iſt der Menſchenantheil in dieſen Wildniſſen? der Pracht, himmelhohe Paläſte

rauben uns den Stral der wohlthätigen Sonne, vergiftete Ausdünstungen kranker Menschen verpesten die Lüfte, und Schlamm die Erde, die unter unsern Füssen verödet. —

Sehet doch einmal, wie der Naturmensch verstaltet ist! dieses tückenvolle Aug, diese Miene des Höflings, dieses Lächeln des Betrugs, diese Zufriedenheit des ungerechten Richters, diese Karrikaturen mit Händen und Füssen, mit Lippen und Herzen, welcher Gedanken! Raub mir den Gebrauch meiner Sinne, allmächtige Gottheit! beym Anblick ausgearteter Städter; raub mir Gefühl und Empfindung, damit ich nie nachdenke, wie sehr sich der Mensch erniedrigt hat. Fort auf die einsame Insel, Sarah! ich will dich aufsuchen, was machst du? gastfrey sitzest du noch unter dem hohen Felsen. Sieh umher, es rauscht dort eine Quelle um dich zu laben, jenseits des Felsens ist ein Maulbeerbaum, du kannst sie pflücken die Frucht, sie ist dein, sie wird dich stärken, verlebe deine Tage einsam in dieser Insel, Sarah! wünsche dich nicht mehr in die Stadt zurück, ich bitte dich, wenn die ganze Welt nicht mehr weiß, daß du bist, so wirst du ruhig seyn. Ich hatte oft gewun-

gewünschen, die Menſchen hätten meine Exiſtenz vergeſſen mögen. Was kann dich reuen, Sarah? Nichts! biſt du reich, ſo haſt du Neider, biſt du arm, ſo biſt du elend, biſt du ſchön, ſo werden Weiber dich haſſen, Männer dich verführen, biſt du häßlich, wird man deiner ſpotten, biſt du dumm, ſo wirſt du zum Gelächter, biſt du vernünftig, ſo iſt es noch ärger, das können viele Menſchen gar nicht ertragen. Bleibe auf dieſer Inſel, glaub mir, auf der Inſel bleibe. So wie mich däucht, daß ich mit Sarah geſprochen hätte; ſo ſprach das gute Mädchen mit ſich ſelbſt. Nichts kränkte das gute Kind als das Unglück ihrer Aeltern. O ihr Lieben! rief ſie auf, könnte ich euch retten, gern wollte ich dieſe unermäßliche See durchſchwimmen, gern Hunger und Durſt für euch leiden, gern für euch ſterben, wenn ich euch retten könnte, ſo ſagte Sarah, und ihrem zum Himmel gewandten Auge entfiel eine Thräne, die ſchön wie der Tropfen des Morgenthaus war, der an den Blumen zittert. —

Gähling hörte ſie ein Geräuſche hinter ihr, ſie glaubte, es wäre ein wildes Thier, ſchüchtern floh ſie, aber etwas eilte ihr nach, ſie

ſchrie, wurde blaß, ſank ohnmächtig hin, und fiel in die Arme eines Seeräubers, der an dieſer Küſte landete, und ſein Schif mit friſchem Waſſer verſah. Einer von ſeinen Knechten erblickte die Unglückliche, eilte ihr nach, bemächtigte ſich ihrer, und brachte ſie als eine Beute ins Schif. —

Der Corſar ſegelte fort, und das Schif war ſchon weit in der See, als die ſchöne Sarah wieder zu ſich kam. Der Oberſte der Corſaren ſtunde vor ihr, und erſtaunend ſah er ſie an. Ihre glatten Wangen, auf die die Wolluſt keine Furche grub, ihre heitere Stirne, wo Freundlichkeit ſaß, und ihr ſanfter Mund, wo Lächeln der Unſchuld thronte, flößte Ehrfurcht dem Barbarn ein, der vor ihr da war, als ſtunde er vor einer ſchlafenden Gottheit. Fürchte dich nicht, gutes Kind! ſagte er, als ſie erwachte, fürchte dich nicht, bin ich gleich ein Corſar, ſo bin ich doch noch ein Menſch, der Gefühl gegen Leidende hat, und der dich nicht rettete, um dich unglücklicher zu machen, als du warſt. Hätte ich dich mit Gewalt erobert, ſo würde ich die Rechte des Eroberers gebrauchen, ſo aber, da ich dich fand, ſo biſt du nicht

mein

mein Eigenthum, ſondern ein Darleihen des Himmels, das ich gut bewahren muß. So denk ich, ſprach der Corſar, und ſeine braune Wange war naß von der Thräne, die das Mitleid aus ſeinem ſtarren Auge preßte. —

Sarah erhob ſich, fiel zu ſeinen Füſſen, und umſchlang ſeine Knie. Großmüthigſter der Menſchen! ſagte ſie, wie kann ich dir meinen Dank äußern? gern will ich bey dir bleiben, gerne die Niedrigſte deiner Mägde ſeyn, gern dir dienen, ſo lang ich lebe, um dir zu zeigen, wie lebhaft ich fühle, was ich dir ſchuldig bin. Denn erzählte Sarah den ganzen Hergang ihrer unglücklichen Geſchichte. Der Corſar ſtampfte, als er de la Raps That hörte. Das Ungeheuer! rief er auf, o möchte die Vorſicht ihn unter meine Hände bringen! ich wollte ihn 10mal bis zum Tode martern, dem 10mal mein ganzes Vermögen geben, um ihn wieder geſund zu machen, um ihn wieder 10mal zu martern. Das Scheuſal der Natur! die See wird ſeinen Körper auswerfen, und wenn ihn ein Fiſch fraß, ſo wird er ihn wieder ans Ufer ſpeyen, die Erde wird ihn auch nicht in ihrem Schooſe geduldeu, die Vögel des Luſts werden ſeinen

Körper

Körper verzehren, und an dem vergifteten Brocken sterben, den sie von ihm einschlucken. Wenn die Zernichtung eines Körpers je in der Natur Platz hat, so soll sie da Platz finden.

Abscheulichkeit! wenn mich ein Sturm an die Küsten jagen soll, wo es solche Abentheuer giebt, so will ich mein Schif in die Luft sprengen, damit mich die Pest nicht ergreiffe, die in euren Gegenden herrscht; ich wollte, daß ich nie ein Mensch geworden wäre, wenn ich je mich zu einer solchen That aufgelegt fände. Welcher Nation war er? hatte er eine Religion, glaubte er an einen Gott? Sarah! Sarah! wenn dein Auge nicht so sanft wäre, ich glaubte, du lügtest. Ich bin ein alter Seefahrer, hab manche wilde Völker gesehen, aber ich fand doch noch immer Naturmenschen. Sagt doch Europäer! wie habt ihr's denn gemacht, daß ihr euch so abscheulich verhumzt habt? Menschengesichter tragt ihr zwar auch wie die Barbaren, aber eure Herzen müssen verteufelt schwarz seyn. —

Aergere dich nicht so, erwiederte Sarah, er mag vielleicht in seinem Herzen nicht so unrecht haben. Ich war eine Jüdin, und er

war

war ein Christ, vielleicht rechtfertigt sein Herz seine Handlung. Die Hölle kann sie nicht rechtfertigen, schrie der Corsar, was will das sagen, er war ein Christ, und ich ein Jud, wir sind Menschen, das ist die Sprache der Natur, diese hat die Gottheit in jede Seele gelegt, und ihre Stimme ist zu mächtig, daß sie nicht jeder Mensch hören soll. Keine Religion billigt die Mißhandlung des Menschen, die Gottheit liebt alle ihre Geschöpfe, sie schuf alle nach ihrem Ebenbild, und wer getraut sich dieses Ebenbild zu entweihen ohne die Gottheit selbst zu schänden. —

Ich bin ein Barbar, aber mein Herz billigt die Mißhandlung der Menschen nicht. Nach den Gewohnheiten und Gesetzen meines Orts darf ich Menschen als mein Eigenthum erobern, ich kann sie verhandeln, verkaufen, allein dieses mein Recht gründet sich nur auf meine Stärke. Durch Bubenstücke hab ich in meinem Leben nichts erobert, Gewalt gegen Gewalt ist edler, als eure feine Betrügereyen, unter der Larve der Unschuld, der Gleißnerey Menschen unglücklich zu machen. —

Wenn ich erobern will, ſo kann man ſich zur Gegenwehr rüſten; wer kann ſich aber bey euch gegen Hencheley, gegen Betrug, gegen ſeine Gewalt waffnen? wer kann bey euch ſich ſchützen? wenn der Blick der Freundſchaft Lüge iſt, der euch tödtet. —

Glaubt mir, Europäer! verlachet die Barbaren nicht, wir ſind roh und grauſam, ihr ſeyd fein, ja aber nicht minder grauſam; unſer ſtumpfe Stahl verwundet weniger als euer geſpitzter. —

Ihr beſchuldigt den Corſarn, daß er mit Menſchen handle, ihr findet das Abſcheulichkeit, ſagt, handelt ihr weniger mit Menſchen? manche eurer Sachwalter, mancher eurer Richter, der euch plündert, der euch Gut, Kinder und Leben raubt, iſt er edler als ein Corſar? wir ziehen die Sklaven auf, und ſtellen ſie auf offnen Markt um ſie zu verkaufen, und nähren ſie einsweilen; ihr zieht ſie ſo auf, läßt ſie nackend herumgehen, und läßt ſie erhungern. Der Sklave, der bey uns Fähigkeit beſitzt, wird höher geachtet, er wird beſſer gehalten, wird theurer verkauft, das iſt bey euch ſeltner, ihr wißt nur das Kleid,

das ihr ihm auszieht, und sehen den Mann zu schätzen. —

Vor die entscheidende Richterin, vor die Natur wollen wir hintreten, und so soll sie untersuchen, wo mehr Barbarey ist.

Komm unglückliches-Mädchen, komm in meine Arme, du sollst Unterstützung bey einem Seeräuber finden, die dir der Christ versagt hat.

Der Corsar nahm das Mädchen mit sich, und landete glücklich ans Ufer.

Sarah wurde von dem edelmüthigen Seeräuber wie sein Kind behandelt; sie sah ein, daß der Mann ein gutes Herz hatte, und nach und nach machte sie ihn auf die Grausamkeit seiner Landesverfassung aufmerksam, sie stellte ihm die Beleidigung der Natur durch den Menschenhandel vor, und brachte es so weit, daß der Seeräuber sich entschloß seinem Gewerbe abzusagen.

Nun will ich für Niemanden mehr, fieng er an, als für dich leben, Sarah! durch das

Ver-

Vermögen, das ich mir erwarb, will ich dich und andere Menschen glücklich machen, kann ich dir durch mein Bestreben gefallen, so würde ich glücklich seyn, wenn du mich deiner Hand würdig achten könntest.

Sarah liebte den Mann seines guten Herzens Willen, sie sagte es ihm, und ward sein Weib.

Die Hochzeit wurde nach den Gesetzen des Orts gefeyert; hundert Christen-Sklaven kaufte der Corsär los, und schenkte ihnen seiner Braut zu Liebe die Freyheit am Hochzeittage. Mich däucht, sagte er, liebe Sarah! ich hätte dir kein besseres Geschenke geben können, als die Freyheit armer, unglücklicher Menschen, ich will dir am Hochzeittage zeigen, wie sehr ich gern deiner würdig wäre, ich will, soviel es in meinen Kräften steht, die Ungerechtigkeiten wieder gut machen, durch die ich die Menschheit beleidigt habe, und mein Lohn soll seyn, daß Sarah mein ist.

Du bist edel, erwiederte Sarah, und die Gottheit wird dich lohnen, kann dein Weib zu deinem Glücke beytragen, so zähle auf sie,

wenn

wenn Liebe glücklich machen kann, so soll Omar nie unglücklich seyn, so lang Sarah ein Herz hat, so wird dieses Herz Omars seyn. Sanft, wie der wonnevolle Schlummer des ersten Menschen verflossen Omars Tage an der Seite seiner Gattinn. Sarah war auch ganz glücklich, nur kränkte sie oft das Schicksal ihrer Aeltern.

Einst sassen Omar und Sarah am Ufer des Meeres, und betrachteten die untergehende Sonne. Sanfte Schwermuth überfiel Sarah, sie sank an Omars Brust, und Thränen edler Gefühlen quollen aus ihren Augen, was ist dir, Sarah! sagte Omar, was fehlt dir, gieße deinen Kummer in mein Herz, ich hab mich mit dir gefreuet, ich will mit dir weinen. —

Sarah erhob ihr Aug, das so blau, wie das Firmament war, zum Himmel. Wie glücklich wäre ich, lieber Omar! erwiederte sie, wenn ich wüßte, wie es mit meinen lieben Aeltern stünde, vielleicht schmachten sie noch im Kerker, vielleicht sind sie getödtet, o Omar! wie martert mich dieser Gedanke!

Es soll dich nicht lange marter[illegible], sagte Omar, wir wollen uns mit unsern Vermögen aufs Schif setzen, und nach Lissabon segeln, ich will eine Küste mit Geld beladen, wills hingeben, um deinen Vater loß zu kaufen, er ist auch mein Vater, er soll mit uns leben, und mit uns genießen, was das Glück mir bescherte. Sarah konnte nicht antworten, denn die Thränen, die über ihren schönen Busen herunter gleiteten, erstickten jedes Wort, das sie sagen wollte, Umarmungen drückten das Gefühl ihres Herzens aus.

Harrusch war der Zeit über, als de la Raps sich mit Sarah flüchtete im Gefängniß. Die Form des Prozesses zog sich in die Länge, bis sich endlich Harrusches Unschuld entdeckte. Es ist nicht zu beschreiben, welche Grausamkeiten, welches Ungemach Harrusch und seine Familie im Kerker erdulden müßten. — Der Kerkermeister war ein Mann voll von Vorurtheilen, der sichs zum Verdienste rechnete, diese Menschen zweyfach elend zu machen, sie sind Juden, sagte er, ich wills ihnen fühlen lassen, wer sie sind. Gleich bey ihrem Verhaft warf er sie in den dunkelsten Kerker, kein Sonnenstrahl drang nie in seine Finsternisse hinab.

ud. Kälte und Näſſe herrſchen dort, und machten dieſen Ort einer Höhle gleich, die nicht für Menſchen, ſondern für giftige Thiere beſtimmt iſt. Harruſch war in ſeinem Unglück gelaſſen, ſein Herz, das ſchuldlos war, hoffte auf Gott, und ſeine Tugend war ſeine Stütze. — Durch das harte Betragen des gefühllosen Kerkermeiſters wurde Harruſch das Ungemach nicht überlebt haben, wenn nicht des Kerkermeiſters kleines Töchterchen das Schickſal dieſer Unglücklichen erleichtert hätte. Täglich legte ſie von ihren Speiſen etwas zurücke, täglich ſammelte ſie von den Fremden etwas, und brachte es dem guten Harruſch. Da bey ſeinem Kerker ſaß ſie oft ſtundenlang, und verſchwätzte mit ihm durch das eiſerne Gütter die ewigen Stunden der Gefangenſchaft. Harruſch dachte oft an Sarah, erzählte ihr von ihr, und das Mädchen weinte mit ihm. — Das warme Theilnehmen dieſes guten Herzensmädchen an Harruſchs Schickſal war bald Urſache, daß Klärchen, denn ſo hieß ſie, erkrankte. Wer war unglücklicher als die armen Juden, die ihre kleine Tröſterin nicht mehr ſahen. — Klärchen war krank, tödtlich krank, ihr empfindſames Herz war zu ſehr durch Harruſchs Unglück erſchüttert, der Arzt verzweifelte

selte an ihrem Aufkommen. Der Kerkermeister, der zwar ein harter vorurtheilvoller, aber im Herzen doch nicht ganz böser Mann war, war äußerst durch seines Mädchens Krankheit bewegt, denn er liebte Klärchen. Er näherte sich ihrem Bette; warum willst du denn sterben? sagte er, Kind! was hat dir denn dein Vater gethan, daß du ihn verlassen willst? Mädchen! sieh, ich liebe dich, gieb alles, was ich habe, wenn du mir bleibst. Klärchen erhob ihr Aug gegen ihren Vater, verzeiht mir! wenn ich euch beleidigt habe. — Ich kann nicht mehr leben. Der arme Harrusch, seine arme Freunde, sterben werden sie im Kerker, liebt ihr euer Klärchen noch, Vater! so erleichtert ihnen ihr Schicksal, dieses ist alles, um was ich euch bitte, denn will ich gern sterben. Ein frommer Geistlicher, der an Klärchens Bette saß, rief den Kerkermeister auf die Seite. Freund! sagte er, ihr habt unrecht gehandelt. Die Gefangenen, die euch der König anvertraut, hören nicht auf Menschen, und eure Nächsten zu seyn, es ist unverantwortentlich, das Schicksal des Gefangenen zu erschweren, und einen Unglücklichen noch unglücklicher zu machen. So lang der Mensch unter dem Prozesse liegt, so weiß man noch nicht, ob er schul-

dig

dig oder unschuldig ist, kein Mensch hat daher das Recht ihn zu mißhandeln. Wer giebt ihm seine Gesundheit? wer seine verlohrnen Kräfte wieder zurücke? wer die Jahre, die ihm der Kummer abstahl? glaubt mir, ihr habt euch schwer wider Gott versündigt, und da er euch eure Tochter krank werden ließ, so wollte er euch nun einer Unrecht fühlen lassen. Der Kerkermeister wartete die Rede nicht aus, sogleich lief er selbst in Kerker, führte die gefangenen Juden in einen gemächlichern, reinigte sie, und wartete sie, wie es die Menschenpflicht ist Menschen zu behanden. Als Klärchen diese Nachricht selbst von ihrem Vater erhielt, so war es Balsam für ihr wundes Herz, sie erhollte sich, und täglich besserte sich ihre Gesundheit. Binnen der Zeit wurde Harrusch und seine ganze Familie als unschuldig erkannt. Allein sie waren arm, weil de la Raps ihr ganzes Vermögen entfremdet hat. Diese Umstände und Klärchens Bemühung, die sich selbst zu des Königs Füssen warf, erwarb eine kleine Pension für diese unglückliche Judenfamilie. Klärchen besuchte täglich ihren Harrusch, und wo sie etwas für ihn bekommen konnte, so brachte sie es ihm mit Freude. Wenn ihr Vater ihr eine Freude machen wollte, so bath er

die

die Juden zum Mittagmahl, die auch mit ihm ohne Vorurtheil zu Tisch assen, und mit ihm zu Gott beteten, der der Vater aller Menschen ist. Eines Tages sassen Harrusch und Klärchen am Hafen des Meeres, und sahen den Schifen zu, die landeten, da stieg Sarah und der Corsar aus Ufer. Sarah erkannte ihren Vater, schlang ihre Arme um seinen Hals, und genoß die seligsten der Menschenfreuden, sie erzählte alles. Der großmüthige Corsar machte durch seinen unermessenen Reichthum die ganze Familie wieder glücklich. Omar heurathete Klärchen aus, und gab ihr eine prächtige Haussteuer. Auf einem Landgut, das sie kauften, lebten, alle diese Familien: der Corsar, der Jud und der Christ. Sie liebten Gott, und thaten Gutes, Klärchen, die eine gute Heurath traf, nahm auch ihren Vater zu sich, und der Segen des Himmels strömmte wie Thau aus den Wolken über die Gutdenkenden. Sie lebten lange, lebten glücklich, waren das edelste Bild der Tolleranz, und beweisen, daß Gottes erstes Gesetz ist, uns als Brüder zu behandeln, weil wir alle Kinder eines Vaters sind, der im Himmel ist.

6.

Jsogin und Celia,

eine

Geſchichte von einem unſrer ſchwarzen Brüdern aus Afrika, von einem Mohren.

Ich weiß es wirklich nicht, ob es denn ſchon ſo ganz ausgemacht iſt, daß wir Europäer die geſitteten Völker ſind: ich zweifle täglich mehr. Der Name Barbaren, mit dem wir ſo gerne andere Völker benennen, klingt mir ſo wunderlich, daß mir manchmal ſehr ſchwindelt, wir könnten uns geirrt haben. Verdienten wir vielleicht den Namen Barbaren nicht eher als mancher Wilde, der doch wenigſtens, wenn er auch keine andere Geſetze hat, den Geſetzen der Natur treu bleibet?

Wenn ich an mich ſelbſt zurück denke, was der Staat, was Erziehung aus mir gemacht haben, ſo finde ich oft ein ſehr wunderliches Ding, ein Geſchöpf, das man von Jugend auf durch tauſenderley Bemühungen

von der Natur entfernte, das man mit manchen Kenntnissen anpfropfte, die ihm nichts nützen, und das man mit Systemen bekannt machte, die in der Natur nicht existiren, und dem man manche Meinungen aufdrang, die bey Untersuchung grosse Lügen waren.

Nachdem man uns durch tausend seltsame Meinungen von Kindesbeinen an das natürliche Gefühl unsers Herzens verdorben hat, so können wir in Mannsjahren uns wieder bemühen, das zu vergessen, was wir besser niemals gelernt hätten.

Es wäre so edel unter gesitteten Menschen zu leben, wenn das, was Sitten heißt, bey vielen einen Werth hätte, aber so hat Falschheit und Politik die gesellschaftlichen Tugenden verdrängt, und Barbarey und feinere Wildheit unter Menschen gepflanzt, die in ihr Verderben rennen. Das Recht des Stärkern herrscht unter den Barbaren; das Recht des Witzigern, des Listigern unter den Gesitteten. —

Dort war des Menschen Bildung verstaltet, als er verfolgte; Zorn war im Munde, Zorn in der Hand, die sich waffnete. Jzt

ist

ist Verstellung in der Miene, man lächelt, und tödtet, weint und mordet, bemitleidet und raubt. Geschändete Natur! setze doch die Menschheit wieder in ihre Rechte ein! hast du dem Menschenauge Thränen gegeben um zu betrügen? gabst du holdes Lächeln dem Munde um sicherer zu schaden? eine schmeichelnde Miene um zu tödten, und ein sanftes Aug um zu morden? —

O bahne die schrecklichsten der Lügen aus der Menschengestalt! laß ungeheuchelte Natur auf unsern Stirnen herrschen, und erniedrige uns nicht durch unsere Verfeinerung unter den rohen Naturmenschen, der manchmal so ganz edle Natur, so ganz Unschuld wie Isogin ist.

In einer wilden Gegend von Afrika war Isogin gebohren, ein junger Mohr, dem die Natur Gefühle und ein edles Herz gab. Isogins Daseyn war die Ursache des Todes seiner Mutter, denn der Balma kostete dieß Geschenke der Liebe, das sie ihrem Freunde Jacquer gab, das Leben. —

Jacquer war Isogins Vater, ein Mann, den seine Brüder sehr schätzten, denn er war

tapfer. Es war keiner in der Gegend, der es ihm im Laufen bevorthat, und keiner warf den Pfeil so sicher als Jacquer: zudem besaß er auch ein edles Herz. Wo er einen seltnen Stein, oder eine schöne Muschel am Ufer des Meers fand, so brachte er selbe entweders seinen Freunden um ihnen Freude zu machen, oder er legte sie als ein Opfer auf dem Altar seiner Gottheit, die er anbethete.

Jacquer liebte Balma, ein Mohrenmädchen, das seiner würdig war. Gegen ein Jahr lang kosteten sie die unschuldigen Freuden der Natur. In stiller Eintracht wandelten sie oft Hand in Hand unter dem Schatten der hohen Palmenbäumen, oder saßen an einer Staude von Ysop, und wähnten das sanfteste Gefühl der Natur, Freundschaft und Liebe. —

Balma war das schönste der Mohrenmädchen in der Gegend. Weich wie Atlas waren ihre Wangen, und Adlerschwärze war ihre Farbe, das Weisse ihres Auges war der Schneeflocke ähnlich, die an der schwärzesten Beere der Prombeerstaude hieng, Korallen waren ihre Lippen, und eine Perlenreihe ihre Zähne.

Jacquer

Jacquer war nicht minder schön, sein Wuchs war wie ein junger Popelbaum, seine Augen blizten wie ein Meteor in der Nacht, und seine Lippen glichen den lezten Purpurstralen des Abendroths, wenn die schwärzeste Nacht im Neulicht ans Firmament steigt. Das zärtlichste einer schwarzen Lämmerheerde schien ihre Wolle Jacquers Haupt geliehen zu haben, wo sein Haar in tausend kleine Locken sich drehte.

Jacquers Blick war sanft, und sein Aug sprach unendlich viel, wenn es sich auf Balma richtete.

Jeder von Jacquers schwarzen Brüdern freute sich an seinem Glücke, denn in diesen Gegenden ist es noch nicht Mode, daß einer um des andern Mädchen oder Weib buhlt. Keine giftigen Dünste von unverdauten Speisen vergiften hier die reinere Säften, und weder Gewürze noch Weine peitschen hier das Geblüt durch die Adern. Ruhig wie ein ländlicher Bach ist hier der Umlauf der Säfte, und macht das Herz zu wahren Freuden empfänglich. Ich liebe dich, und du liebst mich: ist da die ganze Sprache der Liebe. Das Herz fühlt's, das Aug spricht's, der

Mund

Mund erzählt's ohne Lüge, ohne Täuschung. — Balma war glücklich an Jacquers Seite, oft wandelten sie des Nachts unter dunkeln Cypressen, und ihr Blick wandte sich zum Himmel, und betrachtete das Sternenheer, das über ihnen glänzte. —

O Balma! sagte Jacquer, wie doch der Herr groß seyn muß, der dieses alles erschaffen hat. Fühlst du nicht, Mädchen! was ich fühle, so etwas, das mein Herz gegen ihn hinzieht? Sieh Balma! ihm haben wir die Freuden der Natur zu danken, ihm hab ich deine Liebe zu danken, er hat dich so trefflich gebildet, er gab dir das Herz, das mich liebt. Ja Jacquer! erwiederte Balma, ich fühle alles, was du fühlst. Komm, lieber Jacquer! wir wollen unsere Hände zum Himmel strecken, und ihm danken, daß er so ein guter Vater ist. Jacquer und Balma sammelten sich verschiedene Muscheln und Schnecken, und baueten aus selben unter Cypressenbäumen einen Altar, unter dem sie täglich am Morgen der Gottheit opferteten. Wohlriechende Stauden zündeten sie an, und Blumen streueten sie umher, und beteten zum Himmel ein Gebeth, das ihnen ihr Herz sagte. —

Laß

Laß mir, sagte Jacquer einst, laß mir ein Thier erhaschen, Balma! ich wills hieher bringen, und wir wollen es den Göttern schlachten. Nein erwiederte Balma, lieber Jacquer! vergossenes Blut kann den Göttern nicht angenehm seyn. Sie, die die Geschöpfe zur Freude schufen, können nicht Freude an ihrer Zerstörung haben, dieses sind die Begriffe, sagte Balma, die ich mir von der Gottheit mache. Laß uns jedem lebenden Geschöpfe Gutes thun, dieses soll der Gottheit beweisen, daß wir gerne unsers Daseyns würdig wären. —

Eine Thräne stunde in Jacquers Auge, und eine Umarmung lohnte Balma edles Herz.

Eines Tages wandelten sie, entfernt von ihren Heimen, in einer öden Gegend unter Klippen und Gebüschen, und betrachteten die Reize der wilden Natur. Ein wimmerndes Gewinsel eines leidenden Geschöpfes machte sie aufmerksam, sie näherten sich, und eine verwundete weiße Bärin rang mit Schmerzen und Tod. An der Brust des sterbenden Thiers lag ein säugendes Junges. Jacquer eilte hinzu, zog den tödtenden Pfeil aus der Bärin

Wunde

Wunde, und wollte sie heilen, aber vergebens war seine Mühe, das sterbende Thier lohnte den gutthätigen Jacquer mit einem dankbaren Blicke. Es sah sein Junges noch an, denn sah es wieder auf Jacquer, als wollte es ihm sagen, nimm dich des armen Geschöpfes an, das ich hinterlasse, weil du mich, guter Mensch! nicht mehr retten kannst. Die Bärin war todt, und Balma und Jacquer nahmen das junge Thier zu sich, und erzogen es mit Sorgfalt. —

Das anwachsende Thier vergaß auch ganz seine Wildheit, ward gesellschaftlich und gut, und war Jacquers und Balma's Freude. — Tausend artige Krümmungen und Sprünge ergötzten manchen Abend die Liebende, und es mangelte ihnen immer etwas, wenn ihre junge Bärin nicht bey ihnen war. —

Als Balma sich schwanger fühlte, bemerkte sie auch, daß ihre Bärin trächtig wäre. Das gute Thier verließ zwar manche Stunde lang ihre Gutthäter, gieng in Wald, aber kehrte jeden Abend wieder zu ihren Freunden zurück. —

Es war Zeit zu Balma's Entbindung, und wie ſchlug Jacquers Herz, die Stunde nahete ſich, als Iſogin gebohren ward, und Balma ſtarb. —

Wer war untröſtlicher als Jacquer? ein Blick auf ſein Kind, ein Blick auf ſeine ſterbende Gattin zerriſſen ſein Herz, und marterten ſeine Seele. —

Warum hat mir dich die Gottheit entzogen? rief er auf, in dem Augenblick, wo du mir doppelt lieb wurdeſt. Balma! du giebſt mir ein Kind, o Natur! und entreiſſeſt mir des Kindes Mutter. Warum iſt denn der Tod in der Natur? warum die Trennung? mußte ich lieben um zu fühlen, was verliehren heißt? —

Ah! wie ſanft war die Freude, die ich an Balma's Seite genoß! ſie zu ſehen, ihr zu ſagen, daß ich ſie liebte, war das herrlichſte Glück meiner Tage, was will ich nun thun ohne ihr? einſam werde ich herumwandeln, wie der Elephant in Wäldern, ſeufzen, und vergebens ſeufzen, weil nichts im Stande iſt, mir meine Balma wieder zu geben. —

Arme Balma! so rief Jacquer, und warf sich auf den todten Körper hin, und weinte heisse Thränen der Liebe. Erwache doch, sagte er, erwache! nur noch einen Blick auf Jacquer, ehe sich deine Augen auf ewig schließen, noch einmal schlinge deinen Arm um meinen Nacken, noch einmal schlage dein Herz an dem meinigen, , noch einmal laß dir es sagen, daß ich ganz dein bin. Sieh doch! kannst du mich verlassen, in dem Augenblicke, in dem du mir ein Pfand deiner Liebe giebst, wenn du nicht mehr für mich leben willst, so lebe für das Geschöpfe, das du der Welt gabst. —

O Natur, Natur! warum gabst du mir ein Herz fähig zur Liebe, die du so grausam die Herzen behandelst, die sich lieben. Vergebens waren Jacquers Seufzer, Balma erwachte nicht mehr. Als er sah, daß alles vergebens war, so warf er einen Blick auf sein Kind. Du bist noch allein; alles was mir übrig bleibt, sagte er, du unglückliches Isogin! (so will ich dich nennen, dein Bild wird mich immer an deine arme Mutter erinnern, ich werde dich ansehen, trauriger Ueberrest meiner Liebe! werde über dich weinen, aber dich doch lieben. Denn sah Jacquer

starr

ſtarr um ſich. Auch du wirſt ſterben, rief er mit heiſerer Stimme, du wirſt ſterben, du haſt ja keine Mutter mehr, die dich nährt. Was ſoll ich anfangen! er nahm das Kind auf ſeine Arme, und benetzte es mit Thränen. Da Jacquer ſo weinte, ſo kam die weiſſe Bärin herbey, leckte ſeine Thränen aus ſeinem Auge, ſchmeichelte ihm mit ihrer Pfote, und ſah immer hinter ſich, als wollte ſie ihm etwas ſagen. Jacquer warf einen Blick zurück, und ſah, daß ſeine Bärin 2 Junge zur Welt brachte. Gutes Thier, rief Jacquer, ſey du die Amme meines Iſogin, nähre ihn mit deiner Milch, und rette ihm das Leben, wie ich das deinige rettete. Jacquer legte das Kind zu der Bärin, und ſie ſäugte es, und leckte es, und ſah oft mit unverwandtem Blicke unſern Jacquer an, als wollte ſie ſagen: ich kann dir deine Gutthaten nicht beſſer vergelten. —

Seit dem Tod der guten Balma war Jacquer untröſtlich, langſam verſchwand ſein Leben, wie der Schatten des Wanderers bey der untergehenden Sonne. Jacquer ſtarb als Iſogin noch kaum zehn Wochen alt war.

Nach Jacquers Tod nahm die gute Bärin ihre Jungen, und ihren Säugling, den Isogin, und trug sie fern von Menschen in eine Wildniß. Es war, als hätte sie sagen wollen, ich habe die Pflichten der Dankbarkeit erfüllt, nun behaupte ich wieder die Rechte meiner Freyheit. Jacquer erzog mich, und ich will Isogin erziehen. Vergebens bemühten sich Jacquers Freunde die Bärin auszukundschaften; alle Mühe war vergebens. — Balma und Jacquer wurden in eine Grube gelegt, und die Wilden pflanzten Cypressen und Papeln um ihre Grabstäte.

In der Gegend, in die sich die Bärin mit Isogin flüchtete, hatte vor einigen Jahren ein Kaufmann Schifbruch gelitten. Der Unglückliche wurde von den Wellen verschlungen, nur sein Weib, die hoch schwanger war, rettete sich aus den Fluthen, und kam in diesen unwohnten Ort, wo sie nach drey Tagen das liebenswürdigste Kind zur Welt gebahr. Es war ein Mädchen, und dieses Mädchen nannte die Mutter Celia. Drey volle Jahre verlebte hier die arme Kaufmannsfrau, abgesöndert von aller menschlichen Gesellschaft mit ihrem Kinde, als sie im Anfange

fange des vierten Jahres die weisse Bärin zu Gesellschafterin bekam. Schicksal, Hang und Bedürfnisse fesselten diese Wesen an einander, und die weisse Bärin, Celia, ihre Mutter, Isogin, und die 2 junge Bärinen machten bald eine kleine Familie aus. Ganz erstaunt sah Celiens Mutter, wie die Bärin den jungen Isogin pflegte, und da gleiches unglückliches Schicksal den Unglücklichen an Unglückliche kettet, so war Celiens Mutter dem jungen Isogin ganz hold, Celia und Isogin erwuchsen. Celia war ohngefähr 15 Jahr alt, als ihre Mutter starb. —

Schrecklich war der Verlurst für Isogin und Celia, die nicht wußten, was sterben ist. Warum schläft denn die Mutter so lange? sagte Celia. —

Isogin. Ich weiß es nicht Celia. —

Celia. Glaub mir Isogin, so lang schlief die Mutter noch nie, sie wird ja doch wieder aufwachen?

Isogin. Aufwachen! das hoffe ich; was würde aus uns werden, Celia! wenn die Mut-

Mutter nicht mehr aufwachte? aber glaubst du wohl, Mädchen, daß man so immer fortschlafen könne.

Celia. Ich würde es nicht glauben, Isogin! aber ich hatte einen kleinen Vogel, den ich liebte, unendlich liebte, und da schlief er auch ein, und erwachte nicht mehr. —

Isogin. O Celia! wenn nun die Mutter nicht mehr erwachte, und du auch einst einschliefest, was würde aus Isogin werden? Geh Mädchen! wir wollen uns dort hinlegen, laß sehen, ob wir nicht auch einschlafen können, wenn du nicht mehr erwachst, so will ich auch nicht mehr erwachen. —

Celia. Aber Isogin! wenn wir alle einschliefen, was würde die gute Bärin machen, die dich erzog?

Isogin. O! die darf nicht allein bleiben, die muß auch mit uns schlafen, und wenn wir denn alle wieder erwachen, erwachen werden wir ja doch müssen, so wollen wir uns wieder des Lebens freuen.

Celia. Ja das wollen wir thun! die Mutter ſagte mir oft, daß alle Menſchen und Thiere auf lange Zeit einſchlafen müſſen, und daß ſie nicht mehr hier erwachen, ſondern in einem ganz andern Ort, wo es ſo ſchön iſt, ſo ſchön als ich's dir nicht ſagen kann. —

Iſogin. O ſo freue ich mich ja recht zur Ruhe! wir ſehen uns ja alle wieder.

Celia. Das wird wohl ſeyn, ohne dir, Iſogin! möchte ich nirgens ſeyn.

Iſogin. Und ich nirgens ohne Celia.

Hier küßten ſich Celia und Iſogin, und weinten, ſahen die Mutter an, küßten ſich, und weinten wieder. Ich weiß nicht, ſagte Iſogin, was ich fühle, Celia! mir iſt ſo wohl, wenn ich meinen Arm um deine Schultern lege, wenn ich mein Haupt an deinen Buſen ſenke, ſo wohl iſt's mir, daß ich immer ſo ſeyn möchte. Wenn ich weine, weinſt du mit, wenn nur ich ganz du, und du ganz ich wäreſt, daß uns nichts trennen könnte. O Celia! warum ſind wir denn zwey? zwey kann man trennen! wenn wir doch eines wären:

Siehſt

Siehst du, wenn die Mutter mit uns eins wäre, so schliefen wir nun auch mit ihr. —

Ah Isogin! erwiederte Celia, und feurig hieng sie an seinen Lippen, und Kraft der Seele zur Einswerdung wirkte thätig in ihrem Herzen. Sie umarmten sich, und fühlten zum erstenmale, daß Umarmen Bestreben des im Körper gefesselten Geistes zur Einswerdung ist, so sahen sie ihren Körper als den Kerker ihrer Seelen an, und der heftige Trieb zur höheren Freyheit gab ihnen den Vorgeschmack von Fortdauer und Unsterblichkeit. — Weil nun die Mutter immer schläft, sagten sie, so wollen wir ihr eine Ruhestätte bauen. Sie sammelten Gesträuche und Moos, wanden Gränze mit Blumen, und warfen wohlriechende Kräuter auf den Leichnam.

Die Fortsetzung folgt.

7.

(Fortſezung.)

Iſogin und Celia.

Ganz Unſchuld, ganz Natur war Celia — ganz Einfalt Iſogin. Wie die erſten Menſchen keimten ſie auf und waren glückſich. Zufrieden mit dem, was ſie aus der Hand der Natur genoſſen, kannten ſie keine marternden Bedürfniſſe. Die ſchmackhaften Früchten des Baumes waren ihre Nahrung — ihr Trank die reine, unverfälſchte Quelle.

Am Abend ſaſſen ſie oft an dem Ufer, und überſahen die unermeſſene Fläche des Meeres, und wähnten und dachten, daß auch dort Menſchen wie ſie ſeyn könnten.

Die aufgehende Sonne flößte ihnen Begriffe der Maieſtät der Gottheit ein, und ihr erwärmender Hauch, der die Blumen hervorrief, verkündigte ihnen, daß es ein allerhaltendes Weſen geben müſſe.

Laß uns, ſagte Celia einſt, laß uns Iſogin! die ſchönſten der Blumen pflücken für den, der die Urſache von allen dieſen ſchönen Dingen ſeyn muß. Ja, Celia! das wollen wir, erwiederte Iſogin, und weil du die Blumen pflückeſt, ſo will ich Meermuſcheln holen, und glänzende Steine leſen, ſie mit Reiſern durchmengen, und da am Ufer eine Stätte bauen, auf der wir täglich Blumen und Früchten dem Weſen bringen wollen, das dieſe ſchöne Gegend gemacht hat.

Er ſagte es, und ſchon ſtund der Altar. Celia brachte Blumen und Früchte, legte ſie hin, ſah ihren Iſogin an, und umarmte ihn. Ihr zum Himmel gewandter Blick, ihr edles Herz, das heftiger ſchlug, die ſtillen Ahndungen, die ſie empfand, waren ihr erſtes Gebet, das ſie zum Himmel ſchickte.

Was denkſt du? liebe Celia! fieng Iſogin an.

Celia. Ich bitte den, der uns das Leben gab, daß er dich erhalten möchte.

Isogin. Auch ich, Celia! habe ihn um deine Erhaltung gebeten. Was glaubst du wohl, Celia! daß dieses Wesen seyn muß?

Celia. Das kann ich dir nicht sagen, Isogin! aber gut — ohne Grenzen gut muß es seyn.

Isogin. Wer sagte dir das?

Celia. Mein Herz — mein Gefühl.

Isogin. Sieh, Celia! das ist die schönste der Blumen, die ich pflückte. Sie war für Celia bestimmt — nun will ichs ihm geben, dem Wesen, das wir lieben.

Isogin legte die Blume auf den Altar, und die Gottheit sah mit gütigem Blicke vom Himmel herab, und Engel trugen dieses Opfer der Unschuld zum Thron des Allmächtigen.

Das Herz des Menschen ist der wahre Tempel der Gottheit; in diesem hat der Ewige sein Wohlgefallen. Was sind Rauchwerke, was Opfer dem Allmächtigen, wenn das Herz des Menschen daran keinen Antheil hat? — Der

stolze König streut vergebens Weihrauch ins goldne Gefäße; Winde zerstreuen den Rauch wie sein Gebet, das nicht bis zur Gottheit emporsteigt. Diese beschäftigt sich nur mit Einfalt und Unschuld, verachtet Hekatomben von Opfern, und sieht gnädig die Blume an, die ein redliches Herz auf den Altar legte.

Zwanzigmal erneuerte der Mond sein Licht über der Erde seit Celia's Daseyn, und achtzehn Frühlinge schmückten die herrliche Gegend seit der Zeit, als Jsogin lebte. Der Wink der Natur zur Freundschaft und Liebe führte auch dieses unschuldige Menschenpaar zu den heiligsten der Gefühlen. Sie liebten sich, und waren glücklich.

Unschuldige Liebe! du bist ein Geschenke der Gottheit; dein alles belebender Geist heiliget jedes Geschöpfe dem Vergnügen. Gottes Wonne ist dein Gepräge. Verkannt von Menschen findet man dich selten mehr in Städten; nur auf einsamen Jnseln oder in niedrigen Hütten erneuert man noch deine Feste. Jn schattichten Hainen unter Blumen wird dein Andenken gefeyert, da man deinen Tempel in Pallästen entheiliget, wo die Wollust dei-

ne Stätte beſizt, und Weihrauch annimmt, der einſt, Göttliche! auf deinem Altar dämpfte.

O ihr Menſchen! warum verkennet ihr ſo das herrlichſte der Gefühle der reinen Liebe! — Sie ſtrömt aus von dem, der uns ſchuf, und ſtrömt wieder zu ihm zurück — zu ihm, der die Liebe iſt. Alles iſt herrlich mit ihr; alles elend ohne ſie. Sie iſt die Kette, die das niedrigſte Erdengeſchöpf ſtufenweis bis an Menſchen kettet — den Menſchen an Engel, den Engel an Gott; — eine Kette, in der jedes Glied zum Ganzen gehöret; die zur Einswerdung hinzieht; — in der ich du, und du ich wird — und ich und du, ein Mittelpunkt der reinſten Liebe, in der Gottheit ſich unzertrennlich vereint.

Iſogin und Celia genoſſen ſie, die Freuden dieſer Liebe; allein ihre Glückſeligkeit ſtörte ein unglücklicher Tag auf ewig, an dem ein Schif an das Ufer landete, wo ſie wohnten.

Ein ſpaniſcher Kaufmann kam in dieſe Gegend. Sein Schif lag ſchon drey ganzer Tage lang vor Anker, als einige ſeiner Leute d e

drit-

ten Tag ans Geſtade ſchiften, und den Ort beſehen wollten, der ſo mahleriſch ſchön vor ihnen dalag.

Iſogin und Celia ſaſſen am Ufer, und betrachteten ſchon lange dies wunderliche Gebäude, das ſo prächtig in der See ſchwankte, als ſich ein Kahn ihrem Geſtade nahete, und ſechs Spanier ans Land traten.

Beym erſten Anblick dieſer Menſchen warfen ſich Celia und Iſogin zu Boden, und glaubten erſt, daß es die Gottheit ſelbſt wäre, die vom Himmel herabſtieg. Nach einer Weile erholten ſie ſich von ihrer Verwunderung, und wurden vertrauter, als ihnen die Fremden freundlich begegneten.

Die Spanier waren nicht minder erſtaunt eine ſo ſchöne Geſtalt, wie Celia zu finden, und verwunderten ſich über die Ungezwungenheit des Mohren, der in ſeiner Art nicht minder ſchön war. Schon berechneten ſie den Gewin, den ſie aus dieſen beyden Menſchen ziehen könnten, und vergaſſen die ſchöne weiſſe Bärin im geringſten nicht in ihrem Calcul.

Ih-

Ihr seyd nun unser, sagte einer von den Spaniern, und legte ihnen Fesseln an, und Celia und Isogin reichten willig ihre Hände dar, und glaubten, daß diese Fesseln ein Geschenke wären.

Bald sprachen sie auch mit den Spaniern, denn Celia's Mutter war eine Spanierin, und wenn ihre Mundart gleich an Celia höchst unvollkommen übergieng, so sprach Celia doch so, daß man sie verstehen konnte.

Ihr werdet uns doch nichts Böses thun? sagte Celia; ihr sehet ja so gut aus, und wir haben euch ja auch nichts zu Leide gethan. Sorgt euch nicht, sagte einer von den Spaniern, und schleppte Isogin vom Gestade, der immer sorgfältig um Celia umsah.

Sie waren im Schife, und Isogin und Celia und die weisse Bärin segelten schon weit in der See, entfernt auf ewig von dem Wohnorte ihrer Glückseligkeit.

Isogin kehrte noch traurig sein Auge nach der verlassenen Gegend, und eine Thräne

fiel

fiel auf Celia's Hand, die er immer an sein Herz drückte.

Was fehlt dir? Isogin! sagte Celia; du weinst —

Isogin. Ich weiß nicht, Celia! warum mir so schwer um's Herz ist? — Mir war noch niemals so; mir ahndet so was, das ich dir nicht sagen kann.

Celia. Glaubst du, Isogin! daß uns was Böses begegnen könnte?

Isogin. Ich fürchte, Celia! Sieh, Liebe meiner Seele! sieh die Menschen, die da am Ruder ziehen; sie sind Menschen, wie sie, und werden ganz anders behandelt. Ich fürchte — ich fürchte Celia! — — und diese Ketten — —

Celia. Sind kein Geschenke der Liebe, Isogin! Schon fühle ich ihre Last; aber gern will ich sie tragen, wenn nur du bey mir bleibst, Isogin! du mußt dich von mir nicht trennen lassen.

Isogin. . .

Isogin. Trennen! — Nein! bey der Gottheit nicht, die wir ehrten, trennen sollen sie mich von Celia nicht.

Hier schwieg Isogin und tiefer Kummer bemächtigte sich das erstemal seines Herzens; er lehnte sein Haupt auf Celiens Schultern, und die Liebenden sprachen wenig mehr, so lang sie auf ihrer Seereise waren; nur sahen sie sich sehr oft an, und weinten

Die Spanier kümmerten sich nicht viel um dieses leidende Paar, und schifften glücklich mit ihrer Beute in den sicheren Haven. Als sie dort ans Land traten, so waren eine Menge von Menschen am Gestade, die die Neugierde reizte, das anlandende Schif zu sehen. Isogin, Celia und die weisse Bärin wurden aus dem Schife geführt, und Tausende der Menschen umzingelten diese Seltenheiten.

Don Serpino war einer der reichesten in der Gegend. Er hatte eine Thier-Menagerie, dergleichen selten eine in Europa war.

Sein

Sein Blick fiel sogleich auf die weisse Bärin, und er both eine ansehnliche Summe für sie. Der Kauf wurde richtig, und man gab ihm die Bärin. Don Spintos ein Reicher von Adel wollte Celia kaufen, und handelte sie um tausend Piaster ein. Isogin stand da, wie eine Bildsäule aus schwarzen Marmor. Er wußte noch nicht, was er aus alle dem machen sollte, bis man endlich Celia und die weisse Bärin fortführen wollte: da erwachte das Naturgefühl in seinem Herzen; er zerriß seine Ketten, und mit funkelnden Augen stürzte er Serpino und Spintos zu Boden, bemächtigte sich seiner Celia und seiner Bärin wieder, und fieng so zu ihnen an:

Barbaren! welche Rechte habt ihr auf Celia? — Welche Rechte auf dies arme Thier, das mich erzog und ernährte? — — Stehen gleich tausende von euch umher, die mich tödten und morden können, so scheue ich doch euren Mord und euren Tod nicht, denn nichts soll mich von Celia trennen können, und von diesem armen Thiere, das Mutterstelle an mir vertrat. — Wagt's! ich biete euch Trotz — wagt's, mir diese Geschenke der Natur zu entreissen,

reiſſen, und ihr ſollt fühlen, was beleidigte Liebe, was beleidigte Menſchheit in dem Herzen desjenigen vermag, der keine andern Geſetze, als die der Natur kennt.

Ungeheuer! iſt das der Lohn unſrer Gaſtfreundſchaft? — Wie Götter haben wir euch empfangen; die ſchönſten der Blumen pflückte euch meine Celia; die ſchmackhafteſten Früchte reichte euch Iſogin zur Labung dar, und ihr mißhandelt uns wie Feinde an euren Ufern. — Mit Tygern muß ſich der Naturmenſch vermiſcht haben, als er nach Europa kam, und Wölfe müſſen eure Mütter geſchändet haben, weil ſie ſolche Kinder wie ihr ſeyd, der Welt gaben. Welche Rechte habt ihr auf Celia? Welche Rechte auf meine gute Bärin? — Hat die Stimme der Natur und des Herzens bey euch noch einen Werth, ſo höret mich — höret meine Rechte, die ſie mir gab, und habt ihr heiligere als ich, ſo will ich euch Celia und meine Bärin abtretten.

Erſtaunt ſtund das Volk um den zörnenden Mohren, und voll von Erwartung hörte man ihm zu.

Celia

Celia iſt meine Geliebte, fuhr er fort. Unglück und Schickſal ketteten unſere Herzen an einander. Die Gottheit billigte unſere Liebe, denn ſie lohnte unſere Tage mit ſtillem Vergnügen. Kein Kummer runzelte unſere Stirne; keine Sorge kränkte unſer Herz, ehe ihr Barbaren ans Ufer tratet, wo wir glücklich waren — glücklich noch ſeyn würden. Dieſe weiſſe Bärin vertrat Mutterſtelle an mir, und wenn euch der Name Dankbarkeit unbekannt iſt, ſo lernet von mir, was ſie ſey. Ich werde die Kindespflichten gegen dies Thier beobachten, das mir Mutter war, ſo lang ich lebe. Es ſoll nie von meiner Seite kommen; ich nie von der ſeinen. Tödten werdet ihr uns können, aber trennen — — das ſoll euch unmöglich ſeyn.

Das Gefühl, das in meinem Herzen iſt; die Kühnheit, die ich fühle und die Stärke, der ich mir beym geringſten Gedanken bewußt bin, ſagt mir, daß dieſes heilige Geſetze der Natur ſind; — daß ich Celia ewig lieben muß, und ewig lieben werde, und daß meine weiſſe Bärin immer die gegen mich ſeyn wird, der ich mein Leben ſchuldig bin.

Habt

Habt ihr heiligere Ansprüche, stärkere Rechte, so trettet auf! —

Um euertwillen soll ich Natur und Liebe vergessen! — um euertwillen, die ihr euch, wie schändliche Räuber in eine Insel gewagt habt, die noch nie ein Böswicht entheiligte, ehe ihr das heilige Ufer schändetet! — Euren Eigennutz zu befriedigen, soll ich meine Bärin verkaufen lassen, und meine Celia hingeben! — — Die Bärin ist mein, und Celia ist mein; die Natur gab sie mir; meine Ansprüche gründen sich auf sie; die eurigen kennt die Natur nicht, denn euer Recht nennt sich Gewalt.

Alles, was ich um mich her sehe, verkündigt mir, daß ihr längst treulos an der Gottheit und an der Natur waret. Eure Speisen, eure Kleidungen, eure Schwerter — alles verkündigt eure Verrätherey. Die Natur erkennt euch nicht mehr als ihre Kinder, denn ihr habt eure Mütter vergessen; ihr seyd Muttermörder an ihr geworden, und habt sie verstümpelt, daß sie nicht mehr zu kennen ist. Führt uns in unsre Insel wieder zurück, denn die Natur gab euch kein

Recht,

Recht, uns unglücklich zu machen. Führet uns zurück; wo nicht, so stüriet uns in die See, und die stürmischen Fluthen werden wohlthätiger als ihr seyn, und werden uns entweder dem Ort wieder geben, wo wir herkamen, oder auf ewig unsere Augen schließen, ohne uns zu trennen.

So sprach Isogin, und drückte Celia und seine Bärin ans Herz, und sah feurig um sich her, wie ein Löwe, der an der Seite seiner Löwin und seiner Jungen steht.

Man erstaunte an der Kühnheit des Mohren; allein die Stimme des Eigennutzes übertäubte die Stimme der Vernunft, und die Gesetze der Gewalt die Gesetze der Natur. Man bemächtigte sich des Mohren, und entriß ihm Celia; allein Isogin vertheitigte sich, raubte dem nächsten, der bey ihm stund, das Schwert, tödtete den Räuber, und wüthete umher, wie ein Rasender, bis er endlich ermüdet und von Wunden überhäuft an der Seite seiner Bärin, die ebenfalls im Gemenge tödtlich verwundet wurde, zu Boden sank.

Blut strömte aus seinen Wunden; Celia lag ohnmächtig in der Ferne, Spintos ihr Käufer war getödtet, und niemand nahm sich ihrer mehr an, als Don Carlos, ein edler Mann, der Gefühl und Herz besaß. Er ließ die Unglückliche auf seinen Pallast bringen, und gebot ihr mit aller Ehrfurcht zu begegnen.

Die Kühnheit des Mohren machte eine ganze Gährung unter dem Volke. Einige vertheitigten Isogin; andere den Kaufmann, und das gab Ursache, daß die gegentheiligen Anhänger der Meinungen zum Streit kamen. Sie wurden handgemein, und gegen fünfzig Menschen blieben todt auf dem Ufer. Der arme Isogin wurde als das Haupt dieser Aufruhr angesehen; er wurde in Fesseln gelegt, und in Kerker geschleppt.

Mittlerweile, als Isogin im Gefängnisse schmachtete, war Celia in Don Carlos Pallast. Dieser edle Spanier hatte ein wohlthätiges Herz, und einen Geist, der von allen Vorurtheilen frey war. Alle Mittel wurden angewendet zu Celiens Erhollung. Bleich

wie eine Lilie lag sie da, und ungeheuchelte Unschuld thronte an ihrer Stirne. Sie öffnete ihr Auge, sah umher, und ihre Wange röthete allgemach, wie die Narcisse beym Wiederschein der Morgenröthe.

Die Fortsetzung folgt.

8.

(Beſchluß.)

Iſogin und Celia.

Wo iſt Iſogin, ſprach ſie, mein Geliebter?

Härme dich nicht, gutes Mädchen! ſagte Don Carlos; es wird für ihn, wie für dich geſorgt werden. Denke nur auf deine Erhollung — dein Glück laß mich beſorgen.

Celia. Wer biſt du, der du ſo gutthätig biſt? Bey dir möcht' ich wohl wohnen. Komm, rufe Iſogin, wir wollen beyſammen bleiben.

Don Carlos. Das wollen wir auch, gutes Mädchen — — O wie ganz Unſchuld, wie ganz Liebe iſt ſie! — —

Hier machte Don Carlos eine ernſte Ueberlegung. Die Natur, ſagte er, bildet doch die Menſchen edler als alle Erziehung: das

will aber auch heißen, unverdorbene Natur. In Staaten kennen wir dieses Wort selten mehr. Verdorben sind unsere Säfte, und Laster erben sich schon im Geblüt, und pflanzen sich vom Vater zum Sohn bis zum spä-ten Enkel. Tugend ist in der simplen Na-tur; Laster entstehn erst durch Kunst. O wie elend ist unser Zustand, wenn wir ihn gegen Einfalt und Unschuld halten! — —

So träumte Don Carlos, und Celiens schlummernde Schönheit hatte die mächtig-sten Reize für sein Herz, das ganz für sie schlug. —

Was wollte ich thun, sagte er zu sich selbst, wenn Celia mein wäre? — Glücklich müßte man an ihrer Seite gewiß seyn, doch fern sey von mir der Gedanke! Sie liebt Isogin; — mein Geschäft sey nur sie glücklich zu ma-chen und ihren Geliebten zu retten.

Dann stund er wieder eine Weile vor Ce-lien, und sein Auge weidete sich an ihren Wangen, und konnte sich nicht satt sehen.

Celia erwachte wieder, und ihr ſchönes Auge öffnete ſich wie der blaue Azur des Firmaments, den eine weiße Wolke verdeckte. Ihre Lippen waren wie zwoo Korallen, die der Schaum des Meeres im Sturm verhüllte; lächelnd enthüllten ſich ihre Zähne wie Perlen, die neidiſch noch halb von der Schaale bedeckt ſind. Ihr Blick wandte ſich zum Himmel, und ihre weiße Hand ſtreckte ſich nach ihren Guthäter aus. Sie ſah ihn an, und eine Thräne fiel wie der Thau am Morgen auf Carlos Hand, die Celia an ihren Buſen drückte. Heftig ſchlug ihr Herz, und ihre ganze Sprache war — Iſogin! —

Binnen der Zeit, als Celia bey Carlos war, ſchmachtete Iſogin im Kerker. Traurig ſtaunte ſein Auge die Mauern an, die ihn einſchloſſen. Er betrachtete die Bande, die ihn feſſelten, und wußte nicht, was er aus alle dem machen ſollte, was er ſah, was ihm begegnete. Der erſte Gedanke, der in ſeiner Seele aufſtieg, war Zweifel, ob die Geſchöpfe, die ihn ſo behandelten, auch Menſchen wären.

Ihre Bildung, sagte er, ist zwar Celien sehr ähnlich; sie sind weiß, wie sie ist — aber ihr Herz — — nein! das ist Celiens Herz nicht. Weil er so dachte, wurde er vom Kerkermeister zum Verhör gerufen. Ein dicker phlegmatischer Richter wartete seiner; ein Mann, der schon hunderten das Todesurtheil sprach, ohne daß je eine Thräne in sein Aug stieg. Mit Freymüthigkeit näherte sich Jsogin seinem Richter, der gar keine Begriffe hatte, was Richten, was Verurtheilen ist.

Wer bist du? fieng Selpanos an; so hieß der Richter.

Ein Mensch, erwiederte Jsogin, wie du; gebohren zum Genuß und zur Freude; erschaffen von dem, der dich erschuf, und erhalten von der Natur, die dich nährt.

Selpanos. Weißt du die Ursache deines Verhafts?

Jsogin. Die weiß ich nicht.

Selpanos.

Selpanos. Haſt du dich keines Verbrechens ſchuldig gemacht?

Iſogin. Wenn ich dieſe Frage beantworten ſoll, ſo ſage mir ehevor, was Verbrechen iſt.

Selpanos. Verbrechen iſt, den Geſetzen zuwider handeln, Aufruhr im Volke zu machen, und Unglück zu verurſachen.

Iſogin. Wenn das Verbrechen iſt, ſo weiß ich mich keines Verbrechens ſchuldig. Ich handelte den Geſetzen der Natur und meines Herzens niemals entgegen; ich vertheidigte ſie vielmehr, und der Beweis davon ſind meine Wunden. Höret mich, Selpanos! ich bin ein Naturmenſch; kenne eure Gewohnheiten, euer Herkommen, eure Geſetze nicht; aber etwas iſt in meinem Herzen, das mir ſagt, daß ich meine Denkart nicht um die eurige vertauſchen wollte. Aber ſage mir, wer biſt denn du, der du mich ſo fragſt?

Selpanos. Ich bin dein Richter.

Iſogin. Was will das heißen?

Selpanos. Ich bin der, den die Gottheit und der König aufgestellt haben, Recht und Unrecht zu untersuchen, den Bösen zu bestrafen, und den Guten zu belohnen.

Isogin. Der bist du? — Nun wohl mir! So flehe ich zu dir um Gerechtigkeit und Rache der beleidigten Natur. Ich lebte in einer öden, verlassenen Insel glücklich, genos Freuden der Natur an der Seite meiner Celia; da kamen Ungeheuer an unser Ufer, rissen mich aus den Armen der Natur, nahmen mir meine Celia, meine weiße Bärin, die mich nährte, und alles, was mir theuer war. Wenn du der Mann bist, dem die Gottheit die Gewalt gab, die Bösen zu strafen, so strafe die, die mir meine Celia raubten.

Doch nein! strafe sie nicht. Wenn je ein Menschenherz in ihrem Busen schlägt, so muß sich ja ihr Gefühl rühren, und ihre Seele ihnen Vorwürfe über die Beleidigungen machen, die sie mir zufügten.

Unermessene Räume trennten und vereinander; ich war glücklich, kannte euch nicht, verlangte euch nicht zu kennen, und ihr reißt

mich

mich aus dem Schooße der Ruhe, und liefert mich dem Verderben. O du! wenn du je eine Thräne der leidenden Menschheit geweint haſt, erbarme dich des armen Iſogin, und gieb mir Celien wieder.

Selpanos. Welches Recht haſt du auf Celien?

Iſogin. Welches Recht, fragſt du? Sie iſt meine Geliebte, iſt mein Weib.

Selpanos. Dein Weib, Elender! — Wer gab ſie dir zum Weibe? Wer verheurathete euch?

Iſogin. Gott und die Natur gaben mir Celien zum Weibe, und unſere Herzen waren die Bande unſerer Liebe.

Selpanos. Nach den Geſetzen unſers Landes iſt deine Heurath nicht gültig; Celia kann dich ohne Vorwürfe verlaſſen.

Iſogin. Mich verlaſſen? — Nein, das kann Celia nicht. Sterben wird ſie, aber nie ihren Iſogin verlaſſen. Ach Selpanos! in wel-

welchem barbariſchen Lande wohnet ihr? Sind denn bey euch die Triebe des Herzens, die Triebe der Natur nicht heilig? Iſt nach euren Geſetzen nicht die mein Weib, die mich liebt, die ich wieder liebe? Sind Freundſchaft, gegenſeitiges Wohlwollen nicht die Bande, die uns ketten? und ſind die Schwüre unſers Herzens nicht ſo heilig als die eurigen? Sagt, was ſoll ich thun, daß Celia auch in eurem Lande mein Weib iſt? ich will mich gerne euren Gewohnheiten unterwerfen.

Selpanos. Du willſt dich gerne den Gewohnheiten des Landes unterwerfen, ſagſt du? Du mußt, denn du biſt Sklave.

Iſogin. Was heißt dieſer Name?

Selpanos. Du biſt das Eigenthum des Mannes, der dich eroberte; er kann mit dir machen, was er will; dich verkaufen, verſchenken, tödten.

Iſogin. Wer gab ihm dieſes Recht? Recht! — Was Recht! eine Lüge iſt's, eine Lüge der Gewalt, nicht Recht. Recht iſt das, was mir mein Herz, was mir die Natur

ſagt,

ſagt, und mein Herz ſagt mir, daß ein jeder, Menſch iſt; daß ich meinem Bruder nicht thun ſoll, was ich nicht will: das ſagt mir mein Herz, und wenn das eurige euch andere Dinge ſagt, ſo glaubt mir nur, es iſt eine Lüge.

Selpanos. Vernünftle nicht zu viel, Armſeliger! Du haſt den Staat und die allgemeine Sicherheit beleidigt; du biſt dein Leben durch verurtheilt zur Galeere.

Iſogin wurde in den Kerker zurückgeführt und nach einigen Tagen auf die Galeere gebracht. Die weiße Bärin verließ ſeit der Zeit, ſo ſehr verwundet ſie war, die Thüre des Gefängniſſes nicht, und als man Iſogin nach den Häfen führte, folgte ſie ihm bis ans Ufer. Da warf ſich Iſogin zu Boden, ſtreckte ſeine Hände zum Himmel, und rief um Barmherzigkeit; doch vergebens; Henkersknechte peitſchten ihn mit Stöcken auf, riſſen die Bärin aus ſeinen Armen, und warfen ihn mit Gewalt in die Galeere, und ſegelten fort, ohngeachtet aller ſeiner Thränen. Die weiße Bärin ſprang in die See und ſchwamm ſo lange dem Schiffe nach, wo Iſogin war, bis ſie ermüdet untergieng, und im Grunde ſank.

Don

Don Carlos schickte täglich im Kerker, und erkundigte sich um Isogin, und Selpanos, der seiner Gutthätigkeit lachte, täuschte ihn immer, bis Don Carlos erfuhr, daß der arme Isogin schon fort war.

Diese Nachricht war schmerzend für Carlos Herz; er fürchtete alles für Celien; doch faßte er sich wieder, indem er sich entschloß, den König von der Sache zu benachrichten. Täglich brachte er die meisten Stunden bey Celien zu, und schwatzte ihr immer von ihrem Isogin vor, tröstete sie, und weinte manchmal lang mit ihr. Endlich war es vergebens, ihr länger ein Geheimniß zu verhüllen, das vielleicht Celien das Leben kosten würde. Sie drang so sehr in Carlos um ihren Isogin zu sehen, daß ihr endlich Carlos das traurige Schicksal Isogins entdeckte.

Celia weinte nicht; sie heftete ihren Blick starr zur Erde, und ganze Tage lang entfloh ihrem Munde weder ein Seufzer, noch entfiel ihrem Auge eine Thräne; nur drückte sie oft Carlos bey der Hand, und gebährdete sich manchmal wie eine Wahnwitzige.

Celiens Schmerz marterte den guten Carlos, und er hätte die Hälfte seiner Tage gegeben, denn er liebte sie.

Alles

Alles, was erfinderische Liebe vermag, ersann Carlos, um Celiens Schmerzen zu zerstreuen; aber vergebens waren seine Bemühungen. Manchmal in Mitte der Freude sank Celia hin, und weinte die bittersten Thränen ihrem armen Isogin. O Carlos! sagte sie einst, wie ganz glücklich wäre ich, wenn Isogin so bey mir wäre, wie du. Weißt du, Carlos! nach Isogin bist du mir der liebste der Sterblichen; wenn wir nun alle drey bey einander wären, wie wollten wir des Lebens Freuden genießen. Ich liebte Isogin und dich, Isogin liebte dich und mich, und du liebtest mich und Isogin; denke, welche Wonne, welche Seligkeit!

Carlos. Du denkst es so, gutes Kind! allein glaub mir, Isogin würde minder glücklich seyn, als du dir einbildest, wenn du auch mich liebtest; er würde eifersüchtig seyn, denn die Männer wollen nur die Besitzer eines einzigen Herzens seyn, ohne diesen Besitz zu theilen.

Celia. Das mag bey euch seyn, aber Isogin ist gewiß nicht so. Sieh doch die Natur an, sie ist nicht geizig; niemand hat ein ausschließendes Recht in ihrem Gebiete. Ich wollte so viele lieben, so unendlich viele, die dir

und meinem Isogin gleichten; jeden wollte ich lieben, und doch keinen mit Vorzug, und wenn ihr alle wirklich gut wäret, so müßte es euch ja lieb seyn, denn wir alle wären doch nur eines.

Carlos. Du bist ein wunderliches Mädchen, und kennst dich und die Menschen noch nicht. Glaub mir, Celia! die Sache verhält sich ganz anders; unsere Mädchen sollten nur einen Gegenstand lieben.

Celia. Geschieht es aber nun auch?

Carlos. Das ist freylich eine andere Frage.

Celia. Ha! da siehst du, daß die Sache nicht in der Natur ist.

Carlos. Celia, warum nicht?

Celia. Es müßte ja sonst geschehen.

Carlos. Du unterscheidest Liebe und Freundschaft nicht, Mädchen! Liebe schränkt sich nur auf einen Gegenstand ein; Freundschaft umfaßt mehrere: wenn du nun wieder in deine Insel zurück müßtest, und dürfte dich Isogin oder Carlos begleiten; wen würdest du wählen? —

Celia. Isogin! — aber du verzeihst mir; ich bin dir doch auch gut.

Carlos. Wenn es nun aber auch von deiner Wahl abhienge, einem von uns das Leben

zu

zu retten; wem würdest du den Vorzug geben, deinem Jsogin, oder mir?

Celia. Beyde müßtet ihr leben.

Carlos. Wenn du aber unmittelbar wählen müßtest?

Celia. So wollte ich für euch sterben.

Carlos. Wenn aber auch das nicht seyn könnte?

Celia. So stürben wir alle miteinander.

Carlos. Edles Kind! wie schön ist die Unschuld in der ungeheuchelten Natur.

Carlos hatte tausend Unterhaltungen mit seinem naiven Mädchen, und viele Grosse besuchten ihn, um Celien zu sehen. Da sie schön und reizend war, so zog sie das Aug des Wollüstlings bald auf sich, und Pedro Danaltos, ein reicher aber unverschämter Mensch wandte alles an, um Celien zu erobern.

Es giebt Menschen, die, wenn sie reich und von Adel sind, sich einbilden, daß jedes Mädchen wie eine Waare ihnen eigen seyn muß. Sie sind wie die Raupe im Garten, schleichen nach jeder aufkeimenden Blume, und Genus ist ihr Wunsch. Denn welkt die weggeworfene Blume, und der Gärtner sieht sie mitleidig an, und eine Thräne steigt in sein Auge; so seufzt er auf: Ach! wie Schade ist's für die Blume, daß sie die Hand eines Wollüstlings gepflückt, der sie sah, und wegwarf.

Don Carlos, der einen edlen Charakter hatte, und nichts Böses von Pedro vermuthete, gestattete ihm öfters Zutritt zu Celien,

Pe-

Piedros aufwachende Gelüste vermehrten sich jeden Tag, und er brütete über ein Unternehmen, darüber es der Menschheit schauderte, ehe sein Gedanke zum Werk ward.

Carlos erlangte vom König Isogins Freyheit, und schon erwartete er ungeduldig den Tag seiner Ankunft. Er wollte Celien überraschen, entdeckte dem bösen Piedro seine Absicht, und erklärte sich, daß er Celiens und Isogins Glück besorgen wolle.

Isogin kam an und am Ufer erwarte ihn schon Piedro. Gleich bey seiner Ankunft gab er sich als seinen Befreyer aus. Ich, guter Mohr! sagte er, hab dich dem Elende entrissen, in dem du warst. Weißt du wohl, daß der boshafte Don Carlos die einzige Schuld deines Unglückes ist? Er raubte dir Celien, er ist die Ursache, daß man dich auf die Galeere brachte — er, der Unmensch! — Isogin! wenn du Celien sehen würdest, wie unglücklich sie ist, du würdest dich der Thränen nicht enthalten. Aber weißt du was; räche die Bosheit, wenn du Celien willst, rette sie aus den Ketten des Barbaren; hier hast du einen Dolch — du verstehst mich. Tödte ihn, ich will dich schützen. So sagte Danaltos, und führte Isogin bis an Carlos Pallast. Eben wollte dieser Celien ans Ufer führen, als der Mohr an der Schwelle des Pallastes mit funkelnden Augen stund. Carlos erblickte ihn, eilte mit offenen Armen auf ihn zu, und der Betrogene stieß den Dolch in Carlos Herz, und tödtete seinen Wohlthäter. Was thust du, Unglücklicher! schrie Celia; du tödtest den, der dir die Freyheit, der dir Celien wieder gab. Don Carlos ist dein Freund.

Mein

Mein Freund! schrie Isogin, hat er dich denn nicht unglücklich gemacht? —

Celis. Unglücklich? — Er hat mir ja dich wieder gegeben, er hat dich losgekauft.

Da stürzte Isogin auf Carlos hin, und Celia überhäufte mit Küssen den sterbenden Carlos.

Don Pietro kam bey dem Lärmen herbey, lachte heimtücksch unter der Thüre des Pallastes, denn er war schon lange Carlos Feind. Es ist nothwendig, daß man sich des Mörders bemächtige, sagte er. Isogin wurde wieder in Kerker gebracht, und Celiens versicherte sich Piedro. Don Carlos wurde auf sein Zimmer getragen, und Aerzte eilten herbey ihn zu retten.

Mensch in der Gesellschaft! Wer bist du doch! zu welchen Schandthaten bist du nicht aufgelegt! um deine Leidenschaften zu befriedigen, um deine Plane auszuführen, ist dir nichts heilig in der Natur. Wer ist der Mörder, Isogin oder Piedro? Unter dem Schein der Freundschaft bemächtigt sich der Listige einer arglosen Seele, und braucht die Einfalt zum Mord und die Unschuld zum Verbrechen. Was will aber auch das sagen? Isogin, er ist ja nur ein Mohr — ja wirklich ein Mohr, schwarz wie die Nacht, und doch weiß wie eine Lilie, wenn dieser Ausdruck das Bild einer guten Seele malt. Eure Haut ist weiß, Europäer! und eure Seele schwarz. Gewohnheiten und Laster verunstalten euch, und drücken das Gepräge der Hölle an manche Stirne.

Naturmensch, Isogin! du bist meinem Herzen werth; komm in die Arme der Ruhe, laß mich's fühlen in einer einsamen Gegend, wie

edel

edel die Bestimmung des Menschen ist, und wie abscheulich ihn das Laster in Städten verunstaltet hat.

Arme Celia! was wird aus dir werden? Pedro ist nicht Carlos, deine Thränen werden keinen Eindruck auf ihn machen, er wird nicht dich lieben, sondern nur sich selbst, und du wirst das Opfer seiner Gelüste sein. — — Ja, sie wäre es geworden, wenn nicht die Gottheit für sie gesorgt hätte.

Carlos erholte sich wieder, und die Aerzte setzten ihn bald durch ihre Sorgfalt außer Lebensgefahr. Sein erster Gedanke, als er wieder zu sich kam, war Isogin, war Celia. Krank noch, wie er war, ließ er sich zum König tragen, und erzählte ihm mit Thränen Pedros abscheuliche That. Er erhielt Isogins Freyheit und Pedro wurde vom Hofe verstossen. Carlos, als er wieder vollkommen hergestellt war, verließ die Stadt, lebte mit Isogin und Celia auf dem Lande, war ihr Freund und besorgte ihr Glück. Unschuldig und edel wie er war, kannte er keine andere Freude, als Isogin und Celien glücklich zu sehen. Er selbst unterrichtete sie in der Religion, und lehrte sie grosse Begriffe von der Gottheit. Er starb in Isogins und Celiens Armen, und sein letztes Wort an seinen Freund war noch: **Wir sind alle Menschen, alle sind wir Brüder.**

9.

Marie, die Jüdinn
eine
Erzählung.

Der Abend dämmerte nach einem ſehr ſchwülen Sommertage, und die Natur freute ſich des kühlenden Weſtes, der die matten Fluren erquickte. Angenehm ſäuſelte der Zephyr im Laube, und Wohlgerüche von Blumen verbreiteten ſich durch ſeinen zarten Fittig. Der Freund guter, zärtlicher Herzen, der ſanfte Mond ſtreute angenehm ſein melancholiſches Licht über die Gegend, und die Nachtigall feierte ſein Daſeyn durch das lieblichſte der Concerten.

Abraham Windiſch, ein redlicher Jude, ſaß in ſeiner Gartenlaube und genoß die Freuden des kühlenden Abends. Marie, ſeine Tochter war bey ihm; ihr Arm umſchlang den gebeugten Nacken des Alten, und eine Thräne netzte ſein Silberhaar, das wie der Schnee beym Mondenlicht glänzte.

Mitleidig sah der Alte seine Tochter an, und stille Ahndungen für die Zukunft kümmerten sein Herz. Er seufzte und sah öfters zum Himmel. Seufzet doch nicht, lieber Vater! sagte Marie; ihr zerreisset mein Herz; was fehlt euch denn, daß ihr euer Auge so zum Himmel wendet? Euer Herz schlägt, Vater! — Laßt euch die Thräne von eurer Wange küssen, auf der sie zittert.

O Marie! erwiederte Windisch, ich bin alt, und fühle meine Entkräftung, bald werde ich den allgemeinen Tribut der Menschheit zahlen; bald wird Abraham nicht mehr seyn. Ich zittere nicht, liebe Marie! für den Augenblick, der mich zu meinem Vater ruft, denn ich habe mit Gottesfurcht vor dem Herrn gewandelt. Aber dich zu verlassen, liebe Marie! dich, die du die Freude meines Alters bist — das kömmt mich schwer an.

Marie. Lieber Vater! Die Gottheit wird euch noch lange für eure Marie erhalten.

Abraham. Ihr heiliger Wille geschehe, Marie! Wenn die Menschen nicht so böse wären, so würde ich weniger für dich zittern.

Du

Du bist jung, Mädchen! und bist schön, und daher tausend Gefahren mehr ausgesetzt. Jugend und Schönheit sind gefährliche Feinde der Mädchen. Ich kannte manches sanfte Geschöpf, das unschuldig wie die Rose blühte; da kam ein Bube, riß die Rose vom Stock, und entblätterte sie vor der Zeit.

Marie. Der Himmel wird mich schützen. Ihr wisset doch, Vater! mein Herz ist nicht böse; ich gehorchte euren Grundsätzen — —

Abraham. Freilich nicht böse; gut ist dein Herz, Marie! und eben darum sorge ich für dich. Jedes gute Herz hat seine Schwäche; das gute Herz wird gern betrogen; das gute Herz betrügt sich gerne selbst; — wenn nur die Folgen dieses Betrugs nicht allemal so traurig wären. O Marie! Alter und Erfahrung lehren uns viele Sachen auf dieser Welt. Es giebt Umstände, wo eine abgestählte Seele dem Menschen nöthig wäre; die rauhen Winde verträgt die Rose nicht.

Marie. Lieber, theurer Vater! die Gottheit, die über uns alle wachet, die hört es, daß ich euch schwöre, euren Lehren treu zu

seyn, die ihr mir von Jugend auf beygebracht habt; ich will mit Furcht und Liebe vor dem wandeln, den ihr mich gelehrt habt anzubethen.

Ibraham. Gutes Kind! der Vater aller Menschen lohne deinen Gehorsam, deine Liebe! —

Marie war das beste Mädchen; rein wie die Taube, und unschuldig wie das Lamm. Die Unschuld erhöhte ihre Schönheit, und die Einfalt der Natur adelte ihre Reize. Ihr Aug war schön, wie das Aug einer jungen Lerche, die sich zum erstenmal himmelan hebt, und der Gottheit ihr Lied singt; und ihr ganzes Wesen war einer Blume ähnlich, die unter der Obsorge des Gärtners aufwuchs.

Marie war fünfzehn Jahre alt, als Hayum Gabriel bey ihrem Vater um sie warb. Gabriel war ein guter Junge; er wurde von jedem geliebt, denn er war dienstfertig und redlich. Marie war ihm schon lange hold, und oft sagte sie schon zu ihrem Vater: wenn ich mir einen Jungen zum Manne wählen müßte, so wäre es Gabriel.

Die

Die Heurath ward richtig, und binnen einem Monat war Marie Gabriels Gattinn. Der alte Abraham genoß die freudigsten Tage seines hohen Alters und starb froh in den Armen seiner Marie, als er sie noch segnete.

Vier Jahre ohngefähr lebte Gabriel glücklich und zufrieden an der Seite seiner Marie, als er im fünften Jahre seiner Heurath mit einem Herrn von Nelkenthal in ein Handlungsgeschäft verwickelt wurde, das die Ursache von Gabriels Unglück war.

Nelkenthal war ein reicher Wohllüstling, der weder Religion noch Sitten hatte; der zu nichts in Gottes Natur gut war, als zu einem Müssiggänger; seinen Verlurst hätte die liebe Mutter Natur nicht mehr vermißt als den Untergang einer schlechten Kantaride; so ganz unnütz war seine Existenz. Sein ganzes Geschäft war — nichts zu thun. Mädchen und Spiel waren seine Leidenschaften; in der ersten handelte er immer niederträchtig; in der zweyten betrügerisch. Wo er ein schönes Mädchen oder Weib sah, so jagte er ihnen nach, wagte alles, um seinen Endzweck zu erreichen, und nichts scheute ihn zurück, weil

er

er weder edele Gefühle noch feine Empfindungen besaß. Die Unterthanen, denen das Schicksal diesen Menschen zum Gebieter gab, waren höchst unglücklich, denn er besuchte nie seine Rittergüter, als wenn er wieder Geld nöthig hatte, und seine Unterthanen in die Presse legte, die sein Verwalter vortreflich anzuschrauben wußte, daß Mark und Blut mit dem Gelde floß.

Nelkenthal wurde längst durch Mariens Schönheit aufmerksam gemacht, und schon brachte er manche schlaflose Nacht zu, und spekulirte, wie er sie erobern könnte.

Baron Luftig war einer seiner vertrautesten Freunde, ein Spießgeselle seiner Laster, ein würdiger Freund seiner Begierden.

Luftig! sagte Nelkenthal, kennst du die schöne Jüdinn?

Luftig. Ob ich sie kenne? — Nenne mir ein schönes Mädchen oder ein schönes Weib in der Stadt, die ich nicht kenne.

Nelkenthal. Was hältst du von ihr?

Luftig.

Luftig. Sehr viel Gutes.

Nelkenthal. Glaubst du, daß was zu machen wäre?

Luftig. Demnach die Sache angeschickt wird. So leicht wird es nicht seyn.

Nelkenthal. Wie das? Ist ihr Mann eifersüchtig?

Luftig. Natürlich! ein entsetzlicher Jauner über diesen Punkt.

Nelkenthal. Versteht er keinen Spaß?

Luftig. Nicht viel. Man muß aber auch teuflisch spaßig seyn, wenn man Lust daran findet, sich sein Weib wegkappern zu lassen.

Nelkenthal. Du nimmst die Sache zu genau. Liebt er Geld?

Luftig. Wer liebt das Geld nicht? —

Nelkenthal. Getroffen, Freund! ich will mich ausziehen für das Weib.

Luftig.

Luftig. Nur nicht so hitzig; sachte, sachte! Es ist in dergleichen Fällen nicht genug, wenn man die schwache Seite des Mannes kennt, man muß auch die des Weibes kennen, und wenn man denn auf einen Wurf zwey treffen kann, ohne daß man doch zu viel einsetzt, so ists immer besser.

Nelkenthal. O du bist ein göttlicher Mensch! Ich wills dir reichlich vergelten, Baron; nur hilf mir.

Luftig. Vor allem mußt du des Juden Bekanntschaft suchen. Das ist zwar leicht; Handel und Wandel giebt die Gelegenheit. Denn lerne den Charakter des Weibes kennen; das ist härter. Doch kurz, wenn du mir hundert Louisd'or zahlst, so soll das Weib dein seyn. Ich wette mit dir, was du willst, ich will den Juden prellen; — ich weiß ein Geheimniß — —

Nelkenthal. Gut! Hier sind hundert Louisd'or. Nun das Geheimniß. —

Luftig. Wohl! Für seinen guten Freund wäre es ein Verbrechen, länger ein Geheimniß

miß zu haben. Höre mich alſo. Ich kenne der Jüdinn Charakter ſchon lange; ſchon als ein Mädchen kannte ich ſie, und kam öfters zu ihrem Vater ins Haus, der mir manchmal — ich muß es zu ſeiner Ehre ſagen — ſehr uneigennützig aus der Noth half.

Nelkenthal. Aus der Noth half! — alſo wirſt du dir ein Bedenken machen, ſeine Tochter —

Luſtig. Zu verführen? — Nein, im geringſten nicht. Das Kind iſt tod, die Bevatterſchaft hat ſein Ende, und zudem weiß ichs gewiß, daß es Abrahams ſeligen Schatten zur Ehre ſeyn wird, daß wir ſeiner Tochter ſo viele Vorzüge geben.

Nelkenthal. Spaſſe nicht, und ſage.

Luſtig. Gut! das Mädchen war von Jugend auf höchſt ſchwärmeriſch. Mit Geld wird nicht viel zu machen ſeyn, ſie ſind reich; man muß die Attaque von einer andern Seite machen. Wie wäre es, wenn ich mich unter dem Vorwand der Tugend in Gabriels Haus ſchlich, die Schwärmerey des Weibes benutz-

benutzte, und sie nach und nach zur Veränderung ihrer Religion überredete? Das wäre der herrlichste Streich. Denn, Nelkenthal! wäre sie dein. Verstossen von den Ihrigen, beraubt von Vermögen, wie eine Bettlerinn würde sie herumwandeln; dann könntest du dich ihrer aus Menschlichkeit annehmen; die Noth würde sie zwingen von dir abzuhangen, und das Uebrige würde sich selbst geben, und die Welt würde dir noch mit dem Namen eines Edelmüthigen lohnen. Hahaha! — Wie treflich war das ausgedacht!

Hier umarmten sich die schwärzesten der Böswichter, denen nichts in der Natur heilig ist, und Lustig arbeitete, seinen Gedanken ins Werk zu bringen.

Der Ewige, der durch einen Hauch solche Würmer zerstören könnte, läßt oft zu, daß ihre Bosheiten zu Werk werden; theils um den Tugendhaften zu prüfen; theils um die Stärke seiner Gnaden denen zu zeigen, die er liebt.

Gabriel mußte verreisen, und binnen der Zeit schlich sich der schlimmste der Menschen

zu

zu seiner Gattinn. Unter dem Schein der Heucheley brachte er es so weit, daß Marie alles Zutrauen auf ihn hatte. Ihr gutes Herz sah keine Täuschung in der Miene des Böswichts, und er überredete sie, ihre Religion zu verlassen. Bestimmt war der Tag und voll von gutem Herzen folgte Marie dem Verführer. Er nahm sie auf Nelkenthals Schloß, ließ sie in der Religion unterrichten, um jeden Schein der Verführung in den Augen des Volkes zu vermeiden.

Marie ward getauft, und alles wunderte sich über Nelkenthals Großmuth, der sich so edel für die Jüdinn verwendete. Bald aber entlarvte sich das Ungeheuer, und entdeckte der schönen Marie seine Absicht. Marie konnte die Größe der Bosheit nicht begreifen, als sie aber die Böswichter in ihrer ganzen Blösse sah; als sie ihr ihr Elend vorwarfen, sie bedrohten, der Armuth preis zu geben, so wandte sie ihr Aug zum Himmel, und seufzte so zu der Gottheit:

Gütiges Wesen! Dir zu gefallen, nach deinen heiligen Gesetzen zu leben, war die Ursache, daß ich meiner Väter Religion verließ;

alles

alles verließ, was mir theuer in der Welt war — Vermögen, Mann und Kinder. Meine Absicht war rein; dir ist mein Herz bewußt; dir allein wollte ich angehören: ist es menschlich, daß man mich von der Seite der Tugend hintergieng, daß man meine Schwäche nützte, mich unglücklich und elend machte? — — Dir, Allgütiger! der du über jedes Geschöpfe wachest, dir seys geklagt; ich will über deine Verhängnisse nicht murren. Du wirst mein Retter seyn, denn die Thränen der Unschuld steigen zu deinem Thron.

So sagte Marie; ein Stromm von Zähern floß aus ihren Augen und hingestreckt warf sie sich zur Erde; die Blumen waren genetzt durch ihre Thränen. Vergebens waren Nelkenthals Bemühungen; sie stieß ihn von sich, und ein Blick voll Verachtung ließ ihn seine ganze Niederträchtigkeit fühlen. Flieh, Elender! rief sie, flich tief unter die Menschheit! verstecke dich in Höhlen, wo giftige Schlangen wohnen, um selbst Schlangen noch durch dein Daseyn zu verscheuchen, Auswurf der Natur! Du glaubst, daß Armuth meine Tugend beugen könne? aber du verkennst mich. Ueberzeugung war in meinem

sein Herzen, als ich meine Religion verließ, nicht Leichtsinn. Die Lehren der Entigen sind heilig, und werden der Trost meines Elends seyn.

O Gabriel! wie wirst du von deiner Marie denken! Nie hat sie dich beleidiget, und in deinen Augen scheint sie vielleicht selbst der Tugend wegen eine Verbrecherinn; o das ist das einzige, was mich elend macht. So seufzte Marie und verließ Nelkenthals Schloß wie eine Bettlerinn, und nährte sich mit Milch und Brod, das ihr gute Leute gaben.

Binnen der Zeit, als Marie, das Opfer menschlicher Bosheit und des Elendes war, giengen Gabriels Geschäfte glücklich. Er sehnte sich nach der frohen Stunde, die ihn den Armen seiner Gattinn wieder geben sollte, und eilte voll süsser Hofnungen zu seiner Familie. Wie unerwartet war ihm aber sein Schicksal als er bey seiner Ankunft Marien nicht mehr sah. Blasse Gesichter wandelten im Hause herum und keiner seiner Diener getraute sich seinen Blick gen Gabriel zu erheben. Seine Freunde weinten, und Gabriels Feinde lächelten. Was soll dieses alles

heißen?

heißen? ſagte Gabriel; wo iſt mein Weib? Sie iſt fort, ſagte man ihm, verließ ihre Religion und warf ſich in die Arme eines Leichtfertigen, der um ſie buhlte. Das iſt eine Lüge, ſagte Gabriel; Marie iſt einer ſolchen Handlung nicht fähig. Sollte ſie ihre Religion verlaſſen haben, ſo mußten ſie überzeugende Gründe zu dieſem Schritte verleitet haben; aber eine niedrige That hat ſie nie gethan. Ich kenne ihr Herz, bin ihr Mann, und nicht der Tyrann ihres Gewiſſens. Iſt Marie in der Religion glücklicher, die ſie annahm als in der meinigen, ſo ſoll ſie unumſchränkte Freyheit haben; ſie wird immer mein Weib, meine Gattinn ſeyn. So erhaben, ſo edel dachte Gabriel. Es murmelte zwar die halbe Sinagoge wider ihn; allein er ein Mann ohne Vorurtheilen achtete das Hohngelächter der Thoren nicht, und gieng fort, ſeine Marie aufzuſuchen.

Nach langem fruchtloſen Bemühn verzweifelte Gabriel bald, ſeine Marie wieder zu finden. Kummervoll lagerte er ſich unter einen Baum, und Thränen des Kummers und der Liebe floſſen aus ſeinen Augen. Warum haſt du mich denn verlaſſen? Marie! ſo ſeufzte

er;

er; kannteſt du denn deinen Mann ſo wenig? Glaubſt du denn, daß ich ſo voll von Vorurtheilen ſey, daß ich dich eines Schrittes wegen haſſen würde, an dem dein gutes Herz Urſache war? Immer liebteſt du deinen Gott, immer die Menſchen, und weil du glaubteſt, in der Religion, die du annahmſt, deinem Gott beſſer zu dienen, ihm mehr zu gefallen, ſo ſoll ich dich haſſen? — Pfui der Schande! wie unmenſchlich wäre dieſes gedacht! Es mag der Rabbiner den Religionshaß in meiner Seele anfeuern, wie er will, ſo höre ich doch eine weit heiligere Stimme in meinem Herzen, die mir ſagt, daß man Menſchen ihres Glaubens wegen nicht haſſen ſoll. So ſprach Gabriel, und ſtille Zufriedenheit ſeines Herzens lohnte ſeine natürliche Denkungsart.

Sechs ganze Jahre brachte Gabriel mit fruchtloſem Bemühen zu, ſeine Gattinn aufzuſuchen, da ihn aber doch immer die Hofnung nährte, ſie wieder zu finden, ſo verlohr er ſeinen Muth nicht.

Spät war es im Herbſte, als Gabriel müde von der Reiſe ſich auf einen Hügel hinſtreckte, und die ſchöne Gegend überſah, die

vor ihm da lag. Er betrachtete aufmerksam einen Bauern, der seine Felder pflügte, und voll frohen Muthes war. Der Mann sang, und trillerte, und seine zufriedene Miene verkündigte die Ruhe seiner Seele. Die Neugierde reizte Gabriel mit diesem Manne näher bekannt zu werden. Er erhob sich, tratt näher, und fieng so mit ihm zu sprechen an:

Gabriel. Ihr scheint mir vergnügt zu seyn, guter Alter?

Der Bauer. O ja! der bin ich, vergnügt wie es vielleicht nicht einer der Menschen seyn wird.

Gabriel. Was macht euch denn so vergnügt?

Der Bauer. Gottes Seegen, und mein Herz; ich hab seit einigen Jahren eine arme Jüdinn angenommen, die sich hat taufen lassen, und seit der Zeit gedeiht mir alles wohl. Marie ist aber auch eine so gute Seele, es giebt so eine nicht bald in der Welt.

Gabriel. Marie? was sagt ihr? Marie ist bey euch? — könnte man sie wohl sprechen?

Der Bauer. O ja! wenn ihr sie kennt, kommt mit mir, es ist ohnedin schon spät, wollt ihr euch mit meiner Hütte, und schlechten Kost begnügen lassen, so will ich euch Nachtherberg geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

10.

Marie, die Jüdinn.

Fortsetzung und Beschluß.

Gabriel gieng mit dem Bauern, und fand die gute Marie in seiner Hütte. Wer kann die Freude schildern, die der Redliche empfand? Umarmungen und Thränen waren die Sprache der Liebenden. Ich habe meine Gattinn wieder! schrie Gabriel; ich meinen Gatten wieder! rief Marie, und umarmten sich, als hätten sie sich jenseits des Grabes wieder gefunden.

Du bist also für mich nicht verlohren, sagte Gabriel; du einzige Geliebte meiner Seele! wie viele Thränen hast du mir gekostet, Marie! Aber sieh doch, wie du abgehärmt

härmt bist! Die Rose auf deiner Wange verwelkt, und der jugendliche Schmuck floh von deiner Stirne, wie die Baumblüthe, wenn sie der Reif am Morgen versengt. Aber du lebst noch, bist noch mein, bist noch edel und tugendhaft; ich lese es in deinem Auge, in deinen holden Blicken, daß du noch immer Marie bist, wenn du auch schon deinen Gatten verlassen konntest. Verlassen! erwiederte Marie; o nein! du betrügst dich, Geliebter meiner Seele! nie war mein Herz von dir entfernt, nie konnte ich meinen Gatten vergessen; so sprach Marie, und ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen floß, schwemmte ihre Worte von den holden Lippen; sie legte ihr Haupt auf Gabriels Schultern, und ihr Herz schlug heftig an dem seinen. Wir wollen wieder beysammen leben, fieng Gabriel nach einer ziemlichen Pause an, und das, was zwischen uns vorgieng, soll unsere Herzen nicht trennen. Du

bist

bist eine Christinn und ich ein Jud; lebe du nach deinen Grundsätzen, nach deiner Religion; ich nach der meinigen, und Gott wird sich über uns erbarmen.

Gabriel beschenkte den Bauern reichlich, bey dem seine Marie war, und führte seine Gattinn nach der Stadt zurück, wo er wohnte. Als Gabriel aber dort ankam, so wurde er von dem Rabbiner gerufen, und dieser erklärte ihm, daß er mit Marien als einer Getauften nun nicht mehr leben dürfe. Gabriel war äußerst betroffen; er bath um einige Tage Aufschub, und als am fünften Tage sich die Priester und Gelehrten in der Sinagoge versammelten, so trat Gabriel vor ihnen auf, und die Sprache, die er führte, war diese.

„ Ihr Auserwählten des Volkes, und du,
„ heiligster der Priester! gönnet dem niedrig-
„ sten aus eurer Gemeinde euer Gehör, und
„ erlaubt mir, daß Gabriel zu euch reden
„ darf. “

Der Priester winkte ihm mit einem gütigen Blicke zu, und Gabriel fuhr weiter fort:

„ Marie ist meine Gattinn und die Mut-
„ ter meiner Kinder. Natur und Menschheit
„ fodern euch auf, diese Unglückliche zu ver-
„ theidigen, denn man will das geliebte Weib
„ den Armen ihres Gatten, und die Mut-
„ ter ihren Kindern entreissen. Vor dir,
„ großer Priester der Gottheit klage ich die
„ Ungerechtigkeiten der Menschen an, die
„ sich zum Untergange des Redlichen verschwo-
„ ren haben; dir, dem der Allgütige die
„ Macht anvertraut über den Israeliten zu

„ spre-

„ ſprechen, Recht und Unrecht zu unterſu-
„ chen; dir klage ich es, daß man mir Ma-
„ rien entriſſen. “

„ Marie iſt eine Chriſtin; hört ſie aber auf, meine Gattinn zu ſeyn? Da ſie zu einer Religion übertrat, in der ſie glaubte, ihrem Gott gefälliger zu ſeyn, ſo ſoll ich aufhören, ſie zu lieben? — Marie iſt für Gabriel noch immer Gattinn; ſie iſt noch immer Mutter für meine Kinder; ihr Gewiſſen iſt nicht der Gegenſtand der Gewalt des Mannes; ungezwungen ſoll ſie denken und handeln, wenn ſie nur eine treue Gattinn, eine zärtliche Mutter iſt. Ich erkläre mich, daß ich Marien nie verlaſſen werde. Sie bethe im Tempel der Chriſten; ich in der Sinagoge. Was macht das Gebäude dem Unendlichen? die großen Zinnen im großen Tempel der Natur decken Moſcheen und Si-

nago-

nagogen, in der die Gottheit allgemein, jeder Mensch heilig ist.“

Der Rabbiner war erstaunt über Gabriels Kühnheit; man sah ihn als einen Verächter der Gesetze an, und verstieß ihn mit Verachtung aus dem Tempel. Gabriel nahm sein Vermögen, und wandelte mit selben in eine entfernte Gegend, wo er bessere Menschen zu finden glaubte.

Gabriel und Marie lebten einige Jahre lang in einem kleinen Städtchen. Unbekannt waren sie glücklich, und ihre Wünsche schränkten sich nur auf sich selbst und ihre Kinder ein. Allein die wachende Polizey entdeckte diese Menschen, und sie wurden für Gericht gerufen. Gabriel erschien mit der Miene eines Mannes, der sich keiner unedlen That bewußt ist. Er sprach mit Wärme des Herzens,

zens, und erzählte dem Richter sein ganzes, trauriges Schicksal. Da haben sie unrecht gethan, die Juden, sagte der Bürgermeister, daß sie Marie als eine Christinn so verfolgten; aber wißt ihr was, Gabriel! ihr müßt ein Christ werden, oder Marie kann nicht mehr bey euch seyn.

Ich muß ein Christ werden, erwiederte Gabriel; ich muß! — was will das heißen? Rechtfertigt mich die Gewalt vor Gott, wenn ich aus menschlicher Absicht die Religion meiner Väter verlasse? Ich liebe jeden Menschen, welcher Religion er immer seyn mag; ich gestatte selbst meinem Weibe uneingeschränkte Gewissensfreyheit: Marie ist mir so lieb als eine Christinn, wie sie mir ehe als eine Jüdinn war; ich fodere also eine gleiche Behandlung von den Menschen. Werden mich längere Jahre mit euren Gebräuchen

be-

bekannt machen, werde ich Ueberzeugung in meinem Herzen finden; ja, denn werde ich ohne Anſtand ein Chriſt: aber aus Leichtſinn, aus Umſtänden, aus Menſchenfurcht, aus ſolchen Gründen ſeine Religion verlaſſen — wäre abſcheulich.

Ihr könnt thun, was ihr wollt, erwiederte der Bürgermeiſter; aber in dieſem Augenblick wird Marie von euch getrennt werden; ſie iſt eine Chriſtinn, und kann und darf nicht mehr bey euch ſeyn.

Umſonſt waren alle Vorſtellungen, die Gabriel machte; umſonſt waren ſeine Thränen, die häufig über ſeine Wangen floſſen. Er kehrte traurig zu ſeiner Marie zurück, umarmte ſie, und ſank troſtlos an ihren Buſen. Die Juden gutes Weib! fieng er endlich an, verfolgten dich, und wollten Marie von

Ga-

Gabriel trennen, und die Christen verfolgen mich, und trennen Gabriel von seiner Marie. Was ist zu thun? Marie! aus Politik seine Religion verändern? äußerlich ein Christ werden, und im Herzen ein Jude seyn; das kann ich nicht. Gott! du siehst mein Herz, wie es gegen dich denkt; bin ich irrig, so führe du mich zum Licht, denn mein Herz wird dich im Tempel des Christen wie in der Sinagoge anbethen. Gabriel umarmte seine Geliebte, und seine Arme schlangen sich so heftig um ihren Nacken, daß sie nichts von ihr trennen konnte. Tröste dich, Gabriel! sagte Marie; ich werde dir überall folgen. Menschen sollen mich nie von dir hienieden trennen, und die Gottheit wird es nicht thun. Ich werde die Pflichten der Christin nie vergessen, aber auch nie die Pflichten des Weibes gegen Gabriel.

Weil Marie so sprach, so trat der Amtsdiener in das Zimmer, und machte ihnen den Auftrag, als ein liederliches Gesindel sich aus der Stadt zu begeben, nachdem er ihnen vorher einen schönen Antheil Vermögens unter dem Vorwand der Gerechtigkeit entzog.

Marie und Gabriel giengen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, fanden nirgends Unterstüzung, nirgends Hilfe. Juden verfolgten Marien; Christen Gabriel, bis sie endlich, beraubt von Vermögen, abgezehrt durch Kummer, krank und elend in einer schlechten Hütte, die weder vor Regen noch Wind ihre Bewohner schüzte, nahe am Ende ihres Lebens waren. Ihre Kinder waren die Zeugen ihres Elendes, und tünkten hartes, schwarzes Bettelbrod in die Thränen ihrer Aeltern. In diesem erbarmungswürdigen Zustand traf ein vorübergehender Geistlicher die-

se

se Armseligen an. Er näherte sich ihnen; hörte ihre Geschichte, und gieng wieder fort mit dem Ausruf: Gott wird seine Ursachen haben, diese Menschen so zu strafen. Einige Zeit hinnach kam ein Cavalier an diesen Ort; er verirrte sich auf der Jagd, und fand diese Menschen. Gefühl und Erbarmen erwachte in seinem Herzen; der Mann war gewohnt immer Gutes zu thun. Er tröstete die Elenden, nahm sie mit sammt ihren Kindern auf sein Schloß, und wartete ihnen, und pflegte sie wie seine Freunde.

Gabriel wurde durch dieses edle Betragen innigst gerührt. Mit sterbender Stimme fragte er seinen Gutthäter: was hat euch so edel, so menschenfreundlich gemacht? — Meine Religion erwiederte der Cavalier; denn es ist Christus Befehl, jedem Menschen zu dienen. Gabriel weinte, umarmte seine Marie,

und ließ ſich den letzten Tag ſeines Lebens noch taufen.

Er ſtarb, nachdem er ſeinem Gutthäter noch ſeine Kinder und ſeine Marie empfohlen. Der Edelmann ließ ihn prächtig zur Erde beſtättigen, baute ihm ein ſchönes Grabmal, und ließ eine Innſchrift auf den Stein zeichnen.

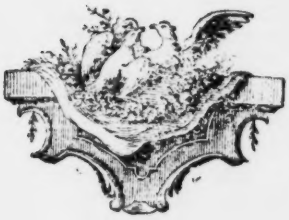
Marie erhollte ſich wieder, und die Ehrfurcht, mit der ihr der Edelmann begegnete, iſt nicht zu ſchildern. Eine längere Zeit machte Marie dieſem Mann immer ſchätzbarer, und er trug ihr ſeine Hand an, und verſprach ihr Gabriels Kinder als die ſeinigen anzunehmen.

Marie willigte in ſein Begehren, und ward Lilienbergs Frau, und lebte lange und glücklich an ſeiner Seite. Manchen Abend, wenn der Mond am Himmel war, beſuchten ſie Gabriels Grab, und Lilienberg weinte manche Thräne dem Edlen.

Die Gottheit lohnte auch den guten Lilienberg; denn Segen des Himmels war in ſeinem Hauſe.

Mariens Kinder wurden gut erzogen, und man flößte ihnen von Jugend auf ein, jeden Menſchen zu lieben, und keinen ſeiner Religion halber zu haſſen.

Lilienberg überlebte noch seine Marie, und starb erst im höchsten Alter, in den Armen des ältesten Sohns Mariens, von dem er nichts als Freude und Gutes erlebte.



II.

Der gute Chriſtian.

Haſſe deinen Bruder ſeines Glaubens halber nicht, ſondern überlaſſe die Lenkung ſeines Herzens dem, der im Himmel iſt.

So unbedeutend, ſo klein immer Züge aus der Geſchichte des gemeinen Bürgers ſcheinen können, ſo wichtig ſind ſie doch dem Bürger ſelſt; er findet Wahrheit und Licht in dem engen Kraiſe, der ſeinen Kenntniſſen und Einſichten vorgeſchrieben iſt; er faßt die Lehre eher und lieber, weil ſie in dem Bilde enthalten iſt, das mit ihm in einerley Verhältniſſe ſieht.

In dieſer Abſicht ſammelte ich einige Data aus dem Leben eines ehrlichen, guten Bürgers, deſſen Andenken, wie das Andenken vieler Redlichen keine Geſchichte aufbehalten wird, weil er vielleicht nicht auf der Liſte der Glückskinder ſtund.

In dieſem Bilde möchte ich gern meinen Mitbürgern zeigen, wie ſehr auch das ehr-

lichste, beste Menschenherz durch falschen Religionseifer verlieren kann, der noch so viele gute Seelen zu menschenfeindlichen Gesinnungen verführt, und Handlungen erzeugt, derer sich selbst der rauheste Barbar nicht schuldig machen möchte.

Noch vor ein paar Jahren erst starb der Mann, von dem ich hier erzähle. Er lebte in einem kleinen Marktflecken, wo er das Gewerbe eines Schuhmachers trieb, das schon das Handwerk seines Ur-Großvaters war, denn beynahe seit 200 Jahren erbte sich diese Profession auf dem Hause in ununterbrochener Reihe fort.

Franz Gerber, so heißt er, lehrte es daher auch seinen Sohn, Michel Gerber, und hatte seine herzliche Freude, einen Sprossen zu hinterlassen, der das Gewerbe seiner Väter forttreiben würde.

Nach den Begriffen, die ein Mann von diesem Schlage von einer guten Erziehung haben kann, erzog Franz seinen Sohn gewiß gut. Er gestattete ihm keinen Unfug, prägte ihm Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine

Eltern und Vorgesetzten ein, hielt ihn fleißig zur Arbeit und warnte ihn nachdrücklich vor Müssiggang, empfahl ihm Gottesfurcht, und zog ihn durch sein eigenes Beyspiel zur Andacht, die bey ihm einen ziemlich hohen Grad der Schwärmerey erreicht hatte. Uebrigens verstand sich Meister Franz wenig darauf, was Herz und Verstand bilden konnte; er hatte nie davon gehört, und war zufrieden, daß sein Sohn fleißig arbeitete und gern zur Kirche gieng. Franz hatte ein gutes Herz, half, wo er helfen konnte, und meinte es mit allen Leuten redlich; und das that auch sein Sohn, der gut und bieder war.

Bereits war er nun herangewachsen, hatte seine Lehre vorüber, und diente seinem Vater schon seit zwey Jahren als Lohnjunge. Michel sollte nach der löblichen Gewohnheit in die Fremde reisen, und der Vater stattete ihn nach seinen Kräften aus. Er liebte ihn, und versah ihn daher so gut, daß es ihm nie an was mangeln konnte. Der Tag der Abreise nahete heran und alle erwarteten ihn mit Bangigkeit, nur Michel nicht. Er freute sich einmal mehr zu sehen, als seines Vaters Haus und Garten, und sein Geist so

schlechte Pflege er auch gefunden, bemühte sich aus dem engen Kraise seines Wirkens.

Michel! fieng der Vater an, in die Fremde mußt du; das läßt sich ohne Schande nicht vermeiden; aber, Gott weiß, wie hart es mich ankömmt, dich von mir zu lassen. Bist mein einzigs Kind, bist unter meinen Händen christlich und ehrlich groß gewachsen; aber der Himmel weiß, was die Welt aus dir macht. Sey fleißig und treu deinem Herrn; arbeite und fliehe den Müssiggang und den Bettel; sey häuslich, aber wenns dir fehlt, so lasse mir schreiben, ich werde dich nicht stecken lassen. Bete fleißig und lasse nicht von Gott, damit er nicht von dir läßt, und entehre seine Feste nicht mit Saufen und Spielen. Lasse dich in keine Kammerrathschaften ein, und halte dich hübsch still und allein. Kannst du deinem Nebenmenschen helfen, so thus ohne Bedenken, und was in deinen Kräften steht; Gott wird dir dafür Glück und Segen schicken. Aber geh mir nicht zu weit von uns weg; damit wir dich an der Hand haben, wenn mich Gott unter der Zeit zu sich nehmen sollte. Was ich kann, hast du von mir gelernt, wie ichs

selbst

selbst von meinem Vater hab, und mehr brauchst du nicht. Hab mich mit Gottes Hilfe immer gut fortgebracht, und wenn du mir nachfolgst, kanns dir auch nicht fehlen. Vor allem geh mir nicht ins Lutherthum; Junge! das wäre dein Unglück. Hab zwar selbst meiner Tage keinen Lutheraner gesehen, aber genug davon gehört. Traue ja keinem Ungläubigen; sie tragen Honig auf den Lippen und den Schalk im Herzen, denn Gott ist nicht mit ihnen. Aber du hasts ja selbst oft gehört, wenn uns am Feyerabend der Vetter aus der Legende vorgelesen, wie abscheulich die Türken und Heiden mit den Christen verfahren sind. Laß mich ja nicht hören, Michel! daß du unter diesen Leuten bist; ich würde mich zu Tode kümmern.

Mit diesen Grundsätzen ließ Meister Franz seinen Sohn von sich, der sie auch kräftig zu Herzen nahm, denn er hätte eher auf seines Vaters Wort als auf das Evangelium geschworen, von dem er eben so dunkle Begriffe hatte, als einer Sache, die ganz außer seinem Gesichtskraise liegt.

So giebt es noch viele aus dem gemeinen Stande, die ohne Pflege, ohne Unterricht erwachsen, so denken und handeln, wie Meister Franz dachte und handelte.

Wenn nun zum Unglück noch ihr Herz böse und verdorben ist, wundert man sich noch, wenn es Scheusale von Menschen giebt? Franzens Herz war gut, empfänglich des Mitleidens und der Freude, wohl zu thun; es war arglos und gewissenhaft, und doch strauchelte Franz oft, von falschem Wahne irre geführt, über manche der vornehmsten Pflichten des Menschen hin. Gewohnt von Jugend auf nach dem Leisten seiner Väter zu denken, mit nicht mehr als mechanischem Unterricht in der Religion und den gesellschaftlichen Pflichten, ohne Bildung des Verstandes glaubte Meister Franz niemanden als seinen Glaubensgenossen Mitleiden und Hilfe schuldig zu seyn, und hielt sich berechtiget, alle andere zu hassen. Das Evangelium würde ihn war eines Bessern belehrt und überzeugt haben; aber gerade dieß Buch wars, das Franz am wenigsten kannte. Zwar wurde auch bey ihm nach der Gewohnheit, die fast in allen Bürgershäusern herrscht, an Sonn- und Feyertägen,

tägen das gehörige Evangelium vor Tisch abgelesen — aber auch nur gelesen, dann weggelegt, und nichts darüber gedacht. Also blos mechanischer Gebrauch. Desto fleißiger wurde Abends von seinem Vetter aus einer alten Legende vorgelesen, die aller Ohren auf sich zog. Die greulichen Geschichten — mögen sie auch alle wahr seyn — die schröcklichen Barbareyen des Alterthums empören das Herz gegen die Menschheit und erfüllen es mit Haß; sie haben den schädlichsten Einfluß auf einen ungebildeten Kopf und ein Herz, das aller Eindrücke fähig ist. Er hörte mit Entsetzen und innerer Rachlust die Grausamkeiten an, die manchmal gegen die Christen verübt wurden, und in seiner Einfalt vermengte er Heiden und Türken, Juden und Lutheraner untereinander. In den allgemeinen Begrif nicht katholisch schloß er alle ein, und nannte sie alle Wüteriche und Bösewichter. Das wars nun, was sein Herz vollends gegen jeden erbittert hatte, der nicht seines Glaubens war. Wie sehr verunstaltete dieser schwarze Flecken seine edle Seele, und wie wenig war er doch seine Schuld. Die Folge der Geschichte wird uns beyde Seiten seines Caracters darstellen, und ihn bald in der lie-

bens-

benswürdigsten Gestalt; bald als den menschenfeindlichsten Fanatiker zeigen.

Gleich darnach, als sein Sohn fort in die Fremde reißte, nahm Franz ein armes Kind, das Vater und Mutterlos war, und dessen sich niemand hatte ahnehmen wollen, zu sich, kleidete es, und lehrte es sein Handwerk, und liebte den Knaben, wie er seinen Sohn geliebt hatte. Freut mich recht vom Herzen sagte er, so glücklich zu dem guten Jungen gekommen zu seyn; im Bettel wäre er vielleicht für die Raben groß gewachsen; will ihn lieben und pflegen wie mein Kind, wer weiß, wer meinem Buben Gutes thut. Gott lasse ihms wohl gehen. Kein reisender Handwerksbursche, den Mangel an Arbeit oder sonst ein Unglück in Dürftigkeit gestürzt hatte, kam vor seine Thüre ohne einer hinlänglichen Gabe; manche behielt er, besonders bey unfreundlichem Wetter, einen und mehrere Tage bey sich, und erquickte sie mit Speiß und Trank.

Ein Jahr verstrich, als Franzens Sohn noch immer in verschiedenen Märkten und kleinen Städtchen, die so um sein Heimath in

der

der Runde herumlagen, arbeitete. Noch kam ihm keine Luſt, zu ſeinem Vater zurück zu kehren; er ſah, hörte und lernte ſo vieles, daß er nur immer weiter hinaus in die Fremde ſich ſehnte. In einer kurzen Zeit wanderte er wieder, und kam in eine groſſe Stadt, die ſchon an der Grenze ſeines Vaterlandes lag. Hier fand er Arbeit, und gewann gleich den erſten Tag das Vertrauen ſeines Meiſters, denn Michel ſah gut aus, trug einen ſchweren Bündel, und ſeine ehrliche Miene trog nicht. Allein in ſeiner Arbeit hatte er noch keine groſſen Vorſchritte gemacht, noch immer die Art ſeines Vaters an ſich und keine außer der ländlichen Arbeit gewohnt, konnte Michel das noch nicht leiſten, was man von ihm foderte. Einer aus des Meiſtes Geſellen gewann den Jungen lieb und nahm ſich ſeiner an. Gern und gütig belehrte er ihn, gab ihm alle Vortheile an die Hand, und in wenig Tagen war er ſchon ziemlich weit mit ihm.

Michel war zu ſchüchtern, als daß er ſich längſt näher mit ſeinem Freunde bekannt gemacht hätte; aber von ungefähr ſchickte ſichs, daß er mit andern davon zu reden kam,

und alle lobten ihm den biedern Menschen. Es ist ein ehrlicher, herzensguter Mensch, sagte einer davon, nur Schade, daß er ein Lutheraner ist. Bey dem Worte fuhr Michel einige Schritte zurück, blieb starr stehen, sah sich schaudernd um, ob er nicht hinter ihm stünde, und machte die dummste Figur. Alle lachten über seine Thorheit. In diesem Augenblick trat Christian (so hieß dieser Gute) in die Stube; alle lachten aufs neue, und Michel wagte ihn kaum mit einem flüchtigen Blicke anzusehen, und floh zur Thüre hinaus. Christian erfuhr kaum die Ursache dieses seltsamen Betragens, als er mit Ernste so zu seinen Mitgesellen sprach: Lachet nicht über den Unwissenden; die Sache ist zu wichtig, und der Mensch verdient Mitleiden und nicht Spott. Wir wollen ihn freundlich über seinen Irrthum belehren, und an einem guten, ehrlichen Menschen uns auch einen Freund erhalten.

Mittlerweile war Michel zu seinem Meister gegangen, und sagte ihm seine Dienste auf. Mit äußerstem Erstaunen hörte dieser seine Gründe, und sah, daß Michel starr auf seinem Vorsatze hielt. Der Meister hatte

ihn

ihn immer lieb gehabt, und verlohr den Jungen ungern; er faßte sich, so gut er konnte, nahm alle seinen Kopf und Beredsamkeit zu Hilfe, um ihn eines Klügern zu bereden; auch Christian kam dazu und machte ihm Vorstellungen. Endlich gelang es ihnen doch so weit, daß Michel seinen lutherischen Wohlthäter für einen Menschen erkannte, der wohl auch ehrlich und gut seyn könnte, und noch einige Zeit bey ihnen zu bleiben versprach.

Christian verließ Franzens Sohn, dessen er sich einmal als Freund angenommen hatte, nimmer; that ihm so viele Dienste und Gefälligkeiten, als immer in seiner Macht stund, und was der Freundschaft des guten Christians den höchsten Werth gab, war die Uneigennützigkeit und edle Absicht derselben. Er hatte keinen andern Endzweck, als den guten, ehrlichen Jungen auf dem Wege der Ehre und Rechtschaffenheit zu erhalten, den er sehr leicht durch Verführung aus dem Gesicht verlieren konnte; und hauptsächlich seinen rohen Kopf mit Kenntnissen und Grundsätzen auszubilden, die sein Herz sanfter, feinerer Empfindungen fähig machen, und immer mit mehr Schwungkraft zur Tugend erheben konnten.

Michel liebte ihn auch und schätzte ihn mehr, als ihm je ein Mensch achtungswürdig war, und nun glaubte er sogar seinen Worten so ungezweifelt, als er je seinem Vater geglaubt hatte. Er sah ein, wie viel er seinem Freunde Christian zu danken hatte, wie glücklich er durch seine Freundschaft ist. Christian hatte ihm gar oft vorsichtig einen Verdruß und Schaden verhütet; seine Warnungen waren allzeit gegründet, und Michel folgte ihnen nie ohne guten Folgen.

Eines Tages reißten einige von Christian und Michels Bekannten fort. Sie hatten einmal von Amerika gehört, und bekamen Lust, sich dahin einschiffen zu lassen. Mehr als ihrer zwanzig begleiteten die Reisenden bis an das nächste Ort, um sich da noch bey einer kleinen Zeche das letzte Lebewohl zu sagen. Auch Christian und Michel giengen mit, und alles war frohen Muthes.

Schon fieng der Tag sich allmählig an zu enden, und der Scherz der frohen Zecher, die des Guten bald zu viel genossen hatten, muthwilliger und lauter zu werden, als Christian seinen Freund mahnte, mit ihm zu Hau-

se zu gehen. Er sah die Nacht einbrechen, und die Leute immer trunkner werden; Michels Verstand selbst fieng schon an zu wanken, und so sah Christian nichts Gutes vor.

Allein dasmal folgte Michel zu seinem Unglücke nicht. Er fand es hier so gut, und sich so wohl unter seinen Kammeraden, daß ihn Christian nicht von der Stelle bringen konnte. Es stund nicht lange an, so neckten sie einander über die Landesthorheiten eines jeden, griffen immer mehr ins Einzelne, und endlich entfuhr einem unter ihnen eine unschickliche Rede, die man wohl eine Sticheley gegen die Katholiken nennen konnte. Es war ein Landsmann Christians, und sonst ein guter, vernünftiger Mensch.

Sogleich fuhr Michel auf gegen ihn; die schwarzen Bilder des Religionshasses, die bisher weder Zeit noch Umgang mit Christian hatten vertilgen können, sondern nur mit einem schwachen Schleyer verhüllt waren, stellten sich dem Aufbrausenden in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt dar. Ein Faustschlag von Michels derber Hand sollte den andern seines Unrechts überführen, und nun brannte es in

aller

aller Köpfen. Man fiel über den Unglücklichen her; es gab Partheien und eine Schlägerey, wo ein jeder einen wunden Körper und Schande und Verachtung davon trug.

Christian, der gerade in diesem unglücklichen Augenblick nicht im Zimmer war, hörte den Lärmen, und zitterte für seinen Freund; er wollte zur Thüre hinein; aber vergebens wandte er alle Kräften an, durchzudringen; er rief den Wirth, und dieser schafte sich obrigkeitliche Hilfe. Alle wurden in Verhaft genommen, und die strengste Ahndung wartete der Tollsinnigen. Michel und sein Gegner mußten eine grosse Geldbusse bezahlen, und wurden von der Stadt geschaft. Nachdem sie beyde entlassen worden, gieng der andere zu Micheln und bath ihn um Vergebung, daß er die Ursache seines Unglücks war. Lieber Freund! fieng er an, verzeiht mir. Mehr als meine Strafe schmerzt mich der Gedanke, daß ich euch zu eurem Unfug Gelegenheit gegeben. Ich bin der Schuldige, nicht ihr; der Trunk hat mir wie uns allen den Kopf verrückt; aber wenn euch Besserung des Menschen hinlängliche Genugthuung ist; hier habt ihr meine Hand und mein Wort: das schwerste

ſie Unglück ſoll mich treffen, wenn ich je mehr ſo ſträflich handle.

Michel ſtund erſtaunt und beſchämt vor ihm; er hätte ſich Vorwürfe und Feindſchaft vermuthet, und nun ſah er, daß der Beleidigte den Schuldigen um Vergebung bat.

Sein Herz ſagte ihm nun, wie böſe er gehandelt habe, und geboth ihm Freundſchaft und Liebe. Beyde umarmten und küßten ſich als Brüder und verſprachen einander ſich zu beſſern.

Immer tiefer grub ſich die Reue in Michels Herz, immer ſchmerzlicher fühlte er die Schwere ſeines Verbrechens und die Folgen davon. Er mußte von ſeinem Chriſtian ziehen und wußte nicht, wohin, und woraus. Er wagte es nicht ihm unter die Augen zu treten, denn er fürchtete ſeinen ſtrengen Blick und Vorwürfe von ihm. Aber dieſer kam ihm liebreich zuvor. Er ſuchte ihn auf, bedauerte und tröſtete ihn. Siehſt du einmal, lieber Freund, ſagte er, die traurigen Folgen deiner irrigen Denkungsart! Laſſe dir dieß die erſte und letzte Warnung ſeyn; ſey

duld-

duldsamer und gütiger. Ich will dir keine Vorwürfe machen; aber die Religion selbst und dein Herz werden sie dir machen. Versprich mir künftig, klüger und besser zu seyn, wir bleiben dann Freunde und ich ziehe mit dir.

Welch eine Freude für Franzens Sohn! Wie unbegreiflich war ihm Christians Großmuth, die hohe Tugend des Edlen, die nur das Herz des sanften Christen, des guten Menschenfreundes seliget. Michel gelobte ihm mit Thränen im Auge seine Besserung, und versprach ihm, in allem so folgsam zu seyn, als er seinem Vater folgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

12.

Der gute Chriſtian.

Fortſetzung.

Chriſtian und Michel kamen in eine der vorzüglichſten Reichsſtädte Deutſchlands. Auf dem Wege ſtießen ſie auf eine Begebenheit, die den guten Chriſtian ſchmerzliche Thränen koſtete, und Micheln gewaltig über ſeinen fanatiſchen Eifer die Augen öffnete.

Es war am hohen Mittage, als ſie beyde, müde und hungerig dem nächſten Orte zueilten, das vor ihnen lag. Es war ein lutheriſcher Marktflecken, und Chriſtian und Michel kehrten beym nächſten Wirthe ein, den man ihnen als den billigſten und freundlichſten angab. Wirklich war er es gegen die beyden, und alle, die ſeines Glaubens waren; — noch kannte er Micheln nicht. Aber ein kleines, herabgeſunkenes Völkchen, das nun aller Welt Sklave iſt, war ein Dorn in ſeinen Augen. In einem Seitenkämmerchen der Stube ſaſſen zween Iſraeliten, die Geſchäfte halber hier durchreiſen mußten. Schon die trotzige Miene des Wirths und ſein un-

freundliches Betragen gegen ſie weisſagte ihnen nichts Gutes; aber daß ſie ſollten auf das grauſamſte mißhandelt werden, konnten ſie ſich von einem polizirten Menſchen, von einem Chriſten nicht vermuthen. Warr! ſagte der Wirth zu ſeinem Weibe, die beyden Schelmen aus Canaan will ich prellen, daß ihnen die Augen tropfen ſollen. Gehört ihnen nicht anders; warum ſind's Juden? Ich will dafür künftigen Quatember mehr in die Armenbüchſe geben, und zu unſerm Kirchenbau berſteuern, ſo thue ich gewiß was Gott Gefälliges. So ſprach er, ſo entſchuldigte er ſeine Bosheit, und mit dieſen Gründen verhärtete er ſein Gewiſſen.

Der unbilligſte Mann hätte ſich's zur Sünde gerechnet, die Zeche der beyden Hebräer und ihrer Pferde höher als auf zwey Thaler anzuſchlagen: aber dieſer Wirth foderte fünfzig an ihnen, und dagegen ließ er ſich von den erſtaunten Juden keine Einwendung, keine Vorſtellung machen. Chriſtian und Michel erſchracken, denn nach Maaßgab ihrer Bedienung und der kleinen Mahlzeit, die ſie genoſſen, ſahen ſie eine Rechnung von wenigſt 25 Thalern vor ſich. Chriſtian faßte ſich, und nahm den Wirth bey ſeite. Er iſt doch ein

luſti-

luſtiger Kopf, fieng er an. Was die Juden für Augen machen über ſeine Zeche; aber er muß ſie doch nicht zu lange necken. Der Spaß — — Was Spaß? Es iſt mein wahrer Ernſt, und nicht Spaß, erwiederte der Wirth. Die Juden müßen mir zahlen, oder ich ziehe ihnen das Fell über den Kopf ab.

„Aber warum denn die Juden ſo viel? oder vielleicht andere Leute auch?"

Nein; ich bin gewiß der ehrlichſte, billigſte Mann; aber wenn ich ſo einen Schuften von Juden kriege —

„Aber ſind denn die Juden nicht auch Menſchen wie wir?"

Menſchen! — Menſchen mögen ſie wohl ſeyn; aber verworfene, verdammte. Sie betrügen und übervortheilen uns auch, wo ſie können; alſo Gleiches mit Gleichem.

Lieber Freund! ihr ſeyd irrig. Ich weiß wohl, ihr ſeyd itzt nicht in der Lage, wo ihr euch belehren lieſſet; aber genug iſt's, wenn ich euch ſage: thut, was Recht iſt, und handelt als ein Chriſt, nicht als ein Jude.

Ein paar Flüche und Schimpfreden waren die Antwort auf Chriſtians guten Rath. Zahlt eure Zeche, ſagte er — die ſehr mäßig war —

und packt euch zum — — — oder ihr erlebt hier nichts Gutes, wenn ihr mir so kommt. Und nun foderte er mit wilden Ungestüm an den Juden die fünfzig Thaler; als diese sie ihm gerade zu absprachen, nahm er ihre Pferde in Beschlag, und ließ ihnen die Wahl, zu zahlen, oder aus dem Hause geworfen zu werden. Zur Sicherheit, um nicht noch ärger mißhandelt zu werden, und ihre Geschäfte ohne Aufenthalt fortsetzen zu können, wählten sie das erstere, zahlten, und behielten sich bevor, so wie ihnen Christian gerathen hatte, bey dem Obergerichte ihre Klage zu stellen, und sich ihres Schadens zu erhollen. Christian und Michel verließen eben so geschwinde den bösen Mann, und traten unter diesem Gespräche ihre Reise an.

Lieber Gott! hub Christian an, wie blind sind doch deine Menschen noch in den aufgeklärtesten Zeiten! Wie unglücklich durch ihre Blindheit! Da siehst du wieder einmal, Michel! was eine irrige Denkungsart im Herzen anstiftet. Sieh, so wie dieser Wirth und grausamer vielleicht noch würdest du gegen deine Mitmenschen verfahren, wenn du so zu denken fortführest, wie du anfangs gedacht hast; und wie abscheulich muß nun der Mann in deinen Augen seyn! — —

Du haſt Recht, Chriſtian! O ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. Ich hätte wohl nie geglaubt, daß es ſo unrecht ſey, einen Irrglaubigen zu haſſen, und daß man ſo böſe dadurch werden könne.

Denke nur, was daraus entſtehen müßte, wenn eine Glaubensparthey die andere haßte, und verfolgte — ein ewiger Krieg unter den Menſchen. Du biſt in der Geſchichte nicht bekannt, und leſen kannſt du auch nicht, ſo bald wir alſo wieder an Ort und Stelle ſind, will ich dir an Feyertagen die Geſchichte vorleſen, da wirſt du Abſcheulichkeiten hören, daß dir die Haare zu Berge ſtehen möchten. Aber unterdeſſen denke dir nur immer ſo: Wie, wenn ich der wäre, den ich nun verfolge; wenn der Irrglaubige mich ſo haßte, wie ich ihn gehaßt habe; würde mich dieß Unrecht nicht ſchmerzen?

Unter ſolchen Geſprächen ſetzten ſie ihren Weg fort, und den andern Tag waren ſie ſchon in der Stadt, die Chriſtian vorgeſchlagen hatte. Glücklicher Weiſe fügte ſich's, daß ſie beyde zu einem Meiſter in Arbeit traten. Chriſtian wandte nun ſeine Feyerſtunden ganz zur Belehrung und Beſſerung ſeines

Freun-

Freundes an, und Michel war gelehrig und folgsam. In kurzer Zeit lernte er lesen und schreiben; heiterte seinen Kopf auf, und bildete sein Herz, wie das Herz des guten, sanften Christen seyn soll. Einige Zeit darauf schrieb er seinem Vater selbst folgenden Brief.

Liebster Vater!

Die Leute, die euch gesagt haben, daß die Ketzer alle gefährliche und böse Menschen seyen, haben euch die Wahrheit nicht gesagt. Es mag wohl auch Böse unter ihnen geben, wie es unter uns einige giebt, aber ich habe noch recht brave, gute Leute darunter angetroffen. Mein Mitgesell, mit dem ich hieher gereist bin, ist selbst lutherisch, und der beste Mensch — mein bester Freund. Ihm danke ich's, daß ich nun lesen und euch selbst schreiben kann, und itzt ein bischen gescheider denke als vorhin. O ich hab's euch noch nie geschrieben, und mag's euch auch nicht sagen, wie albern ich gewesen bin, und was mir meine unrichtige Denkungsart für böse Händel zugezogen hat; ich schäme mich zu sehr, wenn ich daran denke. Wie länger ich hier bin, desto mehr gewinne ich die Leute lieb; denn sie sind so

freund-

freundlich, so bieder, thun ihren Nebenmenschen so viel Gutes — gewiß! man muß sie lieben. Aber deßwegen, Vater! dürft ihr euch nicht sorgen, daß ich verführt und einst ein Abtrünniger würde, sie sehen es im Gegentheile recht gerne, wenn ich fleißig zur Kirche gehe, und meinem Gottesdienste abwarte. Auch dürft ihr nicht glauben, daß ich mir jemals getraut hätte, wider euren Rath aus meinem katholischen Vaterlande zu gehen, wenn ich nicht vorher einen würdigen und vernünftigen Geistlichen befragt hätte. Dieser selbst verwies mir meine Unduldsamkeit, lehrte mich Liebe gegen alle Menschen und sagte: Gott ist überall mit dem Guten; und der Böse wird ihn auch in seinem Tempel nicht finden. Seht, Vater! der Mann muß es doch verstehen, und ihm habe ich getraut. Schreibt mir ja bald, wie es euch geht und unsern Freunden, und danket Gott mit mir, daß er mir's so wohl gehen läßt ꝛc.

Diesen Brief erhielt Meister Franz von seinem Sohne, und eilte damit zum Schulmeister, um sich ihn von selbem vorlesen zu lassen. Voll Unmuth warf er ihn zur Erde, blaß ward er, wie eine Mauer vor Schrecken,

cken, und dann brach er in ein lautes Weinen aus. Mein Gott! schrie er auf, du hast mein Kind verlassen. Der Bube wird — ist lutherisch; dafür hilft nichts mehr.

Nach einigen Wochen erhielt Michel folgende Antwort auf seinen Brief.

Mein Sohn!

Um Gottes willen! was hast du gethan! Hast meinem Rath nicht gefolgt, meine Lehre vergessen — Gott leite dein Herz, daß du auch nicht seiner vergessen mögest. Dein Brief bringt mich ums Leben. Ich bin seit einigen Tagen nicht mehr vom Bette gekommen, und wenn du deinen alten Vater noch sehen willst, so komme eilends. Hätte ich dich doch nie von mir gelassen, als daß ich so ein Kreuz erleben muß. Der Schulmeister und der Frater Klausner sagen einmüthig, du bist verdammt, wenn du so fortfährst. Zum Pfarrer bin ich nicht gegangen, denn der alte ist tod, und itzt haben wir so einen Modeherrn aus der Stadt. Traue ja den Ketzern nicht; sie sind wie Schlangen; sie schmeicheln dir, bis sie dich im Garn haben. So bald du diesen

sen Brief erhältst, so gehe davon oder — du siehst mich nicht mehr. Leb wohl und sey dem Schutz Gottes empfohlen ꝛc.

Michel las diesen Brief mit äußerster Bestürzung, und häufige Thränen rollten seine Wangen herab, die er mit seinem Schmerze in den Busen seines Freundes Christian ausschüttete.

Christian beredete Micheln, dem Wunsche seines Vaters ein Genügen zu thun. Verweile nicht, sagte Christian, denn theuer sind einem liebenden Vater die Augenblicke, in denen er um seinen Kindern ist. Entreiße ihn durch deine schnelle Folgsamkeit den marternden Zweifeln, die ihn deines Heils willen beängstigen; von Mund zu Mund wirst du ihn auch eher seines Irrwahns überzeugen können.

Rührend und traurig war der Abschied zweener redlicher Freunde; es war, als sollten sie sich das letzte Lebewohl sagen. Michel reiste fort mit beklemmten Muthe und ahndenden Herzen; traurig und langsam zögerten seine Schritte, und in zween Tagen hatte er noch nicht fünf Meilen zurückgelegt. Am

drit-

dritten Tage kehrte er in einer Strassenschenke ein, und beschloß da zu übernachten, obwohl ihn noch nicht der Abend zur Ruhe einlud. Hier war der Zweck seiner Reise, den ihm sein feindliches Schicksal ausgeheckt hatte. Es war an einen Feyertage, und die Schenke wimmelte von lärmenden Zechern. Michel seyte sich abseits an den hintersten Tisch, und sah stier und traurig vor sich hin. Zween Werber, die da waren, auf Leute zu lauern, bemerkten ihn, und sahen ihn für einen verzweifelten Burschen an, den die Noth drückt, oder irgend ein böser Handel in der Welt herumjagt. Sogleich machte einer davon mit ihm Gesellschaft, sprach ihm Muth und Fröhlichkeit zu, und gieng ihm nicht mehr von der Seite. Michel argwohnte nichts Böses, kannte ihn nicht für den, der er war, und sah ihn als einen lustigen guten Menschen an, den kein Kummer härmt, und keine Sorge drückt, und so war er Micheln nicht unangenehm. Man aß, trank und lärmte bis die Nacht einbrach, und den andern Tag ward Michel mit einem Transport geschlossen zum Regiment abgeführt.

Vier-

Vierzehn Tage waren vorüber, und Christian wartete noch sehnlich auf eine Nachricht von seinem Freunde, die ihm dieser bey seiner Abreise versprochen hatte: und sehnlich harrte der Vater des Sohnes; aber noch erfreute den guten Christian kein Brief von seinem Freunde, noch harrte vergebens der alte Vater auf seinen Sohn, und zürnte auf ihn. Ach, rief er in seinem Schmerze auf, sie haben ihn schon in ihrem Netze! er achtet des Vaters nicht mehr — treulos wird er auch Gottes vergessen haben.

Nochmal ließ Franz an seinen Sohn schreiben, und bath ihn zu kommen. Wie erschrack aber Christian, als ihm sein Meister den Brief zu lesen gab, und er erfuhr, daß Michel noch nicht bey seinem Vater war. Er wußte nicht, was er denken sollte. Vermuthlich, dachte Christian, ist der Unglückliche in Räuberhände gefallen und ermordet worden, und weinte dem Lieben schmerzliche Thränen. Man schrieb dem Vater zurück, was man wußte, und dieß erbitterte den Alten noch mehr. Er glaubte nun steif und fest, man wolle ihn belügen, und halte ihm seinen Sohn in den Banden der Verführung gefangen zurück. Täglich

grub

grub sich tiefer der Schmerz in seine Wangen ein, täglich wankte Franz näher dem Grabe.

Auch Christian war nicht mehr so heiter, so froh, und eine stille Schwermuth hatte sich seines fröhlichen Herzens bemächtiget. Sein Freund war ihm zu lieb gewesen, als daß er hätte gleichgültig bey dem ungewissen Schicksal desselben bleiben können.

Nach einiger Zeit verließ er die Werkstätte seines Meisters, und zog wieder in die Fremde.

Eines Tages gieng Meister Franz nach dem nächsten Städtchen, um dort Leder einzukaufen. Es war nur eine Tagreise von ihm entfernt; folglich kehrte er gleich den andern Tag wieder zurück. Es war schon spät am Abend, als Franz noch auf dem Wege war, und nur noch einige Stunden vor sich hatte, bis er zu Hause ankam. Still und schauerlich führte der Fußweg durch einen dichten Tannenwald, wodurch nur einige blasse Stralen des freundlichen Mondes durchblinkten. Franz bethete

im

im Gehen — es war so seine Gewohnheit — und eilte, soviel es Alter und Schwäche zuließen.

Plötzlich stieß er auf einen Gegenstand, der zu gleicher Zeit Schrecken und Mitleid in seiner Seele erregte. Ein Mensch lag vor ihm hingestreckt, verwundet und von dem häufig vergossenen Blute kaum mehr menschenähnlich. Franz schlug jammernd die Hände zusammen ob diesem gräßlichen Anblick, und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Zum Glücke sah er jemanden gegen sich kommen; es war ein Bauer aus dem nächsten Dorfe. Mit vollem Vertrauen redete ihn Franz sogleich an, und bath ihn, daß er ihm den armen Menschen möchte tragen helfen. Beyde hoben nun den Elenden auf, und trugen ihn zu des Bauern Wohnung, die nicht ferne war. Nun ließ er sich einen Wagen geben, und der Bauer führte den Erschlagenen in den Markt zu Meißer Franzen, der es so haben wollte, damit er ihn unter seiner Obsicht hätte, und man ihm eher zu Hilfe kommen könnte.

Dieser Unglückliche war Christian, der von Räubern dieser Gegend überfallen, und so jämmerlich zerschlagen wurde. Franz ließ es an nichts fehlen; er sparte keine Unkosten und keine Pflege, um Christian wieder herzustellen. Am fünften Tage erst war er im Stande, einige gebrochene Worte hervorzustammeln, und nun ließ Franz einen Geistlichen hollen, der seiner Seele pflegen sollte.

Frey und ungeheuchelt sprach Christian zu ihm; entdeckte ihm seine Religion, aber bath den Priester doch um seinen Zuspruch und Trost. Nun erfuhr es auch Franz, wer sein unglücklicher Gast sey, und das Wort Lutheraner fuhr wie ein Donnerschlag in sein Ohr. Alles Gefühl, alle Menschlichkeit wich aus seinem Herzen, und Fanatismus und Menschenhaß drangen an ihre Stelle. Da in dem Orte kein öffentliches Spital war, und niemand sich des Elenden annehmen wollte — denn alle schienen froh zu seyn, daß diese Last auf Franzens Schultern fiel — war Gerber so grausam, den Todtkranken auf die freye Gasse zu setzen, und schloß sein Haus vor ihm zu. Ein alter armer Taglöhner, der sich halb von Arbeit, und halb vom Bettel nähr-

te,

te, gieng vorüber, und nahm den Verstoſſenen in ſeine Hütte Und das Geſchah, ohne daß ſich nur ein Menſchenhaar darüber gekrümmt hätte.

Nach einigen Tagen kam Michel an, und ſtürzte freudig in die Arme ſeines Vaters. Er erzählte ihm ſein unglückliches Geſchicke, das Schuld war, warum er nicht eher hatte kommen können, und ſeine ganze Geſchichte bis auf den Vorfall, wo er hatte Soldat werden müßen. O Gott ſey Dank! rief Franz, daß ich dich wieder habe, mein Sohn; du ſollſt nicht mehr aus meinen Armen; ich dachte ſchon die Lutheraner — O denkt künftig beſſer von ihnen, fiel ihm Michel ein; ihnen habe ich alles zu danken, alles; daß ich mehr gelernt habe, daß ich klüger und beſſer geworden bin, ja ſogar, daß ihr mich itzt ſeht, das haben wir den Lutheranern zu danken. Ich war eingeſperrt zwiſchen unüberſteiglichen Mauern; jeder meiner Tritte wurde beobachtet, als ich Soldat war: da machte ich mit einem Meiſter Bekanntſchaft, deſſen gutes Herz durch mein Unglück gerührt wurde. Er gab mir Arbeit, ſonſt hätte ich mich kaum des Hungertodes erwehren können, und liebte mich wie ſein Kind. Ich lernte ſeine

Toch-

Tochter kennen, liebte sie und wurde geliebt, und der Vater billigte unser Verständniß, kaufte mich los, und schenkte mir sein Vertrauen in einem so hohen Grade, daß er mich auf mein Wort zu euch reisen ließ. — Wirklich! sagte Franz erstaunt, so viel Gutes haben sie dir gethan? — Ey ey! nun sollte mich's bald reuen — Was Vater! Was? — Und hier erzählte Franz seinem Sohne, wie er mit Ehristian verfahren. Gott im Himmel! schrie Michel, das habt ihr gethan! — Sogleich eilte Michel fort, erkundigte sich um seinen Aufenthalt, fand ihn und fand — seinen Freund Christian. Welche Freude! — Welche Bestürzung! — O Freund! wirst du auch meinem Vater dieses himmelschreiende Unrecht verzeihen können? sagte Frazens Sohn, und ein Thränenstrom rollte über seine Wangen herab. — Christian drückte seine Hand, und ein sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Und du kennst mich noch so wenig, sagte er; dein Vater hat mir ja Gutes gethan — nicht er; die Unwissenheit war grausam gegen mich. Mich schmerzt nur, daß er mich noch haßt; daß ich sterben soll, ohne seine Liebe, seine Freundschaft mit mir zu nehmen. Laß ihn mir kommen, Freund!

Beschluß folgt.

13.

Der gute Chriſtian.

Beſchluß.

Franz kam und trat ſchüchtern und ſchaamroth vor das elende Lager Chriſtians, und ſein Mund verſtummte. Sanft und liebreich nahm ihn dieſer bey der Hand, und ſagte: ich fühle, daß ich ſterben werde; laßt euch noch für eure Liebe danken, ihr ſeyd ein guter Mann; aber ein blinder Eifer hat euer Herz partheniſch gemacht. Gewährt einem armen Menſchen, der dem Tode nahe iſt, eine Bitte — — ſeine letzte Bitte. Vergeßt, daß ich nicht eures Glaubens bin, und hört auf unſchuldige Menſchen zu haſſen, die euch kein ander Leid thun, als daß ſie anders denken, als ihr denket. Liebet und thut Gutes jedem Menſchen ohne Unterſchied der Religion; wir ſind ja alle Brüder. Franz zerfloß in Thränen und verbarg ſein Geſicht, das Schaam und Verwirrung bedeckten. O, rief er, was war ich für ein Ungeheuer! — Warum muß ich izt erſt von meinem Irrthum überzeugt werden! —

Eure Hand, rief ihm der von Leiden erschöpfte Christian mit schwacher Stimme entgegen, eure Hand, guter Mann! Nun sterbe ich mit Freuden, sterbe mit der vollkommensten Zufriedenheit meines Schicksals, so traurig es auch immer für mich war. Ich nehme die Freude eines Sieges mit ins Grab, der alle Siege stolzer Helden an Herrlichkeit übertrift — — des Sieges der Menschheit über den Fanatismus. Laßt euch meine sterbende Lippen auf die eurigen drücken, dieser Kuß sey der erste Beweiß eurer Liebe — der Beweiß, daß ihr euch wieder mit der Menschheit versöhnt habt. Lieber Freund! sagte er zu Micheln, als wir einander in S... bey deiner Abreise traurig Lebewohl sagten, unsere Herzen Unglück ahndeten, und wir uns zum Leztenmal zu sehen schienen, giengst du nicht von mir in dem bangen Wahne, daß das Schicksal unsere Wege auf immer geschei-det habe, daß wir ewig würden getrennt werden?

Michel. Ach ja, lieber Christian! ich dachte nicht anders.

Christian. (heiter lächelnd) Nun du bist deinen Weg gegangen, ich den meinigen — beyde

beyde den, den uns die Vorſicht vorgezeichnet hat, und hier kommen wir wieder zuſammen, ſehen uns, und g'n ſſen die ſelige Wonne, uns als liebende Freunde zu umarmen: nun reiſen wir wieder voneinander — weine nicht; Lieber! — trennen uns hier; und (bedeutend) ſehen uns wieder. — —

Das waren Chriſtians letzte Worte. Er hatte ſich zu ſehr angeſtrengt, und verfiel nun in eine Mattigkeit, wo er allen Gebrauch ſeiner Sinne verlohr. Seine Lippen ſchwiegen, aber ſein Geiſt bethete, und war voll der ſeligſten Ahndungen von der Ewigkeit.

Nach zween Tagen ſtarb der Edle, und Franz und ſein Sohn beweinten in ihm nicht den Tod eines Menſchen, den Tod eines guten, geliebten Freundes — mehr noch! das Verſchwinden eines guten Engels.

Sein Leichnam wurde ganz der Sorgfalt und Willkühr Franzens überlaſſen, denn man hielt ihn für unwürdig, unter andern Todten zu ruhn. Das drang Franzen tief in die Seele. Vater! ſagte Michel, es iſt doch allenthalben Erde; Chriſtian gehörte auch im

Leben nicht unter die gewöhnlichen Menschen; er war zu gut für sie; er soll auch im Tode außer ihrer Gemeinschaft seyn. Es ist gut, daß er nicht liegt, wo Thoren und Weise, der Gute und der Böse untereinander geworfen faulen, denn ich fürchte, es möchten sich noch die Knochen eines Schurken an ihm reiben. Draussen Vater! auf der Wegscheide laßt uns ihn beerdigen; da bleibt er den Menschen im Gedächtniß, und ist nach langen Jahren noch eine kräftige Lehre. Was soll er in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofes machen? man sucht die Todten ohnehin nicht, aber hier muß er jedem ins Aug fallen, und jeder Gute, der vorüber geht, wird seine Asche segnen.

Hast Recht, Michel! sagte Franz, und ich will ihm ein Denkmal setzen lassen von Marmor, so schön und kostbar ich es vermag. Gut! sagte der Sohn, und ich pflanze herum drey schlanke Tannen, die mit ihrem schwarzen Schatten sein Grab decken sollen.

Noch sagt der Leichenstein dem Wanderer, wer Christian war, wie edel und gut er war,

und wie Franz mit ihm verfahren. Unſere Nachkommen, ſagte Meiſter Gerber, mögen es wiſſen, daß ich gefehlt habe, und durch mein Beyſpiel belehrt, beſſer werden.

Wie mehr Chriſtians Charakter durch das Gute und Edle, das ihm eigenthümlich war, dem Leſer auffallen wird, deſto mehr fürchte ich auch wird man die Wahrheit der wirklichen Exiſtenz dieſes Mannes bezweifeln, oder wenigſtens nicht begreifen können, wie ein Menſch in der Lage, in der Chriſtian ſich als Handwerksgeſelle wahrſcheinlicher Weiſe von jeher mußte befunden haben, ſo habe denken, ſo handeln können.

Ich finde es nöthig meinen Leſern dieſen Zweifel zu heben; und gut, ſie mit einem Manne genauer bekannt zu machen, deſſen Leben vielen eine nützliche Lehre ſeyn wird. Ich weiß, wie viele Feenmärchenleſer es giebt, die nur ſeltne Begebenheiten und wunderbare Entwicklungen lieben, und denen alſo alles, was noch von dem guten Chriſtian folgt, langweilig ſeyn wird, aber für dieſe ſchreibe ich auch nicht. Nie können wir uns zu lange bey dem Bilde eines guten Menſchen aufhalten.

halten, denn der Bösen sind zu viel um uns. Laßt uns bey dem Andenken eines Guten nicht so schnell vorübereilen, wie der gaukelnde Schmetterling eine Rose überhüpft — unfähig ihre Balsamgerüche einzuathmen — unfähig der dauernden Wonne. —

Christian lernte Weisheit im Elend und Tugend in der Noth; das Schicksal bildete sein Herz nach Grundsätzen, die es mit Thränen ihm aufzeichnete, die Kummer und Elend aus der Menschen Auge pressen. Er kam in eine Schule, wo man die Geduld nicht theoretisch aus dem Epiktet studirt, und Schmerz und Leiden die Philosophie geben. Schüler, deren Geist nicht groß, deren Herz nicht stark genug ist, verzweifeln, ehe sie am Ende ihres Cursus sind. Es ist leichter, den Lauf der Sonnen zu messen, und die Größe des kleinsten Sternchens im zahllosen Sternenmeere zu berechnen, als stark zu seyn im Unglück; und leichter sich über einen Felsen stürzen, wenn man sein Schicksal nicht enträthseln kann, als ausharren im Leiden. Wenige halten aus, aber diese Wenigen sind schätzbarer, als Gold, das alle Feuer ausgehalten hat.

Chri-

Christian wurde von ansehnlichen und bemittelten Aeltern gebohren; aber noch lag er unmündig in der Wiege, als diese ihn verließen, und Vormünder über ihn und sein Vermögen schalteten. In fünf Jahren hatten sie es durchgebracht, und Christian war nun unglücklicher als der ärmste Betteljunge. Man bedauerte ihn, fluchte den Pflichtvergessenen, aber niemand nahm sich seiner an. Christian wurde endlich in das Waisenhaus aufgenommen. Hier war des jungen Christians Bestimmung, einst diesen milden Ort als ein elendes Krüppel zu verlassen. Den ganzen Tag an seine Arbeit gekettet, ohne Bildung des Geistes und Herzens, im Zirkel verdorbner Jungen, die durch Härte der Zucht und Mangel an Unterricht verstockte, schelmische Buben waren, hätte Christian zum Mann, zum nützlichen Bürger heranwachsen sollen. Ein alter Pastor in der Gegend, der einst als armer Student bey seinen Großältern die Suppe holte, vernahm sein trauriges Schicksal, und foderte ihn aus dem Waisenhause zu sich.

Christian war ihm alles, denn er hatte weder Frau noch Kinder mehr, und sein wenig

niges Vermögen dachte er für ihn anzuwenden. Fünf Jahre war Christian bey dem guten Manne, der ihn zärtlich wie sein Kind geliebt, und den der Kleine wieder so innig liebte, so verehrete wie seinen Vater. Er unterrichtete ihn in der Religion und allen Anfangsgründen derjenigen Wissenschaften, die er zu Christians Beruf erfoderlich glaubte; und hier war es, wo der Saame des Guten in das Herz des Kindes gelegt wurde; hier faßte sein Herz die edlen Grundsätze, die ihn nachher zum guten Menschen bildeten, die ihn groß im Unglück, und ehrlich in der Noth erhielten. Der Mann dachte selbst hell und gut; hatte reine Begriffe, viel sein Lebtag erfahren und viel gedacht. Sein Wandel war das schönste Beyspiel der Tugend, und sein ganzer Kirchsprengel liebte und verehrte ihn, wie seinen gemeinschaftlichen Vater.

Christian hatte viel Talente und ein weiches, empfängliches Herz; in dieser kurzen Zeit hatte er schon viel gelernt, und zur größten Freude seines Pflegevaters zeigte sich schon in die Grundlage seines edlen Charakters. Der Pastor schickte ihn nach dieser Zeit

in

in das nächſte Städtchen in die Schule, und empfahl ihn der Aufmerkſamkeit und Liebe des dortigen Rektors, der einſt ſein vertrauter Geſpiele war. Ihn hatten Alter und die Bürde ſeines Amtes, die nun ſchon zwanzig Jahre ſeine Schultern laſtete, zu ſchwach gemacht, um ferner den angefangenen Unterricht mit ſeinem Zöglinge fortzuſetzen.

Noch war Chriſtian kein Jahr auf der Schule, als der Paſtor plötzlich an einem Schlagfluße ſtarb. Weitſchichtige Freunde, die der Verſtorbene in ſeinem Leben nie gekannt hatte, traten hervor, und bemächtigten ſich des kleinen Vermögens, das er hinterließ.

Dieſer Schlag des Unglücks fiel tödtend auf Chriſtian. Wie ein Wetterſtrahl ſtürzte er das ſchöne Gebäude ſeiner Hoffnungen; alle Ausſichten verbarg ihm eine düſtere ſchwarze Donnerwolke, und der Knabe ſtund da im Kraiſe, den das fürchterliche Schickſal um ihn geſchloſſen hatte, wie der Wanderer in einer grauſen Wetternacht — ſtaunend und zitternd.

Bezahlen konnte Christian nun nichts mehr, und hätte, unwissend wohin, von dannen ziehen sollen; aber weil er doch einmal dem Rektor war empfohlen worden, so behielt ihn dieser, und machte ihn zu einem der Aufwärter des Kollegiums. Hier mußte Christian unbeschreiblich leiden. Die niedrigsten und schwersten Geschäfte wurden ihm aufgetragen; dafür warteten seiner bey dem geringsten Versehn die grausamsten Züchtigungen, und Spott und Verachtung der Reichen, die mit ihm unbestraft ihr Spiel treiben durften, verfolgten alle seine Tritte. Und klagen durfte Christian niemanden seine Leiden; kein theilnehmendes Herz eines zärtlichen Freundes öfnete sich ihm; nur weinen konnte er im Stillen, und Trost aus seinem eigenen Herzen schöpfen. Aber nicht einmal so viel Barmherzigkeit fand er unter den Menschen, daß sie ihm ihr Gnadenbrod unter Drangsal und Verfolgung zu genüssen gönnten. Nicht lange stund es an, so mußte er das Kollegium verlassen. Weinend zog Christian von dem Orte, wo er so viel gelitten, und arm und hilflos hatte er Bettel und Hunger zu Gesellschaftern. Er nahm sich vor in die Stadt zu gehen, wo er einst im

Wai-

Waisenhause war, und dort zu bitten, daß man ihn wieder aufnehmen möchte.

Unterwegs traf er zu einem Schuster, bey dem er um Brod bath. Noch hatte Christian diesen Weg des Lebens nicht gekannt, aber Armuth und Hunger führten ihn darauf. Diesem erzählte der unglückliche Junge seine ganze Geschichte, und Thränen quollen dem guten Manne aus den Augen, die er behutsam vor Christian verbarg.

Aber was willst du denn so machen? sagte er zu ihm.

Christian. Ich weiß nichts. Ich will wieder in das Waisenhaus gehen, wo ich vormals war.

Wo's dir so übel gieng? Das mußt du nicht. Aber man nimmt dich auch nicht mehr an.

Christian. Man nimmt mich nicht mehr an? — Lieber Gott! so muß ich verhungern.

Das sollst du nicht. Gott sorgt für jedes seiner Geschöpfe. Möchtest du kein Schuster werden?

Christian. Alles, alles! wenn ich nur nicht betteln und nicht hungern darf.

Nun! du kannst gleich bey mir bleiben. Aber treu und fleißig und gehorsam mußt du seyn, sonst schick ich dich wieder fort, und es wird nichts aus dir werden.

Hier war nun der Standpunkt von Christians Beruf. Der ehrliche Schuster behielt ihn bey sich, nährte, kleidete und lehrte ihn, und hatte an dem guten Jungen seine Freude. Die Jahre seiner Lehrzeit giengen vorüber, und noch drey Jahre diente ihm Christian als Lohnjunge, als ihm endlich sein Meister eröfnete, daß er nun in die Fremde reisen müsse. Christian lebte so wohl und so zufrieden bey seinem Wohlthäter, daß er sich wieder in die glücklichen Tage versetzt glaubte, die er bey seinem ehrwürdigen Pflegevater, dem guten Pastor hatte, und nun wieder aus dem Schooße der Ruhe und des Glückes hinaus in den Wirbel der Zufälle und des mißgünstigen Schicksals — das war ein schmerzlicher Gedanke, der ihm viele bittere Thränen kostete. Aber es mußte so seyn. Sein Meister gab ihm einige Kleidung und etwas Geld und hieß ihn in eine entfernte Stadt gehen, wohin er ihm ein Empfehlungs-

schreiben

schreiben an seinen Bruder mitgab, der dort das nämliche Gewerbe trieb.

Nun fangen seine Wanderjahre an, die ich hier zu erzählen weder Raum noch Zeit genug übrig habe: sie würden allein einen ganzen Band anfüllen. So wie sein ganzes Leben waren auch diese Jahre ein stetter Wechsel von Widerwärtigkeiten und Leiden, womit die Menschen einander selbst zu lasten sich bestreben. Kaum daß er einige Tage der Ruhe genoß, sich einige Stunden des Lebens freute, und mit Siegeswahn sich der überstandenen Leiden erinnerte, so gieng schon wieder den andern Tag die Sonne düsterer über ihn auf, und ein neues Ungewitter stürmte auf ihn los.

So wurde Christian stark im Leiden, und groß im Unglück; sein Glaube an Gott gab ihm Trost, und seine Tugend Stärke, und Weisheit lehrte ihn die Erfahrung. Er hatte gelernt, daß man nicht auf lockern Grund bauen, und dem Menschen und dem Glücke nicht trauen müsse; daß man sich nicht blenden lassen dürfe von dem Schimmer glänzender Hoffnungen, und daß der Mensch nur auf die Gegenwart rechnen kann. Er hatte gelernt, daß der Schwächere das Lastthier des Stärkern ist, und daß er schwerlich sein Joch

abschütteln wird, und Starrsinn und Empörung gegen sein Schicksal das Joch mehr erschwere; daß schon einmal der Gang der Dinge den Ochsen zum Pflug, den Esel zur Last verdammt habe — den Menschen zu allem.

Seine Verlassenschaft war das Eigenthum des Weisen, der alles mit sich trägt. Aber doch fand sich darunter ein Stück, das Michel allein zu sich nahm, und höher schätzte, als Tonnen Goldes. Es war folgendes Gebeth, das durch den täglichen Gebrauch kaum mehr leserlich war.

Göttlicher Mittler, der du vom Vater gesendet worden, um Licht und Wahrheit in die Welt zu bringen; und die Menschen selig zu machen, sieh herab auf deine heilige Kirche, beschütze sie und sey bey ihr bis ans Ende der Zeiten. Laß sie eine treue Bewahrerinn deiner göttlichen Lehren seyn, und von deinem Geiste unaufhörlich geleitet werden.

Erhalte die Religion, die du mit deinem Blute gestiftet hast, in jener himmlischen Lauterkeit, mit der sie aus deinem untrüglichen Munde geflossen ist.

Gieb deiner Heerde treue Hirten, und erfülle sie mit Weisheit und apostolischem Eifer. Dein Geist schwebe auf ihren Lippen, wenn sie

dein

dein Wort verkündigen, die Jugend unterrichten, und den Sterbenden auf ihrem Todbette beystehen.

Gieb, daß der Geist der Eintracht und des Friedens unter den Bekennern deines heiligen Namens herrsche; daß sie einander als Brüder lieben; daß sie sich wegen Fehlern und Schwachheiten nicht verachten, hassen, verfolgen, sondern einander ertragen, gleichwie auch unser himmlischer Vater seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt.

Zwar bethen wir in Demuth die unerforschlichen Rathschlüsse an, nach welchen du unter jenen, die den Christen-Namen führen, so verschiedene Glaubensbekenntnisse zulassest: aber um deines heiligen Namens willen bitten wir dich, Erlöser der Welt, nimm dieses Aergerniß endlich hinweg; versammle uns alle in deinem Schaafstall, und laß uns untereinander eins seyn, so wie du eins bist mit deinem himmlischen Vater.

Erbarme dich auch des Volkes, welches einst dein auserwähltes war, und zu welchem du ehemals selbst gehörtest, und itzt verlassen und verstossen in der Welt herumirrt. — Mache dich auch den Völkern kund, die dich noch nicht kennen, und laß das Licht deines Evan-

ge-

geliums aller Orten aufgehen, wo Finsterniß herrscht. — —

Bald darauf wurde Michel seines Vaters Erbe. Er hatte keine Freude mehr an seinem Geburtsorte, und die Liebe zu seinem Mädchen hatte ihn seither täglich an sein Wort erinnert, das er dem guten Manne gab, ehestens wieder zurück zu kehren. Er nahm nun sein Vermögen zusammen, und reiste dahin, wo schon lange sehnlich ein guter Vater, und ein liebendes, tugendhaftes Mädchen seiner warteten.

Glückliche Tage verlebte Michel im Schooße einer zahlreichen Familie, an der Seite einer zärtlichen Gattinn; Gottes Segen ließ seinen Fleiß gedeihen, und was er liebreich seinem Nebenmenschen Gutes that, wurde ihm reichlich wieder vergolten. Er selbst schrieb seine und Christians Geschichte auf, und machte sie zum Lesebuch seiner Kinder. Der Tag, an dem er Christian hatte kennen lernen, war ihm ein jährlicher Festtag, und die Freude des Hauses feyerte ihn; aber wenn sein Sterbetag einfiel, war Michel traurig, weinte ihm noch eine Thräne des Dankes, und unterhielt sich mit seiner Familie über die traurigen Schicksale des Guten.

Sterbend bath er noch seine Kinder, der Lehren lebelang nicht zu vergessen, die Christian ihm gab. Liebt euren Mitmenschen, sagte er, und thut Gutes jedem, der euer bedarf; hasset und verfolget den nicht, der nicht in euren Tempel geht; wir sind alle Gottes Kinder.

14.

Callo,

ein Beyspiel aus den Zeiten der Religionsverfolgungen.

Mit Schaudern denkt der fühlende Menschenfreund in die vorigen Zeiten zurück; schüchtern wagt er einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit, wo er die Vernunft in Fesseln geschmiedet und die Menschheit unter der Last der Vorurtheile gebeugt vom Fanatismus mißhandeln sieht; wo sein Auge bey jedem Blick vor den gräßlichsten Barbareyen der Menschen, vor den schändlichsten Thaten erschrocken zurückbebt, und wo er schmerzlich ausruft: Gott! waren das auch deine Menschen? — — Traurig ist diese Rückerinnerung; aber doch nothwendig ist sie — nothwendig ist es, daß wir in die vergangenen Jahrhunderte zurücksehen, um das Bild unsrer Zeiten nicht außer Augen zu lassen, und es richtiger zu beurtheilen; denn wir könnten nie sagen, unsere Zeiten sind besser oder schlechter, wenn wir sie nicht mit den verflossenen in Vergleich stellen.

Noch ist unser Jahrhundert nicht so aufgeklärt, daß aller Nebel der Unwissenheit und Vorurtheile verschwunden wäre, der Geist sich über die Niedrigkeit unsinniger Irrthümer zu höhern Begriffen emporgeschwungen hätte; noch hat die Aufklärung, die reine Religion des Gott-Menschen, die Herzen nicht so ganz gebessert, daß nicht noch Haß und Verfolgungsgeist die edelsten Empfindungen in vielen Herzen erstickt, daß nicht noch Rache und Blutdurst in der Brust des Fanatikers toben und nicht auch itzt noch das Nachbild jener schrecklichen Auftritte zu befürchten wäre, wo einst Menschenblut in Strömen zur Schande der Vernunft und der Menschheit floß. Wirklich — ich kenne selbst viele — giebt es noch Menschen, die an dem entehrenden Vorurtheil hangen: Hasse und verfolge jene, die nicht deines Glaubens sind: Menschen, die vergessen was Christus gelehrt hat, die nur eines Winks bedürften, um mit der verheerenden Gewalt eines jähen Stromes über ihre Mitmenschen herzufallen, und im Namen der Gottheit zu morden zu rauben und zu wüthen, wie der reißende Tyger unter den friedlichen Thieren.

Ich bemitleide sie, die Unglücklichen, in deren Seele es noch so düster aussieht, die

noch

noch so menschenfeindlich denken, und wünsche, daß es auch in ihrer Seele licht werden möchte; daß sie zur Vernunft, zurückkehren und sich mit der Menschheit aussöhnen möchten.

In dieser Absicht will ich hier meinen Mitbürgern eine Geschichte erzählen, die ihnen ein Bild darstellen soll, das ihr Herz mit Schauder und Entsetzen erfüllt, das ihnen bey jeder Erinnerung desselben sagen soll: **Mensch! liebe deinen Bruder, und hasse ihn darum nicht, weil man ihn anders denken gelehrt hat als dich.**

Die Zeit dieser Geschichte fällt in die traurige Lage Teutschlands, wo der bekannte dreißigjährige Schwedenkrieg — aus einem irrigen Religionseifer angefacht — alles verheerte.

Unbegreiflich ist es, wie lange der Mensch zu der Lehre des Evangeliums, zur Belehrung und zur Besserung braucht. Erst als Millionen Ungerechtigkeiten waren begangen worden, erst als Millionen Menschen auf die grausamste Art waren hingewürgt worden, sah man ein, daß Gott allgemeine Liebe befohlen, daß er dieß Gesetz jedem Menschen ins Herz geschrieben. Man war des

Schlachtens müde, satt des getrunkenen Blutes, und nun gewann man erst einige Augenblicke zum Denken. Doch zur Sache.

Noch steht in O * * * die alte Festung, die einst lange Gustavs Waffen getrotzt, bis sie endlich durch die Uebermacht bezwungen, sich hatte ergeben müßen. Sie ist die Krone eines hohen Felsen, der dem Wanderer einen fürchterlichen Anblick darbeut. Auf der Ostseite ist sie schon zimlich zerfallen, und zeiget dem staunenden Auge nichts als die morschen Ueberbleibsel ihres ehemaligen Stolzes, darinn nun Raben und Krähen nisten, und Nattern und giftige Gewürme. Zitternd eilt der Furchtsame vorüber, wenn der klägliche Unkenruf aus dem Graben in sein Ohr dringt, und die Eule ihre schauerliche Stimme erhebt.

Tapfere Krieger, die muthig den blutenden Säbel schwangen, und vor dem Donner der Kanonen nicht bebten, fürchteten sich hier Wache zu halten, denn der Wahn von Gespenstern hatte sich auch des muthigsten Herzens bemächtigt; aber hier stieg der Wahn zur völligen Gewißheit.

Ge-

Gebäude ſtehen bey den Einfältigen nie in einem guten Rufe, und eine alte Sage hatte den Wall, der die Feſtung umgab, ganz und gar verſchrien. Man glaubte öfters eine düſtere Todtenſtimme zu hören, und die Einbildung ſchuf ſich gleich den Geiſt perſönlich, von dem dieſe Stimme kam.

Einſt traf hier die Wache auch einen alten Krieger, der kühn und feſt war, wie der Stahl ſeines Schwertes, und den keine Gefahr ſchreckte. Die feyerliche Stunde der Mitternacht rückte heran, die Erde ſchwieg, und alles lag ſtill und ſchauerlich in grauſer Finſterniß umher, da hörte der Krieger die Stimme, aber verſtehen konnte er ſie nicht. Er ſah ſich um, doch kein Gegenſtand wies ſich ſeinem Auge; er rief und ſtieß mit ſeinem Doppelhacken auf den Boden, daß es laut wiederhallte, und die Stimme fuhre fort. Seine Stunde war vorüber, und er meldete es dem Offizier. Furcht und Staunen bemächtigte ſich aller, und keiner wollte Wache halten.

Den andern Tag wurde ein junger Mann dahin geſtellt, ein toller Waghals, der es mit einer

einer ganzen Hölle voll Gespenster aufzunehmen versprach. Unbekümmert und muthig sang er sich ein Liedchen von Wein und Liebe; aber bald wurde er durch die Stimme, die sich wieder hören ließ, unterbrochen, und unter ihm vernahm er ein starkes Klopfen. Auf einmal sank der Muth des unbesonnenen Jünglings, er zitterte, und der kalte Schweiß lag ihm auf der Stirne. Es fuhr immer fort zu klopfen, und die Stimme wurde immer lauter. Aengstlich und bebend erwartete er die Stunde, wo er abgelöst wurde, und kam blaß und zitternd in die Wachstube. Er meldete seinen Vorfall dem Lieutenant, und dieser dem Generalmajor v. W***. Nun war alles rege, und der Geist gieng schon in tausend seltnen Gestalten von Mund zu Munde. Dem Generalmajor war die Sache auffallend, er dachte nach, und glaubte bey ältern Leuten hierüber Erfahrung einhollen zu können. Er that in der ganzen Stadt und der Festung Nachfrage, aber keine genügende Auskunft wurde ihm gegeben. O, hieß es, daß ist nichts neues; es ist der Schloßgeist; schon viele Jahre hören wir ihn; und jeder wußte ihm ein anderes Mährchen davon zu erzählen. Allein v. W*** gab sich nicht damit zufrieden, und

sein

sein Wille war einmal, den Grund der Sache zu entdecken.

Unterdessen traf ein Regiment königlich-schwedischer Truppen zur Verstärkung ein, und Generalmajor v. W*** lud diesen Tag alle Offiziere zu seiner Tafel. Bey Tische erzählte er ihnen den gehabten Vorfall, und man staunte darüber; einige lachten, andere erschracken; wenige dachten ernstlich darüber nach. Wenn sich die Stimme heute wieder hören läßt, sagte v. W***, so lasse ich auf dem nämlichen Platz in die Erde graben, ich will doch sehen, was hinter der Sache ist. Ja, schrien alle zugleich, von einem Triebe der Neugierde gereizt, das thun Sie; wir wollen dabey seyn, und das Gespenst sehen.

Die Tafel wurde aufgehoben, alles trat auseinander, und einem jungen Lieutenant fiel das Portrait eines alten ehrwürdigen Mannes in die Augen. Starr und unverrückt blieb sein Auge daran hangen, und konnte nicht satt werden es zu sehen. Was finden sie an diesem Gemälde, sagte v. W*** zu ihm, es scheint Ihnen nicht gleichgültig zu seyn. Ich kenne ihn nicht, den guten Mann, antwortete

tete der junge Offizier, aber er hat so was Edles, so was Gutes in seiner Bildung, das mich ganz an ihn hinzieht. Sein Anzug sagt, daß er einst die Stelle eines Pastors hier muß vertretten haben.

Er wird meinem Herzen immer werther; ich möchte ihn näher kennen, es muß ein trefflicher Mann gewesen seyn. Ein trefflicher Mann, sagte v. W***, wenn dieß Bild nur nicht das Ideal des Mahlers ist. Aber wir wollen uns genauer mit ihm bekannt machen. Ich bin mit meinem Regimente nur erst ein paar Wochen hier, und weiß um nichts, aber ich will heute noch in der Stadt nachfragen lassen.

Das geschah, und ein betagter Mann, der hier gebohren, erzogen und alt geworden war, wurde herbeygeholt. Man wies ihm das Gemälde, und kaum sah er es, so rief er auf: Ach! das ist der gute Pastor Callo, und Thränen netzten sein halb erloschenes Auge.

Er muß euch nahe gehen, sagte v. W*** was ist es denn mit ihm?

Ach!

Ach! er iſt geſtorben, oder — verſchwunden; hin iſt er, und Gott weiß, wo er hingekommen iſt. Es war ein redlicher, herzensguter Mann, that allen Menſchen Gutes, wo er konnte; aber ſie haben ihn gewaltig gedrückt.

Wie ſo? — — —

Sein älteſter Sohn hatte noch nicht fünf Jahre, als er von der Seite ſeines Vaters kam, ohne daß man wußte wohin; noch blieben ihm drey Töchter und ein Söhnchen, das das Vermächtniß ſeiner ſterbenden Gattinn war; mit dieſen theilte Callo ſeinen kümmerlichen Unterhalt, war arm und verachtet — und glücklich in ſich ſelbſt. Aber der Bürgermeiſter, der ein Todfeind aller Nichtkatholiken iſt, haßte ihn von Grund der Seele, und entriß ihm ſogar die Beſorgung ſeines Amtes. Vielleicht hat ihn Hunger und Elend aufgerieben; er iſt nicht mehr.

Gott! rief v. W***, welche Härte von Menſchen! und das Auge des edlen Kriegers trübte ſich. Aller Herzen wurden gerührt, und der junge Offizier empfand einen Schmerz,

der weit über den gewöhnlichen Antheil an den Leiden der Menschen erhaben war.

Die ganze Gesellschaft beschenkte den alten Mann für den Dienst, den er ihnen geleistet. Mittlerweile trat eine Ordonanze des Wache habenden Offiziers ins Zimmer, und meldete dem Generalmajor, daß sich die Stimme wieder hören ließe. Die Neugierde weckte alle aus der sanften, stillen Schwermuth der Seele, darein sie Theilnahme an Carlos Schicksal und ihre traurigen Empfindungen versetzt hatte. Der Generalmajor begab sich mit ihnen an den Ort, und alle hörten die nämliche Stimme, und je lauter sie untereinander wurden, desto lauter wurde auch die Stimme gehört.

Bey Gott! rief von W***, das ist nicht die Stimme eines Geistes; hier unter dieser Decke von Moos und Stein liegt ein Geheimniß vergraben, vor dessen Entdeckung ich schaudere. Meine Herren! wir wollen bald sehen, was es ist. —

Alles staunte und schwieg schaudernd und erwartungsvoll. Sogleich wurden einige Sa-

peurs

peurs geholt, und auf der Stelle, wo man die Stimme gehört zu haben glaubte, wurde zu graben angefangen. So bald die erste Schichte von Erde weggeschaft war, kam man auf Mauer, und kaum waren einige Ziegeln abgenommen, so stieg ein Dampf hervor, der alle von der Oeffnung zurückscheuchte. Von W*** und der junge Offizier traten zuerst wieder hinzu und sahen — — einen alten, eisgrauen Mann zur Erde liegen — nicht todt; noch athmete er. Durch den schnellen Zugang der Luft war er in eine Ohnmacht gefallen. Man zog ihn heraus, und suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Ach! das ist Callo, rief der junge Offizier — das ist Callo, rief von W*** — und Callo! Callo! erscholl es aus aller Mund. Der Generalmajor ließ ihn auf sein Zimmer bringen, und befahl, alle mögliche Pflege und Sorgfalt daran zu wenden. Der junge Mann, der schon im leblosen Bilde so viel für ihn empfand, wich nicht mehr von seiner Seite, und mit der zärtlichsten Sorgfalt, als ein liebender Sohn am Sterbebette seines Vaters, bemerkte er jeden Athemzug des Greisen, jede Bewegung.

Nach Erhollung einiger Stunden kam Callo wieder zu ſich, fühlte ſich, und kam ſo viel zu Kräften, daß er — zwar mit ſchwacher Stimme — reden konnte. Noch war ihm das Licht des Tages unerträglich, und jeder ſtärkere Schall der Stimme war ſeinem Ohr ſchmetternder Donner. All ſein Gefühl hatte einen ſo hohen Grad der Feinheit erlangt, daß jeder ſtärkere Eindruck eine ſchmerzliche Empfindung verurſachte. Nach einer Weile fieng Callo an dem Generalmajor und dem jungen Offizier, die allein um ihn waren, ſeine Geſchichte zu erzählen, und entdeckte ihnen das ſchaudervolle Geheimniß ſeiner unterirrdiſchen Wohnſtätte — ein Geheimniß, das mit ihm hätte vermodern ſollen, und das die Vorſicht mit ihm aufbehielt.

Nun ſind es ſchon dreyzehn Jahre, hub Callo an, daß ich in dieſer Höhle eingemauert lebe; ich war nicht da zu leben, ſondern um elend zu verſchmachten; aber Gott vereitelte die Abſicht der Feinde, und ließ mich hier Wurzel und Kräuter finden, von denen ich mich bis dieſe Stunde genährt habe.

Aber wie, und durch wen seyd ihr denn dahin gekommen? fragte von W * * *.

Ich will es ihnen gleich sagen, fuhr Callo fort. Ich war hier der Hirte eines kleinen Häufleins, das im Stillen nach dem Glauben seiner Väter lebte, und sich jederzeit ruhig unter seinen Oberherren verhielt. Es war immer meine erste Sorge, Friede in den Herzen zu schaffen, und sie zur Verträglichkeit mit dem größern Theile — den Katholiken — zu ermahnen. Der Bürgermeister — er wird wohl schon todt seyn — war mir vom Herzen gram, und verfolgte alle meine Schritte und Tritte. Ungeachtet aller Behutsamkeit, aller Sorgfalt konnte ich ihm doch nicht entkommen — wer entflieht auch der Gewalt? — Er nannte uns unterscheidungsweise nur Bestien und Hunde, und haßte alle Lutheraner, wie seine Todtfeinde.

Gott verzeih es ihm! der Mann hat mich oft geschmerzt, und ich war ihm deßwegen nie feind, denn es war nicht seine Schuld, daß er so dachte. Sein Haß gieng endlich so weit, daß er mir die kleine Pfarre, die ich hatte, nahm, und arm und brodlos mit vier Kindern

bey

bey Lebensſtrafe verboth, jemals eines meiner geiſtlichen Geſchäfte mehr zu verrichten. Ich unterwarf mich meinem Schickſal, und dachte, entweders leitet Gott das Herz des Irrigen auf beſſere Gedanken, oder er nimmt dich bald zu ſich. Ich hatte genug zu thun, einige hitzige Köpfe unter meinen Glaubensgenoſſen ruhig zu erhalten, der Streich that ihnen wehe, ſie hatten mich alle lieb; ſie ließen mich daher auch keine Noth leiden, und unterſtützten mich nach eines jeden Kräften. Da ſie meines Unterrichts und meines Umganges nicht entbehren zu können glaubten, ſo drangen ſie unabläßig in mich, ich möchte ſie doch in der Stille beſuchen, und mein Amt heimlich unter ihnen verwalten. Ich ſah die Gefahr vor und den Tod, der mir drohte, aber die Liebe zu meinen Schäfchen überwog alle Furcht; machte mich kühn und ſtandhaft; ich wagte es. Bald wurde ich entdeckt, die Sache dem Bürgermeiſter verrathen, und ich ins Gefängniß geſchleppt.

Wüthend wie ein ergrimmter Löwe fuhr er mich an, und hätte mich in Stücke zerriſſen, wenn ihm die Wuth keinen grauſamern Tod angegeben hätte. Ha! Elender! ſchrie er, ich

habe

habe dir den Tod geſchworen, und du ſollſt ihm nicht entgehen — aber einen Tod, der grauſamer und ſchrecklicher iſt, als das Rad und der Scheiterhaufen. Höre dein Urtheil. Du und dein Glaube, ihr ſeyd beyde Kinder der Finſterniß, und dahin ſollt ihr wieder zurück. Lebendig wirſt du in eine Höhle eingemauert werden. Da magſt du den Würmern predigen, und den Kröten deine teufliſche Lehre verkünden; Schlangen ſollen deine Diener ſeyn, und die Wipper deine Geſährtinn. Jammer und Fluch ſey dein Gebeth, und Verzweiflung der Dienſt deines Altars. Stille den Durſt von deinem Blute, und den Hunger von deinem Fleiſche, und — fahre zur Hölle.

Entſetzlich! rief von W***, eiskalt läuft es mir über den ganzen Leib, und jedes eurer Worte macht mich ſchaudern. Unglücklicher Alter! Aber ſagt mir, wie nannte ſich der Unmenſch?

Wie ich euch geſagt habe; ich glaube er iſt ſchon tod. Hartenſtein nannte er ſich.

Wie? ſagte von W***, Hartenſtein? — Der lebt ja noch. O wenn es der nämlich

wäre

wäre — o er muß es seyn. Itzt, in dem Augenblick will ich nach ihm schicken.

O laßt ihn, bath Callo; ich habe ihm längst verziehen, möge ihm auch Gott seine Grausamkeit verzeihen. Ueberlaßt ihn der Strafe seines Herzens, und der Gerechtigkeit des Himmels; ich bitte euch, denkt nicht auf Rache.

Nicht Rache, erwiederte von W***, nur Genugthuung der beleidigten Menschheit, er ist es ihr schuldig. Die Gesetze richten über ihn, und die Menschheit verdammt ihn.

Ja, sagte der Junge Offizier, er soll, er muß büßen für seine Unmenschlichkeit. Verdient der Bösewicht Liebe und Schonung, der die Menschheit schändet, und sie mit Füßen tritt? Nein, hier wäre Nachsicht ein Verbrechen, und der Sieg der Bosheit; er soll der gerechten Strafe nicht entgehen.

Fortsetzung folgt.

15.

Callo.

(Beſchluß.)

Von W*** ließ Hartenſtein, den Bürgermeiſter vor ſich rufen, und ſtellte ihn, als er kam, gerade Callos Bildniſſe gegen über. Herr Bürgermeiſter, fieng von W*** an, dieß Bildniß gefällt mir ſo wohl, daß ich gern auch das Original kennen möchte; können Sie mir nicht ſagen, weſſen Bild es iſt? — Hartenſtein ſah es an, aber ſein Blick wich furchtſam zurück, und Angſt und Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner. Mit ſichtbarer Unruhe antwortete er: Ja — ich denke — wenn ich — nicht irre — es war einſt — ein lutheriſcher — Paſtor — der Paſtor — Callo.

Iſt er ſchon lange todt? — Ich möchte ſeine Grabſtätte ſehen — der Mann iſt meinem Herzen werth. — Wo liegt er begraben?

„Ich kann Ihnen nicht dienen, Herr Generalmajor!“

Es wird ſich wohl erfragen laſſen?

„Ich weiſſe ſehr; ich kann mich eben erinnern, daß er hier gar nicht geſtorben iſt.“

Gut! er mag ruhen im Frieden! — Aber noch eins. Ich habe vor einigen Stunden eine wunderliche Entdeckung gemacht; und Sie, glaube ich, können mir auf die Wahrheit helfen. Schon einige Tage gieng das Gerücht unter den Soldaten herum, daß es in der Veſtung ſpucke. Man glaubte zu verſchiedenen Zeiten eine Stimme gehört zu haben. Es wurde mir gemeldet, und nach meinem Grundſatze: nichts ohne Unterſuchung zu verwerfen, nahm ich mir vor, der Sache ſelbſt nachzuforſchen. Ich ließ mich an den benannten Ort hinführen, hörte wirklich ſelbſt die

die Stimme, und ließ gleich auf der Stelle, wo sie hörbar war, in die Erde graben — und — stellen Sie sich vor, Herr Bürgermeister! wir fanden — einen alten, ganz verwachsen und verwilderten Greisen. Ich nahm ihn zu mir, und als ich ihn näher betrachtete, glaubte ich einige Aehnlichkeit dieses Bildnisses mit seinen Gesichtszügen zu finden. Sie sollen selbst entscheiden.

Auf ein Zeichen trat Callo von dem jungen Offizier begleitet aus einem Seitenkabinete; Gott! rief er, es ist Hartenstein. Todtenblässe überzog das Gesicht des Schuldigen, als er Callo sah, und Callos Stimme hörte, und ohnmächtig sank er zur Erde. — — Hilfe! Hilfe! rief Callo, er stirbt! Hilfe! Hilfe! riefen von W*** und der Lieutenant, er ist nicht werth, dieses sanften Todes zu sterben.

Man brachte ihn nach einer Weile zu sich, und ließ ihm einige Minuten Ruhe zur Erhollung.

Ha! Ungeheuer! fieng von W*** zu ihm an, dein Herz war hart und grausam

genug, den guten, unschuldigen Greisen so entsetzlich zu mißhandeln! — Kein Trieb der Menschenliebe, keine sanfte Regung bewegte es — nicht sein Bitten — nicht seine Thränen rührten dich! — — Abscheu der Menschen! Welch ein Richter der Erde mag deine Unthat richten? — Wo ist ein Strafgesetz strenge genug, deine Missethat zu rächen? — —

O schonet sein, bath Callo, Gott ist sein Richter, und keine Menschenstrafe ist schrecklicher als die Folter seines Gewissens.

Ich verzeihe euch gern, Hartenstein! und möge euch auch Gott verzeihen. Er weiß es, der Allwissende! daß nie mein Herz um Rache zu ihm gebetten, nie mein Mund euch geflucht habe. Ich bath um Stärke und Trost für mich, — um Gnade für euch. Aber sagt mir, wo sind meine Kinder. Sie sind mein Alles — o laßt sie mich wieder sehen.

Hartenstein schwieg. Diese Frage foderte das Geständniß einer noch entsetzlichern Greuelthat. Rede, Bösewicht! donnerte ihm von W*** ins Ohr, rede! wo sind sie? —

Hast

Hast du sie erwürgt? — oder deinen Hunden zu fressen gegeben? Hast du sie in Stücke zerhauen und den Raaben aufgetischt? Ha! ich kann mir keine Grausamkeit denken, der du nicht fähig bist. — Rede! — —

Verzweiflungsvoll raste er sich auf, und mit wüthenden Geberden schrie Hartenstein: Nun macht mit mir, was ihr wollt. Ich bin in den Händen meiner Feinde. Trettet mich unter eure Füsse, flucht mir, schneidet Riemen aus mir, und reißt mir stückweiß das Fleisch vom Leibe; thut was ihr wollt, ich bin in eurer Gewalt. — —

Elender! rief ihm der junge Offizier entgegen, glaube nicht, daß noch ein Mensch so grausam seyn kann, als du bist; du übertrifft den wildesten Caraiben. Aber rede! — —

Nun so hört, fieng er an, und zittert bey jedem Worte, und flucht Gottes Donner auf mich herab. Erblaßt, wenn mein Mund sich öfnet, und sinket zur Erde, wenn ihr hört, was ich that.

Aengstlich erwarteten alle, wie Hartenstein beginnen würde, und von Schrecken und Entsetzen zusammengeworfen fielen sie hin, als er endete.

Eure kleinen zween Knäblein, fieng Hartenstein an, hat ein armer Bürger zu sich genommen, aber als der starb, weiß ich nicht, wo sie hingekommen sind.

Vater der Menschen! unterbrach ihn Callo, mögen sie bey Dir seyn; hienieden wartete ihrer ohnehin nichts Gutes. — Aber meine Tochter — — —

Die habt ihr von mir zu fodern, fuhr Hartenstein fort. Als ihr aller Menschen Augen unsichtbar geworden, ließ ich eure Tochter vor mir rufen; ich wollte ihr Glück machen; aber eure Herzen sind verhärtet, wie Pharaos seines, und euer Geist ist unbiegsam wie ein hundertjähriger Eichenstamm. Ich sagte ihr, sie solle ihrem Afterglauben absagen, und das katholische Glaubensbekenntniß ablegen, damit ich sie mit reinem Gewissen zu meiner Buhle hätte nehmen können, und es wäre ihr wohl dabey gewesen.

Aber

Aber die stolze Dirne verschmähte meine Liebe und meinen Glauben, und — — —

Und du erwürgtest sie, Unseliger! rief von W***.

Nein! ich ließ sie in den Stadtthurm einsperren.

Und da lebt sie noch? rief Callo.

Ja! wenn der Hunger sie nicht verzehrt und der brennende Durst sie nicht getödtet hat, so lebt sie noch. Geht hin, und sucht sie.

Man eröfnete das Gefängniß, und fand nur noch einige Knochen. Ihre Kleidungsstücke, wovon noch einige kennbar waren, zerfielen in Staub, als man sie berührte.

Ich wage es nicht den Vaterschmerz des Greisen Callo; nicht das Entsetzen und den flammenden Zorn des Generalmajors zu beschreiben, keine Feder wird je Leiden und Empfindungen des Herzens dieser Art beschreiben, nie auch die fruchtbarste Einbildungs-

dungskraft sich vorstellen können. Schmerz und Wuth theilten sich in des jungen Offiziers Seele, und er würde den Bösewicht in Stücke zerrissen haben, wenn nicht selbst Callo und von W*** sich dazwischen gestellt, und ihn besänftiget hätten. Wir wollen unsere Hände nicht mit dem Blute eines Verworfenen beflecken, in dessen Adern Krötengift schleicht, dessen Herz selbst Ixions Geyer nicht anfressen würde, sagte von W***, und ließ ihn von der Wache ins Gefängniß führen.

Maler! wenn deine Kunst den hohen Grad erreicht, daß die Natur sie Schwester nennt, und das Auge des Kenners selbst noch getäuscht wird; wenn du den rasenden Sturm und den heulenden Nord, der die wankende Donnerwolke vor sich her durch die Lüfte peitscht; den Spiegel des Meeres zerreißt, und die brausenden Wogen übereinander wirft, auf todte Leinwand hinklecksen kannst; wenn du die Schrecken der Finsterniß, und alle Angst der Seele bey den fürchterlichen Schlägen des Donners ausdrücken kannst; — das Zagen und Stürmen der Seele, Raserey und stummer Schmerz muß in deiner Gewalt seyn;

jede

jede Fiber im menschlichen Körper muß das Spiel deines Pinsels seyn können — — dann Maler! — dann male mir die Seele des Verzweifelnden. Erhitze deine Einbildungskraft, und stelle dir eine Empörung der Hölle vor; laß Teufel gegeneinander im Feuerkampfe wüthen, und nimm dieses Bild zur Grundlage, wenn du den Aufruhr schildern willst, der das Herz des Verzweifelnden zerstört: und alles Nacht — die schwärzeste Nacht sey der Grund deines Gemäldes. Toben muß es innen und rasen, wie der schäumende Ozean tobt, und Boreas durch die seufzenden Lüfte raset; kein Schimmer des Lichts durchbreche die Finsterniß, als etwa eine düstere Flamme des Feuers, das in seinem Busen wüthet; und aussen — zeige Verwüstung. Lasse Sonnen und Monde übereinander stürzen, und ein neues Cahos in dem leeren Raume entstehen, und das kann dir die Idee von der Zerstörung des Körpers geben. Kein Zug des Gesichts muß mehr mit dem andern Gemeinschaft haben, kein Theil mit dem andern; gräßlich, wie wenn ein brennender Komet im Kreisel herumgetrieben würde, rolle sein Auge; sein Haar muß zerrauft und emporsträubend, seine Wange blaß und eingebrochen

seyn.

seyn. Jeder geheime, noch nicht ganz hervorgepreßte Fluch des Herzens schwebe auf seinen Lippen, und sey in allen Zügen des Gesichtes sichtbar. Zähneknirschen und Stampfen drücke seine Wuth aus und den Wunsch, daß sich die Erde öfnen möchte, um ihn zu verschlingen; mit seinen Händen zerreiße er seine Brust, und zerschlage sein Gesicht, und — — Maler! — alles dieß ist noch ein matter unvollkommener Entwurf von der Wirklichkeit. Kein Zustand der Seele ist schrecklicher, als wenn die Verzweiflung sie ergreift, und Verzweiflung tobte in Hartensteins Busen, als er ins Gefängniß gebracht wurde.

Sein Herz unterlag dem rasenden Schmerze; von den marternsten Vorwürfen bestürmt, von den fürchterlichsten Bildern beängstigt ward es der Verzweiflung Raub. Wo er hinsah, sah er sich von Feinden umgeben, und alles schien Rache wider ihn zu schreyen. Er hatte den Himmel erzürnt, und die Menschheit beleidiget, und der, der selbst grausamen Haß im Busen trug, und giftige Rache nährte, wie konnte der Liebe

und

und Schonung hoffen? von wem sollte sein troſtloſes Herz Mitleiden erflehen?

Noch ehe die Richter über ihn sprachen, und die Geſetze ihn verurtheilten, hatte sein Herz ihn verurtheilt, und der Richter der Menſchen über ihn Gericht gehalten. Hartenſtein ſtarb im Gefängniſſe — den ſchmählichſten, den fürchterlichſten Tod. Mit den Ketten der Schande, die ſeine Hände feſſelten, hatte er ſich erwürgt. So wahr iſt es, daß kein Menſchengericht ſtrenger urtheilt, als das eigene Gewiſſen, und in dem Verbrechen ſelbſt ſchon die ſchrecklichſte der Strafen liegt.

Callos ſanftes Herz, blutend von dem Schmerze über den Verluſt ſeiner Kinder, bemitleidete noch den Verworfnen und flehte für ihn zum Himmel um Gnade. Gott! rief er, welcher Grauſamkeiten wird der Menſch fähig, wenn der Fanatismus ſeinen Geiſt verfinſtert, und das Herz mit Haß erfüllt! — Er würde gewiß nicht ſo gehandelt haben, wenn man ihn von Jugend auf richtiger denken gelehrt hätte. Unter ſeinen Glaubensgenoſſen ward er geliebt, denn man

konnte

konnte ihn keiner Ungerechtigkeit gegen sie in seinem Amte beschuldigen; er verfuhr gütig und gerecht gegen sie und that vielen von ihnen Gutes.

Ich will die schreckliche Geschichte, sagte von W*** in Marmor graben lassen, und sie soll der späten Nachwelt eine Lehre der Duldung — ein schaudervolles Beyspiel des Fanatismus seyn. Himmel! wie viele tausende unschuldiger Menschen hat dieß Ungeheuer schon verschlungen! Gott! möchte doch bald Licht aufgehen über den Erdkreis, daß keine Menschen alle die Wahrheit sehen — sich lieben, und glücklich seyen. — — Aber, Freunde! laßt uns diese traurige Begebenheit vergessen, und unsere Herzen, die zu viel schon gelitten, wieder aufheitern. Callo! verleben Sie die wenigen Tage, die Sie noch dem Tode abzurechnen haben, bey mir; die Vorsicht wird ihnen jene ersetzen, die Sie in ihrem Grabe zugebracht haben.

Traurig an einem Fenster stund der junge Offizier, und trocknete die heimliche Thräne von seinem Auge, die der zärtliche Schmerz ihm entlockte. Von W*** trat hinzu; und

er-

ermunterte ihn. Sie weinen, sagte er; edler Mann! schämen Sie sich der Thräne nicht, die ihrem Auge entrinnt; sie ist mir der schätzbarste Beweis ihres guten Herzens. Der Soldat ist keine fühllose Maschine, von Eisen und Stein zusammgesetzt; fest wie der Stahl, der seine Brust umgiebt, soll sein Muth seyn; aber wohl! wenn ein gefühlvolles Herz dahinter schlägt.

Unterdessen kam ein alter, ergrauter Soldat herzugelaufen, und begehrte vor den Generalmajor gelassen zu werden. Mit dem Schwunge eines hastigen Jünglings stürzte er in die Arme des jungen Offiziers, beyde umarmten sich, und der Junge nannte ihn Vater. Dann wandte er sich zum Generalmajor, und sagte: Ich habe von einer Begebenheit gehört, die mir sehr nahe geht; lebt wirklich der alte Pastor Callo noch? —

Wirklich, sagte von W*** hier seht ihr ihn.

Die Freude entathmete den grauen Krieger, und sprachlos stund er da, und staunte. — Nun, Gott sey gepriesen! fieng er

nach

nach einiger Erhollung an. Hört, was ich euch sage. Als ich vor etwelch zwanzig Jahren hier durchzog, und alles in der Stadt unter und über gieng, alles verheert wurde, auch man des schuldlosen Kindes nicht schonte, da kam mir ein Knäblein unter die Hände; schon schwung ich meinen Sebel, aber da bath und jammerte es so kläglich, daß mir das Herz weich wurde, ich sah das Kind an, gewann es lieb, und nahms gar mit mir. Ich fragte nicht, wem es zugehöre, denn nun war es mein. Aber oft hörte ich es sagen: Mein Vater Liebhold. Bald darauf kam ein junger Bürgerssohn aus eurer Stadt zu meiner Compagnie; ihm erzählte ich einmal, wie ich zu dem Kinde gekommen, und er sagte mir, daß euch zur nemlichen Zeit ein Knab sey verlohren gegangen, und meinte gar, er könne ihm viel gleich sehen. Nun hörte ich eure Geschichte, hörte, daß ihr noch lebet, und eilte daher, euch zu sehen und den Vater meines lieben Jungen zu finden. Nehmt diese Umstände zusammen, und hört die Stimme eures Herzens; ich glaube, wir trügen uns nicht.

Wirt.

Wirklich! sagte Callo, unter dem Namen Liebhold war ich allgemein bekannt, die Umstände treffen zusammen und — hatte er nicht noch die frischen Narben von den Pocken an sich, denn es waren nur erst vierzehn Tage, daß er die Stube verließ?

„O ja! die hatte er.“

Dank der gütigen Vorsicht! fuhr Callo fort, welch ein Glück! ich finde eines meiner Kinder — finde meinen Erstgebohrnen wieder. Komm in meine Arme Sohn! und laß mich noch, ehe ich zum Letztenmal in die Erde zurückkehre, dich an mein Herz drücken, und die Vaterwonne fühlen.

O mein Vater! — Ja ihr seyd es, mein Herz log nicht.

Welch Entzücken! welche Freude? — ich vermags nicht auszudrücken — fühlen kanns das liebende Vaterherz — fühlen ein zärtlicher Sohn, der nach langen Jahren wieder in die Arme seines Vaters eilt.

Kommt Kinder! sagte von W*** das ist ein Freudentag, den die Menschen selten erleben; ich habe ihn noch nie erlebt; wir wollen heute ganz den Becher der Freude leeren — die Wonne des heutigen Tages in aller Fülle geniessen.

16.

Isis und Tira.

Es floß nicht so viel Blut an Saturns Altären, und im Tempel des Teutates war die Menschheit nicht so entweiht, als sie Muhamet entweihte.

Als dieser Betrüger in Asien aufstund, und sich zum Propheten der Gottheit aufwarf, so war sein Entschluß Arabien seiner Träumereyen zu überzeugen, oder ihre Bewohner zu würgen.

Die Talente dieses boshaften Lügners unterstützten seine Vorschritte, er ergriff das Schwert, und ein glücklicher Erfolg warf Asien zu seinen Füßen.

Er behauptete, daß er den Mond in seinem Ermel trug, die natürliche Vernunft des Menschen stutzte hierüber, aber bald machte sein Schwert den Beweis, die Araber zitterten, und — — glaubten.

Die Califen, und die ersten, die die Sultans Würde begleiteten, waren fürchterliche Menschen. Muhamets Geist der Zerstörung pflanzte sich in ihren Herzen fort, und Fanatismus und Tiraney unterdrückte das Volk. Bewaffnet mit diesem zweyfachen Dolche zitterten Arabiens Kinder und Europas Könige.

Nach Albulfedas treuer Geschichte der Muselmänner, nach Abulfrags Berechnungen wurden Muhomets Visionen, und die Wahrheiten des Alcorans durch das Blut von drey Millionen Menschen, die Muhamets Grausamkeit aufopferte, bestättigt. Der Muselmannen Wuth war unbegreiflich gegen jeden den, der nicht an Muhamets Lehre hieng. In diesen grausamen Zeiten war Isis und Tira gebohren, zwey Kinder, ganz Natur, ganz Liebe, Isis war der schönste der Knaben, und Tira das schönste der Mädchen. — Wie Blumen keimten sie auf, und freuten sich unschuldig ihres Daseyns. — Mulibet war ihr Vater und Oritone ihre Mutter; Geschöpfe gut wie die Natur, und wohlthätig wie die Sonne. Mulibet und Oritone wohnten in einer einsamen Gegend in Arabien, huldigten der Gottheit, die ihnen ihr Herz kennen lehr-

te,

te, thaten Gutes und waren glücklich. Isis und Tira die Geschenke ihrer Liebe, waren ihre Freude, und reine Wonne des Lebens genossen sie durch ihr Daseyn. —

So glücklich lebte Mulibet bis in das dreyßigste Jahr seines Alters, als Muhamets Lehre und Grausamkeit ihm die Ruhe seines Lebens entriß. Dem Propheten sollte Mulibet huldigen, er, der ihn im Herzen verabscheute. Nein, ich huldige dem Betrüger nicht, sagte Mulibet, laß uns den Ort fliehen Oritone, wo man die Gesetze der Gottheit durch das Schwert verkündigt. Mulibet und Oritone flohen von Isis und Tira begleitet, aber Muhamets Anhänger holten sie ein, und sie waren das Opfer seiner Rache. Die arme Tira wurde von ihrem Bruder getrennt, und Isis einem Faquir zum Unterricht in dem Alkoran übergeben. —

Da lebte Isis nun bis in das zwanzigste Jahr seines Alters, und dachte oft an seine arme Aeltern, oft an Tira. Innerlicher Haß gegen Alles, was Muhamets Lehre anhieng war immer in seinem Herzen, und bey nächtlichen einsamen Stunden weinte er oft bitte-

re Thränen ihrer Asche, und schwur Muhamets Grausamkeit zu rächen. Muliqua hieß der Faquir, bey dem Isis erzogen ward, ein Mann, den der Pöbel anbetete, und wie eine Gottheit verehrte. Aeußerst streng war seine Lebensart; er lebte nur von Wurzeln und Kräutern, kasteite sich bis aufs Blut, und setzte sich Tage lang der brennenden Hitze der Sonne aus. Man sagte allgemein, er stünde mit Muhamets Engel in Verwandschaft, und hätte die Gabe zukünftige Dinge vorherzusagen. Haufenweis lief der Pöbel zu ihm, küßte die Fußstapfen, die er betrat, und die Schwellen, die er berührte, Geschenke lagen um ihn: allein der Vertraute des Propheten nahm sie nicht an, und die Engel trugen die Speisen in der Nacht zum Himmel, und der Faquir sagte, daß sie die Gottheit zum Opfer annahm. —

Leicht täuscht der Betrüger das kurzsichtige Auge des Pöbels, und hintergeht den schwachen Geist des großen Haufens, und der Fanatismus, des Betruges sicherste Stütze — wirft die Vernunft in Fesseln, und verpanzert das Herz gegen die Wahrheit; aber es giebt Augen, deren scharfer Blick die Nacht durch-

durchbricht, und Herzen, wogegen kein Erzt stark genug ist, die Stralen der Wahrheit davon abzutreiben; Seelen, die, mit einem reinern Lichte umgeben, immer anschauliche Begriffe von der Wahrheit haben. In dem Herzen des guten Jünglings Isis lag schon ein gewisses Wahrheitsgefühl, das keine Furcht hinausbannt, und kein Sophist wegdisputirt, und sein Herz widerstund aller Täuschung. Er sah Derwische sich auf den Zehen im ewigen Kreisel herumdrehen, und trauernde Calender im Bußkleide herumgehen, und sein Herz verachtete sie. Ihn schreckte nicht das Waffengeklirre bethörter Muselmänner; ihn täuschten die Verheissungen des Propheten nicht; sein Geist lachte des Truges, und sein Herz hatte Mitleiden mit den unglücklichen Schwärmern. Ich will sie entlarven, sagte er, die Betrüger, will Mukbet und Oritone an ihnen rächen, und Tira, meine Schwester — die theuersten Geschenke des Himmels, die mir die Grausamen geraubt haben.

Und bald machte Isis wichtige Entdeckungen. Sein Forschgeist, der immer den künstlichen Nebel zu durchdringen strebte, der Muhamets Geheimnisse verbarg, brachte ihn auf man-

mancherley Spuren. Vorzüglich waren ihm die Opfer auffallend, die der gläubige Pöbel der Gottheit zu bringen glaubte. Wie! da te Isis, der, der alles schuf, der, aus dessen Vaterhand der Mensch selbst seine Nahrung empfängt, der, von dem selbst alles kömmt, soll sich von Geschenken des Menschen nähren, soll von Opferblute leben? — Der, dem Millionen Sterne zu Gebothe stehen, der der Sonne ihr Licht gab, soll Freude finden an Gold und glänzenden Steinen, wie der schwache, kindische Mensch, der sie ihm opfert? — Unmöglich! Ewiges Wesen! ich mache mir zu hohe Begriffe von dir, als daß ich dieß glauben könnte; und unsere Faquirs und Derwische, die ein so schwärmerisch strenges Leben führen, und niemals essen und trinken, sind doch so gesund und so vollgemästet dabey, als der reichste Emir. Ich begreiffe es nicht. Entweders haben sie recht, und Muhamet nähret sie durch seinen Geist oder — — sie sind Betrüger. Ha! des Nachts sagen sie, hollen Engel des Propheten die Speisen ab, und bringen sie auf die Tafel der Gottheit; ich muß es sehen, und die Wahrheit innen werden.

Bey nächster Gelegenheit, als Isis der Aufmerksamkeit seiner Wächter entschlüpfen konnte, führte er sein Vorhaben aus, und versteckte sich in einem Winkel der großen Moschee, wohin die meißen Opfer gebracht wurden.

Nicht lange wartete Isis, so öffnete sich der Boden in Mitte der Moschee, und zwölf Faquirs stiegen aus der Erde hervor, worunter Muliqua der erste war, und andere kamen nach mit Vasen und Krügen, womit sie die Opfertische beluden. Alles wurde prächtig beleuchtet, und die Diener des Propheten lagerten sich auf brokadnen Sopha, und hielten von den Geschenken des geäften Volkes köstliche Tafel.

Isis mußte alle Geistes Kraft zusammennehmen, um seine Wuth zurück zu halten, daß sie nicht voreilig ausbrach, und seufzte zur Gottheit: Ewiges Wesen! Du Gott von Norden bis Süden und aller Welten Gott! sieh herab auf die Schändlichen, die deinen Namen lästern, und ihre Laster hinter deinem heiligen Ansehen verbergen wollen. Schleudre einen Blitzstrahl auf sie herab, zerschmet-

tere

tere die Böſewichter, und zeige dich dem betrognen Menſchengeſchlecht in deiner Klarheit.

Noch mehr wurde Iſis aufgebracht, als er ſie aus goldnen Pokalen ſich mit Wein berauſchen ſah, den doch ſelbſt der Prophet ſeinen Gläubigen ſo ſtrenge verboth. Er ſah diejenigen ſinnlos zu Boden liegen, die er ſelbſt ſo oft wider die Uebertretung dieſes Gebothes eifern hörte — ſie, die den ſchwachen Uebertretter mit aller Härte beſtraften.

Der Wein hatte die Trunknen beredt und witzig gemacht. Sie machten ſich weidlich untereinander über die Einfalt der Muſulmänner luſtig, die gutmüthig die derbſten Lügen für baare Wahrheit nahmen, an den Propheten glaubten, und ihre Blendwerke anbetheten.

Die Mahlzeit wurde beſchloſſen, die Geſchirre weggeräumt, und die Heuchler kehrten wieder durch die Oeffnung zurück, durch die ſie in die Moſchee gekommen waren, und Iſis blieb allein zurück, ſich ſelbſt und ſeinen Betrachtungen überlaſſen.

Lange noch verweilte Isis in seinem geheimen Hinterhalte in sprachloses Staunen versenkt, ehe er es wagte hervorzutreten, ehe er sich von seiner Verwunderung wieder erholen konnte. War es ein Traum? fing er nach einer Weile an, ist es das täuschende Bild der Phantasie, was ich gesehen? oder habe ich nicht geträumt? habe ich wirklich gesehen? — — Ha! des Alla Diener — die Vertrauten seiner Geheimnisse — sind Betrüger — sind Heuchler! — — Aber was soll ich thun? Soll ich schweigen? Oder mit Anbruch des Tages auf öffentlichem Markte dem Volke sagen, was ich gesehen, und den Betrogenen die Binde vom Auge nehmen? — Ja, das will ich — das will ich! Doch halt! rascher Jüngling! wird man dir auch glauben? Haben nicht diese Betrüger das Herz wie den Verstand unterjocht? sind sie nicht die Tyrannen des Willens und Herren der geheimsten Gedanken? Wird nicht das Volk dich einen Verläumder schelten, und erbittert stanzen, oder dich in Stücke zerreissen? — Schweigen will ich und warten, bis sich mir eine nähere Gelegenheit anbeut. Ich will mich gegen Muliqua verstellen, und sein Vertrauen zu gewinnen suchen.

Mit diesem Vorschlage verließ Isis die Moschee, und kehrte in seine Wohnung zurück. Von dieser Stunde an zeigte sich der Jüngling willfähriger gegen Muliqua, und in kurzem hatte er ihn gewonnen. Bald war Isis der Liebling seines Lehrers. Auf diese Art machte er immer neue Entdeckungen. Er kam ihnen sogar auf ihre Kunst Wunder zu wirken, worinn sie den Propheten meisterlich nachahmten, und erfuhr daß Alla seinen Thron nicht mit Gold und Edelgesteinen der Menschen ziert, die in der Moschee geopfert wurden, und die die Diener des Propheten unter sich vertheilten. Isis mußte sich aber alle Gewalt anthun, um die Zeit seines Joches auszuharren, und den glücklichen Zeitpunkt zu erwarten, der seiner gefaßten Absicht entsprechen würde; aber keine Zeit konnte den Haß tilgen, der in seinem Herzen gegen Muhamet lebte; er erhielt durch die Länge der Zeit nur immer neuen Zuwachs.

Einstmals ließ der Faquir den Jüngling vor sich rufen, und hielt folgende Anrede an ihn: Alla wache über dir, und sende seinen Engel dir zur Seite, Sohn des rosigten Morgens! Du bist schön wie der wonnigli-

che

che Lenz im Blumengewande, und lieblich wie die düftende Blüthe; deine Augen gleichen zwoen Sonnen; auf deiner Stirne iſt Würde und Majeſtät, ſie iſt der Thron deiner großen Seele; du gehſt einher wie ein junger Gott, und beinem Tritte folgt Staunen und Ehrfurcht nach. Danke es dem Alla, daß er dir den Geiſt der Wahrheit und des Lichts geſendet hat; der Prophet hat ſein Wohlgefallen an dir und gewiß hat er dich zu großen Dingen auserſehen. Komm an meine Seite, Geliebter des Himmels! und vernimm aus dem Munde des niedrigſten der Diener des großen Propheten, was Alla's Wille iſt.

Schon drey Nächte hindurch erſchien mir Muhamet und ſprach ſo zu mir: Iſis iſt mein Liebling und gehört in die Zahl meiner Diener. Er ſoll meinen Namen über den Erdkreis verbreiten, und die Schaaren der Ungläubigen überwältigen; er ſoll Hirkaniens Tieger und den Löwen von Getulien mit dem Blute meiner Feinde tränken, daß mein Name herrſche über die Erde, und Sonne und Mond ihn verehren. So ſprach der Prophet zu mir. Ich bin ſtolz darauf, dein Freund,

dein

dein Lehrer, und nun der Theilnehmer deines Berufs zu seyn. E. zittere nicht Jüngling, und trette freudig in die Bahn, an derer Ende dich Ehre und die Liebe des Himmels erwartet. Rauh scheint sie dir vielleicht und dornicht; aber — Fis! wenn du unter die Klugen gehörst, so findest du sie leicht und blumigt. Höre! du sollst Geheimnisse erfahren, die dem Ohre des profanen Pöbels immer unbekannt bleiben werden. Nicht alle Faquirs, nicht alle Derwische und Calender führen wirklich das strenge Marterleben, das einige fromme Schwärmer angenommen haben. Die wenigen Ungemächlichkeiten, die uns den äußern Schein der Strenge geben müssen, lehrt bald die Gewohnheit übertragen. Was sind Nägelritze am Leib und Ruthenstreiche, eine Last von einigen Pfunden am Halse, und das Bisgen Blut, das man bey diesem frommen Spielwerk vergießt? bald wirst du Sonnenhitze leiden, und den Frost aushalten lernen. Denke, alles das und mehr muß der arbeitsame Landmann, der geschäftige Bürger dulden, und hat doch nur den kargen Lohn, den ihm der Schweiß seines Angesichts verschaft; aber auch diesen genüßt er mit Furcht und Zittern vor der Tyranney der

Bassen

Waffen, und weniger als zur Hälfte, denn den größten Theil davon zieht der Sultan und und seine Diener. Aber wir haben die Hülle und die Fülle, genüssen alles sicher und ar, beiten nicht. Sind geehrt von Grossen und Pöbel, die uns die Füße belecken, und den Staub in heiliger Ehrfurcht sammeln, der hinter unsern Fußtritten aufführt. Wisse, unsere Tafel ist köstlicher, als des Sultans seine, und wir leben in Wollüsten, die nie ein Emir fühlte. Unser Tisch wird mit den Speisen besetzt, die das dumme Volk dem Alla opfert, und wir trinken den Wein, den der betrogne Muſulmann aus Furcht ſich nicht zu koſten wagt. Glaubſt du, wir ſind Thoren, daß wir die Vergnügen des Lebens verachten, und uns martern um des Propheten Gnade? Wir kennen die Freuden des Lebens alle, und genüſſen ſie, und freuen uns der Leichtgläubigkeit der Menſchen. Aus Klugheit entſagen wir öffentlich des ſchönen Geſchlechts, um den Neid und den Haß des Hofes nicht auf uns zu laden, aber wir haben Mädchen und Knaben ſo ſchön, als vielleicht keine Huris in Muhamets Paradies iſt. Denk' Iſis, welch eine Herrlichkeit! Uns ermüdet kein Zwang der Geſchäfte, unſere Stirne kränzt

nicht

nicht vom Schweiſſe des armen Landmanns; wir denken nicht — wir leben nur — glücklicher als kein Caliſe und kein Schach. Keine Sorge wölkt unſere Stirne, und kein Gram nagt an unſerm Herzen; keine Furcht verdirbt unſere Freude.

Sieh, Jüngling! welch eine herrliche Bahn dir Muhamet vorgezeichnet hat! begreifſt du nun wohl, daß du ſein Liebling biſt? Ich wollte dir mehr ſagen — aber noch iſt die Stunde nicht gekommen, wo dein Geiſt, frey und hell, von allem anſchauliche Begriffe hat.

Oftmals färbte der Zorn mit ſtärkerem Roth die roſigten Wangen des Jünglings, während Muliqua ſprach, das dieſer für Ausbruch der Freude hielt; und oftmals wollte er ihn ſchon unterbrechen; aber die Klugheit ſchloß ihm den Mund. Doch nun nahm auch Zfis das Wort und ſagte: Vertrauter des großen Propheten! Verzeih, und erlaube dem letzten ſeiner Diener ſeine Meinung zu ſagen. Heilig iſt mir Muhamets Wille, und heilig die Bahn, die er mir angewieſen: doch ſag, hinterließ der Prophet ſeinen Dienern keine

Vor-

Vorschrift, nach der sie leben sollten, oder ist es jene Lebensart, von der du mir eben sagtest?

Jüngling! versetzte Muliqua, wir haben allerdings eine Vorschrift in Rücksicht seines Dienstes, aber nicht in Rücksicht unsrer Lebensart. Folge meinen Lehren und deinen Trieben, lebe so gut du kannst; thu, was dir gefällt, du darfst ja niemand Rechenschaft geben; aber sey eifrig im Dienste des Propheten. Hasse und verfolge, die ihm nicht anhangen; sey unerbittlich gegen alle, die nicht deines Standes sind; thu hie und da Gutes im Kleinen, das aber Aufsehen macht, so bemerkt man nicht, was du im Grossen thust. Sey unversöhnlich gegen unsere Feinde, und lasse nicht ab sie zu verfolgen, bis sie gänzlich zu Boden getretten sind. Wozu du nicht Macht genug hast, wende List an, und verbirg deine Sache hinter das geheiligte Ansehen des Propheten. Stecke dich hinter die Grossen und hilf den Schwächern stürzen; werde der Vertraute ihrer Geheimnisse, und du bist ihnen furchtbarer, als der ärgste Feind. Lasse dich nicht von der Freundschaft der Profanen verführen, und dein Herz von Liebe verzärteln; Freundschaft ist unter uns,

und Liebe ist eine Narrheit; der Genuß der Wohllust steht dir unter uns immer frey.

Glaube auch nicht, lieber Isis! daß nur der Faquir so spricht, und der Derwisch; auch der Bonze und der Talapoin denken so, und der Bramine; in Japan und China denkt man so, und das nicht von heute — seit Jahrhunderten schon sind das die Grundsätze der Diener des Alla. Wenn ein Träumer kömmt, der dir widersprechen will, so stoß ihn zu Boden und verdamme ihn; der Fluch des Propheten laste sein Haupt. Nun geh, und denke dem nach, was ich dir vorgetragen habe; morgen erwarte ich Rechenschaft von deinen Gedanken. So war die Sprache des Götzenpriesters. Wie unterscheidet sich die reine Sprache der Religion von dem Götzendienst der falschen Ponzen! wie heilig ist die Sprache des Priesters am Altar des Christens, der Menschenliebe und Wohlfart verkündigt, der heilige Religion in unsere Seele flößt, und die Lehren des Evangelium predigt, die die einzigen sind, die den Menschen zum Glücke, zur Seligkeit führen! Da ist keine Täuschung, kein Betrug, Wahrheit glänzt wie die Sonne am Mittag, da die Finsterniß die Kinder des Unglaubens deckt.

Fortsetzung folgt.

17.

Isis und Tira.

Beschluß.

Ha! rief Isis auf, als ihn Muliqua nach dieser Rede verließ, nun hab ich ihn ja! so ganz bloß, aber auch so häßlich wie das Laster aussieht, wenn es seiner glänzenden Hülle beraubt wird. O der Schändliche! Und so sind sie alle, sagte er, höchstens den unwissenden Schwärmer ausgenommen. Ist das nicht die unseligste Menschenklasse! —

Viele Tage gieng Isis traurig herum, und hieng dem Gedanken nach, wie er den Nichtswürdigen vor den Augen seines Volkes entlarven sollte. Noch konnte er ihn nicht entdecken, denn die Stimme der Wahrheit würde immer von der mächtigern Lüge überschrieen worden seyn; auch konnte er niemals auf den Beystand eines Freundes rechnen, denn unter diesen Bastarten von Mensch und Teufel würde Isis vergebens ein Herz gesucht haben, das der Freundschaft fähig ge-

wesen wäre. Und doch war ihm das Joch der Verstellung und Muliquas Anblick so unerträglich, daß er bald jede Stunde die letzte seines Lebens, oder diejenige zu seyn wünschte, die den Betrüger entdecken, und das unglückliche Volk von seinem Irrthum heilen möchte.

Unterdessen half ihm der Zufall auf eine Entdeckung, die der Sache eine ganz neue Wendung gab, und seinen großen Plan einer allgemeinen Ueberzeugung des Truges der Faquirs ꝛc. gänzlich vereitelte.

Isis hatte nun auch seinen Platz in der Zahl der Faquirs, und Muliqua, der sowohl bedacht war, alles mögliche anzuwenden, dem jungen Manne seinen Stand angenehm zu machen, als auch aus ihm einen vollkommenen exemplarischen Faquir zu erziehen, nahm ihn nun auch des Nachts in die Moschee mit, und ließ ihn Theil nehmen an den Geschenken der Gläubigen.

Noch war er nicht das drittemal Gast beym Propheten, als er in der vierten Nacht, da er mit den andern durch die geheime Oeffnung

nung wieder zurückkehrte, ſich etwas verweil te, und eine jammernde Menſchenſtimme hör te. Iſis ſtutzte darüber, horchte, aber ſchon hörte er von außen die Thür Riegel knarren, und rief, daß man ihn hinaus laſſen möchte denn ſich einſperren zu laſſen, fand er nicht für rathſam.

Tauſend unruhige Gedanken kreuzten die Nacht über in ſeinem Kopfe, und Neugierde, und Mitleiden beſchäftigten ſeinen Geiſt un aufhörlich mit der Erfindung eines Mittels, wie er unentdeckt dahin kommen und das Geſchöpf ſehen könnte, von dem er die Klage ſtimme hörte. Aber unfruchtbar war das raſtloſe Bemühen der Nacht, und traurig verließ Iſis, als der Morgen grauete, ſein Lager, und gieng der Moſchee zu. Von ohngefähr hörte er ein leiſes Geräuſche, und verſteckte ſich, um zu ſehen, was es bedeuten ſollte. Ein Menſch, ganz vermummt, und eine ſcheußliche Geſpenſter-Larve vor dem Geſicht, troch aus einer engen Oeffnung hervor, und wälzte dann einen großen Stein darüber. Iſis ſchien ihn nicht zu bemerken, und ließ ihn ruhig ſeiner Wege gehen. In wenig Augenblicken hatte er ihn aus dem Ge

ſicht, und Iſis war nun wider ſich ſelbſt und der Freyheit überlaſſen, Verſuche über dieſe Oeffnung zu machen. Was mag nun wohl dieſer Menſch hier gethan haben? dachte Iſis; er iſt keiner aus uns, ſonſt hätte er ſich wohl dieſes Weges nicht bedienen dürfen; vielleicht ein Diebe, der etwar die Opfer Speiſen roch, und ſie den Dienern des Propheten wegkappern wollte? Vielleicht wußte er auch von ihrem Reichthum? — Und ſo war es auch. Doch weiter kümmerte ſich Iſis wenig mehr darum, und dachte nur, ob und was für einen Gebrauch er von dieſem Wege machen ſollte.

Kühn war ſein Entſchluß, und ſchnell reiſte er zur Ausführung; Iſis wälzte den Stein wieder hinweg und kroch hinein. Nach vielen Umwegen und Krümmungen dieſes Weges kam endlich Iſis an die Thüre, durch die gewöhnlich die Faquirs des Nachts hinauszugehen pflegen. Nun verfolgte er den ihm bekannten Weg, und kam wieder an den Ort, wo er zum erſtenmale die Klageſtimme gehört zu haben glaubte. Hier ſtund er ſtille und horchte, aber noch hörte er nichts. Er pochte an verſchiedenen Orten mit der Hand,

aber

aber kein Gegenlaut erfolgte. Endlich wollte er wieder gehen, und ſtieß mit dem Fuße auf einen großen eiſernen Ring, der ein gewaltig Getöſe machte. Ein heller Schrey erfolgte darauf, und Iſis ſtund da beſtürzt und Freude zitternd, ſeinem Wunſche ſo nahe gekommen zu ſeyn. Wer biſt du hie unten, rief Iſis, und was machſt du da? Eine Unglückliche, antwortete die Stimme; rette mich, wenn du nicht Muliqua, wenn du kein Faquir biſt; und biſt du's, ſo komm und tödte mich. Ha! was ſoll das? rief Iſis, der Böſewicht! — und ſogleich legte er Hand an den eiſernen Ring, um den Stein, der dieſes unglückliche Geſchöpf deckte zu erheben. Er wandte alle ſeine Kräften an, und nur mit vieler Mühe konnte er ihn von der Stelle bringen. Hier ſah Iſis bey dem ſchwächlichen Schein einer düſteren Lampe ein Mädchen zur Erde liegen, derer Geſicht, hold und ſchön wie das Antlitz einer verklärten, mit Todtenbläſſe überzogen, und ihre Hände in Feſſeln geſchmiedet waren. Edles Mädchen! ſagte Iſis, ſag' mir, wer biſt du, wie kömmſt du hieher? Welch ein Böſewicht hat dich ſo mißhandelt? — Biſt du kein Faquir, erwiederte das Mädchen; haſt du nicht Luſt mich

zu

zu tödten? — Warum tödten? Hat dich kein Jaquir hier angekettet? —

Ach guter Mann! sagte die Verlassene, wenn nicht das Herz eines Muliqua in deinem Busen schlägt, wenn du nicht seine Farbe trägst, so höre und bemitleide mich; und bist du edel und gut, so rette mich, wo du kannst, und verfluche die schändlichsten der Menschen.

Sie haben mich aus den Armen eines liebenden Vaters entrissen und einer Mutter geraubt, die all ihre Seligkeit in die Liebe ihrer Kinder setzte, und beyde haben sie mir entrissen, denn die Grausamen haben sie getödtet. Mein Bruder fiel vermuthlich auch unter Muhamets Schwerte, denn ich sah ihn seit dem schrecklichen Augenblicke nicht mehr, da uns die Türken einhollten und trennten. Ach! mein Bruder! — wenn der noch lebte! wenn er hier wäre — o er würde mich gewiß retten — er würde tausend Leben aufbieten für seine Tira —

Tira! rief Isis ganz erstaunt, Tira! — Wie sollte Isis so glücklich seyn? — —

Ewiges Weſen! — Du biſt Iſis — biſt mein Bruder! — Wenn du es auch nicht biſt, wenn nicht Mulibet dein Vater, nicht Oritone deine Mutter war, wenn du dich nur Iſis nenneſt, ſo biſt du ſchon mein Freund, auf den ich hoffen kann. Mann! bey dieſen heiligen Nämen, die mit ewigen Buchſtaben in mein Herz geſchrieben ſind, räche — rette mich! —

Ja Tira! ja meine Schweſter! du biſt es! bey dieſen heiligen Nämen ſchwör ich dir, dich zu rächen — zu retten. Jeder Tropfen Bluts in meinen Adern werde zu brennenden Schwefel und verzehre mich; jedes Lüftgen, das ich einhauche ſey langſam tödtendes Gift, und martere mich zu Tode — des Himmels Zorn über mich, Tira! wenn ich dich nicht räche — räche mit Muliquas Blut. — Doch ſage, geliebte Tira! wie kömmſt du hieher?

Hör', Iſis! fieng Tira an, als wir beyde gefangen, und getrennt wurden, nahm mich ein alter Türke zu ſich, bey dem ich ſo dürftig erzogen wurde, daß Hunger und Blöſſe alles war, was er mir geben konnte. Er war ſelbſt arm, und nahm mich nur darum

zu sich, um mich einst um ein großes Geld zu verkaufen. Doch begegnete er mir immer freundlich, und sah mich mit Entzücken heranwachsen. Ich war zwölf Jahre alt, und glich nach seinem Ausspruche einer jungen Rose, die sich eben zu entfalten anfängt. Muliqua hatte mich durch seine Leute ausgeforscht, und ließ mich heimlich entführen. Ich wußte selbst nicht, was man mit mir vorhatte, und weinte um meinen Pflegvater, so elend es mir auch bey ihm gegangen. Ich wurde in ein großes Gebäude gebracht, und da auf immer eingeschlossen. Mein Zimmer und ein kleines Gärtchen war all meine Welt, und zwoo Frauen, die die Aufsicht über mich hatten, waren aus dem ganzen Menschengeschlecht die einzigen, die ich zu sehen bekam. Aber bald gewöhnte ich mich daran, und dankte sogar der Vorsehung für diese Anordnung, denn ich lebte recht gut. Man pflegte meiner mit aller möglichen Sorgfalt, und ich hatte alles Gute, was immer dem Leibe behagen kann. Noch war ich unschuldig, und kannte nichts als die wenigen Bedürfnisse des Lebens, und glaubte das höchste Glück zu genüssen.

Nach einiger Zeit kam Muliqua selbst zu mir. Sein Ansehen flößte mir Ehrfurcht ein, und sein Betragen Liebe. Er nannte mich seine Tochter. Von dieser Zeit an kam er täglich zu mir, und unterrichtete mich in Muhamets Gesetzen, und den Gebräuchen seines Volkes.

Zwey Jahre dauerte dieser Zustand, und ich befand mich so glücklich, daß mir kein Wunsch mehr übrig blieb. Ich wußte, daß ich alles, was ich genoß, dem Faquir zu danken hatte, und mein Herz dankte ihm dafür mit kindlicher Liebe. Oft — ach! der Himmel verzeih mir die schreckliche Sünde — nannte ich ihn im Irrwahn meines Herzens Vater — nannte ihn Mulibet. Einst an einem Abend kam Muliqua zu mir, und fieng so zu mir an: Geliebte meiner Seele, schöne Tira! Du der Stolz der Töchter der Erde, Tochter des Himmels! Du bist aufgegangen über der Erde wie der Morgenstern, und heller funkelt nicht sein Licht, als dein Auge glänzet, und hold lächelt es wie der freundliche Mond. Die Schönste aus Circassien oder Georgien würde beschämt vor dir ihr Angesicht verbergen, und selbst die Reize

der

der Schönſten der Huris in Paradieſe ſind Flecken gegen deine Schönheit. Sey nicht ſtolz, über Könige zu ſiegen, und den Mond um dich buhlen zu ſehen, du kannſt noch mehr. Engel werden dir zu Füßen liegen, und der Prophet ſein Paradies verlaſſen, um in deinen Armen ſeligere Wonne zu fühlen. Höre, er hat mich geſandt, und heute noch ſollſt du ihn ſehen.

Muliqua enbete ſeine Rede, und hieß mich mit ſich gehen, und führte mich in die Moſchee. Hier verließ er mich, und die ſchönſten der Jünglinge im goldlockigten Haare kamen, und beſchäftigten ſich um mich. Ueber eine Weile kam auch der Prophet ſelbſt, und vollendete das ſchändliche Gauckelſpiel. Ich wurde wieder zurückgeführt, und in einigen Tagen wurde es wiederholt. Noch hatte ich den Betrug nicht entdeckt, und noch dauerte die Glückſeligkeit meines Lebens fort. Aber bald verlohr ich ſie auf immer. Ich entdeckte ſelbſt nach einiger Zeit, daß Muliqua die Perſon des Propheten vorſtellte, und dieſe Entdeckung und die Gewißheit, daß ich bald Mutter werden ſollte, machten mein Unglück. Geſtern Nachts wurde ich in aller Stille ab-

ge-

geholt, und hieher gebracht, um des grausamsten Todes zu sterben.

Ha! Rache! Ewige Rache des Himmels über die Unmenschen! schrie Isis; doch Tira! Hoffe auf mich, ich rette dich — oder Ströme von Blut sollen über deine Leiche fließen. Nun muß ich fort, ehe die Sonne diesen verruchten Fleck der Erde bescheint. Laß uns unser Vorhaben sicher ausführen. Auf die Nacht komme ich wieder, und dann — fliehen wir.

So gieng Isis fort, Wuth und Rache im Herzen und Jammer über die Leiden seiner Schwester. Er verbarg sich, um nicht an Muliqua zu stoßen, denn er würde sich beym ersten Anblick verrathen, und den Niederträchtigen mit der Hand erwürgt haben, wenn ihm kein Dolch und kein Schwert diesen Dienst geleistet hätte.

Die Sonne neigte sich gegen Abend, und Isis harrte voll Verlangen der Stunde, wo er seine Tira sehen — seine Tira retten würde. Schon nahte sie sich, die entscheidende Stunde, und das Herz des Jünglings poch-

te heftiger, alles flammte in ihm, und sein Muth spannte alle Nerven wie die Sehnen des Pfeilbogens, als Isis vor dem Faquir gerufen wurde. Isis erschrack und glaubte sich verrathen, aber bald wich die Furcht, und Muth trat an ihre Stelle. Verrathen! rief Isis; magst du es doch wissen, Elender! aber meiner Rache wirst du doch nicht entrinnen. Euer aller Leben hangt an Tira's Leben.

Isis trat vor den Faquir, kühn und entschlossen, aber doch konnte er nicht bergen, was in seinem Innern vorgieng; daher fragte ihn Muliqua um die Ursache seiner Verwirrung, und die Antwort des Jünglings würde den alten Menschenkenner nicht beruhigt haben, wenn nicht Muliqua's Forschgeist diesmal selbst fehlgerathen hätte. Er schrieb die Hize des Isis, und das wildrollende Auge für ein gähes Aufbrausen seines jugendlichen Feuers, das durch irgend einen unangenehmen Vorfall rege geworden, und hielt diese Verfassung am geschicktesten für den gegenwärtigen Augenblick, aus der er ihn nicht weiter zu bringen sich bemühte.

Hör' Isis! fieng Muliqua an, du bist unsers meiner Gewalt, und ich dürfte dir nur befehlen,

fehlen, aber ich will deinen Stolz nicht beleidigen und deinem Herzen Freyheit laſſen; um ſo mehr verſpreche ich mir deine Willfährigkeit. Ich will deinen Muth prüfen und ſehen, ob dein Geiſt ſtark genug iſt, über die Schwächen des Herzens zu ſiegen. Hier haſt du einen Dolch, und hier nimm dieſe Schlüſſel; ſie öffnen dir die Thüre, durch die wir des Nachts in die Moſchee gehen. Unter deinen Füßen wirſt du einen Stein finden, dieſen decke auf, und was du dort ſieheſt, ſoll von deiner Hand ſterben. Laſſe dich nicht durch Schönheit verführen, nicht durch Thränen bewegen; es iſt eine Gottloſe, die den Zorn des Propheten auf ſich geladen. Sobald dieſes geſchehen, komm, und zeige mir den blutigen Dolch. Dieſe That wird dich höher einen Grad meiner Freundſchaft würdig machen, und du wirſt tiefer in unſere Geheimniſſe ſehen, als vorher. Iſis entſetzte ſich anfangs, aber bald beſann er ſich beſſer, und freute ſich der guten Gelegenheit. Sobald er dahin kam, wo ſeine Tira ſchmachtete, zertrümmerte er mit der Wuth und der Stärke eines erzürnten Löwen ihre Feſſeln, und führte ſie ſiegreich den langen Gang fort, den blanken Dolch in der Hand. Aber da überraſchte ihn Muliqua und zween

ſeiner Gefährten, mit Fackeln in der Hand, die ſchauerliche Todesſzene zu beleuchten. Der ſchrecklichſte Fluch fuhr aus des blutdürſtigen Foquirs Mund, er keuchte, ſtampfte, und rannte wüthend auf Iſis und Tira los; aber Iſis übereilte ihn, und ſtieß ihn zu Boden. Stirb, Elender! rief er, würdiges Opfer meiner Rache, du der Gottheit Fluch, der Menſchen Abſcheu! ein Teufel hat dich in ſeinem Zorne ausgeſpien, und er konnte ſich nicht beßer an dem Menſchen rächen. Und ihr beyde, ihr des Laſters Lohnknechte, elende Gehilfen dieſes verfluchten Böſewichts, wagt es nicht, mir nahe zu kommen, wenn ihr noch Luſt habt, länger die Geiſel der Menſchheit zu ſeyn. Flieht in eine Drachenhöhle, und die zürnende Schlange und jedes Ungeheuer wird furchtſam vor euch fliehen. Verbergt euch in den tiefenſten Abgrund der Erde; die Sonne zittert vor euch, und der Mond erblaßt vor euren Geſichtern.

Staunen und Schrecken verſteinerte die beyden Böſewichter, und heftete ſie ohnmächtig an die Erde; Iſis zog ſeine Schweſter mit ſich fort, und verſchwand vor ihnen, noch ehe ſie wieder ihrer bewußt wurden.

Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihre Flucht, und das Glück behielt ihnen ein segelfertiges Schif auf, das sie nach einem Wege von zwölf Stunden in dem Hafen liegen fanden. Mittlerweile als Isis und Tira auf dem Wege waren, rafften sich die beyden Jaguirs von ihrer Bestürzung wieder zusammen, dachten gemeinschaftlich diesem Vorgange nach, und berathschlagten sich, was sie mit Multquas Leichnam anfangen, und wie sie ihn ohne Gefährde vertheimlichen möchten. Aber unterdessen war die ganze Moschee von dem häufigen Volke umrungen, das einige, die gerade in dieser Zeit, als diese Begebenheit vorfiel, gegenwärtig waren, herbergezogen hatten. Der Lärmen wurde allgemein, Soldaten kamen herbey, man drang ein, untersuchte, und fand — alles, was nur immer die Heucheley, die Schändlichkeit und die Grausamkeit dieser Bösewichter aufdecken konnte. Allein sie benutzten den Geiz ihrer Richter, und die reichen Opfer, die das Volk dem Alla brachte, opferten sie wieder dem Eigennutze des Bassa; aber doch entgiengen sie ihrem Schicksale nicht. Der eben so niederträchtige Richter nahm ihre Geschenke an, und ließ die Geber heimlich drosseln, um sich selbst aus aller Gefahr zu ziehen.

Drey Tage schifften Isis und Tira glücklich fort, unter dem Schutze eines freundlichen Himmels; aber am vierten erhob sich ein gewaltiger Sturm, ihr Schif strandete an einer fremden unbekannten Küste. Isis rang glücklich, Tira in seinen Armen, durch die fürchter-

fürchterlich brausenden Wellen, und erreichte das Ufer; aber Lira lag todt in seinen Armen. Er legte sie in die Sonne, und versuchte alle Mittel, die ihm sein Herz eintrieb, um Lira ins Leben zurück zu rufen; aber Lira erwachte nicht wieder.

Hier lebte Isis bis in die vierzig Jahre, und vierzig Jahre weinte Isis und Lira. Gewiß würde er unbekant von allen Menschen auf diesem öden Eilande gestorben seyn, wenn nicht das Schicksal einen genuesischen Seefahrer, Venuccio dahin verschlagen hätte, der den unglücklichen Isis da fand, und von dem er seine Geschichte erfuhr. Diese war auch alles, was Venuccio nach einigen Jahren wieder in sein Vaterland brachte, denn all sein Vermögen hatte er durch Schifbruch eingebüßt; aber doch murrte er nicht wider die Vorsicht und prieß sich glücklich. Die Geschichte des Isis, sagte er oft zu seinen Bekannten, hat mich in vielen Stücken klug gemacht. Nehmt Asien für den Schauplatz der schrecklichen Folgen des Fanatismus, und laßt ihn nicht Europas Gefilde verheeren; sucher dem Andenken Muhamets und der Bosheit eines Muliqua's und greifet in euer Herz, und reisset den Keim des Lasters aus selbem. Lernet den Werth der sanften Christus Lehre im Vergleich des Glaubens Muhomets kennen, der sein Gesetz mit dem Schwert verkündigte, und seine Lehre mit dem Feuer predigte.

Plate 27.

18.

Pater Joas und Paſtor Brem.

In einem kleinen Städtchen im ſchwäbiſchen Kraiſe lebte in einem Capuziner-Kloſter ein herzensguter Mann, der Pater Joas genannt wurde. Die Herkunft dieſes Mannes war ganz unbekannt, denn er erzählte ſelbſt oft, daß er ſeine Eltern nicht kannte, daß er bey einem armen Schuſter erzogen worden, der ihn als ein Kind von drey Jahren ganz nackt im härteſten Winter auf der Straſſe fand, und aus Mitleid zu ſich nahm und ihn erziehen ließ. Mit ſieben Jahren wurde er in einer benachbarten Abtey Singknabe, lernte die lateiniſche Sprache, führte ſich gut auf, und wurde endlich als Capuziner angenommen.

Im ganzen Kloſter war kein Pater, der den guten Joas nicht liebte; denn mit dem redlichſten Herzen verband er Verſtand und eine edle Denkungsart.

Es ſchickte ſich nun, daß die Obedienz dieſem Redlichen das Geſchäft der Collektur

auflegte, welchem er ſich auch mit vieler Würde unterzoh. Joas kam in keine Gegend, wo er nicht zehnfach das Allmoſen vergolt, das man ihm gab: denn hier verbreitete er Troſt unter Unglückliche, dort ſöhnte er Feinde aus; hier vereinigte er in Zwietracht lebende Eheleute und ſammelte mehr Schätze für ſeine Seele als Viktualien für ſein armes Kloſter.

Wenn er oft ganz müde den Abend an einen Pfarrhof kam, wenn Schweiß ſeine Stirne deckte, und Mattigkeit ſeine Glieder feſſelte, ſo ſetzte er ſich doch noch beym mondhellen Abend unter eine Linde im Dorf, und unterhielt ſich mit den Kindern, denen er Gottesfurcht und Liebe zum Fürſten einflößte.

Es war eine herrliche Szene, den guten Pater zu ſehen, wie ihn eine Menge Kinder umzingelten. Da ſpielte eines mit ſeiner Kapuze, da ein anders mit ſeinem Bart, nannten ihn Vater Joas und küßten ihn, und Vater Joas herzte ſie und wandt' ſeinen Blick zum Allvater, und eine Thräne der Liebe rollte ſeine Wange herunter.

Vor allem ließ ſich Joas angelegen ſeyn, den Leuten Tolleranz und Menſchenliebe einzuflö-

flöſſen. Seht, liebe Leute, ſagte er oft, ihr lebt da nahe an Nachbarn, die eine andere Religion haben als ihr. Ich bitte euch, vertragt euch mit ihnen, ſeht ſie als Menſchen, als eure Brüder an, und bethet für ſie. Vorzüglich zeichnet euch durch eine fromme Lebensart und thätige Menſchenliebe gegen ſie aus, und überzeugt ſie durch euren Wandel von der Heiligkeit eures Glaubens. Disputirt nie, wenn ihr zuſammen kommt, denn beym Disputiren will jeder recht haben, und das empört die Gemüther und beſſert nicht. Liebe allein iſt die anziehende Kraft. Die Lutheraner ſollen euch ehevor ſchätzen, denn werden ſie euch lieben; ſo werden ſie auch bald der Religion hold ſeyn, die ſo gute Menſchen aus euch bildete.

So dachte Pater Joas, ſo lehrte er: allein Paſtor Brem, der in der benachbarten Gegend in einem proteſtantiſchen Dorfe lebte, dachte nicht ſo. Dieſer war äuſſerſt intollerant, denn es giebt leider in jeder Religion intollerante Menſchen. Paſtor Brem konnte keinen Katholicken vertragen; manche Predigt durch, ſtatt ſeine Pfarrkinder in der Liebe und Menſchenpflicht zu unterrichten predigte er ihnen Haß wider die Katholicken,

schilderte den Kindern den Pabst als ein Ungeheuer, das einen Katzenkopf und Tygerklauen hätte und alle protestantische Kinder freissen wollte. Die Bettelmönche sagte er, sind alle Bären, und wilde Männer und ziehen den Kindern die Haut über die Ohren; und brachte eine so gewöhnlich Furcht unter die Leute, daß man allgemein in diesem Dorfe, wenn man die Buben schrecken wollte, ausrief: Buben! der Pabst kommt oder der Collektor.

Pater Joas wußte das Vorurtheil dieses Mannes, und es schmerzte ihn vom Herzen und er bath oft in seiner Seele zum Himmel, Gott möchte ihm doch eine Gelegenheit geben, diesen Pastor auf bessere Gesinnungen zu bringen.

Pastor Brem wäre im Grunde kein böser Mann gewesen, wenn ihn nicht das Vorurtheil, wodurch er wider die Katholicken so eingenommen war, aufgebracht hätte. Seine Frau sagte ihm oft: Lieber Brem! ich weiß nicht, wie du bist; mich däucht immer, dein Haß gegen die Katholicken gründe sich nicht auf gute Grundsätze; es giebt doch in jeder Religion rechtschaffene Menschen. Allein Brem lachte, und handelte, wie vor.

Brem

Brem war der Vater von einem engelschönen Knaben, der die Freude seines Lebens war, und Toms genannt wurde. Toms spielte einst mit den Jungen im Dorfe, als es sich eben fügte, daß den guten Pater Joas der Weg durch das Dorf traf. Kaum war Joas im Dorfe, als alle Knaben ihre Spielwerke verließen, und den armen Joas verfolgten. Der Bär! der Bär! war das allgemeine Geschrey. Sie liefen ihm nach, und warfen Koth und Steine auf den armen Pater. Ruhig gieng Joas seiner Wege, bedauerte die Jungen, aber fluchte ihnen nicht. Nun ereignete es sich, daß er über die Brücke mußte. Er gieng noch immer, verfolgt von den lästernden Buben, überdeckt mit Schlamm und Koth; sein Gesicht blutete und Thränen waren in seinen Augen. Als die Buben über die Brücke liefen, glitschte des Pastors Söhnchen und fiel in den Bach hinunter. Joas sah es; ohne sich viel zu besinnen, sprang er über die Brücke ins Wasser, und rettete den Jungen vom Tode. Das Geschrei war allgemein: der wilde Mann hätte des Pastors Toms aus dem Bach gezogen, und das halbe Dorf lief zusammen, und alles schrie; o der gute wilde Mann! Das Gerücht

rücht verbreitete sich bis zum Pastor Beem; wie vom Donner getroffen war der gute Vater, als er Toms Unglück hörte; er wollte eilen, aber vergebens; entkräftet sank er in seinen Lehnstuhl.

In diesem Augenblick trat Pater Joas in des Pastors Zimmer und trug den kleinen Thoms in seinen Armen. Hier habt ihr euren Sohn wieder, sagte er, freuet euch, und danket Gott. — Joas wollte wieder gehen, aber der Pastor hielt ihn zurück. Wie seht ihr denn ums Himmelswillen aus, fieng er an, wer hat euch so zugerichtet? — Es sind eure Pfarrkinder, antwortete Joas ganz gelassen; sie warfen mich mit Steinen und Koth und nannten mich einen Bären und einen Wilden. Ich danke Gott, daß ich es ihnen beweisen konnte, daß sie sich irrten.

Pastor. Welchen Dank bin ich euch schuldig!

Joas. Keinen! Es war Pflicht der Menschheit. Würdet ihr nicht das nämliche einem jeden Menschen thun?

Ich bin beschämt, erwiederte der Pastor und erkenne mein Unrecht. Verzeiht mir, lieber Mann! da fiel er ihm um den Hals, und Thränen der Reue wuschen das Blut von Joas Wangen.

Die

Die Jungen des Dorfes verließen auch den Joas nicht und schrien immer: o der gute, gute Bär! ah Pastor Brem! laßt den guten Bären bey uns bleiben. Jedes Wort drang Brem durch die Seele, und war ein strafender Beweiß seiner Intolleranz, und ein Vorwurf seiner Unmenschlichkeit.

Brems Gattinn, die gute Therese, eilte herbey, und brachte Wein und Balsam, um Joas Wunden zu heilen; alle Sorgfalt, alle Liebe wandte sie an für den Retter ihres Sohnes.

Pater Joas! sagte Pastor Brem, Sie müssen einige Tage bey uns bleiben; ich will das Unrecht, das ich gegen die Menschheit begangen habe, öffentlich gut machen. Morgen wollen wir ein Fest der Tolleranz feyern: so sagte Pastor Brem und Joas blieb einige Tage beym Pastor.

Einen Tag vor Joas Abreise war das Fest der Tolleranz. Früh am Morgen, als die Sonne aufgieng sammelten sich Jünglinge und Mädchen unter einer grossen Linde, die Brems Wohnung umschattete.

Blumenkränze trugen die Mädchen, und mit Rosengehängen zierten sie den Baumgang, der von Brems Wohnung weit hinaus bis

auf

auf eine Wiese gepflanzt war. Dort war ein grosser Altar aufgethürmt von Wasen, rings umher stunden schwarze Tannen und verbreiteten ein heiliges Dunkel über die Stätte, die der Gottheit erbauet war. Sanfte Töne von Flöten ertönten in der Gegend, und Nachtigallen sangen mit in benachbarten Gebüschen.

Pastor Brem hielt eine rührende Anrede und bekannte öffentlich sein Unrecht. Er sprach mit Wärme und Nachdruck von der Bruderliebe, umarmte öffentlich den Pater Joas, und bath ihn um Vergebung. Joas umarmte den Pastor und gab ihm den Kuß des Friedens und die Gemeinde sang:

Ewige Gottheit! heiligen Frieden
Flösse unsern Herzen ein.
Liebe ist das Glück hienieden,
Laß uns alle Brüder seyn.

Als das Fest vorüber war, gieng man zur Tafel. Die Aeltesten des Dorfes assen mit und nach der Mahlzeit wurden drey Bäume gepflanzt zum Andenken dieser Feyerlichkeit. Unter dem Schatten dieser Bäume, sagte Pastor Brem sollen einst eure Kinder ruhen, und sollen die heiligsten der Pflichten überlegen — Wohlwollen und Menschenliebe.

Glück.

Glücklicher war an diesem Tage niemand als Pater Joas, dessen Menschenherz die Wonne dieses Tages ganz fühlte. Die halbe Nacht über schwätzte er mit Pastor Brem, und sie schilderten sich die herrlichsten Scenen des Menschenglückes, wenn je der größte Theil der Menschen ihr wahres Glück — die Liebe — kännten.

Wie gehts denn bey Ihnen, sagte Pastor Brem, über diesen Punkt?

Joas. O mein Freund! sehr schlecht. Es giebt sehr wenige, welche wissen, was Nächstenliebe ist. Verfolgung, Verläumdung ist allgemein. Sie können keine gleichgültige Handlung verrichten, lieber Pastor, die man Ihnen nicht verarget; alles wird böse ausgelegt. Es ist weder Nachsicht noch Vertraulichkeit unter den Menschen; man freut sich über des andern Fall und ärgert sich über des andern Glück. Mit einem Wort: ich sehe gar nicht, was das so gewöhnliche Wort Aufklärung für einen Nutzen unter die Menschheit gebracht hat. Wir sind noch immer Kinder der Finsterniß und verlassen das reine Licht, das uns Christus angezündet hat — die Bruderliebe. Ich bin froh, lieber Freund! daß die meisten Täge meines Lebens auf dieser Wan-

der-

derschaft vorüber sind. In den Mauern meines Klosters verschlossen lebe ich so unbemerkt dahin, und freue mich oft, wenn ich denke, daß wenig Menschen wissen, daß ich da bin. Ich verlasse sehr ungern meine Zelle, denn die Mönchverfolgung ist nun auch zur Mode geworden. Wir sind nun einmal da, und können unser Schicksal, unsere Bestimmung nicht ändern. In jedem Stande giebt es rechtschaffene Leute, und ich versichere Sie, lieber Pastor! daß wir in unserm Kloster einige gewiß recht gute und helldenkende Köpfe haben. Sie werden sich verwundert haben, lieber Pastor! daß ich so geduldig über die Beschimpfungen war, die mir die Kinder im Dorfe zufügten, als sie mich mit Steinen und Koth warfen; allein lieber Freund! solche Dinge waren mir nicht unerwartet. Bey uns werfen sie uns zwar nicht mit Steinen und Koth; allein ihre Behandlungen sind nicht minder beschimpfend; die gewöhnliche Sprache der Aufgeklärten ist: die Pfaffen sind alle Schurken, die Mönche sind alle Betrüger, Scheinheilige und weiß nicht, was wir alles sind. Nun denken Sie, guter Pastor! wie einem ehrlichen Manne zu Muthe seyn muß, der so einen Habit trägt, und urtheilen Sie nun unter uns, ob das nicht äusserst intolerant ist.

Ein

Ein wahres gutes Menschenherz hasset niemanden; es liebt jeden Menschen, er mag einen Kittel oder eine Kutte tragen, und — glauben Sie mir, lieber Pastor! mit unserer Tolleranz wird's nichts, wenn nicht unsere Herzen ehevor gebessert werden, und wenn uns nicht sanfte Menschenliebe in ihr Heiligthum einführt.

Etwas, lieber Pastor! ist mir noch immer ein Räthsel. Ich möchte nur wissen, was doch die Welt unter dem Namen der itzigen Aufklärung versteht? Ich sehe nicht, daß es lichter im Menschenherzen wird; ehe finsterer. Man stößt manchem mit der Pechfackel der Aufklärung unter die Nase, daß ihm der Kopf blutet. Aufklärung! Aufklärung! Alles verwerfen heißt Aufklärung; jeden verfolgen, der nicht verwirft, was ich verwerfe, heißt Aufklärung. Wer nicht frech genug ist, sich über alle Gesetze weg zu setzen, wer noch an seiner Religion hangt, ist ein Dummkopf, ein Fanatiker, Mönchsstütze ꝛc. ꝛc. Wohin führt nun das?

Brem. Zur Verwirrung, lieber Pater Joas!

Joas. Sie haben recht, Herr Pastor! denn wenn es nicht zur Verwirrung führte,

so

so müßten ja die Menschen besser werden; aber sie werden ärger. — Der Stolz ist immer der erste Zeuge der Dummheit und die Rechthaberey die Verrätherinn des Eigensinnes: und wer besitzt nun mehr Stolz, als unsere Aufklärer? wer mehr Eigensinn als sie? Ich verstehe darunter nicht die wahren Aufklärer; denn diese sind sanft, nachsichtig mit der Menschheit; ihr Licht verbreitet sich wie das Licht der Sonne; ist sanft wärmend und verzehrt nicht. Ich glaube, die Gottheit läßt dieses alles zu, um den Menschen durch inneres Gefühl zu überzeugen, was wahrhaft gut ist. Ich bin ein Capuzinermönch, lieber Pastor! und Sie sehen doch, daß ich nicht so denke, wie mancher Aufklärer uns zumuthet, und so, wie ich denke, denkt mancher der Unsrigen. Sagen Sie mir, lieber Pastor! ist ein Mönch verachtungswürdig, wenn er die Regeln seines Ordens befolgt, die er geschworen hat zu befolgen? Gewiß nicht! Mein Orden trägt mir auf, diese Kutte zu tragen, ich trage sie; der Staat hat mich angewiesen, meinem Obern zu gehorchen, der über mich gebietet; ich gehorche: verändert sich dieses Verhältniß, so verändert sich auch mein Gehorsam. Ich bemühe mich nur ein guter Capuziner zu seyn,

und der werde ich dadurch, wenn ich ein guter Mensch bin. Finden Sie, daß ich unrecht denke?

Brem. Gewiß nicht!

Joas. Sie behandeln mich gerecht; allein vor dem Tribunal der angemaßten Aufklärung werde ich nicht so behandelt. Da urtheilt man nach dem Kleide. Er ist ein Mönch, heißt es, und das Resultat ist: ein Dummkopf oder ein Betrüger. Ist das gerecht? lieber Pastor! als ich in den Orden trat, hörte ich noch nicht auf ein Mitglied des Staats zu seyn; der Staat gab mir den Stand, nicht ich selbst; er gewährte mir seinen Schutz unter diesem Habit, wie er dem Soldaten seinen Schutz unter der Fahne gewährte, der er folget; entspricht der Stand, in dem ich lebe, den Verhältnissen des Staats nicht mehr, so bin nicht ich schuld; ich höre nie auf, Bürger des Staats zu seyn, und der Staat kann mir nie seinen Schutz entziehen. Der Staat besteht aus Ständen, wie er aus Familien besteht; jeder Stand hat seine Pflichten, und der, der sie erfüllt, ist nie verachtungswürdig.

Brem. Sie reden gründlich, und überzeugend.

Joas. Für Sie, mein lieber Pastor! ja; aber nicht für jeden. Meine Worte sind wahr, aber man wird sie doch eine Lüge nennen, und wenn diese Worte der Wahrheit auf der Zunge eines Weltmannes sind, so wird ihn der größte Theil der Menschen als einen Bigotten und Mönchen-Protektor ausschreien, da er doch nur ein Vertheidiger der Menschheit ist.

Brem. Es ist leider so; aber sagen Sie mir doch, lieber Pater! welche Wege hielten Sie für die sichersten zur Tolleranz?

Joas. Die Wege des Evangeliums, lieber Pastor! liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, ist der erste Grundsatz zur Tolleranz. Gott lieben, seinen Gesetzen treu bleiben, jeden Menschen als Bruder betrachten, Vorurtheile verfolgen, nicht den Menschen; jeden überzeugen durch menschenfreundliche Handlungen des Wohlwollens, der Liebe, das sind die wahren Wege zur Tolleranz. Es giebt keine andere. Der Geist der Verfolgung herrscht in keinem guten Herzen, denn er ist dem Geist der Liebe entgegen. Beschimpfungen und Worte allein bessern nicht; thätige Nächstenliebe bessert und überzeugt. Aber der Morgen grauet schon; lieber Pastor! meine Pflicht ruft mich zurück: es ist Zeit, daß ich Sie verlasse.

Joas und Brem beurlaubten sich, und ein Händedruck und eine Thräne im Auge verherrlichten ihren Abschied.

Joas kehrte in sein Kloster zurück, und wurde von dem Quardian mit vieler Freude wieder empfangen. Allein die Geschichte, die dem guten Pater Joas begegnete, war schon bekannt in dem Kloster, und einige Väter (denn die

die Denkart aller Menſchen iſt ja nicht gleich) murrten wider Joas Betragen, und fanden gar nicht gut, daß er ſich ſo lange bey dem Paſtor aufgehalten habe; es wäre ein Aergerniß, ſagten ſie. Unter dieſen Unzufriednen war Pater Valentin einer der erſten, der immer murmelte, und es endlich ſo weit brachte, daß der Quardian gezwungen war, den Pater Joas rufen zu laſſen.

Joas erſchien mit der Miene eines Mannes, der ſich nichts vorzuwerfen hatte. Der Quardian ſah ihn an, und eine Thräne rollte ſeine Wange herunter. Ich verſtehe Sie, ſagte Joas, und warf ſich zu Boden; um Ruhe im Kloſter herzuſtellen, fodern die Umſtände, daß ich gebüſſet werde. Sprechen Sie über mich, ich kenne ihr Herz; aber ſprechen Sie doch, ich unterwerfe mich mit Gehorſam ihrem Befehl. Der Quardian erhob mit Güte den zu Boden geſtreckten Joas, und weinte. Ich will drey Tage eingeſperrt ſeyn, und faſten, ſagte Joas, und Pater Valentin wird zufrieden ſeyn; und ich will Gott um eine Gelegenheit bitten, ſein Herz zu erleuchten, daß er einſehen möge, daß ich nicht unrecht gehandelt habe. Gehen Sie hin im Frieden, ſagte der Quardian, und nehmen Sie meinen Segen mit.

Nach drey Tagen war alles im Kloſter wieder ruhig, als den vierten Tag frühe Pater Valentin auf Joas Zelle kam, und bittere Thränen der Reue weinte. Verzeih mir, lieber Bruder ſagte er; ich war Urſache deiner Strafe. Ich habe aber nun eingeſehen, daß ich unrecht gedacht habe. Der nemliche Paſtor Brem, bey dem du warſt, hat verfloſſene Nacht meine Eltern gerettet. Er ſelbſt wagte ſich mit Lebens-

gefahr

gefahr in ihr brennendes Haus, und rettete das Beste von ihrem Vermögen. Durch seine Verfügung ward das Feuer gelöscht, und der ganze Markt dem drohenden Unglücke entrissen. Ließ diesen Brief. Wie leid thut es mir, daß ich so unverträglich war. —— Joas lächelte sanft, umarmte ihn, und nannte ihn Bruder. Das ganze Kloster freute sich über dieses edle Betragen, und der Quardian ließ einen Tag den Pastor Brem zu sich bitten, und sie feierten ein kleines Fest der Menschenliebe. Gütig sah die Gottheit auf die Edeldenkenden herab. Ein ehrwürdiger, alter Greis, dessen silberweisse Bart bis an die Mitte seines Gürtels hieng, weinte Thränen der Freude bey diesem Feste, und schrieb diesen Tag als den herrlichsten seines Lebens auf.

Heilige Menschenliebe! die man aus Pallästen täglich verbannt, in der einsamen Hütte, oder im dunklen Gange der Einsiedeley der Mönche wird dir noch eine Stelle gebaut. In manch' einsamen Kreutzgange wandelt das beste der Menschenherzen, und bey der traurigen Lampe in mitternächtlichen Stunden, wenn der Mond düstern die Leichensteine des Kirchhofes beleuchtet, bethet manche herzensgute Seele zu Gott für wahres Wohl der Menschheit.

Joas lebte lang; er war der Stolz seines Klosters, und starb bedauert von jedem Rechtschaffenen. Sein Grab wurde oft besucht, und der Empfindsame weinte eine Thräne dem Redlichen. Der von Joas Geschichte wußte, wandelte oft bey dunkler Nacht in den einsamen Gemäuern des Mönchsklosters, wenn Dunkel den Tempel umhüllte, und das hölzerne Kreutz in schaudernder Majestät sein kolossalisches Bild im schwarzen Schatten malte.

19.

Karl von Blütenheim,

oder

ein Beyſpiel der Dankbarkeit, die heut zu Tage nicht mehr Mode iſt.

Es iſt traurig, wenn man denkt, daß der Geiſt der Verfolgung mehrere Herzen beherrſchet, als der Geiſt der Liebe. Wenn Unglück dem Menſchen droht, wo findet er einen Freund, der Theil an ſeinem Kummer nimmt? wo iſt der Arm, der ſich gerne gegen Unglückliche ausſtreckt? wo das Herz, an dem der bekränkte Mitmenſch ruhen kann? Wer öffnet ſeine Hütte um den Verfolgten aufzunehmen, und wo iſt das Bruderauge, das eine Thräne mit dem Unglücklichen weint? So ſehr als Chriſtus immer die Menſchenliebe einflößte, ſo ſehr ſich jeder Lebende überzeugen kann, daß das wahre Glück der Menſchheit nur Bruderliebe iſt, ſo ſehr entfernt man ſich doch immer von dieſem Kinde der Gottheit, und huldigt dem Sohne der Finſterniß, dem Geiſte der Verfolgung.

Ich weiß nicht, welcher Keim der Abscheulichkeit im Herzen des Menschen liegt, um den Menschen zu verfolgen? jede Gelegenheit ist uns werth, unsern Mitmenschen herabzusetzen, jede Stunde willkommen, in der Unglück unserm Bruder droht, oder eine Thräne aus seinem Auge fällt; und unser böses Herz, findet so viele Entschuldigung seiner Bosheit. Ich fühle einen heiligen Trieb in mir, die beleidigten Rechte der Menschheit zu vertheidigen und möchte gern jeden meiner Brüder in die Würde einsetzen, die ihm die Gottheit gab.

Nach meiner Denkart ist jeder, der die Bildung des Einzigen trägt, mein Bruder — ich kenne keinen Modeton der Welt, keinen Unterschied des Kleides — jeder Mensch ist mir Mensch, und Nächster. Ich setze dieses voraus, weil ich eine Geschichte und ein Beyspiel einer Dankbarkeit erzählen will, die heute nicht mehr Mode ist.

Da ich für die Rechte der Menschheit schreibe, so kümmere ich mich auch nicht, was immer für schiefe Wendungen die Leute dieser Geschichte geben mögen. — Der Ton meines Vortrags und mein Wohlwollen für jeden,

der

der Mensch ist, soll mich in den Augen des Edlen rechtfertigen, wenn der Unedle die Sache verdrehen wollte. — Vor dem Tribunale der Menschen mag die beßte Absicht manchmal unterliegen, aber sie unterliegt nicht vor dem, der der Richter aller Menschen und der Freund der Wahrheit ist.

\+ \+ \+

In den Zeiten, in welchen die Jesuiten noch den öffentlichen Schulen vorstunden, lebte ein würdiger Mann in dem Collegio zu M. in Deutschland. Er nannte sich Pater Eberhard, und war Lehrer der Philosophie. Graf von Blütenheim, ein rechtschaffener Cavalier, empfahl ihm seinen hoffnungsvollen Sohn, den er auf die Akademie schickte, und übergab ihn Eberhards Obsorge. — Karl nannte sich der junge Blütenheim, und war ein Knabe von guter Denkart. Da andere Jünglinge leichtsinnig und ausschweifend waren, war Karl fleißig und hatte Sitten. Pater Eberhard gab sich alle mögliche Mühe für diesen Jungen, und suchte aus ihm einen guten Menschen und Bürger zu bilden. Pater Eberhard durchwachte viele Nächte, und dachte auf verschiedene Mittel, dem Jünglinge die

Wissenschaften leicht und begreiflich zu machen.

Blütenheim folgte in allem ganz genau seinem Professor, denn er fühlte, daß ihn Eberhard zur Tugend und zur wahren Glückseligkeit führen wollte.

Manche Jünglinge spotteten des guten Blütenheim, verlachten ihn, und hohnten seiner. Blütenheim vergoß manche Thräne über ihr Betragen und fühlte Ueberzeugung in seinem Herzen, daß ihm Professor Eberhard keine schädliche Anweisung gab, daß er ihn zur Tugend, zur Rechtschaffenheit ermahnte, und ihn oft bath, seiner Religion treu zu bleiben, und nie zum Freydenker überzutreten. Glauben Sie mir, lieber Karl! sagte Eberhard oft zu Blütenheim, Sie werden nirgends Ruhe finden und Glück, wenn sie nicht der Religion ihrer Väter treu bleiben. Sehen Sie nur die ausschweifende Jungen an, die diese Grundsätze verließen; finden Sie, lieber Karl! daß sie gute Menschen sind? Gewiß nicht, erwiederte Blütenheim; und aufmerksam heftete er sein Aug auf die Lippen seines Lehrers.

Eines

Eines Tages gieng Blütenheim mit seinem Professor Eberhard spazieren. Karl beobachtete einen jungen Menschen, der traurig unter einem Baume saß, und seinen Gedanken nachhieng. Was muß diesem jungen Menschen wohl Wiedriges begegnet seyn, fieng Blütenheim an, er ist so niedergeschlagen, so traurig? — Dieser Mensch ist sehr arm, erwiederte Eberhard, er hat Anlage und Fähigkeit, er müßte aber Hungers sterben, wenn ich nicht so viel bey unserm Rektor bewirkt hätte, daß er täglich die Kost bey uns abholen darf. Von dem Wenigen, was ich mir erspare, gieb ich ihm auch manchmal etwas, damit er sich doch ehrlich kleiden kann. Ich wünschte von Herzen, daß ihm geholfen werden könnte. Ich will meinen Eltern schreiben, fuhr Blütenheim fort, und sie bitten, daß sie ihn mir zum Repetitor geben möchten. Sie werden ein herrliches Werk für die Menschheit thun, sagte Professor Eberhard. Blütenheim näherte sich dem armen Studenten, tröstete ihn, und gab ihm Geld.

Nach einigen Tagen eilte Blütenheim voll Freuden zu seinem Professor, zeigte ihm den Brief von seinen Eltern, und die Erlaubniß,

daß

daß er den armen Studenten zu sich nehmen dürfe. Niemand war glücklicher als Karl, denn Gutes thun war seine Freude. Sperber, so hieß der Student, kam nun zu Blütenheim, und Blütenheim behandelte ihn wie seinen Freund. Ich will dich wie meinen Bruder lieben, sagte er, denn du bist ein Geschenke, das mir Eberhard gab, das mir ewig werth seyn wird. Sperber war nun versorgt, und hatte sein Glück dem guten Professor Eberhard zu verdanken.

Die akademischen Jahre endeten sich, und Blütenheim mußte die Universität verlassen. Thränen der Dankbarkeit vergoß er bey seinem Abschiede. Prof. Eberhard drückte ihn warm an sein Herz, und sagte ihm: Herzensjunge! du hast mir eine wahre Freude gemacht. Bleib den Grundsätzen getreu, die ich dir gab, und ich werde durch dich das Glück vieler Menschen gemacht haben. Sperber beurlaubte sich auch, doch sein Abschied war äußerst kalt.

Es giebt Menschen, die, wenn sie im Elende sind, im Staube kriechen; verändern sich ihre Umstände, so verändert sich ihr Karakter; sie werden stolz und unerträglich. Der Mensch,

der das Glück vertragen kann, hat ein gröſſeres Herz als der, der das Unglück erdulden kann. So gieng es dem jungen Sperber; er übernahm ſich bald im Glücke, und vergaß den vollkommen, dem er es zu verdanken hatte.

Blütenheim, der Sperbern von Herzen liebte, überhäufte ihn mit Gutthaten, denn er glaubte ſeinem Profeſſor Eberhard zu dienen, wenn er Sperbern diente. Durch Blütenheims Bemühung und der Verwendung ſeiner Eltern erhielt Sperber eine Rathsſtelle vom Fürſten. Mit ſeiner Erhöhung erhöhte ſich auch Sperbers Hochmuth; er wurde hart, ſtolz, unmenſchlich; wie der Modeton war, war auch ſein Ton; wen Zeit und Umſtände verfolgten, den verfolgte er auch, und war daher ein erklärter Feind der Jeſuiten, die zu ſelber Zeit eben aufgehoben wurden. Hatte er gleich dem Profeſſor Eberhard ſein ganzes Glück zu danken, ſo vergaß er doch alle Liebe, die ihm dieſer gute Mann erwieſen.

Undankbarkeit iſt zwar das ſchändlichſte aller Laſter, aber auch das allgemeinſte. Es richtet ſich nach dem Weltton, und gründet ſich auf unſern Stolz. Sie iſt ein Kind der Hoffarth, der erſten Verderberinn der Menſchen.

Karl

Karl von Blütenheim war binnen dieſe Zeit in Ländern, er hörte ſeit ſeiner Entfernung ungeachtet ſeiner wiederholten Briefe, weder ein Wort von ſeinem Profeſſor Eberhard, noch eine Sylbe von ſeinem Freunde Sperber. Blütenheim ſchloß alle Briefe an Profeſſor Eberhard ſeinem Freund Sperber zu, und dieſer ließ ſie alle unbeantwortet liegen. Denn da Sperber ſich als einen ſtarken Geiſt fühlte, ſo lachte er des guten Blütenheim; nannte ihn einen ſchwachen, vorurtheilvollen Kopf.

Die Begriffe vom ſtarken Geiſt ſind in der Menſchheit wirklich ſehr wunderlich. Ich kannte ſtarke Geiſter, die ſo ſtark waren, daß Menſchengefühl wie über einen Felſenſtein auf ihren Herzen abgleitete, und unter dieſen war auch Sperber.

Die Bulle der Aufhebung der Societät wurde publiciert, und das Loos traf Sperbern, daß er als Kommiſſär ernannt wurde, den Herren der Societät ihre Aufhebung in der Gegend anzukünden, in der er lebte. Man würde glauben, Sperber würde ſich dieſem Geſchäft mit der Würde eines Mannes unterzogen haben, wie es foderte; allein Sperber entheiligte ſeinen Auftrag, und behandelte die Unglücklichen mit äußerſter Härte. Wie unan-

ge-

genehmer ein richterlicher Auftrag ist, desto sanfter und liebenswürdiger muß der Mann seyn, der ihn auszuführen hat. Unglückliche muß man nie unglücklicher machen, und Elende nie die Schwere ihres Elendes fühlen lassen. Es ist Menschenpflicht, jede Bürde zu erleichtern, die unsern Nächsten drückt, und stehet es nicht in unsrer Macht zu heilen, so steht es doch in unsrer Macht zu trösten. Man weiß nicht, wie fühlbar der Mensch in den Zufällen des Unglückes ist, wer es nicht selbst erfahren hat. Ein schiefer Blick, ein zweydeutiges Wort ist Tod für die leidende Seele; wie ein gutes Wort, ein sanfter Blick Balsam fürs wunde Herz ist. — Der Fluch der Menschheit ist über den Grausamen, der diesen Balsam in seiner Gewalt hat, ihn wegwirft, und Gift ins Herz des Leidenden giesset. Allein was heißen diese meine Worte? — Einige werden sie eine Kapuzinade nennen, andere Empfindeley; nur das Herz des Rechtschaffenen wird sie kennen, denn der Ruf der Natur, die Stimme der Menschheit, und das Gepräge der Religion ist in selben.

An der Schwelle ihrer Wohnung empfiengen die ehrwürdigen Väter ihren Richter; mit entblößten Häuptern standen sie um ihn, und erwarteten ehrfurchtsvoll aus Sperbers Mund ihr Urtheil.

Sperber sah stolz um sich her, und weder das Silberhaar der Greisen, noch das ehrwürdige Alter rührten ihn. Mit entblößten Häuptern ließ er Stundenweise Männer vor sich stehen, die eine bessere Behandlung verdient hatten. Sein Blick verkündigte seinen

Stolz

Stolz, und sein Hohnlächeln die innere Schadenfreude. Eine Thräne netzte das Aug manches Redlichen, und Sperbers vorurtheilvolles Herz weidete sich an der herabrollenden Thräne, die jeder andere Mensch getrocknet haben würde. Mancher, der sich noch erinnerte, was Sperber war, was Professor Eberhard für ihn that, rief zum Himmel auf: Ih! das hatten wir nicht an Sperbern verdient.

Niemanden kam diese Behandlung schwerer an, als dem redlichen Eberhard, der auch bey dieser Scene zugegen war. Dieser konnte Sperbers Betragen nicht aushalten, er entfernte sich, und gieng weit in den benachbarten Wald, und erzählte dort der verwitterten Eiche, was sein Herz drückte, und es schien als hätte die verwitterte Eiche Theil an seinem Kummer genommen. Der Wind bog ihre harten Aste herab, als wollten sie sich vor dem Haare des Greisen beugen, und das Blatt rauschte düstern, als seufzte es mit dem unglücklichen Eberhard über Sperbers abscheuliche Undankbarkeit.

Ich weiß nicht, wie es sich fügte, daß Vater Eberhardt ganz unglücklich wurde. Als er seiner Professur nicht mehr vorstehen konnte, so machte Sperber, daß Eberhards schier ganz ohne Gehalt war, denn Sperber richtete die Sache so ein, daß der gute Mann vollkommen vergessen wurde.

Mittlerweile als dieses alles geschah, kam Blütenheim von seiner Reise zurück. Sein erster Weg, als er aus der Postkutsche stieg, war nach seines Freundes, nach Sperbers Wohnung,

nung; da erkundigte er sich gleich nach seinem guten Professor Eberhard.

Ich sollte dir Vorwürfe machen, fieng er an, lieber Sperber! — so viel Briefe, und keine Antwort — ist Blütenheim nicht mehr dein Freund? —

Sperber. Ich schwöre es dir, ich erhielt keine Sylbe —

Blütenh. Und wenn das wäre! ist dir Blütenheim so gleichgültig, daß du ihn nicht einmal mehr werth hieltest, dich um ihn zu erkundigen? —

Sperber lächelte höhnisch, und Blütenheim blickte ihm ins Aug — und entdeckte Undank und Abscheulichkeit.

Dank der Vorsicht, daß das Aug der Spiegel der Seele ist! Vergebens verbirgt der Schurke sein schwarzes Herz, zu deutlich stehen die Buchstaben der Bosheit in seinen Blicken geschrieben. Tiefsinnig verließ Blütenheim den bösen Sperber — er suchte Erholung im Freyen.

Als er vor die Stadt tief in seinen Gedanken wandelte, so störte ihn ein altes Mütterchen in seinen Betrachtungen. — Guter Herr, sagte sie, nehmen Sie es doch nicht ungnädig, daß ich Sie störe! Sie sehen so gut aus, und werden mir es nicht übel nehmen.

Blütenh. Liebes Mütterchen! was kann ich euch helfen?

Die Alte. Sie sollen mir hie einige Zeichnungen abkaufen, damit ich doch etwas zu leben bekomme, denn ich bin sehr arm —

Blütenh. Laß sehen — sie sind schön — wer gab sie dir? —

Alte.

Alte. Mein armer Sohn. Er kann mir sonst nichts mehr geben, denn er ist selbst ärmer als arm — er ernährt sich und seine arme Mutter mit dieser Arbeit.

Blütenh. Wer ist denn dein Sohn, liebe Alte?

Alte. Er nennt sich Pater Eberhard — war ehemals im Kloster zu — und —

Eberhard! rief Blütenheim, und umarmte bey diesem Namen das alte Mütterchen — sag — wo ist er? führ mich hin, daß ich ihn in meine Arme drücke.

Die Alte führte Blütenheim in die Stadt zurück, und nachdem sie in eine abgelegene Gasse kamen, fand Blütenheim seinen Professor Eberhard in einer sehr schlechten Wohnung. Blütenheim öffnete die Thüre; mit ausgestreckten Armen eilte er gegen den ehrwürdigen Greisen, der sich vor Erstaunen kaum fassen konnte.

Eberh. Wer sind Sie?

Blütenh. Wer ich bin, lieber Vater! — wie! du kennst deinen Lehrling nicht mehr — deinen Blütenheim kennst du nicht mehr — der jede Stunde seines Lebens auf dich dachte — der dich schon als todt beweinte, weil er so lange keine Nachricht von dir erhielt? — wer ist noch glücklicher als ich, der ich dich wieder fand — an mein Herz will ich dich drücken, und nichts soll dich mir mehr entreißen. —

Thränen des Gefühls erstickten die Stimme des seelenvollen Blütenheims, und Eberhard konnte lange Zeit vor Freuden nicht sprechen. Wie, sagte er endlich, Sie denken noch an mich, guter Karl? ich glaubte, sie hätten mich schon längst vergessen.

Blütenh. Ich dich vergessen — der ich dir

das

das Glück meines Lebens zu danken habe — wer gab mir die Grundsätze, die die Zufriedenheit meiner Seele machen — wer, als du — und ich sollte dich vergessen — welches Ungeheuer müßte ich seyn?

Eberh. Theurer Mann — ah! was wird die Welt von Ihnen sagen? — Ich bin nun ein Vertriebener. —

Blütenh. Die Welt mag sagen was sie will. Die Stimme meines Herzens ist mir wichtiger; diese sagt mir, daß du mein Lehrer bist, und daß ich dir dankbar seyn muß. Du bist ein armer Vertriebener, sagst du — was heißt das? — dein Orden ist aufgehoben, aber die heiligen Bande der Pflicht sind nicht getrennt. Bist du minder mein Freund, mir der mein Gutthäter — bin ich dir weniger Dank schuldig, weniger Gefühl? — Sa ein Vorurtheil ist nicht für mein Herz. Ich will der Welt zeigen, daß ich dich liebe, trotz allem Vorurtheil. Du bist Pater Eberhard, mein Lehrer, und ich dein Zögling; das Verhältniß zwischen uns hört nie auf. Was ich weiß, weiß ich von dir, und ich schäme mich nicht, der Welt zu sagen, was ich deiner Mühe zu danken habe.

Eberh. Guter Blütenheim! Ihr Herz ist gut; aber sie seyen sich einem gr[illegible]men Tadel aus, die Welt denkt nicht, wie Sie.

Blütenh. Die Welt! — O laß die Welt Welt seyn, lieber Alter! es ist besser sich der Kritik der Welt auszusetzen, als der Kritik dessen, der die Herzen der Menschen richtet. Meine Denkart ist offen, wie der Tag, und wenn nur mein Herz eine Handlung billigt, so mag die Welt sie immer tadeln.

Eber-

Eberhard wollte noch vieles reden, aber Blütenheim ließ ihm keine Zeit mehr. Der Fiaker, den er miethete, war vor der Thüre, und Eberhard wurde mit seiner armen Mutter in Blütenheims Pallast geführt. Da ernährte er sie beyde, und all sein Bemühen war, daß der gute Vater Eberhard die Ungerechtigkeit vergessen möchte, mit der ihm der gefühllose Sperber begegnete.

Eberhard lebte nur eine kurze Zeit mehr; er starb in Blütenheims Armen, und empfahl ihm sterbend seine arme Mutter.

Blütenheim beweinte den Mann, und ließ seinen Leichnam in die Grabstätte seines verstorbenen Vaters legen, mit der Innschrift:

Hier in dieser Stette
modern die Gebeine meiner Väter.
Blütenheim gab mir das Leben,
und Eberhard lehrte es mich zu gebrauchen.
Es ist billig, daß beyder Asche
eine Urne sammelt,
die ewig heilig dem seyn wird,
der sie setzte.

Als Eberhard verschied, und sein Leichnam ausgestreckt in der Bahre lag, ließ Blütenheim den Rath Sperber unter dem Vorwande einer wichtigen Unterredung zu sich bitten.

Sperber kam; Blütenheim führte ihn in das Zimmer und riß gähling das Leichentuch von dem erblaßten Eberhard. Hier, fieng er an, hier sieh das erblaßte Bild deines Gutthäters.

ters. Er iſt nun nicht mehr; ſeine Leiden ſind überſtanden; keine Thräne rollt mehr aus ſeinem ſtarren Auge, und kein Seufzer hebt mehr ſeinen kalten Buſen. Elender! wie kannſt du nun die Beleidigungen wieder gut machen, die du ihm zufügteſt? Geh hin, vergieße ein Meer von Thränen, du wirſt ſeine ſtarren Glieder nicht wieder erweichen. Ueberhäufe ihn mit Küſſen; du wirſt nie ſeine kalten Lippen wieder erwärmen. Menſch! warum vergißt du, daß du Menſch biſt! — Hat die Gottheit die handvoll Staub, die du herumträgſt, darum belebt, daß du zur Peſt deines Bruders werdeſt? — So wird auch dein Auge erſtarren, ſo deine Lippen erkalten; denn — wenn dein Geiſt die Hülle verläßt, ſo ſiehe hin, und betrachte, wer du warſt, und überdenke das Nichts deiner Größe.

Sperber ſtund beſchämt da, und eine Thräne flieg in ſein Auge. Weine ſie, dieſe Thräne! fuhr Blütenheim fort, weine ſie! ſie macht der Menſchheit Ehre. Glaub mir, Sperber! wir ſind alle Menſchen; das Kleid macht nicht den Mann. Wir kommen alle nackt in die Welt, und gehen wieder nackt davon, der Monarch, wie der Sklave, der Laye, wie der Mönch; der ſchwarze Rock und die Mönchskutte, die Doktorkappe und die Krone, das Diadem des Perſers und der Turban des Türken — alles dieſes bleibt hier, wenn die Maskerade dieſes Lebens aus iſt. Und wenn uns der Richter jenſeits fragt, warum habt ihr euren Bruder verfolgt, ſo wird es uns nicht zur Entſchuldigung ſeyn, wenn ich ſage: er trug einen Mönchs-Rock, oder einen Türkenbund. Schweig, Unverſchämter! wird der Richter

ſagen;

sagen; das Kleid hat ihm die Welt gegeben, aber mein Bild machte ihn ungeachtet dieses Kleides kennbar. Er war Mensch, und dein Bruder; sag, warum hast du ihn gehaßt? Warum mein Bild entheiligt? — —

Sperber war gerührt; er gieng traurig fort, und bitterer Gram marterte sein Herz.

O ihr Menschen! die ihr euch immer verfolgt und hasset, wäre es mir doch vergönnt, euch alle zu einer Leiche zu führen. Den gräßlichen Tod wollte ich dort bitten, daß er euch doch aussöhnen möchte. Staub hasset den Staub, und Knochen treten Knochen zu Boden. Sehet euer Unrecht ein; es kömmt eine Stunde, in der ihr kein Unrecht mehr gutmachen könnt. Verfolgung ist der Geist der Hölle; Liebe der Geist der Gottheit. Reiche mir deine Hand, du, der du mir feind bist, wer du immer seyn magst, ich verzeihe dir. Meine Seele ist des Hasses nicht fähig; noch haben wir Arme, uns zu umarmen; noch ein Auge, um Thränen des Wohlwollens zu weinen; noch ein Herz, das für Menschen schlagen kann; — Die Zeit des Lebens ist kurz; der Tod raubt uns diese Geschenke — wehe dem! der sie zum Unglück der Menschen, seiner Brüder mißbraucht hat, und nie der Versöhnung eine Thräne geweint! ! ! —

20.

Meiſter Johann und Meiſter Fritz.

Senkrecht ſtund die Sonne über dem Dorfe; eine feyerliche Stille heiligte die Stunde des ſchwülen Mittags. Unter einer pechvollen Tanne, die Johanns Hütte umſchattete, ſtund der ländliche Tiſch bereitet zur ganz ungekünſtelten Mahlzeit; und Meiſter Johann ſaß unter dem Baume, und athmete Balſam durch den harzigen Geruch der ausdünſtenden Tanne.

Mit ruhigem Gemüthe freute er ſich des reinen Genuſſes der Wohlthaten der Natur, verzehrte ſeine mäßige Mahlzeit, und weidete ſein Auge an ſeinen Kindern. Malchen war ſeine Tochter und Peter ſein Sohn, zwey hoffnungsvolle Kinder, die Johanns Tage verherrlichten. Gegenüber ſaſſen ſie ihm am Tiſche, und ihre liebreiche Sorgfalt, ihre kindliche Liebe trieb manche Freuden-Thräne in Johanns Aug, der von Herzensgrund der Gottheit das Glück ſeiner Tage dankte.

Unweit Johanns Wohnung wohnte Meister Fritz, ein wohlhabender Mann. Er war reich und böse. Sein Grundsatz war: alles für mich. Nie fühlte er die Herzenswonne, Gutes zu thun; nie die Freude, eine Thräne auf den Wangen des Unglücklichen zu trocknen. Neidisch mißgönnte er jedem Menschen sein Glück, und grämte sich im Herzen, wenn es einem andern wohlgieng. Nie war er glücklicher, als wenn man ihm von Unglücksfällen erzählte; wenn der Donner in ein Haus schlug, wenn sein Nachbar einen Fuß brach; ein ehrlicher Mann aus dem Dorfe sein liebes Kind verlohr; das war Freude für ihn; da feyerte Fritz einen Festtag, und trank eine Maaß Wein mehr. Er war so boshaft, daß er durch schlechte Leute, die er mit Geld miethete, bey Unglücklichen ausstreuen ließ, daß er ein guter, barmherziger Mann wäre, damit die Elenden bey ihm Hilfe suchten; denn hatte er seine ganze Freude, wenn er einen Unglücklichen an seiner Thüre sah, und wenn er ihn seine Armuth in ihrer ganzen Größe konnte fühlen lassen. Verachtung, Vorwürfe, Hohngelächter waren seine Geschenke, die er gab, denn kein Menschenherz schlug in seinem Busen.

Manche

Manche werden glauben, es gäb keine solchen Gemüther; allein, leider! giebt es deren; meine Schilderungen sind Copien nach wahren Originalien: wollte Gott! daß diese Bilder nicht da wären.

Fritzens größter Verdruß war, daß es seinem Nachbar Johann sowohl gieng. Er beneidete ihn um alles, selbst um die gutthätige Luft, die er einhauchte und um die Wärme der Sonne. Wer würde es je glauben, daß ein Menschenherz so ausarten könne, und doch ist diese Ausartung leider nur zu oft wahr. Ich kannte selbst einen Menschen, der einst zu einem Unglücklichen, der ihn um Hilfe ansprach, sagte: Wie, ich sollte dir helfen? mir das Vergnügen rauben, dich elend zu sehen? mein halbes Vermögen wollte ich geben, wenn dein Auge nie die Freude des Gesichts, dein Ohr nie die Freude des Gehörs, deine Zunge nie die Freude des Geschmacks haben könnte. Wenn es in meiner Macht stünde, so wollte ich selbst das Gefühl der Liebe in Schmerzen verwandeln, um euch alle doppelt elend zu sehen. — — Ach! welch teuflisches Gefühl! das Gepräge der abscheulichsten Seele, Vorgeschmack zur Annäherung zur Satanswerdung. In die Hölle wollte ich mich vor

solchen Menschen verstecken; gewiß ist dort der schlimmste Teufel nicht so boshaft, wie sie.

Fritz war nun unter dieser Zahl, und jede Stunde näherte er sich durch sein boshaftes Herz mehr der Verteufelung, denn er brütete über die schwärzesten Thaten, über die abscheulichsten Entwürfe zum Unglück seines Nachbars. Wie soll ich es angehen, sagte er zu sich, um Hansen ganz elend zu machen? Soll ich ihm sein Haus abbrennen, oder seine Kinder morden? — ach! das wär nichts; ich würde nur mich unglücklich machen, nicht ihn, und wenn auch das nicht wäre, so würden ihm seine Freunde wieder ein Haus geben, und der Schmerz über den Verlurst seines Sohnes würde mit der Zeit versiegen. Nein, Fritz! das wäre ein dummer Einfall. Ich will die Sache klüger und weiser machen. Fritz ließ selben Abend noch den Schreiner Falk zu ihm kommen, der ein ausgelernter Bösewicht war. Falk war ein Gleißner der ärgsten Art. Er war stundenlang in den Kirchen, bethete und haßte seinen Mitmenschen. Falk kam. Was befehlen Sie, Herr Fritz! sagte er; worinn kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, daß es meine größte Freude ist, meinem Nächsten etwas Gefälliges zu erweisen.

Fritz. Lieber Herr Falk! Sie müſſen mir einen Rath geben.

Falk. Und in welcher Sache?

Fritz. Sie kennen den Meiſter Johann; es iſt Antipathie zwiſchen ihm und mir. Ich möchte ihn gern zu Grunde richten; ſagen Sie mir eine ſichere und zuverläßige Art.

Falk. Hm! Hm! zu Grunde richten! — Das geht nicht. Das wäre nicht recht. Wir wollen ihn nicht zu Grunde richten, er ſelbſt ſoll ſich verderben, das iſt beſſer, ſo haben wir uns keine Schuld zuzulegen.

Fritz. Wie iſt aber dieſes anzugehen?

Falk. Vorausgeſetzt, lieber Herr Fritz! daß Johann ein böſer, gottloſer Menſch iſt, ſo verdient er gewiß gezüchtigt zu werden, und unſer Gewiſſen kann ſich über dieſen Punkt beruhigen. Ich denke ſo: — kann zwar nicht ſagen, daß er mir je etwas zu leide gethan hat; weiß auch eben nichts Böſes von ihm; allein ſtille Wäſſer gründen tief, und — die Welt iſt böſe — Gott behüte mich, daß ich ihm Unrecht thun möchte: aber unter uns geſagt; ich halte nicht viel auf ihn. Aber laſſen wir dieſes beyſeite. Sie fragen mich ja um Rath und That, und iſt es nicht meine Pflicht, meinem Nächſten an die Hand zu gehen,

hen, und dieser Nächste sind nun Sie, der Sie meiner Hilfe bedürftig sind.

Fritz. Treflicher Mann! Sie können einen so beruhigen. —

Falk. Das ist eine außerordentliche Gnade des Himmels. Ich sehe die Sache sogleich allzeit von dem rechten Gesichtspunkte an.

Fritz. Also zur Sache! auf welche Art können wir ihn am leichtesten verderben?

Falk. Daß Gott behüte! Verderben! — Was, verderben? Glauben Sie, daß ich so ein böser Mann bin, daß ich Jemanden verderben wollte? Was ich Ihnen rathe, soll nichts als eine Tugendsprüfung für Meister Johann seyn. Stürzen wir ihn in Armuth, so geben wir ihm Anlaß zur Geduld; entziehen wir ihm seine Kinder, so sezen wir ihn in die Lage der Aufopferung: mit einem Worte, alles was wir unternehmen, soll zu Johanns Glück seyn; alles, um seine Tugend zu prüfen, und wenn wir ihm die zeitlichen Güter auch entziehen, so ersezen wir ihm ja diesen Schaden zehnfach wieder, da wir ihm die schönste Gelegenheit an die Hand geben, durch Geduld und Sanftmuth sich Güter der Ewigkeit zu sammeln, denn alles ist Eitelkeit auf dieser Welt. Vanitas vanitatum. —

So

So sprach der schlimmste der Gleißner, und das Gepräge der Hölle war auf seiner Stirne, als er sprach. Der böseste der Entwürfe reifte zur That, und das Resultat ihrer Unterredung war so abscheulich als ihre Seele. Wir wollen, fuhr Falk fort, dem Meister Johann, der nun zehn Jahre Wittwer ist, ein Weib geben, und die sich für ihn am besten schickte, wäre wohl die fromme Cathrine — in Gott und der Heiligkeit, meine Mitschwester im Gebete. Sie bethet den ganzen Tag, und außer einer kleinen Zanksüchtigkeit ist ihr nichts auszusetzen. Ich bin versichert, daß Schwester Cathrine dem guten Meister Johann alle mögliche Gelegenheit geben wird, sich täglich in der Tugend zu stärken und vollkommener zu machen. Wenn Cathrine Johanns Weib ist, so hat er weder Fasten noch andere Kasteyung mehr nöthig, er wird alles in seiner lieben Gattinn finden, die eine werkthätige Geisel seines Fleisches seyn wird — des Geistes und seines Willens. Verdruß und Nachläßigkeit werden den Meister Johann bald in üblere Umstände bringen, und wir werden nichts mehr zu thun haben, als ihm seine Kinder zu entziehen. Seine Tochter wollen wir austheurathen, seinen Sohn Peter ins Kloster schicken, denn ist Meister

ſter Johann ganz ohne Stütze, und bald wird er an Armſeligkeit und Armuth wie Job ſeyn.

Treflich! Treflich! erwiederte Fritz, und umarmte den Böſewicht.

Fritz überhäufte ſeit dieſen Tag den Meiſter Johann mit Guttaten, beſuchte ihn öfters, und Meiſter Johann, der die Menſchen nach ſeinem Herzen beurtheilte, glaubte, daß er wirklich ſein Freund ſey. Unbedacht folgte er ſeinem Rathe, verheurathete ſeine liebe Tochter, bekam die böſe Cathrine zum Weib, und zwang ſeinen hoffnungsvollen Sohn ins Kloſter zu gehen, der ihm vergebens alle Vorſtellungen entgegen machte. Nachdem Peter die Profeß abgelegt hatte. entlarvte ſich vor dem guten Johann das Ungeheuer der Menſchheit; aber Johann entdeckte zu ſpät den abſcheulichſten der Entwürfe menſchlicher Bosheit.

Elend und arm war Johann, und hatte weder Unterſtützung noch Hilfe. Die böſe Cathrine verbitterte jede Stunde ſeines Lebens, und vor Gram und Armuth näherte er ſich dem Grabe, wie eine Pflanze in den rauhen Tagen des Windmonats.

Fritz lachte höhniſch und triumphirte, allein die Gottheit ſchützet den Gerechten, und ein Augenblick zernichtet jahrelange Anſchläge

des

des Böſewichts. Falk war der erſte, der die rächende Hand des Himmels fühlte. An den Schwellen des Altars, wo er mit ſeinen Lippen die Gottheit frevelte, die ſein Herz nicht kannte, wurde er vom Blitze erſchlagen. Sein Herz ward in Aſche verwandelt, und ſein Körper war ſchwarz, wie ſeine Seele, aber ſeine Lippen waren noch unbeſchädigt, als hätte Gott ſagen wollen, Böſewicht! du haſt mich zwar mit den Lippen geehrt, aber dein Herz war allzeit weit von mir. Cathrine wurde krank und ſtarb. Verzweifelnd waren die letzten Stunden ihres Lebens, denn ſie bekannte, daß ſie eine abſcheuliche Gleißnerinn und Falkens Beyſchläferinn ſeit vielen Jahren her geweſen ſey. Fritz verheurathete ſeinen Sohn, und bekam die ſchlimmſte der Schwiegertöchter. Sie verdarb gänzlich das Herz ſeines Sohnes, und mißhandelte grauſam den Vater, den ſie öfters im härteſten Winter vor das Haus hinaus ſperrte, daß er bey Nachbarn Hilfe ſuchen mußte.

Eines Tages heulte er vor Kälte wie ein Hund, und niemand hatte Erbarmen mit ihm, niemand als Johann, der um Mitternacht ſein Lager verließ, den elenden Fritz zu ſich nahm, und ſein kleines Bett mit ihm theilte.

Du haſt mir Böſes gethan, ſagte er, und ich will dirs mit Gutem vergelten. Du biſt Menſch wie ich; es ſoll dir verziehen ſeyn. Fritz fühlte die gerechte Strafe des Himmels, und ertrug mit Geduld ſein Verhängniß, und Johann ſprach im öfter Stärke und Muth zu.

Der arme Johann war gelaſſen in ſeinem Unglücke, und verzieh ſeinem Feinde; allein untröſtlich war er, als er die Nachricht erhielt, daß ſein Sohn Peter, der im Kloſter Alphons genennt wurde, ſeinen Stand verlaſſen und aus den geheiligten Mauern entſprungen ſey. Von allen Seiten wurde ihm nachgeſetzt, aber vergebens; man konnte Alphonſen nicht mehr auffindig machen. Einige ſagten, er hätte ſich entleibt, indem man ſeinen Habit am Ufer der Donau fand; andere ſagten, er hätte ſich in die Schweiz geflüchtet, und dort ſeine Religion verändert.

Johann weinte bitterlich bey dem Andenken ſeines Sohnes. Gott im Himmel! rief er, ich bin allein die Urſache ſeines Unglücks; ich habe ihn gezwungen, dieſen Stand anzunehmen; er wollte nicht; alle ſeine Vorſtellungen waren vergebens, und nun ward er das Opfer meines Eigenſinnes. O Nachbar Fritz! du haſt mir böſe Streiche geſpielt; daß es dir

Gott

Gott vergebe! — — Kein Abend vergieng, in dem Johann nicht ſeufzte, und der Mond warf nie ſein blaſſes Licht ins Dorf, daß nicht eine Thräne auf Johanns Wange glänzte. Bald hörte Johann auch die traurige Nachricht, daß ſeine Tochter geſtorben, denn ſie war höchſt unglücklich verheurathet. Wohl dir! rief er da, daß du nicht mehr biſt, unglückliches Weib! möcht' es der Himmel fügen, daß wir uns jenſeits bald vereinen möchten. Seit dieſer Zeit nahete ſich Johann jeden Tag ſichtbar dem Grabe; er konnte ſeiner Arbeit nicht mehr vorſtehen, und Elend und äußerſte Armuth warteten ſeinen alten Tagen. Menſchenſcheu verſteckte er ſich in ſeiner Hütte, und verließ ſeine Stube nie, als am Abend, wo er ſein Gärtchen beſuchte. Dort errichtete er zween Grabhügel zum Andenken ſeiner Kinder, beſtreute ſie täglich mit Blumen, und benetzte ſie mit Thränen. Eines Tages, als er mehrmal den Schatten ſeiner Kinder ihr heiliges Andenken feyerte, ſah er jählings einen Menſchen mittlern Alters vor ſich ſtehen. Ehrlich war ſeine Miene, aber Gram und Unglück hatten ſein Geſicht entſtaltet. Aufmerkſam betrachtete dieſer Menſch den armen Johann, und häufige Thränen floſſen aus ſeinem Auge bis zum

Grab.

Grabhügel herunter, an dem Johann ſtund. Wer ſeyd ihr? fieng Johann an, guter Menſch! und welch ein Ungefähr bringt euch hieher. Ich bin unglücklich, ſprach der Unbekannte, und ſuche Unglückliche auf, um mich über mein Schickſal durch Theilnahme zu tröſten.

Johann. Wer ſeyd ihr denn? Wie heißt ihr?

Der Unbekannte. Fragt nicht nach meinem Stande, noch nach meinem Namen, und ſeht mich nur als einen Menſchen an, der ſich Gottlieb nennet, und der euch wohl will.

Johann. Mir?

Der Unbek. Ja, euch. Ihr ſeyd Meiſter Johann, der Uhrmacher.

Johann. Ja, der bin ich, und was wollt ihr?

Der Unbek. Euch dienen. Ich bin auch ein Uhrmacher, verſtehe meine Kunſt, und will euch durch meine Arbeit wieder aufhelfen.

Johann. Guter Menſch! eure Abſicht iſt gut; aber mein Elend hat ſie vereitelt. Ich bin ſo arm, daß ich euch keinen Taglohn geben kann.

Der Unbek. Ich begehre ja keinen Taglohn. Ich diene euch umſonſt, und daß wir zu leben haben, um das laßt mich ſorgen. Ich gehe nun nicht mehr von euch, ſo lang ich lebe.

Johann wußte nicht, was er aus dieſem ſeltnen Menſchen machen mußte. Gottlieb hatte einige hundert Gulden, dieſe gab er ſeinem

Mei-

Meiſter zu den nothwendigen Geräthen und zur Nahrung, arbeitete Tag und Nacht, und bald war er ſo glücklich, den Johann in beſſere Umſtände zu ſetzen. Von allen Seiten bekam er Arbeit, denn weit und breit war kein ſo geſchickter Uhrmacher, wie Gottlieb. Johann liebte dieſen Menſchen, wie ſeinen Erretter, und Gottlieb liebte Johann wie ſeinen Vater, und der Segen des Himmels war bey ihnen. Die ganze Gegend bewunderte die Seltenheit dieſes Menſchen. Er lebte nüchtern, war arbeitſam und bethete fleißig, ſo daß man ihn den frommen Gottlieb nannte. Am Abend nach der Arbeit unterhielt er ſeinen Meiſter mit auferbaulichen Geſchichten, tröſtete ihn über das erlittene Unglück, und über den Verluſt ſeiner Kinder. Oefters bemerkte Johann, daß Gottlieb von Herzen ſeufzte, wenn die Rede auf Alphons kam, der aus dem Kloſter geſprungen war, und daß er manchmal weinte, wenn Johan ſprach: aber Gottlieb! dieſe Schande hätte mir mein Alphons doch nicht anthun ſollen. Wer iſt im Stande, in das Herz der Menſchen zu ſehen? ſagte er oft, vielleicht verdient Alphons unſere Vorwürfe nicht: aber laſſen wir ihn ruhen.

Zehn volle Jahre war Gottlieb bey Meiſter Johann, und Meiſter Johanns Glücksumſtände waren vollkommen gebeſſert. Nun habt ihr meiner nicht mehr nöthig, ſagte Gottlieb; ich werde euch verlaſſen müſſen. Du, mein Erretter! erwiederte Johann, und fiel ihm um den Hals.

Gottlieb. Nicht verlaſſen, daß ich in dieſer Welt von euch zöge, nein! auf dieſe Art nicht;

nicht; aber mir ahndet das Ende meines Lebens. Meister Johann gab sich alle Mühe, seinem Gottlieb diese Einbildungen auszureden; aber Gottlieb wurde nicht munterer.

Geh nach der Stadt, sagte Johann, und überbringe dem Grafen Rosenschild die schöne Uhr, die du verfertigtest. Bleib einige Tage in der Stadt, und erhole dich ein wenig. Gottlieb trug die Uhr nach der Stadt; begab sich aber gleich den andern Tag wieder zurück. Es dämmerte schon, als er an den Wald kam, und es war finstere Nacht, als ihn der Weg bis in die Mitte des Forstes führte. In tiefen Gedanken wandelte Gottlieb seine Wege, als er plötzlich ein jammerndes Geschrey verunglückter Menschen hörte, die um Hilfe riefen. Gottlieb eilte dem Lärmen nach, und erblickte bey dem Schein einiger Fackeln, daß eine Kutsche von Räubern angehalten wurde, und ein schönes Frauenzimmer lag ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie fortschleppte. Gottlieb eilte dem Verwegnen nach, stürzte ihn zu Boden, und rettete die Dame. Wie ein tollsinniger wüthete er unter den Mördern, und schlug sie in die Flucht, obwohl er selbst tödtlich durch einen Schuß verwundet wurde.

Die Dame war die Tochter des Grafen Rosenschild, die er unendlich liebte. Sogleich nahm der Graf den Verwundeten zu sich, und führte ihn mit auf sein Schloß, wo er ihm mit aller Sorgfalt als seinem Erretter wartete. Allein alle Sorge war vergebens; die Wunde war tödtlich, Gottlieb fühlte den annahenden Tod, und bath den Grafen, daß er ihm noch vor seinem

nem Ende den Uhrmacher Johann, seinen Meister möchte kommen lassen. Johann kam, und näherte sich zitternd dem armen Gottlieb.

Seyt euch, sagte Gottlieb, und hört mich nun an. Das Ende meines Lebens ist nahe, und meine Rolle auf dieser Schaubühne ist ausgespielt. Ich bin Alphons, euer Sohn, ich bins, der aus dem Kloster gesprungen ist; nicht aus Muthwillen, oder Bosheit, sondern [illegible] tersliebe. Ich wußte, wie übel es euch gieng, und wußte keine andere Rettung für euch. Die Stimme der Natur erwachte in meinem Herzen; ich fühlte die Heiligkeit des Gebothes: Du sollst deine Aeltern lieben, und sollte euch dem Verderben preis gegeben sehen? — Ich wollte lieber in den Augen der Welt als ein übertretter, als ein ausgesprungener, schlechter Mönch [illegible] Namen tragen, als die Pflichten des Kindes gegen den besten Vater vernachläßigen. Verzeiht mir, wenn ich gefehlt habe. Gebt diesen Brief meinen Obern, und [illegible]ht mir euren Segen nicht vor meinem Ende.

Johann umarmte seinen Alphons, und das Gefühl der zärtlichsten Liebe war das letzte Gefühl des guten Alphons. Graf Rosenschild, der bey diesem herrlichen Auftritte zugegen war, versicherte den tapfern Alphons, daß er seinen Vater Johann für sein Leben reichlich versorgen werde. Alphons dankte dem Grafen, und schlief — den Schlaf des Frommen. Der Brief, den er an den Obern seines Klosters schrieb, war dieses Inhalts:

„ Verzeih, Ehrwürdiger! ein Vergehen,
„ über welches mich doch mein Herz recht[illegible]
„ tigt,

„ tigt, wenn auch die Welt meiner flucht.
„ Mein Vater war in Gefahr; kein anders
„ Mittel war mir übrig, ihn zu retten, als
„ dieses. Mein Leib verließ euer Kloster,
„ aber meine Seele war immer bey euch. Ich
„ hab nicht aufgehört Mönch zu seyn, und
„ die Pflichten des Mönches zu erfüllen, als
„ ich die heiligsten Pflichten der Menschheit,
„ der Kindesliebe erfüllte. Diese waren mir
„ die ersten, die mir die Natur ans Herz leg-
„ te: waren aber meine Einsichten zu gering,
„ und war meine beste Absicht übel, so ver-
„ zeiht mir, Brüder, wie der verzeiht, der
„ die Menschen nach dem Herzen richtet."

Der Graf ließ Gottlieb zur Erde bestättigen, und baute ihm eine Pyramide zum Andenken. Johann lebte noch glücklich bey ihm, und starb im hohen Alter. Der böse Fritz aber fühlte die ganze Rache der Gottheit; er war elend; wurde zum Mörder seines eigenen Sohnes, und endete sein Leben auf dem Blutgerüste voll Verzweiflung.

Die Inschrift der Pyramide, die Graf Rosenschild setzen ließ, war diese:

Ein feines Herz deckt diese Pyramide,
Der Kindesliebe reinste Glut,
War in dem Busen, der hier ruht,
Des Elends dieses Lebens müde.

21.

Etwin und Zama.

Eine morgenländiſche Erzählung.

Noch ſtunden Thränen auf Zamas Wangen, und Schmerz ſprach noch ihr Auge, als der wohlthätige Schlaf ſeinen Balſam über ſie ausgoß. Die Morgendämmerung verſcheute die ſchwarze Nacht; lichtere Nebel umhüllten ſchon das ſchläfrige Haupt der Wälder auf den Bergen, und ſchwarze Dunkelheit fiel von dem hangenden Gebirge ins tiefe Thal. Da war noch Etwin, begleitet von dem treueſten ſeiner Freunde, dem edlen Egard. Süſſe Hofnungen und angenehme Träume unterhielten den Unglücklichen. Zama liebt mich noch, ſagte er; ſie ſchwimmt vielleicht noch in Thränen, und glaubt, daß ich ihr auf ewig entriſſen bin. Sie weiß nicht, daß der Himmel mich ihr noch zurück behalten hat, um mich vielleicht ihr auf ewig wieder zu geben.

O Egard! dort im Hayne haben uns oft die freundſchaftlichen Gebüſche rings um uns

in Schatten vereint; dort an dem blumigten Ufer ſtützte ich oft ſchwermüthig mein denkendes Haupt auf Zamas Hände, und Thränen trocknete der Weſtwind von ihren Augen, die ſie für mich weinte. Einige Gottheit! welch ein Anblick würde es für mich ſeyn, meine Zama wieder zu finden. Wenn ſie mich denn plötzlich bey ihren Füſſen ſieht, wenn ich in ihrem Auge die frohe Verwunderung entdecke, wenn ihr Herz mächtiger ſchlägt, wenn ſie voll edler Verwirrung reden will, und ſchweigt, wenn überſtrömende Freuden der Sprache zu mächtig ſind, Egard! wie will ich denn aller Qualen vergeſſen, die ich um ſie empfand. So ſprach Erwin, und an der Seite ſeines Freundes wandelte er durch das Feld, das allgemach die Morgenröthe beſcheinte. Die Sonne geht auf, ſprach er zu ſeinem Egard, vielleicht hat der ſeyte Schlummer, der über ihre mitternächtliche Thräne ihr Auge ſchloß, ſie izt in ſeinen Armen: vielleicht quält ein ängſtlicher Traum Zamas ſchuldloſe Seele; es iſt nur noch ein Augenblick, denn ſehe ich meine Zama, denn löſen ſich alle ſchwarze Thränen in ſanfte Empfindungen auf, ich ſehe Zama, und nichts wird mich mehr von der Geliebten trennen. So ſchwärmte

Erwin;

Etwin; das Thau lag schon gleich funkelnden Perlen auf den hangenden Blättern der Kräuter; die grüne Fläche schimmerte schon von tausend manchfarbigen Strahlen; die Blumen richteten sich von ihrem Schlummer auf, und sanfte Lüfte streuten aus den geöfneten Rosen balsamische Gerüche umher. Etwin näherte sich immer mehr der Wohnung, in der Zama lebte, und stärker schlug jeden Augenblick sein Herz, mächtiger wallte sein Blut, nie näher ihm die Hofnung kam, seine Zama wieder zu sehen.

Nicht fern von Zamas Pallast stund ein düstender Hayn; niedrige Stauden, und aromatische Gewächse, heilige Kräuter und Blumen deckten den Boden, hohe Myrthen, prächtige Lorbeer und geruchvolle Bäume wölbten über denselben einen feyerlichen Schatten. Dort baute Zama einen Altar, und streute oft Weihrauch am Morgen der Gottheit, und bethete um Etwins Erhaltung. Noch wallte der dämpfende Weihrauch in die Höhe, und erfüllte die Gegend mit süssen Gerüchen; noch lag Zama auf ihren Knieen und bethete zum Himmel, als Etwin in diesen heiligen Tempel trat, und Zama überraschte.

Wer schildert den ersten Augenblick des Wiedersehens, wenn Sterbliche sich lieben, getrennt waren und sich wieder vereinen? wer malt den Ausdruck des Gefühles, wer die Freude der Empfindung! Ein Cherub müßte den Pinsel von der Gottheit entleihen, und von der Schöpfung die Farben, und er wird das Seelengefühl nicht malen können.

Ich sehe dich wieder, Etwin! rief Zama; ich sehe dich wieder, die ich dich auf ewig von mir getrennt glaubte. Geliebte meiner Seele, erwiederte Etwin. Die Götter wachten über mich und meinen Freund Egard. Schrecklich war die vergangene Nacht, und nichts in der Natur gleichet der gräßlichen Szene, die ich genöthiget war anzusehen. Blut floß um uns her, und Todesröcheln erfüllte die Gegend. Tausend erwürgte Menschen decken das Schlachtfeld, und das Gemezel würde noch dauern, wenn nicht die Düsternheit der Nacht die Barbaren zerstreuet hätte. Es war, als wollte die Natur mit einem Schleyer diese grausame Thaten verdecken, denn ich denke keine Nacht, die so finster war, als diese. Dem Himmel sey Dank, Zama!

Zama ! daß meine und Egards Hände rein von dem vergoßenen Blute ſind.

Zama und Erwin lebten in den Zeiten, als noch die Caliſen Muhameds Lehre mit dem Schwerte fortpflanzten, und alles grauſam erwürgten, was nicht glauben wollte.

Zama war in Perſien erzogen, und ihr Vater Oroſmin pflanzte ihr Menſchengefühl und Liebe für die Gottheit ein. Als Muhameds Verfolgungsgeiſt in Aſien umher wüthete, flüchtete ſich Oroſmin mit ſeiner Familie in einen weit von Menſchen entfernten Ort, und lebte dort einſam mit ſeiner Zama, und diente den Menſchen und den Göttern.

Zama erwuchs wie eine Roſe in einer Wildniß, ſchön und bezaubernd. Unbemerkt, wie ein Veilchen keimte ſie auf, und war Oroſmins Freude. In Unſchuld und Einfalt floſſen ihre Tage dahin, wie ein heller Bach, der durch einſame Gegenden ſchleicht. Glücklich lebte Zama und ruhig, obwohl ſie doch manchsmal einen Drang im Herzen fühlte, den ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte. Wenn ſie im Hayne ſaß, und Roſen pflückte, wenn ſie den Altar, den ſie der Gottheit erbauet hatte,

mit

mit Blumen zierte, wenn sie am Morgen einen Blick auf die schöne umher liegende Gegend warf, so war ihr immer, als sagte ihr ihr Herz: O Zama! wenn doch auch noch eine Menschenseele wäre, der du alles dein Gefühl mittheilen könntest, und die diese Schönheiten der Natur mit dir empfände. So sagte sich Zama, und der Keim des sanftesten der Menschengefühle lag schon in ihrem Herzen.

Etwin und Egard waren zween Freunde, erzogen in Muhameds Lehre; tapfer und edel waren sie, und trugen von ihren ersten Tagen an schon die Waffen, und fochten für Asiens Beherrscher. Allein die Stimme der Natur überwältigte die Stimme ihrer Erziehung, sie bekannten mit dem Munde Muhameds Lehre, und verabscheuten in ihrer Seele die Grausamkeiten der Califen. Der Gott der Liebe, sagten sie, predigt seine Gesetze nicht mit dem Schwerte, und Menschenblut kann nie den Altar der Gottheit röthen.

Der Verfolgungsgeist der Califen schickte eine Mannschaft bis in die entlegensten Winkel Asiens. Etwin und Egard traf das Loos; auch sie mußten hin, und ihr Auftrag war zu bekehren oder zu morden. Bey dieser Gelegen-

legenheit fanden sie Zama; und gleiche Stimmung des Herzens flocht bald zwischen Erwin und Zama ein Band der zärtlichsten Liebe.

Da fühlte nun Erwin zum erstenmal, was wahre Glückseligkeit des Lebens ist. Einfalt der Natur, Freundschaft und Liebe ersetzten ihm allen Pomp, alle Freuden in den Palläsien der Vezire, die ganze Welt war für ihn, seine Zama und seinen Freund Egard.

Glücklich ist der Mann, der in einer einsamen Gegend entfernt von Pallästen in den Armen eines Freundes ruhet und an dem Busen einer Geliebten Menschenfreuden einathmet. Freundschaft und Liebe sind die herrlichsten Geschenke der Gottheit, sind der Vorgeschmack der Seligkeiten der Geister-Welt. Jenseits des Grabes ist keine Trennung mehr; der ungefesselte Geist fühlt die innere Kraft und eilt zur Einswerdung. Du bist dort Ich, und ich bin dort Du. Glücklich der, der in der Körperwelt diese grosse Bestimmung kennt. Aber diese Sprache ist fremd, und wenig verstehen sie. Erwin kannte diese Sprache, und Zama redete sie; denn die Reinheit ihres Gefühles stärkte das Aug ihrer Seele und das Gehör ihres Herzens, und sie sahen

und

und hörten, was Alltagsmenschen nicht sehen und hören. Liebe ist ein so edler, so weit umfassender Name, ein Name, der meistentheils entweiht wird, ein Name, den die Gottheit ins kleinste Blatt der niedrigsten Pflanze webte, und ihn auf den Gipfel der Zedern von Libanon schrieb; ein Name, den der Finger der Gottheit auf den Purpur der Morgenröthe zeichnete, der auf der gestirnten Decke der Nacht mit goldenen Buchstaben glänzt, und doch kennt man ihn nicht, diesen heiligen Namen, den Namen der Liebe. Nicht im Getümmel der Welt, nicht bey lärmenden Tänzen, nicht in grossen Palästen — nein sanft ruft diese Stimme nur im Herzen der Menschen, und leicht übertäubet die brausende Leidenschaft ihren zärtlichen Zuruf.

Zama und Erwin und Egard wußten die Freuden der heiligsten Geheimnisse, mit denen die Gottheit unschuldige Herzen lohnet. Ihre Tage flossen sanft hin, wie muntere Quellen durch Rosengefilde, und die Freude des Lebens genossen Erwin und Zama noch nie so, als seit der Zeit, da sie sich kennen lernten.

Aber

Aber nicht lange dauerten diese Tage ihrer Wonne. Mediqua, der grausamste der Vezire foderte unbeschränkten Gewissenszwang, und opferte Tausende der Ungläubigen, wie er sie nannte, seiner Wuth auf. Ganze Gegenden waren mit Leichen überdeckt, und die Sonne spiegelte sich in Menschenblut, wenn sie unterging. Egard und Etwin entschlossen sich den Grausamen zu verlassen, flüchteten sich zur Zama, und betheten zu der Gottheit um Verschonung der Menschen. Aber bald erfuhr auch Mediqua ihren Aufenthalt; er überraschte sie, und Orosmin wurde ermordet, Zama ins Gefängniß gesetzt, und Egard und Etwin als Verräther zum Tode verurtheilt.

Noch lag Zama auf dem blutigen Leichnam ihres Vaters, noch netzte sie sein blutbeflecktes Silberhaar mit Thränen; noch hieng sie an seinen kalten Lippen, und bemühte sich fruchtlos, ihn wieder zu beleben. Noch war sie ganz dem Gefühle des kindlichen Schmerzens ergeben, als man sie von Orosmins Körper wegriß. Wo iſt Etwin, der Geliebte meiner Seele? fieng sie an, und ſtürzte ohnmächtig hin, als man ihr sein Schickſal entdeckte.

deckte. Mediqua wandte alles an, um die schöne Zama zu sich zu bringen, denn sein Vorhaben war, sie unter die Schönen des Serails zu versetzen.

Als Zama sich wieder erholte, so wagte sie es den unerbittlichen Mediqua zu rühren; aber vergebens. Er sah die Thränen nicht, die über ihre schönen Augen heruntergleiteten, und ihre Seufzer bewegten ihn nicht, die doch, Felsensteine bewogen hätten; fest und unerschütterlich war er in seinem Entschluß. Härtester der Menschen! fieng Zama an, hast du denn nie die Macht der Liebe gefühlt? ist dein Herz allen Empfindungen verschlossen? Wie kann dich die Grausamkeit so abscheulich täuschen! wie kannst du dir einbilden, Menschenblut wäre den Göttern gefällig? Sieh umher, und betrachte die reizende Natur; verkündigt sie wohl Mord und Zerstörung? — oder Leben und Genuß? Ist nicht auf jede Blume der Wille der Gottheit gezeichnet? — Menschen-Wonne und nicht Tod! — Sag mir, Mediqua! hast du denn nie geliebt? Nie die Wonne des Menschenlebens an dem Busen einer Liebenden gekostet? Sahst du dich

nie

nie wieder aufleben? hast du keinen Sohn gehabt, keine Tochter? —

Bey diesen letzteren Worten milderte sich Mediquas Blick, sein Auge wurde sanfter, und sein Busen hob sich, als wollte er seufzen; seine Stirne heiterte sich auf, wie das Firmament an einem Sommerabende, wenn das Gewitter den Horizon verläßt. Zama bemerkte, was in Mediquas Seele vorgieng, und wollte diesen günstigen Augenblick benützen.

Die Menschheit behauptet immer ihre Rechte, und kein Herz ist so barbarisch, daß es nicht Augenblicke sanfterer Gefühle haben sollte.

Der stille Mond warf ins sein Silberlicht durch die Gebüsche; wohlriechende Weste hauchten durch den Myrtenhayn; Zamas Fuß trat auf Blumen, süße Gerüche wallten um sie, die Wipfel der Bäume pfiffen Töne der Liebe und Zärtlichkeit. Nicht weit von dem Myrtenwäldchen lag eine Grotte, die Orosmin, Zamas Vater baute, und sie die Grotte der Liebe nannte. Es hieng einsmals

nur ein Hügel mit Stauden beschattet über den Weg, und Rosenbüsche kränzten seine Seiten, und warfen Schatten auf den Vorübergehenden. Als Orosmin die Grotte baute, so bethete er zu den Göttern, und heiligte diesen Tempel der Natur den seligsten der Menschengefühlen. Noch war seit dieser Zeit kein Sterblicher in die Grotte gekommen, ohne tiefe Züge des Menschengefühls einzuathmen, und wenn ein Tiger selbe betrat, so verließ ihn seine Wuth, und er wurde sanft, wie ein Lamm.

Mediqua fühlte bald am Eingange den süssen Athauch, eine schmachtende Sehnsucht schlich sich in sein Herz, und das erstemal nach einem Jahrfünfzig glänzte eine Thräne in seinem Auge. Laß uns hier ausruhen, sagte Zama. Sieh, wie der Mond sein zitterndes Licht durch die wankenden Rebenblätter streut, und halb diese schöne Dunkelheit erleuchtet. Das weiche Moos der Rasenbank beut uns seinen anmuthigen Sitz; welch ein angenehmer, welch ein feyerlicher Schatten! wie flüstern hier die Weste so vertraulich und athmen süsse Düfte! wie rauschet die Quelle so angenehm! Die Hände der Freude haben diese Grotte gebaut. — Sie setzten sich.

Ich

Ich denke eine Zeit, fieng Mediqua an, in der ich nicht der war, der ich nun bin. Allein Betrug, Treulosigkeit der Freunde, Verrätherey des Weibes jagten jede Empfindung aus meinem Herzen, und versteinerten meinen Busen. Ich liebte das schönste Mädchen Asiens; sie nannte sich Zephaline. Mein Herz hieng ganz an ihr, und meine Seele, mein ganzes Ich war Zephaline. Zwey Jahre lebten wir die seligsten Tage, als sie mir ein Geschenke ihrer Liebe gab. Mit Freuden sah ich das Mädchen erwachsen, das sie mir schenkte; aber ein Augenblick raubte mir Weib, Kind und Freude. Porzina, der böseste der Menschen, mein vertrauter Freund, war mein Verräther. Zephaline verließ mich, folgte dem Bösewicht, und —

Halt! schrie Zama, halt ein Mediqua! du bist ungerecht; Zephaline war dir nicht ungetreu. Sie liebte dich, noch als sie starb —

Wie sagst du? kanntest du Zephaline?

Ob ich sie kenne? O Mediqua! o mein Vater!

Zama:

Zama! erkläre dich —

Der böse Porzina entführte meine Mutter wider ihren Willen, und verhandelte sie und ihr Kind den Tartarn. Orosmin, mein Nährvater kaufte sie, und wollte sie dir wieder zurückgeben; allein die Religionsverfolgungen von Muhameds Lehre hinderten bald sein Vorhaben. Orosmin mußte sich flüchten; Zephaline starb, nur ich blieb noch ihr trauriger Ueberrest, und verlebte meine Jugendjahre in dieser Gegend. Orosmin nahm mich als seine Tochter an, und hier — hier in dieser heiligen Grotte habe ich oft Thränen der Liebe meinem unbekannten Vater geweint.

Mediqua drückte Zama an seine Brust, und sein Herz thaute zur Menschlichkeit wieder auf, wie eine gefrorne Quelle beym Anblick der Frühlingssonne. Noch umarmten sie sich, noch fühlten sie ganz die Freude der sprechenden Natur, als Mediquas Knecht eilend sie aufsuchte. Schweiß rann von seinen Wangen, sein Haar träufte vom nächtlichen Thaue, er athmete schnell, und sein unruhiger Blick verkündete Verderben.

Etwin und Egard, rief er, haben sich aus dem Kerker gerettet, sie haben Anhänger, und fielen die Wache an. Man setzte sich zur Gegenwehr, und ein allgemeiner Tumult brachte alles in Bewegung. Man ergrief die Waffen, und Blut fließt von beyden Seiten.

Zama sank ohnmächtig bey dieser Nachricht auf den Rasen nieder; der Schatten ihres ermordeten Etwin schwebte schon vor ihren Augen, sie sah seinen Leichnam im bluttriefenden Staube vor ihr liegen. Ihr geängstigtes Herz arbeitete; ihr schönes Haar lag zerstreut auf ihrer Brust, und Thränen zitterten auf ihren Wangen. Auch in Medinas Auge traten Thränen; er schlug die Hände seufzend zum Himmel, zu schwach dem Schlage, der ihn getroffen hatte.

Als Zama sich wieder erholte, folgte Medina dem Sklaven. Zama schlich in der Ferne nach, und hatte in der Weite das Klingen der Schwerter, und das Getümmel der Kämpfenden gehört. Itzt bebte sie, da sie sich dem Kampfplatz näherte, kalter Schauer ergrief sie bey jedem Klange, den sie hörte.

Sie

Sie floh umher, glaubte den Ruf ihres Erwins zu hören. Die Finsterniß des Orts goß Grausen durch ihre Adern; ihr Haar richtete sich empor, sie bebte, sie stund, sie horchte mit stehendem Herzen. Alles war stille. Sie seufzte: O wie schwarz! welch eine graufe Stide! — Hier wohnen die Todten — — Mit wankenden Knieen wagte sie sich in die Ebne; sie setzte den zitternden Fuß furchtsam weiter, und trat auf einen Erschlagenen — — ein plözlicher Schrecken schleuderte sie zurück.

Die Fortsetzung folgt.

22.

Etwin und Zama.

Fortſetzung und Beſchluß.

Ha! ein Todter! rief Zama auf, ein Todter! — und wer? — O ihr Götter! Wer? — Sie bebte zurück und kam wieder, und ſah vor ſich auf den Boden hin. Die Dunkelheit erlaubte ihr nicht mehr als einen Verwundeten zu ſehen, und neben ihm ſein Schwert.

Etwin war, wie ſie wußte, von ſeinem Egard begleitet. Noch von ferne hörte ſie den Kampf, und zitterte um Etwins Schickſal.

Ha! Entſetzen! wer liegt hier? — Licht des Tages, gutthätige Sonne, eile und laß mich ſehen, wer der Ermordete iſt. Doch nein! zurück! verbirg mir den grauſamen Anblick; wer anderer iſt wohl der Unglücklichere als Etwin? Ja er iſt es; mein pochendes Herz, der kalte Schauer, der mich ergreift, die Angſt in meinem Buſen — alles — alles ſagt mir, daß es Etwin iſt.

Etwin hörte Zamas Stimme, er erwachte aus dem Vorschlummer des Todes, er horchte — und kannte Zama. Zama! rief er leise, Zama! Geliebte! Du? Bist du es, Zama, die in dieser Todesgegend herumgleitet? Engelsseele! ist es dein Geist, der mich umschwebt? Bald wird Etwin nicht mehr seyn; laß dir es nochmal sagen, Zama, daß ich dich liebe, und — — laß mich sterben.

Zama stürzte auf ihren Etwin, und Thränen träufelten wie Balsam aus Zamas Auge in seine Wunden. Ein grosse Pappel breitete ihre Blätter in dieser Todesgegend aus, und unter dieser ruhte Etwins Haupt an Zamas Busen. Sein wunder Arm schlang sich noch um ihre Schultern, und sein sterbendes Auge hieng noch an ihren Lippen. Langsam rieselte das Blut aus Etwins Wunde die weißen Kleider hinunter, und Blut färbte die Lilienhand des Mädchens.

Die Sonne gieng am Horizonte auf, und schauderte zurück über diesen Anblick, und deckte ihr Antlitz mit einer trüben Wolke.

Ich

Ich hab dich geliebt, ſagte Etwin, und danke den Göttern das Glück, Zama! daß ich in deinen Armen ſterbe. Sanfter wird mir der Tod, ſüſſer dieſer Schlummer, Zama! — — Dort! — auf Wiederſehen. — — —

Etwins ſinkende Hand wollte ſein ſchwaches Haupt nicht mehr tragen; Schatten des Todes umnebelten ſeine Blicke; ſein Nacken ſank zurück in Staub: noch ein Schauer — noch eine gewaltige Zuckung — — und Etwin war nicht mehr.

Zama war ohne Empfindung und Sprache; ihre Augen floſſen von Thränen über, ſie rang die Hände. Du rufſt mir, rufſt mir, Etwin! ſagte ſie, und leblos ſank Zama auf Etwins Leichnam.

Mediqua kam zurück, und dieſe grauſe Szene erfüllte mit Schrecken ſein Herz. Egard, Etwins treuer Freund blieb auf dem Schlachtfelde; nur lebte noch Mediqua, aufgehoben zu den empfindlichſten aller Leiden. Er näherte ſich ſeiner Tochter. Hälfte meiner ſelbſt, du meine andere Seele! ſagte er, genug der Thränen und der Marter! Erwache, und lebe

für deinen Vater; komm Theure, und laß uns dieſen werthen Leichnam der mütterlichen Erde wieder geben; laß uns um die Stätte, wo er ruht, Blumen pflanzen, und ſie einſt mit unſern Thränen tränken. Die Götter haben es ſo gewollt, Geliebte! wenn noch ein Troſt den Weg zu deinem Herzen findet, ſo laß dich nicht umſonſt bitten, dein Auge von dieſem Anblick wegzuwenden. Verſage mir es nicht, Zama! komm mit mir! hier wohnen die Schrecken des Todes in dieſer fürchterlichen Gegend; komm meine Theure! vergieße die letzte Thräne auf die werthe Leiche und laß uns eilen.

Wie! ſprach Zama, hier in dieſem Wohnorte des Mordes, auf den nie die Gottheit mit einem milden Auge herabgeſehen; hier zwiſchen Klippen und Gebirgen, wo Grauſen und Entſetzen wohnen, wo Todesvögel von dem traurigen Felſen herabächzen, hier ſoll Etwin — hier ſoll mein Geliebter ſchlafen? Hier, wo der Mörder, wo Muhamets Sklave ſchäft? an ihrer Seite ſoll ſeine Leiche ruhen? Nein! weg von dem verwünſchten Orte! hier haben Brüder Brüder erwürgt; hier wurde der Vater von der Hand des Sohnes,

der Freund von der Faust des Freundes erschlagen. Hier soll Erwin nicht ruhen, nein! hier nicht! — Hier, wo keine Blume auf seinem Grabe wächst; hier, wo kein Grabmal seinen Namen nennen würde, wo kein Wanderer seinem traurigen Tode eine Zähre weinen würde, hier soll Erwin nicht ruhen. Theurer Freund! im Leben sollt ich dich nicht — laß mich dich wenigstens im Tode besitzen. So jammerte Zama und hieng an Mediquas Lippen, mit strömenden Auge ihre zitternde Hand um seinen Hals geschlungen.

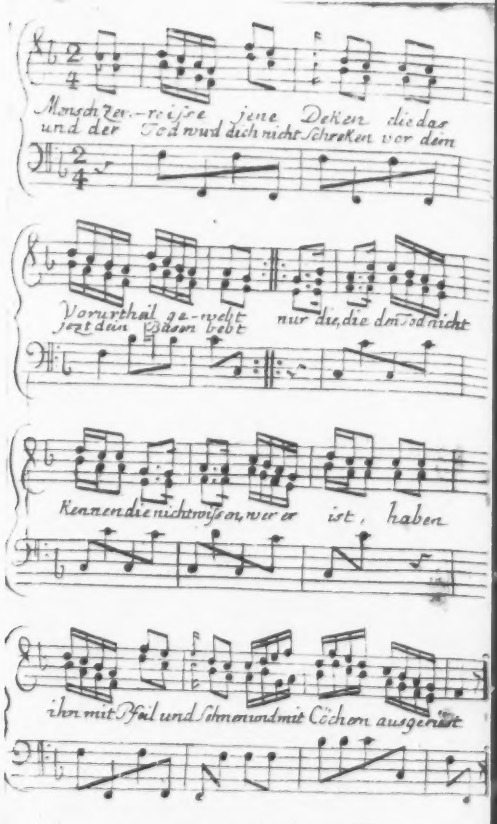
Mediqua gab ihrer Bitte nach; man trug Erwins Leichnam in Zamas Grotte, und erbaute ihm dort einen Grabhügel.

Zamas Thränen flossen unaufhörlich; sie floh jeden Trost, und versteckte sich in einsamern Gebüschen, um ungestört zu seufzen und zu weinen. So gieng eine qualsame Stunde nach der anderen für Zama hin, bis die letzte ihres Lebens kam. Mit ausgestreckten Armen fand man einst Zama auf Erwins Grab. Die Sonne verließ eben den Gesichtskreis, als Zama starb; die Abendröthe malte feyerlich die umherliegende Gegend in Purpur; dunkler

Schat-

Schatten deckte die Gebüsche gegen Osten, und des Mondes blasser Schein warf seine ersten Strahlen auf Zamas sterbende Züge. Wie ein schlummernder Engel hieng sie über den Grabhügel; der vom Himmel strömende Thau netzte ihr Antlitz, und Rosen blühten noch an ihrem sterbenden Busen.

Medigua fand sie, und Verzweiflung und Gram bemächtigten sich seiner Seele. Er verließ sein Heer und verlebte seine Tage in diesem einsamen Orte. Thränen sah die Sonne in seinem Auge, wenn sie aufgieng, und Thränen, wenn sie untergieng, bis er endlich auch hinsank zur Grube — als ein unglückliches Opfer des Fanatismus.



Mensch zer-reisse jene Deken die das
und der Tod wird dich nicht Schreken vor dem

Vorurtheil ge-webt nur die, die den Tod nicht
jezt dein Basen bebt

Kennen die nicht wissen, wer er ist, haben

ihn mit Pfeil und Sehnen und mit Cöchern ausgerüst

Lied
an den Tod und an Thereſen.

Menſch! zerreiße jene Decken,
Die das Vorurtheil gewebt,
Und der Tod wird dich nicht ſchrecken,
Vor dem itzt dein Buſen bebt.

Nur die, die den Tod nicht kennen,
Die nicht wiſſen, wer er iſt,
Haben ihn mit Pfeil und Sehnen
Und mit Köchern ausgerüſt.

Sanft iſt er, wie eine Schöne;
Nur der Böſe und der Thor
Stellt ſich, wenn ich ſeiner wähne,
Schaudernde Skelete vor.

Nicht mit wankenden Gerippen,
Nicht mit Knochen ſpieleſt du;
Roſen decken deine Lippen,
Freundlich winkſt du uns zur Ruh.

Nicht barbariſch, nicht bewegen
Iſt dein Antlitz; dein Geſicht
Lächelt freundlich uns entgegen,
Wenn das ſchwache Auge bricht.

Keine grauſe Finſterniſſe
Wölben ſich um deinen Thron.
Deine Stimme klinget ſüſſe,
Und bezaubernd iſt ihr Ton.

Dem verſchwinden Marterſtunden,
Der aus deinem Becher trank:
Leiden ſind für den verſchwunden,
Der in deine Arme ſank.

An des Grabes Rand herrſcht Stille;
Bey des Lebens Dämmerung
Schwinden neidiſche Gefühle
Und der Menſchen Läſterung.

Tod! von Kerkern kannſt du retten,
Und freundſchaftlich an dem Grab
Nimmſt du Bande, Laſt und Ketten
Dem gedrückten Sklaven ab.

Halte! ſchreiſt du zu dem Sieger,
Deine Macht geht bis hieher:
Denn der allerbeſte Krieger
Bleibt ein ſchwacher Sterblicher.

Wenn im ſanfteren Gemüthe
Seelenqual das Herz durchwühlt,
Iſt es deine holde Güte,
Die uns unſre Leiden ſtillt.

Thränen trocknen auf den Wangen,
Sink ich einſt in deinen Schoos,
Ah! denn iſt der Schmerz vergangen,
Aller Feſſeln bin ich los.

Tod! ich eile froh und munter
An der ſchweſterlichen Hand
In das dunkle Grab hinunter,
Wo ſo mancher Ruhe fand.

Jenſeits wart ich dir, Thereſe!
Keine Ruh iſt für mich hier.
Ach! die Menſchen ſind zu böſe;
Jenſeits, Mädchen! wart ich dir.

Dort, wo Liebe kein Verbrechen
Gleichgeſtimmter Seelen iſt;
Wo kein feſſelndes Verſprechen
Uns an kalte Herzen ſchließt:

Dort, Thereſe! an dem Grabe,
Dort, Thereſe! wart ich dir.
Ja, des Lebens ſchönſte Gabe
Iſt der Tod, Thereſe! mir.

Sitzeſt du auf deinem Zimmer,
Oder einſam am Clavier;
O ſo ſchwebt mein Geiſt doch immer
Holdes Mädchen! über dir.

Sitzeſt du auf ſtill... Matten,
An dem Abend auf dem Kies,
So umflattert ſtets mein Schatten
Dich, geliebte Sterbliche!

Bey der Lampe düſtern Schimmer,
Bey des Mondes blaſſen Schein
Will ich, trautes Mädchen! immer
Als dein Schutzgeiſt um dich ſeyn.

Schreckt die Nacht mit ſchwarzem Flügel
Jeden Menſchen, jedes Thier;
Komm auf meinen Grabes-Hügel,
Eine Roſe ſchenke mir.

Denkſt du denn noch an die Hülle,
Die man hier zur Grube trug;
Ach! ſo denke in der Stille,
Daß mein Herz einſt für dich ſchlug.

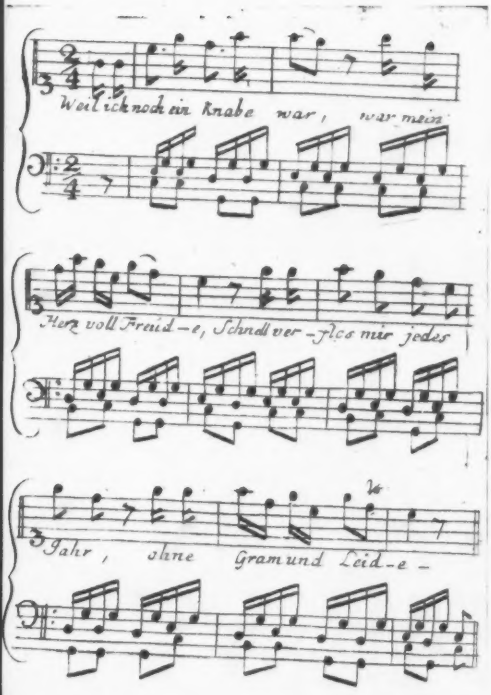
Denn, nur einen Blick, o Schöne!
Wirf in meine Kruft hinab;
Weine mir nur eine Thräne,
O Thereſe! auf mein Grab!

Gefühle.

Weil ich noch ein Knabe war,
War mein Herz voll Freude;
Schnell verfloß mir jedes Jahr,
Ohne Gram und Leide.

Munter wie ein frohes Reh
Hüpfte ich in Wäldern,
Sammelte im Thal das Klee,
Blumen auf den Feldern.

Jedes Sträuchgen, jedes Blatt,
Lämmer, Schaf und Ziegen,
Was das Land nur immer hat,
War für mich Vergnügen.


Weil ich noch ein Knabe war, war mein
Herz voll Freud-e, Schnell ver-flog mir jedes
Jahr, ohne Gram und Leid-e-

Wenn die Nachtigalle ſang
Auf den hohen Bäumen,
Wiegte ihrer Stimme Klang
Mich in ſanften Träumen.

Ungeduldig ward ich wach,
Kam am Abend wieder;
Eilte manchem Vogel nach,
Liebte ſeine Lieder.

Wonne-Jahre ſeyd ihr denn
Schon für mich verſchwunden?
Eure Tage waren ſchön,
Herrlich eure Stunden.

Angenehme Jugendzeit,
Zeit der heitern Lieder!
Tage der Zufriedenheit!
Kommet, kommet wieder!

Freudig wallt ja noch mein Blut,
Und in meinem Herzen
Fließt Vergnügen, edler Muth,
Wonne, Luſt und Scherzen.

Brüder! laßt uns fröhlich ſeyn,
Nichts ſoll uns betrüben;
Laßt uns ganz der Freude weihn,
Gutes thun, und lieben.

Denn ſeh' ich zum Himmel auf,
Fühle keine Bürde,
Blicke nach dem Sternenlauf,
Ahnde meine Würde.

Seht den Schöpfer der Natur;
Er heißt Menſchen lieben.
Auf den Blumen, auf der Flur
Iſt ſein Wink geſchrieben.

Liebe! das iſt ſein Geboth,
Liebe iſt ſein Wille:
Liebe ganz iſt unſer Gott,
Ahnde Menſch, und fühle.

Welche Freuden werden wir
Einſt erſt jenſeits fühlen!
Unſre Liebe gleichet hier
Nur den Kinderſpielen.

Größer iſt die Zärtlichkeit,
Nichts wird uns dort trennen.
Vorgeſchmack der Seligkeit!
Laß dich hier ſchon wähnen.

Fühlt der Menſch nicht bey dem Kuß
Geiſtiges Beſtreben,
Das die Seele fühlen muß
Schon in dieſem Leben.

Freund! wie hold iſt dein Geſicht,
Und dein Aug, wie helle!
Bruder! was aus ſelbem ſpricht,
Iſt die Sprach der Seele.

Wenn ich an des Freundes Bruſt
Voll von Wonne ſinke,
Und aus ſeinen Augen Luſt
Für die Seele trinke;

O denn fühl' ich, wer ich bin,
Fühle Geiſtes Stärke;
Blicke nach den Sternen hin,
Lobe Gottes Werke.

Freund! legſt du dein Seelenkleid
An des Lebensziele
In den Schoos der Sterblichkeit
Deine ſchöne Hülle.

Ach! denn ſterb ich gern mit dir,
Denn dein Geiſt wird meiner,
Denn war keine Liebe hier
Feuriger und reiner.

Seite 351

23.

Fatim und Eriſine.

Die ſchwärzeſte der Nächte breitete ihren Raabenflügel über die Erde, und hüllte jeden Gegenſtand in dicke Finſterniß. Der Wind heulte gräßlich durch den Todtenhayn, und die Gerippe raſſelten in dem Beinhauſe des einſamen Kirchhofes. Die nächtliche Eule flüchtete ſich ſelbſt in das Todtengewölbe, und die lichtſcheue Fledermaus verſteckte ſich unter hohle Todtenſchedel oder unter modernde Knochen. Kein Menſch, den ein Obdach deckte, verließ ſeine Hütte; ſelbſt der Wanderer blieb ſtehen, und erwartete unter einer gaſtfreyen Eiche beſſere Stunden. Wölfe heulten vor Kälte in der Gegend, und der Kauze flieg von hohen Dächern herunter, und flüchtete ſich vor dem wüthenden Sturmwind aus den Scheunen. Niemand verließ ſein Haus als Eriſine das zärtlichſte der Mädchen. Die trotzte den Schreckniſſen der Nacht und dem Schauder des Todes, und ſuchte ihren Geliebten, den treuen Fatim.

Eine Stunde weit von dem Orte, wo Erisine lebte, war ein fürchterlicher Hayn, berühmt durch die Würgenacht, die Irrlands Gegenden mit Leichen deckte. Man nannte ihn das Blutfeld. Todtenschedel und Knochen deckten seine Fläche und Distel- und Dörnergebüsche umzäumten ihn. Keine Blume blühte seit den schrecklichen Mordszenen mehr an diesem Orte, und kein Baum, der in dieser Gegend war, kleidete sich mehr mit Blättern. Man sah nichts als kahle, blätterlose Wipfel, schwarze Rümpfe halbvermoderter Eichen, die fürchterlich ihre dürren Aeste über die sandigte Gegend himmelan spreizten, die noch von Menschenblut röthete. Todesvögel saßen auf den dürren Wipfeln, und heulten gräßlich auf die Gräber herunter. An diesem fürchterlichen Orte wartete Fatim auf seine Erisine, denn in keinem andern war es ihnen vergönnt, sich zu sprechen.

Die Stunde der Mitternacht war die Stunde ihrer Zusammenkunft. Die Glocke schlug zwölfe in einer benachbarten Veste, und der Wind verwehete ihren düsternen Klang bis in die Tiefe des Eichenwaldes. Fatim stund, und erwartete schon die Ankunft der Geliebten.

Seit-

Seitwärts dieſer Gegend war eine Schedelſtätte. Von der Sonne ausgedörrte Skelete unglücklicher Menſchen hiengen an dem modernden Balken, und der Wind ſpielte mit den klappernden Knochen. Dort und da fiel ein Bein von der hohen Stätte herunter, und das Rad ächzte unter der drückenden Laſt faulender Körper.

Fatim harrte ohne Schrecken und ohne Furcht; denn was hat der Liebende zu verlieren, wenn es nicht ſeine Geliebte iſt?

Eriſine verließ ihr Haus, und einſam, von niemanden, als von der Liebe begleitet, ſuchte ſie im Schauder der Nacht ihren Fatim auf. Wie ein Engel gleitete ſie hin in den nächtlichen Stunden, und jeder Augenblick war ihr koſtbar. Der aufmerkſame Fatim hörte ihre leiſen Schritte, er eilte ihr entgegen, und Eriſine ſank an Fatims Bruſt.

Schön iſt die Umarmung der Liebe, ſelbſt bey den gräßlichſten Auftritten der Natur. Der Sturmwind hörte zu heulen auf, und bewunderte die Macht der Liebe. Die Finſterniſſe der Nacht verſchwanden, und der Freund der Liebenden, der freundſchaftliche Mond ließ ſich am Himmel ſehen, und lächelte gutthätig herab aufs Todtenfeld.

Es iſt doch ſchaudernd hier, Fatim, ſprach Eriſine an; kalter Schauder läuft durch meine Glieder bey dem Anblick dieſer ſchrecklichen Gefilde.

Fürchte dich nicht in meinen Armen, Geliebte! Was ſoll dir begegnen, wenn Fatim lebt? dieſe Todtenknochen, die um uns her liegen, ſind Ueberbeibſel unglücklicher Menſchen: vielleicht umſchloſſen dieſe Gerippe auch das Herz manches Liebenden; ſein Geiſt, der vielleicht unſichtbar über uns ſchwebt, wird Theil an unſerm Kummer nehmen, und ſeine unſichtbare Hand uns ſchützen. O Eriſine! wie ganz glücklich bin ich nun, daß ich dich wieder ſehe! — Fatim umarmte ſeine Eriſine, und ſie ſetzten ſich hin auf einen Grabhügel.

Eriſine war die Tochter eines Edlen. Sie in den Zeiten lebte, als der grauſame Oncale, ſich zum Anführer der Rechtglaubigen aufwarf, und die Hälfte ſeiner Mitbürger aus falſchem Religionseifer erwürgte. Fatim war ein edler Jüngling; gleiche Stimmung des Herzens, gleiche Denkart der Seele kettete ſein Herz an Eriſinen. Ganz gleich dachte dieſes liebende Paar, nur ihre Religionen waren verſchieden, und dieſer Unterſchied machte Eriſinens Liebe zum Verbrechen.

Erb-

Eriſinens Vater ſuchte der Liebe ſeiner Tochter, und beſtellte Mörder ſuchten Fatim auf, um ihn für die Gottheit zu morden.

Drey volle Monate lebte Fatim verſteckt in einer Höhle, wo er Hungers hätte ſterben müſſen, wenn ihm nicht des Abends ſeine liebende Eriſine Nahrung gebracht hätte.

In dieſem fürchterlichen Orte, wo Todesſchrecken und Schauder wohnten, waren ihre Zuſammenkünfte; nur dort war es ihnen vergönnt, ſich zu ſprechen, ſich zu ſehen. Da ſaſſen ſie oft, Hand in Hand und ſahen die zerſchmetterten Schedel ihrer Mitbürger zu ihren Füſſen. Keine Roſe blühte da für die Liebenden; Diſtel umgaben ſie und verdorrte Stauden; kein Zephyr trug auf ſeinen Fittigen Balſamgerüche von Blumen; modernde Leichen verbreiteten ihren eckelnden Geruch in dem Wohnorte des Schreckens.

Laß mich, Eriſine! ſagte Fatim, laß mich das Opfer meines Schickſals werden, und rette du dein theures Leben. Es iſt unmöglich, Eriſine! in dieſer Welt werden wir uns nicht lange mehr lieben können. Wie zittere ich jede Stunde für dich! Bedenke doch, Mädchen! was du wagſt. Lebensgefahr iſt jeder Schritt für dich, den deine Liebe für Fatim wagt.

Ach

Ach! Eriſine! — lebe — und laß mich ſterben! —

Eriſine. Kennſt du die Liebe ſo wenig? Fatim! weißt du ſo wenig, was ſie vermag? Wenn Blumen blühen, Weſtwinde hauchen, Fatim! wenn alles nach unſerm Willen geht, denn, Geliebter! iſt die Zeit der Wonne, und nicht der Prüfung. Ich danke dem Himmel dieſe Zeiten, Freund! denn ſchönere Stunden hätte ich mir nicht wünſchen können, um dir zu beweiſen, wie ſehr dich Eriſine liebt.

Fatim. Beſtes Mädchen! ich kenne ganz dein gefühlvolles Herz; aber glaubſt du denn, daß dich Fatim minder liebet? Glücklich möcht' ich dich ſehen, Eriſine! ich bin unglücklich, und du ſollſt es nicht mit mir ſeyn.

Eriſine. Glück iſt dort, wo du biſt, und Unglück, wo Fatim nicht iſt. Was kann mir begegnen? Bin ich nicht zu allem bereit? Trennen kann man mich nicht von dir; werden unſere Zuſammenkünfte entdeckt, ſo iſt die Stunde unſerer Trennung nahe. Mächtig wie eine Gottheit will ich meinen Arm um den deinen ſchlingen, und der Schwertſtreich, der auf dich zielt, ſoll Eriſinen treffen, denn wollen wir lächeln — und ſterben. Unſere Hülle mag modern, wo ſie will, Fatims und

Eri-

Eriſinens Seelen wird kein Menſch mehr trennen.

Fatim. Sterben alſo iſt unſer Loos — Sterben all unſere Hoffnung. Theuerſtes Mädchen! warum mußte ich dich kennen lernen? Glücklich wäreſt du ohne mich geweſen; ich bin die Urſache deines Unglücks.

Eriſine. Unglück! was nennſt du Unglück? den Tod, der das Ende unſerer Leiden iſt? Beleidige ihn nicht, den holden Freund der Liebenden; er allein ſchützt uns wider die Grauſamkeiten der Menſchen. Das, was der Menſch das ſchrecklichſte in der Natur nennt, heißt Aufhören zu leiden — heißt Sterben. Fatim! wie ungerecht iſt der Menſch! Sieh den Wurm, wie emſig er ſich ſelbſt ſein Grabe baut; nun ſchleppt er ſich noch fort im Staube; aber bald fliegt er hoch über ſeinen Brüdern in ſeligern Gegenden.

Fatim. Deine Sprache iſt mächtig, Mädchen! wie die Sprache eines Engels.

Noch lange verſicherten ſich Fatim und Eriſine ihrer gegenſeitigen Liebe, als der Morgen ihre Umarmungen ſtörte. Allgemach flohen die Nebel der Nacht, der Morgen grauete und die Stunde ihrer Trennung nahete ſich. Noch ruhte Fatims Haupt auf Eriſinens

Schul-

Schultern, noch träufelten Thränen aus seinem Auge in ihren Schoos, noch schlug Erisinens Herz mächtig dem guten Fatim entgegen, als es immer heller und heller wurde. Schon streute die Sonne die ersten Strahlen über die Erde, und war der glänzende Zeuge ihres Lebewohls. Erisine verließ den Todtenhain, eilte zu Haus, und Fatim versteckte sich vor den Verfolgungen der Menschen in seine Höhle.

Jernis war Erisinens Bruder, ein aufkeimender Junge voll guter Hoffnungen; sein Herz war fühlbar, und die Liebe, die er gegen Erisinen hegte, war ohne Gränzen. Er war auch der einzige Vertraute seiner Schwester, und niemand als er wußte das Geheimniß von Erisinens Liebe; niemand, als er nahm Theil an dem Kummer des leidenden Mädchens; nur Jernis trocknete durch seine schmeichelnde Worte ihre Thränen. Wenn es Erisinen unmöglich war, ihren Fatim zu besuchen, so besuchte ihn Jernis, und brachte ihm Wasser und Früchte.

Rinor, ein Freund von Erisinens Vater, ein Mann voll Aberglauben, voll Hartnäckigkeit, der längst auf Erisinen seine Absicht hatte, aber von ihr verachtet wurde; Rinor, der rachgierig-

gierigste Mensch schwur bey dem schwärzesten der Geister der Unmenschlichkeit und der Rache die verschmähte Liebe an Erisinen zu rächen. Seinem spähenden Auge war kein Geheimniß mehr verborgen, er wußte Erisinens Liebe, und freute sich seiner Entdeckung und des abscheulichen Entwurfes, den er in seinem Herzen ausgeheckt.

Rache ist süß, sagte er', aber man muß sie mit Klugheit ausüben. Gutherzige Menschen, die Seelen ohne Tücke haben, und jeden nach ihrem guten Herzen beurtheilen, sind oft die tauglichsten Werkzeuge, der sich die Bosheit sicher bedienen kann. Jernis Erefinens Bruder scheint mir hiezu geschaffen zu seyn. So schwärmte der schlimmste Böswicht, so begann die schwärzeste That des boshaften Minors.

Ein Zufall erleichterte seine Absicht. Erisine war krank. Jernis! sagte sie zu ihrem Bruder, geh zu Fatim, besuche ihn, wenn es dunkel ist, und versichere ihn meiner Liebe. Jernis tröstete seine Schwester, und ungeduldig erwartete er die zögernden Stunden der Nacht. Die Sonne gieng unter, alles lag bereits in den Armen des Schlafes, Thau und Schlummer sanken auf die stillen Thäler und auf die schwe-

ren

len Augen der Geschörfe; nur von den Augen Eresinens und ihres Bruders Jernis verja e die So g: ten balsamischen Schlaf und streute Dörner auf ihr Lager.

Es ward Zeit; Jernis umarmete nochseine Schwester, und verließ mit leisen Schritten das väterliche Haus, um zu dem Geliebten seiner Schwester zu eilen.

Es war eine heitere, mondhelle Nacht; die Sterne glänzten am Himmel, und Reif deckte wie gearbeitet Silber die Fluren. Die Todtengebeine auf dem Blutfeld funkelten, als wären sie mit Edelgesteinen besetzt, und Bäume und Gebüsche stunden da wie künstlich gebildetes Zuckerwerk auf den Tafeln der Könige. Feierlich und majestätisch war diese Herbstnacht. Mit pochendem Herzen schlich der gute Jernis durch den weiten Hayn, und bey dem geringsten Geräusche des Windes klopfte sein furchtsamer Busen. Er war jung, und abergläubisch erzogen.

Als Jernis ohngefähr in der Mitte des grossen Blutfeldes war, so erschreckte ein gähes Geräusche sein Ohr; schüchtern sah er sich um, und sah ein graues Gespenst in voller Rüstung. Fast sank er ohnmächtig vor Furcht hin, und konnte sich kaum mehr fassen.

Jer-

Jernis! fürchte dich nicht, rief das Gespenst; ich bin der Schutzgeist dieser Gegend; du bist ein guter Knabe; fürchtest die Götter, und liebest die Menschen; du bist zu außerordentlichen Dingen aufgehoben; du kannst deinen Vater und deine Schwester von dem Tode retten.

Von dem Tode! rief Jernis mit zitternder Stimme.

Ja vom Tode, fuhr das Gespenst fort, denn die Götter beschlossen das Verderben über euer Haus; deine Schwester liebt einen Ungläubigen, und beleidiget durch diese Liebe den Himmel. In dieser mitternächtlichen Stunde schwingt der Würgengel seine Arme über Erasinen und deinen Vater; beyde sind das Opfer des Todes, und niemand als du allein kannst sie retten.

Jernis. Ich kann sie retten! Mächtiger Geist! Schone! sag, was soll ich thun? nimm mein Leben, und schone meines Vaters, meiner Schwester.

Geist. Dich haben die Götter zu grossen Dingen aufbehalten; du mußt leben; aber tödte den, den die Götter hassen, tödte den bösen Fatim. Dort unter dieser Staude liegt ein Dolch, waffne dich, und würge.

Jernis.

Jernis. Wie! ich sollte Fatim, meinen Freund tödten? das wollen die Götter? Nein, das können die Götter nicht wollen; es wäre Meuchelmord, Abscheulichkeit. — Ich ein Mörder — —

Geist. Haben die Götter nicht die Herrschaft über der Menschen Leben? Schwacher Sterblicher! du bist unwürdig des Zutrauens, verzage nur, feige Memme! laß Fatim leben, und vergiß die Pflicht, die du deinem Vater und Erisinen schuldig bist.

Jernis. Grausamer Geist! Warum haben die Götter mich zu dieser That aufgehoben? Gern will ich sterben, gern ich das Opfer seyn, läßt nur Fatim, nur Grimaro, nur Erisine leben.

Geist. Die Stunde der Mitternacht rückt an; der Augenblick kommt näher; ehe der Mond über diesen Hügel hinunter steigt, muß das Opfer vollbracht seyn; entweder lebt Fatim nicht mehr, oder dein Vater Grimaro und Erisine sind das Opfer des Todes.

So sprach der Geist, und gleitete hin beym Mondenlicht ins weite Feld; ängstlich verfolgte ihn Jernis Auge, bis es ihn endlich däuchte, daß er unter den Gräbern verschwand, und in die Erde hinein sank.

Lange

Lange konnte ſich Jernis nicht faſſen, langſam näherte er ſich dem Gebüſche, und hell funkelte der Dolch im Mondenlichte ſeinen Augen entgegen. Jernis ſchauderte zurück bey dieſem Werkzeuge des Mordes, er ſah ihn an, ergrif ihn, und warf ihn wieder aus ſeinen Händen. Fort mit dir, Urheber des Todes! ſagte er, es iſt unmöglich, die Götter haben dich nicht in meine Hände geſchickt; Menſchen ſchmiedeten dich. Du biſt nicht in der Natur, und was nicht in der Natur iſt, kömmt nicht von den Göttern. Das Geſpenſt, das ich ſah, war ein böſer Genius, der noch auf dem Schlachtfelde herumirret, Menſchenblut trinkt, und mit Knochen ſich nährt. Fort mit dir! es war Täuſchung. Fatim iſt Eriſinens Geliebter, ich kann, ich darf ihn nicht tödten.

So ſprach Jernis, und wollte gehen; da ergriff ihn ein kalter Schauder; der Mond gieng bereits den Hügel hinunter, und eine gräßliche Stimme rief ihm von weitem zu: **Eriſine und Grimaro ſterben!** —

Sterben! Wer? Eriſine, meine Schweſter! Grimaro, mein Vater? und ich — ich vielleicht ihr Mörder! — Wo iſt der Dolch? Laß dich küſſen, Geſchenke des Himmels! durch dich kann ich meine Schweſter, meinen Vater retten. Ja, ich will — verzieh, Würgengel! verzieh! ich will morden. Fatim ſoll ſter-

sterben! — Da ergrif Jernis den Dolch; mit wankenden Schritten näherte er sich der Höhle, in der Fatim war.

Als Jernis hinein trat, sah er seinen Freund Fatim; ausgestreckt lag er da auf einem Felsenstück, und schlummerte. Sanft lächelte er, denn leise und ruhig war sein Schlaf, wie der Schlaf des ersten Menschen. Jernis zitterte bey seinem Anblick, und Thränen rollten häufig seine Wangen herunter. Götter! rief er, ich kann nicht, nein! ich kann Fatim nicht morden. Wenn euch, ihr Götter! daran liegt, daß Menschenblut fließe, so laßt an meinem Blute euren gerechten Zorn entwaffnen, ich will das Opfer seyn. So schrie Jernis, und mit kühnem Muthe stieß er den Dolch in seinen Busen.

Fatim erwachte durch das Geschrey, und fand den sterbenden Jernis zu seinen Füssen. Er erzählte ihm den ganzen Zufall, der ihm in dem Blut-Hayne begegnete. Die Götter mögen mir verzeih'n, sagte er; ich konnte nicht treulos gegen einen Freund, nicht verrätherisch gegen Erifine seyn. So sprach er, lehnte sein sinkendes Haupt auf Fatims Schoos, und fühlte den annahenden Tod.

Ungeduldig erwartete Erifine die Rückkehr ihres Bruders; aber vergebens wartete sie. ängstlich und zauderend schlichen die Stunden vorüber; er kam nicht. Es ward Morgen, und Jernis war noch nicht zurück; die Sonne stieg am Mittag und leuchtete senkrecht über die Erde, und Jernis kam noch nicht. Der Abend senkte sich auf die Fluren hinab, und Erifinens Herz klopfte mächtiger. Ungeduldig erwartete sie die Nacht, fest entschlossen,

dieses

dieſes Räthſel zu entziffern. Eine Stunde nach der andern gieng vorüber, es ward Nacht, und Eriſine eilte mit verdoppelten Schritten durch den Blut-Hayn. Sie hörte ein Gezische, und das Geſpenſt ſtund vor ihren Augen, und rief ihr entgegen, halt! dein Fatim lebt nicht mehr; die Götter ließen ihn durch deinen Bruder ermorden als ein Verſöhnopfer ihrer Rache. Eriſine ſchauderte zurück, aber bald faßte ſie ſich wieder. Wer biſt du, ſchrie ſie, wer biſt du?

Der Schutzgeiſt dieſer Gegend, erwiederte das Geſpenſt. Du lügſt, verſetzte Eriſine; Liebe herrſcht in den Regionen der Geiſterwelt, nicht Mord. Du biſt ein Sterblicher, denn ein Innwohner des Orkus ſelbſt würde die Götter nicht ſo läſtern. Ich liebe Fatim; und iſt er todt, ſo hab ich nichts mehr zu verlieren. Wie eine Raſende fiel Eriſine das Geſpenſt an, und den Dolch, den ſie bey ſich führte, ſtieß ſie tief in ſeine Bruſt. Der Koloß raſſelte und ſtürzte hin, wie eine Marmorſäule, daß die Gegend rings umher ertönte.

Schwacher Schutzgeiſt! rief Eriſine, den ein Weib tödtet, laß dich entlarven, laß ſehen, wer du biſt. Da riß ſie das Viſir dem Vermummten herab, und ſah den boshaften Amor.

So recht! rief ſie auf, der Arm der Liebe ſiegte über die Bosheit. Nun iſt die entſcheidende Stunde meines Schickſals. Ich höre den Ruf der Liebe, mächtig tönt die Stimme in meine Seele. Mit zerſtreuten Haaren, den blutenden Dolch in der Hand, eilte ſie zurück in ihr Haus, und ſtellte ſich vor das Bette ihres ſchlummernden Vaters. Erwache! ſchrie ſie, zärtlichſter der Väter, und ſieh, was die Liebe vermag, ſieh, was nie ein Auge geſehen — das Werkzeug der äuſſerſten

Bos-

Bosheit, den bösen Rinor. Denn überhäufte Erisine ihren Vater mit Thränen, schloß ihn fest in ihre Arme, und ihr Herz klopfte, wie das Herz eines Sterbenden.

Grimaro rührte das Flehn seiner Tochter, er folgte ihr nach bis in Fatims Höhle. Dort fand er seinen sterbenden Sohn, und ganz erwachte in seinem Herzen die Vaterliebe. Fernis athmete noch schwach, und dankte dem Himmel das Glück, seinen Vater noch zu sehen, und bath ihn, seine Schwester Erisine nicht ewig unglücklich zu machen. Grimaro versprach es dem sterbenden Fernis, und sanft schloß sich des Jünglings Aug in Erisinens Armen. Du sollst nun mein Sohn seyn, sagte Grimaro zu Fatim, du sollst mein Sohn seyn. Kein Vorurtheil soll uns mehr trennen. Die Rechte der Natur sind heilig, und nichts kann den Göttern gefällig seyn, was nicht Liebe ist. Der böse Rinor belehrte mich meines Irthums. — Da umarmte Erisine ihren Vater, da weinte Fatim Thränen der Liebe; nur der Tod des guten Bruders verbitterte noch die Tage ihrer aufkeimenden Seligkeit. Erisine baute ihm ein herrliches Grabmal; Rosen und Nelken pflanzte sie um seine Stätte, und besuchte sie am Abend mit ihrem Fatim. Rinor blieb unbeerdigt auf dem Blutfelde liegen, und selbst den Raaben eckelte an seinen Eingeweiden; nur Würme und Insekten von der niedrigsten Art mästen sich von seinem Wanste. Man behauptete, daß der Wurm selbst wieder den Wurm tödte, der von Rinors Leichnam gekostet hatte.

Nach kurzer Zeit verließ Grimaro mit seiner Tochter und Fatim Irland, und ließ sich in einer Gegend nieder, wo man dem Himmel mit Liebe und nicht mit Mord und Menschenblut huldigte.

24.

Alfred, Anaxis und Philarete.

Verbergen möchte ich mich in die rauheſte Gegend, wo der wilde Oby ſeinen gefrornen Strom rollt; wo weder Geſang, noch Scherz, noch Zärtlichkeit thronet; wo außer dem Brummen der Bären keine Stimme in den Eisgebürgen erſchallet; da in dieſem Kerker gränzloſer Wildniſſe, ſelbſt von der Hand der Natur für den verriegelt, den die Verzweiflung dahin treibt, oder Rußlands Verbannung; wo ringsumher das traurige Aug in Schnee ſich verliehrende Wüſten ſchrecken; wo beſaſete Wälder und verſteinerte Fluten ihre Schreckniſſe durch die einſame Weite verbreiten; wo man von keinem Menſchen je eine Nachricht hört, als wenn die Caravanne ihre jährliche Fahrt nach den goldenen Küſten von China richtet; da, oder noch in einem weit ſchrecklichern Ort, wo Hugh Willoughby ſelbſt

zurückschauderte, als ihn Elisabeth sandte die Durchfahrt in Nordost zu entdecken; — da wollte ich wohnen, und mich unter die Eisgebürge verstecken, wenn ich an Amerika denke, und die Bürger von Mexiko bluten sehe; da in Siberiens Wüsteneyen wollte ich es dem Hermelin und dem Zobel erzählen, daß das grausamste Thier der Mensch ist. Zu den Füssen des Tygers wollte ich mich hinwelzen, und Schutz für die Menschheit unter seinen Klauen suchen, und Thränen möchte ich aus dem Auge des Krokodils trocknen, und mir einbilden, daß es diese Zähren über Mexikos Blut-Szenen weinte.

Heilige Gottheit! sende einen Strahl deiner heiligen Liebe in mein Herz; lasse mich in diesem Augenblick ganz mein Daseyn fühlen, und die große Bestimmung, die der Mensch hat; zeige dich mir in dem Glanze deiner Wesenheit und laß dich anbethen, als den Gott der Liebe. Dein heiliges Gesetz der Nächstenliebe sey mit goldnen Buchstaben von mir geschrieben, und dein Geist überschütte mein Herz mit englischen Gefühlen; denn leite mich mein Schutzgeist nach Amerika hin,

und

und führe mich an die Ufer des Zamoro, wo der Erwürgten Blut floß, und die Flamme die Felsen schwärzte, die arme Menschen verzehrte.

Unendlicher! laß meine Seele ganz fühlen, wie weit der Mensch fähig ist, herabzusinken, wenn er dein Geboth der Liebe verläßt. Zeig mir das entstellte Gesicht, das fürchterlich rollende Auge, wie es nach Gold blickt, und wie der Mensch mit der Linken raubt, und mit seiner Rechten mordet; denn, wenn ich dieses alles sehe, wenn mein Herz blutet, meine Seele zerreißt, so will ich meine Hände zu dir Allvater aufheben, dich bitten — — Gieb mich, will ich sagen, der Wuth der Tieger und dem Blutdurste der Wölfe preis, nur schütze mich vor der Bosheit der Menschen.

Umrungen von tief herabhangenden Klippen, wie die Klippen an den äußersten Ufern von Hilda, Schottlands westlichen Inseln, lag ein Thal an dem Ufer des Flußes Zamoro; von Wäldern war es überhangen, und zottigt von moosigten Felsen. Von jeder Seite stürzten ausbrechende Bäche herab, und

schäumten wie rauhe Kaskaden die Klippen herunter. Eine verlängerte Aussicht strahlte durch umherstehende Bäume in Thal, und der Natur sorglose Hand sirente feyerliche Gebüsche anmuthsvoll umher um die trotzenden Berge.

Tiefsinnig horchte hier Anaxis den verschiedenen Stimmen des ländlichen Friedens zu; er hörte das Klagen der Bäche, die Lieder der Vögel, und das frohe Gebrülle der weidenden Heerden. Glücklich war Anaxis wie ein unbekannter Wilder, der einst in der Gegend lebte, wo der Ganges seine geweihten Wellen rollte, und wo uralte Bäume ihren heiligen Schatten über des Nigers gelben Strom werfen; glücklich war noch Anaxis wie der Wilde im Thale von Senar, wo kein Räuber unter der Larve geselliger Handlung noch raubte, und kein Gotteslästerer würgte.

Unschuldig, wie die Biene frey von Wiese zu Wiese fliegt, so streifte Anaxis von einem Jasminenwald zum andern durch den

Schatten

Schatten der Palmen, und durch gewürzreiche Gehölze.

Wohlthätig öfnete die Natur in diesem Orte ihr Füllhorn; Pomeranzenbäume beugten ihre Aeste unter der Last ihrer Frucht, und überschütteten mit dem Balsam ihrer Blüthen die umherliegende Gegend. Die Milchschaale der Cocao both erfrischenden Saft, und aus den Palmen träufelte erquickender Trank. Niedrig hieng an einem schlanken Zweige der Granatapfel, und mit gelben Schimmer blickte unter gewaffneten Blättern der Gewächse Königinn hervor, die geschmackvolle Ananas.

Philarete war ein junges Mädchen, und Anaris Geliebte. Sie lernten sich frühzeitig kennen, und erwuchsen wie die Blumen der Natur, von Einfalt und Unschuld erzogen. Hand in Hand saß dieses unschuldige Paar im blühenden Thale, und oft schlummerte noch Philarete an Anaris Busen, als der Morgen im Osten majestätisch von dem Cederwalde herabstieg. Mit sanft und liebreicher Stimme, wie der Zephyr eine Blume umhaucht, erweckte denn der gute Jüngling

seine

seine Geliebte. Glücklich waren sie; denn hohe Felsen trennten sie von Europas Gegenden.

Noch lebten sie so im seligen Schlummer der Unschuld dahin, als schon Armeen die Flächen ihres Landes deckten, als schon Scheiterhaufen brannten, und schon das Blut von tausenden die Ufer von Zamora röthete. Noch wußten sie nicht, was dieses alles sagen wollte, als die Barbaren es wagten, auch sie aus den Armen der Ruhe zu reissen.

Es war ein heiterer Morgen; vergüldet glänzten die Spitzen der Cedern auf den Bergen, und wie ein leichter Schleier lag der von den Höhen verscheute Nebel im Thale, und verhüllte neidisch die Blumen. Da stund Philarete und heiligte den Aufgang der Sonne durch ihr Gebeth; ihr Blick wandt' sich sorglich nach Anaxis, der sein Haupt auf ihre Hand stützte, und die Feyerlichkeit der Morgenstunden fühlte. So war die Stellung der Liebenden, als sie ein Schwarm wüthender Soldaten überraschte. Die Bosheit fesselte die Unschuld, und Barbarey lasiete die Einfalt mit Ketten.

Alfred,

Alfred, einem jungen Spanier wurde dieſes Paar zur Bewahrung anvertraut. Gut war Alfreds Herz, und redlich ſeine Seele; mit Thränen im Auge blickte er Philareten an, und weinte bittere Zähren über den armen Anaxis.

Wer biſt du? ſagte Anaxis, wer biſt du, daß du weinen kannſt? Du mußt eine gute Seele haben, und wirſt nicht ſo grauſam ſeyn, wie deine Brüder, die dieſe Gegend verwüſteten. Ha! die Wütriche! rief Alfred, und fühlte ſeine Seele ganz von Abſcheu ergriffen; ha! die Wüthriche! mehr vermochte er nicht zu ſprechen; Seufzer erſtickten ſeine Stimme; er umarmte den guten Anaxis und badete ihn mit Thränen. Ach! wenn du wüßteſt, ſo nahm er wieder das Wort, wenn du wüßteſt, wie herzlich ich ihre Grauſamkeiten haſſe, wie ſehr ich ſie verabſcheue. O ihr Beßten! Euer Leben iſt mir theuer; ich verlaſſe euch nicht; ihr ſollt nicht ſterben; ſagt, wo ſoll ich euch hinbringen? — Nach jenen Hütten dort, erwiederte Anaxis; da wartet unſer ein alter Vater; um deines Vaters willen bitt' ich dich, laß uns noch in unſere Hütte hinkriechen, einmal noch

unſern

unſern Vater ſehen; dann laß uns ſterben. Ihr ſollt nicht ſterben, ſagte Alfred, genießet die Wonne des Lebens; flieht aber weit von dieſem Orte, und verſteckt euch in einer Wildniß, wo euch der Arm der Natur vor unſern Grauſamkeiten ſchützet; ſo ſagte Alfred, und ließ die Wilden entketten; zieht hin im Frieden, und denkt meiner! — Mit zum Himmel gewandtem Blicke dankte Philarete, und Anacis legte ſeine Hand auf die Bruſt, und ſein Gefühl bewies, wie ſehr er Dankbarkeit fühlte.

Voll Vergnügens über die gute That kehrte der junge Krieger nach dem Lager zurück; der Kriegsrath war eben verſammelt im Gezelte des Feldherrn. Gleich beym Eintritt des jungen Helden merkte man, daß etwas Außerordentliches in ſeiner Seele vorgieng. Er wurde befragt, und fieng ſo an: Ich bin Menſch, und die Menſchheit iſt meinem Herzen heilig; die Stimme der Natur, die in meiner Seele ruft, eine vollkommene Ueberzeugung meiner Gefühle, verleitete mich zu dem Schritte, den ich wagte; verleitet mich, euch zu ſagen, daß ihr Barbaren ſeyd. Ihr behandelt dieſes unſchuldige

Volk

Volk mit der äußersten Grausamkeit; ihr entreisset der Mutter ihr Kind, dem Vater den Sohn, der Gattinn den Geliebten, und dieses alles unter dem heuchlerischen Vorwande, diese Menschen zu gesitteten Menschen zu bilden. Eine edle Bildung! schicket Wölfe unter die Herden der Lämmer, und Geier unter die friedsamen Tauben, und lässt sie Sitten lehren. Schwarz wie die ewige Nacht gleitet Barbarey in diesen Gefilden, und waffnet mit dem Schwerte des Rasenden Hand, um zu tödten, zu würgen. Furchtbar, wie das Blut der Erwürgten, die ihr schlachtet, wandelt sie herum die Mordsucht, und entheiligt die Altäre durch Menschenblut. Ich will kein Mitgesell eurer Grausamkeiten mehr seyn; hier ist mein Schwert, hier mein Leben! — — So sprach Alfred, und höhnisch lächelnd sahen ihn Männer an, die härtere Seelen hatten. Er ist ein Aufrührer sprachen sie kaltblütig, und schon war Alfred in Fesseln, schon durch die Mehrheit der Stimmen zum Tode verurtheilt.

Die Sonne verbarg sich hinter den Bergen, und die Decke der Nacht hüllte Merikos Gegend in schwarzen Schatten ein. Krie-

ger

ger schliefen auf blutigen Schwertern, und außer dem Aechzen der Verwundeten, und dem Jammer der Gefangenen hörte man keine Stimme in der ganzen herumliegenden Gegend. Alfred war wach, und überdachte den großen Gedanken des Todes.

Ich sterbe um der Menschheit willen, sagte er; es ist besser, nicht zu leben, als leben und ein Bösewicht seyn. Was ist der Tod? Ein Freund seiner Freunde, der mein Auge vor dem schrecklichen Anblick dieser Mordszenen schließt; mein Ohr taub macht gegen das Gewinsel der Leidenden, und meinen Arm entkräftet, um Thaten der Bosheit auszuüben. Nur der Bösewicht fürchtet den Tod; der, den sein Herz nicht mit Vorwürfen lastet, sieht ihm herzhaft entgegen. Was verlieret der Gute, wenn er stirbt? — Eine große Gesellschaft von Narren und Bösewichtern! Was ist die Welt? — Ein großer Kerker voll Rasender, — wo die Tugend in Ketten seufzet, und das Laster geehrt wird. Ich will mich freuen, wenn der Tag kömmt, der mich aus diesem großen Narrenhause führt. So sagte Alfred; dann

legte

legte er sich hin, und schlummerte bis am Morgen.

Die Sonne gieng auf, und allgemach näherte sich die Stunde von Alfreds Tod. Sein Urtheil wurde ihm eröffnet, und er hörte es mit unerschütterter Stärke der Seele. Habe ich wohl je den Tod gefürchtet? sagte er; er war mir oft nahe in der Schlacht, und ich blickte ihm ohne Entsetzen ins Auge. Ich wagte mein Leben oft für den König; ich darf es ja wohl einmal auch für die Menschheit wagen. Alfred stirbt, aber Anaxis und Philarete sind glücklich; das ist genug; für die Erhaltung zweyer Menschen kann ja wohl einer sterben. Bin ich ein Verbrecher, so bin ichs um der Menschheit willen; ich war ein Soldat; aber ich wollte kein Mörder seyn. So sprach Alfred, und gieng zum Tode.

Mancher alte Soldat, der Alfreds gutes Herz kannte, wischte sich eine Thräne von seinen Wangen, und manches redliche Herz bedauerte ihn im Grund der Seele.

Schon

Schon war er auf dem Richtplatz, als gähling Anaxis und Philaretе mit Ungeſtümm durch die Menge des Volkes drangen. Wir ſind Urſache an Alfreds Tod, ſchrien ſie; er hat uns frengelaſſen, und vielleicht aus Menſchenliebe ſeinen Befehlen entgegen gehandelt. Er ſoll nicht ſterben; hier ſind wir; wir haben nichts zu verlieren. Bindet den Unglücklichen los, und laßt uns ſterben. Alfred ward gerührt durch dieſe Stimme. Entfernt euch, ſagte er; ihr macht mir den Tod ſchwer, wenn ich denke, daß es noch Seelen hienieden giebt, wie die eurigen. Was habt ihr gethan? Ich hatte euch gerettet, und nun bin ich mit euch verlohren. — Nicht verlohren! rief der General; die Umſtände dieſer Begebenheit ſind zu merkwürdig; man muß dieſe Geſchichte dem Könige überſchreiben. Alfred wurde ins Gefängniß zurückgebracht, und man verwahrte Anaxis und Philareten einsweilen in Sicherheit.

Der König war über dieſen Umſtand äußerſt gerührt, und der General erhielt nach einem Monate dieſen Brief von dem Monarchen.

„ Meine

„ Meine Befehle gründen ſich auf Menſch-
„ lichkeit, nicht auf Barbarey; mein Wille
„ iſt nicht, Mexikos Bürger zu mißhandeln,
„ und mein Herz blutet, wenn ich daran
„ denke, was wider meinen Willen geſchah.
„ Alfred, der Anaxis und Philoreten die
„ Freyheit gab, hat ſich keines Verbrechens
„ ſchuldig gemacht, denn die erſten Geſetze
„ ſind die der Menſchlichkeit. Wie kann ein
„ Menſch ſeinem Könige treu ſeyn, der es
„ der Menſchheit nicht iſt? Kann der den
„ Staat achten, der es wagen kann, die
„ Natur zu ſchänden? der, der zu dem Ruf
„ ſeines Herzens taub iſt, iſt auch taub zu
„ den Befehlen der Könige. Der Held, der
„ zugleich Menſch iſt, iſt allein meiner Achtung
„ würdig; der, der der Stimme der Natur
„ kein Gehör giebt, iſt ein Tollſinniger, oder
„ eine ſchädliche Maſchine, die ſich nicht ſelbſt
„ lenkt. Alfred ſoll zurück; ſein König wird
„ ſeine That belohnen, um der Menſchheit

„ zu

„ zu beweisen, daß der nicht unwürdig ist,
„ über Menschen zu herrschen, der die Hand-
„ lungen der Menschen zu schätzen weiß.

So schrieb der König, und die ganze Natur gab ihm Beyfall. Alfred, Anaris und Philarete wurden nach Madrid gebracht, und dort sorgte der König reichlich für diese edle Seelen, und manchmal weinte er eine Thräne des Mitleidens, als man ihm die Grausamkeiten erzählte, die wider seinen Willen ausgeübt wurden. O Alfred! rief er oft aus, und stützte sein geheiligtes Haupt auf Alfreds Schultern; warum müssen Könige schwache Menschen seyn, die man hintergehen und betrügen kann! ach! wie traurig ist ihr Schicksal, wenn die Heiligkeit ihrer Befehle mißbraucht wird; wenn Engelsgüte in ihren Herzen ist, und wenn sie Teufel zu ihren Dienern haben! — — — —

* 25.

Hauptmann von B***

Der Hauptmann von B***, ein alter, verdienſtvoller Offizier, kam auf einer ſeiner Reiſen in eine Stadt, die an dem Geſtade der U. . . liegt. Er ſtieg bey einem Gaſtwirth ab, und wollte ſich eine Zeit lang in dieſem Städtchen aufhalten. Die Abſicht dieſes Mannes war, Teutſchlands Sitten kennen zu lernen; vorzüglich aber den Zuſtand der Litteratur. Aus der entſetzlichen Menge der verſchiedenen Produkten des menſchlichen Verſtandes und Unverſtandes, die täglich die Druckereyen verlaſſen, konnte er nicht klug werden. Ich muß doch die Männer der Aufklärung ſelbſt kennen lernen, ſagte er; denn will ich urtheilen, ob es gut wird. Er durchreißte daher den gröſten Theil von Teutſchland, beſuchte die merkwürdigſten Städte und Univerſitäten, und ſchrieb ſeine Beobachtungen in ſeine Schreibtafel.

Es iſt ſehr wunderlich, war einmal eine ſeiner wichtigſten Bemerkungen, daß es unter

einer so unzähligen Menge großer Gelehrten so wenig Herzen giebt. Gute Köpfe fand ich sehr viele, so sagte er auf der andern Seite seiner Schreibtafel, aber gute Herzen fand ich wenig; und letztere sind doch der Menschheit wichtiger als erstere. Was nützen gelehrte Köpfe, wenn sie Eigennutz und Stolz leitet. Der Verstand muß der Diener des guten Herzens seyn, sonst ist er der Menschheit nicht nützlich. Man spricht immer von Tolleranz, und keine Seele ist unverträglicher, als die Gelehrten. Verstand allein wird die Toleranz nie unter die Menschen bringen; aber das Herz. Wirf den besten Saamen auf felsigten Boden; er wird keine Frucht bringen. Die Erde muß mild und umgearbeitet seyn; denn kömmt Frucht und Erndte.

Solche und dergleichen Bemerkungen hatte der Hauptmann B*** eine Menge in seiner Schreibtafel.

Seine Reise über unterhielt er sich manchmal trefflich mit all dem lächerlichen Gezeuge von Menschen, die sich mit unter die Aufklärer zählen; aber nie besser als mit dem Gastwirthe zu L—r—e.

Daß der Geier das verwünschte Raabennest holen möchte, schrie der Hauptmann dem

dem Wirthe zu; ich bin viel in der Welt herum gereiſet, aber ſo einen Stall von Wirthshaus hab ich noch nie angetroffen. Ich wollte meinem Poſtillion den Henker auf den Hals wünſchen, daß er mich da in eurer Taferne ablud. Ich konnte die ganze Nacht über kein Viertelſtündchen ſchlafen, und meine Augen ſind noch ſo wach, wie Falkenaugen.

Wirth. Mir iſt unendlich leid, gnädiger Herr!

Hauptm. Zum Henker! welch eine verwünſchte Käsbude habt ihr mir da zum Zimmer angewieſen; es iſt ja alles da von Höllengeſtank impeſtirt, und das Gezeuge von Bett iſt hart und klozigt, als wäre es mit Bockshaaren und Schweinborſten gefüllt; ich lag mich die Nacht über krumm und lahm.

Wirth. Verzeihn Eure Gnaden! daß wir kein beſſeres Zimmer in Bereitſchaft hatten, es war alles ſo voll: allein in dieſem Augenblick iſt Herr Profeſſor K*** abgereiſet, der da neben Ihnen wohnte, und Sie können nun ſein Zimmer beziehen.

Hauptm. Das war ein Profeſſor, der neben mir wohnte? Ein Zahnarzt mag er geweſen ſeyn. Er polterte und ſchrie ja die ganze

Nacht, daß ich ihn hätte zum Teufel wünschen mögen.

Wirth. Er hatte Besuche von Gelehrten.

Hauptm. Das mögen mir feine Menschen gewesen seyn; ich dachte, es wäre eine Schwadron Reuter bey einander. Worüber disputirten sie denn?

Wirth. Ueber die Tolleranz.

Hauptm. Ueber die Tolleranz? das hätte ich nicht vermuthet. Ueber die Tolleranz — —

Wirth. Ja, ja! über die Tolleranz. Herr Professor N. hält offentliche Vorlesungen hierüber, und es geschah nicht einmal schon, daß er sich so darüber ereiferte, daß die Menschen so unverträglich sind, daß er in seinem gerechten Zorne manchem seiner Zuhörer das Buch an den Kopf warf.

Hauptm. Ha ha ha! nun das heißt die Tolleranz wirklich mit Nachdruck beweisen. Aber um Vergebung, Herr Wirth. Sie waren ja auch gestern beym Disput.

Wirth. Euer Gnaden zu dienen! denn unter uns zu sagen, obwohl ich mich nicht unter die Gelehrten hiesiger Stadt zähle, so bin ich doch so als ein Mann bekannt, der seine Schulen studiert hat, und so ziemlich in der Litteratur zu Hause ist.

Hauptm. Ich habe allen Respekt für des Herrn Kenntnisse und Einsichten, wenn aber alles das Ding nicht besser ist, als das verwünschte Rattennest von Matrazen, das Sie mir da zum Lager angewiesen, so sichts elend mit ihrer Litteratur aus; doch lassen wir die Sache gut seyn, und befriedigen Sie meine Neugierde. Sie sagten mir ja, wenn ich nicht irre, daß Sie von der Tolleranz sprachen.

Wirth. Gehorsamst aufzuwarten.

Hauptm. Wie kömmt denn ihr, liebe Leute! und die Tolleranz zusammen? Es sieht bey euch alles so neckisch aus; ihr verfolgt euch ja selbst untereinander wie die Krähen; ihr vertragt euch selbst untereinander nicht, wie wollt ihr euch mit andern vertragen? Eure Pasquille von Journalen, eure Allmanachs und Rezensionen, und wie das Gewäsche alles heißt, ist ja der größte Beweis eurer Unverträglichkeit.

Wirth. Sie belieben zu spassen. Denken Sie denn, es wäre so finster bey uns, obwohl es ganz richtig ist, daß wir unsere Portion — salva venia — Dummköpfe haben, so müssen Sie doch einen Mann, wie ich bin, nicht darunter zählen, der auch sein Lichtchen zur Aufklärung beyträgt.

Hauptm.

Hauptm. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß sich eine Uneinigkeit in unsern Disput mischte. Der Professor N. ist einer unsrer ersten Aufklärer; allein er heißt gleich jeden, der mit ihm nicht verstanden ist, Dummkopf und Esel, und so begegnete er mir auch; ich kam aus meiner Fassung, bekam ihn bey den Haaren, und stieß ihm den Kopf so etlichemal auf den Tisch, bis er der Tolleranz halber meiner Meinung war.

Hauptm. Das ist ja allerliebst! Ihr seyd ja wahre Haudegen in der Litteratur, verfluchte Teufelskerls in der Aufklärung. Ihr beweist alles so unwidersprechlich, daß man ja sagen muß.

Wirth. Ja freylich! Es wäre nicht gut gegangen, wenn nicht der fremde Professor die Güte gehabt hätte, den großen Schwenkkessel über uns abzugießen.

Hauptm. Nun! das war wirklich gütig. Wills aufschreiben unter die Beyträge zur Tolleranz und Gelehrten Geschichte. Doch, Herr Wirth! was giebt es noch weiter Neues in der Litteratur? Kann ich mit keinem eurer Gelehrten Bekanntschaft machen?

Wirth. O ja! Wir haben zween ausbündige Männer. Einer schreibt für die Tolleranz,

ranz, und der andere wider die Tolleranz, und diese hassen sich so einander, daß sie sich schon oft auf offener Gasse gezankt haben.

Hauptm. Ah pfui! das ist nicht schön! Daß ein Mensch, der wider die Tolleranz schreibt, einen andern hassen kann, der für selbe schreibt, das ist mir begreiflich: aber das ist unbegreiflich, daß ein Mensch, der die Tolleranz predigt, selbst intollerant ist, das übersteigt alle Begriffe.

Wirth. Es ist doch so, und ich bin auch von der großen Parthie der Tollerantisten, und behaupte, daß alle Esel, Ochsen, Dummköpfe sind, die — — —

Hauptm. St! Herr Wirth! Herr Wirth! Sie treiben die Sache zu weit. Es hat alles Maaß und Ziel. Doch wer kömmt hier?

Wirth. Es ist Therese, des Buchhändlers P. Tochter.

Therese. Um Vergebung! ich werde mich geirrt haben.

Hauptm. Wenn Sie sich irrten, so ist der Irrthum recht schön. Kommen Sie herein, ich bin schönen Kindern, wie Sie sind, vom Herzen hold. Aber was haben Sie da?

Therese. Es ist ein neues Buch. Ich sollte es einem Fremden, der in diesem Gasthofe

wohnt,

wohnt, auf das Zimmer bringen. Er machte die Bestellung bey meinem Vater.

Hauptm. Lassen Sie doch sehen! — (liest den Titel.)

Vesuvius novus Litterarius,
oder der wider alle Intollerantisten wüthende Vesuvius.

Das muß ein feuriges Genie seyn, der dieses Gezeug geschrieben hat.

Therese. Feurig? Ja, der abgeschmackteste Kerl von der Welt ist er.

Hauptm. Wie nennt er sich denn?

Therese. Ich mag seinen Namen nicht einmal nennen, er lautet so kindisch.

Hauptm. Sagen Sie nur!

Therese. Ich schäme mich aber recht.

Hauptm. Nur heraus!

Therese. Er nennt sich Magister Scheyperl; und denken Sie nur, dieser abscheuliche Mensch soll mein Mann werden.

Hauptm. Dein Mann! — holdes, gutes, Mädchen! Magister Scheyperl dein Mann! Nein, der solls nicht werden, bey Gott nicht!

Therese. Wenn es aber mein Vater so will, und wenn er mir meinen Wilhelm nicht läßt.

Hauptm. Wer ist denn Ihr Wilhelm?

Therese. O Gott! ein so herzensguter

Junge,

Junge, der es mit allen Menschen so redlich meint; der mich so sehr liebt. Da lesen Sie nur einmal diesen Brief, den er mir schrieb.

Wilhelm an Thereſe.

„Ich liebe dich mehr, als mein Leben, holdes, theuerſtes Mädchen! Nie fühlte ich noch das in meinem Herzen, was ich für dich fühle. Jede Stunde gleicht traurig für mich vorüber, in der ich denke, daß du abweſend biſt, und ſchlaflos träume ich die lange Nacht über von deiner Engelsſeele. So ganz Güte biſt du, ſo ganz ungeſchmückte Natur. Ach! laß es dir oft ſagen, nur recht oft ſagen, wie gut ich dir bin, Thereſe! Wie glücklich wäre die Menſchheit, wenn es viele ſo gute Seelen gäbe, wie die deine. So ſanft iſt dein Auge; ſo ſprechend dein Blick; iſt Tücke in deinem Herzen, ſo iſt die ganze Natur eine Lügnerinn. Wüßteſt du, beſtes Mädchen! wie ich ganz an dir hange, ſo an dir hange, daß mich keine Gottheit von dir trennen könnte. Ich liebe dich nicht, wie Alltagsmenſchen ſich lieben, ſondern ſo, wie gleichgeſtimmte Seelen von Herz zu Herz, von Seele zu Seele. Aus deinem Auge, holdes Geſchöpf, ſtrahlt deine Engelsſeele. Dich ſehen, dir es ſagen, daß ich dich liebe, daß ich nur für dich lebe; in dem allein begränzen ſich alle meine Hoffnungen, alle meine Wünſche. Schreib mir bald, gutes Mädchen! und ſag mir: deine Thereſe iſt noch ihrem Wilhelm gut.„

Hauptm. Das mag ein guter Menſch ſeyn.

Thereſe. Aber mein Vater ſagt immer, er ſey nicht tolerant.

Hauptm.

Hauptm. Wie das?

Therese. Weil er kein Geld hat.

Hauptm. Wenn es nur da fehlt, so kann ich helfen. Ich bin ein alter Junggeselle; hab keinen Freund, und will auch mein Geld nach meinem Tode keinem Taugenichts geben. Kommt mit mir! Mit einem paar tausend Dukaten will ich deinem Vater beweisen, daß Wilhelm mehr Tolleranz hat, als der verwünschte Kerl, der Magister Scheppert. Komm, komm, Therese!

Therese fiel dem alten Hauptmann um den Hals, und Freudenthränen netzten ihre Wangen.

Theresens Vater war ein Buchhändler, der sich auf Unkosten der Vernunft und des Menschenglückes durch die elendesten Brochüren nährte. Er hatte mehr, denn zwanzig Dummköpfe in Sold, die die Zeit ihres Lebens durch schmierten. Teufelsgeschichten und abergläubische Histörchen, elende Hexenerzählungen, Schutzschriften für Dummheit und Aberglauben, und feindselige Pasquille wider jeden Gutdenkenden waren sein Verlag.

Dieser Mann, der sich Thomas B. nannte, war überdas äußerst intolerant und menschenfeindlich. Jedes vernünftige Buch sah er als einen Eingriff in seine Gerechtsamen an, und verfolgte daher jeden Author, der nicht für seinen Kram schrieb.

In seiner Nachbarschaft lebte Johann S. ein junger Buchhändler, der ein Freund der Vernunft und ein gerader Mann war. Dieser sammelte sich nützliche Schriften, und machte

sich

sich bald einen Verlag, der in ganz Teutschland bekannt war. B. war rasend über E. Unternehmen, denn er sah ein, daß seine Brochüren nothwendig verlieren müßten, wenn bessere Schriften ans Licht tretten.

Die Vernunft ist dem Menschen schädlich, sagte B.; denn wenn die Menschen vernünftiger werden, so bleiben meine Werke liegen, und folglich hab ich keinen Abgang, und leide daher Schaden: atqui sagte er weiter, ich bin ein Mensch, und weil solcher Schaden mir als einem Menschen zugeht, ergo ist die Aufklärung dem Menschen schädlich.

Optime argumentavit Dominatio, sagte sein vertrautester Freund, Hieronymus Valentin Pinsel. In vino veritas; eine Bouteille Wein auf den Tisch, und nun soll die Sache ausgemacht werden, wie die neue Authorschaft kann zernichtet, und Nachbar E. an den Bettelstab gebracht werden.

Hieronymus Valentin Pinsel war ein ausgemachter Bigott; außer seinem Interesse kannte er keinen Gott und keinen Menschen.

Sie haben Recht, Herr Thomas B. sagte er, Sie haben recht, daß Sie nicht zugeben wollen, daß solche schädliche Schriften in die Welt tretten, wie Nachbar E. verlegt. Ihr ganzes Credit müßte nothwendig sinken, und das durch Jahrhunderte erhaltene Ansehen ihrer berühmten Bücher, als das Millefolium der Hexengeschichten; das Trifolium der Teufeley, dann das berühmte Buch das durch den Nagel der Wahrheit an die Thüren der menschlichen Vernunft gehef-

tete

tete unwiederſprechliche Teſtimonium der Dryden-Exiſtenz.

Alle dieſe berühmten, belobten, verkauften, gefachten, gewünſchten Bücher würden ihre Authorität, und ihren nützlich bisher gemachten Einfluß auf die ganzen vier Welttheile von Europta verlieren.

Sie haben recht, Herr Hieronymus Valentin Pinſel, denn ohne es mir zur Schmeicheley zu ſagen, ſo weiß ich es aus zuverläßigen Nachrichten, daß meine Thomas B. Werke bis jenſeits des ozeaniſchen Meeres geſucht werden, und daß ſich ſelbe der König von Abyſſinien ſchon oft hat über Tiſch vorleſen laſſen, wie mir Magiſter Schepperl erzählt hat.

Daran iſt gar kein Zweifel.

Hier trat eben Magiſter Schepperl zur Thüre herein.

Quaſi vocatus, rief Hieronymus Valentin Pinſel, quaſi vocatus veniſti, Doctiſſimus admodum peritus magiſter Schepperl. Quid novi in re litteraria?

Hier machte Magiſter Schepperl eine tiefe Verbeugung, ſetzte ſich hin, und fieng mit einer lächelnden Miene ſo zu ſeinem Freunde B. an.

Hier ſind drey Werke, die ganz neu aus der Offizin meiner Vernunft kommen; ſie ſind auf dem Ambos meiner Authors-Stärke geſchmiedet. Es kann nichts herrlichers mehr geſagt werden.

B.

B. Lassen Sie sehen!

Magister. Nicht so begierig! diese Werke sind einem Cometen gleich, die fürchterlich in den Finsternissen der Nacht leuchten werden; sie sind gleich einer Kanonen-Kugel, die durch die weisse Scheibe der sich anmassenden Aufklärung ein entsetzliches Loch machen wird, woran die Herren Philosophen genug werden zu sticken haben. Alle neue Grundsätze der Philosophie sind umgestossen, und wiederlegt. Hören Sie nur einmal die auffallenden Titel.

Das erste Buch nennt sich: Das von dem Thron der Vernunft gestossen wordene, und wieder von mir Magister Scheppers in seine Rechte eingesetzte

Barokodarapti.

Das zweyte: Unwiedersprechliche Beweise, daß die neu erfundene brennbare Luft keine brennbare Luft, sondern eine wahre Höllenluft sey.

Das Dritte: Unumstösslicher Beweis, daß der Magnetstein ein wahrer Höllenstein sey, und das Anziehn des Magnets in nichts anderen bestehe, als in denen in diesem Höllenstein sich noch befindenden Teufels-Klauen.

Das Vierte endlich: Philosophia antipodäna Schepperiana, oder Philosophia omni Philosophiæ contraria, in welcher Magister Schepperls Vernunft der Vernunft der ganzen Welt widerspricht. Dieses letztere ist das Omega aller meiner Werke.

Treflich!

Treflich! treflich! rief Thomas B. wie es aber nur möglich iſt, daß Ihnen alles ſo einfällt.

Magiſter. Ja, das liegt im Genie. Wenn ich mirs in Kopf ſetze, ſo beweiſe ich, das die Laterne eine Lampe, und die Lampe eine Laterne iſt. Es mag die ganze Welt darüber ſich ärgern, oder lachen, wenn nur die Sache getan wird. Das iſt der wahre Geiſt der Aufklärung. Unter uns geredt, ſo müſſen ſich die Leute, wie wir ſind, um nichts bekümmern, als ihre Werke gut an Mann zu bringen. Klärts auf, oder klärts nicht auf; das kümmert uns wenig, wenns nur abgeht.

Sie ſprechen recht, ſagte Hieronymus Valentin Pinſel, denn mein Vetter Ferdinand Apothens war der nämlichen Meinung. Ein Aufklärer, ſagte er, muß den Geiſt der Aufklärung verſtehen, ſeine Nation kennen, und ſich der Zeiten zu bedienen wiſſen. Iſts dunkel in der Gegend, wo er lebt, ſo darf er Blaſen für Laternen verkaufen, oder Windſiebe für Marktkörbe: Dummodo emat populus.

Aber nun zur Sache, ſagte Thomas B. Was bin ich Ihnen für ihre neuen Werke ſchuldig?

Magiſter. Kurz und gut! Sie geben mir ihre Jungfer Tochter zum Weib — —

Nein, Herr! holls der Teufel! ihr ſollt des Thomas B. Tochter nicht zum Weib haben, um euren verfluchten Vefuvium litterarium

rium nicht, rief der Hauptmann, und trat zur Thüre hinein. Daß euch der Blitz! ihr Rauppen der Litteratur, fluchte er, und Hieronymus Valentin Pinsel und Magister Schepperl flüchteten sich zur Thüre hinaus, und fielen die halbe Treppe hinunter. Hier sind tausend Dukaten, fuhr der Hauptmann fort; sie gehören dem guten Wilhelm und eurer Therese. Dieses Paar muß sich heurathen und euch glücklich machen. Ich kenne das Teufelszeug aller dieser Schmierereyen; nehmt Schepperls Werke, und heizt den Ofen damit. Was nüzt das der Menschheit? verlegt bessere Bücher, hier habt ihr Geld; ihr seyd nicht mehr genöthiget, so elendes Gewäsche auf Unkosten des Menschenverstandes unter die Leute zu bringen. Ich will euer Glück machen.

Der Buchhändler war ganz erstaunt über diese Anrede, und wußte nicht, ob es Traum oder Wahrheit sey. Die tausend Dukaten funkelten ihm so schön ins Auge. Schämt euch nicht zu gestehen, fuhr der Hauptmann fort, daß ihr so ein Thor waret, solches Narrenzeug zu verlegen. Es sind manche unsrer neuen Aufklärer nicht besser; ihre Journalen, ihre Pasquillen haben keinen bessern Endzweck, als eure Opera Schepperiana. Es tragt Geld, ist ihr Beweggrund, nicht; es werden die Menschen besser, denn wenn dieses wäre, so müßten manche Herzen edler und erhabner denken, und es ganz anders anstellen, um die Menschheit zur Tolleranz zu führen, als durch Schimpfschriften und litterarische Pasquille. Aber laßt die Sache gut seyn; wir

ändern

ändern sie nicht, es muß sich selbst ändern. Läßt Wilhelm kommen, ich will bey Theresens Hochzeit seyn.

Therese war glücklich; Wilhelm ward ihr Mann, und der alte Hauptmann ihr Freund, der seine letzten Lebenstage bey ihnen verlebte. Er brachte ihnen seine Grundsätze bey, und schrieb mit großen Buchstaben in das Handlungsgewölbe:

Der ist ein Aufklärer, der durch seine Schriften beweiset, daß er jeden Menschen liebt.

Der ist tollerant, der gegen jeden Menschen tollerant ist.

Du allein Sanftes Geschöpf! warst
Aglais Freundin; du wärst, und bist
nicht mehr - jenseits will ich dich wieder
finden.

Aglais

oder

gesammelte Bruchstücke

der

Schwärmerey

aus

wahren Menschengeschichten.

Von

dem Hofrath v. Eckartshausen.

Mit 5 Kupfern.

München,
bey Joseph Lentner, Buchhändler. 1787.

Aglais.

Aglais war jung und unerfahren, als er in die Welt trat. Wie die einsame Blume im ruhigen Thale erwuchs Aglais in einer ländlichen Gegend, und unbekannt mit Menschen lebte er die Frühlingstäge seiner Unschuld.

Am stillen Bache, an der rauschenden Quelle öfnete sich sein gefühlvolles Herz zu den heiligen Eindrücken der Menschen Lehrerinn, Natur. Die glänzende Sonne am Mittag, die Purpurröthe Aurorens, die blumenvolle Wiese, und die singende Lerche waren Aglais Unterweiserinnen.

Aus dem Wonnegefühle des Lebens lernte Aglais seinen Gott kennen, und aus den Wohlthaten der Natur lernte Aglais die Menschenliebe.

Entfernt von aller unedlen Leidenschaft, kannte der sanfte Jüngling keine andere Eindrücke, als die, die die edelsten der Menschen sind.

Zufrieden war Aglais mit dem, was ihm die Natur gab; ruhig schlummerte er unter seinem trauten Strohdache, und seine Wünsche waren begränzt, wie seine Bedürfnisse.

Er dankte dem wohlthätigen Schaafe seine Kleidung, der Quelle seinen Trank, und dem dankbaren Acker seine Nahrung; war zufrieden mit dem, was ihm die Natur gab; und nie wallte sein Geblüt auf, durch Begierden und Habsucht empört.

Er schonte der gutthätigen Heerde, die ihn kleidete, und vergoß nie das Blut des treuen Stiers, der mühsam seinen Acker pflügte und ihn ernährte.

Euer Glück, ihr Menschen, liegt in der Natur, beschuldigt nicht die Schöpfung einer Grausamkeit, weil ihr die Ketten der Sklaverey weit nach euch nachschleppet.

Zur Seligkeit, zur Wonne hat euch die Gottheit erschaffen, aber ihr konntet euer Glück nicht vertragen, ihr selbst habt das Paradies in eine Wüste verwandelt. Noch steht dieses treffliche Eden; aber, verwachsen mit Dörnern und Disteln, finden wenige mehr den Zutritt in diese himmlische

Gegend

Gegend; nur für den, der die wahre Schätze des Lebens kennt, ist der Pfad noch gebahnet — und diese Schätze sind Weisheit und Tugend.

Verachtet und verspottet ist der, der diesen Weg geht; einsam, wie ein Pilgrim, muß der wandeln, der diesen Ort erreichen will; denn die Menschen sehen es für Beleidigung an, wenn einer Muth hat, seine Narrenkappe wegzuwerfen. Es ist Mode geworden, und die Feinheit wußte der Narrenkappe tausend Gestalten und Zuschnitte zu geben; die Schellen werden so künstlich vernähet, daß der ein feines Ohr haben muß, der sie klingeln hört.

Aglais kannte die Welt nicht, und war glücklich. Sein schuldloses Herz kannte keine Freude, als die der Unschuld.

Wie die Knospe der Rose sich dem Hauche des holden Zephyrs öffnet, so öffnete sich Aglais Herz gegen jedermann, und wußte noch nicht, daß Falschheit und Tücke die Menschen verunstalteten.

Die Rose blühte schon fünfzehnmal an Aglais Hütte, und fünfzehnmal ward die Traube reif, seitdem Aglais die Welt sah.

Ein Jüngling mit edlem Muthe, mit freyer Seele war Aglais; ungeheuchelt war seine Denkart, und offen sein Herz. Seine Nerven waren zum

Gefühle und zur Empfindung gestimmt, und mit solcher Bildung des Herzens verlies Aglais das Land, und kam in die Stadt.

So wird aus fruchtbarem Erdreich die schönste der Blumen entrissen, und in eine Einöde gepflanzt, um unter Disteln zu verwelken.

Wie unglücklich war Aglais, als er die Menschen kennen lernte. Wo sein Auge nur hinsah, war nichts als Verwüstung und Elend.

Aglais ungeheuchelte Unschuld wußte seine Worte nicht mit Farben zu schminken; er sprach, was er dachte, und Verfolgung folgte seinen Schritten.

Sein gefühlvolles Herz unterlag unter der Bürde des Kummers, und traurig, wie der Schatten des einsamen Wanderers, wandelte er den Pfad des Lebens. Seine Freunde waren um seine Gesundheit besorgt, und wandten alles an, ihn auf andere Begriffe zu bringen: allein, sein harmonisches Herz konnte die Mißtöne der Welt nicht vertragen, er welkte dahin, wie die Rose. — Es war eine Frühlingsnacht, als er seinen Vettern rufen ließ — er kam — Aglais führte ihn in Garten, der Mond war am Himmel, und Balsamgerüche von Blumen düfteten. O Freund! sagte Aglais, hier ist Ruhe und Stille, wie im Lande der Seelen; jenseits ist es besser

zu

zu wohnen — noch einen Kuß — und eine Umarmung, denn auf ewig — Lebe wohl.

Aglais schlief ein, und erwachte nicht mehr; niemand wußte die Ursache seines Todes, aber sie entdeckte sich, wie wir nachhin hören werden. Auf seinem Zimmer fand man ein Buch aufgeschlagen auf seinem Tische liegen, in welchem folgende Geschichte war:

Der arme Auguſt.

Groſſe, Mächtige und Reiche! Leſet meine wahre, ſchreckliche Geſchichte! Euch ſey ſie ans Herz gelegt, und wenn ihr zu einem prächtigen Mahle geladen, bei einem Armen vorüber gehet, ſo theilet ihm nur das kleinſte Stück aus eurer vollen Speiſebörſe mit. Er wird geſättigt am Abend euch ſegnen; aber fluchen wird er euch, wenn ihr mit einem Kopfſchütteln ſein dringendes Flehn beantwortet, und aufgezeichnet werdet ihr einſt dieſen Fluch im Schuldbuche des Ewigen finden, der euch Ueberfluß gab, damit ihr Nackende kleiden und Hungrige ſpeiſen ſollt.

Zu M — in S — lebte vor ohngefähr ſechzig Jahren, ein armer Leinweber. Kümmerlich

nährte ihn sein Handwerk, und oft wurde sein Tisch nur des Tages einmal gedeckt; aber er lebte froh und vergnügt, denn Gott hatte seine Ehe mit einem hoffnungsvollen Sohne gesegnet, der von seinem Wiegenjahre an die Freude seiner armen Aeltern war. Sein Pathe, der Pfarrer des Städtchens, ließ Augusten — so hieß der Knabe — studieren, und wenn der alte Leinweber Sonntags nach der Pfarre schlich, so las ihm der Pfarrer oft Briefe von den Professoren vor, die seinen Zögling nicht genug zu loben wußten. Mit Freudenthränen im Auge kehrte der frohe Vater wieder in seine Hütte zurück, erzählte seiner Gattin, beym nächtlichen Male, ihres lieben Sohnes Lob, und Erdäpfel schmeckten dann den alten Leuten köstlicher, als der beste Braten.

August hatte die Rechte studirt, und kam, versehen mit den besten Zeugnissen, in die Arme seiner Aeltern, in das Haus seines Wohlthäters zurück. Kurz darauf starb der Pfarrer, und August mußte alles anwenden, um sich und seine armen Aeltern vor Mangel zu schützen. Der Obereinnehmer des Städtchens wurde weiter befördert; August wagte es, um diesen offnen Dienst anzuhalten.

Der Minister dieses Departements, ein würdiger, rechtschaffner Mann, ließ sich alle Jahre von den Professoren der Landesuniversität ein Verzeich-

zeichniß der fleißigsten Studenten einschicken, und da August in dieser Liste oben an stund, so erhielte er vor dreißig Mitcompetenten den Vorzug. In vier Wochen war er Oberetatsmeister, hatte einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern, folglich mehr, als je sein höchster Wunsch begehret hatte. Sein armer Vater webte nun nicht mehr Leinewand, er wohnte mit seiner Gattin im Hause des dankbaren Sohnes. Beide genossen noch einige Jahre das ruhigste Alter, und starben endlich in den Armen ihres Augusts. Ihr letztes Wort, ihr letzter Blick war Segen über ihn. Schon ein ganzes Jahr ruhten die Alten im Grabe, als einst August nach einem benachbarten Städtchen auf einen Ball geladen wurde. Er kam, sah dort die schöne Amalia, und fühlte im Rückwege zum erstenmale den Drang der Liebe.

Es giebt eine gewisse Gattung von Menschen, die, durch irrige Begriffe geleitet, sich ein Verbrechen aus der schuldlosesten Liebe machen, sie vor aller Augen zu verbergen suchen, und das größte Laster zu begehen wähnen, wenn sie ihrem besten Freunde diese Leidenschaft entdecken sollen. Unter diese Klasse gehörte August, er verschloß seine Liebe ins Innerste seines Herzens, quälte sich eine halbes Jahr, und da er seine Qual nicht länger ertragen konnte, so reiste er in größter Stille

nach dem Wohnorte des Mädchens, hielt schriftlich um Amalien an, und kam verheurathet zurück, ehe ein einziger Bewohner seiner Vaterstadt etwas von seiner Liebe gemuthmaßt hatte. Seine Heurath war nun das Gespräche des ganzen Städtchens. Alle bedauerten den guten August, denn er hatte ein Mädchen genommen, daß in der ganzen Gegend in üblem Rufe stand. Jedermann wußte, — nur der Geheimnißvolle August nicht, — daß sie vor einigen Jahren öffentliche Maitresse eines Edelmanns war, mit diesem ein Kind gezeugt hatte, und wegen ihrer schlechten Aufführung schimpflich vom Schlosse gejagt wurde. Keiner war so grausam, ihm diese Geschichte zu erzählen, und so lebte August ruhig und vergnügt mit seiner Gattinn, die ihm nach dem ersten Jahre, ihr vollkommenes Ebenbild, eine Tochter gebahr. Schon nahmen viele ihr erstes Urtheil über diese Heurath zurück, weil sie mit Grund hofften, Amalie würde — gewarnt durch ihren ersten Fall — nun eine gute Gattinn seyn und bleiben. Aber Amaliens Aenderung war nicht anhaltend, sie fieng an, kleine Tafeln, kleine Spiele zu geben, und allerhand Personen, und unter diesen alle hübsche Offiziere der Garnison dazu ein. Oft wachte August die ganze Nacht auf dem einsamen Lager, bis seine Gattinn, erst am späten Morgen, es mit ihm theilte. Er fühl-

te,

te, daß dies nicht recht sey; aber er war zu verliebt, und folglich zu schwach, um den Ganzen Einhalt zu thun. Endlich sah er, daß sein ganzer Gehalt nicht hinreichte, um seiner Frauen Aufwand zu bestreiten, und es meldeten sich Schuldner; die er aufs künftige Jahr vertrösten mußte. Er murrte zum erstenmale mit ihr, aber eine feurige Umarmung, ein süßer Kuß stillte seinen Zorn, und sein Haus wurde bald der Sammelplatz aller jungen und ausschweifenden Personen. Ein besserer Dienst in einer größern Stadt war itzt offen. August, der bisher immer seine Pflicht aufs genaueste erfüllte, öfters Belobungsdekrete darüber erhalten hatte, hoffte nicht ohne Grund, daß er diesen Dienst erhalten würde, und glaubte der Ausschweifung seiner Frau ganz Einhalt zu thun, wenn er sie von einer so gefährlichen Gesellschaft entfernte. Er entdeckte Amalien seine erste Gesinnung, sie billigte nicht allein solche, sondern rieth ihm auch, selbst nach der Residenz zu reisen, um sein Begehren desto besser betreiben zu können. August nahm von dem wenigen baaren Gelde den kleinsten Theil mit auf die Reise, und ließ seiner Frau mehr noch, als sie zur häußlichen, stillen Wirthschaft brauchte. Als er schon im Wagen saß, gab er ihr den Schlüssel zur landesfürstlichen Kasse, damit sie, wenn etwa Feuer entstünde, alles retten könnte.

Er

Er kam in der Residenz an, der Minister war verreist, und er mußte vierzehn Tage auf seine Ankunft warten. Er schrieb unterdessen die rührendsten Briefe an seine Frau, und stellte ihr schriftlich — was er besser als mündlich zu thun im Stande war — die Folgen vor, die ihr Aufwand haben würde, nothwendig haben müßte. August versprach sich viel von dem Eindrucke, den diese Briefe auf sie machen würden, aber Amalie warf sie ungelesen hin, schwelgte auf die übertriebendste Art mit ihren Anbetern, und aufmerksame Beobachter rechneten aufs genaueste nach, daß oft ein einziges Souper sechzig und mehrere Thaler kostete.

Jeder hat seine Feinde, auch August, und ehe der Minister nach der Residenz kam, war schon, einlaufenen Berichten zufolge, Befehl gegeben, Augusts Kasse zu revidiren.

Früh trug er dem angekommenen Minister „seine Bitte vor. „Sie sey ihm gewährt, wenn „es Verläumdung ist, was man von ihnen spricht, „und wenn ihre Kasse richtig befunden wird.„ August, der sich keines Verbrechens, keiner Unrichtigkeit bewußt war, reiste ruhig nach Hause und versprach sich in die Zukunft die heitersten Tage. Er kam an, und fand seine Frau nicht zu Hause. Sie sey gestern, sagte ihm die Magd,

als man die Kasse versiegelt hätte, eilig aufs Land gereiset. August wußte, daß er revidirt werden sollte, die Versiegelung kam ihm also nicht unerwartet; aber die Reise seiner Frau, ihr langes Ausbleiben ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Am frühen Morgen kamen Abgeordnete, öffneten in Augusts Gegenwart die Kasse, und es lagen anstatt neun hundert nur fünfzig Thaler darinne. Der Defekt überstieg seine Caution, die er durch das Vermächtniß seines Vaters geleistet hatte, um die Hälfte, und der erstaunte August wurde ins Gefängniß geführt. Noch wußte er nicht, was er glauben, was er denken sollte, als sein bester Freund zu ihm ins Gefängniß trat, und ihm die ganze Aufführung seiner Frau in seiner Abwesenheit erzählte. Ich gab der Leichtsinnigen den Schlüssel, mehr sagte er nicht, und gab sich in allen Verhören als den Schuldigen an, ungeachtet seine Richter, bekannt mit der ganzen Sache, ihn oft fragten: Ob seine Frau nicht etwan Eingriffe in die Kasse gethan hätte? Seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, wurde er — nach den Landsgesetzen noch sehr gelinde — zu einem fünfjährigen Festungsbaue verurtheilet.

Der Unschuldige karrte diese lange Zeit ohne Murren, und eilte, als er losgelassen wurde, seiner

Vater

Vaterstadt zu. Er fragte eifrig nach seiner Frau, nach seinem Kinde. Das letztere hatten barmherzige Leute bisher ernähret, und gaben es willig dem bittenden Vater wieder. Die erste erfuhr er, nach langem Nachforschen, halte sich im P****, schen bei einem Obristen als Haushälterinn auf. Mit seinem Kinde am Arme reiste er zu ihr. Vielleicht glaubte der Unglückliche, daß seine Frau, weil er für sie büßte, ihn mit offnen Armen empfangen, ihm ihre ganze Liebe wieder schenken würde. Als er dort ankam, fragte er nach der Frau Haushälterinn, und hörte zu seinem größten Erstaunen, daß man die Mamsell gleich rufen würde. Sie kam, und die Undankbare wollte ihn nicht einmal kennen. Ich war nie verheurathet, sagte sie dreist! der Kerl muß ein Narr seyn! und August wurde durch einen Korporal zum Hause hinausgeprügelt! Keine Aussicht, keine Hülfe, nicht einmal einen Trost! Er bettelte sich mit seinem Kinde bis zur nächsten Stadt. Dort war er so glücklich, ein Stübchen zur Miethe, und, wegen seiner guten Handschrift, von vielen Advokaten Akten zum Abschreiben zu erhalten. Kümmerlich, aber ehrlich, nährte er sich mit dieser Arbeit acht lange Jahre. Sein Lottchen, seine Tochter, war der einzige Trost, das einzige Vergnügen, das er hatte und kannte! Sie liebte ihn über alles; sein Auge durfte winken, so wurde sein Wink befolgt.

Amalie

Amalie hatte unterdessen ihren Obristen schon wieder verlassen, und war zur Stadt gekommen. Ein junger Minister fand sie noch reizend, und ihr Schicksal war durch seine Freigebigkeit sehr glänzend geworden. Einst trug August abgeschriebene Akten nach Hause, als ihm in der Hauptgasse ein prächtiger Wagen begegnete, er wollte ausweichen, sah seine Frau darinne sitzen, blieb vor Erstaunen stehen, und wurde von dem unbarmherzigen Kutscher zu Boden gefahren. Der Wagen rollte rasch fort, und August lag wie tod da. Sein rechter Arm war zersplittert, sein linkes Bein sehr beschädigt. Gutherzige Leute trugen ihn, als er reden konnte, nach Hause, seine trostlose Tochter rufte einen Chyrurgus, und dieser stellte ihn erst nach einem halben Jahre, gelähmt an Hand und Fuß, wieder her. Als dieser seine Bezahlung forderte, hatten Vater und Tochter nur noch ein einziges Kleid, ihr weniger Hausrath war bis auf einen Tisch und einen Stuhl verkauft. Alles dieses und ihr einziges Bette reichte kaum zu, um seine Forderung zu befriedigen. Am Abende giengen sie das erstemal hungrig schlafen, und wußten am Morgen nicht, wo sie für diesen Tag einen Bissen Brod hernehmen sollten. Es war schon Mittag, und noch brannte auf ihrem Herde kein Feuer. Beyde weinten, aber beyde schwiegen, weil sie

sich nicht durch unnützes Klagen ihr Unglück vergrössern wollten.

Der Vater brach zuerst das Stillschweigen:

Aug. Lottchen, was wird aus uns werden?

Lottch. Gott im Himmel weis es!

Aug. Meine Hand ist gelähmt, ich kann nicht mehr schreiben! Und wollte ich auch ausgehen, wollte arme Leute um ein Allmosen ansprechen, so hab' ich nicht einmal einen Rock. Erbarmet sich Gott nicht bald unser, so müssen wir Hunger sterben!

Lottch. Vater, ich will — — — (Thränen verhindern sie, weiter zu reden.)

Aug. Was willst du?

Lottch. Ich — will — betteln — gehen!

Aug. Du? du? Und doch — aber nein! Noch weis ich ein anderes, weniger schreckliches Mittel! deine Mutter ist in der Stadt, ihr Wagen war's, der mich zu Boden fuhr.

Lottch. O Jesus!

Aug. Er kam aus des Ministers Hause, dort muß sie wohnen, oder wenigstens zu erfragen seyn. Du bist ihre Tochter, du hast unter ihrem Herzen gelegen, ihr Blut hat dich genährt, sie wird Erbar-

barmen mit dir haben, und bist du versorgt, so will ich gerne sterben. Frage unter meinem, unter ihrem Familiennamen nach ihr. Schildere ihr unser Elend, und rührt sie dieß nicht, so sage ihr kühn, daß wir durch sie unglücklich sind.

Lottch. (freudig) Ich soll meine Mutter sehen! O wohl uns, daß sie noch lebt! Sie wird uns gewiß helfen! Ich gehe gleich!

Aug. Geh, Kind, geh. Mich hungert sehr! Ich will unterdessen beten, damit Gott ihr Herz erweiche!

Lottchen eilte fort, und August kniete nieder, bat Gott um Erhörung, um Erbarmung. Unter August Namen wollte niemand in des Ministers Hause etwas von Amalien wissen, als sie aber ihren Familiennamen nannte, so wußte jeder, daß es das gnädige Fräulein sey. Aber die saß schon bey der Tafel, und ihre Tochter mußte bis fünf Uhr in der Antichambre hungern. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und Lottchen gemeldet. Sie soll sagen: wie sie sich nenne? wer sie sey? war die Antwort. „Ich bin des armen Augusts Tochter!„ O ich kenne das Aas schon, rief das gnädige Fräulein im innern Zimmer, sie soll sich fortscheren, sonst werden die Bedienten sie fortpeitschen. Die

erschrockne Tochter flob, als sie dieß hörte, und lautes Gelächter der Bedienten scholl ihr nach.

Trostlos gieng sie durch die Gassen. Ihr armer Vater fiel ihr ein. „Mich hungert sehr, sagte er, als ich fortgieng. Wie wird ihn itzt erst hungern, und ich bringe ihm keine Hülfe, keinen Trost!„ Es dämmerte schon, und Lottchen wagte es, einige Vorübergehende um ein Allmosen zu bitten. Zweymal streckte sie ihre zitternde Hand vergebens aus, das drittemal wollte ihr eben eine gutherzige Frau etwas schenken, als ein Bettelvogt aus einer Ecke hervorsprang, ihr die Gabe entriß, und das arme Mädchen schrecklich schlug. Mit Blut befleckt kam sie nach Hause. Noch kniete ihr Vater in der Ecke und betete. „Was hast du ausgerichtet? — Nichts! — Aber du blutest? Die Grausame, sie hat dich schlagen lassen! Ha, dieß noch!„ Hier trat er an den kalten Ofen, und wetzte mit seiner linken Hand das einzige Messer, das er noch hatte. „Nicht sie, mein Vater, nicht sie!„ „Aber wer denn?„ Das Messer entfiel hier seiner Hand. „Ein harter, garstiger Mann, der nicht zulassen wollte, daß eine gute Frau mir etwas schenke.„ „Also auch die einzige Hofnung dahin!„ Und nun versank er in ein tiefes Nachdenken, stand oder lag vielmehr am Fenster, und Lottchen unterstund sich nicht,

mit

mit ihm zu reden. Um zwölf Uhr in der Nacht seufzte er oft und tief. Lottchen wagte es nun, ihn zu trösten:

Vater! noch weis ich eine Hülfe!

Du? Hülfe?

Ja, lieber Vater, ich will mich als Magd verdingen!

Hast recht! Dann ist dir doch geholfen!

Will auch ihnen helfen.

Wird eben so fehlschlagen, aber ungerecht wärs, wenn ich nicht bis ans Ende ausharren wollte.

Lottchen gieng am frühen Morgen aus, und kam um 9 Uhr mit Brod und Fleisch zurück. Sie war zu einer von den Frauen gegangen, die sich ein Geschäft daraus machen, dienstlose Mädchen unterzubringen. Diese hatte sie in ein Bürgerhaus gewiesen, wo sie sogleich als Küchenmagd angenommen wurde, und zur Sicherheit einen halben Gulden Handgeld erhielt. Sie aß mit ihrem hungrigen Vater, und trat schon Nachmittags ihren Dienst an. Abends hub sie etwas von ihrem Tische auf, und trug's früh ihrem Vater hin. So machte sie's immer, und der Arme sah mit Thränen, wie's möglich sey, daß seine Tochter ihn als Dienstmagd ernähren könne. Als es kalt

wurde, nahm die Dankbare ihr ganzes Bette, und brachte es ihrem Vater. Er weigerte sich, es anzunehmen; aber da sie ihn versicherte, daß es ja einerley sey, ob er oder sie darauf schliefe, daß sie immer noch genug hätte, um sich vor Kälte zu schützen, so nahm er's mit Dank an. Ein vierteljähriger Lohn reichte hin, um ihm einen alten Rock und etwas Holz zu kaufen. Schon fieng der alte August an, auf die Vorsicht zu trauen, als Lottchens Hausfrau einst in ihre Kammer trat. Sie sah, daß ihre Magd auf Stroh schlief, und fragte nach dem Bette. Lottchen stockte und gestand endlich. Das Bette mußte sogleich herbey geschafft werden, und da man die Wahrheit nicht glaubte, so wurde Lottchen, zum Lohne ihrer kindlichen Liebe, in dem kältesten, härtesten Winter aus dem Hause gejagt. Sie gieng wieder zu ihrem Vater. Zwey Tage nährten sie sich noch kümmerlich, aber am dritten war nichts mehr übrig. Eine strenge Kälte fiel diesen Abend ein, und sie brachten die Nacht aufs erbärmlichste zu. Früh schickte der Vater seine Tochter aus, um einige Kohlen zu betteln, gab ihr seinen Segen, und schloß die Thüre hinter ihr zu. Lottchen war so glücklich, von einer benachbarten Magd einige zu erhalten, und eilte, ihren erstarrten Vater zu wärmen. Sie klopfte oft an der verschlossenen Thüre; aber niemand

wand wollte sie eröffnen. Endlich wurde ihr bange, sie bat zween Schustergesellen, die eben an der Treppe standen, ihr die Thüre eröffnen zu helfen. Diese sprengten die morsche Thüre entzwey, und sahen, daß der arme August sich an der Wand selbst erhangen habe. Lottchen schrie erbärmlich, die Schustergesellen giengen fort, und die Leute im Hause versammelten sich um die Trostlose. Das Gericht kam, fand's sehr verdächtig, daß der todte August am Kopfe eine Wunde habe, und alle erklärten ihn für ermordet, als sie fanden, daß er nicht bange, sondern knie, daß sogar das Strumpfband an seinem Halse ganz locker war. Lottchen wurde in einer halben Stunde darauf ins Gefängniß geschleppt, und als man sie über die Gasse führte, so nannte sie das Volk eine Vatermörderinn. Doktores untersuchten den Leichnam ihres Vaters, und ihre Aussage kam mit der Bemerkung der Gerichtspersonen überein. Im Verhöre berief sich Lottchen auf das Zeugniß ihres Nachbars des Schusters. Er und alle seine Gesellen wurden vorgerufen, und alle schworen, daß sie bey Eröffnung der Thüre nicht zugegen waren. Sie wurde also durch Zeugen überwiesen, daß sie ihre Richter belügen und hintergehen wolle, und diese verdammten sie zur Folter.

Auf der ganzen, großen Welt war wohl nie ein unglücklicheres Mädchen, als Lottchen! Die ganze Nacht lag sie auf ihren Knien, ihr Gebet zu Gott war heiß und dringend; oft kämpfte Verzweiflung mit ihr, aber eben so oft erquickte sie Gottes Güte mit Trost. Am andern Tage wurde das Schlachtopfer wirklich zur Folterbank geführet, und nicht vermögend, solche Schmerzen zu ertragen, gestand sie alles, was ihre Richter zu wissen verlangten. Nicht wahr, du hast deinen Vater ermordet, um ihn nicht länger ernähren zu müssen? fragte sie der strenge Richter. Mit gegen Himmel gewandtem Auge, aus dem blutige Thränen träufelten, schwor sie, daß sie ihren Vater zärtlich geliebt hätte, und gerne ihr Leben aufopfern wollte, um ihn wieder zu erwecken. Als aber der Henker sie faßte, mit seinen grausamen Instrumenten in ihrem Fleische wühlte, da preßte ihr die Todesangst auf alle Fragen ein Ja ab. Ein Ja, das jedes nicht ganz gefühllose Herz für das lauteste Nein genommen hätte! Aber Ja sagte sie, und Ja wurde protokollirt. Warum denn nicht auch ihr Flehen nach Gottes Hülfe? Ihr ängstliches Gebet an den erbarmenden Erlöser, das aller Augen zu Thränen zwang, und in jedem Herze die Muthmassung erweckte: Lottchen müsse unschuldig seyn!

Bald

Bald darauf wurde ihr Urtheil gesprochen. Mit der heitersten, ruhigsten Miene hörte sie, daß ihr Kopf und Hand abgehauen, und ihr Körper aufs Rad geleget werden sollte. Der Geistliche brauchte sie nicht zu trösten, sie war schon getröstet. Mit Verlangen sah sie dem Tage ihres Todes, dem Ende ihres Leidens entgegen. Keiner von den vielen hunderten, die sie in ihren letzten Stunden besuchten, kann sagen, daß sie über das Urtheil ihrer Richter gemurret hätte, nur ihrem Beichtvater vertraute sie ihre Unschuld, und diesen bat sie, ihr Schicksal, nach ihrem Tode, ihrer Mutter zu erzählen.

Als sie die Todesglocke läuten hörte, so sagte sie: Das ist die Glocke, die mich zur Ruhe ruft! Wie die Wächter sie abzuholen kamen, so stand sie schon an der Thüre. Schnell und freudig gieng sie die Treppe hinunter, als aber das ganze Volk sie weinend empfieng, so weinte sie mit. Wie sie auf den Richtplatz kam, kniete sie nieder und bethete still. Nach diesem setzte sie sich selbst auf den Stuhl, und bat, nicht länger zu zögern! Die ganze Menge schluchzte. Ich danke, sagte die Halbverklärte, ich bin euers Mitleids nicht unwürdig, und wenn Gott, vor dessen Throne ich itzt erscheine, ein gerechter Gott ist; so wird er früh oder spät meine Unschuld entdecken. — — Der Henker zuckte das Schwert, und Lottchen war nicht mehr.

Noch rauchte der Richtplatz von ihrem unschuldigen Blute, als sich zween athemlose Männer vor Gericht stellten. Es waren die zween Schustergesellen, welche ihr die Thüre aufsprengen halfen. Sie wollten, erzählten sie, eben aus der Stadt fortwandern, und warteten im Vorhause auf einen Kammeraden, als Lottchen aus ihrem Zimmer trat. Sie bemerkten deutlich, daß der Vater ihr noch nachsah, und erst die Thüre verriegelte, als sie schon auf der Treppe waren. Sie blieben in Lottchens Abwesenheit im Vorhause stehen, und hörten in Augusts Zimmer einen starken Fall. Dieß bewog sie, ihr die Thüre, als sie zurück kam, aufzusprengen, und sie fanden den Alten schon todt. Gleich darauf wanderten sie fort, weil ihr Kammerad kam, und sie noch an diesem Abend in einer benachbarten Stadt seyn wollten. Dort hatten sie die ganze Zeit gearbeitet, und gestern Abends Lottchens Geschichte und ihr Todesurtheil erzählen hören. Sie waren die ganze Nacht gelaufen, um die Unschuldige zu retten, und weinten bitterlich, als sie hörten, daß sie zu spät kämen. Sie beschworen ihre Aussage, und giengen traurig fort!

Am andern morgen untersuchte man aufs neue, aber zu spät, das Zimmer des Augusts, und fand, daß an dem Platze, wo er starb, in der

Höhe

Höhe ein abgebrochner Nagel stack, der vermuthlich abbrach, als ihn August zu seinem Vorhaben wählte. Daher die Wunde am Kopfe, daher der gehörte Fall. Eben so wahrscheinlich war's, daß er von Verzweiflung, Hunger, Kälte und Fall schon beynahe tod war, als er am andern Nagel sein Vorhaben ausführte.

Das todte Lottchen wurde nun losgesprochen, und ihr Leichnam in der Stadtkirche begraben. Nie habe ich ein schöneres, aber auch nie ein traurigeres Leichenbegängniß gesehen!

Wenn ich ihrer Geschichte mich erinnere, so fange ich oft an, mit der Vorsicht zu rechten; aber wenn ich wieder nachdenke, so wird mir's einleuchtend und klar, daß Gott sie darum so unschuldig bluten ließ, um ihr dort den schönsten, herrlichsten Lohn ihrer kindlichen Liebe bereiten zu können.

Amaliens weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Ein Freund erzählte mir neulich, daß sie in der letzten, allgemeinen Theurung dürftig und elend in einem kleinen Städtchen gelebt hätte. Er selbst sah sie vor den Thüren Allmosen betteln, und hörte bey seiner Abreise, daß sie ohne alle Hülfe in der elendesten Hütte krank liege.

Sie hats an dem armen August, an ihrer unglücklichen Tochter verdient, und wohl ihr, wenn sie hier büßt, was sie dort nicht verantworten kann!

Diese Geschichte lag auf Aglais Tische; in einer Entfernung lagen verschiedene Aufsätze, einer der merkwürdigsten war dieser.

Den 10ten May am Abend.

Holde Nachtigall, laß deine lieblichen Akzente tönen; zaubre den Kummer deiner trauten Gefährtinn hinweg, die ernstes Fleisses über ihr Nest die Wärme verbreitet, welche die Früchte eurer wechselseitigen Liebe beleben wird! Laß von deinen Gesängen alle Echos ringsum erschallen; sie müssen die ganze Natur mit Jubel erfüllen, denn Zärtlichkeit flößet sie ein.

Und ihr, gefühlvolle Turteltauben, überlasset euch ohne Rückhalt den Süßigkeiten der Lieb' und Treue! Lasset eure zärtlichen Klagen die Dolmetscher eurer Freuden seyn! Küsset euch zärtlich, ihr Holden! Erschüttert sanft das Laub durch das wollüstige Zittern eurer Flügel, fliehet aber, sobald die Morgenröthe auf euer Lager strahlt. Der Mensch ernteet dann, und vielleicht entzeucht seine grausame Hand euch das Leben. Er verstehet es, euch eure unschuldige Freuden zu entreissen, aber sie zu schmeken, das versteht er nicht.

Ich

Ich höre die Zweige des Waldes sich bewegen, höre die Fußtritte eines Thieres, das sich meiner Seite nähert. Es bricht mitten durch das Gebüsch, und tritt in die mondbeglänzte Gegend. Es war ein Hirsch, der in dem reinen Wasser des Bachs seinen Durst löschen will. Wie edel, wie schön ist sein Gebäude! Man sollte sagen, daß die Natur Gefallen daran gefunden habe, Zierlichkeit und Schönheit über ihn zu verbreiten! Ach! wozu dienen ihm diese Gaben? Morgen, sobald Aurora die Rückkehr des Lichts verkündigt, wird eine Kuppel grausamer Hunde, durch noch grausamere Menschen angefrischt, ihn nöthigen, seinen friedlichen Aufenthalt zu verlassen, und ihn so lange verfolgen, bis seine wankenden Kniee unter der Last seines abgematteten Körpers einbrechen. Barbaren, was haben diese schüchternen Thiere euch gethan, daß ihr Vergnügen daran findet, sie zu quälen? Ihr seyd Menschen, und könnt euch an dem Schmerz eines schwachen Wesens weiden, das vor euch flieht! Der Hirsch weint im Todeskampfe, daß er besiegt ist, daß er sterben muß; der verwundete Haase wendet einen schmachtenden Blick nach euch, der euch eure Grausamkeit vorwirft; das verscheidende Rehhun scheint euer Mitleid für seine flüchtige Brut anzuflehen. Doch, wie würdet ihr euch durch diese unschuldigen Thiere erweichen lassen? Die Drangsale,

sale, die Leiden, die ihr ihnen auflegt, sind nur ein schwaches Bild der Quaalen, womit ihr eures Gleichen zu Boden drückt.

Was wird meinem Glücke fehlen, wenn dieser einsame Aufenthalt mich eurer Grausamkeit entziehen kann? Falsche und betrügerische Welt, ich bedaure die Täuschungen nicht, womit du jene Wahnsinnigen blendest, die dir ihr Herz weihen! Ich werde sie ohne Scheelsucht die vorgeblichen Güter genieſſen sehn, womit du sie überhäufst. Ich habe gesehn, wie deine Günstlinge jenen glänzenden und leichten Blasen eifrig nachjagten, welche die Luft nach ihrem Gefallen umhertreibt, und die in dem Augenblick sich zertheilen, da man sie zu fassen glaubt. Ich habe gesehn, wie in glänzenden Zirkeln das Geld unter sausend pomphaften Namen angebetet wird. Ich habe gesehn, wie die Göttinn der Tändeley mit übermüthigem Ton ihre lächerlichen Aussprüche bekannt machte, und wie sie sogleich über die ganze Erde verbreitet wurden. Ich habe gesehn, wie diejenigen, die du Weisen nennest, mit der Klapper der Thorheit einhergaukeln, und bey dem Getöne ihrer Schellen umherspringen.

Vergebens sucht der gefühlvolle Mann aus dieser Erde ein Herz, worin das seinige ausru-

hen

hen könnte; ein solches findet sich nicht hienieden. Der vergiftete Hauch des Geizes, der Treulosigkeit und der Lügen hat alle Tugenden gewelkt. Der Biedermann ist auf Erden allein. Er gleicht jenen Pflanzen, die unter fremde Himmelsstriche versetzt, und die kraftlos zur Erde ihr Haupt senken, weil es ihnen an erforderlicher Nahrung gebricht.

Der wohlthätige Schlaf herrscht in der Hütte des Feldarbeiters und des Hirten. Ihn unterbrechen weder der gellende Zuruf eines strafbaren Gewissens, noch die gräßlichen Unholde, Haß, Treulosigkeit, Rache, noch die eiteln Entwürfe des Geizes und der Ehrsucht. Unschuld und Friede herrschen dort. Der Gesang der Bewohner der Lüfte wird diese seligen Sterblichen bald wieder erwecken. Mich dünkt, ich sehe, wie sie mit freudetrunknem Blicke die jugendliche Morgenröthe anschauen. Ihre erneuten Kräfte kreisen mit Ungestüm in ihren ausgeruhten Gliedern, und erregen in ihnen das Bedürfniß zu arbeiten. Bald verbreiten sie sich auf den Gefilden und nehmen lächelnd wiederum ihre nützlichen Arbeiten vor. Wie können sie ohne die lebhaftesten Ausbrüche der Erkenntlichkeit bleiben, wenn sie die ganze Natur die Rückkehr des Lichts feyern

hören;

hören; wenn sie sehen, daß die Sonne auf ihre Aehrenfelder, auf ihre Früchte ihre wohlthätige Strahlen herabgießt, deren köstliche Wärme in tiefer Stille an dem wunderbaren Werke der Zeitigung arbeitet, oder für die Entwickelung der fruchtbaren Keime sorgt, welche die Erde in ihrem Schooße verschließt.

Zu diesen Aufsätzen fand man noch nachstehende Bemerkungen in Aglais Schreibpult.

Ach! wie ist doch die Harmonie der Tugend verdorben! die schönsten Töne der Natur verändern sich auf euren Lippen in Hundegeheul.

Es wäre so schön in diesem Garten zu leben, so angenehm in dieser Laube zu schlummern, wenn nur die schlimmen Nattern nicht wären, wenn nur die abscheulichen Kröten nicht unter diesem Rosenstrauche säßen.

Laß dich umarmen, Bruder! laß mich an deinem Busen die Wonne fühlen, daß ich ein Mensch bin. Aber warum ist er so hart? Warum deckt ein Harnisch dein Herz?

O sanftes Mädchen! was lese ich in deinem Auge! ist nicht Tugend Schönheit der Seele? Bist du schön? — aber warum Verstellung? lege deine Masque vom Gesicht, sey einfältig, wie die Natur, ungekünstelt, wie das Veilchen im Thale.

Was

Dein Aug ist sanft, wie das Aug der Turteltaube, und deine Stimme anzuhören wie die Stim̃e der Lerche am Morgen.

Was ist Schönheit? Harmonie des Körpers mit einer edlen Seele. O sanfte Schwärmerinn! wer kennt die Schätze der Natur so, wie du? Aber wo soll ich dich aufsuchen? — Ist nicht Edens Gegend mit Dornen verwachsen? wo ist der Zutritt zu den Engelseelen? Es sind ja nur Evens Kinder, die ich sehe — hier — bist du wohl im Grabe, edelste der Menschentöchter! so will ich dich dort aufsuchen.

Dein Aug ist sanft, wie das Aug der Turteltaube, und deine Stimme angenehm, wie die Stimme der Lerche am Morgen. Du gleichest der Rose an Zärtlichkeit, und der Lilie an Reinheit deiner Seele; ich will bey dir wohnen, wenn es auch in den Klüften der Verwesung ist; angenehmer werden unsere Stunden in den Hallen des Todes verfließen, als in den Sälen der lärmenden Tänze, wo Thorheit thront, und Gaukley die Mädchen im Kreise herumtreibt.

Laß uns beym Tode wohnen, und vergnügt seyn, er ist sanft. Dank ihm, wenn er uns nie trennen wird; — dank ihm, dem Freunde der Menschen! —

Köstliches Gefühl der Natur, du bist die Erzeugerinn dieser göttlichen Freuden! sie berauschen dessen Herz, der in seinem Gewissen die heiligsten

sten Pflichten der Natur liefet, und der sie muthig erfüller. Heil dem Manne, der dem Alter seines Vaters die Sorgfalt wiederschenken kann, die dieser für seine Kindheit trug; Heil dem Manne, der unaufhörlich mit Sorgen für seine Gattinn und Kinder sich beschäftigt, nur ihnen alle Augenblicke seines Lebens weiht; der an sein liebflammendes Herz eine zärtliche Gattinn und traute Kinder drückt. Mag doch das ungerechte Glück ihm alle seine Güter entreissen; mögen doch Flammen seine Wohnung verzehren, er trotzt Unglück und Flammen. Auf seine Schultern nimmt er seinen kraftlosen Vater, in seine Arme Gattinn und Kinder; mit diesen köstlichen Bürden beladen, durchdringt er die Flammen, und trägt sie fern von der Gefahr. Hier liebkoset er diesen theuern Gegenständen seiner Zärtlichkeit, lächelt ihnen lavoll zu; sein Herz schwimmt in der Freude, sie gerettet zu haben. Mit gräßlichem Krachen stürzt sein Haus ein; kaum wendet er den Kopf um; er hat alle seine Güter gerettet. O ihr Menschen! lasset ihm einige Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen, und ich bin für das Schicksal seiner Angehörigen nicht mehr besorgt. Die Zärtlichkeit wird seine Kräfte vermehren; er wird sie dem Glücke derer weihen, die seine Seele liebt. Jeder glückliche Erfolg ist ihm ein neues Vergnügen; er feuchtet mit wonnevollen Zähren das

Brod,

Brod, das seine Schweistropfen ihm verschaft haben; theilet es an seinen Vater, an seine Gattinn, an seine Kinder aus. Froher Muth entstralt seinen Blicken, er genießt ihre Zufriedenheit und ihre Freude. Ein Augenblick hält ihn für die Beschwerden eines ganzen Tages schadlos; er ruhet, und dann eilet er, sich neue Freuden zu verdienen.

Glückliche Geschöpfe, lasset mich einen Augenblick das Schauspiel eurer Glückseligkeit genießen; lasset mich unter euch Unterricht in Weisheit und Tugend schöpfen. Welch einen dichten Schleyer wirft eure Zärtlichkeit über die Gebrechen, die der menschlichen Natur anklieben! Wie trocknet die Nachsicht unter euch die Thränen der Reue ab! Nie erwecken die Fehltritte der Kinder die Wuth des Vaters oder der Mutter; nie trübet die Traurigkeit des Mannes die Freude der Gattinn. Unaufhörlich beschäftigt, sich wechselseitig zuvorzukommen, Erleichterung zu verschaffen, sich gegenseitig zu verzeihen, erhöhen die Schwachheiten des Einen den Glanz der Tugenden des Andern. Eine strafbare Tochter tritt vor die Augen ihrer Mutter; nicht mit zornentflammtem, rachathmendem Blicke sieht diese sie an.

Zärtliche Vorwürfe entströmen ihrem Auge, und mischen sich mit mütterlichen Thränen. Sie läßt ihr Haupt auf die Brust der strafbaren Tochter fallen und schluchzt: Unglückliche, ich werde vor Schmerz sterben! Mehr kann sie nicht sagen. Diese Worte brechen das Herz der Tochter; ein Strom Zähren stürzt aus ihrem Auge, sie drückt ihre Mutter in ihre Arme und ruft: O liebe Mutter! weine nicht mehr! Ich deinen Tod verursachen? Ach! verzeih mir nur diesemal! Nie, nein, nie werd' ich .... Mitleidsvoll blickt die Mutter sie an, sieht ihre Reue, überläßt ihr eine ihrer Hände, und nie darf ihr Mutterherz mehr über dieselbe Vergehung bluten.

Sieht man wohl in den Pallästen der Grossen diese herzerweichende Scenen? Sucht unter jenem übergoldeten Getäfel wohl das zärtliche Gefühl sich Herzen? Sie öffnen sich, diese stolzen Pallästе. O wie verschieden ist das Schauspiel! Der Stolz berechnet frostig in den Armen der Weichlichkeit seine mühevollen Genüsse; bereitet den Morgen hindurch die Opfer, die er den Tag über tausend Gottheiten des Leichtsinns bringen muß. Nie führt das Lächeln der Zärtlichkeit Freude in sein Herz. Eine Frau, die den Namen Gattinn und Mutter trägt, ohne weder deren

Pflich-

Pflichten noch deren Süßigkeiten zu kennen, beschäftigt sich majestätisch mit dem grossen Werke ihres Anputzes; voll Eifer thürmen ihre Dienerinnen das pompvolle Gebäude ihres Haares auf. Stunden reichen kaum zu dieser grossen Arbeit zu. Man hört Geräusch; es kömmt jemand; das Feuer der Freude funkelt aus ihren Augen. Ist es dein Gatte, o Hausmutter, sind es deine Kinder, die deine Umarmungen zu genießen kommen? Ach! es ist eins von jenen Wesen, die aus Verbrechen ein Gewerbe machen, die ihre Vergnügen nach den Opfern berechnen, die sie würzen, und die von Haus zu Haus Schand und Schimpf tragen.

Mittlerweile kommen jene schuldlosen Geschöpfe, die dir das Leben danken. Kaum blickest du sie an; den Lippen deiner Kinder versaget der süsse Name Mutter, so wie deren Empfindungen deinem Herzen fremd sind. Zitternd nahen sie sich dir, mit Ehrerbietung küssen sie die Hände der gnädigen Frau; dann kehren sie unter die Zuchtrute eines Knechtes zurück, der unter dem schonen Name: Lehrer, ihnen seine Lächerlichkeiten und seine Laster mittheilt. Schaudre, Unglückliche! Du machst dich zur Mitgenoßinn all' der Laster, die sie dereinst begehen werden; deine Kälte zernichtet in ihren Herzen den Keim des

Gefühls, der Tugenden erzeugen sollte; nur in den Armen einer Mutter konnt' er sich entwickeln.

Doch nicht immer verhärten die Reichthümer das Herz; sie verschaffen der gefühlvollen Seele, die sie besitzt, tausend wonnevolle Genüsse. Sind gleich die Freuden des tugendhaften Reichen nicht so lebhaft, als die des dürftigen Vaters, der seinen Angehörigen ein Stück Brod giebt, das mit seinem Schweiße beträufelt ist, so sind sie doch ausgebreiteter und mannichfacher.

Klimas, ich habe deine Kinder dich an dein Herz drücken sehn! habe gesehn, daß du ihnen Unterricht und Beyspiele zur Tugend gabst. Ich habe gesehn, daß Thränen des Gefühls deinem gerührten Aug' entflossen. Ich erinnere mich noch dieses Tags — das Andenken daran wird nie aus meinem Gedächtnisse verlöschen! — dieses Tages, wo wir mit inniger Theilnahme viele Unglückliche betrachteten, die deine wohlthätige Stimme herbeygerufen hatte, um einen Weg an einem Orte zu bahnen, wo der jammervolle Winzer schon oft seinen traubenbelasteten Wagen hatte zerbrechen sehn. Sie arbeiteten mit glühendem Eifer. Ein Greis war mitten unter ihnen; kaum konnt' er den Karsten heben, den er in Händen hatte; mit äusserster Anstrengung hob er ihn auf, und bloß durch sein eignes Gewicht

sank

sank selbiger wieder zurück. Wir nahten uns ihm, du legtest ihm Fragen vor, und er antwortete:

Ich bin aus dem Dorfe, das hinter diesem Berge liegt, und habe viele Kinder, die verheurathet sind. Sie haben alle sich geweigert, für mein Alter zu sorgen, bis auf den Jünglingen. Wiewohl er der ärmste, und Arbeit sein einziger Hülfsquell war, so hat er doch mein hinfälliges Alter unterstützt. All' seine Brüder hatten mich aus ihren Häusern getrieben, er nahm mich in seiner Hütte auf, und theilte mit mir das sauer erarbeitete Brod. Seit acht Tagen hält ihn das Fieber im Bette zurück, und wir haben kein Brod mehr. Gestern erfuhr ich, daß Sie allen denen Arbeit schaften, die keine hätten, und diesen Morgen kam ich hieher, um mit den andern zu arbeiten und Unterstützung für das Weib und die Kinder meines unglücklichen Sohnes zu verdienen.

Hier flossen deine Thränen, o gütiger Klimas! du konntest nicht reden. Endlich sagtest du zu ihm: O mein Vater, arbeite nicht ferner, ich will dir Erquickung für dein tugendhaftes Haus verschaffen. Du eiltest nach deiner Wohnung, und erzähltest diese Begebenheit deinen Kindern. Aufmerksam hörten sie dir zu; du weintest noch,

wie du von diesem wackern Greise sprachst, und auch dem Auge deiner Kinder entflossen Thränen. O Klimias, deine Tugend wird auf Erden nicht untergehen; dereinst werden deine Kinder dir gleichen. Die Lehren der Tugend verlöschen leicht, Beyspiele aber kommen nie in Vergessenheit; sie graben sich dem Herzen ein.

Ihr frevelvollen Menschen, genießet eure falsche und betrügerische Freuden, zertretet diejenigen, die sich dem Laufe eurer ungeregelten Leidenschaften widersetzten! Schmiedet durch die Beyspiele eurer Verbrechen das dreyfache Erz, daß das Herz eurer Kinder dereinst damit umgeben wird. Die grausame Selbstsucht verführt euch durch die trügerischen Lockungen ihrer frostigen Genüsse. Ich meiner Seits will unaufhörlich sagen: Selig derjenige, der fern von euch leben kann! Heil dem Manne, der euch dienen kann, ohne daß ihr ihn kennet!

Heiliges Gebüsch, dessen wohlthätige Schatten Freude in mein Herz gießen, entzeuch mein Daseyn den treulosen Blicken des Frevlers! Laß deine dichtbelaubte Zweige meine Hütte seinen rastlosen Augen verbergen. Sie würde seinen Neid anfachen; er würde sich ihrer bemächtigen, und meines Feldes, und schüfe aus Letzterm vielleicht mein Grab. Und ließ er mir ja das Leben, was

könnte

könnte dieß traurige Daseyn mir helfen? Gerechtigkeit erhält man nur durch Geld, und daran würd' es mir gebrechen. Ich würde vor Bedürfniß sterben, bevor ich mich bis hin zur Schwelle des Gerichtssaals schleppen könnte, bevor ich im Stande wäre, den Richtern meine Stimme hörbar zu machen.

Liebenswürdige und holde Einsamkeit, du hast mich Glückseligkeit schmecken lassen; unter deinem heiligen Schatten hab' ich es gelernt, mich von jenem Schwarm Bedürfnisse loszureissen, die mich zum Sklaven machten; hier hab' ich einsehen lernen, daß ich nur ein Mensch bin, ein schwaches Thier, dessen Stolz lächerlich ist, dessen Freuden nur in vorbereitenden sinnlichen Gefühlen bestehen, und in den wonnigtichen Empfindungen, die der Enthusiasmus der Tugend erzeugt. Ich habe erfahren, daß Lug und Trug fast aller Menschen Herzen verderbt hat, daß deren Umgang falsch und trügerisch ist, daß man sie fliehen muß, wenn man nicht Mitgenoss' ihrer Ungerechtigkeiten seyn will; daß nur noch das Vergnügen, zu lieben und wohlzuthun, auf Erden vorhanden ist; daß das Vergnügen, geliebt zu werden, nur ein Hirngespinnst ist, das fast immer die Unglücklichen täuscht, die sich ihm überlassen; und daß Nachsicht die erste aller Tugenden, und der Tod das größte aller Güter ist.

Ja, so mußte sie seyn, die schwarze abscheuliche Szene, die Wohnung für Weien, gemacht zum Elend. Eine kurze Mummerey vergüldeter Freude mußte abwechseln mit allen Schrecken des Abgrunds, daß selbst unsre Freuden, verbittert durch den drohenden Streich, auch dann noch die Feindschaft der Natur bewiesen, wenn sie schmeichelt. O ich thu' ihr kein Unrecht! was ist alle unsre Glückseligkeit, wenn der nächste Augenblick den Tod im Arme führt? Wer zittert nicht, wie Damokles, vorm königlichen Mahl, wenn sich Abgründe unter ihm öffnen, Schwerte über ihm drohen?

Der Anspruch auf Glückseligkeit, gleich in allen Menschen, fängt an in der Geburt, und dauert bis zum Grabe. So wenig wir sie fühlen, wenn sie in unsrer Hand liegt, so wenig werfen wir die Erwünschte von uns; wir weinen, wenn sie flieht, weinen am meisten, schätzen sie, lieben sie am meisten, wenn sie dahin ist. So fällt der Günstling tiefer, je höher er gehoben wurde; so sticht die Folter grausamer nach der Erhöhung.

Aber geht unser liebster Wunsch nicht öfter irre? Wirft er nicht öfter wahres Glück für ein eingebildetes weg, oder greift wenigstens nach

Stein,

Steinchen und Seifenblasen, und weint, wie ein Kind, wenn sie vergehen? Ein Kaiser verachtet Rom ohne Mühe, und weinte wie ein Narr um eine Henne; und Lady ** würde, wie er, nicht weinen, ihren würdigen Mann für einen Papagonen zu geben. Sind Menschen berechtigt, von Glückseligkeit zu urtheilen, so wenig verstanden, so wenig geschätzt?

O Glückseligkeit! heiliger, beleidigter Name! schein' einmal, ein einzigmal auf mein trauriges Leben; wie Gefangene, seh' ich dem Licht durch einen Felsenritz, und sinke dann tiefer in die Nacht meines Elends.

Alle verehren die schöne Gottheit, Wenige kannten sie. Der sucht sie beym Pflug, der unter der Krone; Thoren im Golde, Weise in der Ruhe der Seele; ich am meisten betrogen, an der Brust des Freundes. Die ernste Weisheit führte meine verirrte Gedanken zurecht und — gab nicht — aber lehrte, was wahre Glückseligkeit ist. Glückseligkeit ist, (so lehrte die Göttinn beym Grabe meines verstorbenen Freundes, meine Thränen zu stillen — nicht gestillt!) Glückseligkeit ist der selige Zustand, wo du nicht mehr wünschest, als du hast. Jeder Gedanke, der über die enge Gränze schweift, giebt nicht mehr, aber verstört auch, was du hast. In der Gränze ist alles Friede; über ihr verwun-

der

det das Elend, wie Belagerte beym Ausfalle, jeden schwärmenden Gedanken. Soll kein Glück deinen Wünschen fehlen; so wünsche nichts, was dir fehlen kann! —

Ich sagt's ja, ich werde wieder in meinen Kerker des Elends fallen. Ach! der schreckliche Ausspruch stürzt mich noch tiefer. — Wer lehrt mich den Donner bändigen, wer die stürmende See im Zaum halten? Wie soll ich Frieden machen unter den Elementen, wie den schwankenden Mittelpunkt der Erde befestigen? Leichter könnt' ich den Aufruhr der Wellen dämpfen, als den Aufruhr meines Herzens. Ist ein Wunsch unterdrückt, so wachen zehn tausend auf; und der Weise und der Thor sterben, den Wunsch auf der Lippe.

Ihr Helden-Weise, die die Welt anbethet, prahlt nicht; der dumme Midas that nicht weniger, als ihr. Er verhungerte in goldenem Mangel aus Liebe zum Gold; aus Liebe zur Ehre rollte der Cyniker im Faß, starb der herrschsüchtige Cäsar. Was war weiser, Liebe zum Gold oder zum Ruhm?

In unsrer Seele — Narren oder Weise — herrscht ein Trieb, eine despotische Leidenschaft; die giebt nie nach, wenn auch alle andere besiegt sind. Sie wüthet ohne Schranken, baut Wunsch

an

an Wünsch, trozt der Vernunft, quält, begehrt, brennt, bereut, jauchzt, wenn sie geschmeichelt wird, rast, wo sie nicht durchdringen kann. — Wie soll ich in dem Aufruhr die langsame Vernunft fragen, ob die Sterne meine Wünsche billigen oder versagen? Wo ist die Zauberkunst, wüthende Wellen mit einem Wort, mit einem sauren Blick zu stillen? Ach! wer will, daß ich kein Glück wünsche, als was ich haben kann, sagt deutlich, daß kein's ist!

Aber wäre denn auch ein grosser Mann, mehr als Mann, der Sanfte, der Starke, der Feste, dessen standhafte Seele keiner Leidenschaft wiche, dessen Auge kein Irrthum trübte, der unter dem Schilde freyer Tugend mit sicherm Schritte, taub zum Gesange der Syrenen, durch die verwirrte Pfade des Lebens gienge, dessen Wünsche alle die Vernunft unterschriebe, dessen Begierde nie weiter gienge, als seine Kraft — wie? wenn Krankheit, wenn Schande, wenn Mangel eindringt, wird der seinem schmelzenden Aug' eine Thräne versagen, den Aufruhr der kämpfenden Seele bezwingen, und unter den Stürmen mit Ruhe prahlen? Nein, seinem Stolze zum Trotz wird eine Thräne die Wahrheit sagen, ein verrätherischer Seufzer durch seine prahlende Lippe brechen, und aufgedrungene Runzeln auf seiner Stirne, wie Rauch vom Feuer, von seinem Leiden zeugen. —

Aus

Aus allen diesen verschiedenen Aufsätzen, die man auf Aglais Zimmer fand, konnte man leicht auf seine Gemüthsart schließen. Sein Herz war äußerst empfindsam, und desto unglücklicher mußte er seyn, wie stärker er fühlte.

Ein Mensch mit zu empfindsamen Herzen ist für die Welt, wie sie ist, einer unglücklichen Pflanze gleich; er wächst, wie eine Blume auf einem sandigten Boden, kahle Felsen ragen über sie hervor und entziehen ihr jeden Tropfen des himmlischen Thaues der Menschenwonne; er kann nichts als leiden und sterben — dieß ist sein Schicksal — sein Loos. Aglais wahre Lebensgeschichte dient zum Beweise. Er war ein guter Mensch, und samt seinen Fehlern, immer werth des Andenkens des Rechtschaffenen. Er machte niemanden unglücklich, als sich selbst, wenn man den unglücklich nennen darf, der das Opfer seines zu harmonisch gestimmten Herzens wird.

Aglai's wahre Lebensgeschichte.

Ich ward erzogen auf dem Lande; die Natur war meine Lehrmeisterinn; die Blume mein erstes Buch;

Buch; auf ihren Blättern las ich, daß ein Gott sey. Die balsamischen Düfte des Frühlings, die schwankenden Meere der Kornfelder im Sommer überzeugten mich seiner Güte, und sagten mir, daß er seinen Geschöpfen wohlwolle. Der Hänfling und der Finke, die Amsel und die Nachtigall unterwiesen mich in der Philosophie, und erzählten mir, daß der, der am wenigsten Bedürfnisse hätte, einer der glücklichsten aus den Erschaffenen sey. Da die Sonne immer nach dem Regen wieder schien, da Freude nach dem Gewitter auf die Erde herabfiel, so kam mir nie der Gedanke einer fürchterlichen Gottheit, sondern nur der Gedanke, daß die Gottheit ganz Liebe seyn müsse. Wenn die Sterne des Abends am Himmel waren, so zeigte mir mein guter Vater oft diese unzähligen Wohnungen; ich freute mich, sie anzusehen, und sehnte mich oft, auch die Brüder kennen zu lernen, die dort wohnen möchten. In meinen natürlichen Begriffen stärkte mich ein Buch, aus welchem mein Vater mir oft vorlas, und das er die Evangelien nannte. Das Siegel der Gottheit war auf selbes geprägt, und Menschenseligkeit war der Begriff seiner Lehren. Liebe Gott und den Menschen — dieß war das ganze System der Sittenlehre, die mir mein Vater gab. Vom Disputiren und Zanken war er kein Liebhaber, denn er sagte mir, daß der nicht weise ist, der viel

spricht,

spricht, sondern der, der denkt: auch sagte er mir, daß man erst anfange, weise zu werden, wenn man einsieht, daß man nichts weiß. Vor seinem Tode schrieb er mir diese Lehren zusammen, die ich in folgenden Bruchstücken fand.

Sohn, du bist ein Mensch und lebst unter Menschen; die Natur kennt nichts als Menschen; weiß oder schwarz, braun oder kupferfärbig; — sie mögen purpurne Kittel oder leinene tragen. Es giebt nichts als Menschen in der Welt; der Mann im Turban, der Mann in der Synagoge ist ein Mensch, wie du bist; du hast kein Vorrecht vor ihm, er ist ein Kind der Gottheit, wie du; was dich vergnügt, vergnügt auch ihn, was dich schmerzt, schmerzt auch ihn; er ist Du selbst; behandle ihn, wie Dich.

Es giebt Thiere auf der Welt; der Mensch sagt, daß er unter ihnen das edelste sey — seyn könnte, wollte ich lieber sagen. — Thiere giebt es, und der Mensch ist daher in Rücksicht seines Körperbaues auch ein thierisches Wesen. Das, was zu Erhaltung dieses thierischen Wesens nothwendig ist, nennt man Bedürfnisse. Du wirst es einsehen, sie sind wenig in der Natur. Es giebt nothwendige; es giebt eingebildete Bedürfnisse.

Die

Die Befriedigung der eingebildeten Bedürfnisse einiger Wenigen hat die Befriedigung der nothwendigen für mehr dann den halben Theil des Menschengeschlechts verdrungen, daher so vieles Elend in der Menschheit.

Genieße die Vergnügen der Welt, wie ein Zuckerwerk; gewöhne dich nicht daran, sonst bist du unglücklich.

Nichts, als was in der Wesenheit der Natur selbst ist, ist dauerhaft; alles andere flüchtig — vergänglich.

Der Apfel ist Apfel; die Pflaume Pflaume; der Wolf Wolf; das Lamm Lamm; der Mensch Mensch; lerne den Menschen kennen, wie er ist, — nicht, wie er seyn soll.

Aus einem Apfel machst du keine Pflaume; aus einem Wolfen kein Lamm; aus einem Menschen keinen Engel.

Lerne aus diesen Grundsätzen dich des Guten jedes Wesens zu freuen, und des Bösen nicht zu gedenken, ohne welchem vielleicht das Gute nicht wäre.

Lerne in der Welt, guter Aglais! dich mit Wenigem begnügen; lerne Wasser trinken, Holzäpfel verdauen, bald nackt in schlechten Lumpen gehen, ohne Haus wohnen, und auf Steinen schlafen —

und du wirst so durchkommen; allein du mußt auch einen Freund entbehren können, eine Geliebte vergessen, einem Schuft ins Gesicht sehen, ohne dich zu ärgern, und eine Narrenkappe bewundern, ohne zu lachen. Wenn du dieß alles kannst, mit keinem Theologen disputirst und mit keinem Juristen zankst, so kömmst du vermuthlich fort. Du mußt seyn, wie eine Schnecke; begnüge dich mit deinem Häuschen und ziehe deine Hörner ein: da ich dich aber zu empfindsam kenne, so besorge ich immer arge Sachen für dich.

Du bist ein guter Junge, Aglais! aber verzeih mir, daß ich dich unter den Wölfen zum Lamm erzog; ich hätte dich minder empfindsam bilden sollen.

Doch nein! wenn auch die Blume von Hauche des Nordwindes verwelkt, so war sie doch ein schöneres Geschenke der Natur für den Gärtner, als die Distel; sterbe nur, wenn du die rauhen Winde nicht vertragen kannst; es ist besser, als Blume zu sterben, wie als eine Distel den Garten zu verunstalten.

Du wirst vieles zu vertragen haben, Aglais! du bist gut und auch schwach, denn aus dem schwachen Herzen wird das gute: aber bald kann aus dem guten wieder das schwache werden; — sey auf deiner Hut!! —.

Weil du gut bist, so sind deine Nerven feiner gestimmt; deine Leidenschaften müssen nothwendig heftiger seyn.

Laß keinen Pfuscher auf dem Instrumente deiner Seele spielen, sonst springen die Saiten entzwey: — es wird hart mit dir umzugehen seyn.

Stümpler verderben die Harmonie; und wie wenig giebt es im Menschengefühle Virtuosen.

Die stärkeren Leidenschaften, als Zorn, Rachgier, Haß, Neid, Hochmuth — die hast du weniger zu scheuen, als die sanftern. Dein Nervenbau wurde durch die Erziehung nicht zu den Eindrücken der ersten gestimmt; sie werden keine Töne in die Flöte deiner Seele bringen; aber Freundschaft, Liebe, Schwärmerey werden für dich gefährlich seyn; — wenn sie nur keine falschen Töne hervorbringen. Diese wissen meisterlich auf sanften Instrumenten zu spielen; glücklich, wenn nur die Harmonie nicht gestört wird: ohne falsche Töne kann es einmal nicht abgehen.

Verwöhne dich nicht durch Bücherlesen alles anderst anzusehen, als es ist; sey lieber ein schlechtes Original, als eine treffliche Kopie.

Wisse, daß die meisten Sittenlehrer einer den andern abschrieb, ohne sich selbst zu kennen. Glaube den Rigoristen am wenigsten, denn der Beweis ist klar, daß sie sich selbst am schlechtesten kannten.

Der Mensch ist schwach; er urtheilt mit der Stärke der Philosophie und der Tugend fürs Vergangene und fürs Zukünftige; aber das Gegenwärtige vergißt er: die Philosophen haben meistentheils mehr Theorie als Praktik.

Es ist hart die Theorie mit der Praktik zu verbinden, denn bey der Theorie hat der Geist und der Verstand; bey der Praktik das Herz und der Wille zu schaffen.

Wenn wir von einem Menschen urtheilen, der sich in einer sumpfigten Gegend verirrt hat, so bestimmen wir, die wir im Trocknen sind, alle Schritte, die er hätte thun sollen, und bedenken nicht, daß der Mensch im Taumel der Leidenschaft leicht seine Sinnen verlieren kann.

Es ist grausam, einem Tauben übel zu begegnen, weil er nicht hört, und einen Blinden zu schlagen, wenn er sich vor den Kopf stößt; eben so grausam ist's, sich über die Fehler unsers Nächsten so unverträglich zu bezeigen; denn man kann manchmal auch in der Seele taub und im Herzen blind seyn.

Weise bestimmen immer mit Orakelsprüchen, wie andere Menschen handeln sollen, und setzen uns nicht in die Lage, in der sie handeln. Gieb dem Fehlenden deine Erziehung, deinen Nervenbau, deine Umstände, und er wird handeln,

deln, wie du. Ein groſſer Unterſchied zwiſchen einem Klumpen Bley und einer Federpflaume; warum fällt die Pflaume nicht ſo ſchnell, wie das Bley? Das Bley nicht ſo langſam, wie die Pflaume? Hier iſt mehr; — hier iſt weniger Widerſtand. Gleiche Verhältniſſe gleicher Dinge unter gleichen Umſtänden bringen gleiche Folgen hervor.

Wer kann die Herzen der Menſchen richten? Niemand als Gott; ihm allein ſind die innern Kräfte des Menſchen bekannt.

Sey nachſichtig gegen Jeden: denn wenn man auf einer ſchlüpfrigen Bahn geht, ſo iſt es leicht zu fallen. Lache nicht über den Fehltritt deines Nächſten, denn du biſt dem Falle ſo nah, als er. Man hat lange zu thun, bis man auf den Eisſchuhen der Philoſophie ſicher gehen kann: ein kleines Steinchen hat oft den ſicherſten philoſophiſchen Schleifer zu Boden geſtürzt.

Das Menſchenherz hat tauſend Falten; der nächſte zum Falle iſt der, der ſich am weiteſten davon entfernt glaubt.

Lerne den Dummen aus der Hartnäckigkeit ſeiner Mienen; den Thoren aus der Zuverläßigkeit ſeiner Urtheile; und den Verſtändigen aus dem Mißtrauen auf ſich ſelbſt kennen.

Der Menſch iſt einer Schreibtafel gleich; der Empfindſame iſt ſeines Pergament; Zeit und Umſtände

ſünde ſchreiben auf ſelbes wunderliche Sachen. Hart iſt's, wenn beißende Dinte üble Buchſtaben tief ins Herz einätzt: es läßt ſich ſelten mehr etwas auswetzen; oder wenn ſich ja etwas raditen läßt, ſo bleiben doch immer die Spuren der Raſur zurücke. Erbarmen für den, in deſſen feine Seele die Welt mit eiſernem Griffel ſchreibt: er wird dieſe Schrift nicht aushalten. O Aglais! ich zittere für dich!

Dieſe Entwürfe von Grundſätzen fand ich unter den Papieren meines Vaters; es däucht mich, ihm ahndete ſchon mein Schickſal. Ich vermehrte die Wahrheiten ſeiner Säze mit den meinigen; ich will ſie hieher ſetzen: vielleicht kann mancher empfindſame Unglückliche Troſt für ſeine wunde Seele finden.

Der Menſch iſt einer Pflanze gleich; der Ort, wo ſie aufwächſt; die Umſtände, unter denen ſie aufkeimt; die Säfte des Bodens, die ſie ernähren; die Miſchung der Theile des Erdreichs beſtimmen ihren Geſchmack, ihre Güte. So erwächſt der Menſch, geworfen vom Schickſale in eine Gegend, wie der Saamen einer Fichte, den der Wind vom Baume jagt; — wird das, was Temperament, was Erziehung aus ihn bilden, ein Schurke — eine Memme. Oft liegt kraftlos der Keim im ſumpfigten Boden, die Natur

tur arbeitet vergebens an ſeiner Entwickelung; — er fault, ehe er aufwächſt.

Selig das Weſen, aus deſſen ſchwammigten Herzen die Sonne der Tugend jeden unedlen Tropfen ſauget; mit erfriſchendem Thaue die Seele füllt, und ſelige Wärme fürs Menſchengefühl ins Herz bringt.

Laſſe den Sanguiniſchen, den Phlegmatiſchen, den Choleriſchen, den Melancholiſchen über den nämlichen Gegenſtand urtheilen, und betrachte, wie verſchieden ihre Meynungen ſind. — Welche Thorheit, von Menſchen gleiche Denkart zu erwarten! — Ihr Moraliſten! ihr Geſetzgeber! vergeßt nicht auf dieſen Umſtand.

Warum iſt die Erde nicht oder dem Feuer? Warum iſt die Luft leichter, als das Waſſer? frägt euch, ihr Menſchen!

Der Sanguiniſche. O wie ſehne ich mich nach dem Frühjahr! ſchon öffnet ſich mein Herz der Freude.

Der Phlegmatiſche. Mir iſt es eins: Frühjahr oder Winter; bleib in meinem Zimmer, rauche Tabak und trinke Bier.

Der Choleriſche. Daß der Geyer das Ofenſitzen hole! das verwünſchte Winterquartier! n'aus ins Feld, und Hals und Bein gebrochen, das iſt Freude! —

Der Melancholiſche. Der Himmel behüte mich vor all dieſen wunderlichen Menſchen!

Sey so gut, Herr Philosoph, und laß mir diese Menschen einer Meinung werden!

Die meisten Menschen, die an der Menschenverbesserung arbeiten, scheinen mir rechte Quacksalber zu seyn; sie verkaufen nichts als Universalmedizinen. Ich möchte wohl, daß jemand auf den Gedanken käme, eine Temperamenten-Philosophie zu schreiben. Man spricht immer von Menschenkenntniß, von Kenntniß seiner selbst, und niemand hat noch den Gedanken angegeben, diese Menschenkenntniß in den Temperamenten zu studiren.

Problem.

Hier fliegt ein Ochs.

Sanguinische. Wo fliegt er?

Phlegmatische. Was kümmert mich der Ochs?

Cholerische. Daß euch der Satan mit eurer Lüge hole!

Melancholische. Unglücklicher Ochs! wenn du fliegen kannst, so wird man dich bald auf einem Luftballon einholen, und zur Schlachtbank führen.

Nachricht.

Der Vater ist gestorben.

Sanguinische. O mein lieber Vater!

Phleg-

Phlegmatische. Ward recht alt; — tröst' ihn Gott!

Cholerische. Daß der Blitz seinen Ärzten erschlage!

Melancholische. Ich werde ihn nicht überleben.

Die nämlichen Umstände — verschiedene Gefühle — verschiedene Folgen!

So ist oft unsere gekrönte Tugend das Spiel der Temperamenten; ein Meteor, das entsteht, wenn die gute Seite vorschlägt, und im Augenblick wieder verschwindet, wenn eine andere Mischung die Oberhand erhält.

Heut sah ich den reichen Kleon einen Taglöhner küssen, ihn an seine Tafel setzen, zärtliche Thränen weinen über das harte Schicksal des arbeitenden Mannes; er griff in seine Schatulle und steuerte edel der Noth des Armen: nach einer Stunde — schlug Kleon seinen Bedienten lendenlahm um einer Kleinigkeit wegen, und schickte eine unglückliche Wittwe trostlos von sich, weil sie nicht zur rechten Stunde kam, die er ihr gegeben hatte — welch ein Abstrung! sollte man nicht denken es wären zween Kleons; oder in dem Kleon zwo Seelen, eine gute, und eine böse? — Aber das erklärt sich leicht: vor einer Stunde war Kleon im Paroxismus schön zu handeln, und nun — ja nun ist er vorbey. —

Tem-

Temperamente bestimmen den Menschen zum Handeln; aber die Vernunft soll ihn leiten; sie sein bald ist die Vernunft Herr, und geht voraus; bald Laquay, geht hintennach, und trägt der Thorheit die Schleppe.

Ich möchte einmal ein Jahr wissen, wo's keine Stürme gab, wo kein Nordwind sauste, und kein Donnerwetter Tod und Verderben drohte; aber ich möchte auch den Menschen kennen, der immer ruhig ist, immer er selbst, gleich stark, gleich mächtig Herr seiner Leidenschaften; — eins so unmöglich als das andere.

Freund! da stehen vier arme Erdengeschöpfe beysammen; sie dauern mich in der Seele. Der eine hüpft, gaukelt leichtsinnig über alle Fälle des Lebens weg; sprüht Feuerfunken aus seinen Augen; unstät und flüchtig ist sein Geist; in allem ein lockerer Geselle, und doch guter Mensch. Der andere stützt seinen aufgedunsnen Kopf, sieht gleichgültig dem Lauf der Dinge zu — so gleichgültig, als er ein Theil Rauch trinkt, und das andere aus der Tabackpfeife in die Luft emporsteigen sieht. Der dritte glüht, stampft mit dem Fuße, rollt fürchterlich sein Augenpaar, und droht wüthend jedem den Tod, der so kühn ist, ihm von ungefähr in den Weg zu kommen. Und da wimmert ein vierter, ächzt von Seufzern, haucht den Athem

klägs

täglicher Wünsche ein. — Geh nun hin, Freund! zu ihnen, und lies ihnen allen vieren aus einem Buche die nämliche Stelle vor. Ich weis gewiß, du versuchst es nur einmal. Der eine lacht, der andere gähnt, der dritte flucht über dich, und der vierte seufzt. — Und es sind doch nur immer die nämlichen Worte. —

Wendet, wendet, sanftere Mädchen, wendet ihr, sanftere Jünglinge, das Aug von meinen Thränen. Die Scene der Freude ist geschlossen; der Vorhang ist gefallen, Seraphe winden ihn nicht auf! Verstopft euer Ohr vor meinem tragischen Liede! Doch! nein! — Bald werdet ihr in alle meine Klagen stimmen; kommt sanfte Jünglinge, sanfte Mädchen, kommt! ich will euch zu eurem verwandten Grabe führen; bald wird ein sterbender Freund auch euch von seiner Bahre in dieses Thal des Todes rufen. —

So ward ich gerufen! ach! der schreckliche Ruf bohrt noch täglich neue Wunden in meinen Busen! Wie des Herolds Stimme, die, wenn Könige winken, der ruhigen Erde Krieg verkündet, dann flieht der Jüngling mit niedergeschlagenem Blicke die freudige Wiese, und kriecht in Höhlen; dann schallt kein Lied der Liebe mehr von der zerbrochenen Flöte; dann hört die Nymphe nicht mehr aus dem Munde des Geliebten ihren Preis, schallt

in

in dem Thal kein froher Tanz mehr, kein verliebter Wunsch der Unschuld! der wilde Krieg verfinstert jede Scene der Freude, und deckt mit dichter Nacht das öde Feld! — So wurden sie verfinstert meine Freuden, meine jugendliche Glückseligkeit; und Thränen flossen unaufhörlich aus meinem Auge! O mein Philet! Wie theuer hab ich die ganze Glückseligkeit meiner glücklichen Jugend bezahlt! Ich segnete die Gesellschaft, die mir so einen Freund gegeben, mit einem so sanften Herzen, einer so reinen Seele: ich kroch mit ihm durch alle ihre finsteren Scenen; ein Kuß von ihm heilte ihre bittersten Quaalen. Alle meine Hoffnungen hiengen an dir, Philet — aber ach — mit dir ist alle Freude dahin. Gestürzt in den Sturm des Elends, ergriff ich das einzige Brett; es brach, und ich scheiterte zweymal. Geworfen an dein Grab, das Land der Quaal, machte sie mich durchs Strandrecht zu ihrem Sklaven; und die verarmte Freude, aller ihrer Schätze beraubt, betrog mein Recht, und zahlte ihre Schuld mit Thränen; da kamst du, entfernter Freund, den Gescheiterten vom feindlichen Lande zu retten, mitleidig meine Kette zu zerbrechen, und mich zurück zu bringen in mein Vaterland. Ein zweyter Sturm trieb auch dich weg, und nun verdoppelt mein Tyrann die Ketten! Ein Strahl von Freude erheiterte auf einige Augenblicke mein Elend. Noch lebte eine

Seele,

Seele, bestimmt, für mich zu leben; eine Seele, geschmückt mit jedem Reitze der Tugend, mit Zärtlichkeit, mit offner Güte, so mild, so gut, so über alles Lob; Menschen mußten sie anderen, ihre verschwisterten Engel lieben. — O du! ewig geliebte, ewig ehrwürdige Freundinn! könnten, wie an dir ewig mein warmes Herz hängt, könnten so ewig meine Seufzer schallen in deinem Ohr, so schmelzen an deinem Busen meine Thränen — wie sie damals schmelzen, da mitleidig um uns die himmlischen Mächte unsern Abschied sahen, und uns das letzte Lebewohl zuflüsterten! Ach! seitdem ich getrennt bin von deinem alles belebenden Blick, seitdem ist mein Tag eine Quaal, und meine Nacht eine Hölle! — O hätt' ich nie, mit Seufzen wünsch ichs, hätt ich in einsamen Wäldern nie den Werth der Freundschaft gekannt, sondern Welten um mich, wie an Arabiens kahle Felsen, gestarrt! Grausam, aber Recht, da die Gesellschaft nur Bande webt, sie desto herzhafter zu zerreißen.

Die Selbstliebe, die Triebfeder der Bewegung, treibt die Seele; die Vernunft vergleicht alles auf ihrer Waage, und regiert das Ganze. Ohne Selbstliebe bewegte sich der Mensch nie; ohne Vernunft zu keinem Zweck, stünd' entweder wie die Pflanze, auf seiner festen Stelle, zu wachsen, sich zu vermehren und zu welken; oder schimmerte,

wenns der Zufall wollte, wie ein Meteor, durch die Luft, verzehrte sich und wen er träfe!

Der Trieb der Bewegung mußte stark seyn; Thätigkeit ist seine Bestimmung; er reizt, treibt und belebt: die Vernunft mußte ruhig und still seyn; nur bestimmt, aufzuhalten, zu überlegen, zu rathen. Selbstlieb' ist stärker, weil ihre Gegenstände nahe liegen; der Vernunft ihre liegen in der Ferne: jene sieht das unmittelbare Gut durch den Sinn, die das künftige in der Folge. Mächtiger, als Gründe, drängen Versuchungen ein; wenns hoch kömmt, ist die nur wachsamer, die Selbstliebe stärker! — Brauche deine Vernunft, den Stärkern zu bändigen, und höre nur auf sie. Achtsamkeit giebt Uebung, Erfahrung; jede stärkt die Vernunft, und schwächt die Selbstliebe.

Laßt grübelnde Pedanten, die beyde Freunde zu Felde führen, mehr besorgt zu trennen, als zu verbinden; so bald sie streiten, fällt aller Reiz, alle Tugend, alle die rasche Fertigkeit des Witzes, Sinn und Vernunft! — Gelehrte zanken, wie Narren, oft über einen Namen, und meynen am Ende nichts oder einerley.

Selbstliebe und Vernunft haben einerley Zweck, Abscheu vorm Uebel und Begierde zum Wohl. Aber die eine ist ungenügsam, und möcht' alles verschlin-

schlingen, die andere will nur den Honig saugen, ohne die Blume zu verletzen; Vergnügen ist das grösste Gut, oder das grösste Uebel, nachdem ihrs versteht.

Die Leidenschaften sind nichts als Bestimmung der Selbstliebe. Das wahre oder das scheinbare Wohl setzt sie in Bewegung. Aber da nicht alles Gute für alle seyn kann, und die Vernunft jedem, für sich zu sorgen befiehlt; so ist auch eigennützige Leidenschaft, wenn ihre Wege richtig sind, eine Freundinn der Vernunft und ihrer Sorge werth: breitet sie ihre Beute aus auf andere; so erhebt sie sich zum Range der Tugenden.

Laßt den Stoiker in träger Unempfindlichkeit pralen; seine Tugend ist fest — gefroren, all zusammengeschrumpft in das Herz. — Stärke der Seele ist Bewegung, nicht Ruhe. Der aufwallende Sturm treibt die Seele zur Arbeit, verstört vielleicht Theile, aber erhält das Ganze. Wir segeln hin und her auf dem weiten-Meere des Lebens; Vernunft ist Compaß, aber Leidenschaft der Wind. Auch Gott ist nicht immer in seiner Stille — Er steigt auf den Sturm, und fährt auf dem Winde.

Leidenschaften sind, wie die Elemente, gebohren zum Kampf; aber gemischt und gemildert, vereinigen sie sich in seinem Werke. Es ist genug, sie zu mildern und zu brauchen; aber was den Men-

schen

schen macht, kann das den Menschen zerstören? Genug! die Vernunft folgt dem Pfade der Natur, bändigt sie, vergleicht sie — folg' ihr und Gott!

Liebe, Hoffnung, Freude, das lachende Gefolge der Lust; Haß, Furcht, Schmerz, das Volk der Leiden, vermischt mit Weisheit, und gebunden in ihre Gränzen, setzen und erhalten das Gleichgewicht der Seele, mischen Licht und Schatten, und geben dem Leben Kraft und Farbe!

Vergnügen liegt immer in unserm Auge oder Hand, hört auf im Genuße, und lebt in der Aussicht. Das Gegenwärtige zu haschen, das Künftige zu suchen, ist das ewige Geschäft des Leibs und der Seele. Alle legen ihre Reize dar, aber nicht alle reizen; jeder Sinn hat seine besondere Gegenstände: deßwegen ist der Eindruck verschieden, stark oder schwach, wie das Organ, auf das er wirkt; und deßwegen schwebt bey allen eine Hauptleidenschaft oben, und verschlingt alle, wie Aarons Schlange!

So wie der Mensch bey seiner Geburt vielleicht schon die lauernde Ursache seines Todes empfängt, und die junge Krankheit, die ihn endlich bezwingt, zunimmt, wie er wächst, und stark wird in seiner Kraft; so liegt, geflochten in seinem Bau, die Krankheit der Seele, die herrschende

Leiden-

Leidenschaft in ihm: jeder Lebensgeist, der das Ganze nähren sollte, fließt zu dieser in Seel und Leib; was das Herz wärmt, was den Kopf füllt; alles, sobald die Seele sich öfnet und ihr Amt antritt, treibt die gefährliche Kunst geschäftiger Einbildungskraft alles zum kranken Theil. Die Natur ist die Mutter der mächtigen Leidenschaft; Uebung nähret sie; Witz, Geist, Talente alles macht sie ärger; selbst die Vernunft giebt ihr oft Schärfe und Kraft, wie der Strahl der Sonne den Wein versäuert!

Leben und Tod.

Das Leben ist eine kleine kothige und ungesunde Insel, welche uns von dem unermeßlichen festen Lande der Natur trennet.

Die reizendsten Gegenstände, welche diese Insel enthält, sind wie der Staub des Sommers, und selbst ihre Einwohner sind wie die Blätter des Herbstes.

Es ist kein Tag, der nicht einen Menschen, welcher denkt, ein Geheimniß offenbaret, das ihm das Leben noch eckelhafter macht.

* * *

Das Leben ist dem Monde ähnlich; dunkel von sich selbst, aber glänzend durch Widerstrahlen.

Das Leben ist, als ein Zweck, von keinem Werthe, aber als ein Mittel ist es nicht hoch genug zu schätzen. Unglücklicher Zweck! himmlisches Mittel! Ist es unser alles, so ist es nichts. Schätzen wir es für nichts, so ist es unser alles.

Wenn kein Tod wäre, so würden die Menschen vergeblich leben: wenn kein Tod wäre, so würden die Unsinnigen selbst zu sterben wünschen.

Mein Tod macht die Schutzschrift für meine Geburt. Ohne diesen, würde jene nicht ein Fluch seyn?

* * *

Schreyen der Kindheit und Todesängste; leichter Tribut, welchen die Natur für uns bezahlet: und der Werth von jedem ist ein Leben.

Wer kann mein Leben entweder verlängern, oder mein Daseyn verkürzen? Der Arm eines Engels könnte mich nicht für dem Grabe bewahren: Legionen Engel könnten mich nicht in dem Leben erhalten.

* * *

Wer wird ein ähnliches Gemälde von dem Tode machen? Dieser Tyrann ist nicht ruhig. Das Grab ist stumm. Die Furcht macht den Pinsel zittern;

zittern; die Einbildung vergrößert, und die Unwissenheit wirft zu viel Schatten darauf. — Ungetreue Maler!

* * *

Durch eine unordentliche Einbildungskraft und einen verbärgten Irrthum erschaft sich der Mensch einen Tod, welchen die Natur nicht gemacht hat: und er leidet tausend Tode, indem er einen einzigen fürchtet.

* * *

Der Tod, so wie alle andere Tyrannen, hat seine Lust, Streiche zu versetzen, welche meistens seine freye Macht ankündigen.

Er begnüget sich nicht mit Eroberungen; er will Siegesgepränge. — Der Befehl, welchen er von der Weisheit und unumschränkten Gütigkeit bekommen hat, ist folgender. — Schieße deine Pfeile nicht ins Ohngefähre: wähle allzeit solche Schlachtopfer, daß du darüber das Schröcken der Lebenden verdoppelst.

* * *

Jedes Jahr überlebt sich selbst: jeder Augenblick ist das Grab desjenigen, welcher ihm vorgegangen ist. — Gebohren werden, ist, anfangen zu sterben; so, wie sich eine Fackel verzehrt, sobald sie angezündet ist.

Wo sind so viele mächtigen Völker hingekommen? — Wir betrachten sie wenig unter diesem dunkeln Gesichtspunkte, obschon ihre Grabschriften die Hälfte unserer Wissenschaft ausmachen.

Welcher Staub ist nicht belebt gewesen? Die Schaufel, der Pflug beunruhigen unsere Vorältern.

Lustige Weltkinder! Ihr esset pulverisirte Leichen: ihr trinket ausgezogene menschliche Säfte, ihr tanzet auf todten Völkern.

Die Zierrathen, welche die Augen am meisten ergötzen, die Bildsäulen, die kostbaren Tapezereyen, die Gemälde zeigen nicht weniger die Sterblichkeit des Menschen, als Trauergerüste und herrliche Grabmäler.

Unsere Lustbarkeiten selbst reden mit uns vom Tode. Wir ziehen die Helden aus dem Grabe heraus; wir lassen sie die Schaubühne besteigen, um uns zu belustigen. Wir bewundern oder bedauern ihr Schicksal, um das unsrige zu vergessen.

Unsere Aeltern, indem sie die Welt verlassen, vergrößern unsere Einkünften. Wir leben köstlich, wie andere Würmer auf Unkosten der Todten.

* * *

Bey dem größten Theile der Menschen heißt Zeitvertreiben leben: wird sterben aber auch ein Zeitvertreib für sie seyn?

Man

Man kann thöricht leben, aber nicht so sterben.

Die Furcht des Todes ist weniger feig, als die Furcht des Lebens.

Der Selbstmord ist eine Narrheit: aber die lasterhafteste; eine Narrheit des Herzens.

* * *

Hütet euch vor dem schröcklichsten Unglücksfalle; vor einem unvorgesehenen Tode.

* * *

Der Tod kerkert den Leib ein: das Leben kerkert die Seele ein; und es ist kein Tag, wo die Seele eine solche üble Wohnung nicht sehr theuer bezahlen muß.

Der Tod erniedriget den Reichen, den Adelichen, den Eroberer. Das Leben erniedriget den Menschen.

Der Tod hat anscheinende Uebel, welche die Natur nicht merket: das Leben hat wirkliche Uebel, welche die Weisheit selbst in Erstaunen setzen.

Der Tod hat kein wahres Schröcken, wovon das Leben nicht die Ursache ist: das Leben hat keine wahren Freuden, welche der Tod nicht vermehret.

Das Leben iſt der Triumph des Fleiſches: der Tod iſt der Triumph des Geiſtes.

Welche Vergleichung! O Tod, wer würde unſchlüßig ſeyn, dir den Palmzweig zuzuſprechen.

* * *

Ob ihr gleich nur verurtheilt ſeyd, einmal zu ſterben; ſo macht doch, daß jeder eurer Tage das Verdienſt eines guten Todes habe.

Wenn der Gerechte ſtirbt, ſo iſt ſeine Aufführung ein allgemeines Vermächtniß, koſtbarer als alle Geſchenke des Mammons.

Die Helden der Erde mögen mit was immer für einem Stolze ihren Lauf beſchließen, ſo iſt doch nur die Tugend im Tode majeſtätiſch.

Die Engel halten ſich oben am Sterbebette der Frommen auf: das iſt ein Ehrenpoſten für ſie.

Gott erwartet nicht den letzten Augenblick: Er billiget ſeine Kinder dieſſeits des Grabes, und läßt ſie diejenigen für ſeine Kinder erkennen, welche ihre letzten Seufzer empfangen — Philander! haben wir dich nicht ſchon im Paradieſe geſehen?

Nichts iſt in Theophilus todt, als was er gewünſchen hatte, daß es ſterbe. Nichts iſt todt, als die Schwachheit und das Unglück. Nichts iſt todt, als was den Weg zum Leben beſchwerlich machte.

Wie arm, wie reich iſt der Menſch! — Wie geehrt, wie verworfen! — Welch künſtliches Gewebe — verwunderungswerthe Vermiſchung widerſprechender Naturen! Fremder Bürger zweyer unendlich abſtehender Welten! Unterſchiedenes Kettenglied an der unumſchränkten Kette der Weſen! Gleichförmiges Mittelding zwiſchen Nichts und Allem! Himmliſcher, geſchwächter, verdunkelter Strahl, und obgleich dunkel, ſchwach, dennoch himmliſch! Kind des Staubes, und Erbe der Herrlichkeit! Unmächtiger Unſterblicher, und unendliches Ungeziefer! Erdwürmchen, und Bild des Königs der Himmel!

* * *

Der Ehrgeiz wohnt bey dem Hirten, wie bey dem Könige. Der erſte bauet ſeine Hütte von Stroh, hernach ſagt er mit dem Aſſyrer in ſeinem Herzen: — Das iſt die Macht meiner Stärke! Warum das? Weil er nicht weniger unſterblich iſt, als ſein Oberhaupt; und eine unſterbliche Seele eine wahre oder vermengte Größe ſuchen muß; falſches oder ächtes Geld; die Lobſprüche der Erde, oder die Lobeserhebungen des Himmels.

Der berühmte Rath, welchen Cyneas dem Pyrrhus gab, war ungereimt: er iſt mehr gelobet als unterſuchet worden. Der Degen dieſes Prinzen

würde eher den ganzen Erdboden bezwungen, als die Vernunft seinen Ehrgeiz zernichtet haben.

So schrieb ich; so schwärmte ich; so sammelte ich verschiedene Sätze aus Büchern, zeichnete sie in meine Schreibtafel; wollte mich beruhigen, und ward immer unruhiger; fand Wahrheit, aber keinen Trost. Ich war 16 Jahr alt, als ich in die Stadt kam, und die Welt ganz anders fand, als ich sie beurtheilte. Ich lernte zu spät einsehen, wie sehr schwärmerische Grundsätze uns auf Irrwege führen. Ich war das Spiel meines eignen Herzens; ward immer betrogen, immer getäuscht; ich sah immer alles von der glänzenden Seite an, suchte überall Harmonie, und fand schreckliche Töne, die das Ohr meiner Seele marterten. Romaneske Begriffe wiegten mich in meinen jüngern Jahren in den Schlummer des Vergnügens, und die Welt weckte mich aus dem täuschenden Traume zu schrecklichen Szenen auf. O unglücklich der, dessen sanfte Schwärmerey seine Einbildungskraft verstimmt, der sich aus der Welt ein Feenland schildert, und ein Arkadien aus einer Wüste.

Aus meiner Geschichte sollen meine Mitmenschen klug werden. Ich will ihnen zeigen, wie die Welt wirklich ist, nicht, wie sie seyn soll. Ist es denn eine Wohlthat, wenn ich dem unschuldigen

Kinde

Kinde den Geier eine Turteltaube nenne, und den Wolf als ein Lamm ſchildere? — Schrecklicher Betrug! — und doch ſo alltäglich in unſerer Erziehung! — Man lügt uns einen Menſchen, den die Natur nicht kennt; macht aus unſerm eigenen Herzen ein Gebäude der Einbildung, und ſo erwächſt der Menſch, will ein Engel werden, und wird zum Satan, weil man ihn nicht gelehrt hat, Menſch zu werden. Ich forſchte den heimlichen Trieben meines eigenen Herzens nach, ſtudierte unpartheyiſch meinen Mitmenſchen, und fand, daß der Menſch ein gutes Weſen ſey, und daß ihn nichts als Selbſtbetrug unglücklich mache. Selbſtbetrug, den der Eigennutz des Stärkern billiget, die Dummheit des Schwächern vergöttert, und die Entkräftung des von Vorurtheilen Unterdrückten ſklaviſch verehrt.

Stelle man einen Menſchen, wie ich war, mit meinen Grundſätzen, mit meinem Herzen, mit der feurigen Einbildungskraft, mit dem lebhaften Gefühle in die verſchiedenen Lagen des Lebens, die ich hier aufzeichnen werde, und urtheile man unpartheyiſch hierüber. Was wird aus ihm werden? — Erſt ein Menſchenfreund, dann ein unglücklicher Leidender, der, wenn er nicht im Sturme unterliegt, endlich zum Menſchenfeind ſich umbildet, der ſich entweders in eine Einöde vergraben, oder verzweifeln muß.

Wahre Philoſophie iſt, ſich, den Menſchen und die Welt kennen, wie ſie ſind; — nicht, wie ſie ſeyn ſollen; nicht, wie wir ſie wünſchen; nicht, wie man ſie uns in Büchern ſchildert. Der Scheidekünſtler, der mit Klugheit das Gold von den Schlacken reinigen kann, iſt Philoſoph. Ich konnte es nicht dahin bringen; ich unterlag — ich ſtarb.

Dieſes Buch, das ich nun hinterlaſſe, ſoll manchem ein gutes Buch ſeyn. Man wird vielleicht den Eingang, und die bisher angeführten Sätze und Auszüge noch nicht verſtehen; aber in der Folge wird alles deutlich werden. Möchten die Menſchen aus meinem Schaden lernen, klug zu werden!

Was mir begegnet iſt, will ich nicht langweilig erzählen; hier iſt mein Schreibbuch. Man leſe meine Zufälle; beurtheile den Eindruck, den ſie auf mich machten, und ſtudiere hieraus den Menſchen, und lerne weiſer ſeyn.

Aglai's Schreibtafel.

Den 10ten des Rosenmonds.

Heut kam ich in die Stadt; 10 Thaler waren mein Reiſegeld. Als ich aus der Kutſche ſtieg, eilte mir ein junger Menſch entgegen. Sein Auge ſchien mir ſanft zu ſeyn; ich war ihm gut.

Ich

Ich ſollte den Lehnkutſcher bezahlen, und hatte keine kleine Münze. Eilfertig erbot ſich der junge Menſch, mir wechſeln zu laſſen. Ich vertraute ihm meinen ganzen Beutel, und er kam bisher nicht wieder zurück. — Das iſt doch wirklich nicht ſchön; oder iſt ihm ein Unglück begegnet? oder hatte er die 10 Thaler nöthiger, als ich? — genug; er kam nicht. Vielleicht kömmt er noch. O wie ſchmerzte es mich, wenn er nicht wiederkommen ſollte! — Sein Auge war ja ſo ſanft, und das Zutrauen, das ich zu ihm hatte — o dies allein ſteht mir Bürge, daß er mir mein Geld wieder bringen wird.

Den 11ten des Roſenmonds.

Heut erhielt ich von dem Unbekannten, dem ich meinen Beutel anvertraute, folgenden Brief:

Mein Herr!

„Daß Sie ein wahrer Dummkopf ſind, haben „Sie durch Ihr Zutrauen ſchon merklich bewieſen, ich will aber noch das Vergnügen haben, „Ihnen zu ſagen, daß Sie ein Schöps ſind. „Ihre 10 Thaler ſind zum Teufel. Ade!„

Alſo kömmt er nicht mehr; aber das — das ſchmerzt doch, einen beſtehlen, und überdas ihm noch Grobheiten ſagen. Wenn die Leute in der Stadt

ſo

so sind, kann ichs nicht aushalten. O guter lieber Landmann! du hättest mir meine 10 Thaler wieder gebracht! aber der Brief — — —

Abends.

Noch nie kannte ich die Verlegenheit, ohne Geld zu seyn; aber nun fühlte ich sie desto härter, da sie mir neu, unerwartet, und zur ungelegensten Zeit kam. Ich wußte mir nicht zu rathen. Schon das erste, was mir auffiel, die Forderung des Wirths konnte ich nicht berichtigen. Ich erzählte ihm treuherzig den gehabten Vorfall und meine gegenwärtige Lage, und der Mann — — aber hier ist unsere Unterredung von Wort zu Wort.

Ich. Sehen Sie, so schelmisch wurde ich geprellt.

Wirth. Ha, ha! Ein artiger Schwank! Ha, ha!

Ich. Sie lachen!

Wirth. Werd' bald ausgelacht haben; aber lachen muß ich doch —

Ich. Wie so!

Wirth. Der Kerl hätte ja müssen der dümmste Junge von der Welt seyn, wenn er das Geld nicht behalten hätte. Ich stehe Ihnen mit Hab und Gut dafür, der Fall begegnet Ihnen so oft, als sie nur den Versuch machen wollen.

Ich. Unmöglich!

Wirth.

Wirth. Nicht? Glauben Sie denn die Leute da in der Stadt sind vor den Kopf geschlagen? Ha! es lernt einen wohl klüger seyn. Unterdessen muß ich Ihnen sagen, so leid es mir thut, ich kann Sie keinen Tag länger behalten, und die Kleinigkeit, was Sie bis heute bey mir schuldig sind — es beträgt 2 fl. — belieben Sie mir noch vor Nacht zu bezahlen, sonst kommen wir nicht gut zu sprechen. — Ich bin kein so dummer Schlyz —

Ich. Wie? — Ich bitte Sie um alles in der Welt; ich wüßte nicht wohin — in ein paar Tagen längstens sind sie bezahlt.

Wirth. Meine Zeche bezahlt; und Sie belieben mir mir zu befehlen; übrigens —

Ich. Wenn Sie mir nicht trauen wollen, so bürgt Ihnen ja mein Koffer.

Wirth. Muß erst sehen.

Ich öffnete selben, und nun besah er Stück vor Stück, packte wieder ein, schloß den Koffer, und ließ ihn von einem Hausknechte aus meinem Zimmer tragen. Beym Weggehen gab er mir den Schlüssel davon, und sagte mit einer hohen Miene: Nu! es thut mir leid, daß Sie angeführt worden sind; ich will Ihnen noch ein paar Tage borgen.

So verließ er mich, und einige Minuten blieb ich starr vor Erstaunen stehen; ich sah ihm nach, und immer noch däuchte es mich, diese belebte Maschine, die den Wirth vorstellte, vor mir zu sehen. Ich verlor allen Begrif von Menschen. Gott dacht ich mir, wie ist es möglich! hab ich doch den Mann nie beleidigt, nie hintergangen; seit heute erst gesehen, und er konnte mich so unverschämt, so niederträchtig behandeln; sich einer Kleinigkeit von 2 fl. mit so viel Strenge versichern, als wäre sein ganzes Vermögen in Gefahr. — Kanns gar nicht begreifen — Traurig verließ ich nach einer Weile mein Zimmer, und gieng in die Gaststube. Hier setzte ich mich neben einen grossen dicken Herrn in einer knottigten Peräke, der lange Zeit von ungerechtem Gute, von der Hartherzigkeit der Leute und von Menschenliebe sprach, und einigen Gästen aus der Gesellschaft derb hinausgab.

Alles war gut gesagt, und der Mann hatte gleich mein ganzes Vertrauen. Sieh, dacht' ich, das ist doch wieder ein Mensch. Er begegnete mir so freundlich, daß ich ihm auf der Stelle alles erzählte, was mir mit dem Unbekannten und meinem Wirthe geschah. Er nahm den wärmsten Antheil an meinem Unglücke, verfluchte die Bosheit der Menschen in den tiefsten Abgrund, und both mir in den zuversichtlichsten Ausdrücken

seine

seine Freundschaft an. Eine Thräne der Freude stieg mir ins Auge, und mein Herz pochte mit innigster Wonne dem seinigen dieses guten Biedermanns entgegen. Ja! es giebt auch edle, würdige Menschen! — Bin ich von einem gerecht, und von dem andern niedrig behandelt worden, so hab ich doch wieder einen gefunden, der mich die Beleidigung der beyden durch seine Güte vergessen läßt.

Ich ersuchte ihn gleich ohne Anstand mich aus meiner Verlegenheit zu reissen, wenn er mir so viel Geld vorstrecken wollte, als ich in dermaligen Umständen bedurfte. Gut sagte er, daran soll es Ihnen nicht fehlen; ich diene gern aus christlicher Liebe; aber ich selbst kann es Ihnen nicht geben; allein ich will einen guten Freund darum ansprechen, und der — ich zweifle gar nicht. Verlassen Sie sich auf mein Wort; ich will morgen früh auf ihr Zimmer kommen.

Den 12ten Rosenmonds.

Mein Mann hielt pünktlich Wort; er kam. Lassen Ihnen nicht bange seyn, junger Herr, sagte er, und klopfte mir freymüthig auf die Achsel. Aber mir müssen Sie folgen. Sie sind jung; unerfahren, wie Sie sich selbst schon zur Genüge werden gesehen haben; Sie brauchen also einen Führer, und ich will Ihnen möglichst an Handen gehen.

Halten

Halten Sie sich nur an mich. Vors erste nun müssen wir den Gedian von Werth bezahlen; sonst rechnet Ihnen der Schuft soviel auf, als all Ihr Sach werth ist, und dann, wenn es Ihnen gefällig ist, können Sie bey mir zu Hause seyn, Sie sollen Sich gewiß recht wohl bey mir befinden.

Die Freundschaft des Mannes hatte mich ganz hingerissen. Ich war der Freude zu voll, um mich sattsam darüber ausdrücken zu können. Ich umarmte ihn, küßte ihn, und nannte ihn vor überströmendem Entzücken: Vater! In der That, mein Herr! sagte ich endlich nach einer Weile, ich fühle die Größe ihrer edlen Freundschaft so sehr, daß ich Ihnen nicht würdiger dafür danken kann, als das Kind seinem Vater. Ich will Sie ehren, lieben, wie ich meinen Vater liebte; eben so unbedingt Ihnen folgen, und mich ganz Ihrer zärtlichen Vorsorge unterwerfen. Der gute Mann hatte seine herzliche Freude mit mir, und so verließ ich den unfreundlichen Werth, und bezog das Zimmer meines Wohlthäters.

Den 13ten Novembr.

Himmel! Welch ein Betrug! — wie schändlich wurde ich hintergangen! — Mein Wohlthäter war weiter nichts, als der feinste Böswicht unter der Maske der Menschenliebe. — So sehr mich die

die Dieberey des Unbekannten schmerzte; das schimpfliche Verfahren des Gastwirths ärgerte; will ich sie doch leicht vergessen, aber — den Schändlichen nicht, der — mein Herz belog; sich Wohlthäter, Vater von mir nennen ließ, um mich auf das schmerzlichste zu hintergehen.

Man empfieng mich, als einen Sohn, der lange Jahre abwesend war, und nun wiederkehrte; die Frau vom Hause, schon unterrichtet von meiner Unerfahrenheit, und mit dem schelmischen Absehen ihres Mannes genau verstanden, freute sich mächtig über den glücklichen Einfall, mich in ihren Schlingen zu sehen. Sogleich wurde mein Koffer ausgepakt, meine Sachen unter die ihrigen gesteckt, ohne daß ich was Arges vermuthete, denn das geschah bloß, um, wie sie sagten, mich ausser Gefahr setzen zu können, daß ich nicht etwa durch Betrug boshafter Leute, die meine Gutmüthigkeit mißbrauchen wollten, könnte darum gebracht werden.

Heute erhielt ich 10 Thaler, die der Mann von einem seiner Bekannten geborgt zu haben, sagte; ich mußte 20 dafür schreiben, und für 20 mir 10 Prozent auf der Stelle abziehen lassen. Ich fand es ganz sonderbar, und wollte mich nicht darein finden; aber man sagte mir entgegen, ich möchte weiters keine Umstände machen, das Geld

sey einmal da, und könne nicht wieder zurückgegeben werden, und es sey so allgewöhnlich in der Stadt; die Leute sind schon einmal so und was mehr. Sogleich zog mein Freund 5 Thaler davon ab, die er theils für die beym Wirth gemachte Auslage, theils für zween Tage, die ich bey ihm verlebt hatte, zu sich steckte. Ich wußte nicht, was ich denken oder was ich sagen sollte. Der Aerger ergriff mich immer mehr. Wie, sagte ich, nach einer Weile, Sie haben mich ja zum Besten! — Sie machen mirs ja schlimmer, als wenn Sie mir gar kein Geld verschaft hätten. — Was soll ich nun machen? In ein paar Tagen brauch' ich wieder soviel; und dann hätte ich schon 20 Thaler verlohren, ohne den Zinsen, ohne ihrer Federung; ich wäre also in weniger als einem Monate unfehlbar ausgezogen, und — Gott weis! was aus mir werden sollte. Aber nun hatte ich zu sehen, und zu hören, als ich meiner Tage nicht gesehen und gehört hatte. Die Frau stund vor mich hin, die Arme in die Seite gestemmt, und schrie und tobte, wie eine Furie. Sie hieß mich einen undankbaren Burschen, einen Grobian; er drohte, mich derb abzuprügeln, und zum Haus hinauszuwerfen. Alle meine Sinne hatten mir die Leute weggeschrien und weggelärmt, und unter einer Räuberrotte hätte mir nicht schlimmer zu Muthe seyn können. Ich wollte

dies Haus verlaſſen, und lieber noch meinen indiskreten Wirth wieder aufſuchen, und begehrte meine Sachen zurück, aber man lachte mir aus vollem Halſe in Geſichte, und verſicherte mich, ich könne — und müſſe auf der Stelle gehen, weil ich meines Ungeſtümms wegen keine Diskretion verdiene; aber von meinem Eigenthum würde ich kein Stück ſehen, bis nicht alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Und nun nahm mich mein Freund, mein Wohlthäter, mein Vater beym Arm, warf mich Nachts um 10 Uhr die Stiege hinunter, ſtieß mich unter beſtändigem Fluchen und Poltern zum Hauſe hinaus, und ſchlug die Thüre hinter mir zu.

Den 14ten Novembr.

Hätte ichs doch nie gedacht, daß der Menſch mit der ehrlichſten Miene, mit der freundlichſten Zunge, die beredſam Menſchenliebe und Wohlwollen predigt — der boshafteſte Schurke ſeyn könnte. Der Verluſt würde mir gewiß recht ſchmerzlich geweſen ſeyn, wenn mich ein Räuber geplündert hätte; aber daß es ein Mann war, der ſo ehrlich ſchien, dem ich ſo herzlich gut war, das that doppelt wehe. — Wie unglücklich dieſe Leute ſind! Schwarz, fürchterlich, wie ihre Thaten, liegt die Zukunft vor ihnen, und ſelbſt beym Ge-

nuße ihres Raubes können sie nicht froh seyn *). Ich beklage sie vom Herzen. Allein das ist vorbey; sind sie doch nicht glücklicher, als ich. Ich empfieng bey meiner Abreise ein Empfehlungsschreiben von einem guten Freunde meines Vaters an den v. B * * *. Aber bis itzt ließ man mir nicht Zeit, davon Gebrauch zu machen. Ich gieng zu ihm, und wurde besser empfangen, als ich mirs nach all dem, was schon diese wenigen Tage mit mir in der Stadt vorgieng, hoffen konnte. Er begegnete mir zwar nicht so offen, so gütlich; desto besser, so habe ich weniger zu besorgen. Gewiß, er muß es gut mit mir meynen, denn er nahm mich gleich zu sich in sein Haus, und an seinen Tisch, und ich habe doch kein Geld und keinen Koffer mehr. Ich weis nicht, wie die Leute hier denken; was sie für Begriffe von der Sache haben. Ich bin nur unter meinen eigenen

Landsl.

*) Der gute Jüngling beurtheilte hier wieder die Menschen nach seinem eigenen Herzen. Menschen, die nur aus Leichtsinn, von andern verführt, böse handeln, stürzten sich über sträflichen Handlungen, und fühlen Reue: aber es gibt welche, die von der Bosheit Profeßion machen, und die fühlen noch Freude — Satans Freude — beym Genuße der Früchte ihrer Bosheit, und sind zu tief gesunken, um noch Reue fühlen zu können — den Verdammten gleich — Verzweiflung ist ihre letzte Stufe.

Landsleuten wie vom Monde herabgefallen. Bey der Erzählung meiner traurigen Unglücksfälle lachten sich der Herr und die Frau v. B*** und das Fräulein halb närrisch, als wenn sie ihre herzliche Freude daran hätten. Ich konnte mich unmöglich enthalten, sie im ernsten Tone zu fragen, ob sie denn das so lächerlich fänden? Mein Freund, sagte v. B***, dergleichen Streiche geschehen bey uns so alltäglich, daß wir sie bereits gewohnt sind, und wenn sie nicht gar gemein und plump ausfallen, so lacht man darüber. Unterdessen beruhigen Sie sich; Sie sollen alles wieder haben, und eine hinlängliche Genugthuung dazu.

Den 13ten Rosenmonds.

Dank der thätigen Freundschaft des guten v. B***! ich habe nun alles wieder, bis auf die 10 Thaler des Unbekannten. Mag er sie doch haben für die Lehre, die er mir damit gab! — Man ließ beyde in Verhaft nehmen, und v. B*** versichert mich, daß sie scharf würden hergenommen werden. — Ich möchte nicht den Menschen leiden, sondern gebessert sehen. Sollte denn die Selbstliebe des Menschen nicht stark genug seyn, ihn vom Bösen abzuhalten? Mein Freund sagt immer: Sie kennen die Menschen nicht, Sie

sind ein Kind, das erst auf die Welt kommt, und vollen Menschenverstand mitgebracht hat, um denken zu können. Sie müssen noch viel lernen. Ein alter Herr kömmt öfters zu uns in Gesellschaft, der sagte mir gestern abscheuliche Dinge vom Menschen. Ich hab ihm wirklich wenig Dank dafür. Aber ich will's doch in meine Schreibtafel aufzeichnen, weil ich mir schon einmal vorgenommen habe, alles zu bemerken.

Ich erzählte ihm alle meine gehabten Vorfälle; meine ganze Jugendgeschichte; sagte ihm meine ganze Denkungsart, die Grundsätze, die mich mein Vater gelehrt hatte, und wie ich all das so wenig zusammenreimen könnte; da drückte er mir die Hand, lächelte und sagte: Guter Junge! Sie werden immer betrogen werden. Heut macht sich der mit ihnen lustig, morgen ein anderer; heut unter dieser, morgen unter jener Gestalt. Sie kennen noch kaum 10 Menschen aus der ganzen Gesellschaft: sehr wenig partikular Menschenkenntniß; aber wenn Sie 100 werden kennen gelernt haben, so kennen Sie 100; aber 1000 und mehr kennen Sie nicht. Stellen Sie sich die Welt als einen Ballsaal vor; alles ist maskirt, Sie kennen Niemand. Nun gelingt es Ihnen endlich einmal, ein Paar unter diesen Masken zu kennen. Sie wissen die Person, die dahintersteckt: aber die

andern

andern alle kennen Sie wieder nicht. Aber auch diese haben Sie nur für die gegenwärtige Minute kennen gelernt: denn sobald sie sich verrathen wissen, gehen sie zu Hause, maskiren sich anders, kommen unbekannt wieder, und necken Sie wie vor. Alles ist Betrug — Maskerade. Glauben Sie mir, Freund, es ist seltner, eine gute ehrliche Menschenseele zu finden, als eine Quaterne im Lotto zu gewinnen. Ich habe nun 65 Jahre gelebt, aber ich bin vom Herzen froh, wenn ich abgerufen werde. Die Menschen taugen größtentheils nichts; am meisten die polizirten. Eigennutz, Stolz und Wohllust machen Ungeheuer aus ihnen. Der heut ihr Freund ist, hört morgen auf, es zu seyn; denn heut taugen Sie noch zur Maschine, wozu er Sie haben will, und morgen sind Sie ihm etwa unnütz, weil er seinen Zweck erreicht hat; oder gar schädlich. Hat er Sie heut geküßt, und an sein Herz gedrückt, so stößt er Sie morgen von sich, verfolgt sie — wenn er seinen Zweck erreichen kann, bis an den Rabenstein. Das Mädchen schmeichelt Ihnen, nicht weil es Sie liebt, sondern weil sie einen Mann haben will, weil Sie reich sind; sie ist eine Kokette, und will das Vergnügen haben, Sie in ihren Fesseln seufzen zu sehen. Sie schwört Ihnen zu gleicher Zeit Treue, und schwätzt Sie zum gutmüthigsten Narren, während sie einem andern die Stunde sagen läßt, wenn er kommen

soll. Freund, ich hab soviel erfahren, daß ich fast sagen kann, alles hat Leidenschaft zum Beweggrunde; alles ist Lüge, nichts Wahrheit. Meine eigene Geschichte würde Sie überzeugen; aber sie ist zu lang für unsere Unterredung; auch könnte sie Ihrem Herzen von einer andern Seite mehr schädlich seyn. Das Beste, was ich Ihnen sagen kann, ist, weichen Sie den Menschen so viel aus, als Sie können, lassen sich in wenig Verbindungen ein, glauben Niemanden, und trauen nicht, bis Sie nicht überzeugt sind, daß der andere ein eben so seltsamer Mensch unter den Menschen ist, als Sie. Ich bedaure sie, es wird Ihnen noch schlimm gehen in der Welt, bis Sie finden, daß ich Recht habe. Bitten sie den Himmel, daß er Ihnen Luxenaugen giebt, eine Hundsnase, Maulwurfsohren, und einen leisen Tritt, daß Sie ja kein anderer gehen hört, dann sehen, hören, riechen und beschleichen Sie alles, erfahren, wie man mit Ihnen umgeht? Ihr Kopf wird Sie minuiren und kontreminiren, Druck und Gegendruck lernen; aber Ihr Herz wird all das empfinden. Ich weis gewiß, Sie glauben mir von all dem kein Wort; es ist der Charakter des Unerfahrnen; aber doch wird es Sie bey Gelegenheit aufmerksam machen. Adieu.

Mitz

Miltsüchtiger; — Deine Krankheit stellt dir die Menschen böser vor, als sie sind, oder du wärst unwerth, in der Gesellschaft zu seyn. Ich will alles wieder ausstreichen, denn es ist undankbare Verläumdung.

Den 16ten Rosenmonds.

Mein, du solst meiner Schreibtafel nicht entgehen, meinem Gedächtniße nicht entwischen, du nicht! — So einen Zug aus dem menschlichen Leben finde ich nicht wieder. Also der Schuft von Freund, der mich — und wer weis, wie viel andere noch — belogen, hintergangen, mißhandelt hat, ist ohne Ahndung frey. Wie gerne gönne ich ihm seine Freyheit! es freut mich, daß er keine Strafe ausstehen darf; aber wenn ihm nur das Gefühl seiner Verbrechen, der Schmerz, die sichtbare Reue, ein wahrscheinlicher Vorsatz, sich zu bessern, die Gnade seines Richters ausgewirkt hätte: allein — das wars alles nicht; ein Verbrechen mußte ihn gegen die Strafe der andern schützen, eine Schande die andere verbergen.

Heute kam ein grosser ansehnlicher Mann mit vielen Würden und Titeln behangen, vor dem sich v. B*** tief bis zur Erde beugte. Man bemerkte an ihm Unruhe, Zorn und die Eile, mit

der er sein Anbringen betrieb; es mußte also von Wichtigkeit seyn. Sie traten beyde in ein Nebenzimmer, und nach einer kleinen Viertelstunde kamen sie wieder, der Hofmann so aufgeräumt, mit einer so gefälligen Miene; umarmte den v. B*** und dieser schien ganz entzückt darüber zu seyn. Nach Tische ließ mich v. B*** zu sich rufen, und fieng so an: Ich habe Ihnen recht viel zu danken, lieber Freund! bey Gelegenheit Ihrer Bekanntschaft habe ich mir den wichtigsten Mann am Hofe gewonnen, an dem alle meine Entwürfe, alle meine Aussichten, hangen. Und von der Stunde an ist Ihr Glück in den Plan des meinigen verwebt. Ich hoffe nächstens eine Gelegenheit zu Ihrer Beförderung zu finden. Aber nun hören Sie. Mit unserm Manne, den ich in Verhaft bringen half, hat es itzt eine ganz andere Beschaffenheit. Die Sache muß ganz zurückgehen. Der Mann sorgte auch nebst andern Geschäften für das Vergnügen reicher Wohllüstlinge. Der Cavalier, den Sie bey mir sahen, ist einer seiner vorzüglichsten Kunden, und eine mächtige Stütze.

Ich verstund es nicht; aber bald versetzte mich eine nähere Aufklärung in ein sinnloses Erstaunen. Ich hörte von Sachen, wovon es mir bis itzt an Begriffen und Worten fehlte. In der Folge

der

ber Jahre, fuhr v. B *** fort, werden Sie ſich weniger über dergleichen Alltags-Sächelchen in der Welt wundern; aber nun zur Sache. Meine Denkungsart, ſehen Sie wohl, muß ſich nach dieſem Umſtande modifiziren. Ich muß einem Schurken, den ich nie für was anders anſehen kann, wieder unter ehrliche Leute helfen; ihn beſſer zu machen ſuchen, als er vor war, um die Gunſt des Hofmanns zu gewinnen, wo ich mich im Gegentheile ſeiner Verfolgung preis geben würde. Es iſt ein offenbarer Widerſpruch, aber der Weltlauf macht es nothwendig. Nun wiſſen Sie alſo vorläufig, was Sie zu wiſſen brauchten. Seyen Sie klug, im Fall ich Ihrer bedarf, und machen Sie mir mit Ihren Grundſätzen keinen dummen Streich.

Den 17ten Rosenmonds.

Bald möcht' es mich reuen, die Worte des alten Spleens aus meiner Schreibtafel gewiſcht zu haben. Gott! ich zittere vor dem ſchrecklichen Gedanken, daß er Recht haben ſollte. v. B *** iſt nun der eifrigſte Vertheidiger des elenden Betrügers, und der Richter ſchwach genug, den Hofmann zu fürchten. Mehr noch, v. B *** bath ihn um Vergebung, daß er an dem Verdruß, den ihm ſeine Haſt verurſacht hatte, mit Antheil nahm.

nahm. Ist ihm denn Unrecht geschehen? — Aber auch ich soll es thun. — Ich soll das Laster um Vergebung bitten, daß ich das Unglück gehabt habe, in seine Klauen zu fallen, und ich die unschuldige Ursache seiner Entdeckung war. Die Leute müssen ein Herz haben, jedem Gefühle offen, aller Eindrücke fähig, bereit, das Gute und Böse in seine tausend Falten zu verbergen, heute der Tugend, morgen dem Laster zu fröhnen.

Den 18ten Rosenmonds.

Morgengespräch.

v. B. *** Mein Freund! Ihre Denkungsart und Ihr Betragen mag gut seyn in Platons Republik, die niemals war, und niemals seyn wird, aber in unserer Gegenwärtigen kommen Sie nicht fort. Sie folgten meinem Vorschritte nicht, und haben daher sich zween schädliche Feinde gemacht, den Höfling und seinen Sklaven. Man hat mirs deutlich genug zu verstehen gegeben, daß meine Freundschaft zu Ihnen mißfällt. Ich kann mich also keiner weitern Gefahr aussetzen, und muß Ihnen geradezu sagen, so leid es mir thut, daß ich Sie bis übermorgen nicht mehr in meinem Hause haben kann. Ich will mir alle Mühe geben, Ihnen einen andern Ort ausfindig zu ma-

chen; aber ich rathe Ihnen nicht, irgendwo mich Ihren Freund zu nennen, noch sich meiner Bekanntschaft zu rühmen.

Ich. Aber habe ich Sie denn beleidigt?

v. B * * *. Im geringsten nicht. Ich bin Ihnen von Herzen gut; ich könnte nicht freundschaftlicher mit Ihnen umgehen.

Ich. Aber wo soll ich hin? Wovon soll ich hier in der Hauptstadt leben? — Sie wissen selbst, daß mir mein Vater nur wenig zurücklassen konnte. Ich kenne Niemanden, und muß also immer gewärtigen, betrogen und gemißhandelt zu werden.

v. B * * *. Für einige Tage will ich Sie versorgen, und während der Zeit wird sich wol eine Gelegenheit für Sie hervorthun. Nun leben Sie wohl, und halten über die ganze Sache das strengste Stillschweigen; ein Wort davon könnte Ihnen die gefährlichsten Folgen verursachen.

Den 19ten Rosenmonds.

Also habe ich mich auch in diesem Manne betrogen. Nein, ich will es keinem Menschen sagen, daß er mein Freund war; will ihn sogar vergessen, könnte mein Herz nur auch das Unrecht vergessen, das er begieng.

Aber wohin nun? — Ja, ich will die Stadt verlassen, und wieder die Stätte beziehen, wo mich mein Vater die Tugend lehrte, wo ich von der guten Mutter, Natur, Unschuld und Gefühl in mich sog, und der Einfalt des kunstlosen Landes getreu bleiben kann.

Den 19ten Rosenmonds.

Heu'e kam mein alter Misantrop auf mein Zimmer, so unerwartet — auch unwillkommen, denn ich fürchte immer seine menschenfeindliche Zunge. Nu, fieng er an, hab ich nicht bald recht? Wie so? — Ich weis Ihren Vorfall mit dem v. B***. Hätten Sie meine Erfahrungen gemacht, so würden Sie nie von der Freundschaft des v B*** was bessers vermuthet haben. Aber das ist vorbei. Sagen Sie mir, wär' es Ihnen lieb, wenn man Ihnen eine andere Gelegenheit verschaffen wollte? — Ich habe keinen andern, als den Rückweg auf das Land vor mir.

Aber Sie kamen doch aus Absicht in die Stadt?

Ganz gewiß, um da Unterkommen zu finden.

Sie müssen also Ihrem Zwecke nachgehen. Ich habe mit einem guten Freunde von mir Ihrentwegen gesprochen; nach der Schilderung, die ich ihm von Ihnen gemacht habe, gefallen Sie ihm.

Ich

Ich ſtehe Ihnen gut dafür, er iſt nicht böſe; aber bey dem beſten Herzen ſchwach — ganz Menſch. Menſchen werden Sie öfters finden: aber nicht Ideale aus der Philoſophenwelt. Nun, wollen Sie? —

Ja, mein Herr; aber er muß mir nur nicht täglich ſo ein Kapitel über die Menſchen vorleſen, wie Sie.

Ha, ha! nein, nein! Kommen Sie mit mir, und bleiben Sie heute mein Gaſt, ſo können wir mehr miteinander ſprechen.

Den 20ſten Rosenmonds.

Der Mann wird mir beynahe überläſtig. Er kömmt keinmal zu mir, daß er nicht mit den bitterſten Läſterungen gegen das ganze Menſchengeſchlecht zu Felde zieht. Kein Namen in der Menſchheit iſt ihm heilig genug, um trauen zu können. Liebe, Freundſchaft, Gerechtigkeit, alles iſt ihm verdächtig. Heute kam er nun wieder, und ſtimmte gleich in ſeinen gewöhnlichen Ton.

Nu, wie gefällt es Ihnen hier?

Sehr wohl; ich bin ſo zufrieden, daß ich Ihnen nicht genug danken kann für Ihre Freundſchaft.

Hoho!

Hoho! nur nicht zu frühe. Sie sind nur erst einen Tag hier.

Aber Sie beleidigen die ganze Menschheit mit ihrem Mißtrauen.

Werden Sie nicht böse; man hat mich's wohl gelehrt. Ich wünsche es vom Herzen, daß man Sie nicht in die Schule schickt, wo ich die Menschen hab kennen lernen müssen. Sehen Sie, Herr Z***, wo Sie itzt sind, ist mein Freund — wie die Menschen Freunde seyn können — und er hat mir wirklich noch keine Gelegenheit gegeben, zu glauben, daß ers nicht ist; aber doch rathe ich Ihnen, kein unbekränztes Vertrauen in ihn zu setzen.

Ich hoffe, Sie bald vom Gegentheil zu überzeugen; Ihnen zu beweisen, daß die Menschen gut sind; und errüthend werden Sie schweigen müssen.

Nun das wünsch' ich von ganzer Seele. Wenn Sie das können, so machen Sie mich noch zum glücklichsten Greisen, und ich werde dann nichts zu wünschen übrig haben, als — immer zu leben.

Den 21sten Rosemonds.

Schon hab ich einen Beweis, wie unrecht der alte, milzsüchtige Misantrop auf alle Menschen ohne Ausnahme losbricht. Z*** macht doch gewiß

eine

eine Ausnahme. Er hat ein gutes, zärtliches Herz, gestimmt zu sanften Gefühlen für die Menschheit. Ich habe noch keinen edlen Zug aus der Menschengeschichte in meiner Schreibtafel; wie entzückt bin ich nun, eine Handlung darinn aufzeichnen zu können, die das thränende Auge des Menschenfreundes wieder aufheitert.

Z*** ist freygebig; gut gegen die Armen, und bey seiner Gutmüthigkeit edel genug, aus seinen Gaben kein Geräusche zu machen.

Er machte von ungefähr Bekanntschaft mit einem Manne, der ohne Verschulden durch Intrike und Verläumdung in den elendesten Zustand versetzt wurde. Er war königlicher Mautbedienter, hatte Frau und Kinder, und als ein ehrlicher Mann keinen Sparpfenning auf einen Fall, den er sich nie gedacht hatte. Er verlohr Ehre und Dienst. Das Schicksal dieses Unglücklichen rührte den braven Z***. Ohne daß dieser, noch jemand anderer es wußte, verschafte er ihm und seiner Familie Nahrung, so lang sein Prozeß dauerte. Z*** nahm sich dessen mit aller Wärme an, benutzte alle seine Freunde für die gute Sache des Unglücklichen, und in einem halben Jahre gelang es ihm, zu siegen, und den Unschuldigen seiner Rechte, seiner Ehre und seines Dienstes wieder habhaft zu machen. Z*** that es ohne Absicht, ohne Dank zu erwarten; das Be-

wußtseyn, Glückliche gemacht zu haben, lohnte hinlänglich seinem guten Herzen.

Allein in der Folge verkannte der Mauteamte seinen Wohlthäter; er glaubte ihm nicht so viel Dank schuldig zu seyn, als er es wirklich war, weil er nur wenig von dem Guten wußte, was Z*** an ihm gethan. Die Freunde des redlichen Mannes wußten ihn auf ihre Seite zu ziehen, und in Kurzem lohnte er ihm mit dem schändlichsten, schwärzesten Undank. Z*** fühlte tief in der Seele den Schmerz, den ihm dies niedrige Betragen eines Menschen verursachte, dem er wohlgethan; sein Herz empörte sich dagegen und die Leidenschaft erwachte in seidem.

Aber die nahe Gefahr seines eigenen Wohls, das man feindlich zu untergraben suchte, hieß ihn auf seiner Hut seyn, und sich zur Gegenwehr zu rüsten, so wehe es ihm auch that; so gerne er seinem Herzen gebeth, und die aufgewachte Leidenschaft dämpfte. Er siegte über seine Feinde; sie fielen in die Grube, die sie für ihn bereitet hatten. Keine hämische Schadenfreude bemächtigte sich seines Herzens; kein jauchzender Zuruf der Leidenschaft betäubte ihn. Z*** bedauerte die Unglücklichen, und großmüthig eilte er selbst dem Undankbaren zu Hilfe, statt sich an ihm zu rächen. Gestern sah ich ihn kommen, und Z*** empfieng ihn so voll Freundschaft, so liebevoll, daß der andere beschämt und voll Verwirrung

Entfernt vom Futter das
der Faule frißt, hungert
der Arbeitsame.

rung daſtund, und kein Wort vorbringen konnte. Allein Z*** ſprach für ihn; ſein Herz entſchuldigte den Verirrten, und das war genug, für ihn ſich neuerdings zu bewerben. Er iſt nun eben ſo ſehr ſein Freund, als er es vor war; ſo thätig für ſein Glück, als er es nur immer für ſein eigenes ſeyn kann.

Den 22ſten Rosenmonds.

Entweder muß es unter dem Menſchen unglaubliche Böſewichter geben, die die greulichſten Schandthaten verüben, die das zärtlichſte, duldſamſte Herz gegen die Menſchen empören; oder es iſt mein alter Freund ein lichtſcheuer Unhold unter den Menſchen, dem alles ſchwarz, jede Menſchenthat eine That der Finſterniß ſcheint; der ſelbſt böſe genug iſt, andere laſterhaft zu ſchänden. Ich möchte beides um der Menſchheit willen nicht denken. Aber ich verſteh' es nicht; weis mir das Ding nicht zu enträtſeln.

Ich ſah, lernte keine andere Menſchen kennen, als die eine niedere Hütte deckt, und man hatte mir es nicht geſagt, daß die Menſchen in der Stadt andere Menſchen ſeyen, als die auf dem Lande.

Kein mürriſcher, menſchenſcheuer Timon kam je, mir zu ſagen: Sieh auf, daß dir dein Bruder, während er dich izt umarmt, nicht den Dolch

in die Brust stößt. Glaube deinem Freund nicht, denn alles, was er dir sagt, ist eine schöne Lüge; je liebevoller, je zärtlicher er dir begegnet, desto mehr Gefahr hat es mit dir; denn eben geht er hin, dich zu verläumden, eben so viel Böses von dir zu sagen, das nicht wahr ist, als er dir Schönes ins Gesicht sagte, ohne daß du es verdient hättest. Aber wo sollte auch der ehrliche, unbefangene Landmann diese traurige Kenntniß haben? Auch die grossen Tugenden kennt er nicht, wovon man hier so viel Aufsehens macht.

Hier ist es schon Tugend, eine Handlung zu thun, die man ohne Verbrechen, ohne Schande nicht hätte unterlassen können, und der heißt tugendhaft, der nicht geradezu ein ausgemachter Bösewicht ist. Von alle dem wußte ich vormals nichts; aber nun muß ich mir's Tag für Tag von meinem alten Spleen vorkäuen lassen.

Ich dachte, wie schön ich ihn erwischt hätte, und erzählte ihm mit innigster Wonne Z ***'s Geschichte mit dem Mautbeamten; aber — — — nein! ich will es vergessen; will die einzig schöne Anekdote in meinem Schreibbuche nicht mit einem so häßlichen Pendant verunstalten! —

Die

Den 23ſten Rosenmonds.

Die Stärke eines Beweiſes fühlt ſich nie unverſtehlicher, als wenn ihn die Geſchichte mit Beyſpielen belegt: ſollte nun der Miſantrop ſein finſteres Vorurtheil nicht ablegen, alle Menſchen zu verabſcheuen, weil ihn vielleicht einige Niederträchtige, die ſein Vertrauen mißbraucht haben, hintergiengen; ſollte er nicht beſſer von ſeinen Brüdern denken lernen, wenn ihn Beyſpiele der edelſten Handlungen von der Güte der beſſern Menſchen überzeugen; ſollte er wenigſtens nicht glauben, daß es in der Geſellſchaft eben ſo gute, edle Menſchen gäbe, als es in gleichem Grade Böſewichter in derſelben giebt? —

Ja gewiß, oder ſein Herz müßte ganz verhärtet und für Gefühle des Edlen, des Schönen verſchloſſen ſeyn; die Quelle der Freudenthränen über einer rührenden Szene verſiegt — ſein Zuſtand der bejammernswürdigſte — der abſcheulichſte unter den Menſchen ſeyn. Aber ſo einen Unglücklichen giebt es ja nicht — kann ihn gar nicht geben.

O welche Wonne ſoll es mir ſeyn, einen Menſchen wieder mit der Menſchheit auszuſöhnen, ſein Herz wieder der Freude zu öffnen, unter Menſchen zu leben, daß er den Werth der Geſellſchaft noch in ſeinen grauen Jahren fühlen lernt.

Freudig will ich nun die Geschichte des gestrigen Abends, den schönsten Zug aus der Geschichte edler Seelen aufzeichnen, den ich wieder meinem alten Freunde erzählen will — und er soll Licht über seine finstere Seele verbreiten.

So liebenswürdig Z*** durch seine edle Handlung, durch seine Großmuth, mit der er dem Undankbaren verzieh, und wieder sein Wohlthäter wurde, in meinen Augen erschienen, noch mehr wurde er es gestern auf eine Art, die mir sein Herz ewig unschätzbar machen wird.

Schon vor vielen Jahren unterstützte er einen seiner guten Bekannten im dringendsten Nothfalle mit einer nicht unbedeutenden Summe, ohne hinlängliche gerichtliche Versicherung, als einen bloßen unrichtigen Obligationsschein, dafür zu haben, und keine gewisse Zeit der Rückzahlung bestimmt zu wissen. Leichtsinnig und undankbar benützte dieser die Hilfe seines Freundes, verbesserte seine Umstände, und vergaß, wem er sein Glück zu danken habe. — So lebte er, und hinterließ seinem Sohne ein ansehnliches Vermögen. Dieser fand nun in den Büchern seines Vaters diese Schuld angezeigt, aber nirgends eine weitere Erörterung derselben. Doch gieng er hin zu Z***, edeldenkender, als sein Vater, und erkundigte sich um die Beschaffenheit dieses Ansehens.

Z***

Z*** wuſte bereits ſelbſt nichts mehr davon; endlich aber fand er unter ſeinen Schriften den Schein über dieſe Summe, und nach einer richtigen Berechnung fand ſich, daß Kapital und Intereſſe einer ſo langen Zeit beinahe das halbe Vermögen des Sohnes aufzehrten. Dieſer erſchrack und ſtumm ſah er ſtarr vor ſich hin, ohne ſich ange Zeit beſinnen zu können.

Z*** nahm ihn freundſchaftlich bei der Hand und ſagte: Glauben Sie nicht, daß ich mich des ganzen Rechts, die mir dieſer Umſtand anbietet, bedienen werde; ich bedauere Sie, daß Sie durch die Nachläſſigkeit ihres Vaters in eine ſo bedenkliche Lage ſind geſetzt worden: aber keineswegs wollte ich, daß Sie den Leichtſinn ihres Vaters büſſen ſollten. Laſſen Sie uns als Menſchen, als Brüder die Sache behandeln, und ich hoffe, Sie ſollen nicht unzufrieden ſeyn mit mir. Sie zahlen mir das Kapital, und für die Zinſen bleiben Sie mein Freund. Aber auch dieß ſoll Ihnen nicht zu Schaden gereichen. Ich laſſe es Ihnen noch ein Jahr, und nach deſſen Verlauf bezahlen Sie mich in thunlichen Friſten. Bleiben Sie Ihrer Denkungsart getreu, und Sie werden es nie bereuen dürfen, nach den Grundſätzen eines ehrlichen Mannes gehandelt zu haben.

Mehr noch verlor der gute Mann seine Fassung, von Z***'s Edelmuth hingerissen, als ihn vorhin der Schrecken ausser sich gebracht hatte. Z*** wartete nicht so lange, bis der andere sich gänzlich wieder erholt hatte, um da seinem Herzen Weihrauch streuen zu lassen, seine Eitelkeit zu fetiren, und mit einem selbstgefälligen Lächeln dem andern eben so viel Schönes entgegen zu sagen; er empfahl sich mit kurzen Worten, und eilte zur Thüre hinaus.

Wie sehr wünschte ich, daß auch dieser Rechtschafne, um mehr noch als rechtschaffen — um edel zu handeln, dem Z*** nachfolgen, und von dessen Geschenke einen solchen Gebrauch machen möchte, der ihm die Tage seines Lebens mit der seltnen Rückerinnerung der Stunde, da er wohlthat, versüßte. O er wird es gewiß; seine Ehrlichkeit ist mir auch Bürge, daß sein Herz zärtlich, gefühlvoll ist; daß ihm Wohlthun Bedürfniß ist, so wie Ehrlichkeit Gesetz. Wie gern will ich nun die Büberei und Niederträchtigkeit von ein paar verdorbenen Menschen vergessen, da mich die Ehrliebe und Würdigkeit der andern wiederum dafür schadlos hält.

Den 25ſten Novembr.

Alſo alle Hofnung vergebens! — Das Herz dieſes Mannes iſt mit dreifachem Erzt umgeben, dagegen alle Worte fruchtlos abprellen. Soll ich ihn unglücklich, ſoll ich ihn abſcheulich — haſſenswerth — ihn den Menſchenhaſſer — nennen? Kann ich Gutes von ihm denken oder — nein! ich will gar nichts von ihm denken. Er iſt krank; ich kann ihn doch nur bedauern. Es fehlt ihm nie an Einwürfen, die reinſte Tugend verdächtig zu machen, und ich finde kaum ſo viel Gründe, den Menſchen zu vertheidigen, als er weis, ihn herabzuſetzen. *)

*) Aglais hatte noch nicht durch Erfahrungen gelernt, zu prüfen, vergleichen, wägen; ſein Herz, geſtimmt zu ſanften Gefühlen, öffnete ſich leicht jedem Eindrucke, den die ſchöne Seite der Menſchen in ſelbem zurückließ; auch wurde er leicht gerührt, und, ſelbſt nicht täuſchend, konnte er nicht glauben, daß der Menſch aus andern, als blos edlen Gründen, ſchön handeln könne. Und ſo könnte der Alte ſo ganz unrecht nicht gehabt haben. Der Werth der Menſchentugenden ſämtlich gewiß auf ſo ein wenigs zuſammen — ich habe gar keinen Ausdruck für dieſes Wenige — daß ſie beinahe manchmal aufhören zu ſeyn, was ſie uns anfangs ſchienen. Körperbau, Nahrung, Klima, Lage, Verfaſſung, Erziehung, Leidenſchaft, Zeit, Umſtände und Moden lenken unſern Willen unmittelbar dahin, wohin viel-

Den 25ſten Roſenmonds.

Heute zankte ſich die Frau des Herrn Z*** mit zweyen Taglöhnern um ihren Lohn. Sie wollte ihnen durchaus ſechs Kreuzer weniger geben, als ihre Forderung betrug. Z*** hörte den Lärmen, kam dazu; ſeine Frau lärmte, ſchrie und ſtellte ihm

vielleicht das Herz, ſich ſelbſt überlaſſen, nie gedacht hätte. Itzt haben wir die Epoche der Empfindſamen, der Wohlthätigen; und alles will nun empfindſam, wohlthätig ſeyn. Gewiſſe edle Handlungen — meiſtens ſolche, die unſern Leidenſchaften am wenigſten Abbruch thun, und dabey unſerer Eitelkeit ſchmeicheln — ſind zur Mode geworden. In der nämlichen Geſellſchaft erzählt ein plapperndes Herrchen die Stadtneuigkeiten, würgt den guten Namen von ein paar Dutzend ehrlicher Leute, und ſammelt für die Hausarmen der Stadt. Der giebt einen anſehnlichen Beytrag zur Unterſtützung einer armen Familie, und betrügt wieder um zehnmal ſoviel ſeine Gläubiger; nimmt ſich eines verlaßnen Findlings an, und verſchleudert das Vermögen ſeiner Mündel. Und iſt nun dieſe Epoche vorüber; herrſcht ein anderer Genius der groſſen Welt, iſt es einmal nicht mehr Mode, ſo würde man ſich ſchämen, ſo altfränkiſch zu ſeyn, ſo wie man ſich itzt der abgeklappten Schuhe und aufgerollten Strümpfe ſchämen würde. Ich hätte es ſelbſt nicht geglaubt, aber gewiß iſt es, oft iſt all unſere hochgeprieſene Tugend — Charlatanerie.

ihm das unmäßige Begehren dieſer Leute vor, und ohne weiters prügelte er die beyden Taglöhner und warf ſie die Stiege hinunter. Das iſt doch hart! der Mann bewies ſich ſo gut, und nun —

Denſelben.

Vor ein paar Stunden kam ein von Arbeit und Alter entkräftetes Weib, und weinte und heulte, daß es mir wie Dolchenſtich durch die Seele fuhr. Ich fragte ſie, was ihr fehlte, aber ich hörte keine andere Antwort, als immer: Ach! mein Mann! mein armer Mann! — meine Kinder — meine arme Kinder! — Wer wird uns Brod ſchaffen! — und immer weinte und heulte ſie fort. Ich ſuchte ſie wenigſtens auf ſolang zu beruhigen, bis ſie mir die Urſache ihres Jammers ſollte ſagen können. Endlich fieng ſie an: Ach laſſen Sie mich nur zum gnädigen Herrn kommen — ich muß zu ihm, ich will ihn fragen, was bey ihm armer Leut' Arm' und Beine koſten? Ob er uns kann verderben und verhungern laſſen?

Aber ſagt mir doch, liebe Frau, was ſoll das? Noch kann ich nicht klug daraus werden? Der gnädige Herr hat euch doch nichts zu leide gethan? —

So,

So, nichts? Aber meinen Mann hat er braun und blau geschlagen, ihn die Stiege n'unter geschmissen, daß er sich den Arm ausgefallen hat, und ein paar Löcher in Kopf gestossen. Sollt'n ihn nur sehen, wie er aussieht! Nun hat's mit der Arbeit ein Ende, und wenn's da fehlt — dann gute Nacht. Wir haben keinen Bissen im Hause, den nicht mein Mann im Schweiße seines Angesichts verdient. Herr Gott im Himmel! — Ich weis meines Elendes keinen Rath! — Ich wollte gern noch hungerleiden; aber mein Mann — meine Kinder! —

Ein Thränenguß erstickte ihr die Stimme; sie rang bitterlich die Hände, und der Schmerz gab ihr ein schauderndes Ansehen.

Ich zitterte vor Schrecken und Unmuth bey diesem Anblicke und ihren Klagen. Gott! welch eine Barbarey von einem Manne, dessen Güte mich gestern noch entzückte!

Ich sprach ihr Trost zu, so viel ich dessen in dieser Lage selbst hatte, und versicherte sie, Herr Z*** habe es im raschen Zorne, unbedacht der schädlichen Folgen, gethan, und würde ihr gewiß allen Schaden zehnfach vergüten. —

Ach! erwiederte sie, hat sich was zu vergüten! Die Herren thun so groß nicht mit schlechten Leuten.

ten. Wenn er mir nur den Vater bezahlte, und meinen Kindern so lange Brod schafte, bis mein Mann wieder arbeiten kann; was er doch vor Gott und der Welt schuldig wäre; aber — —

Nein, liebe Frau! ihr kennt Herrn Z*** wenig; ich weis gewis, er bereuet seinen voreiligen Zorn, und thut was Rechtes an euch.

Nun kam die gnädige Frau dazu, die das Gejammer dieses armen Weibes herbey gerufen hatte, und fragte, was es gäbe.

Ich erzählte ihr den ganzen Vorgang, und konnte mich in der Hitze nicht enthalten, hie und da einen unsanften Ausdruck zu gebrauchen. Das Weib führte ebenfalls ihre Klage mit natürlichem Unmuthe in der Sprache ihres Standes, und nun hatten wir's vollends verdorben.

In dem Herzen der Frau v. Z*** brannte der tobendste Frauenzorn; die Feuerröthe stieg ihr ins Gesicht; sie raste und schimpfte auf uns beyde los, als wäre sie dem Tollhause entlossen. Keine Vorstellung, keine Bitten besänftigten ihren Zorn; das unglückliche Weib fiel ihr zu Füssen, umfaßte ihre Knie, und weinte und schrie; aber sie stieß sie mit dem Fuße von sich, und drohte ihr wohl noch ärgere Dinge. Darauf befahl sie ihren Mägden, die auch herzugelaufen kamen, des Tag-

löhners

löhners Weib zum Haus hinaus zu jagen, und kehrte mit flammenden Blicke und unter den unartigsten Schmähungen auf ihr Zimmer zurück.

Herr Z*** kam zu Hause; ich begegnete ihm schon an der Thüre, und erzählte ihm den gehabten Vorfall mit aller Kraft und Wärme, womit der Eifer für die Sache der Unglücklichen mich beseelte. Sein Herz zeigte sich mir nun wieder von der schönsten Seite; er wurde gerührt, bedauerte seine unzeitige, ungerechte Hitze, und versprach mir, sich der Sache des armen Taglöhners auf das thätigste anzunehmen. Dann gieng er auf das Zimmer seiner Frau, und so verließ ich ihn in der angenehmsten Erwartung, daß er sein Unrecht wieder gut machen würde.

Spät am Abend kam Z*** zu mir und sagte ganz kalt: ich habe mit meiner Frau von der Sache gesprochen, und ich glaube, Sie haben aus voreiligem Eifer ihre Schilderung übertrieben. Dergleichen Leute machen immer mehr aus der Sache, als daran ist. Ueberhaupt aber wünschte ich, daß Sie sich weniger in Hausaffären mischten, und meiner Frau keinen Verdruß dadurch machen.

Also war Z*** der Edle, der Menschenfreund nur ein Traumbild, das die erhitzte Phantasie der wonnetrunkenen Seele vormalte? Oder ist

es Z***, der Sklave seiner Leidenschaft, der unempfindliche, der grausame? Welches von beiden ist nun Täuschung? Oder ist er wirklich keines von beiden, und erscheint nur unter dieser oder jener Maske? — Ha! wieder betrogen! Himmel! wie soll ich mir's erklären? Noch ist mir alles ein unauflösliches Räthsel.

Nun, ich habe wieder einen Menschen kennen gelernt, der besser schien, als er ist; er gehört zu den Wandelbaren, deren Tugend an einer zufälligen Laune hangt, die Sklaven des gegenwärtigen Augenblicks sind. Aber soll ich deswegen aufhören, zu glauben, daß es nicht edlere Seelen giebt, deren Tugend auf unbeweglichen Grundsätzen ruht, und nicht der Zeit und dem Zufalle unterliegt. Ich will den guten Jüngling aufsuchen, der so ehrlich dachte, seines Vaters alte Schuld abzutragen, und ich weiß gewiß, er hat es mir Dank, daß ich ihm die Gelegenheit verschaffe, seine Freude durch Wohlthun auf den höchsten Grad der Wonne zu erhöhen.

Den 26sten Rosenmonds.

Ich habe ihn gefunden, den guten Jüngling. Er mag ehrlich gegen seinen Nebenmenschen denken; aber zärtlich, mitleidig, empfindsam denkt er wohl nicht.

Ich

Ich glaube, er hat die kleine Summe, die ihm diese Wohlthat kosten würde, leicht hundertmal mit den Zinsen im Kopfe berechnet, während ich mit ihm sprach, und den Werth einer schönen Handlung mit dem Werthe einiger Gulden abgewogen, so flizig fiel die Antwort aus, die er mir gab. — Mein Herr, Sie können mich bei den Zeiten und in der Lage, wo mir mein sel. Vater erst angehenden Bürger vieles zu berichtigen übrig ließ, unmöglich verdenken, daß ich meine Ausgaben aufs genaueste einschränke. Seyen Sie des Taglöhners wegen ohne Kummer: wir haben ja ein öffentliches Spital für arme Leute, und für die Kinder ist der Zufall vielleicht mehr Glück als Unglück; die Mutter darf nur mit einer Bittschrift einkommen, so werden sie im Waisenhause aufgenommen. Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Machte ein zierliches Kompliment, und öfnete mir die Thüre.

Zusammengefroren sind sie, wie Eisklötze auf Helvetiens Brennern, die nie ein wohlthätiger Stral aufthauet; die stets das Aug des furchtsam gleitenden Wanderers mit ihrem fürchterlichen grausen Ansehn schrecken.

Eine

Den 27sten Rosenmonds.

Eine neue Entdeckung in der Menschengeschichte! Liebe Mutter, Erde! trägst du allenthalben Schurken und Narren, oder ist nur der Punkt Landes, auf dem ich stehe, der Kreis, darein die Natur alle ihre Mißgeschöpfe gebannt hat? — Mir scheints nicht anders; oder mein alter menschenfeindliche Freund müßte recht haben: und das kann er nicht. —

Z*** lud heut Gäste zu sich. So unleidentliche, verkarrikirte Fratzengesichter muß es nirgends geben, als hier. Das Zeremoniel, das sie unter sich beobachteten, ist das tollste Zeug von der Welt. Es kam mir gerade so vor, als wenn eines das andere zum Besten haben wollte. So oft wieder jemand zur Thüre hereintrat, geriethen augenblicklich aller Anwesenden Beine, Arme, Kopf und der ganze Leib in die lebhafteste Bewegung, ein betäubendes Geschnatter leerer Töne füllte die Luft, und peinigte das Ohr; endlich verließ sie nach und nach der Wahnsinn; man lagerte und stellte sich verschieden, und unterhielt sich bis zur Tafel mit Gesprächen. Dieser Auftritt unter den Menschen ist mir, seit ich in der Stadt bin, nimmer neu; aber doch pirkte er mit der ganzen Kraft des Neuen und

Ausserordentlichen auf mich. Welche Thorheit! — den Kopf schaukeln, und mit den Füßen scharren, den Leib krümmen, und nach dem Takt der Beine mechanisch den Mund zu nichts sagenden Worten öfnen — ist eine Ehrenbezeigung. Mich wundert nur, daß sich noch keiner, der noch etwas geraden Menschensinn hat, dadurch beleidigt gefunden. — Doch es ist nun einmal ein Kapitel im Lehrbuche der Wohlanständigkeit, und so will ich darüber weggehen. Die Geschichte dieses Tages hat mir zu viel, und zu wichtigen Stoff gegeben, als, daß ich mich bey so einer Kleinigkeit aufhalten sollte. Möchten sie immer toll seyn die Menschen, wenn sie nur nicht böse sind. Wenigstens sah ich diesmal keine grämliche Gesichter, keine finstere drohende Mienen, die die Freude verdarben. Die Verschiedenheit der Mundarten und des Gespräches machten einen sonderbaren Wirwarr aus. Der zischte jeden Ton langsam und öfters gebrochen durch die Zähne; ein anderer fand es schöner, daß er die Töne mit aller Gewalt von sich stieß; ein dritter lallte, und der vierte schnarrte.

Ein paar Frauenzimmer schärften ihren Zahn gegen die Bosheit der Welt und die Ehre ihrer Nachbarinnen, die das Verbrechen begiengen, sich heute in einer neuen Coeffure sehen zu lassen.

Ein

Ein anders von Anglaisen und Roulieres, lärmten über die Mode und über ihre altfränkischen Ehemänner, daß sie keine anderen Robben, als eine aus dem 15ten Jahrhunderte gouten wollten.

Z*** hatte einen von den Anwesenden in ein Nebenzimmer geführt, mit dem er sich lange insgeheim besprach.

Ein paar junge Herren lehnten am Fenster, zuckten mit einem Glase vor dem Auge hinaus, und jedes Frauenzimmer, das die Gasse vorbei gieng, wurde von ihnen mit der pöbelhaftesten Unverschämtheit toxirt; sie kannten alle. Der Innhalt ihres Gespräches blieb sich vom Anfang bis zum Ende gleich — Freudenmädchen, Kupplerinnen, Redenzvous.

Jedes sprach von seinen Thorheiten, seinen Lastern mit Gleichgültigkeit — sogar mit Stolz und Selbstzufriedenheit; von den Thorheiten aber und Fehlern anderer mit unerbittlicher Strenge.

Man setzte sich zu Tische, und nun wurde das Gespräch gemeinschaftlich. Aber nun — doch ich ermüde; mein Herz empört sich zu oft gegen alle die lästigen Erinnerungen dessen, was sich alles während dem meinen Sinnen darstellte, als, daß ich ununterbrochen alle die Nie-

derträchtigkeiten, das fade Geschwätze, und die Unverschämtheiten aufzeichnen könnte, die auch ein verdorbenes Herz beleidigen müssen.

Den 28sten Rosenmonds.

Den gestrigen Tag will ich nie vergessen; ich will nie die Albernheiten vergessen, die man in die Länge und Breite daher schwätzte. Gott! wie ist es möglich, daß Menschen so seyn können!

Und das Weibsvolk — ah! das ist hier ganz allerliebst. — Schwätzen und Tändeln, Buhlen und Betrügen ist ihr Karakter.

Da stehts, und soll ewig in meinem Tagebuche stehen bleiben. O die Geschichte des armen Fremonds — o die will ich nimmermehr vergessen:

Hier will ich Fremonds Geschichte von Wort zu Wort herschreiben, und mein Motto soll seyn.

Süsse Schwärmerey, leite mich in einsame Gegenden, und schaffe mir ein Schattenbild eines empfindsamen weiblichen Wesens, das ich hienieden vergebens suchte! —

Fremond, ein junger Mann, lebte in der Gegend von ***. Sein Karakter war empfindsam;

sam; sein Herz gefühlvoll. Seine Schwärmerey leitete ihn oft in einsame Gegenden. Da hieng er ganz seinen Gedanken nach, und fühlte Wonne der Seligen bey den Auftritten der heiligen Natur. Nie fand sein Herz eine Freude in den rauschenden Vergnügungen der Welt. Die einsame Hütte des Landmanns; das ruhige Gestade des ländlichen Baches, den kühlenden Schatten einer Linde, zog er weit den berauhenden Freuden der Stadt vor. Menschen glücklich zu machen war sein Wunsch, und Menschen leiden zu sehen die Qual seiner Seele.

Sein anhängliches Herz wünschte sich nichts in diesem Leben, als einen Freund und eine zärtliche Gattinn. In dem Besitz dieser Güter bekränzten sich alle seine Wünsche, alle seine Hofnungen. Ich wollte so ganz, rief er oft aus, einem Geschöpfe anhangen, das auch an mir hieng. Es zu lieben, und von ihm wieder geliebt zu werden, wäre all mein Glück, all meine Seligkeit. Den Pfad dieses Lebens an der Hand einer Freundin hinüber gleiten, mit ihr Freude und Mißvergnügen theilen, mit ihr fühlen, mit ihr das Daseyn genieſſen, wäre der Gottheit seligstes Geschenke des Lebens. Wie glücklich ist der, der sich sagen kann: dieses edle Wesen lebt nun ganz für mich; meine Hofnungen, meine Vergnügen sind in diesem Herzen gesammelt; gleiche Stim-

mung unsrer Seelen, gleiche harmonische Gefühle, ketten uns aneinander, und nichts, als die Gottheit, kann uns trennen.

Diese seligen Wünsche stiegen oft in seiner Seele auf, und sein schuldloses Herz muthete jedem denkenden Geschöpfe gleiche Denkungsart — gleich edle Gefühle zu.

Ah! wie betrügt sich doch der Mensch, der gut ist! seine tückenlose Seele ruht sanft auf dem blumigten Rasen, mittlerweile sein Feind den tödtenden Dolch schmiedet, um ihn zu durchbohren. Er ist dem Lamme gleich, das man zur Schlachtbank führt, und das noch das Blut vom Stahl lecket, der es tödtet. Doch, wer ändert dieß alles in der Natur? — Der einzige Trost des Rechtschaffenen ist immer der, daß er es nicht verdiente, so von den Menschen behandelt zu werden.

Fremond hatte eine Mutter, die er mit beyspielloser Zärtlichkeit liebte. Die Last ihrer Jahre, ihre abnehmende Gesundheit, war täglich ein Gegenstand des Leidens für Fremonds fühlendes Herz. Seine Geschäfte gestatteten ihm nicht, beständig um seine Mutter zu seyn; er mußte sie also wider seinen Willen der Sorgfalt der Mägde anvertrauen, die ihr aber nicht mit der Liebe und Achtung warteten, wie es Fremonds kindliche Liebe von ihnen forderte.

Was

Was iſt zu thun? dachte er: — ich will mir um ein Weib ſehen. Wenn ich ein Mädchen finde, das mich liebet, und die auch ich wieder liebe, die wird auch meine arme Mutter lieben; denn hab ich doch eine Freundin, die ihr die letzten Tage ihres Lebens erträglich macht. Mich däucht, ich ſehe ſie ſchon, wie ihre ſanften Küſſe die Thränen des Schmerzes von den furchigten Wangen meiner lieben Mutter trocknen. O wie glücklich werde ich dann ſeyn, wenn ich zurückkomme, ermüdet von meinen Geſchäften, und Weib und Mutter finde — Arm in Arm — ſich liebend, und gemeinſchaftlich für ihr Wohl beſchäftigt — und Weib und Mutter mich liebevoll in ihre Armen ſchließen — wie ſelig werden meine Tage dahin fließen; dann werde ich bald einen Säugling an der Bruſt der Liebenden ſehen; fühlen, wie ich mit jedem Tage wieder auflebe. Solche Gedanken ſteigen in Fremonds Seele auf; ganz überließ er ſich ihnen, und genoß ſchon im Traume ſeiner Phantaſey eine Seligkeit, die hienieden ſo ſelten zu finden iſt.

Es war einſt an einem Sommerabende, als Fremond in der Laube bey ſeiner alten Mutter ſaß, und ihr ſeine Gedanken entdeckte. Thränen der Freude entfloſſen dem Auge des Liebenden. Ja, liebe Mutter, ſagte er, ich will

Ihnen eine Schwiegertochter geben; ihre Sorgfalt soll Ihnen die Last ihrer Jahre erleichtern, und unsere Liebe Ihnen jede Minute werth und angenehm machen; wollten Sie wohl, meine Mutter?

Ich will wohl, erwiederte die würdige Frau; aber wo, Sohn, findest du das Mädchen, das mit deiner Denkart harmonirt? Du beurtheilst unser Geschlecht nach deinem Herzen; sey auf deiner Hut, daß du dich nicht betrügst. Die Mädchen werden die wenigsten zu sanften, häuslichen Freuden erzogen: Tändeley, Koquetterie sind ihre Lieblingsbeschäftigung; wie unglücklich würdest du seyn, wenn du das Geschöpf nicht fändest, das du suchst.

Sorgen Sie sich nicht, Mutter, erwiederte Fremond; ich will weder auf Reichthum, noch auf Schönheit sehen, nur auf ein gutes Herz; und wenn ich dieß finde, so ist mein Glück schon gemacht. Meine Sorgfalt für mein Weib, meine Liebe wird sie mir bald ganz eigen machen. Sie soll sehen, daß ich alles für sie bin, Gatte, Freund und Geliebter. Jeden Tag wird das Band unserer Freundschaft fester werden, und denn, wenn noch ein Unterpfand unserer Liebe die Bande unzertrennlich macht, was soll diese Kette zu trennen vermögen?

Damit

Damit ſie aber verſichert ſind, werthe Mutter, daß ich mir nicht alles zutraue, ſo will ich auch meinen einzigen Freund, den Sie kennen, meinen Bettenberg, zu Rathe ziehen. Wir kennen uns von der hohen Schule her; ſein Karakter iſt ohne Tücke, und die vielen Beweiſe, die ich ihm ſchon von meiner Freundſchaft gab, werden ihn gewiß bewegen, mir doch auch einen Beweis der ſeinigen zu geben.

Fremonds Geſpräch mit ſeiner Mutter dauerte bis ſpät am Abend. Die Sterne glänzten ſchon am Himmel, als er ſie verließ, und voll ſchwärmeriſcher Phantaſien einſchlummerte.

Am andern Tag frühe gieng Fremond zu ſeinem Freunde, und entdeckte ihm ſein Vorhaben. Dieſer billigte es, rühmte ſein Zutrauen, und verſicherte ihn heilig ſeiner Freundſchaft.

Nach einigen Tagen kam Bettenberg auf Fremonds Zimmer. Nun weis ich dir ein Mädchen, ſagte er, die ſich vollkommen für dich ſchickt. Sie iſt naiv, etwas munter, aber ſie beſitzt das redlichſte Herz von der Welt. Du kannſt alles aus ihr machen, was du willſt. Sie iſt das Fräulein von ***. Ich will dir Gelegenheit machen, ſie heut Abends zu ſprechen. Es iſt Ball —

Fremond ſah das Fräulein, wurde mit ihr bekannt, ward um ſie bey ihren Aeltern, und bekam ſie zur Frau.

Wie erſtaunte aber Fremond, als er drey oder vier Wochen nach der Hochzeit folgenden Brief von ſeinem vermeintlichen Freunde in die Hände bekam.

Beltenberg an Reineck.

Fremond glaubt, daß ich ſein Freund ſey, und betrügt ſich wahrhaft, denn ſo lang ich ihn kenne, haſſe ich ihn vom Herzen. Du weißt des Bubens Glücke; er überſah uns ſchon, als wir noch in Schulen waren, und überſprang uns, als wir die Studien verließen. Lange lauerte ich auf eine Falle — und der gutmüthige Schaafkopf gab mir ſelbſt Gelegenheit, ihn ins Bockshorn zu jagen.

Thereſe *** iſt ſein Weib, und das iſt mein Werk. Sie iſt leichtſinnig erzogen und flatterhaft. Ich hätte keine beſſere Rache finden können, als ihm ſo ein Weib zu geben. Er müßte mehr als Menſch ſeyn, wenn er ſie beſſerte. Mit ſeiner ſchwärmeriſchen Denkart iſts Scheidewaſſer, das ich ihm ins Herz goß. Er ſoll

die

die Wunde bald fühlen, die es in sein Fleisch frißt. Lebwohl!

Fremend empfieng diesen Brief aus den Händen eines gutmeinenden Unbekannten. Hätte er nicht Bertenbergs Schrift gekannt; hätten ihn nicht Karaktere und Schreibart von Bertenbergs Hand überzeugt — ja, Fremend hätte den Brief für die schändlichste Lüge gehalten, die je ein Schurke auf Satanas Antlos geschmiedet.

Wie erstaunt war er da; kein Tropfen Bluts regte sich mehr in seinen Adern, sein Puls schlug nicht mehr, Todtenblässe überzog seine Wangen, er sank, wie leblos, zu Boden.

Nach einer Weile erholte er sich wieder. Böswicht! schrie er auf, abscheulicher Böswicht! — kein Teufel ist so boshaft, wie du! — Doch der Himmel wird mich retten, ich werde dein Opfer nicht werden. Wenn Freundschaft, wenn Menschengefühl, wenn Zärtlichkeit und Sanftmuth je einige Stärke über des Menschen Seele haben, so soll Therese das nicht werden, was du glaubst. Sie hat doch ein Menschenherz; leichtsinnig scheint sie mir zu seyn; aber verdorben ist sie nicht. Sollte ich sie nicht umbilden können? Ja, die Gottheit wird mir helfen. Meine Absicht

ſicht war rein. Ich wollte meiner alten Mutter eine Freundin, mir eine treue Gefährtin dieſes Lebens geben: ſollte der Himmel ſo meine gute Denkart belohnen? — O nein! Wenn Thereſe auch keinen Liebhaber an mir findet, ſo ſoll ſie doch den Freund an mir erkennen, und die Bande der Freundſchaft ſollen feſter als die Bande der Liebe ſeyn.

So ſagte Fremond, und verſchloß dieſes Gehammiß tief in ſein Herz, wo es ihn auch manche ſtille heimliche Stunde marterte.

Fremond hatte alle mögliche Achtung für ſeine Gattinn, und er lebte auch fünf ganze Jahre an ihrer Seite glücklich. Er überſah ihr manche Schwachheit, gönnte ihr manche weibliche Tändeley, um ſie zu überzeugen, wie ſehr er ihr Freund ſey. Fand er auch das nicht alles, was er ſich von einer Gattinn wünſchte, ſo hatte er doch dieſe Jahre hindurch keine Urſache gehabt, ſich gegen Thereſen wirklich zu beſchweren. Drey liebenswürdige Kinder, die das Vergnügen ſeiner Tage machten, ließen ihn auch hoffen, ſeinen Plan in Rückſicht der Herzensbildung ſeines Weibes vollkommen auszuführen.

Meine Bande, dachte er, verſtärken ſich täglich. Sind die des Freundes nicht mehr hinlänglich,

lich, so sind die des Vaters vorhanden; wird Thereſe einen Freund verlaſſen können, so wird ſie doch in die Arme des Vaters ihrer Kinder zurückkehren. Thereſe wird einſehen, wie nah ihr Intereſſe mit dem meinigen verwebt iſt; ſie wird ihre Kinder lieben, und dieſe werden der Mutter Treue dem Vater verſichern.

So ſchwärmte er in ſeinen glücklichen Tagen; aber allgemach zog ſich ſchon die ſchwarze Wolke ſeines Verhängniſſes über ſeine Scheitel zuſamm. Die ſchönen Tage der Glückſeligkeit ſeiner idealiſchen Ehe waren vorüber, und der Dämon, der über ſein Verderben brütete, ſpreitzete ſchon ſeine ſchwarzen Fittige über ihn aus.

Fremonds Mutter ſtarb und bald nach ihrem Tode führte ſein trauriges Schickſal ſeine Schweſter ins Haus.

Blanka, ſo hieß ſie, war ein Weib voll Leichtſinn und Niederträchtigkeit; ſo ſehr das Gegentheil von Fremonds Karakter, wie die holden Stunden des Mittags gegen die der ſchaudernden Mitternacht. Mehr denn die Hälfte ihres Vermögens war ſchon verſchwendet; ſie hatte keine Achtung für ihren Mann, keine Liebe für ihre Kinder; ſie war zu nichts empfänglich,

lich, als zu der unseligen Leidenschaft des Spiels, dem sie alles aufopferte. Ihre ganze Beschäftigung war, die Karte zu fragen, was ihr für Glück beschert seye, Triangel zu berechnen, und im Traumbuch die glücklichen Nummern zu suchen, die ein Traumbild der vorigen Nacht bedeuten soll, und vorzüglich Geld aufzuschwören, auf was immer für eine Art, unter was immer für Verheissungen und Bedingnissen es auch seyn möchte. Teufelsbanner, Schatzgraber, Laboranten und Lotto-Cabalisten waren ihre Vertraute.

Dieses unselige Weib wurde in einen Prozeß verwickelt, und sie kam in die Stadt, wo Fremond wohnte.

Sie stellte ihm ihre traurige Lage vor, und Fremond ließ sich bethören. Er streckte ihr Geld vor, und nahm sie freundschaftlich in sein Haus. Zwey ganze Jahre theilte er seinen Tisch und alles was er hatte, mit ihr, entbehrte selbst manches Vergnügen, um Blanken das nöthige zu geben. Allein wie behandelte ihn dieses Ungeheuer der Natur? — Nicht genug, daß sie wie ein Blutigel an seinem Körper saugte; nicht genug, daß sie wie ein Igel in sein Haus drang, ihre Stacheln ausstreckte, um alles, was Rechtschaffenheit und Tugend ist, aus seiner Wohnung zu verscheuen;

nicht

nicht genug, daß sie der Scham entsagte, sie wollte auch die Schamröthe von jeder ehrlichen Wange treiben, die noch ein Gedanke von Ehrlichkeit färbte.

Seit Blanka in der Stadt war, giengen in Fremonds Hause die schrecklichsten Auftritte vor. Man munkelte davon in der Stadt; jeder wußte davon, nur Fremond nicht, der mit blindem Zutrauen auf die Tugend seiner Therese und die Ehrlichkeit seiner Schwester baute.

Er konnte sich nicht einbilden, daß man ihn betrüge — ihn, der niemanden betrog — ihn, der es mit den Menschen so freundschaftlich, so herzlich gut meynte; wie, er sollte betrogen werden? und von wem? — Von Blanken, die er liebte? von Theresen, die er anbethete? — Das dachte Fremond nicht.

Das tausendzüngige Gericht breitete sich endlich weiter aus, und kam auch zu Fremonds Ohren; so wie der Lärm einer Feuersbrunst zu den Ohren des sorglos Ruhenden kömmt, der zuletzt das Getümmel hört, das die Flamme verursacht, die schon bereits über ihn zusammen schlägt.

Was

Was dabey in seiner Seele vorgegangen seyn muß, kann jeder fassen, der Empfindung und Gefühl hat.

Die Entdeckung von Fremonds traurigem Schicksale veranlassete folgende Unterredung, die er einst mit Reineck pflog.

Fremond. So ist es, theurer Freund, so sehr ich die Menschen liebte, so sehr bemühte ich mich doch vergebens, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Ich wollte so ganz an einem Geschöpfe hangen, das wieder ganz an mir hieng; aber wo sollte ich es finden? — Freundschaft, Liebe, eheliche Glückseligkeit — welche herrliche Namen! und doch nur leerer Schall — doch nur Traumgesicht! — Sie wissen, wie warm ich Freund seyn kann, und ward doch immer hintergangen. Ich liebte meine Gattinn, zog mich aus für meine Verwandte; und Gattinn und Verwandte behandelten mich abscheulich. Sagen Sie, hätte man so nicht Ursache Misantrop zu werden? — Ich bin so niedergeschlagen, so muthlos, daß mir das Leben oft wirklich zur Last wird.

Reineck. Sie können mir nichts mehr sagen, was ich nicht schon so lebhaft für Sie fühlte, als Sie es immer selbst fühlen konnten.

Ein

Ein Mann, der so edel denkt, wie Sie, der unumschränktes Zutrauen auf jeden Menschen setzt, der jedem so ehrlich glaubt, für den müssen freylich dergleichen Entdeckungen die bittersten Seelenqualen seyn: allein wer macht die Menschen anders, als sie sind? — Wer kann dem Tieger Gefühl, dem Fuchsen Aufrichtigkeit geben. Man muß sich in die Welt schicken; die Welt füget sich nicht nach uns; und wenn Sie sich zu Tode grämten, ändern Sie was in der Menschheit!

Fremond. Sie haben wohl Recht. Ich zählte Sie auch unter die wenigen aus der Zahl der Tausende, dem ich den Namen eines Freundes geben darf: wenn ich mich auch an Ihnen betrüge, so ist die ganze Natur eine Lügnerin.

Reineck. Ihr Mißtrauen würde mich beleidigen, wenn Sie nicht wirklich Ursache hätten, nach alle dem, was Sie erfahren haben, gegen jede Menschenseele mißtrauisch zu seyn. Sie sollen mich nicht Ihren Freund nennen, bis überzeugende Proben es Ihnen beweisen, daß ich es bin.

Fremond. Verzeihung, Edler, wenn ich Sie beleidigte. Mein Herz ist nicht zum Mißtrauen geschaffen. Ich glaube, daß Sie mein Freund

sind. Lassen Sie mich dieß Wonnegefühl genießen; und wenn es auch Täuschung wäre; so wecken Sie mich nicht aus diesem seligen Traume.

Reineck. Sie dauern mich, Lieber! aber zum Beweis meiner Freundschaft — die Vermuthung, die Sie seit langer Zeit haben, ist nicht ungegründet: es ist wirklich so. Sie sind von ihren Verwandten, von ihren Hausgenossen, von ihrer Gattinn — von allem, was Sie umgiebt, betrogen. Daß Sie es nicht verdienen, muß einzig ihr Trost seyn. Ihre Schwester, die Sie freundschaftlich zu sich nahmen, die Sie zwey volle Jahre an ihrem Tische nährten! mit der Sie Ihr Vermögen theilten, — eben diese ist eine der ersten, die an Ihrem Untergange arbeitet. Fassen Sie sich! Es kömmt noch ärger. Man sucht Sie um ihre häusliche Ruhe, um ihr Vermögen, um Ehre, um alles, was dem ehrlichen Manne heilig ist, auf die niederträchtigste Art zu bringen. Es ist kein Mittel mehr zu Ihrer Rettung, als Gewalt. Ich wäre Ihr Freund nicht, wenn ich Ihnen schonte. Scheuen Sie nichts, tretten Sie alles unter Ihre Füsse, um sich zu retten.

Fremond. Freund! Ihre Freundschaft für mich ergizt Ihr Herz zu sehr. Wie kann ich mich

retten,

retten, wenn ich die unterdrücke, die mir lieb waren. Glauben Sie, es sollte kein ander Mittel mehr geben, als Gewalt? Sollte meine Liebe, mein Zutrauen, meine Freundschaft, das Wohlwollen, das ich auch izt noch gegen die Undankbaren fühle, die mich beleidigten, nicht mehr Eindruck auf ihr Herz machen, als Strenge? Was nüzt Gewalt? Bin ich minder unglücklich, wenn nur Gewalt die Herzen zwingt, die ich so sehr durch Liebe an mich zu fesseln wünschte?

Reineck. Wie Sie doch Ihre Einbildungskraft mit ihren Schwärmereyen so überspannt haben! Wie lange sehen Sie nicht schon gelassen zu? Wie viel haben Sie denn schon mit Ihrer Gelassenheit ausgerichtet? Betrügt man Sie nicht noch immer, wie man Sie von jeher betrog? Ihre Schwester giebt Sie öffentlich für einen dummen Töffel aus; Ihre Frau betrügt Sie auf Rechnung Ihrer Gelassenheit und Ihres guten Herzens. Ihre Dienstleute halten mit; kuppeln, machen Bestellungen, tragen Liebesbriefe und Lottobillets, und helfen treulich die Thorheiten ihrer Frau vor Ihnen zu verbergen, und das alles, weil Sie ein guter Mann sind, der nicht zörnen kann; dem man leicht wieder was Blaues vor die Augen machen kann. Sie werdens doch nun begreiffen, daß Ihre Denkart einmal nicht

mit solchen Geschöpfen harmonirt. Stehen Sie hin vor die Katze, die Ihnen Ihren Papagey zupft und erwürgt, und stellen Sie ihr vor, wie unrecht sie gethan habe, halten Sie ihr die rührendste Rede über ihre Grausamkeit, und sie wird wieder kommen, und ihren Vogel mit eben der Blutgier rupfen, wie vor; schlagen Sie sie aber geschwind lendenlahm, so kömmt sie gewiß nicht wieder. Sind diese Leute wohl besser? Wenn sie nicht Katzenhirn im Kopfe hätten, so wären sie längst für besseres Gefühl empfänglich gewesen.

Fremond. Ich kann Ihrem Rathe nicht folgen. Mein Herz würde mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht zuvor noch das äusserste versuchte.

Reineck. Das können Sie thun; aber Sie werdens erfahren, daß ich die Menschen besser kenne, als Sie.

Frem. Es mag wohl seyn: aber ich glaube doch immer, daß Güte mehr, als Gewalt, über das Herz der Menschen vermöge. Was würde es mir nützen, wenn ich den Frevler ermordete, der die heiligen Gesetze der Freundschaft und der Gastfreyheit entheiligte? und was würde ich auch

in der Welt gut machen, wenn ich mit dem Blute des Niederträchtigen an das Haus jedes ehrlichen Mannes schrieb: Laßt solche Buben nicht über eure Schwelle? Bin ich weniger unglücklich, wenn ich auch den Urheber meiner Leiden unglücklich mache? Nein! Durch Liebe muß man verirrte Herzen wieder zurückbringen, sonst ist ihre Rückkehr von kurzer Dauer. Denn, wenn ich alles versucht habe, wenn alle meine Plane fruchtlos sind, denn will ich der Menschheit entsagen, und meine Hütte in einer Einöde aufschlagen.

So sprach Fremond, und seit dieser traurigen Nachricht war seine erste Beschäftigung, Theresen freundschaftlicher, als jemals, und so auch Blanken zu begegnen. An einem Morgen ließ Fremond seine Diener und Mägde zu sich rufen.

Ich weis, gute Leute! fieng er an, daß euer Schicksal nicht das beste ist. Ihr seyd zum Dienen gebohren, weil euch das Glück nicht reich und nicht geadelt zur Welt brachte; und das Wort Dienen allein mahlt schon den ganzen Umfang eures Zustandes. Ich hab euch immer als Brüder angesehen, als Geschöpfe Gottes, und euch auch daher niemals niedrig oder hart behandelt. Ich bitte euch, sehet mich

als den ersten eurer Freunde an; kommt in jedem dringenden Umstande zu mir, ich will für euch thun, was in meinen Kräften ist, will eher alle mein Vergnügen, alle meine Ergötzungen aufgeben, als euch das geringste mangeln lassen. Ihr seyd Menschen, wie ich bin; ich kenne keine Vorrechte, und will euch alle als meine Brüder behandeln. Ich will für euch sorgen, wenn ihr krank seyd; meine letzten Pfenninge mit euch theilen, wenn ihr alt werdet; allen meinen Kräften aufbiethen, um euch euer Schicksal zu erleichtern. Ich fodere von euch nichts, als ebenfalls Bruderliebe. Betrügt mich nicht; verläugnet mir nichts. Habt ihr ein nothwendiges Bedürfniß! so entdecket es mir; ich weis, wie viel das menschliche Leben Bedürfnisse hat; nie werde ich euch eine Bitte abschlagen, die meine Kräfte nicht übersteigt. Sehet mich als den ersten eurer Freunde an, und behandelt mich so.

So sprach Fremond zu seinen Hausgenossen, aber diese Sprache war ihrem Herzen fremd; er rührte ihre Seele nicht. Es half zu nichts, als sie in ihren Entwürfen zu stärken, und den guten Mann desto zuverläßiger zu betrügen, weil er ein guter Mann war.

Alles

Alles im Hause verschwor sich zu Fremonds Untergang; keine Menschenseele war sein Freund. Raßweck, ein junger Offizier, benützte diese Gelegenheit, und brachte durch Geschenke Fremonds Dienerschaft auf seine Seite, um Theresen zu entehren. Wie sehr dieses alles in Fremonds leidende Seele drang, mag ein Brief beweisen, den er an einen seiner Freunde schrieb.

Theurer Freund!

„Bisher sind noch alle meine Versuche vergebens; noch kann ich Theresens Zutrauen nicht „gewinnen. Blanka fährt noch immer fort, ihr „die schädlichsten Grundsätze beyzubringen, und „alle Freundschaft, die ich ihr erwies, war nicht „vermögend, sie auf bessere Wege zu führen. „Gott! was wird noch aus mir werden! — Be„suchen Sie mich; ich habe Ihres Beistandes „höchst nöthig.„ ꝛc.

Einige Tage darnach schrieb er an den nämlichen Freund auch folgenden Brief:

„Nun will ich noch das letzte Mittel versuchen, „Theresen wieder zur Treue, zur Tugend zurück„zuführen. Sie wissen, Freund, daß die „Eitelkeit und die Selbstliebe der Weiber oft die

„Haupttriebfedern ihrer Handlungen sind; ich will „diese Seite benutzen; kann ich auch daraus kei„nen Vortheil ziehen, so bin ich verlohren. Der „Liebshandel mit Raßwek geht noch immer fort, „und sie sind ganz vergwißt, daß ich gar nichts „von dieser Intrigue vermuthe. Weil Güte und „Aufrichtigkeit mir ihre Herzen nicht wieder gab, „so will ich sehen, ob ich sie nicht durch List „wieder erhalten kann. Mein Plan ist der. Ich „will mich künftigen Ball an das nächste beste „Frauenzimmer, das mir Gesellschaft leisten „will, addressiren; will die ganze Zeit durch mit „ihr schwätzen; stäts um sie seyn; — will Thes„resen fühlen lassen, daß mir dieses Frauenzim„mer nicht gleichgültig ist. Weiber, wenn sie „auch nicht treu sind, haben doch immer so viel „Eigenliebe, daß sie sich beleidigt finden, wenn „eine Mannsperson ihnen ein anderes Geschöpf „vorziehen wollte. Die flatterhafteste Kokette „kann eifersüchtig werden, kann allen untreu „seyn, und doch von jedem ihrer Liebhaber for„dern, daß er ihr treu bleiben solle.

„Wenn Thereſe nun aufmerksam wird; wenn „sie mich hierüber befragt, so will ich ihr so ein „edles Bild von dem Karakter meines Ideals „mädchens machen; will alles das, was ich „gern an Thereſen sähe, alle die schöne Züge,

„die

„die ich an ihr vermiſſe, in das Gemälde von „dem Herzen meines Mädchens legen, und ihr „ſo unvermerkt zu verſtehen geben, was mir an „dem Frauenzimmer wohlgefällt. Finden Sie „dieſen Plan nicht gut? und glauben Sie nicht, „daß er ſich ausführen ließe?“

Zweiter Brief von Fremond an Reineck.

„Mein Plan iſt nun im Werke. Hier iſt die „Unterredung, die zwiſchen Thereſen und mir „vorgieng, als wir vom letzten Ball zurück ka„men.“

Thereſe. Mich deucht, Sie haben ſich heute recht gut auf dem Ball unterhalten?

Fremond. O ja! vortrefflich! ich war noch nie ſo vergnügt.

Thereſe. Wer war denn das hübſche Mädchen, mit der Sie immer ſprachen?

Fremond. Das hübſche Mädchen? — O ein gar gutes, edles Kind — ich bin ihr ſo gut. —

Thereſe. Es ſcheint, daß Sie ihr recht gut ſind; Sie waren ja immer um und neben ihr,

Fremond. Warum hätte ich sie auch verlassen sollen, da sie so gütig war, mich durch ihre angenehme Gesellschaft für die lange Weile schadlos zu halten, die ich gewöhnlich bey unsern öffentlichen Vergnügungen fühle. — Ich spiele und tanze nicht: Sie haben getanzt, Therese, und vergnügten sich; mißgönnen Sie mir also auch meine Freude nicht.

Therese. Nein, gar nicht. — Werden Sie ihr wohl kommenden Ball auch wieder Gesellschaft leisten?

Fremond. Ich bin es Willens, denn wir versprachen es uns.

Therese. Nun wohl! Hm! gut mag sie wohl seyn; aber schön — hm! schön ist sie doch nicht. Nicht wahr, in dieser Rücksicht verdiene ich doch immer den Vorzug?

Fremond. Vor allen, Therese! allein nach meiner Denkungsart ist ein gutes Herz der mächtigste Reitz, und Schönheit sehe ich immer als eine Nebensache an. Sie kennen mich, Therese. Schönheit ist immer für mich weniger gefährlich, als eine sanfte Seele. — So ein Geschöpf könnte mich ganz an sich ziehen. —

Therese. Ganz an sich ziehen?

Fremond. O ja!

Thereſe. Und ſie könnten dann alles verlaſſen, was Sie einſt liebten?

Fremond. Es wäre möglich: allein einer Perſon, die ich einmal geliebt, würde es ſehr leicht ſeyn, mich wieder ganz an ſie zu ketten. Sie dürfte nur dieſes edle, ſanfte Weſen annehmen; dieſe Anhänglichkeit, die mich ſo ſehr reitzet; mit einem Wort, das, was ich mir ſo gern in einem Frauenzimmer idealiſire, und daß ſo mächtig iſt, meine Seele zu feſſeln, — und ſie würde alles über mich vermögen.

Hier, Freund! hier haben Sie die ganze Unterredung. Was wird die Folge davon ſeyn? —

Ich zweifle nicht, daß mich Thereſe wird verſtanden haben. Die Furcht, mein Herz ganz zu verliehren, wird mir ſie wieder zurückgeben. Mich deucht ſchon, wie ſie ihre Arme um mich ſchlingt, wie Thränen aus ihren Augen rollen, wie ſie wieder ganz mein iſt. Morgen mehr hievon.

Dritter Brief von Fremond an Reineck.

Der Geyer hole alle Philoſophie und Menſchenſtudium. Ich will's Ihnen geſtehen, Lieber! ein Thor war ich, und glaubte, was ich Kluges in meinem

meinem Gehirn ausgeheckt hätte. Thereſe ſollte durch meinen Plan wieder in meine Arme geführt werden — ja — ſchön gedacht wars — aber — wer kennt das Weiberherz. Hier leſen Sie nur einmal den Brief, den ſie an Raßweck ſchrieb.

Beſter!

Nun bin ichs recht gewiß; mein Mann liebt das Mädchen, mit dem er geſtern den ganzen Ball über ſprach. O er ſoll ſie haben! Ich bin von Herzen froh. Haha! Es iſt doch zum krank lachen. — Er mag immer ſein ſanftes Mädchen haben; wir werden deſto ungeſtörter, deſto ſicherer uns lieben können. Lebewohl! ich bin unaufhörlich die Deine, lieber Raßweck.

Wie ſtehts itzt mit der Philoſophie, Freund? Ich will den ganzen Winter über mit meinen Büchern den Ofen heizen; will mir eine Narrenkappe aufſetzen, und dabey einbilden, daß ich ein Doktor ſey. Wir ſchildern uns den Menſchen immer, wie wir ihn gerne hätten; niemals, wie er iſt. Das Weib iſt Weib, und wird Weib bleiben. Bitten Sie den Himmel vor allem in Ihrem täglichem Gebethe, daß er Ihnen die Gabe verleihe, in die Herzen ſehen zu können; die geheimſten Falten derſelben durchſpähen

und

und Tücke und Falschheit, die in selben lauert, durch die gleissende Schminke der Unschuld und Tugend zu erdicken. Bedauern Sie mich, Freund, den arglosen Träumer, und werden Sie durch mein Beyspiel klug, daß kein Ideal, in dem Schwärmerkopfe eines unerfahrnen Jünglings zusammengestoppelt, die Wirklichkeiten in der Menschenwelt ihrem Auge entziehe.

Sein Charakter versetzte ihn in die traurigste Lage; er gieng wie ein Schattenbild umher, und irrte in einsamen, melancholischen Gegenden, um ganz, ungesehen und ungestört von Menschen, seinem Schmerzen nachhängen zu können.

Der abscheuliche Betrug seiner Schwester, die an Verirrungen Theresens Schuld hatte; die Untreue seiner Domestiquen, die er so edel behandelte; alles das unerwartete, schändliche Betragen seiner Mitmenschen raubte ihm alle Fassung. Er wagte noch einen Versuch, und schrieb folgendes an Theresen.

„Ich liebte Dich; die Seligkeit meiner „Tage machtest Du; im Schooße meiner Familie zu seyn, war mein größtes Glück, all „meine Seligkeit hienieden. Wenn ich so manche „harte Begegnung von Menschen erfuhr, so

„trock-

„trocknete ein Blick von Dir meine Thränen
„wieder. Unbegränzt war mein Zutrauen in
„Dich, und ich glaubte, daß unsere Kinder
„die unzertrennliche Kette unsrer Liebe wären.
„Jahre lang schlummerte ich diesen seligen
„Traum, und wähnte noch immer, er sey Wirk-
„lichkeit: aber wie schrecklich war mein Erwa-
„chen, als überzeugende Beweise mir mein Un-
„glück verkündigten.

„Du konntest mich also verlassen, — Du,
„an die die heiligsten Bande mich ketteten —
„mich, der ich dein Freund, dein Gatte, der Va-
„ter deiner Kinder war? — Bin ich nicht immer
„dem geringsten deiner Wünsche zuvorgekom-
„men? Hab ich nicht alles gethan, was Liebe
„und Freundschaft forderten? — Arbeitete ich
„nicht selbst zum Nachtheil meiner Gesundheit;
„nicht bloß Dir das Nothwendige, sondern
„selbst das Angenehme des Lebens zu ver-
„schaffen? Und nun — lohnst Du mir so? —
„Was hab ich je von Dir gefodert? —
„Nichts als Freundschaft, und wie schändlich
„hast Du diese beleidigt? War ich nicht im-
„mer stolz auf Deine Liebe? Stolz, eine Ga-
„tinn zu besitzen, die ganz für mich lebte? —
„Und nun — ach! wo ist mein Stolz? Ein
„Bube konnte mir Dein Herz entreißen! Ha!

„wenn

„wenn es doch ein Mann gewesen wäre. — Und „nun muß ich herumwandeln, wie ein Gebrand„markter — muß es allenthalben hören, welch „ein Thor ich war, daß ich auf Weibertreue „baute. Mich däucht ich sehe schon die Freude „meiner Feinde, wie sie sich ins Ohr lispeln; „wie sie über die Wunde frohlocken, die in mei„nem Herzen blutet. — Ich, der ich so man„che Dirne verachtete, manches Weib ernie„drigte, die mir ihre Buhlschaft antrug, — wo „soll ich meinen Blick nun hinwenden — auf „ihr Hohnlächeln? Ich, der ich meine Ehre „über alles achtete, der den Gedanken einer sol„chen Beleidigung nie ertragen konnte — ich „bin nun der Geschändete — und von wem? „Von Dir selbst, die mir alles war, in deren „Armen ich sorglos ruhete; von der ich alles er„wartete; die meines Lebens einzige Wonne war. „Wer kann mit meiner Denkungsart dieß alles „ertragen. — Ach! hätte ich nie ein Herz gehabt, „oder hätte der erste Funke der Liebe wie ein „Donnerstrahl dieß Herz verzehrt, ehe es er„fahren mußte, was Untreue ist.

„Verzeihen will ich Dir, daß du mich ver„rathen hast, aber keine Zeit wird die Wunde „heilen, die du mir versetzest. Die Seligkeit,

die

„die ich in deinen Armen fühlte, wenn ich, ermü-
„det von Geschäften, an deinen Busen ruhete,
„der Trost, den mir ein Kuß von Deinen Lippen
„gab — alles, was die Wonne meines Lebens
„war, ist auf immer aus meinem Herzen ver-
„bannt. Wenn der Kummer mich drückt, und
„eine Thräne Deinen Augen entfällt, wird mein
„Herz diese Thräne nicht mehr achten; die wärm-
„ste Deiner Umarmungen wird für mich kalt seyn,
„wenn ich zurückdenke, daß Du mich betrogen
„hast; wenn ich denke, daß du fähig warst, Dein
„Herz mir zu entreissen, das so heilige Bande an
„mich knüpften. Was hab ich Dir gethan, Un-
„dankbare! daß Du mich so grenzlos elend ma-
„chen mußtest. Sag, welche Vorzüge hatte
„denn der, dem Du Dein Herz gabst, gab er
„Dir wohl je Proben der Liebe und Freundschaft,
„die ich dir gab? arbeitete er auch, um Dich
„und Deine Kinder zu nähren, der Elende!
„O, wer hätte es je gedacht, daß ich Dir die-
„se Vorwürfe machen müßte. Aber nein, Thé-
„rese, wenn du mich auch ohne Grenzen, ohne
„Rettung elend machst, so will ich Dir keine
„Stunde verbittern, sey glücklich, wann Du
„es so seyn kannst, und Dein eigenes Herz Dich
„nicht zurückführt; wenn Dein Selbstgefühl
„die Beleidigung nicht rächet, die Du mir zu-
„fügtest, so glaube daß sie Fremond nie rächen
„wird.

„wird. War es sein Verhängniß, von denen „verrathen zu werden, die ihm die theuersten „waren, so überlasse ihn seinem Schicksale, und „sey glücklich, und wenn einmal Fremond nicht „mehr ist, und Du bist noch fähig, eine Thrä„ne für einen Redlichen zu weinen, so versage „seiner Asche doch die Gerechtigkeit nicht, daß er „alles dieß nicht verdiente.„

Therese, die im Grunde kein verdorbenes Herz hatte, fühlte zwar die Größe ihres Unrechts; und kehrte wieder auf die Wege der Rechtschaffenheit zurück. Sie verließ Blanken, und den niederträchtigen Verräther, der sich unter dem Scheine der Freundschaft eingeschlichen, um ganz wieder Fremonds Gattinn und Freundinn zu werden. Allein Fremond blieb bey allem den Anschein der Besserung seines Weibes doch immer traurig; nie malte sich mehr die Fröhlichkeit auf seinen erbleichten Wangen; nimmer klärte die Heiterkeit seine umwölkte Stirne auf. Das heilige Zutrauen der Freundschaft war seinem Herzen auf ewig entrissen; oft weinte er einsam stille Thränen, besonders wenn er seine Kinder ansah. Er floh die Menschen mehr als jemals, und doch schien sein Herz immer einen Gegenstand zu suchen, dem er gerne gesagt hätte, wie empfängs-

lich seine Seele der Liebe sey, wie fähig, ganz für ein Wesen zu leben.

Er machte Theresen und Blanken keine Vorwürfe, als solche, die der Liebende machen kann. Wenn euch euer Herz, sagte er ihnen, keine Vorwürfe macht, was wird euch euer Freund für Vorwürfe machen können? Ihr habt mich beleidigt; ich kann euch verzeihen: aber wer wird die Wunde in meinem Herzen heilen, die ihr mir, Grausame, versetzt habt? Wenn eure Thränen auch wirklich Thränen der Reue sind, wenn sie aus dem Innersten eures Herzens entquillen, und sie, wie Balsam, in meine Wunde flößen, wenn auch die Zeit nach langen Schmerzen im Stande ist, die Wunde zu heilen; die Narbe wird doch immer bleiben, der Schmerz und das Andenken eurer grausamen Beleidigungen wird immer mit mir leben, und nur jenseits ist Vergessenheit. Ihr habt die Schande eures Geschlechts mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz geschrieben. So sagte Fremdend zu Theresen und Blanken, und seit dieser Zeit gleitete sein Leben hinüber, wie das schwache, zitternde Licht einer Lampe, der man die Nahrung entzog — traurig und müde, den langen — langen Tag dieses Seyns gelitten zu haben. Seine Kräften nahmen sichtbar ab; sein Geist sah nicht

mehr

mehr so frey und wonniglich aus seinem freyen, tückelosen Auge; die finstere Melancholey lag schwer auf seiner Seele, wie die Decke der Nacht die schlafende Erde hüllt; all sein übriges Leben war rabenschwarze Nacht, ohne Ruhe, ohne Schlummer, von fürchterlichen Träumen geschreckt; er erlebte den Tag nicht mehr. Er starb, nur bedauert von denen, die ihn kannten.

Den 29sten Rosenmonds.

Es scheint, gute Menschen gehören nicht in diese Welt. Sie spielen da die erbärmlichste Figur. Sie sind unbekannte Fremdlinge, die von den Einheimischen allenthalben zum besten gehalten werden. Sie vertragen sich nicht mit diesen Erdenmenschen, und ihre Denkungsart und Handlungen sind ja einander so entgegen gesetzt, als Tag und Nacht, Schwarz und Weiß. Ich begreife auch nun bald, warum ehrliche, gute Seelen immer von andern Menschen verspottet, betrogen, gehaßt und verfolgt werden; die Natur sagt es mir. In der ganzen Körperwelt stossen heterogene Theile einander von sich, und homogene ziehen sich an. Aber traurig ist's, daß es so ist; daß der Mensch fürchten muß, sich seinem Mitmenschen zu nähern, daß das Resultat vieler schmerzlicher Erfahrungen ist: zween Menschen und anderthalb Schurken.

Den 30sten Rosenmonds.

Welch einen ansehnlichen Zuwachs meine Schreibtafel täglich erhält — aber wahrlich nicht zur Ehre des klügelnden Geschlechts. Ich glaube, wenn mich die Menschen noch zwanzig Jahre leben lassen, so habe zwanzig dicke Foliobände, die alle Bibliothekwände überwiegen.

Ich habe noch so vieles von J*** Mahlzeit übrig, so ganz neue, einzige Züge aus der Galerie der Menschen, daß ich sie unmöglich der Vergessenheit überlassen kann. Dann will ich diese Sammlung und Fremonds Geschichte meinem guten alten Menschenhasser zu lesen geben, und ihm sagen, Freund! ich will aus diesem elenden Erdenviertel in ein anderes ziehen, und wenn ich dort die Menschen eben so lügenhaft, verläumderisch, so meineidig, heimtückisch, so niederträchtig finde, wie hier, dann Freund! wollen wir sie alle verlassen, in eine Wildniß ziehen, unbekannt und unzugänglich den Menschen; wollen mit den Bären Freundschaft machen, und uns der freundlichen Hut der reißenden Wölfe überlassen.

Hören

Den 31ſten Rosemonds.

Hören Sie doch, ſagte Z*** vor ein paar Tagen zu mir, was mir für ein elender, niederträchtiger Streich geſpielt wurde. Ich wollte einen Plan durchſetzen, den ich ſchon lange gedacht hatte, und dadurch ich mich nebſt dem, daß ſich mein Einkommen um ein beträchtliches vermehrt hätte, in die vortheilhafteſte Lage gegen meine Feinde würde geſetzt haben. Aber meine Abſicht zu erreichen, brauchte ich unmittelbar den Beyſtand eines gewiſſen H***, den nämlichen, mit dem Sie mich neulich vor Tiſche allein ſprechen ſahen. Ich kenne ſeine Umſtände, und wußte, daß ich ihn mir durch eine kleine Summe würde verbinden können. Ich that es, und unterrichtete ihn von meinem Vorhaben, wozu ich ihn um ſeine Unterſtützung bath. Er verſicherte mich auf das heiligſte, alles für mich zu thun, und dem Marquis **, deſſen Liebling er iſt, die Sache von der glänzendſten Seite vorzuſtellen. Ich kenne die Menſchen, und ſein Eifer wurde mir verdächtig. Ich war mir alſo ganz gewiß, daß all ſeine Verſicherungen bloß Komplimente für meine Gefälligkeit waren, und daß er nicht den geringſten Schritt für mich thun würde: aber daß er gerade wider mich ſeyn ſollte, daß er mich verrathen ſollte, — ſo ſchändlich dachte ich mir den Menſchen nicht.

Doch geschah es so. Eine Verbindung von einer andern Seite, die ihm mehr Vortheil zu gewähren schien, zog ihn von mir ab. Er gieng hin zum Marquis * *, entdeckte da meinen ganzen Plan, stellte ihm meine Absicht von der schwärzesten, häßlichsten Seite dar, und versetzte mich auf diese Art in die gefährlichste Lage. Sehen Sie, Freund! so handeln Menschen gegen Menschen. So lohnt der Mensch dem Guten, das man an ihm thut.

* * *

Eine andere Erscheinung von Menschen, wie ich sie noch nie sah, kann ich nicht unbemerkt lassen. Es war ein Mensch, der, wie er mir beschrieben wurde, sich in allen Häusern eindringt, die Anekdoten der Stadt sammelt, und sie mit seinen eigenen Erfindungen travestirt in die Gesellschaften bringt. Er ist aller Welt gehorsamster Diener und Freund, giebt überall seinen Beyfall, lobt und tadelt, wie man es haben will; läßt sich zu allen Geschäften und Aufträgen brauchen; ist religiös, andächtig, ungläubig, freydenkend, wie man ihn haben will, und die Person denkt, mit der er spricht. Spielt in Versammlungen und an den Tafeln den Lustigmacher, Narren und Schurken, und das alles — blos um die liebe Mittagssuppe. Er weiß die Diners

von

von einem Monate noch auswendig, und zählt alle die Herrschaften her, wo er seit Jahr und Tag gespeiset hat. Heut, sagt er, war ich beym Marokkanischen Gesandten zur Tafel geladen; gestern beym Persischen; vorgestern beym Tunesischen ꝛc. morgen speise ich beym Minister ***; vor vier Wochen aß ich beym Finanzkontroleur ***. Weil er sich überall zu Gast bittet, so hält er sein Leben keine eigne Menage. Will man Jemanden an der Tafel lächerlich machen, und heruntergesetzt wissen, so ist er der Mann, an den man sich sicher zu wenden hat. Seine Gegenwart war mir äußerst überlästig, und ich wollte noch mehr Achtung für den Hausmurzen eines Arztes haben, als für diesen Suppensklaven.

Es wurde bey Tische ein Schweinskopf aufgetragen, und als er ihn sah, rief er im zärtlichsten Tone: O mon ami! in der vollkommenen Stellung, als wollte er ihn inbrünstig umarmen. Ich glaube sicherlich, die Bestandtheile dieses Menschen sind ganz homogen mit den Bestandtheilen eines Schweinskopfs, sonst könnte ich mir die seltne Freundschaft unmöglich erklären. Welche Menschen! — Nein! ich kann sie nimmer ertragen.

Den 1sten Brachmonats.

Vor einigen Tagen kam ein junger Mann zu mir, der ehemals, noch als ein kleiner Knab, in meinem Geburtsorte lebte. Sein Aussehen war erbärmlich, und die Beschreibung seines Schicksals konnte nichts weniger als Erdichtung seyn, da mich alles von und an ihm von der Wahrheit überzeugte.

Ich kannte ihn nicht mehr, und konnte mich nur schwach erinnern, ihn einst gesehen zu haben. Denn es war schon sehr lange. Er kam als ein Kind von da weg, wurde in einer entfernten Stadt erzogen; sein Schicksal machte ihn zum Weltbürger. Er kam überall hin, und war überall zu Hause. Sein vielfaltiges Ungemach, das er auf Reisen und unter verschiedenen Climaten ausgestanden hatte, raubte ihm seine Gesundheit; er hatte einen weiten Weg zu Fuß gemacht; er hatte also kaum mehr so viel Kleidung, als er zur nothigsten Bedeckung brauchte. Krank, nakt und hülflos sah ich ihn vor meiner Thüre, als ich noch keinem Bettler elender gesehen. Während ich ihm einige Kleidungsstücke zusammen suchte, sprachen wir von seiner Geschichte; ich erzählte ihm gröstentheils auch die meinige, und so erkannten wir uns.

Um

Um so unwiderstehlicher fühlte ich mich nun hingerissen, mich ganz für diesen Unglücklichen zu verwenden, da er nicht blos als Mensch, sondern auch als Landesmann, als ein Bekannter auf meine Liebe Anspruch machte. O wie froh war ich nun einmal wieder, einen Menschen zu sehen, der sein Daseyn in einem friedlichen, glücklichem Thale von Menschen erhielt, die Redlichkeit und Biedersinn im Herzen trugen, und Redlichkeit und Biedersinn in ununterbrochner Reihe auf ihre Enkel fortpflanzten.

Da ich allein nicht im Stande bin, ihn in eine bessere Lage zu setzen, und ihn gegen einen Rückfall in seinen vorigen Stand zu sichern, so stellte ich ihn Hrn. Z*** vor; und zweifelte nicht, er würde ihn in sein Haus nehmen, da er sich seiner zu verschiedenen Geschäften, wozu dieser junge Mann Geschicklichkeit besitzt, würde bedienen können.

Z*** schien es sehr ungerne zu wollen; doch sagte er nicht gerade zu, nein! sondern hielt mit seinem Endschluß zurück.

Den 2ten Brachmonats.

Ich sehe nun wohl, daß Z*** Karakter sehr unzuverlässig ist; er handelt nicht nach fest bestimmten, unveränderlichen Grundsätzen; Zeit und Umstände und Humor leiten seinen Gang, und bestimmen den Werth seiner Handlungen.

Ich weis mir nun nicht zu rathen, wie ich meinem unglücklichen Freunde helfen soll; und doch möcht' ich's gerne. Er ist hier fremd, ohne Aussicht, ohne Hilfe; der arme Mann! — Er dauert mich in der Seele. Aber noch mehr bin ich über den alten unempfindlichen Klotz aufgebracht. Will's nie vergessen, was er mir zur Antwort gab.

„Wie können Sie noch, nach all dem, was „Sie schon in der Welt erfahren haben, so un„klug seyn, sich eines elenden Landläufers anzu„nehmen, der die Welt von Osten bis Westen „durchstrich, und nirgends eine Heimath fand. „Lassen Sie sich rathen, und glauben Sie mir's, „es ist ein Abentürier, der das gute Herz und „die Schwäche unerfahrner Jungens benützt, „Sie belügt, betrügt, und wenn er Sie aufs „Aeusserste gebracht hat, davon läuft, und Ih„nen die Reue, ein guter Narr gewesen zu seyn, „hinterläßt. Rechnen Sie sicher darauf, ein „Mensch, der aller Orten herumgelaufen ist, „ist gewis auch mit den Thorheiten, Lastern und „Kniffen all der Menschen vertraut, die er ken„nen gelernt hat, und gemeiniglich ein ausge„lernter Schlaukopf.„

Gestern

Den 3ten Brachmonats.

Gestern kam mein alter Spleen wieder zu mir. Es war schon spät Abends, und konnte mir nicht vorstellen, was ihn um die Zeit noch zu mir führte, um so weniger, da ich ihm letzthin, durch seine Rede aufgebracht, sehr heftig begegnete. Ich erschrack, ihn zu sehen; denn ich sehe ihn wirklich nicht gerne. In Stunden, wo ich dann in Wonnegefühl versenkt, mir Menschenhoheit, Menschenglückseligkeit denke; uneingedenk des Bösen, sich meine Seele nur mit guten, bieder ren Menschen beschäftigt; da disputirt mir der Unhold meine herrlichsten Ideen weg, schreit mich auf aus meinem süssen Traume, und stellt meinen Idealen die häßlichsten Figuren entgegen, und macht mich so unmuthig, so traurig, daß ich weinen möchte, wie ein Kind, dem ein muthwilliger Knabe die schönen, goldenen Blasen weghascht, ehe sie in der Luft zerplatzen.

Oder wenn ich ihm ein Unglück klage; ihm mit geklemmten Herzen ein Unrecht erzähle, das ich von niederträchtigen Menschen erlitten, dann lacht er mich höhnisch aus, schilt mich einen schwärmerischen Thoren, der die Welt nicht kennt, und wie ein Blinder den Kopf an jedem Pfahl anstößt; sanfter, freundlicher Trost fließt nie

nie von seinen Lippen, und sein Herz ist keiner zärtlichen Theilnahme mehr fähig. Ich weiß, er meint es gut mit mir; aber die Art macht mir seine Freundschaft ganz unerträglich.

Er kam mit finsteren wildem Blicke zur Thüre herein, und sein Gesicht glühte noch vom Zorne, den er kurz vorher gehabt haben mußte. Noch nie sah ich ihn so; denn bisher hatte ich noch keine heftige Leidenschaft an ihm bemerkt.

Nun sind sie doch einmal wieder recht geprellt worden, fieng er an; aber es geschieht ihnen auch recht. Was man ihnen sagt, ist alles umsonst, und so werden sie immer Kind bleiben in der Welt, das alles glaubt, was man ihm vorschwätzt, das jedem freundlichen Gesichte nachläuft, immer betrogen wird, und sich immer betriegen läßt. Sie nahmen mir meine Meinung, die ich ihnen über ihren vagabonden Landsmann gerade heraus sagte, über die massen übel; ich kenne die Menschen; aber sie glaubten mir nicht; nun haben Sie Erfahrung.

Aber ums Himmelswillen, ich begreife Sie nicht.

Nur Geduld! Sie sollen es bald mit den Händen greifen, daß Sie nicht klug gewesen sind.

Heute morgen kam ihr Mann zu mir; machte ein langes und breites von seinen Schicksalen,

über

über die Betrügereyen und losen Streiche, die ihm die Menschen in allen Theilen der Welt gespielt hätten, und so schien er mir einen gar rührenden Roman verzuwinseln, der länger als tausend und eine Nacht gedauert hätte, wenn ihn nicht meine Ungeduld gleich anfangs unterbrochen hätte. Er bediente sich bey mir ihres Namens, und behauptete, Sie hatten ihn mir zugeschickt. Es mag seyn; ich traue ihrem Herzen eine solche Unvorsichtigkeit leicht zu.

Sie vergeben, diese Freyheit würde ich mir niemals nehmen, ohne nicht zuvor Sie selbst gebethen zu haben.

Auch gut! allein ich fertigte ihn gleich mit der kurzen Antwort ab: Ich lasse mir niemanden empfehlen.

Er schien erstaunt darüber, bath um Vergebung, weinte, und beklagte sich über Sie, der Sie ihm dadurch hätten einen bösen Streich spielen wollen, in den härtesten Ausdrücken, und nun wußte er Sie ganz jämmerlich herunterzumachen.

Ich will Sie mit dem Verdruße verschonen, Ihnen all die schönen Sächelchen wieder zu erzählen, die er von Ihnen sagte. Seys wahr oder nicht wahr; ich sah, daß der Kerl ein nichtswürdiger Schuft seyn müsse, und jagte ihn zum Hause hinaus.

Wie? das hat er gethan? Ich hab ihm ja doch keine Gelegenheit dazu gegeben? ihn mit keinem Worte beleidigt.

Er hat es gethan, weil er ein Bösewicht ist, und ihre Schwäche kennt; in diesem Betracht hält er sich für einen ausgemachten Pfiffkopf, und Sie für einen dummen Jungen, der so und nicht anders behandelt werden muß. Doch weiter, es kömmt immer besser. Lesen Sie diesen Brief.

„Sie haben mir einen Menschen empfohlen, „an dem ich in Rücksicht Ihrer mein Möglichstes, „that, und ihm noch nicht meine Freundschaft „entziehen würde, ungeachtet einiger Verdrusse, „die er in meinem Hause verursacht hat, und „seines unklugen Betragens, das er in jedem „Falle zeigt; wenn er nicht auch noch undank„bar und schmähsüchtig wäre. Ich danke diese „Aufklärung über seinen Karakter dem Fremden, „der ihn seither täglich besuchte. Wenn auch ich „ihm das alles übersehen wollte, so kann ich „ihn doch unmöglich mehr bey mir behalten, „ohne nicht alle häusliche Ruhe aus meinem „Hause verbannt zu wissen, denn mit meiner „Frau hat er sich auf die tollste, unklügste Art „so ganz abgeworfen, daß sie ihn nun durchaus „nicht mehr leiden will. Haben Sie die Güte, „mich heute Nachmittags zu besuchen; ich möch-

„te

„ te gerne mehr mit Ihnen von der Sache spre„ chen ꝛc. „

Abscheulich! — Und das konnte er thun! — Aber wie kann Z*** einem Fremdling, den er noch wenig gesehen hat, mehr glauben, als sich von mir erwarten läßt, da er mich schon lange kennt? — Lassen sie mich zu ihm; ich will, muß mich rechtfertigen. Ich kann die größten Beleidigungen von Menschen ertragen; aber so ein häßliches Laster — nein, Undank laß ich mir nicht zur Last legen.

Mäßigen Sie ihre Hitze; das hilft Ihnen alles nicht. Ich selbst nahm schon Ihre Vertheidigung auf mich; habe Z*** derbe Wahrheiten gesagt; aber vergebens. Ich habe mich selbst mit ihm entzweyt. Hören Sie; der elende Wicht hat seine Kabale gar fein gesponnen. Er benützte den Haß der Frauen, den Sie auf sich geladen hatten, schwätzte ihr allerhand von Ihnen vor, heuchelte und kroch zu ihren Füßen so lang, bis er ihre Gunst und Vertrauen erschlichen. Nun fieng er erst an, Sie bey Hrn. Z*** zu verläumden, weil er sicher auf die Unterstützung seiner Frau rechnen durfte. Ihre Rechtfertigung würde Ihnen wahrlich zu nichts weiter dienen, als für einen schamlosen Lügner angesehen zu werden. Bediente und Mägde haben all die angedichteten Verläumdungen als wahr bestättigt; denn an

der

der Gnade ihrer Herrschaft liegt ihnen mehr, als an Wahrheit und Ehrlichkeit.

Ha! der elende, giftige Wurm! der schändliche Verläumder! ich will hingehen, und ihn zertreten, daß er nicht noch auch andern Leuten schaden kann. Und doch — ich muß ihn bedauern. So klein, so gebeugt — tief, tief unter den Mörder und Straßenräuber gebeugt. Also mußte er keinen andern Hinterhalt, als ein Weib; keinen Weg, als den ihm Heucheley und Verläumdung bahnte.

Ich vergebe Ihnen ihre Hitze; ich selbst fiel, aus dem Gleichgewichte: aber alles Toben hilft nichts. Sie müssen nun die Sache lassen, wie sie ist, weil Sie nichts ändern, nichts bessern können, und vor der Hand, bis Ihnen was bessers einfällt, kommen Sie zu mir. Aber eine kräftige Lehre mag's Ihnen sein, daß man dem Gesichte nicht trauen, und den Worten der Menschen nicht glauben dürfe. Sie weinen, wo ihr Herz lacht; sie schmeicheln dem, den sie im Herzen verfluchen; sie kriechen vor dem, auf dessen Nacken sie steigen wollen, denn dieser, um näher zu kommen: muß sich nun selbst beugen, und so kostet's ihnen nur einen kleinen Sprung. Sie schwören um eine Kleinigkeit, und schwören um Gut, Ehre und Leben, weil sie allzeit lügen. Sie loben diesen oder jenen nur in einer Gesellschaft,

schaft, um ihn in einer andern desto sicherer verläumden zu können. Sie sind ehrlich zu ihrem Vortheil, und betrügen zu ihrem Vortheil. —

Ich bitte Sie, hören Sie auf! auf die letzt machten Sie noch aus den Menschen ein Ungeheuer, schrecklicher als eine Furie, und verworfner als Satan.

Glauben Sie mir nicht; aber die Erfahrung wird Sie noch mehr überzeugen, als Sie es bereits schon seyn sollten.

Den 5ten Brachmonats.

Ich bin doch wieder betrogen — schändlich betrogen, und ich meynte es so gut mit ihm. Ich freute mich der seligen Stunde, die wir mit Erzählung unserer Begebenheiten, mit gegenseitiger Theilnahme an jedes seinem Schicksale, mit wechselseitiger Belehrung und angenehmen Betrachtungen über den Menschen, in süßer, brüderlicher Ruhe hinbringen würden. Da ich die übrigen Menschen meistens als böse kennen gelernt hatte, schmeichelte mir der stolze Gedanke bis zum Entzücken, nun den Einzigen unter unzähligen gefunden zu haben, der mich eben so aufrichtig, eben so anhänglich Bruder nennen würde, als ich ihn: der mir Freund, Führer, und Gespiele wäre. —

O das alles, und mein Herz weis, was ich mir noch mehr Schönes dachte! — Es war schön geträumt! — — Ich wollte es so gern vergessen, daß die Menschen, wie ich sie bisher kennen gelernt, nichts taugen; aber immer wird die alte Wunde durch einen Schlag aufgerissen — immer bin ich unglücklicher unter den Menschen, immer fühle ich es mehr.

Den 6ten Brachmonats.

So sind einmal die Menschen, man darf nur unglücklich seyn, und es ist schon genug, um ihren Haß ganz zu verdienen; die Härte ihrer Seele entschuldigt sich mit dem, der Mensch verdient's nicht, daß man sich seiner annehme. So ergieng es auch meinem unglücklichen Freund; sein Herz konnte Z*** Betragen nicht aushalten; er ist fort, vielleicht nach Amerika. Lebe wohl, und sage den Wilden, sie sollen nur nicht nach Europa kommen.

Den 7ten Brachmonats.

Eine wunderliche Begebenheit, würdig unter die Beyträge des Menschen Elendes gesetzt zu werden. Hier sollst du stehen.

Frau

Frau F—.

Weinet nicht, sagte der sterbende F — zu seinen zwey Töchtern, wir werden uns einst wieder sehen! Ich sterbe ruhig, da ich euch eine zärtliche Mutter, und ihr Vermögen hinterlasse, euch gut erziehen zu können. Lebt wohl, aber nicht auf ewig! Lebt so, daß wir uns jenseits wieder sehen! Er starb, und seine Frau, seine Kinder trauerten lange um ihn, denn er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater! Sein hinterlassenes Vermögen bestand in baaren vierzig tausend Thalern, die er einem Edelmanne geliehen, und von ihm ein grosses Rittergut zum Unterpfande erhalten hatte. Dieser starb bald darauf, das Gut wurde von den Erben verkauft, und Frau F — erhielt das ganze Kapital, mit diesem aber auch eine grosse Sorge zurück, wo und wie sie es mit Vortheil wieder anlegen könne! Der Vormund ihrer Kinder, viele andere Freunde riethen ihr, es in die Bank des Millionen reichen R — zu geben. Es ist dort so sicher, wie in einer öffentlichen Bank, und R — ist so großmüthig, daß er jeder Wittwe, die ihr Geld bey ihm anlegt, sechs Prozente zahlt, so sagten alle, und Frau F — reiste selbst zu ihm. Nach langem Weigern, und blos zum Besten der unerzogenen

Waisen, ließ er das Geld in seine Bank niederlegen. Frau F — dankte ihm für seine Güte, und kehrte froh und vergnügt zurück; denn ihre Einkünfte hatten sich um ein Drittheil vermehrt; sie konnte nun nicht allein ohne Nahrungssorge leben, sondern auch ihre Töchter anständig erziehen. Die Vorstellung der Freude, die sie einst im spätern Alter an ihren Kindern zu erleben hoffte, versüßte ihr den Verlust ihres theuren Gatten, und versprach ihr die heiterste Zukunft. Auch konnte sie diese mit Grund hoffen, denn das schöne Florchen war erst vierzehn Jahr alt, und excellirte bereits in vielen weiblichen Künsten und Wissenschaften. Karoline, ein sanftes, sechsjähriges Mägdchen, schien sie noch übertreffen zu wollen.

Nur drey Tage war Frau F — zu Hause, als sie einen Brief von ihrem Anwalde aus L — erhielt. Kaum hatte sie drey Zeilen gelesen, so sank sie ohnmächtig vom Stuhle. Ihre Töchter bemühten sich umsonst, sie wieder zu erwecken, sie holten Nachbarn und Freunde zusammen, die sie endlich ins Leben riefen, und im entfallnen Briefe lasen, daß der reiche R — einen Bankrot von mehr als einer Million gemacht, und heimlich entflohen sey. Sie werden, schrieb der Anwald gleich anfangs, als die letzte seiner Gläubiger

biger, ſehr wenig, und äuſſerſt wahrſcheinlich gar nichts von ihrem Kapitale zurück bekommen.

Ein langes halbes Jahr gieng vorüber, und Frau F — wußte noch nicht, ob ſie von ihrem Kapitale etwas zurück erhalten würde. Endlich wurde ſie nach L — zitirt, ſie mußte, um die Reiſekoſten zu beſtreiten, den Ueberreſt ihres ganzen Vermögens, einige kleine Koſtbarkeiten verpfänden. Als ſie dort ankam, wurde ihrs gerichtlich publicirt, daß ſie in die letzte Klaſſe der L — — — Gläubiger verſetzt worden, und folglich keinen Heller zu erwarten habe. Die Unkoſten des Prozeſſes, den ſie gegen dies Urtheil vergebens führte, raften vollends alles hin, was der guten Familie noch entbehrlich war, und die troſtloſe Mutter ſah ſich endlich genöthiget, ihre Kinder zu Fuſſe nach der Hauptſtadt zu führen, weil ſie dort Ausſicht hatte, ſich mit Stikken und Nähen das tägliche Brod zu verdienen. Auch gaben ihr einige Kaufleute etwas zu ſtikken, und als ſie ſahen, daß Frau F — nicht allein ſehr ſauber, ſondern auch ſehr fleiſſig arbeite, ſo mangelte es ihr nie an Beſtellung, und ſie konnte ſich wenigſtens des Tags einmal mit ihren Kindern ſatt eſſen. Florchen lernte bald auch ſtikken, und wenns nothwendig war, ſo

ſaß ſie an der Seite ihrer Mutter manche Nacht ſchlaflos.

Frau F — ſah zwar, daß es möglich ſey, ſich und ihre Kinder auf dieſe Art zu ernähren; aber der Verluſt ihres ganzen Vermögens, der elende Zuſtand, in dem ſie ſich durch einen Bösewicht verſetzt fand, ſchmerzte ſie tief. Keine Zeit, kein Troſt konnte ihren Kummer lindern, ſie weinte oft und viel bey ihrer Arbeit, die eine groſſe Anſtrengung der Augen forderte. Daher kam's, daß ſie ein Jahr darauf wenig mehr ſah, ſich darüber noch mehr betrübte, und im zweyten ganz blind wurde.

Der Zuſtand eines Blinden iſt ohnehin der ſchrecklichſte in der Natur; aber weit ſchrecklicher war er noch für die arme F —, die nun gewiß mit ihren Kindern ein Opfer des Hungers zu werden glaubte, weil Florchen in dieſer Arbeit bey weiten noch keine Künſtlerinn war, und Karoline nur ein Tuch ſäumen, oder einen Strumpf ſtricken konnte. Und doch war Florchens Verdienſt bald weit anſehnlicher als ſonſt. Die ganze Familie konnte ſich täglich zweymal an einen gedeckten Tiſch ſetzen, und zur nöthigen Kleidung, zum Zinſe lag immer etwas Geld bereit. Feurig und inbrünſtig dankte die blinde Mutter dem

dem Ewigen, für deſſen Werk ſie es hielt, daß man ihrer Tochter Arbeit ſo reichlich bezahlte. Aber bald darauf wurde ſie ſehr unruhig, denn ſie hörte oft im Zimmer ein heimliches Gelächter, eine zwar leiſe, aber doch fremde Stimme und ungewöhnliche Tritte. Da ihr Verdacht immer ſtärker wurde, ſo examinirte ſie einſtens, in Florchens Abweſenheit, Karolinen, und dieſe geſtand endlich, daß ſich öfters ein junger Herr ins Zimmer ſchleiche, mit Florchen ſchäckere, ſie auch küſſe! Ich hätte es ihnen ſchon längſt geſagt, fuhr die Unſchuldige fort, aber Florchen möchte dann mit mir zanken, und mir kein Zuckerwerk mehr mitbringen.

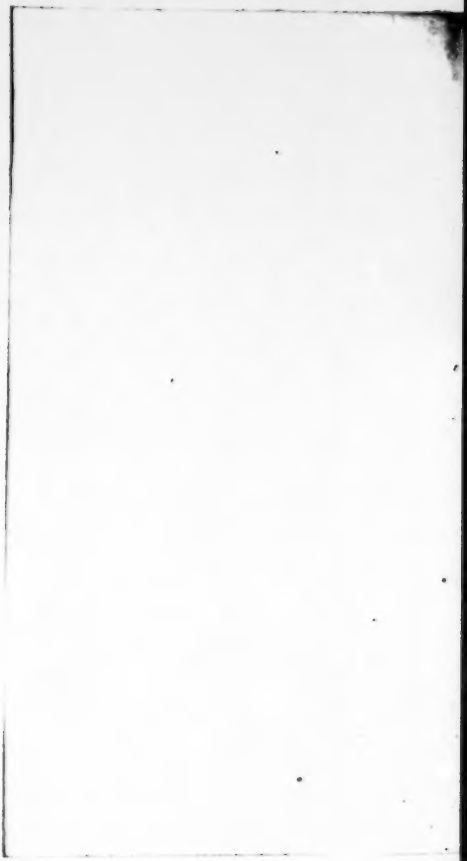
Die arme Mutter raſte und wüthete bey dieſer Nachricht. Florchen, ſagte ſie, als dieſe nach Hauſe kam, du warſt mein einziger Troſt, meine einzige Stütze, du haſt mich und deine Schweſter ernährt; aber verflucht ſey der Biſſen, den ich aß, wenn ihn nicht deine Hände erwarben, verflucht auch du, wenn — ich kann den Gedanken nicht denken — wenn du den einzigen Schatz, deine Unſchuld liederlich verſcherzeſt, der Blindheit deiner armen Mutter ſpotteſt, und vor ihrem Angeſichte buhleſt! Iſt deine Liebe rein, ſind ſeine Abſichten ſchuldlos, warum verbergt ihr ſie vor mir? Nur aus einem Verbrechen

sucht man ein Geheimniß zu machen! Rede, wenn du dich vertheidigen kannst! — — — Aber Florchen schwieg. Als es Nacht wurde, packte sie ihre Kleider zusammen, verlies — eine schreckliche That! — ihre blinde Mutter, ihre unerzogene Schwester. Umsonst bemühte sich Frau F — ihren Aufenthalt auszuforschen, denn alle Mühe war vergebens, die trostlose Mutter mußte nun bey Fremden Hülfe suchen!

Sie ließ an alle Freunde und Bekannte schreiben, und bat flehend, ihr nur ein Plätzchen in ihrem Hause, und täglich ein Stückchen Brod für sich und ihr Kind zu vergönnen; aber viele entschuldigten sich mit eignem Unvermögen, und andere antworteten gar nicht. Die wenigen Kleider und Möbeln, welche Frau F — noch hatte, wurden nach und nach verkauft, und ein halbes Jahr nach Florchens Flucht war es so weit mit ihr gekommen, daß sie entweder Hungers sterben, oder betteln gehen mußte. Aus Liebe zu ihrer Karoline, die sie weinend um Brod bat, wählte sie das letztere. Sie ließ sich, nachdem sie zwei Tage Hunger gelitten, von Karolinen zum Thore hinausführen, denn sie war zu verschämt, um in der Hauptstadt, wo sie jeder in bessern Umständen kannte, Almosen zu sammeln. Ein alter Hund, treuer wie das unnatürliche Florchen, war ihr einziger Gefährte;

wenn

Entledige dich der Fesseln der Vorurtheile, breche den Kerker durch, und suche Freyheit wo Natur ist.



wenn sie ruhten, so leckte er dankbar ihre wunden Füße. Im nächsten Dorfe speiste sie ein gutherziger Bauer. So zogen sie einige Monate im Lande herum, und aßen mit Thränen das bittere Bettelbrod. Als sie einst an einem schwülen Sommerabende sich einem Dorfe näherten, klagte Karoline sehr über Mattigkeit und Kopfschmerzen, kaum konnte sie die erste Hütte erreichen, sank oft um, und vermochte nicht weiter zu gehen. Der Bewohner dieser Hütte war ein armer Taglöhner; aber eben, weil er arm war, fühlte er auch fremdes Elend, und nahm die blinde Mutter mit ihrem kranken Kinde willig in seine Wohnung auf. Karoline bekam die Blattern. Ihre Natur war zu sehr ermattet, um sich in dieser gefährlichen Krankheit selbst helfen zu können, und so starb sie am fünften Tage.

Zwey Stunden vor ihrem Tode bat das gute Mädchen ihre Mutter, nicht so sehr zu weinen. Soll ich nicht weinen, liebes, einziges Kind? Wenn du stirbst, wer wird mich leiten, wer mich führen? Ich, liebe Mutter, ich! Auch als Engel will ich vor ihnen hergehen, sie auf allen ihren Wegen begleiten, vor jedem kleinen Steinchen sie warnen! Weinen sie nur nicht! Ich werde sie nicht verlassen! So sprach die sterbende

de Karoline, und schied in der gewissen Hoffnung von ihrer Mutter, daß sie auch nach ihrem Tode sie leiten und führen könne!

Verzweiflungsvoll und schrecklich jammernd saß nun Frau F — an der Seite ihres todten Kindes. Ich will mit meiner Karoline begraben werden, sagte sie oft, und nie etwas anders! Ihr gutherziger Wirth erzählte die ganze Begebenheit dem Pfarrer und Schulzen. Der erste begrub Karolinen unentgeldlich, und der letztere ließ die trostlose Mutter zu sich kommen. Nach langen Fragen, Antworten und Berathschlagungen mit den Gemeindältesten, ward endlich beschlossen, daß man die alte Blinde, als eine fremde Bettlerinn auf die gewöhnliche Art von Ort zu Ort nach ihrer Heymath schicken wolle. Ein Bauer führte sie nach dem nächsten Dorfe, von wo sie ihrer Heymath immer näher geleitet wurde.

Am dritten Tage brachte man sie in ein Dorf, wo ihr der Schulze zu warten befahl, weil man eine sehr kranke Person, wenn sie gebeichtet und kommunizirt hätte, auch den nämlichen Weg transportiren werde. Ihr verliert nichts bey diesem Verzuge, denn ihr könnt fahren, anstatt, daß

daß ihr itzt zu Fusse gehen müßt! Frau F — antwortete nichts, denn sie beobachtete seit Karolinens Tod ein tiefes Stillschweigen, und ward nach einer Stunde mit der Kranken auf einen Wagen gesetzt. Im Fahren winselte und jammerte die Kranke sehr. Dieß machte die Frau F — aufmerksam.

Frau F —. Was fehlt euch, meine Liebe? Euer Jammer thut meinen Ohren weh! Ich glaubte nicht, daß auf der Welt mich noch etwas rühren könne! aber ich hatte einst eine Tochter, (hier rollten große Tropfen aus ihren blinden Augen) die jammerte auch so durchdringend, wie ihr! Wäre ich nicht blind — — —

Die Kranke. (sammlete alle ihre Kräfte, und richtete sich in die Höhe) Sie eine Tochter? Sie blind? (sie genau betrachtend) Gott im Himmel! Jesus Christus erbarme dich meiner!

Frau F —. Was ists? Was will — — — diese Stimme?

Die Kranke. O ich Elende! Gott, du strafst hart! Ich! Ich! — — Erfinden sie neue Flüche! O Jesus, dieß noch vor meinem Ende!

Frau

Frau F —. Du wärst? Du bist vielleicht! — —

Die Kranke. Ja ich bin das Ungeheur! verließ Mutter und Schwester! Ich bin Florchen!

Frau F —. (freudig) Gelobt sey Gott! der mir meine Linna raubte, und nun mein Florchen wieder schenkt! O sey mir willkommen! Wo bist du? Wo liegst du? Rede, daß ich dich umarmen, an deinem Halse dir vergeben kann. (sie ergriff ihrer Tochter Hand, und zog sie zu sich.)

Florchen. Rühren sie mich nicht an! Jedes meiner Glieder leidet Höllenpein! Mein Hauch ist vergiftet. Lassen sie mich los! O könnten sie sehen, sie würden solch ein Scheusal von sich stossen. Und doch — o könnten sie sehen, sie würden Mitleiden, Erbarmen mit mir haben!

Frau F —. Sey ruhig Florchen! Du weißt nicht, wie viel eine Mutter vergeben kann. Ich will dich warten, dich pflegen, und bist du wieder gesund, so sollst du mich leiten und führen! Ich habe seit deiner Flucht Bettelbrod gegessen, es schmeckt sehr bitter; aber gerne will ich es noch länger essen, wenn nur du bey mir bleiben, mir einst meine blinden Augen zudrücken willst!

Flor-

Florchen. Gerne, gerne, liebe, theuerste Mutter! Aber das Maaß meiner Sünden ist voll, ich muß erscheinen, um Rechenschaft zu geben! Wahrscheinlich überlebe ich den heutigen Tag nicht, und morgen bin ich gewiß nicht mehr.

Sie fieng nun an ihre Geschichte zu erzählen: Ein Kaufmannsbursche stoh mit ihr aus der Hauptstadt, und ließ sie zu L— im äußersten Elende sitzen. Sie bettelte sich bis B—, wo sie in das Haus einer Kupplerinn gerieth, und dort ein Abscheu der Ehrbaren, ein Mädchen der Freude wurde. Schon nach Verlauf eines Monats fühlte sie die Folgen ihrer unnatürlichen Lebensart, sie entdeckte sich ihrer Wirthin, und ward, wie gewöhnlich, aus dem Hause gejagt. Der Hunger zwang sie, auf der Gasse ihre Lebensart fortzutreiben, und ihr Uebel stieg bald auf einen solchen Grad, daß sie nicht mehr zu gehen im Stande war. Die Polizeiwächter fanden sie in einem Winkel der Gasse liegen, und nach vorhergegangenem Examen wurde sie, gleich ihrer blinden Mutter, von Ort zu Ort nach ihrem Geburtsorte geführt.

Nur ein Mutterherz, das weichste und empfindsamste in der ganzen Natur, kann sich den Schmerz, das Leiden der armen F— vorstellen.

Sie

Sie schrie zu Gott um Hülfe, um Hülfe, um Erbarmung; aber der Unerforschliche in seinen Rathschlüssen hörte sie nicht, und als sie im nächsten Dorfe ankamen, hob man ihr Florchen, ihre erst wieder gefundene Tochter, tod vom Wagen.

Noch hörte Frau F —, daß man ihrem Kinde kein Plätzchen auf dem Kirchhofe vergönnen, und sie ohne Sarg hinter der Mauer einscharren wolle; aber mehr hörte sie nicht, ihre Sinne verliessen sie, und das heftigste hitzige Fieber wüthete in ihrem Körper. Ohne Bewußtseyn brachte man sie nach G —, dem ehmaligen Wohnorte ihres Mannes.

Einige ihrer Freunde, die sich oft an ihrem Tische satt gegessen hatten, gaben eine sehr kleine Summe her, für welche sie der Hirte des Orts in Verpflegung nahm. Ihre Wartung war die elendeste, ihre Speise die schlechteste, und doch konnte sie nach sechs Wochen wieder das Bette verlassen, und an den Bänken der Stube allein herumgehen.

Bald darauf kam der Wirth mit der Bothschaft nach Hause, daß ihre Freunde zu ihrer Unterhaltung nichts mehr hergeben, und die Gemeinde sie auch nicht versorgen wolle. Sie sa-

gen

gen alle, fuhr er fort, es wäre Geld genug da gewesen, und wenn man's nicht liederlich durchgebracht hätte, so dürfte man im Alter nicht darben.

Frau F — weinte die ganze Nacht bitterlich. Gebt euch zufrieden, sagte ihr Wirth am Morgen, ich will euch nicht aus meiner Hütte verstoßen, ihr kennt hier wohnen, so lange ich lebe, und zu eurem täglichen Unterhalte kann ja auch noch Rath werden. Geht die Woche ein oder zweymal betteln, giebt man Fremden, so wird man euch auch etwas geben! Heute ist Allmosentag, versucht's einmal, mein kleiner Bube wird euch führen. Vom Herzen gerne, sagte der kleine Jakob, nahm ihre Hand, und leitete sie langsam zur Hütte hinaus. Führe mich nach der Kirche, lieber Jakob! sagte Frau F —. Sie kamen dort an, aber die Kirche war verschlossen, und die arme Blinde betete auf der Schwelle eine ganze Stunde. Wie sie aufstand, so sagte sie: Hier muß ja ein Teich in der Nähe seyn? „Ja! gleich dort unten!„ Führe mich hin! „Was wollt ihr denn dort machen?„ Will nur nur die Füße ein wenig waschen! „Nun da sind wir! Setzt euch nieder!„ Sie bückte sich, und fühlte mit der Hand nach dem Wasser. Darauf gieng sie einige Schritte zurück, machte sich von ihrem Führer los,

und sprang sehr geschwind hinein. Der Knabe lief weinend zu seiner Mutter; allein ehe diese es ihrem Nachbarn erzählte, ehe Anstalt getroffen wurde, vergieng eine ganze Stunde, und erst nach drey Stunden fand man die Todte.

Ihr alter Hund, den ich oben schon erwähnt habe, war der einzige, der ihrer Leiche folgte, er winselte, als man sie mit Erde bedeckte, und hungerte sich auf ihrem Grabe zu tode.

Ist euch, empfindsame Seelen, dieses treue Thier nicht lieber, nicht verehrungswürdiger, als jene Menschen, welche die arme F — verhungern liessen?

Diese Geschichte brachte mich nun ganz aus aller meiner Fassung. Wie viel Elend giebt es doch nicht hienieden! — Es ist beschlossen, nun will ich die Stadt wieder fliehen, und mich auf dem Lande in einer Hütte verbergen. — Dieser Brief, den ich hier beyfüge, hat meinen Entschluß bestärkt.

Alceste

Alceſt an Aglais.

Den 8ten Brachmonats.

Ob ſich gleich Betrübniß und Zärtlichkeit in meinem Herzen regten, indem mein beleidigter Thales die Stadt verließ, ſo lobe ich doch, wenn ich ſeinen Entſchluß genauer überlege, ſeine Wahl, und preiſe den Einſiedler, indem ich den Freund bedaure, der ſich entſchließt, fern von der Stadt und vom Laſter auf entlegenen Feldern eine reinere Luft zu ſchöpfen. Denn wer würde nicht lieber das elendeſte Dorf, oder die ödeſten Felder bewohnen, als dieſe volle und gedrängte Stadt? Dort reißt kein plötzlicher Tod Menſchen hinweg: ſondern alle, die der Hunger verſchonet, ſterben vor Alter; hier aber verſchwören ſich Bosheit, Räuberey, und Zufall zuſammen, und bald wüthet der zuſammengelaufene Pöbel, bald ein Feuer. Unbarmherzige Straſſenräuber verſtecken ſich hier im Hinterhalte. Geſchäftige Betrüger ſtreifen hier nach Beute umher; fallende Häuſer donnern über unſern Häuptern, und ein weltbiſcher Atheiſt ſchwatzet uns hier zu Tode.

Indem Thales den Kahn erwartete, welcher den kleinen Reſt ſeines zerſtreuten Reichthums ein-

einnehmen sollte; stand er an dem Ufer der Elbe stumm, und in Gedanken, und sah das Dorf an, wo ehemals Grotius *) auf seiner Flucht eine kurze Zuflucht fand. Diese Erinnerung brachte ihn auf sein eignes Schicksal zurück: er wandte seine zornige Augen auf die Stadt, die er verließ, und sprach also:

Weil in diesen aufgearteten Tagen Verdienste sogar den geringen Lohn eines blossen Lobes nicht erhalten; weil in diesen verwünschten Mauren, die dem Laster und der Gewinnsucht geweiht sind, unbelohnte Wissenschaft vergebens arbeitet; weil die Hofnung mich nur hinhält, um mein Unglück zu verdoppeln, und jeder Augenblick das wenige, was ich habe, noch vermindert: so gieb mir, o Himmel! da noch kein Stab meine sichere Schritte unterstützen darf, und das Blut noch lebendig in meinen Adern fließt, einen glücklichern Ort, wo Rechtschaffenheit und Vernunft keine Schande sind. Zeige mir ein angenehmes Ufer, das grüne Weiden beschatten, ein ruhiges Thal welches die Natur mit Blumen bemalet, wo irgend ein Ere-

*) Man will, daß sich Hugo Grotius eine Zeitlang in einem Dorfe an der Elbe, Dockenhuden, aufgehalten haben soll.

Eremit vormals seine Ruhe fand, und sicher in der Armuth seinen Feinden Trotz both. Zeige mir einen verborgenen Aufenthalt. Laß hier den Catulus leben, denn Catulus versteht die Kunst, hier zu leben; laß hier diejenigen herrschen, welche Schwarz in Weiß zu verwandeln wissen, welche die Rechte der Tugend, und ihr Lob für Geld verkaufen, und für Räuber öffentlich das Wort führen, mit sklavischen Regeln die vergiftete Jugend anstecken, und der Lüge den Schwur der Wahrheit leihen können.

Laß diese Paläste bauen, Landgüter kaufen, eine Ausgabe nach der andern sammlen, oder eine Lotterie pachten, um verschnittnen Sängern die Schaubühne anzufüllen, und eine gedankenlose Welt mit Spielen einschläfern. — Ihr Helden fahrt fort! Was für Gränzen sollen euren Ehrgeiz einschränken, was für ein Zaum soll euren Durst nach Gewalt und Gold aufhalten? Seht, die rebellische Tugend ist überwunden; seht, unsere Ehre, unsere Reichthümer, unser Leben gehören euch!

Solchen giebt der Himmel die Beute eines seufzenden Volkes Preis, wenn öffentliche Laster seinen Zorn entflammen: aber was für eine Hofnung bleibt mir übrig, der ich vor einem

Diebstahle erschrecke, und vor einem Meineide roth werde? Mir, der ich ohne Ueberzeugung die Vernunftlehre eines Staatsmannes hören, und über das Lob der Zeitungen einschlafen kann; mir, der ich einen Narren verachte, wenn er auch das Einkommen von zwanzig Gelehrten auf seinem Ermel trägt, und mir umsonst Gewalt thue, über den Spaß eines Sejans zu lachen!

Andere kennen mit ungezwungenen Lächeln und feinerer Kunst Grundsätze zu Schanden machen, und das Herz anstecken; sie können mit gröſſerer Geschicklichkeit den Ton eines Verliebten anstimmen, und die jungfräuliche Unschuld durch Geschenke vernichten. Diese kann man kaum hoch genug erheben, indem ich, dessen bäurische Zunge das Recht niemals zu verdrehen, oder das Unrecht zu schmücken verstand, als ein Bettler fortgestossen, und als ein Kundschafter gefürchtet, ohnbemerkt lebe, und unbeweint sterbe.

Denn was anders macht einen dem andern werth, als gemeinschaftliches Laster? Wer Theil an den Lastern des Orgilio nimmt, der hat Theil an seinem Vermögen. Aber ich kehre mit Verachtung mein Auge von dem glänzenden Geschenke weg, wenn mir auch die Betrügerey alles anbiethen

biethen soll, was bey dem Orgon schimlicht wurde, und was Jocasta verschwendete; und verkaufe das nicht für Gold, was das Gold niemals einkaufen kann, den ruhigen Schlaf, den unbefleckten Namen, und ein immer frohes Gewissen.

O! ihr, unsere alten Väter, könntet ihr aus den Gräbern aufstehen, vergebens würdet ihr die Züge eurer edlen Einfalt und Tugend in dem Gesichte, der Kleidung, und in den Handlungen eurer jüngern Söhne suchen. Alle sind sie im gedankenlosen Müssiggange, im eitlen Putze, verlohren. Der Held ist zu einem Stutzer herab verkleinert. Vernunft, Freyheit, Gottesfurcht sind durch feinere Sitten vergangen, und eure teutschen Söhne sind Affen vom Auslande geworden. Ein jeder, der in seinem Vaterlande nicht mehr betteln, oder stehlen kann; ein jeder, der auf der Schaubühne ausgezischt, oder vom Hofe verjagt ist, bringt seine Manieren, seine Kleidung, seine Staatsklugheit mit, und nähret sich durch gefällige List von unserer Leichtgläubigkeit. Ihr Fleiß läßt keinen Handel fahren, wobey zu gewinnen ist; sie singen, tanzen, reinigen Schuhe, und erwerben sich ein Händeklatschen. Alle Wissenschaften besitzen sie, und

wenn man sie zur Hölle gehen heißt, so gehen sie zur Hölle.

Für Gedichte, die frei von der Censur, und leer von Scham sind, sind alle Laster in Städten sicher, nur die verhaßte Armuth nicht. Diese nur diese verfolgt das strenge Gesetz; diese nur bringt die Muse im Zorn. Der vernünftige Weise im zerrissenen Rocke erwachet aus seinem Traume, und wird zum Gelächter; die seidenen Witzlinge schauen ihn mit losen Augen an, und wenden den bunten Verächtlichen tausendmal um. Von allem Herzeleid, das den Unglücklichen folteret, ist wahrhaftig ein spöttisches Gelächter das bitterste. Das Schicksal verwundet ein grosmüthiges Herz niemals tiefer, als wenn ein Phantast durch seine Beleidigung den Pfeil schärfet.

Hat denn der Himmel den Armen zu gefallen keine pfadlose Wüste, kein unentdecktes Ufer aufgehoben, keine unbekannte Inseln auf dem unumgränzten Meere? Laß uns geschwind einen so glücklichen Aufenthalt ausspähen, und den Stolz der Unterdrücker nicht erdulden!

Die traurige Wahrheit ist allenthalben bekannt: Verdienste kommen langsam auf, wenn Armuth sie niederhält; aber dort noch weit langsamer,

samer, wo alle Sklaven des Goldes, wo Blicke Waaren sind, und das Lächeln verkauft wird, wo durch Geschenke gewonnen, durch Schmeicheleyen erflehet, der Diener die Gnade seines Herrn Stückweise verkaufet.

Aber höre! ein wüstes Geschrey des erschrockenen Pöbels läuft durch die Strassen, und schallet gen Himmel. Aus einem angenehmen Traume von Reichthümern oder Macht, von einem prächtigen Pallaste, oder einem glückseligen Aufenthalte erweckt, fährest du auf, und kannst kaum mit verdienderen schmerzhaften Augen in das furchtbare Licht einer herannahenden Feuersbrunst sehen. Eile geschwind dem Schrecken zu entfliehen, und laß dein weniges Vermögen den Flammen zur Beute zurück; dann durchstreiche, als elender Landstreicher, die Welt; denn wo kann das verhungernde Verdienst eine Heimath finden? Vergebens wirst du dein Unglück erzählen; kein einziger achtet deinen Kummer, und die meisten spotten desselben.

So bald ein verdienter Donnerkeil vom Himmel die Reichthümer des Orgilio in den Staub, und seinen flammenden Pallast in die Asche leget; so fliegt das traurige Gerüchte augenblicklich über

das Land, und eine öffentliche Trauer versöhnet den Himmel, der Schwarm der Poeten erzählet in knechtischen Versen, wie sehr die Tugend mit dem Schicksale kämpfen muß. Sieh, indem er bauet, die frohen Vasallen herzukommen, und mit plötzlichen Reichthümern den aufsteigenden Pallast anfüllen, und seine Schätze gröſſer machen, als sie vorher waren. Nun steht Orgilio aus allen Pfenningen der Grossen im Lande den polirten Marmor, und das schimmernde Kupferdach fertig stehen, und verdient bald von dem zornigen Himmel eine zweyte Feuersbrunst.

Könntest du diese prächtige Spaziergänge und die Schauspiele hier mit dem Ufer eines kleinen unbekannten Baches vertauschen; so könntest du noch wohl einen frohen Aufenthalt finden, und dort eine angenehme Aussicht über das lachende Land haben; könntest deine Schattengänge beschneiden, deine Blumen begiessen, deine Bäche leiten, und deine Lauben flechten; indem deine Gartenfelder eine wohlfeile Mahlzeit tragen, die kostbaren Gerichte eines feilen Herrn verachten. Da erklinget jedwedes Gebüsch von der Musik der Natur; da bringt jeder Westwind Gesundheit auf seinen Flügeln mit; in allen deinen Stunden wird die Sicherheit dich da anlachen,

lachen, und am Abende auf deinem Spatziergange, am Morgen bey der Arbeit beglücken.

Aber bereite dich zum Tode, wenn du in Städten in der Nacht umhergehst, und mache dein Testament, ehe du ausser deinem Hause speisest! Ein auffahrender Narr, der durch einen neuen Titel eitel geworden ist, und so lange auf Nesseln schläft, bis er seinen Mann getödtet hat; ein Betrunkener, der von einem Schmause daher schwanket, suchet Händel an dir, und ersticht dich zum Spaß. Doch auch diese Helden, die sich über Schaden freuen, diese Herren der Strassen, und das Schrecken der Wege, so rasend sie auch durch Thorheit, Jugend und Wein sind, bleiben doch mit ihren Beleidigungen nur bey dem Armen stehen; sobald sie eine grose Laterne erblicken, so fliehen sie vor dem glänzenden Gefolge und vor der goldnen Kutsche.

Vergebens verschliessest du, wenn diese Gefahr vorüber ist, deine Thür, und hoffest die balsamische Ruhe des Schlafes. Der mitternächtliche Mörder, den Sünde grausam, und Verzweiflung verwegen macht, sprengt das ungetreue Schloß, greift dich in den der stillen Ruhe geheiligten Stunden an, und pflanzet ungesehen einen Dolch in deine Brust. Glücklich waren

die Tage unter unsern Vätern, wo ein einziges Gefängnis doch die Bösewichter einer ganzen Nation fassen konnte! Da hielt noch die edle Gerechtigkeit, die man ohne Rang verehrte, die Wage beständig in die Höhe und senkte das Schwerd! man hielt keine Wächter, man kannte keine solche Menge von Richtern und Stadtbedienten. Glückliches Alter! Aber ach! wie unterschieden ist es von dem unsrigen!

Ich könnte noch vielmehr sagen! — Aber sieh der Kahn nähert sich, die Fluth läuft ab, und rufet mich von dem Lande. Lebe wohl! — Wenn du Jugend, Gesundheit und Vermögen zugesetzt hast, und wenn du in jenem einsamen Dorfe deine Zuflucht suchest; wenn du, wie ich, der Thorheiten und der Laster überdrüssig bist, und die folgende Welt durch bittere Straflehren der jetzigen warnest; denn wird dein Freund noch einmal seinen Zorn für die Sache der Tugend auslassen, und du sollst der Welt erzählen, was er sprach.

Nach diesen Worten verließ er mich, der ich ihn ans Ufer begleitet hatte: und wir, o Freund, sage, was sollen wir thun? Vielleicht werden wir seinem Beyspiele folgen, wenn wir aufhören über Thoren zu lachen, und wenn das heran-

nahende

nahende Alter alles in Verdruß verwandelt. Doch so lange wollen wir uns den Aufenthalt in Städten durch Satyren erträglich machen.

* * *

Ein wunderlicher Brief voll Jammer, voll Gewinsel wider die Menschheit; mich deucht, mein Vater schrieb mir schon einmal über diesen Punkt; will seinen Brief aufsuchen und ihn hieher setzen.

Ja wohl, es ist eine schwere Kunst, die Kunst glücklich zu seyn! Aber halte sie darum nicht für unmöglich, mein Sohn. Es sind Menschen gewesen, welche glücklich waren; und warum sollten nicht noch einige seyn? Der Schöpfer, der uns alle nach einem Muster gebildet, und zu einem Zwecke erschaffen hat, ist gegen ein Geschlecht nicht partheyischer, als gegen das andere. Es muß entweder keiner glücklich seyn, oder alle müssen es seyn können.

Ich bin alt geworden, mein Sohn, und habe immer mehr Ursache gefunden, der Güte meines Schöpfers zu danken, als mich über seine Schickungen zu beklagen. Wenigstens führe ich ein glückliches Alter; und würde früher glücklich gewe-

gewesen seyn, wenn die Erfahrung, welche die Jahre erst geben, mir schon in der Jugend hätte beystehen können.

Vielleicht kann sie dir nützen, mein Geliebter: du blühest in den frohen Jahren der Jugend, und hast noch verschiedene Stuffen des Lebens hinauf zu steigen. Ich will dir meine Bemerkungen und Gedanken aufzeichnen, und zu deinem Unterrichte nichts von dem verbergen, was ich empfunden, gedacht und erfahren habe. Die Vorsehung hat mich durch eine Mannigfaltigkeit von Zufällen hindurch geführt, in welchen ich die Mühsamkeiten und Freuden des Lebens übersehen konnte. Meine Betrachtungen, welche ich darüber angestellet habe, können dir nicht undienlich seyn, das deinige nach denselben besser einzurichten.

Die Kindheit ist ein sanfter Rausch, und verfließt meist unter angenehmen Empfindungen, davon aber eine die andere verlöschet. Sie ist wie ein schöner Traum, dessen man sich nicht mehr erinnert, so bald man erwachet. Sie ist das Alter der Freuden, die meistens unschuldig sind, und Glückseligkeit seyn würden, wenn man sich derselben recht bewußt wäre. Der Jüngling könnte glückselig seyn, wenn die Heftigkeit seiner Lei-

den

denſchaften und Begierden ihm erlaubete, der Vernunft, welche bey ihm anfängt, ihre Kräfte zu entwickeln, die Zügel der Herrſchaft anzuvertrauen.

Aber dieſes Alter der Blüthe, welches die Natur, vielleicht vor allen andern, durch Stärke, Geſundheit, durch ein lebhafteres Gefühl, durch eine feurigere Einbildungskraft, und ſelbſt durch eine Leichtſinnigkeit, die ſich unangenehmer Eindrücke bald entſchlägt, zur Glückſeligkeit fähig machete, iſt am ſeltenſten glücklich, ſelbſt dann, wenn es glaubet ſehr glücklich zu ſeyn; oder ſeine eingebildete Glückſeligkeit iſt wenigſtens eine unfruchtbare Blüthe, welche nach dem Frühlinge abfällt, ohne eine Frucht zu ſetzen. Und dürfen wir uns wundern, unglückliche Männer und Greiſe zu ſehen, wenn die Jünglinge nicht glücklich waren? Dieſe haben, ohne glücklich zu ſeyn, nur Freuden genoſſen, welche die folgenden Alter zu beweinen haben.

Die Glückſeligkeit muß ſich über alle Alter ausbreiten, worinnen wir empfinden und denken. Ihre Quelle muß reich genug ſeyn, einen Strom zu ergieſſen, der nicht vor der Gränze unſers Lebens vertrocknet. Was heißt das: ich bin glücklich geweſen? Nein, du wareſt es niemals,

wenn

wenn du es nicht noch bist! Du hast eine kurze Freude, eine frohe Aufwallung des Herzens, einen Traum für Glückseligkeit gehalten; du hast mitten in der Nacht das geschwinde Licht eines Blitzes für den Tag angesehen.

Aber wer kann beständig glücklich seyn? Die Hindernisse sind mannichfaltig. — Wenn wir mit einer gesezten Vernunft die unzählbaren Zufälle betrachten, denen unser Leben unterworfen ist, so sollte man sich beinahe verwundern, nicht, daß der Mensch nur unglücklich sey, sondern daß er nur eine einzige Stunde mit Vergnügen leben kann. Was kann uns nicht schädlich seyn! Von aussen die Welt, die Menschen, die Zufälle, der Mangel, der Ueberfluß selbst: von innen, unsere Begierden, unsere Leidenschaften, unsere Irrthümer, unser eigenes Herz, unser Haß, und selbst unsere Menschenliebe. So viele Schritte, so viele Gefahren; tausend Sorgen, tausend Schmerzen, für eine einzige Freude! Einer wird von sich selbst, der andere von der Welt, noch einer von Zufällen gequälet.

Elendes Leben, wenn man die Welt aus diesem Augenpunkte allein betrachtet! — Aber es ist vielleicht wichtig für uns, sie daraus zu betrachten,

betrachten, um unsere Begriffe von der Glückseligkeit darnach zu bilden, und unser Herz gegen alle diese Schmerzen zu bewafnen.

Folge mir, mein Sohn! mit deinen Gedanken. Ich will dich durch eine Mannichfaltigkeit von traurigen Scenen führen, und dir die Welt in einer melancholischen Aussicht vor Augen stellen. Wenn wir so das Leben kennen lernen; so fangen wir an, einzusehen, was wir von demselben erwarten können. Wir fangen an, an dem gemeinen Systeme von der Glückseligkeit zu zweifeln; wir entwerfen uns einen ganz andern Plan, und hüten uns entweder vor den zufälligen Bekümmernissen, oder wenn wir sie nicht verhüten können, rüsten wir uns wenigst mit einer Standhaftigkeit gegen dieselben.

Derjenige, der auf der Welt eine vollendete Glückseligkeit erwartet, muß sehr wenig um sich gesehen und gedacht haben, oder er muß sehr kurzsichtig seyn. Die Natur läßt uns deßwegen nicht lange in Zweifel. Schon bey unserer Geburt giebt sie uns eine entscheidende Gewißheit. Sie wirft uns nackt und hülflos in die Welt. Thränen sind unsere einzige Sprache, wodurch wir unsere Bedürfnisse ausdrücken, die

Her-

Herzen der Menschen rühren, und ihre Hülfe erflehen können. Wir würden verloren seyn, wenn eben die Natur nicht, mit so vieler Weisheit und Güte für uns, Menschenliebe und Erbarmen in die Herzen unserer Nebenbürger geleget hätte.

Als Kinder stehen wir nur mit einem sehr geringen Theile der Welt in Verbindung: aber diese Verbindung nimmt mit den Jahren zu, so wie unsere Leidenschaften, Kräfte, und Bedürfnisse zunehmen. Wir treten dann in neue Verhältnisse; wir werden Freunde, werden Bürger einer grossen Gesellschaft, werden zärtliche Männer, werden Väter. Unsere Pflichten erweitern sich mit unsern Verhältnissen, und unsere Sorgen mit unsern Pflichten. Alle diese mannichfaltigen Verbindungen geben unserm Herzen seinen Antheil, fodern unsern Verstand auf, und eröffnen unsern Kräften ein weites Feld von Beschäftigungen.

Was für Quellen der Bekümmerniß, der Schmerzen, der Unzufriedenheit! Unser Herz kann uns hintergehen; unser Verstand kann irren; unsere Kräfte sind eingeschränkt; der Erfolg steht nicht in unserer Gewalt. Alle unsere Leidenschaften, alle unsere Begierden, scheinen sich wider unsere Glückseligkeit zu empören. Wir begehren,

wir

wir wünschen, wir schmachten. Sollen wir unsern Durst löschen? Die Reue wird nachfolgen! Sollen wir unsere Begierden überwinden? Welche Verläugnung?

Eine unbefriedigte Liebe, ein unbefriedigter Zorn naget an unserem Herzen, und vertreibt alle Ruhe aus demselben. Umsonst saget uns unsere Vernunft, daß wir uns so die Qualen eines beleidigten Gewissens ersparen. Es ist ein schlechter Trost, wenn wir erkennen, daß wir noch unglücklicher seyn könnten, als wir in der That sind. Warum müssen uns diese gewaltigen Leidenschaften quälen, wenn wir sie nicht befriedigen können, ohne Gefahr, dereinst noch mehr gequält zu werden? Die Befriedigung der Rachbegierde hat etwas süßes, etwas angenehmes, wenigstens in dem Augenblicke, wo wir uns rächen. Sollen wir uns nicht diesen einzigen angenehmen Augenblick erlauben? Freylich, wir sehen voraus, daß es uns reuen kann: aber wir sind doch unglücklich, so lange wir sie nicht befriediget haben. Eine zurückhaltende Rachbegierde kehret die Schärfe ihres Dolches auf uns selbst, und läßt uns alles das empfinden, was wir unsern Feind nicht empfinden lassen wollen.

Und wie oft haben wir nicht Gelegenheit, zu begehren, ohne erhalten zu dürfen; zu lieben, ohne unsere Liebe; zu verachten, ohne unsere Verachtung; zu zürnen, ohne diesen Zorn; zu hassen, ohne diesen Haß ausbrechen zu lassen! Lauter Feinde unserer Ruhe, die mitten in uns selbst, in unserm eigenen Herzen gebohren werden! Unglückliches Leben, wenn man fast beständig zu kämpfen, oder beständig zu bereuen hat!

Aber nicht nur unsere Eigenliebe, nicht nur diese heftigen Leidenschaften, die sich wider andere empören; auch die wohlthätigen Neigungen, unsere Menschenliebe selbst, machen uns unglücklich. Je weicher unser Herz ist, desto größer ist unsere Empfindlichkeit; je allgemeiner unsere Menschenliebe ist, desto mehr geben wir den Schmerzen Blöße unser Herz zu verwunden. Wir leiden durch sie in tausenden. Oder sind die Thränen, die ein Vater über sein Kind, der Gatte über seine Geliebte, der Bruder über den Bruder, der Freund über den Freund, der Bürger über den Nebenbürger weinet, nicht wahre, nicht herzliche Thränen?

Welch eine weite Aussicht über Scenen des Jammers, woran mein Erbarmen, mein zärtliches Herz mich Theil nehmen heißt, eröffnet sich hier!

hier! O Natur! o Natur! warum haſt du mich zärtlich, mitleidend, empfindlich gebildet; wenn ich unter den zahlloſen Zufällen des Lebens glücklich ſeyn ſollte! Alles zieht mich in ſeinen Fall! Ich beantworte Seufzer mit Seufzer, Thräne mit Thräne!

Ich hatte mir durch Sorgen und Mühe die Hoffnung verdienet, die Freuden eines Vaters zu genießen: Zufall, oder Krankheit, oder eine Ausſchweifung reißt meinen Sohn, den Liebling meines Herzens, die Hoffnung meines Alters, aus meinen Armen! ich ſehe ihn leiden, ſehe ihn mit dem Tode ringen, und kann ihn nicht retten. Meine Geliebte, in der ich meine Glückſeligkeit zu finden hofte, läßt ſich von einem Verräther verführen, beſchimpfet mich, und drücket einen Dolch in mein Herz. Oder ich ſelbſt bin glücklich: aber mein geliebter Bruder leidet. Ich ſehe ihn im Elende, empfinde alle ſeine Schmerzen, und vergeſſe mein günſtiges Schickſal. Bald verfolget mich ein hämiſcher Feind, ich leide unſchuldig; bald ſtirbt ein Freund in meinen Armen, mit dem ich mein Herz und mein Glück theilte. Ich vermiſſe ihn; meine Thränen fodern ihn zurück; ich kann meinen eigenen Wohlſtand, alle die Vergnügen, welche das Schickſal mir geben will, nicht mehr genießen;

sie sind mir unschmackhaft, wenn ich sie nicht mit ihm getheilt genießen kann.

Den 9ten Brachmonats.

Wohl mir! ich athme wieder frey; athme die süssen, balsamischen Gerüche der blühenden Fluren ein; hauche reine, nicht mit vergifteten Dünsten siecher, faulender Körper angesteckte Luft in mich; schöpfe Labung aus der reinen Silberquelle; es ist nicht süsses, theures Gift im goldenen Pokale, womit habsüchtige Menschen, die der Tod zu seinen Unterhändlern gedungen hat, den leckeren Gaumen täuschen. Keine stolzen Mauern stellen sich zwischen mir und der schönen Landschaft, die vor mir liegt; mein Auge verliert sich in der unerreichbaren Ferne; aber so weit es sieht — noch dunkel sieht, hält es kein trauriger, schmerzlicher Anblick auf, die Schönheiten der Natur zu schauen; kein verzerrtes, widerliches Gesicht, darauf das Laster seinen unauslöschlichen Stempel gedruckt hat, beleidigt das Auge; der gierige Blick saugt überall Wonne ein, glaubt hier bey einem angenehmen Gegenstande verweilen zu müssen, und schon zieht ihn wieder ein reitzenderer an sich, dem ein anderer den Vorzug streitig macht. Armer Mann! der du im ein-

ge-

geschlossenen Zimmer ängstlich deine Millionen zählst, kreuch heraus aus deinem prächtigen Gefängnisse, und genieße die Schätze, die dir die Natur frey anbeut! — Komm! du darfst sie nicht erkaufen — auch erkauft sie kein Gold und kein glänzender Stein. — — Kömmst du des Morgens und Abends, so findest du die Wiese mit den schönsten Edelsteinen aller Art besät; aber hasche nicht darnach; es sind nur die Tropfen des köstlichen Thaues, der deine Augen täuscht — oder gewähren dir deine Diamanten mehr als den Anblick? — Ich weiß, du siehst gerne den Glanz des Goldes; komm, und sieh! Die Morgensonne vergüldet die östlichen Berge; sie selbst, und der ganze Horizon ist Gold; aber dieser herrliche Anblick weilt nicht lange vor deinem Auge; nur in der Ferne siehst du noch einige blasgelbe Streifen, aber auch diese verschwinden, und nun — — ist sie vorüber, diese wonnigliche Szene: doch zürne nicht; am Abend kömmt sie wieder. — O komm! komm! und genieße die Wonne des Lebens! — Armer Mann! — Du kannst nicht — bist gefangen; kannst nicht heraus aus deinem Kerker, wie deine Geldsäcke nicht aus der eisernen Kiste, dein Geiz hat dich eingeschlossen, wie dein Gold. Elender Sklave! — So bleib in deiner Klause. Deine habsüchtige

Raabenseele ist nicht gestimmt zu Gefühlen dieser Art; sie giebt einen Ton, wie eine zerschlagene Laute. Bleib in deiner finsteren Höhle, und hüte fleißig deinen Wucher; es wäre nicht gut, daß du deinen Herrn verließest. Verriegle deine Thüren wohl, und schließe deine eisernen Fensterläden zu, daß ja kein Sonnenstral durchbrechen kann, denn er könnte an deinem Golde lecken, und du bist ihn nicht werth. Schmachte und darbe bey deinen Schätzen, habe alles und nichts; sperre dich ein zu deinem Götzen, an dem dein dürres, knöchernes Herz hangt, und hungere dich todt; so bedarfst du keiner Grabstätte mehr unter deinen Brüdern, und du bist sie auch nicht werth.

Aber weg mit diesen Schreckenbildern aus meiner Seele! sie sollen mir das reitzende Gemälde nicht verunstalten, das die große Bildnerin der Schönheit — diese schöne Natur mir schuf. Ich will Städte vergessen, und Menschen, die in Städten leben, und keine der schmerzlichen Erinnerungen an ihre Thorheiten, Laster und Armseligkeiten soll mich in den seligen Empfindungen stören, die Einfalt und Unschuld, Schönheit und Güte der Natur in meiner Seele erwecken. Hier will ich von den Wunden genesen, die die Menschen in mein Herz gruben, und mich von den bö-

sen

sen Dünsten reinigen, die ich unter ihnen einhauchte. Wohl mir! daß ich glücklich entronnen bin! — —

Nimm mich wieder auf in deinen Schoos, liebe Mutter Natur! ich war lang eine arme, unglückliche Waise, seitdem mich die Menschen aus deinen Armen gerissen; ich entlief dir nicht muthwillig und treulos, und sehnte mich immer nach dir; aber mein Schicksal hatte mich eingeklemmt zwischen unübersteigliche Mauern, und hielt mich gefesselt an Umstände und Zeit. Aber nun sollen sie mich nicht mehr von deiner Seite trennen; an deiner Hand, liebe Mutter! will ich Tag für Tag durch dies Leben wallen, Weisheit von deinen Lippen saugen, und mein Herz nach deiner Güte bilden. Wo du mich rufst, will ich dir folgen, denn ich weiß, du führst mich nicht gefährliche Wege. Du hast deinen Wink in mein Herz geschrieben, und deine Sprache ist mir verständlich. Du redest zu mir durch den sanftflötenden Ton der Nachtigallen und durch den heulenden Nord und den majestätischen Donner; durch das leise Gemurmel der einsamen Silberquelle und durch den brausenden Strom, der sich jäh mit rasender Wuth vom Felsen stürzt, und unaufhaltsam über Auen und Felder nach seinem Ziele

eilt. Du redest mit mir durch den grünenden Hügel, auf dem des Herbstes Süßigkeiten reifen, und durch den Ossa und Pelion, die ihr kahles Haupt unter den Wolken verhüllen; durch die junge, zärtliche Pflanze, und die mächtige Eiche, die Jahrhunderte durchlebt, und bey der Geburt unserer Grosahnen gränte, wie sie itzt grünt; durch Busch und Wald, durch Flur und Hain, und alles, was drinnen lebt. Du wolltest, der Mensch sollte deine Stimme hören, und am blauen Himmel und der grünenden Erde deinen Willen lesen, und gabst ihm kein Buch. — Alles in dir lebt, und alles, was lebt, die fröhliche Heerde und die süssen Melodiensänger auf Flur und Baum, Wurm und Käfer lehren mich dein Geboth, und dein Geboth ist Liebe und Dank. — — Unseliger Thor, der dich verläßt, um zwischen goldenen Wänden elend zu seyn! — Wohl mir, daß ich wieder da bin! wieder frey athme, und mit der Biene aus den Blumen den süssen Honig des Lebens saugen kann. Von Morgen bis Abend will ich meinem Schöpfer danken, und meine Stimme mit den Lobliedern des Waldes, und mit dem Laut der Heerden vereinigen; und so all mein Leben Gottes Seligkeit hienieden genießen.

Den 10ten Brachmonats.

Ich will den großen Haufen der Menschen fliehen, und mich zu dem kleinen Häuflein der Guten und Stillen dieser Erde gesellen; das däucht mich wohl das beste. Ich war unter ihnen, und sie trieben ihr Spiel mit mir; ich liebte sie, und sie verfolgten mich. Mein Freund sagt, sie taugen alle nichts, und möchte den größten Theil gern im Weltmeer ersäufen; das würde dann eine stinkende Pfütze werden, die durch ihre faulen Ausdünste gewiß den ganzen Ueberrest verpesten würde. Mein Vater meinte es besser mit ihnen — der gute Mann, er hat sich wohl auch betrogen. — Sie mögen wohl bessere Geschöpfe gewesen seyn, ehe sie zusammentraten, Städte bauten, und sich zu ihrem gemeinschaftlichen Untergange verschworen. — Doch ich will ihnen nicht übel nachreden. Ich glaube, daß sie im Ganzen nicht so schlimm sind, als sie hie und da im einzelnen scheinen; aber gut sind sie gewiß nicht, das hab ich erfahren — das folgert ihr Zustand, in dem sich diese muthwilligen Flüchtlinge, nachdem sie die Natur verließen, gesetzt haben. Stolz und Eigennutz machen sie mit dem Schöpfer und der Natur unzufrieden, warum sollten sie es minder mit ihres gleichen seyn?

Sie sind undankbar gegen den Schöpfer und die Natur; warum sollten sie es nicht untereinander seyn? Sie haben die Einfalt verlassen, und sich von der Wahrheit entfernt, nun stolpert ihr Geist auf Irrwegen herum, auf denen er alle die schönen Entdeckungen und Erfindungen gemacht hat, die das Menschengeschlecht früh oder spät — aber doch einst gewiß aufreiben müssen. Die Natur baute ihn nach dem Clima und den Erzeugnissen des Erdstriches, wohin sie ihn versetzt hatte, und trennte ihn durch unermeßliche Meere von seinen Gegenfüßlern; aber der Mensch schifte sein Leben und seine Glückseligkeit in eine hohle Eiche, und schwamm ans jenseitige Ufer. Die Natur gab ihm kein Schwerdt in die Hand, und keine fünfzigpfündiger; aber er schliff sich den Stahl selbst zum Mord seines Bruders, und zerschmettert auf einen Knall das Leben von hundert. Die Natur verbarg die Metalle in den Schoos der Erde — zu edlern Absichten vielleicht bestimmt, als sie der Mensch nützt, — und er entriß sie der Erde mit gieriger Wuth. Er erfand das Gift, das griechische Feuer und die Zuckerruckerkunst — das Mittel, alles, was der Geist in geheim zum Verderben der Menschheit ausheckt, allgemein zu verbreiten, um nicht tausende, sondern Millionen elend zu machen. Es ist wohl möglich, daß die

Erfin-

Erfindung der Luftballons dem menschlichen Forschgeiste die Krone aufsetzen wird, und das Menschengeschlecht in der Zeit gänzlich ausrottet. Die Vorbereitung ist gemacht. Wir haben Gold und Stahl, Gift und Pulver, auch itzt wieder griechisches Feuer, was fehlte nun noch, als ein Luftschiff, um Tod und Verwüstung von Pol zu Pol, von Osten bis Westen zu verbreiten? — Und unserm Jahrhunderte war die Ehre dieser Erfindung aufbehalten.

Aber ich will meine Seele nicht mehr mit diesen fürchterlichen Gedanken trüben; will wieder meines Lebens froh werden, und in seliger Ruhe die Tage genießen, die mir der Schöpfer aufgezählt hat. Ich wünsche, daß die Menschen in Städten gut — besser werden mögen; aber ich will mich vor ihnen unter der Hütte des stillen, friedlichen Landmannes sichern. Seinen Beruf gab ihm die Natur; sein Geschäft ist das ursprüngliche Geschäft des Menschen; die Sorge der Heerde, und die Pflege des Ackers vertraute ihm die Natur selbst an. — Sey mir willkommen, schweißtriefender Pflüger, und du, fröhlicher Sänger, guter Hüter — die Schönheit der Natur — das Lob des Schöpfers — soll täglich unser Morgenlied seyn, und deine länd-

liche Flöte soll es begleiten! — — Mögen sie mich auch einen Thoren schelten, die unglücklichen Waisen der Städte, ich bin glücklich; mag meine Glückseligkeit Traum, Schwärmerey seyn, so schwärme und träume ich glücklich, und erwache nicht zu schrecklichen Leiden, wie sie. Aber seht, ihr irrt euch. Jedes Geschöpf, von bunten Schmetterlinge bis zum muthigen Stier, das im Schoose der Natur lebt, ist glücklich, und freyt sich zu seyn, und nur der Mensch ächzt und jammert und flucht seinem Leben.

Den 11ten Brachmonats.

Es ist Nacht. Eine heilige Stille herrscht über die Gegend; die Erde ruhet, und Geschöpfe ruhen — die Natur macht eine sanfte, erquickende Pause; aber der Mensch wacht. Hier einer der schweigt, dort einer, der über das Verderben seines Mitmenschen brütet, und da weint die leidende Unschuld, eine verlassene Waise, eine edle Seele, die unter dem Drucke der Verfolgung seufzet; oder etwa noch ein Elender, der itzt zu spät im Krankenbette seine Ausschweifungen beweint. Auch der Habsüchtige verschwendet seine Ruhe, um einige Gulden zu gewinnen, und berechnet beym kargen Schein der Lampe

den

den Wucher des Tages. Unglückliche! die ihr die Ruhe vermißt, die die Natur allen Wesen gönnt, wie sehr seyd ihr zu beklagen!

Die Nacht ist schön und heiter, und am blauen Himmel glänzt das unermeßliche Sonnenmeer, und zernichtet in der Seele des Sehers den thörichten Stolz über unsere Größe. Millionen Welten sind, und der nichtsbedeutende Sterbliche wähnt: meinetwegen sind sie. Der nachbarliche Mond beleuchtet mit seinem Silberscheine den alten, graulichten Kirchthurm, und wirft den Schatten der dunklen Tannen, die an der Mauer des Kirchhofes stehen, in mein Zimmer. Die Leichensteine und eisernen Kreuze glänzen im düsteren Lichte, das das graufe Dunkel des Todes erhellt. Wohl euch, ihr Todten! ihr lieget alle im süssen Schlafe, und erwachet nimmer zu einem qualvollen Leben, daß den Menschen am Morgen erwartet. Ruhet sanft von dem langen schweren Tage aus, den ihr hienieden euch müde gelebt habt, bis euch des Schöpfers Stimme weckt, und zu neuem Seyn ruft. Welch ein feyerlicher Anblick — der ernsten Betrachtung würdig. Ein heiliger Schauer ergreift meine Seele, und selige Ahndungen erheben sie über die Erde gen Himmel. Kostbar sind der Seele diese

Augen-

Augenblicke der Ruhe, der stillen Betrachtung geweiht — heilig dem Denker. Der Geist verläßt die lästige Hülle, streift im Gebiete des Seyns und Nichtseyns, des Lebens und der Verwesung umher, entschwingt sich der Erde, und schwebt unter den Sternen, eilt dem reissenden Strome der Zeiten nach, und versucht einen schüchtern Blick in die Zukunft; kehrt zurück, und sieht sein Selbst — klein und schwächlich, wie das verächtlichste Insekt, das in einer Stunde zur Welt kömmt, lebt, erzeugt und nicht mehr ist. Ich will diese wenigen Augenblicke benützen, meine Gedanken, die sich seitdem ich die Stadt verlassen, in meiner Seele aufgehäuft haben, hinzuschreiben. Es soll mir nicht vergebne Arbeit seyn. Sie sollen mich einst wieder an diese schöne Nacht erinnern, und neue Gefühle in mir erregen. Sie sollen dann alle die Empfindungen wieder erwecken, die heut meine Seele beschäftigten. Aber — was hör ich? — Es ist das laute Weinen eines Menschen — das Jammern eines Unglücklichen — Seelen weinen nicht, und brechen nicht in bittere Klagen aus; denn jenseits ist Seligkeit und Ruhe. — Ha! dort — auf dem neuen Leichensteine — er blinkt vor allen heraus — es ist des guten Simons Grab, der vor einigen Wochen erschlagen wurde — dort kniet ein Mann — Gott! Was ist

das?

das? — Er ringt die Hände zum Himmel — zerrauft sein Haar — zerschlägt seine Brust — — ich muß es näher sehen. —

Den 12ten Brachmonats.

Gott! Welch eine Szene! — Ich zittere — alle meine Glieder starren noch beym Andenken dieses entsetzlichen Anblickes. — Ich höre den Donner in Lüften rollen, daß die Erde davon bebet, und sehe den verzehrenden Blitz aus den Wolken herabstürzen, und erschrecke nicht; ich stehe vor einem Volkan, sehe seinen Gipfel dämpfen, und plötzlich Feuerströme glühender Lava über seinen Rücken ins blühende Thal sich wälzen — ein fürchterlicher Anblick — ich staune darvor, beste die Vorsicht an; aber erschrecke nicht. Alle Schreckniſſe der Natur werden mich nicht zaghaft machen; so sehr sie auch erschüttern, den Geiſt danieder beugen, und den Trieb der Selbsterhaltung mit aller Gewalt rege machen; ich sehe sie als nothwendige Begebenheiten in dem Systeme des Weltenbaues an, und weiß, daß sie immer auf das Ganze nützliche Folgen haben; denn nur im ersten Anfalle jagen sie uns in Furcht, und nur feige Seelen, und unruhige, schuldbewuß-

bewußte Herzen zittern und fürchten das Ende. aber die Schreckniſſe unter den Menſchen, die grauenvollen Auftritte, die alltäglich unter ihnen vorgehen — weſſen Herz ſollen ſie nicht mit Bangigkeit erfüllen? — Wer kann Zeuge der abſcheulichſten Menſchenthaten ſeyn, ohne daß ihn Furcht und Entſetzen zu Boden werfen? — —

Hätte ich es wohl je gedacht: auch dieſe Erde, mit lieblichen Blumen beſät, mit fröhlichen, ſingenden und hüpfenden Geſchöpfen bewohnt, ſchlürft Menſchenblut ein. — O nein! nimmermehr hätte ich mir das gedacht — nimmermehr gedacht, auf den heiligen Gründen — der Ruhe der Seligen und der Verweſung geweiht — das Opfer des blutigen Haſſes zu finden — Mörder und Ermordeten — einen Raſenden, an dem die eigene Verzweiflung das Blut ſeines Bruders rächt. O wo ſoll ich mich hinflüchten, — wo iſt noch ein Hufe Landes, den die Menſchen nicht mit ihrem Blute gedüngt haben? — Haß, Verfolgung, Rache, Neid und die ſchwärzeſten Sünden aller Art haben wohl je ſchon die ſeligſte Gegend, die die Natur zum blühenden Eden bildete, in eine Hölle verſtaltet.

Ich

Ich will sie hinsetzen in die Reihe der übrigen Greuelthaten der Menschen — die schaudervolle Geschichte dieser Nacht; aber ich will alle meine Kräften sammeln, und meinem Herzen Ruhe gebiethen, daß die Hand nicht vor Furcht und Entsetzen erstarrt, ehe sie die That aufzeichnet, die die Menschheit und Natur wider den Menschen empört.

Ich kam in den Kirchhof, schlich mit leisem Tritte an der Mauer hinter den Gräbern bis nahe an Simons Leichenstein, und stellte mich hinter selbem, doch ohne bemerkt werden zu können. Noch kannte ich ihn nicht den Unglücklichen, dessen Thränen auf Simons Grab flossen, dessen Herz der Raub des grimmigsten Schmerzes und der Verzweiflung ward, dessen rasende Geberden die schrecklichen Leiden zu verrathen schienen, die seine Seele folterten. Um wie viel vermehrte der Anblick in der Nähe das Grausen, wie fürchterlicher ward diese Szene! — Hier drang jedes Ach, jeder Seufzer in mein Ohr, und durchbohrte mir das Herz; hier sah ich jedes Haar sich besonders emporsträuben, jede zuckende Bewegung des Leibes, die Wuth und Schmerz hervorbrachten. Ein eiskalter Schauder fuhr mir durch alle Glieder, und machte sie starren; das Herz beklemmt, der Geist furchtsam und

bange, erwartete ich mit Zittern das Weitere. Wie wenn ich erst sein Angesicht gesehen hätte — sein wildrollendes Augenpaar, aus dem düstre leuchtende Blitze schossen, seine bleichen, von einem steten Thränenstrom ausgefurchten Wangen, die Zerrüttung aller menschlichen Züge, das heftige Zucken aller Muskeln — — o welch Entsetzen! — — Eine Weile lag er noch halb knieend — mit dem Angesichte auf dem Grabhügel, im stummen Schmerze, in brütender Verzweiflung. Plötzlich raste er sich wieder auf, und stieß einen heftigen, aus dem innersten der Seele gerissenen Schrey aus; ich verlor vor Schrecken alles Bewußtseyn, schrie auf, und er sah sich entdeckt, sah einen Zeugen seines Schmerzes, und — wie er glauben konnte — auch den gefährlichen Zeugen des Geheimnisses, das die Quelle seines Jammers war. Er sprang auf, erblickte mich und nun erkannte ich ihn.

Es war Peter, der Jäger. Er war ein treuer und fleißiger Mensch in seinem Dienste, und verrichtete alle seine Geschäfte mit der strengsten Genauigkeit; darum hielt ihn auch seine Herrschaft vorzüglich werth, und das ganze Dorf war ihm gut, denn er war grundehrlich und gerade. Aber sein Herz war hart, und steif sein Sinn. Sein Zorn war höchstgefährlich, und glühete

im

im Herzen, bis seine Rache reifte, und Bitten und Flehen konnten ihn nicht versöhnen. Ich rief ihn an: Peter, was wollt ihr? Was macht ihr da? — Ein wilder, fürchterlicher Blick antwortete mir auf meine Fragen. Ich nahm ihn bey der Hand, suchte ihm Muth und Vertrauen auf mich einzuflössen, und drang in ihn, mich freundschaftlichen Antheil an seinem Unglück nehmen zu lassen. — — „Ihr müßt wohl ein recht guter Freund von Simon gewesen seyn, weil euch sein Tod so nahe geht; weihet dem Andenken des Redlichen eure Thränen; daran thut ihr wohl, und die Freundschaft fodert es: aber ihr müßt dem Schmerze nicht alle Gewalt über euer Herz lassen, daß er euch nicht tödte. Störet die Ruhe des Seligen nicht durch eure Klagen und eure wüthende Geberden; daran thut ihr gar nicht wohl, daß ihr euch so weit hinreissen lasset; denn merkt, der Freund ist nicht mehr, aber euer Weib, eure Kinder sind noch, und all' eure Mitmenschen, die noch leben, fodern euch billig zur Rechenschaft über jede Minute eures Lebens auf, die ihr ihnen durch das Uebermaß eures Schmerzes raubt; eure Tage sind dem Dienste eurer Mitmenschen vorgezählt, und ihr verschwender sie. Ihr seyd Gatte, Vater, Bürger, Mensch — würdige Nämen! — theure Pflichten, die eure Erhaltung fodern.

Kommt, lieber Peter! ich will euch zu Hauſe führen zu eurem Weib und Kindern; ruhet, und überlaßt es der Zeit, euren Schmerz zu heilen. Kommt!„ — — Er heftete ſeinen Blick zur Erde; dann nach einer Pauſe: „Lieber Herr! ihr mögt es wohl gut mit mir meinen; aber gut kann es nimmer werden mit mir. Seht! — Hier iſt meine Welt; — da, hart an Simons ſeinem, iſt mein Haus. Ich kann der Welt keinen wichtigern Dienſt mehr leiſten als ſterben. — — Mein Weib — meine Kinder — — ach! Simon hatte auch Weib und Kinder, und ich — — — Eine fürchterliche Pauſe. Das Geſicht dieſes Unglücklichen war das ſchrecklichſte, was man ſehen konnte; der Ausdruck ſeines Schmerzes in Miene und Geberden überwog an Graus alles Klagegeſchrey. Ich mußte alle Kräften ſammeln, und allem Muthe aufbiethen, die Furcht aus dem Herzen zu bannen, die mich von Zeit zu Zeit immer mehr ängſtigte. Ich wagte es noch einmal; nahm ihn bey der Hand, und wollte ihn mit mir ziehen; mit wildem Ungeſtimm riß er ſich los, und ſchrie: Laßt mich! Laßt mich hier ſterben! Ich hätte es ſchon längſt ſollen, und lebe noch.

Nach einer Weile kehrte er ſich wieder zu mir; das Gräßliche ſeiner Blicke ſchien ſich in etwas gemil-

gemildert zu haben, und überhaupt ſein ganzes Weſen ruhiger zu ſeyn. — Junger Mann! ſagte er, ihr ſcheint mir gut zu ſeyn, und euer Herz iſt weich; ihr ſeyd noch wenig in der Welt geweſen, und habt immer nur von der Grauſamkeit des Tiegers und der Mordluſt des Wolfes gehört, von der Wildheit des Bären und dem verzehrenden Zorne des Löwen; aber von der Grauſamkeit der Menſchen, ihrer Blutbegierde und ihrem blutigen Zorne hat man euch nichts geſagt. Wenn ihr ſtark genug ſeyd, daß ihr nicht vor dem grimmigen Blicke des Löwen bebt, und in das Brüllen des Donners lacht; wenn der heulende Nord euer Ohr nicht beleidigt, und ihr ohne Grauſen, ohne Furcht, mit kekem Blicke in die Grüfte des Todes ſehen könnt, und nicht zittert, wenn die Erde ſich unter euch ſpaltet; ſo ſeyd ihr der Mann unter den Männern, der mit kühnem, ungetrübten Auge die Schreckniſſe der Natur ſehen kann; aber ihr zittert, wenn ihr ein Ungeheuer ſeht, das grauſamer iſt als der Tieger und fürchterlicher als der Löwe — ein Scheuſal, das alle Schreckniſſe der Natur hinter ſich läßt. Habt ihr nie einen Mörder geſehen? — — Seht! Seht mir ins Geſicht! — Könnt ihr leſen? — Seht ihr nicht auf meiner Stirne in blutigen Zügen geſchrieben — — Mord! — —

Mörder! — Ihr? — Armer Mann! ihr seyd wahnsinnig. — —

Nun, so höret es noch einmal: ich bin ein Mörder — — Simons Mörder. — Hört ihr! welch einen schrecklichen, dumpfen Klang das Wort giebt! — Noch höre ich es vernehmlich in den Lüften — wie es fortrauscht, von Abend bis Morgen, und unzählige Millionen mal wiederholt wird. Alle Wesen in der Natur beben, hören: Mörder! wiederholen: Mörder! und rufen: Fluch! — Fluch dem Mörder! — —

Setzt euch zu mir! da, Simons Grabe über, daß wir es im Gesicht behalten, und ich will euch die schreckliche Geschichte erzählen. Staunt mich nicht so an, zweifelt nicht: Ich bins. Habt nicht Mitleiden mit mir; es wäre Sünde, wenn ihr euer Herz meinetwegen betrügen sollter; Mitleiden gehört Unglücklichen — — Fluch, dem Böswicht! — Aber hört! — Die Stunde der Mitternacht ist vorüber — die Glocke schlägt eins — und Tag darf es nicht mehr werden. — Ich hab Eile, daß die Sonne meinen Tod nicht bescheint. So eine prächtige Sterbkerze ist für einen Elenden nicht, wie ich bin.

Ich und Simon waren ſchon von vielen Jahren her gute Freunde, und er erwies mir manches Gute. Er ſtreckte mir Geld vor in dringenden Fällen, ſoviel er deſſen entbehren konnte, und drang mich nie mit der Bezahlung. Wir waren Gevattern, und was er meinen Kindern that — — Gott! in ihm hab ich ihnen auch den Vater ermordet, denn ich konnt' es ihnen nie ſeyn. Am Abend ſaſſen wir gerne zuſammen — er gieng ſeiner Tage nicht in die Schenke — aſſen das Abendbrod mit einander, und dann wurde gewöhnlich geſpielt, die Feyerabende und Feſttäge ausgenommen, die Simon gern mit einer würdigern Beſchäftigung zubrachte. Das Spiel war von jeher meine vorzügliche Leidenſchaft. Es hatte mich in meinem Leben ſchon ein ſchön Stück Geld gekoſtet, und öfters in groſſes Unglück gebracht; aber dadurch ließ ich mich nicht warnen, und gab dieſer unſeligen Leidenſchaft ſo lange nach, bis ſie mich endlich in den ſchrecklichſten Abgrund geſtürzt hatte. Simon war in ſeinem Leben kein Spieler, aber ich verleitete ihn dazu, daß er mit mir ſpielte. Er that auch das mehr aus Gefälligkeit und Liebe zu mir, um mich abzuhalten, daß ich nicht in den Schenken und anderwärts ſpielte; als ſeines eigenen Vergnügens wegen. Da wir nicht um groß Geld

spielten, so konnte die Gewinnsucht uns nie entzweyen, und wenn es Streite gab, so waren sie unbedeutend, und wurden eben so leicht wieder beygelegt, als sie entstunden. Und doch waffnete das Spiel meine Hand zum Meuchelmord, und rieß mich ins Verderben — machte ein Scheusal aus mir, vor dem selbst der Mord, gewohnte Strassenräuber erschrecken muß.

An einem Abend kam Simon recht vergnügt zu Hause, und mit ihm — dem Liebling der Familie — war alles froh und munter. Wie gewöhnlich wurde denn auch nach dem Abendessen gespielt. Ueber eine Kleinigkeit zankten wir uns; der Streit wurde ernstlicher; Simon gerieth in Hitze, da ich ihm nicht nachgeben wollte, und überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen. Beide mochten wir wohl etwas zuviel getrunken haben, ich aber mehr als Simon, sonst würde ich gewiß seiner Hitze nachgegeben, und den Streit vermieden haben, denn ich liebte ihn zu sehr; aber ich hatte alle Gegenwart des Geistes verlohren, antwortete auf Vorwürfe mit Vorwürfen, auf Schimpf mit Schimpf. Er fand sich beleidigt, und endlich kam es gar zu Thätigkeiten; Simon behielt die Oberhand und warf mich zum Haus hinaus. Mein Zorn ward zur Wuth, und

im

im tobenden Aufruhr meines Herzens brachte ich diese unglückliche Nacht zu. Den andern Tag überlegte ich, fand mein Unrecht und meines Freundes Uebereilung, und fand im Vergleich mit mir und ihm, daß ich sehr böse gethan hatte. Der Zorn verschwand und die Reue trat an seine Stelle. Ich sah, was ich an ihm verlieren würde; meine Umstände zeigten mir nur zu deutlich den Werth seiner Freundschaft und den Schaden, den mir der Verlust derselben zuziehen würde. Aber ganz war die erlittene Beleidigung noch nicht vergessen, und die Erinnerung fachte immer den Funken des Zornes an, der noch in meinem Herzen lebte. Ich that mir Gewalt an und verbarg meinen Grimm — ganz unterdrücken konnte ich ihn nicht. Ich gieng hin zu Simon, bath ihn um Vergebung und wir erneuerten unsere Freundschaft. Ich besuchte ihn wieder täglich, und seine Treuherzigkeit, sein offenes, ungeheucheltes Betragen gegen mich söhnten mein Herz wieder mit ihm aus. Einige Zeit darnach kam ich in große Verlegenheit; einer meiner Gläubigen beunruhigte mich auf das heftigste, und ich konnte ihn zur Zeit nicht befriedigen. Ich wandte mich an Simon, der mir allzeit geholfen hatte, und zweifelte gar nicht, mein Gesuch würde auch diesmal statt finden; allein er schlug es mir schlechterdings ab, und

ſagte, er ſey dießmal ſelbſt entblößt. Es mag wahr geweſen ſeyn, aber ich hielt es für kahle Ausrede und Feindſeligkeit, die die Folge jenes unglücklichen Vorfalls wäre. Mein Herz entbrannte von neuem; ich haßte meinen Wohlthäter, und mein Haß wachs immer mehr, wie heftiger das Andringen meines Gläubigers wurde und wie weniger ich Ausſicht hatte, ihn ohne meinen Nachtheil zu befriedigen. Ich mußte ein kleines Grundſtück verpfänden, darauf noch keine Schuld haftete. Dieſes Fleckchen Erdreich war all mein Vermögen und das einzige Erbtheil meiner Kinder, und mit Thränen unterſchrieb ich den Schuldbrief. Die Hand zitterte — — Himmel! mir ahndete wohl, daß ich Simons und mein Todesurtheil ſchriebe. Seine freundſchaftlichen Vorwürfe und getreuen Ermahnungen, daß ich klüger haushalten ſollte, erbitterten mich noch mehr gegen ihn, und Rache — Rache kochte in meinem Buſen — Rache hatte mein Herz geſchworen.

Das leztemal trafen wir Abends auf dem Rückwege von dem nahſten Dorfe an, wo eben Kirchweih war. Simon hatte ſich bey einem ſeiner guten Freunde verweilet, und ich kam aus der Schenke, zur Hälfte betrunken. Kaum ſah ich ihn, ſo brannte es hell auf in mir; ich war

meiner

meiner nicht mehr bewußt, und wünschte nur, ihn mit Geyerklauen packen zu können, und keine Macht, kein Wesen sollte mir den Raub entreissen. Die Nacht war schwarz und grauenvoll wie das Unternehmen, und der Weg einsam durch ein dickes Gehölze; die Gelegenheit bestügelte meinen Vorsatz. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihn bald genug zu erreichen. Er sah sich um, erkannte mich und grüßte mich so freundlich, so bieder — sein sanfter Ton war meinem Herzen so unerwartet, daß plötzlich alle Sehnen, so sehr sie auch Wuth und Rache gespannt hatten, nachließen, und mein Arm, in dem ich Riesenkraft fühlte, hinsank; ich bebte, zitterte; aber die Flamme erlosch nicht in meinem Herzen. Ich fieng mit groben Sticheleyen an, machte meinem Freunde die beleidigendsten Vorwürfe, daß er mich diesmal in der Noth hätte stecken lassen, und wandte alles an, ihn zum Zorne zu reitzen. Simon wurde aufgebracht, schalt mich und — — was brauchte es mehr, meinen gefaßten Vorsatz in seiner ganzen Stärke rege zu machen? — Ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden — — und er lag hingestreckt in seinem Blute. Ich eilte davon und hinter mir das schreckliche Gespenst — Furcht, das mich mit seiner eisernen Peitsche immer vor sich hertrieb. Ich verließ den einsamen

Fuß-

Fußsteig und kam auf dem freyen Fahrweg, um weniger als der Thäter dieses himmelschreyenden Mordes entdeckt zu werden. So sehr hangt auch noch der Böſewicht an einem Leben, das ihm zur Marter iſt, das nicht mehr ſein gehört, weil er es längſt dem Laſter verpfändet hatte, und nun der Geſellſchaft zum Opfer ſchuldig iſt. Von dem Augenblick an war ich ohne Rettung unglücklich. Tauſend Schreckenbilder ſchwebten in immer fürchterlichern Geſtalten vor meiner Seele, und in meinem Herzen wüthete die grimmigſte Pein. Simons blutiger Schatten verfolgte mich unaufhörlich und ſchien mir Rache zu drohen. Nach einigen Tagen, als dieſe That geſchah, und man auf alle mögliche Art dem Thäter nachſpürte, der Verdacht, zu dem meine Traurigkeit Anlaß gab, die ich nicht bergen konnte, immer mehr gegen mich zunahm, wurde ich in peinliche Haft genommen. Ich Elender! ich erſchrack, als die Gerichtsdiener mich abholten, und alles kam mir ſo unerwartet vor, als hätte ich mich nie eines Verbrechens ſchuldig bewußt, das den Henker-Tod nach ſich zieht. Ich Böſewicht! ich ſchmeichelte mir noch der Strafe der Geſetze zu entgehen, und dachte nicht, daß des Himmels Rache mich ewig verfolgen wird. — Wie groß iſt die Liebe zum Leben! — Auch der Böſewicht will

noch

noch leben — er, der dem Tode freudig in die Arme laufen ſollte, um von der Folter ſeines qualvollen Lebens abgeſpannt zu werden; — — aber wer weiß, ob uns nicht die Qualen eines ſündigen Lebens auch bis ins Grab verfolgen? — Darum fürchtet der Verbrecher den Tod und hangt an ſeinem ſchändlichen Leben. — — Ich läugnete vor Gericht die That, von der mich kein Zeuge überführen konnte. Die Nacht deckte ihre Raabenflügel über dieſes abſcheuliche Geheimniß, und die Bäume ſchwiegen dazu. Nach einigen Wochen wurde ich losgeſprochen; entrann der Strafe des Henkers, um einer weit empfindlichern, ſchrecklichern zu unterliegen. Ich täuſchte des Menſchen-Gericht; aber Gottes-Gericht iſt unbeſtechlich, und keine Menſchenliſt vereitelt ſeine Strenge. Simons Schatten fodert Blut — das Blut ſeines Mörders; o hätte ich ihm durch die Hand des Henkers genug gethan! — wäre mein Blut auf der Richtſtätte vor tauſend Zeugen gefloſſen, mein Beyſpiel hätte Schrecken und Abſcheu vor das Laſter über die Herzen der Zuſchauer verbreitet; ich hätte wenigſtens da noch genützt, und die Wahrheit beſtättiget, daß das Verbrechen ſeiner Strafe nicht entwiſcht. Aber Gottes-Gericht hatte es anders mit mir beſchloſſen. Ich verdiente dieſen guten Tod nicht,

und muß einen schlimmern sterben. O guter Mann! das Verbrechen ist ein ewiger Plagegeist, und hat Martern, uns zu strafen, die noch keine menschliche Grausamkeit erfunden hat. Aber der Morgen grauet schon; hinter den Bergen steigt bald das verhaßte Licht hervor — ich darf es nicht mehr sehen. Ihr habt nun meine Geschichte gehört; gehet zu Hause, mein Herr! schlafet, träumet darüber — betet zu Gott für einen unglücklichen, und verlasset mich.

Nein, Peter! das werde ich nie; ihr seyd in einer zu gefährlichen Lage. Kommt mit mir zu Hause, und bittet Gott um Vergebung eurer Missethat.

Das hab ich gethan; er wird mir vergeben — jenseits — aber hier muß ich büssen.

Nun stürzte er auf Simons Grab; begoß es mit seinen Thränen; über eine Weile rafte er sich schnell wieder auf, stieß sich das Messer, das er bey sich hatte, in die Brust, und fiel todt auf den Grabhügel seines Freundes. Sein Blut rauchte über selben, und floß in großen Strömen darüber herab.

Grauen

Grauen und Entsetzen überfiel mich bey dieser schrecklichen Szene; meine Knie zitterten; ich sank ermattet hin an die Seite des Leichnams.

Den 13ten Brachmonats.

Welche Wonne ist es, eine Seele zu finden, die unter dem gewöhnlichen Menschenschwarme eine Ausnahme macht! — Wie gerne will ich die Schmerzen vergessen, die mir die häufigen Beyspiele von Treulosigkeit, Betrug, Grausamkeit der Menschen verursachten. O dieser Tag soll mir festlich seyn, so lang ich lebe. Er besänftigte mein empörtes Herz, und goß Freude in meine Seele, die schon lange unter dem Drucke schrecklicher Leiden seufzte. Was auch immer Trauriges — was immer für ein Unglück diesen Tag mich treffen mag, so will ich seine Feyer nicht durch Klagen stören, und keine Thräne soll mein Auge trüben! — — Selige Fluren! die ihr von so edlen Geschöpfen bewohnt werdet — glückliches Landvolk — in dessen Schooße eine so gute Seele wohnt — in der niedrigen, moosbewachsenen Hütte will ich die Welt vergessen; meine Welt ist nur hier. Ich will nun Peters schaudervolle Geschichte aus meinem Andenken

ken wischen; die wonnigliche Szene dieses Tages soll die traurigen Bilder aus meiner Seele drängen, die der entsetzliche Auftritt auf dem Kirchhofe darin zurückließ. — — Fließet, fließet sanfte Thränen — die Freude gebahr euch; ihr seyd nicht bittere Thränen des Schmerzes! —

O daß er doch oft noch wiederkehren möchte, der selige Tag, und wär er der einzige meines Lebens! — Wäre mein ganzes Leben nur ein Tag wie dieser, und ich wollte die kommenden nicht mehr zählen, und am Abend, wenn mein Leben mit der Sonne untergienge, dem Schöpfer danken, daß ich war, wie tausende seiner Geschöpfe, die nur einen schönen, wonnigten Sommertag leben und den lebensmüden Greisen um sein Jahrhundert nicht neiden. — — Aber er ist vorüber und ich bin noch: die Sonne sank hinab über die Oberfläche der Erde und steigt mir wohl nie wieder so wonniglich herauf; vielleicht warten nun stürmische Tage meiner — Tage des Schreckens und Jammers, wo sich fürchterliche Gewitterwolken über meinen Scheitel zusammenziehen, aus denen Blitze auf mich herabfahren, die mich zu verzehren drohen. — —

Ich will ihn in meinem Tagebuche als den ersten meines Lebens bezeichnen, denn nur itzt erst fühlte ich die Wonne zu leben; ich will die übrigen Blätter, darauf die Schande der Menschen steht, herausreissen, und ihr Andenken vertilgen.

Den 14ten Brachmonats.

Es war der schönste Sommermorgen, der je die Erde aus dem sanften Schlafe weckte, und die Freude lachte beym Erwachen allen Geschöpfen entgegen, als ich mein Lager verließ, und schnell aus dem Hause floh, um ja keinen der seligen Augenblicke zu verlieren, die ich an einem schönen Morgen genieße.

Ich lustwandelte längst unsern Fluren hinab — ganz in Staunen und Wonne versenkt über den reitzenden Anblick der herrlichen Natur — bis sich der schmale Weg durch die falbe Kornsaat in eine blumigte Wiese verlor, an die ein kleiner Obstgarten gränzte, in dessen Mitte ein altes niedriges Hüttchen stund. Ein Mädchen stund an einem bunten Blumenbeete, und ein holder Knabe, mit blühenden Wangen und lockigtem Haare, ihr zur Seite. Sie sang

zu ihrem Geschäfte ein kleines Lied — kunstlos; aber schön, und die lieblichsten Töne flogen in meine Seele, und erweckten die süssesten Empfindungen. Ich kam näher und sah, daß beyde sich beschäftigten, jenes die gepflückten Blumen in einen Kranz zu winden, und dieser sie in einen Strauß zu binden. Selbst die kunstgewandte Hand würde die Blumen nicht mit mehr Geschmack gewählt, zusammengesetzt und gemischt haben, als es das reine Naturgefühl der Kinder that. Harmonie der Farben und Gerüche machten den angenehmsten Eindruck auf die Sinne.

Ich konnte mir wohl vorstellen, daß dies nicht ohne Absicht geschähe, und dachte, diese Blumen müßten einer ländlichen Hausfreude geweiht seyn. Es war auch so; was machst du denn, liebe Kleine! mit den schönen Blumen? fragte ich sie. Wir halten heut unsers Grosvaters Geburtstag, antwortete sie freundlich; mit diesem Kranze will ich seine Stirne schmücken. — O das wird ihn freuen, ich weis es, mich hat er immer gar lieb. Und ich, sagte der Knabe, gebe ihm diesen Strauß und noch was — — Ey! was denn? fiel ihm seine Schwester ein. Nein, das darf noch niemand wissen; du wirst es schon sehen. Auch

mei-

meiner Schweſter Geburtstag iſt heute, und das freut mich recht vom Herzen, daß beyde juſt ſo auf einen Tag zuſammentreffen; es ſoll uns recht wohl werden heute. Aber ſagen Sie mir doch, ich begreif es nicht, wie es kömmt, daß heut beyde zugleich ihren Geburtstag feyern können; der Grosvater iſt doch ſchon 74 Jahre alt, und mein Schweſterchen erſt 14. Ich mußte der Einfalt des guten Kindes in der Stille lachen, beſchämen wollte ich es nicht gerne. Ich erklärte ihm alſo die Sache und er begrif es leicht. Die Frage war vermuthlich, denen er ſie bisher aufgab, zu lächerlich, als daß ſie ſich hätten die Mühe geben wollen, ſie ihm zu beantworten; man lachte ſeiner und belehrte ihn nicht. Etwas ſehr gewöhnliches unter den Menſchen.

Als ſie beyde mit ihrem Geſchäfte zu Ende waren, bath ich ſie, mich mit ihnen in ihre Hütte zu nehmen, daß ich auch den guten Vater ſehen, und einen ehrlichen, alten Landmann an ſeinem vier und ſiebzigſten Geburtstage küſſen könnte; und ſie giengen mir mit Freuden voran. In einer alten Lehne ſaß der ehrwürdige Greis und betete. Die Kinder liefen mir mit unaufhaltſamer Begierde voran. Er ſtund auf, als er mich mit ihnen hereinkommen ſah, und wollte

uns entgegen gehen. Die beyden Kleinen riefen ihm mit freudiger Seele guten Morgen! zu, und das wurde bis zu drey- oder viermalen wiederholt. Nun kamen auch Vater und Mutter, und das Mädchen — Liesgen heißt sie — trat zuerst hin zum Grosvater, den Blumenkranz in der Hand, und fieng an: Guter, lieber Vater! Süß wie der Honig dieser Blumen und wonniglich, wie ihre Gerüche sey dein Leben, und schön wie die Blüthe. Hier sind Ewigkeitsblümchen mit verflochten, und nie möge dein Leben vergehen, wie diese nicht vergehen. O möchte immer so lieblich die Sonne dir scheinen, wie sie dir heute scheint, und heiter und fröhlich wie dieser schöne Tag seyen alle die übrigen deines Lebens. Mein Gebethe ist Bitte für dich und meine Aeltern, und all mein Wunsch, euch alle immer zu sehen, euch zu lieben, und eurer Liebe würdig zu werden. Laß dir diesen Kranz aufsetzen; er deckt dein schönes Silberhaar, und dann bist du schön, als ein holder Jüngling. Die Freude röthet deine Wangen, und blinkt aus dem heitern, frohen Auge. Gott lasse dir nie diese Freude versiegen! — —

Nun nahm sie der glückliche Alte, schwang sie auf seinen Schoos, und dankte ihr mit einem zärtlichen Kuß. Auch du, liebes Liesgen! hub er an,

an, feyerst heute deinen Geburtstag; es ist der vierzehnte deines Lebens, und noch verflossen sie dir alle in Unschuld und Freude. Mein Gott! laß sie die Zahl meiner Jahre erreichen — aber glücklich, und tugendhaft, daß sie sich einst ihres Lebens nicht schämen darf, und ihr Herz nicht mit Reue und Furcht auf die Tage ihrer Jugend zurückdenkt. — — Blühe, liebes Lisgen! wie diese schönen Blumen, und sey durch Tugend und Unschuld der Schmuck unter den Töchtern des Landes, wie diese Blumen die Erde schmücken. Sieh! sie lohnten deiner emsigen Pflege mit Freude; ihr Wachsen und Gedeihen war dein Wunsch; lohne auch du der Pflege deiner Aeltern mit Freude. Sie warten dir mit Treue und Sorgfalt, und dein Wachsen und Gedeihen ist ihr Wunsch; werde eine gute Tochter, und dann wirst du die Freude und die Zierde ihres grauen Alters seyn, wie diese Blumen mir sind. Du bist mir lieb, wie mein Augenpaar, und dein Herz ist die Wonne meines Alters; nur ihr, meine lieben Kinder! macht mir noch das Leben werth.

Thränen der innigsten Freude unterbrachen den guten Alten, die über seine furchigten Wangen herabrollten, und aus den schmachtenden Augen des sanften Mädchens quollen. Ein stum-

mes Entzücken herrschte in aller Herzen, und kein Auge war, in dem nicht eine zärtliche Thräne zitterte.

Dann trat Lisgens kleiner Bruder, Toms, hinzu, und sagte: Lieber Vater! Lisgen theilte mit mir ihre Blumen, daß ich euch einen Strauß davon binden konnte; nehmt ihn, und freuet euch seiner lieblichen Düfte und des bunten Spieles seiner jugendlichen Farben. Gott segne eure Tage, und erhalte euch uns, daß wir uns immer eurer freuen mögen. Gott lasse euch die Früchte eures männlichen Fleißes genießen, so lange noch ein Baum lebt, den ihr gepflanzt habt, und die Saaten grünen, die das Werk eurer Hände waren. O wie freue ich mich, bald groß zu werden, daß ich pflügen kann, wo ihr pflüget, und säen, wo ihr den Saamen auswerfet. Doch Vater! wartet ein bischen, ich habe noch was, das ich euch geben kann, und es soll euch Freude machen. Nun lief Toms geschwind hinauf auf den Boden und brachte eine Nachtigall im Käfigt. Sehr! ich habe sie gefangen, die kleine, liebe Sängerinn, und vor eurem Fenster soll sie euch süße, zärtliche Lieder singen; ich weis, ihr hört sie von jeher recht gerne. Ich will ihr selbst täglich das Futter reichen und ihrer pflegen.

Lieben Kinder! ihr macht mein Alter so glücklich; mir das Leben so werth, daß ich mich des vergeblichen Wunsches nicht erwehren kann, daß ich itzt erst zu leben anfangen möchte, um mit euch wieder alt zu werden. Komm, guter Toms! Laß dich an mein Herz drücken und dich küssen für deine Liebe. Werde ein wackerer Mann — stark und edel, und Gott schütte seinen Segen auf alles, was du säest und pflanzest, und lasse dich die Früchte deines Fleißes im grauen Alter noch genießen. Möge einst dein Vater eben die Freude an seinen Enkeln fühlen, die ihr mir heut macht, liebe Kinder! und das Glück meines Alters werde euch zu Theil. — — — Sey fleißig, Kind! treu und bieder, liebenswürdig als Mann, wie du es nun als Knabe bist; dann wird sich Gott deiner freuen; du wirst glücklich seyn, und meine Jahre erleben.

Der Kleine fiel ihm um den Hals und überhäufte ihn mit Küssen; Lisgen umfaßte seine Kniee und zog eine seiner Hände an sich; Vater und Mutter der guten Kinder umfiengen den Greisen und begossen ihn mit ihren Thränen. Die Wonne überwältigte aller Herzen und Sinne.

Kinder! Kinder! ich erliege! war alles, was der glückliche Alte mit zitternder Stimme her-

vorstammeln konnte. — — O kein Fest ist so herrlich, das Prinzen gefeyert wird, als diese zärtliche Szene der Hausfreude. Soviel Wonne — und doch war es nur Vorbereitung zur übermächtigern Freude.

Nach einer Weile, als das Herz der Glücklichen sich seines Dranges mehr entlediget hatte, trat ich hinzu, und nahm die Hand des entzückten Greisen in meine. Lieber Vater! Meine Wünsche kommen nun wohl zu spät, da schon schönere und zärtlichere von den Lippen der Unschuld flossen; aber doch werdet ihr nicht den freundlichen Antheil eines Mannes verschmähen, der nicht kommt, eure Freude zu stören. Unter euch hat das Leben wieder neue Reize für mich gewonnen, und die Schöpfung ist mir nun noch so schön, da ich so edle, glückliche Menschen darinn gefunden habe. Verzeiht mir, daß ich mich ungebeten unter euch gemengt habe; ich sah eure lieben Kinder sich mit Blumen beschäftigen, fragte, wozu sie dienen sollten, und erfuhr, daß heute euer Haus einen so festlichen Tag feyere; ich liebe die stillen, häuslichen Freuden so sehr, daß ich keinen Tag glücklicher verlebe, als im Zirkel einer guten Familie, wo eine Haus-Feyerlichkeit begangen wird. Darum bat ich

eure

eure Kleinen, mich hereinzuführen, und ihnen danke ich die Wonne des heutigen Tages.

Alle hießen mich mit einer Treuherzigkeit willkommen, die mir den ungekünstelten, ehrlichen Landmann so frey und offen darstellte, als ich mir immer den unverderbenen Natur-Menschen wünsche. Ich war unter ihnen, und ich meynte, ich wäre izt zum erstenmale unter Menschen.

Kommt! meine Kinder! fieng der alte Vater nach einer Weile an, wir wollen uns ins Grüne lagern; es wäre Schade, wenn wir uns länger hier im dämpfigten Zimmer aufhalten sollten. Da sezen wir uns unter die Linde, die mein Vater pflanzte, als ich zur Welt kam. Gott! sie blühe noch in ihrer Jugend, und ich bin schon hinfälliger Greis! — — Da saß ich oft, und that meinem Herzen wohl mit dem Andenken des guten Mannes. Sie sollen sehen, mein Herr! es ist recht hübsch draussen. Ich habe Kirschbäume rings umher gepflanzt, — es sind ihrer achte; gerade so viel, als mir Gott Kinder schenkte. Ja, wir wollen gehen, sagte sein Sohn, unterdessen bringt uns die Mutter was zu frühstücken; ich möchte euch wohl dazu bitten; aber es ist schlechte

ländliche Koſt; wenn ihr aber den guten Willen nicht verſchmäht — — — O, erwiederte ich, ich bin zu gerne um euch, und eure Milch und Butter ziehe ich immer den köſtlichſten Gerichten vor. Ich bitte euch, zählt mich unter eure Familie, und gönnt mir heute die Freude, einmal wieder unter guten Menſchen zu ſeyn.

Alle wollten wir gehen; da traten Liſgen und Toms hin zu ihrer Mutter, und Liſgen fieng an: Liebe Mutter! ich freue mich heut vom ganzen Herzen dieſes Tages — o ich habe ihm ſchon lange nachgezählt; — aber ſo recht wohl kann ich doch nicht ſagen, daß es mir iſt — ſo wie ich mirs wünſchte. Es fehlt mir was — — Und was? liebes Kind, erwiederte die Mutter! — Seht ihr, wir habens heut recht gut; wir haben große Freude, und es mangelt uns nichts; aber Michels, des Taglöhners kleines Häuschen iſt krank — ich glaube vor Hunger krank, denn ſein Vater liegt ſchon ſeit drey Tagen an einem lahmen Beine zu Bette, und kann ſich nichts verdienen; und auch Häuschens Geburtstag iſt heute, und — — er muß hungern. — Sie weinte. Nein! das ſoll er nicht, fiel Toms ein — nicht wahr, Mutter, du läßt ihn zu uns herüberkommen? Ja, gute Kinder! geht hin,

und

und holet ihn, und Lisgen, bring seinem kranken Vater zu essen, erwiederte die Mutter, und beyde Kinder hüpften vor Freude, und konnten nicht Ausdruck des Dankes genug finden. — Glücklicher Vater! Du bist ein armer Landmann, und hast so gute, edle Kinder, und kein Hofmeister, keine Madonne erzog sie. Die Natur allein bildet sie zu würdigen Menschen; sie legte den Keim des Guten in ihr Herz, und Zeit und Umstände entwickeln ihn, wie sie das Saamenkorn in der Erde entwickeln. Vielleicht wären sie minder gut, wenn sie Ihr edles Herz am Gängelband mechanisch erlernter Regeln schleppen müßten.

Freude und Schmerz theilten die Herzen; das zärtliche Gefühl der edlen Kinder entzückte uns, und der Jammer eines leidenden Mitmenschen kränkte bis ins Innerste der Seele; allein die Hoffnung, sein Schicksal ihm erleichtern zu können, und die übermächtigere Wonne, die unsere Herzen eingenommen hatte, gaben bald jeder Miene die vorige Heiterkeit wieder.

Die guten Kinder blieben uns immer der vorzüglichste Gegenstand der Freude und des Entzückens;

zückens; ihre Einfalt, ihre Liebe und Treuherzigkeit, mit der sie das arme Häuschen bewirtheten, erweckten Bilder der süssesten Wonne in meiner Seele; schnell entstunden sie, und gleitten wieder vorüber, um andern Platz zu machen; ich konnte sie kaum sehen, mich ihrer freuen und mit ihnen beschäftigen, so häufig entstunden sie, so schnell wechselten sie miteinander ab.

So schwand der Tag dahin — eilig, wie ein reitzendes Traumbild; wir sahen die Sonne gegen Abend sich neigen, da der Geist noch voll des Entzückens und der Bewunderung sich mit dem schönen Bilde der Morgenröthe ergötzte. Doch flüchtig sind sie die Tage der Freude, und die traurigen schleichen in langen — langen Reihen hinter ihnen her, und kaum bleibt uns oft nur das schwache Schattenbild der Erinnerung unserer genossenen Wonne zurück.

Den 15ten Brachmonats.

Noch ist mein Herz voll der seligsten Empfindungen dieses Tages; noch fühle ich die Wonne, unter diesen edlen Landmenschen gewesen zu seyn, so lebhaft, so ungetheilt und neu — alles ist mir noch so gegenwärtig, als wär ich itzt mit-

lich noch unter ihnen. — — Tief hatte ſich das Bild des guten Mädchens meiner Seele eingedrückt — ſchön, edel, liebenswürdig — keinen Zug hatte die Phantaſie vergeſſen. Welch' ein beneidenswerthes Loos, an der Seite eines ſo herrlichen Geſchöpfes zu leben — ganz für ſie zu ſeyn, mich mit ihr zu freuen, und ſelbſt für ſie zu leiden, muß Glück des Lebens ſeyn. Dieſe glücklichen Landleute haben mich alles entbehren gelehrt, was die Begierde des Städters reizt; ſie ſind arm, verkannt, und in der niedrigen Hütte haben ſie alles, um vollglücklich zu ſeyn. — Oder kann man glücklicher ſeyn, als es dieſer alte Vater iſt — glücklicher, als es der Vater ſo guter, hoffnungsvoller Kinder iſt? — Nur muß dem Herzen des Guten genügen, das ihm die Vorſicht zugedacht hat. — O ja! Es iſt Menſchenſeligkeit hienieden, und einen, guten Herzen hat ſie die Gottheit vorbehalten. Allein vergebens ſucht ſie der Wollüſtling und Stolze in den großen Häuſern auf; vergebens läuft er ihr auf der Bahn nach, die ihm ſeine Leidenſchaften vorgezeichnet haben. Seligkeit iſt im Herzen. — — Ich werde noch glücklich ſeyn, in dieſen Tagen, ich fühl' es; meinem Herzen wird noch Ruhe und Friede gegeben werden; ich werde mich auch freuen im Schooſe einer liebenswürdigen

gen Familie, und der Tage des Leidens nicht mehr gedenken.

Den 16ten Brachmonats.

Wie? Treibt das Glück seinen Scherz mit mir? oder soll ich vielleicht wirklich die Stelle eines Günstlings ersetzen, den sie so eben in einer üblen Laune gestürzt hat? — Noch vor einer Stund kränkte mich der düstere Blick in die Zukunft, und nun erhalte ich die Nachricht, daß meine reiche Baase in *** starb, und ich sie erben soll. Und das so plötzlich, so unerwartet — dies das Spiel des Zufalls.

So werden wir reich und arm, steigen und fallen, gewinnen und verlieren — ohne Verdienst, ohne Schuld, je nach dem es dem Zufall gefällt.

Den 17ten Brachmonats.

Die gute Frau! Möchte sie immer leben! — Ich kannte sie nicht, hab sie meiner Tage nicht gesehen, und wenn ich nicht hätte sagen hören, daß sie meiner Mutter Schwester war, so hätte ich ihren Namen nicht einmal gewußt. Ihr Tod

ist

iſt auch meinem Herzen ſo gleichgültig, als der Tod irgend eines andern unbekannten Menſchen in der Welt; und doch ſoll ich trauern um ſie — ſoll ihren Tod beweinen; aber nein! das fodert man ja nicht: ich ſoll mich nur einige Tage ſchwarz kleiden, um doch zu ſcheinen, was ich nicht bin. Sonderbar! Die Etikette erſtreckt ſich ſogar auf die Todten. Ob wohl der Schatten meiner Baaſe zürnen würde, wenn ich an ihrem Begräbnißtage einen grünen Rock anziehe? — — Aber ſo iſt alles Täuſchung. Das Auge weint, und das Herz lacht; und man trägt heut einen ſchwarzen Rock, weil die Mode keinen grünen erlaubt.

Hier begräbt man die Todten mit Trauergeſang, und dort im Jubeltone und tanzt auf ihrem Grabe; da läßt man ſie in der Erde modern, anderwärts verbrennt man ſie; die Egypter entriſſen ſie ganz der Verweſung, und machten Mumien daraus, eine Gewohnheit, die dem menſchlichen Herzen Ehre machte, wenn ſie ſich auf Dankbarkeit und Achtung gegen Edle gegründet hätte; aber auch dort trieb der Stolz der Reichen und Mächtigen ſein Monopolium damit. Dieſe Gewohnheit ſcheint ſich bis auf unſere Zeiten erhalten zu haben; — aber umgekehrt: — Die meiſten Menſchen

sind Mumien bey ihren Lebzeiten. Die Römer miethten Klageweiber, die für Geld weinten um den Verstorbenen, und wir — — — — Die hindostantsche Wittwe läßt sich mit ihrem Gatten verbrennen, weil es die Etikette ihres Geschlechts will, daß sie ihn nicht überleben soll, und unsere Frauen trocknen geschwind die künstliche Thräne vom Auge, sobald der Leichenzug vorüber ist, und gießen ihren Schmerz in den Busen ihres Liebhabers, der nach den Trauerwochen ihr zweyter Ehemann wird.

So treiben die Menschen miteinander ihr Spiel, und betrügen den, der ihnen glaubt, im Tode, wie sie ihn in seinem Leben betrogen.

Ich hörte oft sagen, der Tod mache uns alle gleich: aber das Sprichwort lügt. Sehe nur einmal jenes große marmorne Monument an, daran Kunst und Reichthum bis zum Uebermaaß verschwendet sind. Ehrt es das Andenken eines Edlen? Eines wackern Bürgers, der, reich an Thaten für die Menschheit, starb? — Nein! es ist das Grabmal des reichen Climax. Es war klug von ihm gehandelt, daß er sich durch ein Monument auf einige Jahre verewigte, denn er hinterließ der Menschheit keine That, die uns sein Andenken werth machen könnte;

könnte; aber leſet nur die goldene Grabſchrift, und ſagt, ob es noch ſo einen edlen, gemeinnützigen Mann gäbe, wie Clinias war. Trotzen nicht auch im Reiche der Verweſung noch Macht und Reichthum dem Schwachern und Aermern?

Clinias nimmt auch hier noch den größten Raum für ſich ein, und drängt ſeine ärmern Mitbrüder von ſich, ſo wie er im Leben den Antheil von hunderten an ſich zog. Clinias iſt auch der Vergeſſenheit der Menſchen zuvorgekommen. Er wußte wohl, daß ihre Undankbarkeit der Edlen und Guten nicht mehr gedenkt, die unter ihnen waren, wenn ſie einmal die Erde deckt; um ſo mehr würden ſie einen Unwürdigen vergeſſen, der gar nichts für die Menſchen that. Aber er hat ſich einen Jahrtag geſtiftet, um alljährlich in dem Herzen ſeiner Mitbürger den Gedanken zu erwecken: Laßt uns bethen für einen reichen Taugenichts! —

Aber, wo fliehe ich hin, daß mich nicht immer ſo unangenehme Bilder der menſchlichen Thorheit verfolgen! — — Ich möchte weinen, daß ich den Weg nicht weis in den Mond, um auf immer dieſen Erdenmenſchen zu entfliehen.

Meine Baase, sagt man mir, lebte sehr kümmerlich, um viel zu sparen: das hätte sie nicht sollen, die gute Frau; was hat sie denn für eine Absicht erreicht? — — —

Den 17ten Brachmonats.

Heute kam des Beamten Sohn, ungestüm und hastig, nach seiner Art, auf meine Stube gelaufen. Nu! fing er an, ich gratulire von Herzen; Sie haben ein Glück gemacht —

Ey! der Teufel! das heiß ich was. Die alte — — — hat einen gescheiden Gedanken gehabt, daß sie so — freylich nolens volens — abmarschirt ist. Aber itzt sollen Sie doch einmal lustig seyn; sind immer so ein weinerlicher — — ich weiß nicht; ich hab gar noch keinen so Menschen gesehen, wie Sie sind. — Ja, ja! heut müssen Sie sich 'nmal einen guten Tag antun. Kommen Sie, wir gehen zum Wirth, trinken uns auf Wohlseyn der alten Närrin ein Räuschgen, und tanzen — ha! wollen leben, daß es die alte Baase im Himmel nicht so gut hat, als wir auf Erden.

Herr Leopold! Sie setzen mich in Erstaunen. — — —

Ah!

Ah! Sie werden doch nicht der Narr seyn, und im Ernste um ihre Baase trauern? Was war Ihnen denn je daran gelegen? —

Es ist wahr; ihr Tod geht mir eben nicht nahe. — —

Das glaub ich gern. — Ich dacht's ja, Sie würden nicht so thöricht seyn. Wer wird auch da trauern, wenn man brav erbt. Wenn mir mein Vater einmal den Gefallen thut, und geht hin, wo er nimmer herkommt, — ich will ihm gern vier Wochen einen schwarzen Rock tragen — aber dann — Gott geb ihm die ewige Ruh! — und damit Punktum. — Ich will seine alten Thaler mustern; es soll ganz ein anders Leben werden — — ah! ich darf gar nicht daran denken; es steigt mir die Galle auf.

Abscheulich! — — —

Den 18ten Brachmonats.

Heut erhielt ich die Nachricht aus der Stadt, wo meine Baase starb, daß ich nichts von ihr erben würde, weil sich binnen dieser Tagen eine Anverwandte von ihr hervorthat, die ein Testament zum Vorscheine brachte, das sie zum Universal-Erben macht. — —

Das hat sich schnell gewendet. — Wie schwer würde es mir itzt fallen, wenn ich mich vorhin von einer thörichten, übermäßigen Freude hätte hinreissen lassen; aber nun — gilt es mir beynahe gleich viel. Dieser Streich konnte mir nach dem Weltlauf weniger unerwartet seyn, als das plötzliche Glück — reich zu seyn.

Aber ich will mich doch Rathes erholen in der Sache.

Den 10ten Brachmonats.

Sie müssen Klage stellen, sagte unser Beamte; erkennen das Testament für unterschoben — was es auch seyn wird; ich wette meinen Kopf daran, es ist ein fallsum herzugen worden.

Also mich in einen Prozeß einlassen?

Sicher. Sie haben kein n andern Weg vor sich, als viam juris. Sie gewinnen, daran ist gar nicht zu zweifeln, und dann mag ihre Gegnerinn zusehen. — —

Aber, wenn ich gewinne, so mach' ich sie unglücklich; die schändlichste Strafe. —

Recht

Recht so! Und gält es das Leben. Es ist auch ein schändliches Verbrechen, und ihre eigene Wohlfart erfodert es. Amor ab ego.

Das werd' ich nicht. Ich möchte nicht einige tausend reich seyn auf Kosten meines Nebenmenschens. Wer weis, was sie zu diesem Schritte verleitet hat? — Ist es Dürftigkeit, wie tief muß sie schon im Elend versunken seyn, um so viel zu wagen; — ist es Habsucht — wie unglücklich dann!

Ich glaube gar — — nein, nein! das wäre zu toll. Da sieht mans, wie weit ihr mit eurer Empfindsamkeit kommt. Da haben die jungen Herren den Kopf voll Schwärmereyen, und nichts recktes drinnen. Alles leichtsinnig weggeworfen — nein, Herr! das thut nicht gut. So eine Erbschaft kömmt nicht alle Tage, und muß man sich nicht vor der Nase wegnehmen lassen.

Aber gäbe es denn keinen andern Weg, wie ich unbeschadet dieser Person das Meinige erhalten könnte?

Ich weis Ihnen nicht besser zu rathen. Oder wollen Sie hingehen, und die Betrügerinn

bitten, daß ſie Ihnen von ihren Raube ein Allmoſen giebt?

Sie ſind hart — — —

Bin freylich kein ſo empfindſamer Thor.

Wiſſen Sie, mir fällt was ein. Es iſt billig, daß ich wenigſtens Antheil an dem habe, was mir ganz gehörte; wir könnten alſo dieſer Anverwandtinn den Vorſchlag thun, um allen Zwiſt zu vermeiden, und ſie ſelbſt auſſer Gefahr zu ſetzen, daß ſie ſich mit mir auf einen billigen Vergleich verſtünde. Die Furcht wird ihr den Vorſchlag annehmlich machen. Wollen Sie die Güte haben, mich mit ihrem Anſehen zu unterſtützen, ſo zweifle ich an dem Erfolge nicht, denn ich mir davon verſpreche, und ſo kann ich doch mit ruhigem Herzen behalten, was mir zu Theil wird.

Ha, ha! Sie kennen die Menſchen wenig. Unterdeſſen — verſuchen Sie es; aber ich weiß voraus, Sie gehen irre. Ich will Ihnen möglichſt an Handen gehen.

Den 1ſten Heumonats.

Ich habe meine Abſicht erreicht, und kann mich des Wenigen freuen, was ich erhielt, ohne daß mir mein Herz den Vorwurf macht, wen andern durch mich unglücklich gemacht zu haben. Ich habe nur ein Drittheil vom Ganzen, und bin glücklich; brauch ich mehr, meine wenigen Wünſche zu erreichen? — Vielleicht iſt meine Anverwandte mit zwey Drittheilen nicht ſo zufrieden, ſo glücklich als ich bin. Vielleicht iſt ihr Herz unaenügſam, nährt mehrere, heftigere Wünſche, kennt mehr und dringendere Bedürfniſſe. O möchte ſie immer mit dem Mehrern ſo glücklich ſeyn, als ich es mit dem Wenigern bin.

Den 2ten Heumonats.

Ich werde doch nie mit den Menſchen eins werden können. Ich dachte, wie ſehr es den Beamten freuen würde, wenn ich ihm die Nachricht bringe, daß mir meine Abſicht ſowohl gelungen iſt; aber — — — —

Nun ſehen Sie, die Sache gieng, wie ich ſie vor hatte.

Schön! — Wie ich gesagt hab; Sie haben von Ihrem Eigenthume ein Geschenke bekommen. Was wollen Sie nun machen? Hätten sie mir gefolgt, so wäre alles Ihnen geworden; so aber haben sie etwas und nichts. Sie hätten unbesorgt und herrlich von ihren eignen Mitteln leben können, ohne mehr der Hilfe anderer Menschen benöthigt zu seyn; das Wenige aber reicht Ihnen nicht zu, um privatisiren zu können, und also — —

Ich werde um einen Dienst anhalten, was ich allzeit gethan hätte. Ich möchte doch kein unnützes Glied in der Kette seyn.

Das ließ ich wohl bleiben, wenn ich keine Kinder und Geld genug hätte. Kommen Sie einmal in meine Lage, dann werden Sie einsehen, daß ich Recht habe.

Ha! welch ein herrliches Leben! — Ich darf für nichts Rechenschaft geben, lasse mir um das Wohl und Weh der ganzen Welt kein graues Haar wachsen, kann meine Zeit für mein Vergnügen anwenden, und laß den den Schweiß von der Stirne trocknen, ders nicht besser hat. Hab keine Verdrusse, keine Sorgen —

Alles gut; aber ich möchte dienen; denn darum glaub ich bin ich da, und habe mir Kenntniße gesammelt.

Wollen Sie in die Stadt?

Nein! meiner Tag: nicht: ich habe es satt. Ich suche Landdienste.

Da gehen sie gerade den Weg, ihr Glück zu machen, vorbey. Auf dem Lande mögen Sie sich todtarbeiten, und man kennt Sie nicht einmal am Hofe. Ich habe es leider erfahren. Was Sie sind, das bleiben Sie. Aber in der Stadt, wo sie alle Revolutionen von der ersten Hand erfahren, wo sie immer um und neben ihren Gönnern sind, öffnen sich hundertertey Wege, weiters zu kommen.

Kann seyn; aber es ist mein Wunsch nicht.

Nu, wem nicht zu rathen ist, ist nicht zu helfen, sagt das Sprichwort. Ich will Ihnen ein Empfehlungsschreiben mitgeben in die Stadt an einen meiner guten Freunde, der Ihnen Anleitung geben kann. Es wird Ihnen hart genug werden; Solliziriren ist ein bitteres Geschäft. Ich kenne viererley Wege, sein Unterkommen

zu finden. Verdienst — ist der schlechteste; Protektion — unsicher. Heurath und Geld — sind die besten. Seyen Sie klug, und machen Sie sich keine zu hohe Begriffe vom Hofe. Reden Sie wenig von Patriotismus, vom Dienste der Menschheit, nichts von Empfindsamkeit, man lacht sie aus; heißt Sie einen Enthusiasten und Büchernarren. Vor allem nehmen Sie ein gut Theil Geduld mit; Sie werdens wohl brauchen. Portier, Läufer, und Kammerdiener sind die richtigsten Probiersteine der Geduld. Auf eine schickliche Anrede und den Vortrag ihrer Sache dürfen Sie zu Hause nie studieren; Sie finden in den Vorzimmern immer ein paar Stunden Zeit dazu und mehr; manchmal ließ sich eine ganze Rede studieren. Richten Sie ihren Magen ein, daß er wohl verdaut, und gewöhnen Sie ihn, sich von Dunst und Hofnung zu nähren.

Die Leute sind reich an Versprechungen. Nehmen Sie die Verheissungen ja nicht im Ernste auf, die man Ihnen allenfalls aus Gefälligkeit macht, um ihrer los zu werden. Wer Ihnen gerade zusagt: Mein Herr! ich kann Ihnen keine Hoffnung machen, aber ich will thun, was ich im Stande bin; das ist der Mann, an den Sie sich halten müssen. Wird Ihnen

ein

ein Antrag gemacht, bey dem sie ihre Rechnung finden, so greifen Sie mit beyden Händen zu, wenn auch einige Unbequemlichkeiten mit verbunden sind. Sie müssen auf alle Kleinigkeiten raffiniren. Manchmal herrscht die Frau über den Mann; selten der Mann über die Frau; oft das Kammermädchen über beyde, und diese dirigirt — vielleicht der Friseur. Wenn Sie sich mitten auf dem Wege befinden, und kaum noch einen Sprung zum Ziele zu haben glauben, wird Ihnen ein Ungeheuer entgegen kommen, und seinen Rachen aufsperren, Sie zu verschlingen. Es ist ein fürchterlich Thier — heißt Cabale, und sein Gefährte — Schikane. Geben Sie wohl acht. Lassen Sie sich auch die Zeit nicht lange werden, und halten Sie dreust um jeden Dienst an, der gerade vakant ist, denn bis sie ihn erhalten, haben Sie sich gewiß alle dazu erforderlichen Kenntnisse eigen gemacht. Mancher hätte leicht binnen der Zeit zur Hälfte chinesisch gelernt.

Den 3ten Heumonats.

Noch einen Blick — den letzten auf diese reizende Gefilde — fern laß' ich schon die grünenden Hügel hinter mir, und das Blöcken der Heerde

ist

iſt meinem Ohre kaum mehr erreichbar — in einer dunklen Ausſicht erblicke ich noch die ſelige Gegend, wo ich wohnte, und immer näher — näher rollt der Wagen der Stadt zu. —

Aber ich ſehe euch wieder, ihr grünenden Hügel, ſehe Buſch und Wald wieder, die blühenden Fluren und die blumigten Wieſen; — bald höre ich wieder die ſüſſen Melodien der Nachtigall, und das ſanfte Gemurmel der wohlthätigen Quelle; — weide mein Auge an dem Anblick der ſchönen Natur, und genieße des Lebens Seligkeit in ihrem Schooſe; — athme Wolluſt ein, und nähre mich von Wonne, und freue mich der Wohlthaten des Schöpfers.

Dieſen Troſt hab ich noch, daß ich nur wenige meiner Tage in der Stadt zubringen darf, die ich hingebe, um die übrigen deſto ſüſſer zu verleben.

O wären ſie nur auch ſchon vorüber die bangen, traurigen Stunden — die raſtloſen Tage, die ich im bunten Gewühle, unter der taumelnden Menge verdorbner Menſchen verleben muß!

Ah! ich weiß es, hier werd' ich wieder das erbärmlichſte Elend und den ſtolzen Reichthum

im

im widrigen Kontraste sehen — Menschen sehen, die sich hassen, verfolgen, verläumden, betrügen; heut diese, morgen jene entsetzliche Geschichte hören, und man wird nicht das geringste Aufhebens davon machen.

Ich werde sorgfältig die Augenblicke zählen, und ängstlich dem Tage entgegen sehen, der meine Abreise bestimmt. Segnen will ich die Stunde, und sie unter die glücklichen meines Lebens rechnen, wo ich zum erstenmal wieder den ländlichen Boden betrette.

Den 4ten Heumonats.

Vergebens gehet den Städtern die Sonne unter, vergebens geht sie ihnen wieder auf; sie scheinen keine Nacht und keinen Tag zu haben; wenigstens scheinen sie es nicht zu wollen. Ihre Nächte sind so unruhig, so lärmend wie der Tag; und in vielen Häusern herrscht noch am hohen Mittage nächtliche Stille. Sie wachen des Nachts und schlafen des Tages über; überhaupt scheinen sie sichs zum Gesetz gemacht zu haben, wider den natürlichen Gang der Dinge zu sündigen, und der lieben Natur hie und da eine Nase zu drehen.

Mit

Mit dem erſten Morgenruf, als ich erwachte, eilte ich zum Fenſter, um reine Morgenluft in mein Zimmer zu laſſen, das eine Sammlung der widrigſten Gerüche und Ausdünſtungen enthält, die die verſchiedenen Gäſte vor mir hinterlaſſen haben; aber ich hatte mich ärgerlich betrogen. Statt reiner Luft drang mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm der abſcheulichſte Geſtank und ein Schwarm fauler Dünſte herein, als wäre ich mitten in einem Peſthauſe.

Ich will es künftig beſſer machen. Ich will mit Anbruch des Tages den Weg zum Thore hinaus ſuchen, und unter einem reinern Himmel die geſündere Landluft einhauchen.

Den 5ten Hemmenats.

Die Stadt iſt fruchtbar an täglich neuen Auftritten, die dem Menſchen unendlichen Stoff geben, das Menſchengeſchlecht zu bewundern, zu bemitleiden, zu ſchelten — aber ſelten zu lieben. Alle Geburten der menſchlichen Thorheit und Barbarey treffen da im Zirkel zuſammen, denn hier — die groſſe, volle, prunkreiche Stadt iſt ihr Element.

Man

Man überredete mich heute die berühmte Gaukler-Bande des Spinakuta zu sehen. Für den hohen Adel und den gaffenden Pöbel mag es immer ein Spektakel seyn, das die Hände in Bewegung setzt; aber ich verließ es mit traurigem Herzen.

Mensch! sieh! — deine Bestimmung! — war das erste, was ich dachte, sobald das Spiel seinen Anfang nahm. Mensch! den nicht das Glück durch Geburt oder Reichthum berechtigt, von dem Schweiße deiner Mitmenschen zu schwelgen, das ist dein Loos — des Reichern und Mächtigern Knecht zu seyn, den Staub von seinen Füssen zu lecken — oder aufwarten wie ein Pudel und Bocksprünge machen, wie des Arzten Affe; dich auf halsbrechende Künste verlegen, daß du doch durch den Anblick der Todesgefahr dem Reichern eine Gabe ablockest, die er dem Mitleiden versagt.

Für ihn ist kein Schauspiel, das sanfte Empfindungen in die Seele flößt und edle Regungen in ihr erweckt; er will nicht gerührt seyn, das würde ihn schwach bey dem Anblicke des Elendes und des Mitleidens empfänglich machen; er will durch den Anblick gräßlicher Bilder erschüttert seyn; ihn vergnügen nur Spektackel,

wo der Mensch in künstlichen Gestalten mit dem Tode ringt, und wie entsetzlicher die Gefahr ist, desto freudiger wird geklatscht.

Das Leben eines Menschen schwindelt auf einer Degenspitze, und alles staunt, klatscht, schreyt: Bravo! Bravo! — Das Bravo soll wohl heißen: Der Arme macht uns für einige Gulden das Plaisir, ihn mit tierischem Anklange auf eine ungewöhnlichere Art als sonst den Hals brechen zu sehen. Geschicklichkeit und Glück retten den Elenden; aber so was kann man sich ja nicht genug sehen — Fuora! Fuora! — und der Unglückliche, der sich kaum erst seines Sieges über den Tod freute; der noch kaum so viel Zeit hatte, über die bestandene Gefahr zu jauchzen, in der er schwebte, muß auf das tolle Geschrey der Zuschauer und den Ruf seines habsüchtigen Prinzipals der sichbeckenden Menge wieder zeigen, daß man ihn nichts bessers gelehrt hat, als für Geld zu sterben. Er unterliegt vielleicht — — mag er doch, nur muß er die Herren und Damen nicht erschrecken; wenn er fällt, sich das Genicke bricht, und augenblicklich todt ist; nicht mehr durch gräßliche Zuckungen, durch ein schmerzliches Aechzen die zarten Sinne der Fräuleins und Herrchen beleidigt, mag er immer das Opfer der Habsucht und der

menschen-

menſchlichen Grauſamkeit werden; keine Seele wird ſich ſeinetwegen kränken. Die Damen und Herren — nicht aus Angſt für das Leben ihres Mitmenſchen; ſondern ſo ſchnell und unerwartet in ihrer gaffenden Freude unterbrochen — werden allenfalls aufſchreyen: *Helas! que c'eſt que cela?* Was iſt geſchehn? Wie iſt denn das zugegangen? Und ſie werden gar böſe darüber ſeyn, daß er das Spektakel ſo unangenehm unterbrochen hat. — Das iſts alles, was man dem Unglücklichen nebſt einem Stück Gelde für ſein Leben dankt: vielleicht daß ein verdorbener Menſchenfreund unter der Menge eine ſtille Zähre weint; aber ſchnell muß er ſie abtrocknen, ſonſt wird er über ſeine Empfindſamkeit ausgelacht.

Ich wette, wenn heute einer ankündigt, daß er ſich morgen unter Kling und Klang, unter Trompeten- und Pauckenſchall vom Kirchthurme herabſtürzen will, ſo abboniren ſich zwey Drittel der Stadt, um zu ſehen, wie er herabfällt. — Wie! ihr wollt Menſchen ſeyn, und habt euch noch nicht über das Thier emporgeſchwungen.

Ich ſah mit Furcht und Grauſen die Waahälſe mit dem Tode ihr Spiel treiben; mit ſchreckender

Verwegenheit ihr Leben einer Kunst preis geben, die der ganzen Menschheit nicht nüzt; die höchstens nur dazu dient, zu zeigen, wie tief der Mensch herabgewürdiget worden, — wie weit es der Mensch in der Kunst gebracht hat, der Natur entgegen zu arbeiten.

Vor allen zog ein junges Mädchen, das noch nicht volle zwölf Jahre erreicht haben konnte, meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie kann mit der Zeit noch recht geschickt werden, sagte jemand neben mir: kann seyn, antwortete trocken ein Nebenstehender, wenn sie sich nicht vor der Zeit den Hals bricht. In voller Angst sah ich mich schnell nach dem Mädchen um, ob es noch lebe, und mein Herz zitterte für ihr Leben. Man sagte mir, es sey eine Waise, die die Gesellschaft auf der Reise zu sich genommen habe. Ohne Eltern, ohne Hilfe, und wohl auch ohne etwas erlernt zu haben, womit sie sich fortbringen könnte, nahm sie der Prinzipal zu sich. Ihren Namen, und ihr weiteres Schicksal weis ich nicht; aber — Gott! ich weis genug — ich weis, daß sie unglücklich ist, und es immer mehr werden wird.

Arme Waise! hättest du deine Eltern noch, und wären sie so arm, daß sie sich von den Brocken

nährten

nähren müßten, die des Reichen Hunde liegen laſſen, ſie hätten dich nicht hinziehen laſſen von ihnen; deine Mutter würde dich jetzt in ihre Arme geſchloſſen haben, und die Habſucht hätte dich ihnen nicht entriſſen; dein Vater würde noch die letzten Kräfte ſeines ausgehungerten Lebens geſammelt haben, um dich mit ſeinem kargen Taglohn zu nähren: — aber du haſt keine Mutter mehr, die dich in ihre Arme ſchließt, und keinen Vater, der dich nährt. Weil du niemanden angehörſt — ſchußfrey, wie der Vogel am Baume — glaubt jeder ſich berechtigt, über dich zu walten und dein Schickſal zu beſtimmen. Man will ſich ſogar noch überreden, das Mädchen mache mit dieſem Meyer ſein Glück. Dein beſtes Glück iſts, arme Waiſe! wenn du dir heut noch den Hals brichſt, ſo zitterſt du morgen nicht mehr ob der Gefahr, und Verachtung und Elend warten deiner nicht mehr.

Noch reizt dich das Neue, das Auſſerordentliche deines Unternehmens; noch blendet dein Auge die goldne Franze an den Kleidern, und die Schmeicheleyen deines Herrn täuſchen dich noch; aber bald — bald wirſt du fühlen, daß er dich minder achtet, als das paar Thiere, die er an ſeinen Reiſewagen ſpannt; bald wirſt du

ſehen, daß du nur das Werkzeug ſeiner Habſucht biſt. Du muſt die Künſte eines Budels lernen, und wie dieſen wird man dich mit Hunger und Schlägen dreſſiren.. Er wird ſeiner trächtigen Stute ſchonen; aber deiner nicht, wenn du ein Pfand der Liebe unter deinem Herzen trägſt. Er wird für ſeinen kranken Gaul ſorgen, und weinen, wenn ihn der Schinder holt; aber auf dich wird er keine Pflege wenden, und dich dem Erbarmen fremder — vielleicht eben ſo fühlloſer Menſchen überlaſſen, weil du ihm beſchwerlich fällſt, und dein Leben iſt ihm gleichgültig; denn einen Gaul muß man theuer erkaufen, und einen Menſchen bekömmt man gerne umſonſt.

Armes Mädchen! Habe nicht mehr Gefühl, als du gerade zum Meiner brauchſt, um mechaniſch auf Ruf und Zeichen, wie das ſchulgerechte Pferd, zu laufen, ſpringen und halten; — fühle nicht mehr, als dieſes fühlt — das Streicheln der Hand und den Schlag der Peitſche, ſo wirſt du doch nicht, wie elend du biſt.

Aber dürfteſt du nur nicht mehr befürchten, als blos körperliches Elend, ſo wäreſt du wohl unglücklich; aber dein Herz würde dich noch tröſten; der Stolz einer edlen Seele würde dich

über

über allen Jammer erheben, und über dem Bewußtſeyn eines vorwurfſreyen Lebens würdeſt du dein Schickſal vergeſſen; allein zittere — Unglückliche! — zittere für Gefahren, die ſchrecklicher ſind, als jene, die deinem Leben drohen.

Noch lächelt freundlich die Unſchuld aus den freyen Augen, und deine Wange ſchmückt noch das Roſenroth der holden, blühenden Jugend. Du haſt noch nicht gelernt, mit erkünſtelten Mienen zu täuſchen und mit Worten zu lügen; du haſt eine Kunſt noch nicht gelernt, die ſo gerne die ſchlüpfrige Bahne begleitet, auf der du in die Welt trittſt — die Kunſt, dem reichen Wohllüſtling zu gefallen — ſelbſt Verkäufer und Waare zu ſeyn. Aber bald wird man dir Geſchmack daran einflößen; man wird dich durch deine Sinnen feſſeln, und dich am Gängelband deiner Schwäche ins Verderben führen. Man wird deine Eitelkeit auffodern, und den Wunſch, ſie zu befriedigen, in deinem Herzen rege machen, daß du dich glücklich wähnſt, wenn du ſelbſt dein Unglück begehrſt.

O ich dachte, träumte mir ſo vieles von Menſchheit, und in ihrem Schooſe entſtehen Künſte, die die Schande und das Verderben der Menſchen ſind! Man ſagte mir ſo viel von Menſchenwerth,

Menſchenbeſtimmung vor; ha! was iſt die Beſtimmung des Menſchen? Was hat er für einen Werth? — Nur zu oft die Beſtimmung des laſtbaren Thiers, und weniger Werth, als dieſes.

Aber wie? Iſt es möglich? Konnte der Gaukler König das arme Mädchen unter ſeine Sklaven zählen, ohne daß er erſt von dem Staate, darin ſie unglücklicher Weiſe zur Welt kam, die Einwilligung erhielt? Oder muß man Eltern, Freunde haben, reich und von Geburt ſeyn, um dem Staate anzugehören? — Sollte nicht der Staat ſchaamroth werden über ſeine Sorgloſigkeit, aufwachen aus ſeinem Schlafe, und ſehen, daß hunderte ſeiner Kinder unglücklich ſind? Sollte nicht der Staat ſagen: nein! wir geben keines unſerer Kinder einem ſo elenden Schickſale Preis; wir wollen dem Mädchen eine edlere Beſtimmung, einen menſchenwürdigern Wirkungskreis anweiſen; wir wollen ſie zur Gattinn, Mutter, zu einer guten Hausfrau bilden; wir wollen ſie ausſteuern, und ſie ſoll das Glück eines unſerer wackern Bürger machen. Wie ſchön, wie würdig wäre das gehandelt! — und doch nicht mehr als Pflicht. Ich wollte gerne dem Vaterlande, das eine ſo edle Erfüllung ſeiner Mutterpflichten aufzuweiſen hat, die Eitelkeit ver-

vergeben, seine That in allen Zeitungen ausposaunen zu lassen; es wäre doch einmal eine Menschenhandlung.

Den 6ten Heumonats.

Sagt mir, wo ist das Land der Guten? — Soll ich gegen Norden oder Süden schiffen; finde ich es im Morgenlande, oder gegen Westen? — O ich möchte so gerne hin, um unter ihnen zu seyn! — Ich scheue das felsigte Arabien nicht, und nicht die Sandwüsten Lybiens; ich will das karpatische Gebürge übersteigen und schwimme durch den Ozean — laßt mich nur das Vaterland der Guten finden. — Oder haben sie auf dieser Erde kein Theil? Sind sie Fremdlinge hienieden, und ist ihr Mutterboden in einer der unermeßlichen Sonnen am hohen Sternenhimmel? — — Oder ist es auch eine Chimäre, wie Utopia und Platons Republik? — Das wohl am ehesten.

Gute Menschen finden sich allenthalben — aber so selten, so verborgen, daß viele von ihnen unbemerkt sterben; Jahre — Jahrhunderte rollen über sie hin, und ihr Andenken liegt unwiederbringlich in dem Schutt der Zeiten begraben.

Welche Wonne — welches Glück ist es also, hie und da einen aufgefunden zu haben! und wie unverzeihlich, daß ihnen die Menschheit keine Denksäule setzt, um der Nachkommenschaft ihre Geschichte und ihr Andenken in gutem Herzen zu erhalten! — —

Dank dem glücklichen Zufalle, der mich einen Edlen kennen lehrte, der meinem Herzen immer unvergeßlich seyn soll. Ich will das Andenken dieses Tages, das Andenken des würdigen Greises verehren, wie einen Festtag.

In *** lebte ein Mann, dessen ganzes Leben ein Beyspiel des würdigsten Menschen war. Ehrlich, theilnehmend, unabläßig in Geschäften, unternehmend für die gute Sache, und uneigennützig — sind die Hauptzüge seines Charakters. Früh bildete er sich schon zum Dienste der Menschheit und seines Vaterlandes, und frühe schon gelang es ihm auch, daß er zu Geschäften angewendet wurde. Mit beyspiellosem Muthe und Beharrlichkeit setzte er seine Jugendkräfte an das Wohl des Staates. Er opferte sein eigenes Wohl, seine Jugendfreuden und selbst die Vergnügungen des Lebens dem Besten seiner Mitbürger und dem Dienste seines Fürsten auf. Wie er mit den Jahren stieg; sein Geist

und

und Körper neue Kräfte und immer mehr Festigkeit gewannen, stieg auch sein Eifer zu dienen, sein Muth, den Gefahren seines Standes zu trotzen, und kühn sich der Bosheit der Menschen entgegen zu stellen.

Nun ist er ein Greis von mehr als siebenzig Jahren, und genießt die Wonne eines ehrwürdigen Alters, das er im Dienste der Menschheit und seines Vaterlandes erreicht hat.

Er sieht an dem letzten seiner Lebenstage froh auf die vergangenen zurück, und in der Reihe der vielen ist keiner, dessen er sich schämen dürfte. Sein höchster Wunsch war immer, zu nützen, und all sein Bestreben gieng dahin, diesen grossen Wunsch zu erreichen; äusserst kränkte es ihn, wenn ihn unübersteigliche Hindernisse aufhielten, oder seine Bemühungen vereitelten.

Noch in seinen letzten Lebenstagen die Freude zu haben, einen guten Menschen durch ihn glücklich zu wissen, der ihm auf der Bahne folgen würde, die er betrat, war das einzige Glück, das er sich noch wünschte. Der Tod hatte ihn längst der Vaterpflichten entledigt; zween hoffnungsvolle Söhne starben ihm in der Blüthe der Jugend; und sein Herz gehörte nun ungetheilt der Menschheit.

Ein Mann, den sowohl seine Fähigkeiten als die Würde seines moralischen Charakters lange schon zu einem Amte berechtigten, mußte demungeachtet lange mit Frau und Kindern brodlos und in der äussersten Dürftigkeit schmachten. Er ließ es an nichts fehlen, um zu Brod zu kommen. Er suchte sich Freunde, aber fand sie nicht; er meldete sich, so oft eine Stelle erlediget wurde, aber immer wurde er zurückgesetzt. Der edle Greis kannte ihn — kannte seine Verdienste und sein trauriges Schicksal. Dem Unglücklichen zu helfen wurde seine einzige Absicht. Er dachte darauf, ihn sich beyzugesellen und nach seinem Tode als Nachfolger seines Amtes zu hinterlassen. Unterdessen fand sich jemand, der ihm zweytausend Gulden baar anbot nebst lebenslänglichen Genuß von seiner Stelle, wenn er sie gegen diese Summe abtreten wollte. Ein reizender Vorschlag! — Wessen Fehler Eigennutz und Bequemlichkeitsliebe sind, der würde sich freylich nicht lange besinnen. Man könnte seine Tage so hübsch gemächlich im Wohlleben beschließen, und sich viele Vergnügen dafür verschaffen.

Aber der edle Greis dachte würdiger; das Geld hatte in seinen Augen keinen Werth, und Pflichtun zog er immer dem Wohlleben vor.

Er

Seite 205

Wenn auch die Blume
vom Hauche des Nordwindes
verwelcket so war sie doch ein
schönnes Geschenke der Natur.

Er schlug großmüthig die angebothene Summe aus, und der unglückliche Mann wurde ihm an die Seite gesetzt. Die Wonne, pflegt der gute Greis noch oft zu sagen, eine glückliche Familie um sich zu sehen, lohnt alles Geld der Erde nicht. Nun bin ich glücklich; denn ich habe meinen Wunsch erreicht.

Edler Mann! dein Vaterland ist wohl nicht hienieden; du hast dich vermuthlich in diese Gegenden verirret: edler Mann! sag mir, wo ist das Land der Guten? — —

Den 7ten Heumonats.

Alles rennt nach Vergnügen; und sucht es in tausenderley Gestalten auf; Tag und Nacht ist man in den Städten beschäftigt, sich zu vergnügen, und gaukelt von einer Freude zur andern.

Vergnügen, sagen sie, ist das höchste Gut des Menschen, und Philosophen im obersten Dachstübchen, während sie über Hunger und Elend weinen, schreiben vom Vergnügen, und machen es zum ersten Lehrsatz im Buche der Weisheit; alles athmet Vergnügen; ich sehe den Städter in einem Meere von Freuden schwimmen;

men; sehe ihn schnurgerade aus dem Tempel des Vergnügens gehen, und — er ist nicht vergnügt. — —

Was mag wohl Schuld daran seyn? — Ist es die Menge der Vergnügungen? Fehlt es an Abwechslung? Sind sie nicht geschmackvoll, nicht neu, nicht reizend genug? Oder ist das Vergnügen selbst nicht Vergnügen genug, um den Wunsch der Städter zu erreichen? — Fehlt es ihm an Wahrheit, an Größe? Berauscht es nur, und erquicket, stärket nicht? — Läßt es Leeren im Herzen zurück, die kein Vergnügen dieser Art ausfüllen kan? Oder ist es gar mit Schmerzen begleitet und schleppt Verdruß und Reue hinter sich nach? Vielleicht liegt oft die geheime Schuld im Herzen des Unvergnügten, daß es ihm niemals wohl werden kann? — —

Alle diese Fragen warf ich mir gestern auf, als ich spät in der Nacht in Gesellschaft des Hrn. N. mit seiner Frau einen öffentlichen Zirkel der Freude verließ. Es war 2 Uhr, und Herr N. nöthigte mich mit aller Gewalt, mitzugehen. Ich war vom Herzen froh, als ich wieder auf mein Zimmer kam, wo ich ruhig und mir selbst überlassen seyn konnte. Ich fühlte heftige Kopfschmerzen, die mir wohl die lärmende Musik, und die künstlich verdorbenen Getränke, wozu

man

man mich nöthigte, verursacht haben konnten. Die verschiedenen Bilder, Karrikaturen, und abentheuerliche Auszüge, die ich da sah, hatten sich tief dem Gedächtnisse eingedrückt, schwebten immer vor mir, und belästigten mich nun mit ihrer Gegenwart eben so sehr, als mich die Originale derselben belästigten. Ich suchte verschiedene Gegenstände aus der verflossenen Zeit hervor, dachte, las, um sie zu verdrängen; aber ich konnte ihrer nimmer los werden. Ich wollte zu Bette, aber der Schlaf floh mich. Wie dachte ich, ist das Vergnügen? Ich kann nicht glauben, daß es auf andere Leute eben die Wirkung macht, als auf mich, oder sie müßten wohl die größten Thoren seyn, sich durch etwas, das man Vergnügen nennt, so viel Ungemach aufzubürden.

Da doch einmal schon diese Nacht für die Ruhe verloren ist, so will ich sie benützen, wozu sie gut ist. Ich will ihr nachdenken, und die Geschichte derselben aufzeichnen.

Ein Theil schleifte mechanisch auf den Takt der Musik auf und ab; ein anderer beranschte sich, und ein dritter spielte. Man both seine Börse gegen ein bemaltes Blatt Papier, und verlor sie oder gewann nach der Laune des Zufalls. Der

biß mit heimlicher Wuth die Lippen zusammen; ein anderer machte ein grämliches Gesicht; und der Gewinnende lächelte hämisch vor sich hin, und freute sich seiner Beute.

Gott! was eine dürftige Familie auf immer würde glücklich gemacht haben; was manchen ehrlichen Mann, den das Unglück aufs äusserste gebracht hat, vom Verbrechen würde gerettet haben, ward hier der Raub einer einzigen Nacht. Die Thränen des Armen, die er um sein Eigenthum vergoß, wurde hier im Munde des Verlierenden zu heimlichen Flüchen, und was hunderte im Schweiße ihres Angesichtes erringen mußten, um die Habsucht des Mächtigern zu befriedigen, verschlang ein einziges Blatt. Das kann doch nicht Vergnügen seyn? Oder ist es gleiche Lust, das wieder muthwillig hinzuwerfen, als es grausam den Schwächern abzunehmen? — Menschen! ihr nennt ein Geschäft Vergnügung, das euer Herz mit Wuth und Schmerz erfüllt, das eure Seele jeden Augenblick mit tausend Aengsten foltert, und die Gewinnsucht mit fehlgeschlagenen Hoffnungen täuscht? das Reue und Verzweiflung in eurem Busen zurücklässt, und euch oft unrettbar ins Verderben stürzt? — Ihr sucht das Vergnügen immer, wo es nicht ist; wo Unlust und Gram euer warten. Aber eines wahren

wahren Vergnügens sind wenige Herzen empfänglich, und schuldbewußte schon gar nicht. So werdet ihr immer eine taube Nuß für eine volle erhalten. —

Der Eintritt in den Saal überraschte mich auf die seltsamste Art; es war ein Anblick, der mir eben so fremde als blendend war. Ich konnte der Sache noch keinen Namen geben, und wußte noch nicht, was ich dabey denken oder thun sollte. Es stund nicht lange an, so verlor ich meinen Begleiter, Herrn N., aus dem Gesichte; seine Frau hatte uns schon längst verlassen, und war in die Reihen zum Tanzen getreten. Nun war ich alleine mitten im bunteſten Gewühle von ein anderthalb tausend Menschen, die neben und umeinander herumliefen — um sich zu vergnügen. Mir wurd angst und bange in diesem tollen Chaos von allen Gestalten, womit Unsinn und Eitelkeit die Menschen ausstaffirt hatten, und ich schätzte mich glücklich, endlich einmal durchgedrungen zu haben, und allein in einer Ecke des Saales zu stehen, wo ich ungehindert den ganzen Wirrwar auf einmal übersehen konnte. Von ungefähr traf Herr Y * * * neben mir vorbey, ein ehrlicher, gerader Mann. Wie froh war ich, einmal unter dieser Menge einen Menschen gefunden zu haben,

mit

mit dem ich mir diese lästige Stunden vertreiben konnte.

Er war allein, und schien gar nicht sich da vergnügen zu wollen. Arm in Arm giengen wir einigemale den Saal auf und ab, und rings um seine lustigen Bewohner herum, und sahen ihrem Vergnügen zu.

Nun kamen zwo Masken, die prächtigsten und schönsten aus allen, die den Ballsaal füllten. Sie zogen aller Bewunderung auf sich, und das von dem Anblicke der übrigen satte Auge freute sich dieses neuen Gegenstandes. Man drängte sich hinzu, und schon wurden alle Lästerzungen der Schönen rege, denn gleich bey ihrem Eintritte wurden sie erkannt. Selbst die verschwenderische Pracht des Putzes verrieth sie. Es war die Frau des reichen Baron N*** und Graf A***, einer aus ihren Liebhabern. Den Baron hatten wir schon vor in einem Nebenzimmer bey einer Bouteille Capwein in der Mitte zwoer junger Mädchen sitzen sehen, in deren Schürzen er seinen goldenen Regen für Gefälligkeiten hinschüttete, die seine buhlende Gattinn nebst reichlichem Golde ihren Liebhabern frey hingiebt. Mein Begleiter, Herr Y*** hatte mich davon unterrichtet. Ich konnte es

nicht

nicht fassen, und mein Erstaunen wuchs mit jedem Augenblicke, mit dem ich dem prächtigen Maskenpaar näher kam. Aber wie ist es möglich, rief ich aus; sehr leicht, erwiederte Y***; sie haben sich verstanden. Wie das? — — Das heißt; die Millionen des Herrn Barons und der Frau Barouinn haben zusammengeheurathet auf Befehl der Politik, ohne daß beyder Herzen etwas davon wußten; im Schooße der Wollust mit den verderbtesten Grundsätzen erzogen, leichtsinnig, tändelnd von Natur, was konnte man bessers von ihr erwarten, als daß sie sich aus Ueberdruß ihrer gezwungenen Lage jedem jungen Herrchen ergeben würde, das ihr zu gefallen das Glück hat: und er, ohne Mannes-Sinn und Grundsätzen von Manneswürde, der von seinen Jünglingstagen an von einer Schönen zur andern flatterte, und aller Art Ausschweifungen sich überließ, sollte er nun aufhören zu seyn, wozu er schon in der Jugend Körper und Geist gebildet hatte? — Sie haben sich also verstanden. — Schändlich! — — Was alltägliches in der Welt; und sie haben ihres gleichen genug. Sie sind freylich das Gerede der Stadt, aber über Vorurtheil und Pöbelzungen sind sie hinaus; die gesittetere Welt giebt ihnen selbst ihren Beifall, und wenn manche sittsame Dame in Gesellschaften ihren Witz ge-

gen die guten Leute schärft, so möchte sie im Herzen vor Aerger bersten, daß sie es der Frau Baroninn nicht nachthun kann; und mancher unglückliche Ehemann wünscht sich an des Barons Stelle. Herr, Geld ist alles in allem; wer Geld genug hat, ist auf Erden ein König; und wenn der König keines hat, ist er ein Bettler, das ist ein unstreitiger Satz.

Nun erblickte ich Herrn N. und es war mir sehr lieb, ihn wieder zu sehen; denn alles übrigen Sehens war ich müde, und wünschte zu Hause auf meinem Zimmer zu seyn. Allein es war gut für mich, daß ich den Weg alleine fand, denn Herr N*** mit seiner Frau und Töchtern hielten pünktlich bis am hellen Morgen aus, geizten mit jedem Augenblicke, den sie von ihrem Vergnügen verlieren sollten. Herr N*** begleitete mich. Glauben Sie mir, fuhr er fort, das Privilegium, öffentlich ohne Präjudiz ein Narr seyn zu dürfen, kömmt uns theuer genug, und mancher ehrliche Mann schwitzt das ganze Jahr hindurch über eine Schuld, die ihm die Eitelkeit seiner Frau und Töchter aufgebürdet hat: denn nur das vergnügt sie, gesehen, bewundert zu werden; ihre Reize durch kostba-

ren Putz zu erhöhen, daß sie das Idol junger Thoren werden. — — —

Einen wesentlichen Vortheil gewähren die Maskeraden doch; daß Böse ohne Furcht, man möchte das Brandzeichen ihres Herzens ihnen auf der Stirne lesen, sich unter ehrliche Leute machen dürfen. Die Frauenzimmer dürfen dem Wohlstande zu lieb nicht erröthen über den zweydeutigen Witz der Herren und können sicher hinter der Maske Beyfall lächeln. Auch das Gute haben die Maskeraden noch, daß sie oft den Menschen in seiner gehörigen Lage vorstellen, aus der ihn das eigensinnige Glück in eine andere versetzte, die ihm am allerwenigsten anpaßt. Ich sah Charletans mit so viel Natur und Eigenthümlichkeit des Charakters, daß ich wetten wollte, es stack ein Doktor dahinter. Ein paar Dorfdirnen mit all dem plumpen, bäuerischen Wesen und der Rohheit ihres herabgewürdigten Standes; aber man sagte mir, es wären Frauenzimmer vom Stande — das hätte ich meiner Tage nicht geglaubt.

Das wollte ich aber doch noch hingehen lassen, wenn die Menschen nur manchmal auf dem Ball was anders scheinen als sie sind; aber manche kommen ihr ganzes Leben nicht aus der Maskerade.

Ein trauriger Gedanke! ich möchte ihm nicht weiter nachhängen. — — —

Den 3ten Heumonats.

„Seyen Sie versichert, ich nehme so warmen „Antheil an ihrem Besten, daß ich allen meinen „Kräften aufbieten werde, Ihnen zu ihrem Zwe„cke zu verhelfen. Rechnen Sie sicher auf mei„ne Freundschaft; ich mache mir es zum höch„sten Vergnügen, wackeren Leuten dienen zu kön„nen.„ So sagte doch der Freund, dessen Menschenliebe ich mich empfahl, und auf dessen Unterstützung ich meine Versorgung hoffte; aber heute erfahre ich, daß mir ein junger Mensch, der reich und von Ansehn ist, eben auf Empfehlen und Andringen meines Freundes vorgezogen wurde. Ich muß mir doch seine Entschuldigung auch merken. „Mein bester Herr! wie sehr bedauere „ich — ich habe mein Möglichstes gethan — „aber Sie können nicht glauben — ihre Affäre „hat mir abscheulich Verdruß gemacht; ich wollte durchdringen; aber vergebens — der andere „hatte mächtigere Freunde und — — — — „Nu, nu! geben Sie deßwegen die Hoffnung „nicht auf; es ergiebt sich immer etwas, und

„bey

„bey dem ersten Vorfalle will ich auf Sie bedacht seyn.“ — — —

Das war einmal wieder eine derbe Lüge; und die plapperte er so fertig und kunstgewohnt herunter, wie ein Schüler seine Lektion rezitirt. Bey Gott! noch einmal den Fall — und mein Zorn ergreift den Unverschämten mit aller Macht. Ich sah ihm starr und mit einem wilden Blicke ins Gesicht — und immer wich er Schritt vor Schritt zurück, als drohte ich, ihn zu durchbohren.

Den 1ten Aerndtemonats.

Soll ich noch hoffen? — — Soll ich noch Worten glauben, da man mich so oft schon betrügt hat? — Wirklich scheint es, das Glück, das mich erst mit einer Hand von sich stieß, wolle mich mit der andern wieder aufheben; aber ich darf ihm nicht trauen. Ich will mir nichts mehr von dem morgigen Tage versprechen, um das Ungemach, das mich heute drückt, morgen mit desto mehr Gleichmuth erwarten zu können. Ich habe mich schon oft mit glänzenden Aussichten getäuscht, und mir Seligkeiten der Zukunft geträumt, wo nur schmerzliche Leiden meiner warteten.

Gesetzt auch, der Minister, bey dem ich Zutritt zu finden das Glück hatte, ist wirklich der Mann, für den ihn die allgemeine Achtung erklärt; sein Betragen ist ungeheuchelt, und seine Versprechungen sind nicht leere Complimente; wenn er sich auch mit aller Wärme meiner annimmt, ist nicht schon von darum zu fürchten, daß sich ihm die Intrigue mit aller Macht entgegen stellen wird, um seine guten Absichten zu vereiteln? Ist es nicht wahrscheinlich, daß man ihn nicht wird zu Ende kommen lassen? — Kränkende Vorstellungen! — Aber die Erfahrung leitet unmittelbar darauf.

Es ist der letzte Versuch, den ich wage; — und schlägt auch dieser fehl — — so hab ich meine Absicht nicht erreicht; aber unglücklich bin ich noch nicht. Ich will mich verlieren aus dem Gedränge der Menschen, im einsamen, stillen Thale eine Hütte beziehen, und an der Seite eines redlichen, guten Weibes, das nicht mehr kennt, als die Flur und den Wald, wo es gebohren wurde; nicht mehr weis, als die Pflichten der Menschheit und ihres Standes, und nicht mehr Bedürfnisse zu befriedigen sucht, als die Natur ihr Mittel an die Hand giebt, zu stillen, meine Tage verleben, und bin besser daran, als hätte ich ein Amt zu verwalten, das mit Sorgen

und

und Gefahren begleitet ist; wo ich rastlos, ermüdet von Geschäften und gesellschaftlichem Zwange, mich mit Neid und Mißgunst herumbalgen müßte; stäts in ängstlicher Furcht zu unterliegen, — — und vielleicht unterläge.

Den 10ten Aerndtemonats.

Doch nein! es ist einmal in das System der Dinge mit eingewoben, daß ich dahin gelangen soll, wohin ich erst keinen Weg mehr zu sehen glaubte. Von der Hand des Ministers erhalte ich die Stelle eines Einnehmers auf dem Lande, und in einer der herrlichsten besten Gegenden. O könnt' ich nur auch bald diesen unangenehmen Ort verlassen; wäre aus diesem Gefängnisse in der Freyheit, und könnte das Glücke, das mir die gütige Vorsicht zugedacht hat, in den seligen Gefilden der Ruhe und unverdorbnen Natur genießen! — — Ich fühle mich wieder so wohl, freue mich innigst meines künftigen Lebens, und möchte meinen geringen Platz nicht mit einer der ersten Stellen im Staate vertauschen. Mögen sie mich auch nun vergessen, ich achte es nicht; um so sicherer bin ich vor ihren feindlichen Angriffen. Genug, wenn ich meinen Namen in den Herzen

rechtschaffner. Menschen zurücklasse, die meine Freunde werden, und mich das Andenken einer zärtlichen Gattinn und guter Kinder schätzt.

Den 11. Aerndtemonats.

Eine Begebenheit, die mir vor einigen Tagen aufstieß, kann ich nicht unbemerkt lassen; sie ist eine der wichtigsten in meinem Leben; vielleicht bestimmt sie gar das Glück meiner Tage, oder ist die Quelle des Elendes für mich. — Ich muß es erwarten.

Ich gieng allein, mit mir selbst beschäftiget, die Strasse nach ***. Ich mochte ein paar hundert Schritte ausser den Barrieren seyn, als ein Wagen dahergerollt kam. Ein Frauenzimmer, das etwa dreyßig Schritte mir voraus war, wollte ausweichen, und von der Strasse auf den schmalen Fußweg hinüberlaufen, und fiel zu Boden; ich ersah es, eilte hinzu, und kaum konnte ich sie noch in aller Eile aufraffen, und hinwegschleppen, so trabbten die Pferde schon auf dem Platze, wo das junge Frauenzimmer gefallen war, und der Wagen wäre über sie hingerollt, wenn ich sie nicht gerade noch den rechten Augenblick gerettet hätte. Sie war sehr jung, edel gebildet, und wenn nicht der gähe

Schre-

Schrecken Todtenbläſſe über ihr Angeſicht gezogen hätte, eine reizende Schöne. Ihre Bildung, die nahe Gefahr, darinn ich ſie fand, ihr zärtlich dankender Blick — die ganze Lage der Begebenheit machten einen ſo heftigen Eindruck auf mich, daß ich mich unwiederſtehlich an ſie hingeriſſen fühlte. Sie erholte ſich bald wieder, aber mit mir wurde es immer ärger. Sie bat mich, ich möchte ſie nach Hauſe begleiten. Was hätt' ich wohl lieber gethan, als dieß. Wir kamen zurück in die Stadt, erzählten ihren Eltern den Vorfall, die mir mit den zärtlichſten Verſicherungen ihrer Freundſchaft dankten, und ſich glücklich prieſen, durch den Zufall eine ſo angenehme Bekanntſchaft — wie ſie ſich ausdrückten — gewonnen zu haben. Ich wurde gebeten, ſie den andern Tag, und ſo immer zu beſuchen, und mußte ihnen mein Wort geben, daß ich kommen würde. Was hätte ich auch lieber verſprochen. Ich kam den zweyten Tag darauf — und nun alle Tage; man lernte mich näher kennen, erfuhr meine dermalige Lage, freute ſich, und Freundſchaft, und Vertraulichkeit wuchſen von Stund zu Stunde. Ich barg mein Herz nicht vor ihnen, und man ſchien meine Wünſche zu billigen. Gott! ich liebe — werde geliebt; kein Hinderniß ſteht mir im Weg — und nun — nur noch einen Schritt — — —

Den 12ten Aerndtemonats.

Und nun auch der letzte Tag — Gott, ewigen Dank! er ist vorbey, und ich eile aus diesen finstern Mauern. Der letzte Tag — und doch — wünscht' ich mir wohl auch den morgigen, und noch einen — an Louisens Seite würden sie vorübereilen, wie der schönste Sommermorgen auf dem Lande. Vor einigen Tagen — welche Sehnsucht verdoppelte meinen Wunsch, auf das Land zurück zu kehren! — und nun — aber auch die Tage werden vorüber gehen im Drange des Herzens, in süßer Erwartung, und dann werde ich meine Louise wiedersehen.

Glücklicher Tag! — seit heute nenn' ich sie mein — heut wurde der Bund geschlossen — heut nannte mich zum erstenmal ihr guter Vater Sohn, und ihre gute Mutter Sohn, und drückten mich in ihre liebenden Arme. Seliger Tag! — Heut legte ich mein Herz und meine Ruhe — all meines Lebens Glück in die Hände eines guten Mädchens — gab alles hin, um glücklich zu seyn — Gott! lasse mich es da wieder finden, wo ich mein Theuerstes verbarg, und wache über der Hand und dem Herzen des guten Mädchens, daß kein Räuber ihr das Pfand entreisse, das ich ihrer Liebe anvertraute, daß ich

mein

mein Herz und meine Ruhe, und das Glück meines Lebens in ihr wieder finde.

Welch entzückende Aussicht in die kommenden Tage! — Kein Zwang der Geschäfte und kein Kummer wird an Louisens Seite meine Stirne furchen, und keine Thräne des Leidens mein Auge trüben, die sie nicht zärtlich wegküßt, und mir durch ihre Liebe Blicke der Freude entlockt. Sie soll das Heiligthum meines Hauses seyn, und die einzige Quelle, daraus ich alle meine Lebensfreuden schöpfen will. Und — gütige Gottheit! soll ich auch noch das Loos des glücklichen Greisen erleben, bey dessen Geburtsfeyer ich war, dann sagt ja nicht, daß ein Sterblicher glücklicher war, als ich! — Aber — vielleicht sind meine Wünsche zu kühn; — nur wenige Tage des Glückes, und dann faßt mich vielleicht die eiskalte Hand des Todes, trennt mich von der Geliebten und Kindern, und führt mich hinüber in die Ewigkeit — ich werde hart von ihnen gehen; aber auch der Tod wird sein Schreckliches verlieren, wenn ich an Louisens Seite sterbe; — der letzte Blick noch auf die zärtliche Mutter, die ich den vaterlosen Kindern zurücklasse, wird mich über den Schmerz trösten, sie verlassen zu müssen.

Ich weiß, ich finde die Freuden des Landes nicht, darnach sich mein Herz in der Stadt so inniglich sehnte, bis ich sie mit Louisen theilen kann, und ich gehe kalt die Schönheiten der Natur vorüber, bis ich sie Louisen zeigen kann. Die süßen Melodien des Waldes reizen mein Ohr nicht, bis ich sie nicht an der Seite meiner Geliebten höre; und die liebliche Quelle labet mich nicht, bis nicht Louisens Hand daraus schöpft, und mir den Trank reicht. Einsam und traurig werde ich am Abend die Geschäfte verlassen, und mich in einen finstern Busch setzen, und mir Louisen denken.

Aber nur wenige Tage — und ich lebe wieder auf, denn ich lebe mit ihr, und genieße mit ihr die Seligkeiten des Lebens. — —

* * *

Seit diesem Tage waren die meisten Blätter in Aglais Tagebuch theils herausgerissen, die übrigen ganz unbeschrieben, oder nur hie und da ein Bruchstück darauf. Ich sammelte also den Zusammenhang seiner Geschichte aus diesen Fragmenten und einzelnen Daten, die mir zu Handen kamen, um die Geschichte, so viel möglich, zu ergänzen.

Aglais

Aglais reiſte den andern Morgen nach ſeinem Beſtimmungsorte, Sehnſucht und Liebe im Herzen, und ſchmachtende Hoffnung nach Louiſen. Er hieng unzertrennlich an ihr, und ſein Herz folgte willig den Eindrücken, die die vortheilhafte Bildung des Mädchens auf ſeine Sinne gemacht hatte. Schwärmend, und mit einer Seele, der höchſten idealiſchen Liebe empfänglich, lag er im ſüßen Wahne, Louiſe werde — müße eben ſo feurig, ſo edel lieben als er, und ihr Herz von den nämlichen zärtlichen Empfindungen überſtrömen als ſeines: unterdeſſen war Louiſe immer eine von den gewöhnlichen Töchtern der Stadt. Sie verſprach ſich an Aglais — weil er jung, ſchön war, und vorzüglich, weil er bedienſtet war, und jeden andern mit dieſen, oder wenigern Vorzügen würde ſie eben ſo geneigt geweſen ſeyn, ihre Hand zu geben, als ſie ſie dem guten Jüngling reichte, ihr Herz wurde dabey nicht befragt, oder es war durch Erziehung und Welt ſchon gewohnt, zu allem heuchleriſch ja zu ſagen. Die Liebe kannte ſie nur nach der Vorſtellung aus Romanen und den Galanterien junger Herren, die ihr ſchon von ihrem zwölften Jahre an la cour gemacht hatten. Ihre Eltern dachten nach den gewöhnlichen Leiſten nicht beſſer. Daß ihre Tochter hübſch nähte und ſtickte, franzöſiſch ſprach und

Clavier

Clavier spielte, und übrigens einen unbescholtnen Ruf hatte, und nun eine vortheilhafte Parthie machen würde, war alles, was sie über das Glück ihres Kindes zufrieden stellte.

Louise verstund die Sprache des Herzens nicht, die von Aglais Lippen floß, und was sie ihm erwiederte, war eitles, affektirtes Romanengeschwätz und Phrasen aus Comödien; und Aglais entzückt von seinem Mädchen nahm es für Sprache der Liebe, für Ausströmungen des Herzens — die Lüge für Wahrheit.

Louisens Charakter wurde noch verderbter durch ihre Mutter, die ihr durch Beyspiel und Worte in Rücksicht ihres künftigen Gatten die niedrigsten Grundsätze beybrachte. Beyde verlachten den guten Aglais miteinander, als einen verliebten Thoren, und freuten sich der Schnippchen, die sie ihm drehen wollten.

Aglais hatte noch den Tag vor seiner Abreise, als er mit Louisen sich versprach, um die Heurathslizenz angehalten, die er durch sein eigenes Andringen und durch das sorgfältige Betreiben seiner Schwiegereltern in wenig Tagen zu erhalten hofte — allein verschiedene Hindernisse traten seinem Wunsche im Weg, und drey Monate ver-

verflossen, als Aglais noch auf seine Geliebte harrte. Es vergieng keine Woche, wo er ihr nicht zwey bis dreymalen die zärtlichsten Briefe schrieb, die immer schmachtendes Sehnen nach seiner Geliebten enthielten; Louise beantwortete ihm einige davon, wenn sie bey guter Laune war, sich in der Briefstellerkunst zu üben, und stoppelte aus da und dort einem Romane eine zärtliche Gegenversicherung ihrer Liebe und Hofnungen zusammen, und wenn der Brief zu Ende war, lachte sie recht herzlich über das schnackische Zeug, das sie hingeschrieben hatte, und Aglais, dessen arglose Herz fest glaubte, Louise müsse alle die schönen Worte, die sie hinschrieb, selbst gefühlt haben, verschlang jedes Blatt, das aus ihren Händen kam, mit einer undeschreiblichen Begierde. Ihre Briefe waren sein Taschenbuch, darinn er vom Morgen bis am Abend las, und Seelenlabung fand; jeder Buchstabe schien ihm golden, und jedes Wort der Odem der Liebe; allein Aglais Briefe wurden allenfalls der Unterhaltung wegen über Tisch gelesen, dann hingeworfen, und am Morgen zum Dienst der Toilette verbraucht.

Die Zeit hindurch, die Aglais in schmerzlicher rastloser Erwartung nach seiner künftigen Gattinn sich sehnte, machten Louise und ihre Mutter

die

die ausgesuchtesten Plane, wie sie auf Kosten ihres Mannes ihre Ehe recht nach Herzenswunsch und unschenirt zubringen wollte, und ihr Kopf wurde die Schmiede aller weiblichen Kunstgriffe. Putz und Tändeleyen der weiblichen Eitelkeit waren das ewige Einerley ihrer Geschäfte, darüber allein das Frauenzimmer — so flatterhaft ihr Geist sonst ist — nicht ermüdet.

Die Besuche blieben nun, wie vorhin nicht minder ansehnlich, und des armen Thoren wegen, der sich der einzig Geliebte wähnte, durfte keiner von den düftenden, süssen Herrchen zurücktreten, die an Louisens Reitzen hiengen. Der Zirkel blieb noch immer so glänzend wie vor, und jene, die vor Aglais Bekanntschaft das Glück hatten, Louisen zu gefallen, durften noch dreust auf ihre Gunstbezeugungen Anspruch machen — und wurden nicht zurückgewiesen.

Wie gesagt, drey Monate verflossen und Aglais harrte noch immer in Hofnung. Er schrieb an alle seine Freunde — das heißt, bekannte Leute — in der Stadt, aber sie konnten ihm eben so wenig Gewißheit zusichern, als er es selbsten im Stande war. Ununterbrochen bestürmte er Louisens Eltern, von denen er hoffen konnte, sie würden das Geschäft seiner Liebe,

da

da es nun auch zu dem ihrigen geworden war, sich dringendst angelegen seyn lassen: — aber Aglais konnte nicht zu seinem Zwecke gelangen. Die ersten zwey Monate wandte man wohl alle Mühe an, die Heurathsbewilligung von höchster Stelle zu erhalten; aber das letzte Monat waren es selbst Louisens Eltern, die diesen Gesuch Aglais möglichst hintertrieben. Der gute Jüngling wurde die Düppe der niedrigsten Denkungsart, indem sein arglosses Herz die edelsten Gesinnungen für Louisen und ihre Familie nährte.

Unter der nicht kleinen Zahl der Anbether Louisens befand sich auch seit ein paar Monaten ein mächtig reicher Thor, den des Mädchens Schönheit blendete. Reich war er, aber sonst nichts — nichts als ein schwerer Geldsack — schwer und plump, wie dieser, und in Rücksicht auf sich selbst ohne Werth und Güte, wie dieser. Ohne Herz und Sinn, ohne allem andern Gefühl, als die mechanischen Triebe seines Körpers. Aber reich war er und dumm — was brauchte er mehr zu seyn, um vollkommen in das System von Louisens Mutter zu passen. Sie legte beyde auf die Wagschaale, Aglais und den reichen Dümmling, und die Schaale sank, wo mehr Gold lag. Louise selbst war mit dem Tausch nicht unzufrieden; denn ihre Eitelkeit

und Galanterie fanden dabey eine sichere Rechnung, und Aglais albernes Geschwätz von Seligkeit der Liebenden, häuslicher Freude, Tugend und Vereinigung der Seelen hatte sie längst ermüdet. Wie so viele unserer Frauenzimmer wählen nicht auch einen Dummkopf zum Mann, um einen witzigen Gesellschafter an der Seite haben zu können.

Der Vater Louisens wurde leicht überredet; die Vortheile dieser Parthie waren zu auffallend, und schmeichelten zu viel dem Eigennutz. Mutter und Tochter waren nun beschäftigt, den reichen Freyer am Gängelband der Leidenschaft fest zu halten, und ihn baldmöglichst ins Joch der Ehe zu spannen. Sie führten ihren Plan vollkommen aus, und in dem Angesicht vieler Zeugen in gehöriger Rechtsform wurde Louise des reichen S*** Braut. Aglais Ehevorsprechen, das nur im Angesicht des Himmels ein Schwur der Liebe und ein Handschlag heiligte, wurde leicht gehoben, denn er hatte keine rechtliche Zeugen, und es wurde ohne aller Rechtsform gehalten.

Glückwünschungen strömten Louisen von allen Seiten zu, und der ganze glänzende Hof ihrer Anbether belachte den geprellten Aglais, und den reichen S***, und sahen ihm von Zeit

zu

zu Zeit in Gesellschaft mit einem hohnlächelnden Blick auf die Stirne.

Wenige Tage vor Louisens Brautlager erhielt Agnes folgenden Brief von des Vaters Hand geschrieben.

Hochgeehrtester Herr!

„Man sind es schon volle drey Monate, daß „wir uns zur Begnehmigung ihrer Heirath mit „meiner Tochter Louise alle nur ersinnliche Mühe „gaben, und alle unsere Mühe gieng verloren. „Wie das kömmt, weis ich nicht. Unterdessen „aber hat sich für meine Tochter eine andere „Parthie hervorgethan, wo sie ohne alle Schwie„rigkeit ihr Glück machen kann. Folglich, wie „die Klugheit giebt: die Gelegenheit muß man „bey den Haaren ergreifen, so ein Glück kömmt „nicht alle Tage vors Haus — habe ich auch, „nach Vaterspflicht, für sein Kind bestmögs„lichst zu sorgen, meine Tochter an Herrn S*** „versprochen, und in drey Tagen, will's Gott! „sollen sie Hochzeit halten.

„Ich bedaure recht sehr, daß ihr feindliches „Schicksal gerade ihren besten Wünschen ent-

„ gegen sieht; aber darüber dürfen Sie sich nicht „ grämen, wir haben noch schöne Töchter genug „ im Lande, und es ist immer mehr Noth an „ Freyern als an Bräuten.

„ Uebrigens mache ich mir ein Vergnügen „ daraus, Ihnen in anderweg möglichem Falle „ dienen zu können, und bin mit vielem Esti- „ me ꝛc. „

Diesen Brief erhielt Aglais an einem Abend, als er eben seine Arbeit verließ, und voll von Louisens Bilde, sein Herz von Hofnung und bangen Ahndungen beklemmt, seinen Lieblingsgang längst dem Gestade eines Flusses antretten wollte.

Mit Freude zitternder Hand erbrach er das Siegel, und wähnte einmal eine glückliche Nachricht zu lesen. Mit einem Blicke war nach seiner Art der ganze Brief überlesen; er erblaßte, die Knie bebten ihm, zweifelte, besah noch einmal — und zwey drenmal die Ueberschrift, las von Buchstab zu Buchstab, und sie lautete immer an Aglais; er rieb sich wohl hundertmal die Augen, und fieng den Brief wieder von forne an, aber der grausame Buchstabe blieb, wie ihn die Hand des Niederträchtigen hinkritzelte.

Ein

Ein Sprung in den reiſſenden Strom wäre wohl der einzige Gedanke, den ein feurig, edel liebender Jüngling in dieſer Lage noch faſſen könnte; aber Aglais ſank ohnmächtig zur Erde. Der Schulmeiſter aus ſeinem Dorfe gieng ſo eben dieſen Weg, fand ihn ohne Lebenszeichen liegen, und erſchrack über den guten Jüngling, den er ſo wie alle Leute im Dorfe im Innerſten des Herzens trug. Da er kein Zeichen eines gewaltſamen Todes an ihm fand, auch noch einen matten Pulsſchlag verſpürte, ſo fand er nun ſelbſt, daß es nur eine gäh zugeſtoſſene Ohnmacht ſeyn müſſe, und brachte ihn ſo gut er konnte, den kurzen Weg zurück nach Hauſe. Durch die Hilfe des Baders, der ſchnell herbeygerufen kam, wurde endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen Aglais wieder zu ſich ſelbſt gebracht. Wild ſah er umher, ſtaunte ob der Menge, die ihn umgab, und ſein blutendes Herz wußte in dem Augenblick des höchſten Schmerzes der Menſchenhilfe ſchlechten Dank, daß man ihn noch von den Pforten des Todes zurückriß. Mittlerweile hatte ſich die Neugierde der Umſtehenden des Briefes bemächtiget, den Aglais in Händen, und der Schulmeiſter im erſten Taumel des Schreckens ſelbſt nicht bemerkt hatte, und das Geheimniß ſeiner Liebe lag baar vor aller Augen.

Den zweyten Tag befand ſich Aglais etwas beſſer; die Kräften der Sinne fanden ſich wieder ein; aber nun erſt fühlte ſeine Seele den Schmerz in ſeinem ganzen Umfange. Er litt niemanden um ſich; allein, ſich ſelbſt und dem raſenden Schmerze überlaſſen, verſchloß er ſich in ſein Zimmer, jammerte, weinte, und bohrte die geſchlagene Wunde immer tiefer. Er ſtellte ſich Louiſen als das arme, unſchuldige Opfer des Eigennutzes und der Grauſamkeit ihrer Eltern vor, und glaubte, ihr Herz würde eben ſo viel, eben ſo heftig leiden, als das ſeinige.

Noch immer durchlas er den ſchändlichen Brief, und mit Schaudern und Entſetzen erinnerte er ſich itzt, daß nur noch anderthalb Tage zwiſchen ihm und Louiſen — zwiſchen ihm und ſeinem Leben wären. Noch am Abend beſtellte er ſich das beſte Pferd, das im Dorfe aufzubringen war, und jagte damit die ganze Nacht durch der Stadt zu. Am Morgen kam er an, und in 14 Stunden hatte er einen Weg von mehr als 12 Meilen zurückgelegt. Alle erſchracken als ſie ihn ſahen, denn er ſah fürchterlich aus — wild und zerſtört, wie einer, der Tod und Verwüſtung im Buſen trägt. Man ſcheute ſich, ihn vorzulaſſen, aber er drang ſich ein, und in voller Haſt auf Louiſens Zimmer. Eben ſaß ſie am

Nacht-

Nachttisch und beschäftigte die künstlichen Hände ihrer sinnreichen Zofe, die heut das Meisterstück der Kunst an ihr zu machen sich befliß.

O meine Louise! — — war alles, was Aglais auf sie hinstürzend hervorbringen konnte. Die Schöne erschrack, und ein heftiger Schrey rief alle Leute im Hause herzu, um der Braut gegen den Wahnsinnigen, wie sie ihn nannten, beyzuspringen. So einen Narren hätte ich auch zum Schwiegersohn haben mögen, murmelte Louisens Vater für sich hin; und nun vernahm Aglais selbst aus Louisens Munde, die ihm mit ihrer Mutter die possierlichsten Vorwürfe über sein unanständiges Betragen machte, wie schändlich man mit ihm gehandelt habe. Er verlor alles Bewußtseyn, und Wuth und Schmerz kämpften gegen sein unglückliches Leben. Die ganze Gesellschaft lachte sich herzlich satt über den lustigen Donquixotte, Räff des jungen Thoren, und Aglais wurde mit Schimpf und Hohn zum Haus hinaus getrieben.

Aglais wurde mehr todt als lebend in den nächsten Gasthof gebracht, wo man alle Anstalten zur Rettung seines Lebens traf. In wenig Tagen darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit; ein heftiges Fieber tobte in seinen

Adern, und die Aerzte verzweifelten an seiner Genesung.

Aglais war schon fünf Tage von dem Orte abwesend, wo er die Stelle eines Einnehmers verwaltete, und am zweyten Tage nach seiner Abreyse wurde schon Bericht an die Regierung über seine heimliche Flucht, wie man es nannte, abgestattet, und es wurde eine Commißion niedergesetzt, den Stand der Sachen, wie er ihn hinterließ, zu untersuchen.

Sieben Wochen lag Aglais krank; sieben Wochen rang der Tod um ein Leben, das ihm Aglais selbst willig würde hingegeben haben, wenn es ihm nicht die mächtigere Kunst aus den Händen gerissen hätte. Aber während der Zeit arbeitete die Bosheit der Menschen und des Schicksales an seinem gänzlichen Verderben.

Aglais, von jeher in allen seinen Handlungen Ordnung und Genauigkeit gewohnt; noch mehr aber in seinen Berufsgeschäften darauf bedacht, hatte immer seine Cassa und Rechnung in so gutem Stande, daß er alle Stunden bereit war, Rechenschaft darüber zu geben. Aber man zerrüttete boshaft die Ordnung, und legte dem ehrlichen Manne Nachläßigkeit zu Last, wo die

strenge

strengste Genauigkeit herrschte. Nichts von allem, was vorgieng, konnte der Unglückliche verhindern; er konnte sich nicht rechtfertigen; denn er wußte nicht einmal, wie schändlich man mit ihm handle; war krank, und die meiste Zeit von Sinnen. Der Dienst wurde ihm genommen, der größte Theil seines Vermögens, den er als Caution hinterlegen mußte, ward der Raub des schändlichsten Bubenstücks, und man gab ihm nicht einmal ein Pension. Aglais genaß, und v nahm diese Nachricht mit so einer gefühllosen Gleichgültigkeit die alle Leute, die ihn kannten, in Erstaunen setzte, aber wenig Seelen zum Mitleiden bewegte. Das Uebermaß des Schmerzes, das höchste Leiden, das er schon geduldet hatte, machte ihn stumpf, noch mehr zu fühlen, und die Krankheit hatte seine Sinne zu sehr geschwächt, seinen Körper zu sehr entkräftet, als daß diese schreckliche Nachricht mit ihrer ganzen Macht auf ihn hätte wirken können. Der Körper lebte noch ein schwaches, animalisches Leben; aber der Geist war todt, und Aglais glich einige Zeit mehr einem Automat, als einem Menschen.

Die Leiden der Seele heilet kein Arzt, und der köstlichste Balsam mag in die Wunden des Herzens fließen; sie werden immer bluten; Aglais genaß

von dem hitzigen Fieber, das ihn überfallen hatte, der Tod wich von seinem Krankenbette, aber der Schmerz, sein treuer Gehilfe, blieb im Herzen zurück.

Noch ein Vierteljahr wandelte Aglais Schatten — er selbst war es nicht mehr — unter den Menschen; aber er floh sie, wie der furchtsame Wanderer die tödtende Schlange; er vermied ihren Anblick, wie den giftigen Basiliskenblick, und ihre Stimme war seinem Ohr peinlicher als Raabengekrächze und fürchterlicher als Wölfegeheul. Die letzten Tage seines Lebens kam er nicht mehr von seinem einsamen Zimmer, und alle Reize der ländlichen Fluren, Busch und Wald, alle Schönheiten der Natur lockten ihn nicht, unter die Sonne zu gehen; er genoß wenig; alles war leer und öde um ihn. An einem Morgen fand man ihn tod zur Erde liegen, und des unglücklichen Augusts Geschichte auf dem Tische aufgeschlagen. In seiner Schreibtafel fand ich noch einige Bruchstücke, die ich hieher setzen will, und nachfolgenden Aufsatz in seiner Brieftasche.

Den

Den 20ten Windmonats.

Ich habe bemerkt, daß oft einer, der die Wahrheit predigt, sie von niemand andern hören will, weil er sich aus Stolz für den alleinigen Innhaber derselben ansieht; oder — ja! ich hab es erfahren — er selbst kennt die Göttliche nicht einmal.

Seyd nicht zu voreilig in eurer Verehrung für diesen Mann; er predigt euch die Tugend, wie der Wolf die Sanftmuth und der Fuchs die Ehrlichkeit; aber er ist räuberischer als ein Wolf und listiger als ein Fuchs. Er will nur aus der Tugend Gewinn für seinen Eigennutz ziehen.

Seht! der trägt die Fackel der Aufklärung vor sich her — mit unter reicht ihr auch wohl das dampfende Pech — er verbreitet Licht über den Erdkreis, und ihr seht — daß der Wolf einen Schafspelz trägt, und der Fuchs im gleißnerischen Busgewande kriecht, daß der Tieger euch mit falsch lächelnder Freundlichkeit vor der grimmigen Mine des Löwen warnt; — aber euer Verderben ist deßwegen nicht minder gewiß; — ihr seht nur, damit ihr seht, wie unglücklich der Mensch in der Welt ist; — alles ist Licht, und

im Herzen des Fackelträgers selbst liegt dicke, geistliche Finsterniß. Ich mögte mehr darüber sagen — —

Der Reiche hört nicht gerne von Mitleiden, und Wohlthun nennt er Verschwendung; aber er wirft tausend in den Schoos seiner Buhlerinn, und verschweigt das Antheil von zwanzig Familien, die seinetwegen verschmachten müssen, in einer Nacht.

„Junge! was machst du da mit den Büchern?„ Will was lernen. „Daran thust du nicht „wohl. Hast du denn kein Geld?„ Sehr viel. „Und bist von Geburt?„ — Mein Vater stammt in gerader Linie von Longinus ab. „Was willst „du nun mit den Büchern? — Werde was dein „Ur — ur — Grosvater war, und laß Weiß „heit denen, die von nichts bessers zu leben „haben.„

Das war noch ein Spruch von meinem alten Spleen; aber er ist zu hart: Man malt den Teufel mit Bocksfüssen, und einem Affenschwanze, setzt ihm einen Schweinerüssel an den Rumpf, mit langen Satürohren und Hörnern; und macht ein schwarzes Abentheuer daraus, um ihn recht scheußlich vorzustellen; aber man gebe

ihm

ihm die Gestalt eines boshaften Menschen, so hat er alles in allem.

Gute Nacht, Freund! „Nicht doch! es ist ja noch heller Tag.„ Ey, siehst du denn nicht, daß alles schlafen gehen will, weil man überall die Lichter auslöscht. — —

Den 25ten Windmonats.

Gott segne Louisen! Sie war klug, und ich ein Thor; das ist die allgemeine Stimme. — —

Aber sie hätte mir doch sagen können, daß sie mich nicht liebt, und daß sie den reichen S * * * höher schätzt, als mich; und ihre Aeltern hätten zu mir sagen können: „Hören Sie, Aglais, wir sind mit Ihnen zufrieden, und Sie sollen unser Schwiegersohn werden, wenn nicht unterdessen ein reicherer und angesehenerer Mann um unsere Tochter wirbt; „ — aber sie verstanden mich nicht, und ich sie nicht; das war bös. — — —

Den 30ten Windmonats.

Seltsam! Ein Bekannter von mir gab mir heut die Liste von den Unglücklichen, die unter seiner Amtsverwaltung sind hingerichtet worden. Es waren arme Taglöhner, denen nur die einzige Wahl zwischen Hunger- und Henkertod mehr übrig blieb; verelendete Bauern, die ihr Hab und Gut der — — — — hingeben mußten. Verhaßte Waisen des Glücks, die der Drang des Lebens zum Raubthier erniedriget hatte; und hie und da ein Bösewicht, der über der Gränze wieder ein ehrlicher Mann ist. Aber kein reicher, kein angesehener, betitelter Mann: kein Eingefärbigter und kein Papillon. Jenseits des Canals weis ich, daß man seine Herrlichkeit mit dem Hygwaymann an einen Galgen hängt. Ländlich, sittlich! — —

Den 1ten Christmonats.

Es giebt Menschen, daran sich nichts mehr bessern läßt, und versteinerte Herzen, die den Eindruck der Liebe nicht mehr annehmen; ihr Gefühl ist blos körperliches Gefühl; ihr Denken das Denken des Pavians. Die Knute für diese Klötze! — Verschwender sanfte Güte nicht! —

Es

Es giebt viel unheilbare Krankheiten des Körpers; und der Staat sperrt jene, die damit behaftet sind, aus Sorgfalt in ein Siechenhaus, um die gesündern Leute dafür zu schützen; das ist sehr wohl gethan — aber — ach es giebt so viel unheilbare Krankheiten der Seele, und sie sind auch ansteckend, und der Staat hat kein Siechenhaus dafür; aber Städte und darinn Palläste hat er, nun — —

Den 2ten Christmonats.

Heut begegnete mir ein wunderlicher Zufall. Es brannte in der *** Gasse. Das Häuschen eines armen Bürgers stund in hellen Flammen. Alles lief herbey, zu löschen, gaffen, schnattern und stehlen. Allein alle Hilfe kam zu spät; das Häuschen brannte vom Grund ab, und die armen Leute, die darinn wohnten, durften vom Glücke sagen, daß sie der Flamme entrannen. Hie und da, was die Unglücklichen in der Eile und Schrecken noch flüchten konnten, wurde auch was weniges ausgebeutet. Aber, lieber Gott! es verhielt sich zum Ganzen, wie der Pfenning zum Dukaten. Es war ein fürchterlicher, jämmerlicher Anblick. Wie der arme Mann, hingeworfen vom Schmerzen, auf einem Steinhau-

fen

sen lag, und sein Weib neben ihm, und seine Kinder, und zum Himmel schrien, und weinten, die Hände rangen, und immer heulten: Mein Gott! alles hin! alles! — Oh! wer konnte aushalten! Gute Seelen — arm auch und unglücklich — schlichen heimlich hinzu, mit einem beschämten Blicke, und eine Thräne im Auge, und reichten den Abgebrannten, was ihre Noth vermochte. O das stürzte mich vollends nieder.

Da kam auch ein großer, dicker Mann herbey, um und um mit Gold verflecht; er sah mir aus, wie ein voller Weinschlauch, trug die Nase gewaltig hoch, und aus seinem Paar Stieraugen schoß nicht ein Fünkchen Menschenliebe. Der hätte früher kommen sollen, dacht' ich mir, zum löschen; er ist die leibhaftige Antipatie gegen das Feuer. Solche Maschienen sollte man im Staate als kostbare Wasserbehältnisse für den Nothfall aufbewahren. Ja, wenn der ausrucken wollte, musterten die Leute einander ins Ohr, der könnte helfen; mit seinem Taschengelde bezahlte er den ganzen Schaden. — O möchte dein Herz besser seyn, dacht' ich mir, als dein Gesicht; dann sollte man dich der Seltenheit wegen durch ein Marmorbild verewigen.

Mit

Mit vieler Gravität trat er hinzu; ließ sich den ganzen Verlauf der Sache erzählen, und kein Zug in seinem Gesicht änderte sich dabey. Dann schalt er weidlich auf die Nachläßigkeit der Leute, und über eine Weile zog er langsam seine Börse heraus. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und aller Herzen hofften auf seine Güte. Er stürzte das Gold auf seine Hand, durchsuchte sein Silbergeld, und endlich reichte er dem unglücklichen Abgebrannten — — — einen Gulden. Das Angesicht der meisten von den Umstehenden glühte, und heimliche Flüche lasteten seine quapplichte Seele. O möchte dir dein elendes Metall auf der Hand in dem Augenblick verschmelzen, ehe es die Menschheit beleidigt, und ich gäb es dir zu trinken. Dann trat er etwas zurück, stemmte beyde Hände an die Seiten, und sah mit sehr viel Behagen die glühende Brandstätte. Laut drangen die Schmähungen der Leute in sein Ohr, und das Hohngelächter erbitterter Herzen. Der Aerger ergriff mich, und ich konnte mich nicht mehr halten. Ich trat hinzu, und sagte im bittersten Tone: Wie gefällt Ihnen das Stück? Nicht wahr, eine lustige Szene, und so wohl getroffen? Das Feuer so natürlich, und die Aktion der Leute, die die Hauptrollen in dem Stücke spielen — alles pure Natur.

Mit einer verwundernden Schafsmiene ſah er mich an, lachte, und riß das Maul auf, wie ein hölzerner Bengel, womit die Buben die Nüſſe aufknacken. „Er Narr er, fieng er an; ſind wir denn in einer Komödie?„ Ich denke ſo, denn ſie haben ja eben ihr Entreegeld bezahlt. Aber belieben ſie zurück zu tretten — zurück — zurück — weit hinter den Pöbel; denn hier iſt das Nobel Parterre, und Sie haben ſich nur auf den letzten Platz abbonirt. — — — —

Den 17ten Chriſtmonats.

Mann, mit der catoniſchen Strenge, deine Tochter iſt eine — — — dein Sohn iſt ein Taugenichts; und Wildling; und deine Frau betrügt dich. — Du willſt mir nicht glauben? Du predigſt ihnen von Morgen bis Abend, hältſt die ſtrengſte Ordnung, und donnerſt ihnen deinen Unterricht ins Ohr — aber nicht ins Herz. Sie fürchten dich, wie der Affe ſeinen Herrn — der Schläge wegen, aber lieben dich nicht, und ſpotten dir hinter dem Rücken, und raffiniren deſto feiner auf Betrug, je ſorgfältiger du ihnen auflauerſt. — —

Den 18ten Christmonats.

Das weibliche Geschlecht ist in seinen Foderungen höchst unbillig. Wenn eine Frau treulos gegen ihren Mann ist, und von einem Liebhaber zum andern flattert; so eifert sie doch mit Mann und Liebhaber. Sie fodern Treue, und halten selbst keine.

Hören Sie, Freund! sprach heut F*** zu mir, ich bin unglücklich, höchst unglücklich. Bedauren Sie mich, trösten Sie mich; schaffen Sie mir Rath! — „Was ist Ihnen widerfahren?„ O ich liebte ein Mädchen — liebte es unaussprechlich. Sie war arm; aber ich glaubte sie wäre gut. Die reichsten und ansehnlichsten Schönen der Stadt machten mir Anträge; und ich stieß sie zurück. Aber für meine Ehrlichkeit wurde ich betrogen, und für meine Liebe zum elendesten Menschen gemacht. Meine Frau ist schön, reitzend, jung; ich fand Tugend in ihr — oder wähnte es wenigstens, eine in ihr zu finden; aber sie ist eine wahre Furie. Neidisch, zänkisch, unverträglich mit aller Welt, sie affektirt gegen mich die strengste Tugend, und buhlt mit andern; ist einbilderisch — o ich weis es nicht alles zu sagen — und doch liebte ich sie noch;

wollte mit aller Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihren Thorheiten und Launen ausweichen; aber sie sagt es mir nur zu deutlich, daß sie mich heurathete, um einen Mann zu bekommen, der ihr Vermögen und Ansehen leihet, um wohlleben zu können. O Freund! ich verwünsche die Tage, und zittere, wenn die Nacht einbricht, denn mein Pfühl trocknet nie von meinen Thränen. Alles, was Liebe und Rechtschaffenheit des Mannes mir einrathen kann, hab ich schon versucht, und — immer vergebens versucht.

Der Gedanke, meine Frau, so viel möglich, auf bessere Wege zu bringen, durch Liebe ihre Gegenliebe zu gewinnen, ihr Herz der Gefühle des Guten und Schönen empfänglich zu machen, war seit einiger Zeit die einzige Beschäftigung meiner Seele — der Gedanke des Tages und der schlaflosen Nacht.

Gestern, von den vielen Leiden ermüdet, schlummerte ich ein, und der sanfte Schlaf wiegte mich in einen der schönsten Träume. Ich sprach mit meiner Frau in den zärtlichsten Ausdrücken der Liebe und des Wohlwollens über ihr Betragen — so träumte mir. — Meine Beredsamkeit, meine Thränen, meine Liebe rührten sie;

ſie; die Schaamröthe — die ſchönſte Schminke dieſes Geſchlechts — bedeckte ihre Wangen, ihr Auge ſchwamm in Thränen; zitternd umarmte ſie mich, bat mich ſchluchzend um Vergebung über ihre Ausgelaſſenheiten, und das reumüthigſte Bekenntniß ihrer Thorheiten floß von den Lippen — — welche Freude! welch Entzücken! — Ich ſah einen Engel vor mir, und ihre Reize waren ſo mächtig, daß ich ihr alles — alles — auch Anſchlag zum Mord würde vergeben haben, und ſchon machte ich mir den Vorwurf, meine Reden möchten ſie gekränkt haben. Alles, was ich ihr ſagte, ſprach ich wirklich, denn ſie wurde darüber wach, und hörte folglich alles. Ich wollte ſie umfangen, küſſen, ſtürzte auf ſie hin, und — — prellte durch einen unfreundlichen Stoß zurück, den mir meine wachende Frau gab. O der Traum! — —

Den 19. Chriſtmonats.

Heut erhielt ich dieſen Zettel. Ich kenn' die Hand nicht, und den Boten nicht. Aber er iſt merkwürdig.

Mein Herr!

Ich erfuhr Ihre traurige Geschichte mit Louisen; ich bedaure Sie von Herzen: aber vergessen Sie die Undankbare, sie ist keiner andern Rache werth. Ich schäme mich, und unser ganzes Geschlecht muß sich ihrer schämen, und wundere mich nicht, wenn Sie alle Liebe aus Ihrem Herzen gerissen hätten, und uns für eine abscheuliche, giftige Natterbrut ansähen. Sie sind schön, einnehmend gebaut, liebenswürdig und gefallen einer Person, die Sie mehr liebt und besser denkt, als Louise. Heut Abends um 9 Uhr erwartet Sie in der Regengasse an der Federecke ein Wagen, der Sie hinterbringen wird zu

Ihrer ꝛc.

Den 20sten Christmonats.

Welch ein Herz! — Welche feile Geschöpfe! Die Neugierde verleitete mich; ich kam zur bestimmten Stunde, und fuhr — — — Ich kannte sie; es war die Baroninn Th**. Ich stund da glühend vor Schaam, und zitternd vor Schrecken, und knirschend vor Wuth. Wie! Sie

öffen

äffen einen Unglücklichen! wars alles, was ich sagen konnte. „Sie übereilen. Ich liebe Sie, und wenn Sie klug sind — ich habe Ihr Glück in meiner Hand.„ — . Sie? — Der Herr Baron sind doch nicht gestorben? — „Haha! Thut der was zur Sache? — — — — — — So! — — —

Den 21ten Christmonats.

Was ist dem Menschen noch heilig? Wo ist noch ein Name, so groß, so ehrwürdig, daß ihn nicht der Mensch schändete? Gott, Menschheit, Tugend, Liebe, Freundschaft, Ehre, Gerechtigkeit — sie mußten zum goldenen Deckmantel seines schwarzen Herzens dienen. Stolz, ungenügsam und böse würde er den Weltkörper zerschmettern, wenn er Macht hätte, und die Trümmer dem Schöpfer ins Angesicht werfen. Die Fabel von den Gyganten ist so ungereimt nicht. — —.

Wie gehts, mein Herr? „Immer schlechter.„ Wie das? Sie sehen ja itzt um viel besser aus, als vor einigen Wochen? — „Desto schlimmer; so fürchte ich noch einige Monate leben zu müssen.„

Den 22ten Christmonats.

Ich kann nicht glauben, daß es Menschen giebt, die die geheime Kunst besitzen, die Seelen der Verstorbenen auf die Erde zurück zu rufen. Der einzige Trost des Menschen, doch jenseits vor Menschen Ruhe zu finden, wäre verlohren; alle Hofnung, jemals ihren Verfolgungen zu entgehen, wäre dahin. Sie würden die ehrlichen Seelen guter Menschen, die im Leben das Spiel ihrer bösen Leidenschaften waren, auch im Reiche der Ruhe nicht ungeschoren lassen; sie würden sie aus der Ewigkeit herüber holen, und — weis Gott! was sie alles daraus machten.

Aufwarten, zu ihren Füssen liegen, die Schleppe tragen und — vorzüglich Geld aufschwärzen — das wäre gewiß der Auftrag, den die Seelen von Menschen bekämen. Ich habe mich mit dieser Idee oft unterhalten. Ein jämmerlicher Schulfux würde den Virgil und Horaz beschwören, und den alten Homer den Musen aus dem Schoose reissen, um ihm seinen Commentar vorzulesen, den Homer nicht verstehen würde. Hortensius und Cizero würden das unglückliche Schlachtopfer der Advokaten werden, und Sokrates — — — — Gott bewahre uns vor dieser Wissenschaft!

Aber

Aber von einer andern Seite betrachtet, wäre es doch auch spaßhaft. Mulei Ismael und Christier würden nun die Sklaven eines ihrer Unterthanen werden, dessen Vorfahren sich einst für sie zu Tode arbeiten mußten. Und — Physiognomie der Seelen könnte man gründlich studieren. Wie so manche reitzende Schöne würde da eine abscheuliche Figur vorstellen, und die Seele eines mächtigen Dickwanstes vor Dürre kleppern, wie ein Skelet. Und die Moralphilosophen, denke ich, würden eine andere Etik schreiben, wenn sie die kranken Seelen sähen. Es giebt wirklich kranke Seelen unter uns. Einige haben die Schwindsucht, gar viele den Schwindel, den Aussatz und unheilbaren Siechthum; viele den Schnuppen, und eine Menge sind lahm, bucklicht, schielend — oder gar blind. — — —

Den 23ten Christmonats.

Louise hat mich wohl vergessen, das denke ich, wie sollte sie auch anders. Ihr Auge kannte mich vom Sehen; aber ihr Herz kannte mich nie, und nun — im Zirkel der Freuden, der Wohllust — die Gebieterinn des Glücks — von feilen Schmeichlern umgeben — ganz das Kind

am Gängelbande der Thorheit — beſchäftigt mit den Kunſten des Putzes und der Galanterie — wie ſollte ſie meiner gedenken: — aber wenn ſie mich ſo von ungefähr ſähe — ich ſie mit einem feſten, kühnen Blicke durchſchaute — ob ihr Auge das meinige nicht vermied — ob wohl ihr Herz ganz ſchwiege — nicht Beklemmung, nicht Bangigkeit fühlte? — — —

Ach! ſie ſah mich, und ich ſie, als ſie in einem prächtigen Wagen vor mir vorbey rollte, und mein Blick prallte ab von ihrer Bruſt, wie der Pfeil vom Harniſch. Mit einem ſtolzen Achſelzucken ſah ſie den Beregnaten an, und keine Linie in ihrem Geſicht wich aus ſeiner Ruhe. Ach, lieber hätte mich ihres Pferdes Huf erſchlagen, und ihr Wagenrad zermalmt. Ich begreife es noch nicht. — —

Den 22ten Chriſtmonats.

Ach! wie unglücklich iſt ein Herz, das fühlt, und ein Kopf, der denkt; eſſe, trinke und ſchlafe wohl, daß du groß wachſeſt und ſtark wirſt. — Klötze, Drahtpuppen und Marionetten-Menſchen ſind hier die glücklichſten Geſchöpfe, denn ſie denken und fühlen nicht, und ſchmiegen ſich willig in alle Geſtalten, die man ihnen geben will.

Warum

Warum iſt der Betrug ſo ein allgemeines Laſter unter den Menſchen? — Ich denke, die Frage will ich mir leicht ſelbſt beantworten. Unſere Sinne betrügen uns; Kopf und Herz täuſchen uns; die Schwäche unſerer Kräften, Eitelkeit und Mangel an Einſicht machen, daß wir uns gerne ſelbſt betrügen, und den Betrug nur zu oft nicht fühlen, und ſogar Gefallen daran finden, wenn wir auch wiſſen, daß es Täuſchung iſt. Warum ſollte ein Menſch den andern nicht betrügen? —

* * *

Dieſes iſts nun alles, was man aus Aglais Leben ſammeln konnte. Es ſind Bruchſtücke der Schwärmerey. Aglais erhitzte Einbildungskraft ſah die Welt von einem ganz andern Geſichtspunkt, als ſie wirklich iſt. Man ſieht aus allem, wie ſehr der Menſch von Umſtänden abhangt; bald iſt ſeine Schreibart ſanft herabgeſtimmt, bald erhöht ſchwärmeriſch, bald empört, und mit Ausdrücken gefüllt, die ich manchsmal wünſchte, daß ſie keinen Platz in ſeiner Schreibtafel hätten; allein ich wollte nichts ändern. Für den, der denkt, und das Herz der Menſchen kennt, werden dieſe Bruchſtücke einen Stoff zum Nachdenken geben;

es

es iſt ſo viel Wahrheit darinn. Folgende Stücke fand man noch unter Aglais Schriften.

Aufſätze.

Heilig ſind die ſtillen Freuden der Natur. Heilig die Stunden der Liebe. Dank dir, Freundinn! für die Wonne, die du mir ſchenkteſt. Hie will ich ſie hinſchreiben, die Stunde, als eine der ſeligſten meines Lebens, die Stunde eines Frühlingsabends. Der Mond glänzte am Himmel, ſanfte deckte der Schleyer der Nacht die Gegend, als ich, trunken von Freuden, an den Armen der Beſten wandelte.

O! ich könnte ſo ganz für ein Geſchöpf leben, das auch ganz für mich lebte.

Ich wollte mich mit der Liebſten meiner Seelen in eine Nußſchaale einſperren laſſen, und mir einbilden, daß ich König wäre.

Aber wo iſt das Weib, das wirklich fühlt? ihr Putz iſt alles für ihr kändelndes Herz, Koquetterie füllt jede Lücke aus, wo ſoll noch Seelengefühl einen Platz finden?

Meine

Weine nicht mehr um mich, deine Thräne hat keinen Werth mehr für meine Seele.

Ich sah dich für Hunde und Katzen zärtlichere Thränen vergiessen, als für deine Freunde. —

Es ist doch was trostvolles, einer Person so werth zu seyn, als eine Katze. O du edle Katzenliebe du!

Es ist doch hart, ganz für seinen Freund leben zu wollen, den ganzen Tag über für ihn arbeiten, und es nicht dahin bringen zu können, daß man den guten Mann einem Thier vorziehe. —

Verschliesse in dein Herz, was dich kränkt, und denke, du lägest in einem schweren Traum, es wird besser gehen beym Erwachen. Ich fand es edler, mich kränken zu lassen, als andere zu kränken.

Ich ward oft, sehr oft, und schändlich betrogen; aber der Gedanke sey Heil für mich, ich habe niemanden betrogen, als mich selbst.

O ihr guten Kinder! ihr machet mir viele Freude, wenn ich euch sehe; aber daran denken darf ich nicht, daß wir in einer bösen Welt sind. — — —

Ich liebe alle Menschen, und wenn mich auch ihre Thaten kränken, so kann ich doch keinen hassen. Liebe! Liebe! ich fühle, daß mein Herz für dich allein geschaffen ist. Liebe, aber was ist Lieben ohne Gegenliebe?

Warum hast du die Freundschaft auf den Lippen, und den Haß in deiner Seele, sag mir, daß du mein Feind bist, glaubst du denn ich werde dich minder lieben?

Verstelle dich nicht, wenn du auch die Maske trägst, so lese ich doch in deinem Auge, was du denkest, es giebt grose Buchstaben im Menschenaug, aber jeder kennt sie nicht. —

Hier siehst du mit keiner lächelnden Miene, mit Freundschaft auf deinen Lippen, und teufliche Bosheit im Herzen. Hier siehst du, Böser nicht, diese Note soll ein Monument für dich seyn, daß es dir an Satansboßheit nicht fehlte, sondern nur an der Macht; mit glühendem Griffel hab ichs ins Herz gekramt, keine Zeit soll deine That verlöschen, verzeihn will ichs dir, aber ewig will ich dich scheuen, wie man Wölfe scheuet, die Lämmer zerreissen. Ungeheuer! mußtest du ein Mensch werden um schlimmer zu seyn, als ein Wolf.

O schl.

O schöne, edle Ordnung! der Schuft ist immer über den ehrlichen Kerl, und der Schurk wichtiger als der Gute; bald kann ich es nicht mehr aushalten.

Ah! wenn ich nur eine Narrenkappe hätte, und wenn sich nur mein Kopf unter diese Kappe schicken könnte, ich wollte in der Welt recht weit kommen.

Edler, guter, theurer Freund! du verdientest bessere Menschen zu deinen Dienern.

Ah! wie man dich bethört, wie man dich belüget, o könnte ich die Larven diesen Scheusalen vom Gesicht reissen.

Ich finde wenig Vergnügen an den rauschenden Freuden der Welt; die einsame Hütte des Landmannes, das ruhige Gestade eines ländlichen Baches, den kühlenden Schatten der Linde, zieh ich weit den lärmenden Freuden der Stadt vor.

Ich fühle mich manchmal wie eine Blume, der man die Nahrung des Himmels entzog, ich schmachte und welke.

Die Rose daurt nur einen Monat durch, die Distel daurt länger, ich will lieber eine Rose seyn,

seyn, als eine Distel, wenn mich auch mein Schicksal bald entblättert.

Ich suche immer und finde nicht, mein Herz ist so gedrängt, ich fühle mich einsam unter Menschen, und finde Ruhe, wenn ich ganz allein bin, denn ist mir als wenn etwas Unsichtbares um mich wäre, das meine Thränen trocknet, und mir ins Ohr der Seele flüsterte, es wird dort besser werden.

Wenn ich sterbe, so soll dieses mein Trost seyn, daß ich vielen Menschen Gutes that, die es mir mit Bösem vergolten haben. —

Ich habe viele Schulden herein, verlange nie eine Bezahlung, wenn es Gott nur meinen Freunden vergeltet, denn ich bin ein ehrlicher Mann, und kann ihnen nichts hinterlassen.

Wenn ich zum Sterben komme, und traurig werden soll, so will ich denken, daß es in der Welt Juristen und Theologen giebt, Advokaten und Richter, und ich will froh seyn, daß ich sterbe.

Freundschaft, nur du bist wahre Liebe, aber gereinigt von allen Schlacken; du bist der keusche

sche Genuß einer unsterblichen Seele; erwärmende, gütige, reine Leidenschaft, Leidenschaft der Engel, die sie gegen verschwisterte Engel entzündet!

Lüsterne Gedanken, freche Begierden mischen sich nicht in deine heilige Flamme; du strebst edler und höher empor, und erleichterst die Brust von Gedanken, die sie zur Erde drücken, und erfreust sie mit himmlischer Wonne.

Dich, himmlisches Geschenk, gaben die Götter den Menschen, um alle Last des Erdwehs von ihnen zu nehmen, und die Freuden des Himmels ihnen kosten zu lassen.

Gott! der du die Liebe bist, entbinde meine Zunge von den Fesseln der Vorurtheile, und laß dich meinen Brüdern verkünden, daß du die Liebe bist.

Sie sollen von mir nicht sagen, daß meine Zunge stammelt, wenn ich von dem rede, der die Liebe ist.

Ich will mich nicht an die Schwellen des Tempels setzen, den die Hände der Sterblichen dem Unendlichen erbaueten: in der blumichten Wiese, im einsamen Thale, will ich den verkündigen, dem die Blumen Gerüche düften, und die Lerchen am Morgen lobsingen.

Da will ich mich ins Heiligthum der Natur wagen, der Stimme horchen, die mein Herze spricht, und der Ahndung Gehör geben, die vom Himmel mit dem Thaue strömt, das die Rosen im Gebüsche, und die Lilien im Felde labet.

Aus den edelsten Bildern der Natur will ich die Farben entlehnen, um den zu malen, den mein Herz anbethet, und mein Pinsel soll herrlicher seyn, als der Pinsel eines Cherubs, der dem schwachen Auge des Sterblichen die Gottheit zum Erstenmale in der Sonne mahlte. —

Dort, wo der Gesang der Nachtigall tönt, im schattichten Laube, im Rosengebüsche, wo die Grasmücke singt, im vielfärbigen Felde, wo die Biene mit Honig sich füllt, im grünenden Thale, wo murmelnde Bäche sanft rollen, in blumichten Auen, da fühl ich das Daseyn der Liebe, das Daseyn der Gottheit.

Entzückung reißt mich dahin — wo bin ich! ich fühle den kühlenden West, Erquickung haucht er auf meine glühende Wange, Gerüche von Balsam düftet die Rose für mich, und stärkende Labung wird mir die Erdbeere, sie wachset für mich an majestätischen Tannen, und winkt

mir

mir, und Labung fließt mir ins Herz, gepreßt aus ihren aromatischen Säften. Wer giebt mir dieses Wonnegefühl, wer als der, der mich schuf, der mich liebte, der Unendliche, der die Liebe, der Gott ist. —

* * *

Weiters fand man ein Portrait, eines edlen sanften Frauenzimmers; es war so überschrieben.

Du allein sanftes Geschöpf warst Iglais Freundinn, du warst und bist nicht mehr, jenseits will ich dich wieder finden.

Bey diesem Porträit, war auf abgerissenen Blättern nachstehendes geschrieben.

Mein Gott! du hast mich zu früh auf diese Welt gesetzt, vielleicht wird die Nachkommenschaft dich besser erkennen, und edler vor deinen Augen wandeln.

O Schöpfer der Welten! wache über die, die das heilige Werk deiner Hände verstalten.

Ruf die Mutter zu ihren ersten Pflichten zurück, und die Väter zu ihren Handlungen der ersten Menschen.

Das was die Menschen einst als den Segen des Himmels ansahen, betrachten sie nun als Fluch, und du Unendlicher hast doch ihre Freuden nicht geändert.

Wie unsinnig die Menschenkinder sind; sie hangen so gerne am Wunderbaren, und verkennen die Wunder des Vaters der Natur. Sie schätzen die zerbrechlichen Werke ihrer Hände höher, als die unsterblichen Wunderwerke eines Gottes, aus dessen Meisterhand die Natur, der Bau der Welten kam. Sie preisen das kindische, zerfällige Machwerk ihrer Hände, und sehen gleichgültig die ganze Schöpfung an; staunen über Kartenhäuser, die ein Hauch stürzt, und sehen ungerührt Millionen Sonnen sich nach ewigen Gesetzen in ihrem Kreise drehen.

Sie verweilen bey künstlichen Szenen, bey täuschenden Gemälden, und verlassen das erhabene Schauspiel, das ihnen die Natur darbeut; entziehen ihr Auge den großen Wirkungen der Himmelskörper. Ich sah sie, die Thoren, die Sonne verlassen, um sich bey dem blassen Scheine ihrer Fackeln zu versammeln; ich sah sie, ihr verwöhntes Ohr vor den kunstlosen Gesängen der Vögel verschließen, um sich bey dem disharmonischen Lärmen ihrer rauschenden Instrumente zu entzücken.

Gott

Gott der Natur! du gabst dem Menschen lachende Wiesen und erquickenden Schatten, und sie bauten sich dicke Mauern, schlossen sich in enge Gefängnisse ein, die sie Städte nennen. Da häufen sie sich auf, wie eine Heerde Sklaven; einer drückt den andern, und sperrt ihm den freyen Athem, anstatt daß sie sich über Gottes Erde ausbreiten, ohne einander schädlich zu seyn. Sie sammeln sich nur auf einigen Punkten des Erdkörpers, und den größten Theil der übrigen Oberfläche lassen sie unbewohnt und ungebaut.

Wohlthätiger Vater der Wesen! du wiesest den Menschen zur sprudelnden Quelle, gabst ihm die nahrhafte Milch der Heerden, den süssen Honig der mühsamen Biene; und er ist mit alle dem nicht zufrieden; er erfand sich berauschendes und tödtendes Gift, das er in geringen Zügen aus goldenen Gefäßen trinkt. Du lässest unzählliche Früchte zu seiner Nahrung gedeihen; aber die heilsamsten Kräuter, alles, was das Pflanzenreich Nahrhaftes und Kräftiges hat, stillet seinen Hunger nicht; wie der reissende Wolf würget er, und Blut muß zwischen seinen Zähnen hervorsprudeln. Die Unmenschen! ihr Tigerherz bebt nicht,

wenn sie das junge Lamm vor den Augen ihrer Mutter schlachten. Die Undankbaren! sie führen den arbeitsamen Ochsen, noch vom Schweiße triefend am Pfluge, nach Haus, und er fällt unter ihrer meuchelmörderischen Axe! Diejenigen, deren Felder er so erst befruchtet hat, schmausen itzt von seinem noch zitternden Fleische.

Herr! sag mir, wo ist noch ein Winkel der Erde, wo man nach der Natur leben kann! Zeige mir eine öde Insel, einen unfruchtbaren, dürren Felsen, wo der Mensch, ruhig und sicher, deine ewige Gerechtigkeit anbethen könnte! Ha! sieh! der blutige Dämon des Krieges, und der Geist des Despotismus haben die Welt unter sich getheilt. Ueberall trift man Spuren von ihnen an, und sie reichen sich von einem Ende der Welt bis zum andern die Hände.

Wir haben es weit gebracht. Unsere Frauen sind stolz auf die Unfruchtbarkeit, und rechnen sich ihre Richtigkeit zur Ehre. Sie sind unempfindlich bey den unschuldigen Liebkosungen eines Neugebohrnen. Man will immer die Blumen aus Amors Rosenmonate pflücken; aber nicht Hymens Früchte erwarten. Er stürzt die heilige Fackel, und bedeckt mit den Händen sein trauerndes Angesicht, um nicht die ärgerlichen Auftritte

sehen

sehen zu müssen, die täglich seine Altäre entheiligen.

Wir sind in den Zeiten der Aufklärung und Verfeinerung, und verlieren immer mehr vom Menschen; unsere Sinne werden gröber und unsere Begierlichkeiten immer thierischer. Der Geschmack an anständigen Vergnügungen, an den feinen Gefühlen unschuldiger Freuden ist nun vorbey; das übersättigte Herz des heutigen Menschen nimmt nicht mehr Theil an den sanften Freuden der Natur.

Wenn das Ohngefähr eines unserer modischen Ehepaare mit einem Erben beschenkt, wird er nicht gleich als ein unwillkommener Zeuge der Liebe betrachtet, den man nicht zu lange entfernen kann? Schändlich! — Die Mutter ist ihren eigenen Töchtern ein Stein des Anstoßes geworden, und der Sohn erröthet über seinen Vater, und sein Beyspiel ist ihm ärgerlich. Und die Kinder verweilen nicht lange, die würdigen Nachahmer ihrer Väter zu werden. Aber muß es nicht so seyn, wenn der Mensch beym Laster seine Rechnung besser findet als bey der Tugend? Schmutzige Galanterie führt zu Ehren und Würden. Luxus ist der Mörder der Sitten, und die häusliche Tugend ist aus der Mode.

Die Zeit schaft alles um. Vormals war das Kommerz unter den Menschen ein Tausch mit den Wohlthaten; nun ist die Gastfreundschaft ein schändliches Gewerbe geworden.

Wo ist die Tugend unserer Väter? Wer kennt noch ihre Würde? Scheint sie nicht ihren Werth verloren zu haben, da man Preise auf sie sezt, als wenn sie nicht selbst schon Lohns genug wäre? — Bezahlt man nicht eine gute Handlung, wie eine andere käufliche Waare, und biethet die Kronen der Ehren den Meistbietenden feil?

Die Künste sind von ihrer erhabenen Würde herabgesunken, und nichts Grosses ist mehr an ihnen; die Dichtkunst, das erste, schönste menschliche Talente, biethet sich schaamlos jedem Gecken feil, der ihre Reime kaufen will.

Schmeicheleyen, seder, zweydeutiger Witz, und irrige, verwegene Vernünfteleyen sind der Innhalt der meisten Gedichte geworden. Die Seelen kriechen im Staub, und wenige entschwingen sich auf Adlers Fittigen der Erde gen Himmel, und preisen die Allmacht in hohen Gesängen; die Beredsamkeit grosser Geister ist in Sold der Lüge getretten, und läst sich nicht mehr von dem Sitze der Wahrheit hören.

Man

Man baut dir noch Tempel, aber mit nachläſſigen, faulen Händen; und die groſſen Pallaſte des Vergnügens verdunkeln das Haus des Herrn. Seine Diener ſchämen ſich des Gewandes, das ſie tragen, und kleiden ſich um. Schwer liegt den Cenobiten der Mantel auf ihren Schultern, den ſie ſich zu tragen ſchämen.

Gott meiner Väter! warum behielteſt du mich auf, dieſen Greuel zu ſehen!! — — Verzeihe dem Schwachen, den der Anblick dieſer ſchändlichen Auftritte zu Boden drückt, warum ließeſt du mich nicht in dem goldenen Zeitalter der Patriarchen zur Welt kommen? — Allenthalben haben ſie die Erde beſeſſen, und es iſt keine Höhle mehr, die der Freyheit Zuflucht gewähren könnte. Ach! werde ich denn nimmermehr, ehe ich in die Klüfte des Todes ſteige, mich nur einen einzigen Augenblick der natürlichen Rechte des Menſchen bedienen können? Iſt denn das Grab allein die ſichere Verſchanzung gegen Ungerechtigkeit und Sklaverey?

Gott der Weisheit! Das Leben der Menſchen iſt kurz; es wäre nicht gut gethan, unſere Tage zu vermehren, wie die Sandkörner am Strande des Meers. In deiner unendlichen Weisheit ſaheſt du wohl vor, was wir davon für einen Gebrauch machen würden.

Die ihre Tage unbenützt verstreichen lassen, sind wahrlich so schuldig nicht: aber die sie zum Bösen anwenden; sie rechtfertigen zu sehr deine weise Sparsamkeit. Was machen wir wohl von unserem Leben für einen Gebrauch? Eitle Künste und andere thörichte Beschäftigungen nehmen fast allen Raum desselben ein.

Die Reichen allein geniessen die Früchte des Geistes, und das in Armuth erniedrigte Talent wachet die Nächte seines Lebens für reiche Thoren. Aber von allen diesen glänzenden Arbeiten, was bleibt uns? Ein eitler Name und Mühe. O wie glücklich ist der Weise, der sein Leben nur der Betrachtung der Natur weiht, und sich ihrer Werke freut, ohne sie mit den seinigen zu vermengen.

Gott der Natur ist unerschöpfliche Quelle der wahren Vergnügen. Um ein guter Mensch und glücklich zu seyn, braucht es mehr nicht, als daß wir zur Natur zurückkehren, und ihr getreu bleiben.

Gott meiner Väter! nun ist es Zeit; rufe noch jene wenigen schönen Tage auf die Erde zurück — bringe sie wieder unter uns, diese heitern, glücklichen Tage, die der Mensch niemals hätte vergessen sollen, und deren Andenken die einzige Freude des armen Aglais war.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

In der nämlichen Buchhandlung ſind auch nachſtehende Bücher im Verlag.

Eckartshauſen, C. v., Erzählungen zum Vergnügen und zur Seelenbildung. 8. 1786. 1 fl. 30 kr.

— — Ueber praktiſch-ſyſtematiſche Einrichtung fürſtlicher Archive. gr. 8. 1786. 36 kr.

— — Ar Lamechs von Sirap der Sündflut entriſſene Geſänge. 8. 1786. 15 kr.

— — Raynald, oder das Kind der Natur und Liebe. Ein Schauſpiel in 4 Aufzügen. 1786. 24 kr.

— — Das Vorurtheil über den Stand und die Geburt. Ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 1778. 12 kr.

Das Wichtigſte für Eltern, Erzieher und Aufſeher der Jugend. 8. 1786. 24 kr.

Handbuch, praktiſches, für Beamte, Advokaten, Prokuratoren, und alle, die ſich der Gerichtspraxis widmen wollen. 8. 1786. 1 fl.

Sailer,

Sailers, J. M., vollständiges Lese- und Gebetbuch für katholische Christen. Zweyte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage; mit 13 schönen Kupfern, und dem pfalzbaierschen Privilegium. 6 Bändch. 8. 1785. 3 fl. 30 kr.

— — vollständiges Gebetbuch für katholische Christen, aus seinem größern Werke von ihm selbst herausgezogen; mit einem Titelkupfer und einer Vignette; zweyte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage; mit pfalzbaierschem Privilegium. 8. 1786. 45 kr.

— — Einleitung zur gemeinnützigen Moralphilosophie, zunächst für meine Schüler und denn auch für jeden denkenden Tugendfreund. gr. 8. 1786. 18 kr.

— — Ueber den Selbstmord für Menschen, die nicht fühlen den Werth ein Mensch zu seyn. 8. 1785. 30 kr.

— — Ueber die Wasserflut in unserm Deutschland zur Ehre der Fürsehung. 8. 1783. 36 kr.

— — die gesegnete Familie aus der alten Welt in 6 Fastenpredigten über das Buch Tobias. gr. 8. 1780. 30 kr.

— — praktische Logik für den Widerleger an den Verfasser der Reflexion wider die Demonstratio catholica. gr. 8. 1779. 40 kr.

Matichelle, S., Bemerkungen über die sonntäglichen Evangelien, für Prediger, Katecheten und Lehrer. 2. Bände. 8. 1786. 2 fl. 15 kr.

Matichelle,

Mutſchelle, S., Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus der Betrachtung der Geſchöpfe. gr. 8. 1785. 45 kr.

— — Geburt und Jugendgeſchichte Jeſu. 8. 1783. 20 kr.

Eterzingers, F., Geiſter- und Zauberkatechiſmus. 12 kr.

— — Bemühung, den Aberglauben zu ſtürzen. gr. 8. 1785. 30 kr.

— — die Geſpenſterercheinungen, eine Phantaſie oder Betrug, aus der Bibel, Vernunftlehre und Erfahrung bewieſen. gr. 8. 1786. 24 kr.

Raynald,

oder

das Kind der Natur und Liebe

ein

Schauſpiel

in vier Aufzügen

von

dem Hofrath von Eckhartshauſen.

München
bey Joſeph Lentner
1786.

Ein bloßes Vorurtheil macht Menſchen groß und klein,
Die wahre Größe kann nur in der Seele ſeyn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
München

Geſchichte.

Als ein Mönch das Pulver erfand, ſo änderte ſich der Charakter der Teutſchen; die Turniere hörten auf; es entſtund der gemiethete Kampfknecht, der Soldat. Nach und nach erſtarb der kriegeriſche Geiſt der Nationen, der ſeinen Adel auf Stärke und Muth gründete; denn was konnte der Arm des Helden gegen den feigen Meuchelmord des Bleyes.

In dieſen Zeiten, als ſchon kein Hauptturnier mehr war; als man ſchon anfieng um Sold zu dienen, und nur noch dort und da bey Adelichen und Rittern einzelne Privatturniere und Scharfrennen gehalten wurden; in dieſen Zeiten gieng die Geſchichte vor, die in dieſem Stücke bearbeitet iſt. Die Anlage iſt aus einer alten Chronik der teutſchen Grafen von * * * entnommen, wovon die Geſchichte S. 120 ſo anfangt:

Geſchichte.

Ihr Groß und Kleinen hört mir zu,
Was ich euch will beſingen.
Der Ritter lag ſchon in der Ruh,
Und ſchlief auf ſeinen Klingen:

Der Himmel war noch ziemlich grau,
Als Agnes voller Thränen,
Sich that beym frühen Morgenthau,
Um ihren Raynald ſehnen.

Denn Raynald war ein wackrer Jung'
Voll Muth und voll von Stärke.
Er ſprach mit einer leichten Zung',
Und that manch' groſſes Werke.

Er war zwar nur ein Hurenſohn,
Hans Howarth gab ihms Leben,
Und lief als wie ein Schurk' davon;-
Das war der Teufel eben.

Der gute Jung', er wuchs halt ſo;
Ein Bar'r hat ihn erzogen;
Sein Herz war ſtark, ſein Muth war froh;
Sein Geiſt war unbogen.

Er

Er warf gar oft auf einen Streich
Zween Ritter hin zum Teufel.
Das machte Ehr' und Ruhm zugleich
Dem Ritter ohne Zweifel.

Franz Howarth ſelbſt in einer Schlacht,
Errettet' er das Leben.
So treflich hat er's nie gemacht;
Das war ſein Glück auch eben.

Franz Howarth, dem der Jung gefiel,
Gab ihn ins Herzogs Dienſte,
Da ſah er viele Ritterſpiel'
Und machte auch Gewinnſte.

Allein ein Zufall gab es an,
Wer unſer Raynald wäre;
Und das verdroß den wackern Mann,
Denn er hielt viel auf Ehre.

Mein meines Bruders Hurenſohn
Kann ich nicht bey mir haben,
So ſprach Franz Howarth öfters ſchon
Zu Rittern und zu Knaben.

Raynald der härmte ſich nun ab,
Verließ des Howarths Veſte.
Graf Eberhard ein Kämpfen gab,
Und hatte viele Gäſte.

Nichts ſchmerzte unſern Raynald ſo,
Als Agnes zu verlaſſen,
Denn dieſes Mädel hätt' ſich froh
Für Raynald henken laſſen.

Doch blieb des Himmels Rache nicht
Für Howarth aufgeſchoben.
Ubald brach Hedwig ſeine Pflicht,
Gieng hin ſich zu verloben.

Ubald war Hedwigs Bräutigam,
Zwar ſonſt ein guter Junge;
Doch als er zu Johannen kam,
Vergaß ſich ſeine Zunge.

Er ließ, beym Gever! ohne Art
Franz Howarths Tochter ſitzen.
Da rieb der Alte ſich am Bart,
Fieng ſchrecklich an zu ſchwitzen.

Geſchichte.

Das Ding ſah nicht zum beſten aus,
Es gieng auf Leib und Leben.
Als Eberhard Turnier und Schmaus
In ſeiner Burg hat geben.

Doch Raynald, den ein Ungefähr
In einen Wald verführte,
Der ſich beſtändig mehr und mehr
In Wildniſſen verirrte;

Der fand — wer hätt' es wohl gemeint —
In einer dunklen Höhle
Hans Howarth, der erbärmlich weint,
Und Buß that ſeiner Seele.

Ach Vater! fieng hier Raynald an
Was macht ihr in der Wüſte?
Was hat ein Menſch ſo arges gethan,
Daß er ſo büßen müßte?

Geht, kommt mit mir auf Howarths Schloß,
Und nennt mich euren Sohne;
Damit ich nicht ſo vaterlos
Auf dieſem Erdrund wohne.

Geſchichte.

Er kam auf Howarths Burg zurück,
Verſöhnte alles wieder,
Und Raynald legte ſich mit Glück
Als Mann zu Agnes nieder.

So giengs Hans Howarths Hurenſohn,
Dem treflichſten der Jungen.
Die Schöne Agnes war ſein Lohn.
Hier hab ich ihn beſungen.

Dort, wo der groſſe Grabſtein harrt,
In unſrer Schloßkapelle,
Iſt Howarths Sohn und Weib verſcharrt.
Gott tröſte ihre Seele! —

Roth-

Nothwendige Vorerinnerung.

Ich verehre den Adel, wenn der Mann der Vorzüge des Standes würdig ist, die ihn ehren.

Es ist edel, von altem Herkommen zu seyn, und eine Reihe Vorältern zu besitzen, die sich durch Tugend und Größe auszeichneten: schädlich aber ist es der Menschheit, wenn der adeliche Zögling stolz auf die Vorrechte seiner Geburt ist, und keine eigenen Verdienste sucht. Für diesen ist dieses Stück allein geschrieben, und nicht für den verdienstvollen Mann, der die Ehre des Hofes, und der Stolz seines Vaterlandes ist.

Ich habe bemerkt, daß manche hoffnungsvolle Söhne von ihrer ersten Jugend an verdorben werden. Von der Amme bis zum ersten der Diener schwätzt man ihnen immer von ihrer Größe vor; man sagt ihnen,

ihnen, welche Menge von Gütern sie einst besitzen, wie reich, wie angesehen sie seyn werden. Der Kopf junger Leute wird gern schwindelnd; sie glauben also alles schon durch die Geburt zu besitzen, was zum Menschenleben nothwendig ist, bemühen sich oft um keine Kenntnisse mehr, und werden mit der Zeit nichts als bloße Edelleute.

Wie traurig ist dieses für den rechtschaffen Denkenden; denn es bringt den Untergang der Familien hervor. Junge adeliche Leute sind immer von Schmeichlern umrungen, niemand sagt ihnen die wohlthätige Wahrheit, wenn nicht mancher Gutdenkende es wagt, im Buch oder auf der Bühne das zu sagen, was man manchem jungen Herrn von Kindesbeinen an hätte sagen sollen. Es ist immer wohl gemeint, wenn man Leuten Vorurtheile zu benehmen sucht, die einen schädlichen Einfluß auf ihr Leben haben können.

Der

Vorerinnerung.

Der Adeliche wird erst groß, wenn er edel ist, wenn er sich durch Verstand, durch Tugend auszeichnet; durch diese allein erhält er erst die Größe seiner Familie, den Glanz seines Geschlechts, und das Wohl seiner Nachkommenschaft. Jeder Edeldenkende wird daher in diesem Stücke nichts auszusetzen finden, indem es bloß zur Belehrung junger Menschen geschrieben ist, die sich einbilden, es sey im menschlichen Leben schon genug, reich und adelich gebohren zu seyn, und daher oft selbst in ihr Unglück rennen, die edlen Thaten ihrer Vorältern durch ihre Aufführung verlöschen, ihre Güter verschwenden, und die Mörder ihres eignen Ruhms und Geschlechts werden.

Personen.

Howarth der ältere, } Brüder.
Howarth der jüngere, }

Raynald, Howarth des ältern natürl. Sohn.

Hedwig, Tochter Howarths des jüngern.

Agnes, eine Verwandte aus Howarths Geschlecht, und Hedwigs Freundinn.

Graf Eberhardt, ein Ritter und Innhaber einer benachbarten Veste.

Johanna, dessen Tochter.

Ubald, Ritter und Verlobter der Hedwig.

Raymund, ein alter Kampfknecht, und Raynalds Freund.

Pinzinger, ein junger Ritter.

Reisige, Kampfknechte, Diener, Räuber.

Die Handlung geht vor in Howarths des jüngern Veste, und in der Gegend um selbe.

Erster

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Vorhof an des jüngern Howarths Burg.

Pinzinger, Raymund.

Pinz. Du willſt mir alſo dieſen Brief nicht beſtellen? Und warum nicht?

Raym. Weil ich mich zu ſolchen Händeln nicht will brauchen laſſen.

Pinz. Knecht! ich ſchlage dir die Ribben entzwey — —

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Raynald, Vorige.

Rayn. Was mißhandelt ihr des Herzogs alten Diener, Ritter! Wer giebt euch das Recht hiezu?

Pinz. Er ist ein Kampfknecht, und ich ein Ritter.

Rayn. Bey Mißhandlungen kömmt es nicht auf Kampfknecht und Ritter an; sondern auf Recht und Unrecht.

Pinz. Er verneinte mir diesen Brief zu bestellen, und ich befahl es.

Rayn. Er wird Ursache gehabt haben. Warum hast du diesen Brief nicht bestellt, Alter?

Raym. Weil ich kein Kuppler seyn wollte.

Rayn. Wenn es so ist, so hast du Recht, und ihr Ritter miethet euch einen Gassenjungen, oder eine Bettel, und nicht des Herzogs Streitknechte, wenn ihr Buhlbriefe zu bestellen habt.

Pinz. Vergeßt nicht Raynald, daß ich Ritter bin.

Rayn. Das Kleid macht nicht den Mann, sondern die Sitte. Ihr entehret dieses Kleid. Ein Ritter, ja wollte Gott! das ihr ein Ritter wäret. Den Namen eines Ritters tragt

ihr

ihr wohl, aber kein Ritter seyd ihr nicht. Was sind denn eure Verdienste? Buhlen und Tändeln! bey nackten Memmen möcht ihr wohl ein Ritter seyn. Pfui! Schämt euch, Pinzinger. Weil euch die elende Schnitzerinn Fortuna aus adelichen Holz zum Ritter gestümpelt hat, so glaubt ihr euch berechtigt Männer zu mißhandeln, die an der Fußsohle besser sind, als ihr am ganzen Leib — — Rauft diesem ehrlichen alten Kampfknecht ein Büschel seiner grauen Haare aus, und macht euch ehevor einen Bart, Ritter! dann kommt wieder; vergeßt aber nicht, vom Herzog den Befehl mitzubringen, daß wir's nun glauben sollen, daß ihr ein Mann wäret.

Pinz. Raynald! ich werde euch zu beklagen wissen.

Rayn. Was klagen? Im Augenblick bittet diesen ehrlichen Mann die Beleidigung ab, die ihr ihm zufügtet, oder ihr kommt mir nicht mehr lebendig von der Stelle. Habt ihr Kälte und Hitze erfahren, wie dieser Alte? Habt ihr Wunden fürs Vaterland aufzuweisen wie er, so redet! Eure Wunden die ihr aufzuzeigen habt, sind Nadelritze, die ihr euch an den Aufsätzen von Mädchen versetzet. Ihr sollt nicht einmal mit einem Manne sprechen.

Pinz. Ich bitte um Entschuldigung; aber ich werde es bey dem Herzoge anzubringen wis-

wiſſen, wie ihr den einzigen Sohn des Grafen Pinzingers mißhandeltet.

Rayn. Den einzigen Sohn des Grafen Pinzingers, ich wünſchte zum Wohl der Menſchheit, daß eure Mutter eine Ehebrecherinn geweſen wäre, denn ſie hätte gewiß einen beſſern Jungen zur Welt geſetzt, als den einzigen Sohn des Grafen Pinzingers. Aber geht nur hin, Ritter! und laßt mich ruhig, denn ich hab mit dieſem Manne Dinge zu ſprechen, die Kinder nicht hören ſollen. Lebt wohl, Ritter.

Dritter Auftritt.

Raynald, Raymund.

Rayn. Sag mir doch, lieber Raymund? Was hab ich denn verſchuldet, daß man mich aus den heiligen Armen der Natur riß, um mich in dieſen unausſtehlichen Kerker zu verſetzen. Dieſe groſſe, volkreiche Stadt ſcheint mir einer Schwindgrube von Laſtern ähnlich zu ſeyn, aus der peſtgleiche Ausdünſtungen die ganze Gegend umher vergiften. Aushalten kann ich's nicht mehr, lieber Raymund! ich muß freye Luft haben.

Raym. Tröſtet euch, Hauptmann! es wird beſſer werden.

Rayn. Beym Himmel! nein! beſſer wird es nicht werden; es wird täglich ſchlimmer.

Mein

Mein offener Charakter verträgt ſich mit dieſem Schwarme von Inſekten nicht, die mich täglich beläſtigen. Da ſollt' ich mich krümmen und beugen, reden, was ich nicht denke; denken, was ich nicht rede. Der Himmel ſey mir gnädig! Ich will mir eher die Beine entzwey ſchlagen laſſen, als meinen Hut vor einem Schurken ziehen.

Raym. Herr! was hat euch denn ſo ſehr aufgebracht?

Rayn. Mich hat nichts aufgebracht; aber ich weiß nicht; ich fühle eine entſetzliche Antipathie gegen das meiſte, was man groß nennt.

Raym. Das müßt ihr euch abgewöhnen.

Rayn. Bey Gott nicht!

Raym. Ihr werdet aber ſonſt unglücklich werden.

Rayn. Unglücklich! ſag, wo kann ich unglücklicher ſeyn, als hier, wo ich unter dieſen Schuften leben muß. Ich wollte, es hätte mich ein gutthätiger Orang-Outang, weil ich noch ein Kind war, aufs hohe Gebirg getragen, und mich an einen Felſen zerſchmettert, den ſeine Brüder bewohnten. Aber nein! ſo mußte ich hier aufkeimen, wie eine Blume in einem ſandigten Boden, um zu verwelken.

Raym. Verlasset, Herr! diese schwarzen Gedanken, und denket, daß vielleicht dieser Zeitpunkt der Zeitpunkt eures Glückes ist.

Rayn. Ich zweifle sehr, Raymund! denn ich ahnde so was, das mich ganz niederschlägt. Du kennst Howarth; er ist stolz. Die Entdeckung, daß ich ein Bastard aus seiner Familie bin, hat ihn gedemüthiget. Du wirst es sehen, er wird sich an mir rächen, und ich werde ihn noch um Vergebung bitten müßen, daß er mir es nicht übel nehmen möchte, daß die gute Mutter Natur mir das Leben gab.

Raym. Ey glaubt doch dieses nicht.

Rayn. Du wirst es sehen. Aber was kümmerts mich: ich mache keine Ansprüche auf Howarths Geschlecht. Ich bin froh, daß ich ein Bastard bin, daß ich mein Daseyn einem feurigen Augenblicke der Liebe zu danken habe, und nicht einem pflichtmäßigen Frohndienste mechanisch gepflanzter Edelleute. Glaub mir, Raymund, ich wäre das nicht, was ich bin. Sieh nur einmal her, und betrachte manchen Jungen, die diese Meisschen zur Welt setzen. Es ist ja weder Geisteskraft noch Seele in ihm; es ist, als hätt' er sein Daseyn einer Indigestion zu verdanken.

Raym. Ich sah euch noch nie so, wie heut.

Rayn. Ich habe aber auch noch nie die Kränkung der Menschheit so erfahren als heute. Der Anfang ist gemacht. Ich hab nichts zu verlieren als ein Leben, das ich einem Hunde um einem Knochen vertauschen wollte, den er von der Mahlzeit eines Geizigen stahl. Verstehst du mich?

Raym. Ihr kränkt mich Herr! denn euer aufbrausendes Wesen könnte euch üble Streiche machen.

Rayn. Pfui! Raymund! auch du machst mir Vorwürfe. Ich sollte also kein Gefühl haben, soll nichts empfinden? Raymund! ich bin Mensch, und will und kann mich nicht vom Menschen mißhandelt sehen.

Raym. Ums Himmels willen! wer will euch denn mißhandeln?

Rayn. Hotwarth, oder wenn ich ihn so nennen darf, meines Vaters Bruder. Du weißt es, ehrwürdiger Greis! daß ich auf dem Lande im Schooße der Natur erzogen ward. Du sahst mich aufwachsen, und flößtest mir selbst oft Tugend und Muth ein. Als mein Nährvater starb, ergriff ich die Waffen fürs Vaterland, trat in des Herzogs Dienste, und zeichnete mich durch meinen Muth aus. Die schönsten Hoffnungen meines Glückes keimten auf in meiner schwärmerischen Phantasie. Ich ward tödtlich in der letzten Schlacht

verwundet, als ich Howarth das Leben rettete. In seiner Todesangst waren seine geschwächte Nerven zu sanfteren Empfindungen fähig; er versprach mir Erkenntlichkeit, nahm mich mit sich in sein Haus, und erwarb mir beym Herzog die Ehrenstelle, die ich nun begleite. Ich lernte Agnes, seine Verwandte kennen, liebte sie, und nun — — nun — daß sich doch die Erde unter mir öffnen möchte — —

Raym. Nun was? —

Rayn. Sieh mir doch ins Gesicht! Siehst du nichts an meiner Stirne — — bin ich nicht gebrandmarkt?

Raym. Fasset euch doch, und sagt mir, was ist euch begegnet?

Rayn. Mein Abschied ist vom Herzog unterzeichnet. Howarth hat ihn erwirkt. Er will beweisen, daß er erheben und wieder stürzen kann. Ich muß fort, muß Agnesen verlassen; alle meine Hoffnungen, all mein Glücke.

Raym. Das kann nicht seyn.

Rayn. Wenn's aber ist! wenn ich dir aber sage, daß bereits alle Wege zu meinem Glücke mir abgeschnitten sind; wenn ich dir sage, daß man mir vielleicht diese Stunde den Auftrag machen wird, diesen Ort, diese Gegend zu vermeiden, was sagst du denn?

Raym.

Raym. Ich würde über die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit erſtaunen.

Rayn. So erſtaune, lieber Alter! und erſtaune immer, bis du zur Bildſäule wirſt. — — Ein blindes Vorurtheil, daß mein Name Howarths altes Geſchlecht entehre, erſtickt jeden Trieb der Dankbarkeit in ſeinem Herzen. Er vergißt Gefühl und Menſchlichkeit. O Raymund! hätte ich doch nie die Menſchen kennen gelernt, die bloße Vorurtheile, aber die Natur nicht adelte. Doch ich will ruhig ſeyn, Raymund! wenn nur du mich nicht verlaſſeſt, wenn nur du mein Freund bleibſt, denn dein Abſchied iſt auch ſchon bereitet. Ehrwürdiger Graukopf! ich will deine weiße Seite wie ein Gebürge anſehen, das mit Lilien überdeckt iſt, und worauf die ermüdete verjagte Biene noch Honig zur Labung ſaugen kann. In die Furchen deines Alters will ich meinen Gram hinſeufzen, und Ruhe an deinen hohlen Wangen athmen. Aber es wird Zeit ſeyn. Howarth ließ mich heut noch, ſo ſpät als es iſt, auf ſein Zimmer rufen. Erwarte du mich an der groſſen Linde beym Garten.

Vierter Auftritt.

Ein Zimmer in Howarths Burg.

Howart der junaere allein.

Es iſt unmöglich! Raynald kann nicht länger hier ſeyn. Die Ehre meines Geſchlechts fodert ſeine Entfernung. Es iſt wahr, ich bin ihm Dankbarkeit ſchuldig; er rettete mein Leben, und ich will auch nie vergeſſen, was ich ihm ſchuldig bin; er ſoll nach Frankreich; dort ſoll er ſo glücklich werden, als es in meiner Macht ſteht, ihn glücklich zu machen.

Fünfter Auftritt.

Raynald, Howarth.

Rayn. Ritter! ihr ließt mich rufen. Hier bin ich, und erwarte euren Befehl.

How. Setzt euch!

Rayn. Ihr wollt es ſo. (beyde ſetzen ſich.)

How. Raynald, ihr ſeyd ein Mann von Ehre, nicht wahr?

Rayn. Ritter! wozu dieſe Frage? Zweifelt ihr?

How. Nein! ihr gabt nur zu deutliche Beweiſe durch eure Dapferkeit, wie ſehr ihr auf Ehre achtet.

Rayn.

Rayn. Das iſt ein Zufall, Ritter! daß ich's beweiſen konnte; es mag mancher Kampfknecht ſo gut auf Ehre halten als ich, ohne daß er noch Gelegenheit hatte, es thätig zu beweiſen.

How. Ihr habt Recht, Raynald! ihr kennt aber auch die Vorrechte des Adels?

Rayn. Vorrechte des Adels! — nein! die kenn' ich nicht.

How. Ihr ſpaſſet, Raynald!

Rayn. Ritter! es würde mir nicht gut ſtehen, mit euch zu ſpaſſen; aber bey meiner Seele! ich kenne keine Vorrechte des Adels vor dem ehrlichen Mann.

How. Es kann einen ehrlichen Mann geben, der nicht adelich iſt.

Rayn. O ja! und einen adelichen, der nicht ehrlich iſt.

How. Auch! aber ihr werdet mir doch zugeben, Raynald! daß ein ehrlicher Mann, der zugleich adelich iſt, im gewiſſen Betracht einigen Vorzug vor einem andern ehrlichen Mann verdient, der nicht adelich iſt.

Rayn. Nein!

How. Warum?

Rayn. Weil Kleid und Zufall den Mann nicht machen. Das Laſter geht oft in Hermelin,

melin, und die Tugend in Lumpen. Hermelin und Lumpen sind Nebensachen, und das ist der Adel auch ohne Verdienste.

How. Es könnte aber Zufälle geben, wo doch der Adel die Hauptsache ausmachet.

Rayn. Desto schlimmer.

How. Aber wir entfernen uns immer zu weit von unserm Endzwecke.

Rayn. Das will ich nicht. Beliebet nur der Sache näher zu kommen.

How. Haltet ihr nicht dafür, Raynald! daß die Pflicht eines Adelichen ist, den Glanz seines Geschlechts in seiner Größe zu erhalten zu suchen.

Rayn. Demnach es ist; demnach ihr Begriffe von Glanz, und Begriffe von der Größe habt.

How. Ihr dringt zu tief in die Sache. Was haltet ihr von dieser Kette, die unser Geschlecht als ein Zeichen der Gnade des Kaisers und des Adels seit einem Jahrhunderte trägt?

Rayn. Entschuldigt mich!

How. Antwortet!

Rayn. Als Mann oder als Schmeichler?

How. Als ein Mann, natürlich!

Rayn. So erlaubt mir, daß ich dieses Zeichen eures Adels näher betrachte.

How.

Low. Es iſt eine goldene Kette.

Rayn. Und dieſes?

Low. Ein flammender Stern, die Verſicherung der Gnade des Kaiſers, des Vorrechts meines Geſchlechts.

Rayn. Nun ſo wünſch ich, daß aus dieſem Stern eine Sonne werden möchte.

Low. Wie das?

Rayn. Weil ſolche Sterne Zeichen der Nacht ſind; ſie werden verſchwinden, wenn die Sonne der Aufklärung ans Firmament ſteigt. Es iſt ſchön, Ahnen zu haben, die Verdienſte fürs Vaterland hatten; aber das Zeichen ihrer Verdienſte zu tragen, iſt lächerlich, wenn man keine eigene hat, um ſolcher Geſchenke würdig zu ſeyn. Ihr, Ritter! könnt dieſe Kette wohl tragen, denn eure Verdienſte fürs Vaterland ſind groß, und ſo eine Kette belohnt ſie lange nicht? — Doch der Gedanke gefällt mir wohl; dieſes Zeichen eures alten Geſchlechts iſt eine Kette; wahrlich, ſehr ſymboliſch, wenn man's nehmen will. Eine goldene Kette — eine goldene Laſt, die einen Gefangenen verkündigt — gefangen von Vorurtheilen, oder von der Einbildung — es iſt immer eins. Der Stolz laſſet ſeine Sklaven mit Ketten, und das Gold blendet des Pöbels Aug, und alles zuſammen — iſt's doch nur eine Kette. Hier habt ihr meine Antwort. Low.

How. Ich erwartete aber eine ganz andere.

Rayn. Das hättet ihr mir ehevor sagen sollen. Zum Beyspiel?

How. Ich glaubte, ihr würdet diese Kette als ein Zeichen eines sonderlichen Vorzuges der grossen Verdienste meines Geschlechtes ansehen.

Rayn. Als ein Zeichen der Vorzüge desjenigen, der sie verdiente, will ich sie ansehen; aber als ein Zeichen des Vorzuges eines ganzen Geschlechts — für das kann ich sie nicht ansehen.

How. Warum nicht?

Rayn. Ich würde euch beleidigen, Ritter! wenn ich die verdienstvollen Männer eures Geschlechts mit einem eurer unthätigen Großahnen in ein Paralell sezte, der vielleicht für die Menschheit gar nichts gethan hat; das könnte ich nicht über mein Herz bringen.

How. Ihr habt mich schier aus meiner Fassung gebracht.

Rayn. Es wäre mir leid! aber nur noch ein Wort über diesen Punkt. Sind die Verdienste des Adels Verdienste der Personen oder der Sache? Sind sie Verdienste der Personen, so muß jede einzelne dieser Verdienste würdig seyn: sind sie Verdienste der Sache, so haften diese Verdienste auf den

Inn-

Innhabern der Wappenbriefe, auf den Veſten und Schlöſſern, und nicht auf den Perſonen; dann wird der Adel geerbt, wie man ein Stück Harniſch erbt, das einſt die Zierde des Erblaſſers war, und der Erbe hinwirft, wo es der Roſt frißt. Wenn es ſo iſt, ſo haben dann alle gleiche Rechte; der Embryo und die Mißgeburt ſtehen im gleichen Verhältniſſe mit dem edelſten aus der Familie, denn ſie ſtammen alle von dem nämlichen Stammvater ab. Ich würde es mir zwar zur Schande rechnen, mit einem Embryo in Vergleich zu kommen; aber was thut das zur Sache, Schande und Ehre beſtehen ja meiſtentheils nur in der Einbildung: doch warum ließet ihr mich rufen? Ritter!

Sow. Der Auftrag, Hauptmann, den ich an euch habe, iſt zwar für mich der unangenehmſte; allein ich muß des Herzogs Befehle vollziehen; ich muß euch eröffnen, daß euch der Herzog ſeiner Dienſte entlaſſen hat.

Rayn. Warum?

Sow. Das ſteht mir nicht zu, zu unterſuchen. Es iſt des Herzogs Wille.

Rayn. Der gute Herzog! wie er doch ſeinen heiligen Namen muß mißbrauchen laſſen. Des Herzogs Wille — des Herzogs Befehl. Das iſt die gewöhnliche Sprache der Cabale,

die,

die, um ihre Schliche zu rechtfertigen, das geheiligte Diadem auf ihre Stirne setzt, das sie dem Monarchen entwendet hat. Der Herzog will's nicht;

How. Hier leset eure Entlassung. Kennt ihr wohl diese Unterschrift?

Rayn. Ja! Es ist des Herzogs seine.

How. Zweifelt ihr noch an des Herzogs Wille?

Rayn. Ich zweifle nicht; aber ich weiß es gewiß, daß das der Herzog nicht will.

How. Was fodert ihr denn noch für Beweise?

Rayn. Ich will mit dem Herzog selbst sprechen.

How. Das kann nicht seyn. Er gab mir den Befehl, euch zu bitten, längst binnen einem Zeitraum von 24 Stunden die Stadt und diese Gegend zu räumen.

Rayn. Diesen Befehl gab euch der Herzog?

How. Ja!

Rayn. Saat vielmehr Ritter, ihr habt diesen Befehl erschlichen. Saat's nur, denn die Verstellung, Ritter! ist Männern nicht gut. Ihr allein seyd die Triebfeder von diesem allen. Euer Ahnenstolz ist Ursache meines Falles. Ihr wißt nun, wer mein Va-

ter

ter war, und ihr schämt euch meiner, weil ich ein Bastart aus eurer Familie bin; allein was thut das zur Sache? ich will mir selbst eine Familie pflanzen, die sich auf Ehrlichkeit und Tugend gründet, und nicht auf eine Reihe stolzer unthätiger Ahnen, und wann ihr wollt, Howarth, und wenn ihr glaubt, daß ein Tropfen Bluts noch in meinen Adern seyn könnte, auf den Howarths Geschlecht noch einige Ansprüche machen könnte, so will ich mich hinsetzen, mir die Adern öffnen lassen, und diesen Tropfen Blut zu den genealogischen Antiquitäten eures Geschlechts zurückstellen. Aber nun meinen Abschied.

How. Hier ist er.

Rayn. Laß dich küssen, treffliches Papier; du bist mein Adelsbrief. Dieses ist also der Beweis, Ritter! daß ich mir für den Herzog genug Blut abgezapft habe, und daß er von mir keine Unze weiters mehr nöthig hat. Dank! Es soll mir gut bekommen; aber erlaubt — —

(Raynald reißt seine Wunde auf seiner Brust auf, nähert sich einem Tische, und streicht mit der Feder, die er in sein Blut taucht, Howarths Namen in dem Abschied aus.)

How. Was macht ihr Raynald?

Rayn. Ich hab meine Wunden aufgerissen, Ritter! die ich in der lezten Schlacht em-

empfieng, als ich euch euer Leben rettete, und hab mit meinem Blut euren Namen in diesem Abschied ausgestrichen, damit die Welt eure Undankbarkeit nicht lesen möge.

Howw. Ich werde gegen euch nie undankbar seyn, Raynald! den Schritt, den ich gemacht habe, diesen foderte die Erhaltung der Ehre meines Geschlechts; allein ich werde euch immer als den Retter meines Lebens ansehen; hier habt ihr Empfehlungsschreiben ins Ausland; geht nach Frankreich; hier ist Geld, ihr werdet euer Glück machen, ich stehe euch dafür: aber hier könnt ihr nicht bleiben.

Rayn. Geld und Empfehlungsschreiben — das ist also alles, was ich verdient habe — Geld und Empfehlungsschreiben hat auch mancher Schurke mitgebracht, und diesen müßt ihr mich, Ritter! nicht gleich setzen. Ich brauch weder euer Geld, weder eure Empfehlungsschreiben, Howarth! ich hab hier einige Buchstaben auf meiner Brust, die für mich mehr sprechen, als tausend eurer Empfehlungsschreiben; und dieses Geld — sollt' ich's als Allmosen ansehen, oder als ein Lösegeld, wodurch ihr euch gerne den Schein der Erkenntlichkeit erkaufen möchtet — o ihr Reichen! mit eurem Gelde! — Was nützte euch Ritter! euer Geld in der lezten Schlacht,

da ihr euch um tausend Pfund Gold keinen Tropfen Wassers hättet erkaufen können. War nicht ich's, der euch aus meiner Flasche den letzten Tropfen Wein gab, um eure Wunden zu waschen, und eure sterbende Zunge zu laben? Nun will ich diese Flasche mit meinen Thränen anfüllen, und wenn mir dann die Welt zu enge wird, so will ich sie in meiner Todesstunde auf eure Gesundheit, Howarth! austrinken.

How. Edler Junge!

Rayn. Edler Junge! ihr gebt mir dieß Zeugniß und tödtet mich! Ich gab euch das Leben und ihr gebt mir den Tod. Warum habt ihr mich nicht unter dem Haufen der gemeinen Soldaten gelassen; vielleicht wäre ich schon längst nicht mehr. Warum nahmt ihr mich in euer Haus? Warum lehrtet ihr mir Agnes kennen, die ich nun liebe? Ach! warum? — —

How. Fasset euch, Raynald! ihr werdet bey Gott! nicht unglücklich seyn, so lang ich lebe. Nehmt dieses Geld; geht nach Frankreich; ihr werdet sehen, was meine Empfehlungsschreiben dort vermögen.

Rayn. Wie wenig kennt ihr doch mein Herz, Howarth! Ich diente nicht aus Eigennutz; ich diente aus Liebe. Ich focht für meinen Herzog, für mein Vaterland

Kön-

Könnte ich Heerführer in Frankreich werden, was kümmert's mich? Ich will lieber der niedrigste Kampfknecht in meinem Vaterlande seyn. Jeder Tropfen Bluts, der in meinen Adern wallt, gehört meinem Herzoge; für den will ich ihn vergießen; für keinen andern. Nehmt euer Geld zurück; ich nehm's bey Gott nicht: denn, wenn ich auch keinen Heller habe, so will ich mir doch einbilden, daß ich reicher als der Herzog sey, der nicht einmal mehr einen ehrlichen Kerl, der Blut und Leben für ihn wagte, ernähren kann. Aber mein Abschied ist nicht des Herzogs Werk; laß mir diesen Trost, Howarth!

How. Es ist nicht sein Werk; aber auch meine Absicht war es nicht, euch unglücklich zu machen.

Rayn. Howarth hat also durch Schleichwege diesen Abschied erwirkt, um mich zu entfernen; das ist doch nicht edel, Ritter! doch ich verzeih euch's; ich spreche euch aller Dankbarkeit gegen mich los, und will euch hierüber einen offenen Brief ausstellen. Die seligen Augenblicke, die ich in eurem Hause an Agnes Seite genoß, waren schon mehr als zuviel Lohn für das, was Raynald für euch gewagt hat. Lebt wohl, und seyd glücklich, und verzeiht dem unglücklichen Raynald, daß ihn die Gottheit in die Welt setzte. Lebt wohl!

wohl! Doch noch was, Howarth! eine einzige Bitte an euch. Gebt mir euer Wort, daß ihr mir diese Bitte nicht abschlagen wollt. Gebt mir ein Andenken mit auf meine Reise.

How. Was wollt ihr? Was soll ich euch geben?

Rayn. Diesen Stammenbaum dort, der an der Wand hängt.

How. Was wollt ihr mit diesem Stammenbaume machen?

Rayn. Ich will täglich aus selbem ein Kapitel lesen, damit ich tugendhaft werden möchte.

How. Wie das?

Rayn. Ich finde, Ritter! daß es in der Welt kein Buch giebt, welches so ein Innbegriff von aller Moralität und Tugend ist, als ein Stammenbaum; und wie könnte ich denn allen Innbegriff der Sittenlehre kürzer bey mir haben.

How. Ich versteh euch nicht.

Rayn. Will euch's erklären. Ungeheuchelte Tugend, eheliche Treue, ungeschwächte Keuschheit — alles das muß nothwendiger Weise in ununterbrochener Reihe von Ahnen zu Ahnen dargestellt seyn, denn es wird ja für vollkommen richtig angenommen, daß jener zum Beyspiel der Vater zu diesem, und dieser der Vater zu diesem

war. Wenn man nun, Ritter, nur die Tugend oder eheliche Treue einer einzigen Frauen, die eine Stelle in diesem Stammenbaume einzunehmen hat, bezweifeln könnte, so wäre dieses ein verwünschter Streich für die Richtigkeit eurer Genealogie. Der Stammenbaum ist also das schönste, das anschaulichste Gemälde der Moralität. Gebt mir ihn mit! — doch nein Howarth! laßt ihn hangen! Was würde herauskommen, wenn mich die Lust anwandelte, eine kritische Untersuchung hierüber anzustellen? Wie viele Herren von unsern Großahnen müßten ihre Plätze verlassen, und wer Geier weiß, wer an ihre Stelle tretten müßte. Lassen wir ihn hangen. Lebt wohl Howarth! und nehmet alle Wahrscheinlichkeiten als mathematische Gewißheiten an. Gott sey mit euch! Es ist schon spät. Schlaft ruhig.

How. Raynald! begeht keine Unbesonnenheit, ich bitte euch! geht, aber kommt morgen früh wieder zu mir, wenn euer Geblüt ruhiger ist.

Rayn. Mein Geblüt ist ja ruhig; ruhig, wie der Thautropfen am Morgen, der an der Rose hangt; aber warum soll ich morgen wieder zu euch kommen? Es wäre überflüßig; morgen frühe, wenn's Gott will, bin ich und Raymund schon weit von hier.

Gebt

Gebt mir seinen Abschied mit; er liegt dort gefertigt (nimmt den Abschied von dem Tisch hinweg) Wir suchen den Tod auf, und an diesen werdet ihr nichts zu bestellen haben. Habt ihr aber einen Brief an diesen Biedermann, so macht ihn diese Nacht über fertig. Lebt wohl, und träumt seligere Träume als ich.

(ab.)

Sechster Auftritt.

Howarth allein; hernach ein Diener.

Ich muß seine Hitze verbrausen lassen. Wenn sein Blut ruhiger ist, wird er mir Gehör geben. Er soll nach Frankreich, dort soll er sein Glück machen — gewiß machen. Ich liebe ihn, wünschte, daß er mein Sohn wäre, aber — als den Bastarten meines Bruders kann ich ihn hier im Schoose von Howarths Geschlecht nicht haben.

(er klingelt, ein Diener tritt auf mit einer Torze.)

Dien. Was befehlt ihr, Ritter?

How. Welch' Uhr ist es?

Dien. Es geht auf 12 Uhr.

How. Gut! Ich will schlafen gehen.

(Howarth und Diener ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Garten an Howarths Burg.

Hedwig, Agnes.

Agn. Es ist schon spät; und Raynald ist noch nicht hier. Es wird ihm doch nichts begegnet seyn, liebe Hedwig? Wie sorglich ist doch die Liebe? O Hedwig! treflich ist der Mann, und meine Seele hangt ganz an ihm.

Hedw. Glaub mir Agnes, er wird bald hier seyn. Die Glocke schlug noch nicht 12 Uhr, und wir gaben ihm ja erst die Stunde nach Mitternacht.

Agn. Du weißt es selbst, Hedwig, was die Liebe ist. O wie verzögernd eilen die flüchtigsten Stunden nicht für den hin, der nach den Gegenstand seiner Liebe sich sehnt. Sieh, Hedwig! der Mond steht schon hoch am Himmel, und Raynald ist noch nicht hier. Wie melancholisch scheint mir heut dieser Hayn; so kläglich deckte der Schleyer der Nacht noch nie diese Gegend; alles liegt in düsterer Stille umher; nur dort und da beweat sich ein Laub durch den mächtigen Wind, oder durch den Flügel der lichtscheuen Eule.

Hedw. Es ist Schwärmerey, Freundinn. Tröste dich! aber wie wunderlich läßt doch der Trost von den Lippen desjenigen, der

selbst

ſelbſt des Troſtes bedarf. O Agnes! du biſt glücklich. Nach einigen Minuten wirſt du deinen Raynald ſehen, aber wenn wird Hedwig ihren Ubald umarmen? Doch horch — es ſchlägt 12 Uhr. Nun wird Raynald bald hier ſeyn. (die Glocke in der Veſte ſchlägt 12 Uhr.)

Agn. Du haſt Recht, Hedwig! du hätteſt wirklich mehr Urſache zu klagen als ich. Komm Freundinn! wir wollen uns hinter dieſen Roſenſtrauch hinſetzen, und die langweiligen Stunden verſchwätzen. Erzähle mir einmal die Geſchichte deiner Liebe.

(Sie ſetzen ſich.)

Hedw. Du weißt, Agnes! wie ich dir ſchon einsmals erzählte, daß mein Vater ein prächtiges Turnier gab, als ich noch ein Mädchen von fünfzehn Jahren war. Ich theilte den Preis aus, und Ubald war der Sieger. Mich däucht noch, ich ſehe ihn, den ſchlanken, ſchönen Ritter, wie er ſich näherte, ſeinen Helm abnahm, um das Geſchenke zu empfangen, das ich ihm gab. Zerſtreut hieng ſein gelbes, krauſes Haar um ſein Geſicht, und flatterte der Feſſeln entledigt in die Luft. Schweiß floß in Thränen über ſeine rothbraune Wangen, und ſein groſſes feuriges Auge ſchoß Flammen um ſich her. Ich ſah ihn, liebte ihn, und er mich. Er warb bey meinem Vater; Hedwig iſt zur Gattinn

noch

noch zu jung, sagte mein Vater; aber willst du harren, bis sie mannbar wird, so soll sie dein Weib seyn. Ubald nahm den Vorschlag an, besuchte uns seit dieser Zeit täglich, und täglich nahm unsere Liebe zu.

Agn. Und nun liebe Hedwig! sind die fünf Jahre verstrichen, und du bist am Ziel deiner Wünsche.

Hedw. Wollte Gott! daß ich's wäre; aber ich weiß nicht, liebe Agnes, was ich ahnde. Ich war ein sehr unbesonnenes Mädchen.

Agn. Wie das, Freundinn?

Hedw. Du weißt, Agnes, daß Graf Eberhardt seiner Tochter zu Ehren dieser Tagen ein Turnier giebt, und daß der Preis dieses Scharfrennens ein ganz vergüldeter Harnisch ist; nur in diesem, sagt ich zu Ubald im Scherze, lasse ich mich von dir zum Altar führen. Ubald nahm die Sache im Ernste auf, hörte meine Erklärung nicht mehr. Der Ehrgeizige zog hin, ungeachtet meiner Thränen. O Agnes! wir zittern ich für sein Leben!

Agn. Die Gottheit Hedwig! wird für ihn wachen. Er wird wieder glücklich zurückkommen.

Hedw. Ich höre ein Geräusche an der Gartenthür — es nähert sich wer — (Agnes, die sich hastig aufhebt.) Bist du's Raynald?

Ach-

Achter Auftritt.

Raynald, Vorige.

Rayn. Ich bin's, Geliebte meiner Seele!

Agn. (Umarmen ſich) O Raynald!

Rayn. O meine Theure! Es iſt deine Liebe, die mir bey meinem Namen ruft. Welch einen Silberklang hat die Zunge der Liebenden! Es iſt Flötenton in Raynalds Seele. Dein glühendes Auge, Agnes! entzündet in mir jeden geheimſten Funken von neuem, den deine Reize in mein Herz gelegt haben, und ich fühle nun mein Unglück in ſeiner Größe.

Agn. Dein Unglück, Raynald! Was ſagſt du?

Rayn. Ja, mein Unglück! denn ich muß dich, ehe der Morgen graut, noch verlaſſen. Es iſt des Herzogs Befehl, und Howarths Wille.

Agn. Ich ſterbe!

Rayn. Das mußt du nicht! Lebe und ſey glücklich.

Agn. Wie werd' ich ohne dir glücklich ſeyn können.

Rayn. Wenn der Himmel unſere Vereinigung beſchloß, Agnes, ſo werden uns Menſchen nicht trennen können. Nimm die Stär-

ke deiner Seele zusammen, und sey ein Weib — stark im Unglücke, wie du zärtlich in der Liebe warst. Schon damals Agnes, als ich am schönsten der Frühlingsabende an deinen Lippen hieng, als unsere Seelen zusammen flossen, und mein Herz an deinem — mächtiger vielleicht von traurigen Ahndung schlug, als eine weissagende Thräne deine schönen Wangen herunterglitte — damals vielleicht war schon unsere Trennung beschlossen, und der Schutzgeist der Liebe, dem der Vorhang der Zukunft eröffnet war, stand neben uns, und rührte durch dunkle Winke der Zukunft unsere Herzen zu unnennbarer Wehmuth. Sey stark genug, Agnes! über dieses alles hinauszusehen, und einen Sterblichen zu vergessen, der dich wahrhaft liebte.

Agn. O wie gränzenlos elend machst du mich nicht, Raynald! Dieß sind also meine Hoffnungen; dieses ist das Ideal meiner Seligkeit. Wie unaussprechlich hab ich dich geliebt, und wie glückselig war die Gewißheit von dir wieder geliebt zu werden.

Rayn. Schweige Agnes, und martere mein wundes Herz nicht mit diesen Erinnerungen, laß mich vergessen, wenn ich kann, wie glücklich ich war. Laß mich diese Reize vergessen, diese Wangen, worauf Unschuld und Sittsamkeit wohnten; diese Augen, die edle

Em-

Empfindung und Großmuth redeten; diese Bildung, die alle irrdische Schönheit überwog, und deine Engelsseele ausdrückte. Laß mich jede Stunde der Liebe, wo ich Götterwonne an deinem Busen genoß, laß mich jeden Augenblick vergessen, der für mich Seligkeit des Lebens war.

Agn. Vergesse diese Stunden alle, Raynald! aber vergesse deine Agnes nie; nur eine Thräne von dir ist alles, was ich verlange. Eine Thräne, welche der Welt sagt, daß ich dir mehr, als gleichgültig war, daß du an mir ein Geschöpf verlorst, das du liebtest. Vielleicht begleiten einst wenige deiner Freunde deine Thränen mit den ihrigen; ein größrer Ruhm für deine Agnes, als wenn Schmeicheley mit thränenleerem Auge ein prächtiges Denkmal über ihre Gebeine errichtet.

Rayn. Laß dir die Thräne aus deinem Auge küßen, Engelsseele! Sey ewig meine Freundinn, und ersetze meinen Verlust durch einen Würdigen, dieser erbe meine ganze Liebe für dich — dieses sey das Vermächtniß und das Geschenk meines Abschiedes. Aber liebe einen Mann, Agnes, der seinen Adel im Herzen hat, nicht in ellenlangen Patenten menschlicher Thorheiten; nimm einen Mann, und du wirst nicht unglücklich seyn; aber sey

nicht

nicht das Opfer des Vorurtheils. Verheurathe dich mit keinem Stammenbaum, und nimm keinen bloſſen Wappenträger zum Gatten, der ſo wenig Verdienſte hat, als die Lumpen, aus denen das Papier ſeines Adelsbriefs verfertigt iſt. Der Beweis des Adels liegt im Herzen; den Schurken adeln nicht aller Howarthe Blut, und wenn es auch von Lukrezen zu Lukrezen floß, ſo wäre es doch für manchen beſſer, wenn er ſagte, ſein Adel wäre erſt von geſtern. Hedwig! würdige Freundinn! eurer Liebe und eurer Freundſchaft empfehl ich meine Agnes. Lebt wohl! der Morgen grauet ſchon — noch einen Kuß, und denn — —

Agn. Nur noch einen Augenblick, Raynald!

Hedw. Die Lerche ſingt noch nicht; es iſt noch nicht morgen.

Rayn. O daß die Sonne vergeſſen möchte wieder aufzugehen, wie gern wollt' ich ewig hier an deiner Seite ſeyn — ahnden, wähnen, fühlen, was Seligkeit iſt. O Agnes!

Agn. Sag doch Raynald! Wie können der Herzog und Howarth ſo undankbar gegen dich ſeyn?

Rayn. Sie mögen Gründe ihrer Handlungen haben; ich bin ein armer Menſch, der blöde Augen hat, und der die Geheimniſſe

nicht

nicht entziffern kann. Einfältig, wie die Natur, ward ich erzogen, und in dem Buche, das ich studierte, stunden diese Räthsel nicht geschrieben, die man mir hier aufzulösen giebt.

Agn. Wo gehst du aber nun hin? Raynald!

Rayn. In die weite Welt, Agnes. Ich suche Menschen auf, und wenn ich eine Gegend finde, wo solche Geschöpfe sind, so will ich wieder kommen, und will dich abholen, Agnes. Dann wollen wir uns in diesem Winkel der Welt verbergen, oder in eine Nußschale einsperren lassen, und uns einbilden, daß wir nun Könige der Erden sind. Aber sey getrost Agnes! ich ahnde was in meinem Herzen, das mir sagt, wir werden uns wiedersehen. Ihr, würdigstes der Mädchen, edle Hedwig! seyd so gütig, und verlasset meine Agnes nie; seyd ewig ihre Freundinn, und erinnert sie in mancher Stunde an ihren geliebten unglücklichen Raynald.

Neunter Auftritt.

Raymund, Vorige.

Rayn. Herr! die Morgenröthe vergüldet schon die Thürme der Stadt; es ist Zeit, wenn ihr von hier kommen wollt, ehe es taget.

Rayn. (Umarmt Agnesen) Lebe wohl!

Agn.

Agn. Gütige Gottheit! (ſinkt in Hedwigs Arme.)

Rayn. Da liegſt du, edles Geſchöpf! im Vorſchlummer des Todes. O könnteſt du ſo fortſchlummern, bis dich Raynald zu ſeligeren Träumen dieſes Lebens wecken könnte! O Hedwig! ich bitte euch durch alles, was euch theuer iſt, verlaßt Agnes nicht, wenn euch in der Menſchheit was heilig iſt! Noch dieſen Kuß — dieſen letzten Kuß der Liebe. O armes Herz, wie ſchlägſt du! O Raymund! das hab ich noch nie gefühlt, was ich izt fühle. O könnte ich mit dir ſterben, Agnes!

Hedw. Unglücklicher Raynald!

Raym. Faſſet euch Herr! Das Böſe wechſelt in der Welt ab mit dem Guten. Es kann ſich ändern; aber kommt doch, es wird Tag.

Rayn. Es wird Tag, ſagſt du, und finſtere Nacht iſt's in meiner Seele. Tod! der du mich fliehſt, ich will dich aufſuchen! Elend des Lebens! du ſollſt mich, oder ich dich beſiegen. Lebt wohl, ewig wohl.

(mit Raymund ab.)

Zehnter Auftritt.

Agnes, Hedwig.

Agn. (kömmt zu ſich. Nach einer Weile) Er iſt fort! O Hedwig! wie werde ich die Laſt dieſes Lebens ertragen können, ohne Raynald! Laß mich ſterben! Warum und wozu ſollt' ich noch leben? Um zu ſeufzen und Thränen zu vergießen? — um mir jeden Tag den Tod zu wünſchen? — O wäre ich nie glücklich geweſen! daß dich doch der Himmel, Hedwig! vor ſolchem Unglück bewahren möchte.

Hedw. Komm auf dein Zimmer geliebte Freundinn! du haſt Ruhe nöthig. Die Morgenluft iſt kalt; deine Glieder ſtarren.

Agn. O Hedwig! Könnte die Kälte des Todes jeden Tropfen meines Bluts in Eis verwandeln! O verrätheriſche Liebe! Deine wenigen Augenblicke haben mir die Welt von Freuden aufs grauſamſte zerſtört. Ich Thörichte! ich hoffte alle meine Glückſeligkeit in ihr; hoffte, wenn es möglich wäre, ein Eliſium auf dieſer Erde zu finden, und dieſer Himmel voll Entzückungen war unglückliche Verblendung. Dieſe ſelige, geprieſene Liebe hat Schmerz ſtatt Freude, Verzweiflung für Hoffnung gegeben. Eilt hin ihr Tage meines Lebens — hin, in den Schoos der Verweſung;

sung: der letzte meines Lebens wird der erste meiner Ruhe seyn. (ab.)

Eilfter Auftritt.

Der Vorhof an Howarths Burg.

Kampfknechte, Reisige, Diener.

Erster Kampfk. Guten Tag! Habt ihr eine gute Wache gehabt?

Zweyt. Daß euch Gott grüße! Sie war ziemlich gut. Ist der Graf schon auf?

Erst. Er schläft noch.

Zweyt. So laßt uns einsweilen frühstücken, Kammeraden!

Erst. Ich will wohl! Bringt Käs und Branntewein her. (Ein Reisiger bringt Käs und Branntewein) Setzt euch! Trinkt! (er trinkt) Pfui! das ist elendes Gesäufe!

Zweyt. Wer Geyer gab euch den Branntwein? Er ist wie Wasser. Wenn's nicht wie Pfeffer auf die Zunge beißt, so ist's Hundegesäufe.

Erst. Hast recht! will ihn nochmals kosten. (kostet ihn) Pfui! das ist Leckertrank! Bringt einen andern her!

Ein Reisig. Hier!

Erst.

Erst. Schenk ein! (trinkt) Ah! das ist Trank! Es beißt wie Scheidewasser. Auf Raynalds Gesundheit!

Zweyt. Raynald ist nicht mehr hier.

Erst. Was Teufel!

Zweyt. Er hat seinen Abschied erhalten.

Erst. Beym Element! so will ich auch nicht länger des Herzogs Streitknecht seyn. Raynald den Abschied! — Du lügst.

Zweyt. Nenn mich einen Buben, wenn ich lüge. Raynald ist schon vor Tages Anbruch mit Raymund fort.

Erst. Mit Raymund fort? — Er, den jeder aus der Schaar liebte — er fort?

Zweyt. Bey meiner Seele fort!

Erst. Und wer wird nun Hauptmann?

Zweyt. Vermuthlich Pinzinger, der Ritter.

Erst. Ey so wünsch' ich, daß dieses Stück Käs zum Hauptmann werden möchte, es ist eben so viel. Pinzinger der Bube, der erst die Windeln verließ, und noch Zuckerbrod kaut, was wird der von einem Hauptmann wissen. Er hat noch keine Narbe gesehen, als die vielleicht noch von der Ruthe seiner Amme auf seinen Schenkeln bluter. Ein Regiment Mayenkäfer will ich ihm schicken; da mag er Hauptmann seyn. Ich, der unter Ray-

Raynalds Fahne stund, kann unter Pinzinger nicht stehen.

Ein Reisig. Ich will auch nicht unter ihm stehen.

Drey andere. Wir auch nicht.

Erst. So recht! Laßt uns zusammenschwören, wir wollen fort!

Ein Knecht. Wohin?

Erst. Die Welt ist weit genug. Es wird wohl noch einen Ort in der Welt geben, wo man Männer in Sold nimmt. Zu was ist hier der Mann mehr nütze, wenn er Kindern gehorchen muß. Lebt wohl!

Zweyt. Seyd doch keine Narren.

Erst. Der muß ein Narr seyn, der unter Narren dienen kann oder unter Kindern; denn beyde haben viel Aehnlichkeit miteinander. Und wenn auch das nicht wäre, so kennt ihr ja den Buben, wie stolz er auf sein Herkommen ist, und wie er jedem gleich begegnet. Es ist ordentlich, als wenn's ihn ärgerte, daß Männer Bärte haben; das wäre meine Sache. Ich könnte einmal irre werden, und den Hauptmann wie Streichkäs zusammendrücken, und ihn auf mein Brod streichen, und wie würde dann sein Milchgesicht erschrecken, wenn es so nahe zu eines Mannes Bart käme.

Der

Der Knecht. Seyd nicht so wunderlich, er ist von gutem ritterlichen Geschlecht

Erst. Beym Himmel! was macht das Geschlecht zum Hauptmann? Der Ritter wird ja nicht in Mutterleib schon Feldzüge gemacht haben, weil er von Adel ist? Oder giebt's vielleicht Bataillen in solchen adelichen Gedärmen? Kein Wunder wär's nicht; es wird oft das Gut von hundert Familien bey manchen verdaut; allein ich bin ein Mann, und will nur von Männern kommandirt werden. Wer denkt wie ich, der folge mir.

(Geht ab, und sämmtliche Reisige folgen ihm.)

Zwölfter Auftritt.

Der Knecht.

Nun hab ich's gut gemacht! die beßten des Herzogs Leute sind zum Geyer. Ich dachte es aber auch. Wie könnte einem aber doch der Einfall kommen, den tapfern Raynald zu verabschieden. Doch wer kömmt hier?

Dreyzehnter Auftritt.

Knecht, ein Reisiger des Grafen Eberhardts.

Reisig. Willkommen! seyd ihr in Ritter Howarths Diensten?

Knecht. Willkommen auch ihr! Ja.

Reisig. So meldet eurem Herrn, daß Graf Eberhardt morgen den Turnier hält; daß die Edlen, Kämpfer und Ritter bereits versammelt sind, und daß er der Nachbarschaft wegen euren Grafen zum Mahl ladet.

Knecht. Will's melden. Wartet hier.

(Geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Eberhardts Reisiger, Agnes, Hedwig.

Reisig. Verzeiht mir, edle Damen! Ich bin aus Graf Eberhardts Gefolge, und kam her, den Grafen Howarth zum Turnier zu laden. Ich hab auch vom Ritter Ubald einen Auftrag an Fräulein Hedwig; wollt ihr mir wohl sagen, wo ich sie finde?

Agn. Hier ist sie selbst.

(auf Hedwig weisend.)

Reisig. So empfangt diesen Brief. Habt ihr eine Antwort an den Ritter zu bestellen, so bin ich zu eurem Befehl; längst bis in einer Stunde bin ich wieder abgefertigt.

Hedw. Dank euch, für eure Mühe. Hier nehmt dieses Geschenke.

Reisig. Es ist zu viel, edle Dame!

(Howarths Knecht kömmt wieder.)

Knecht.

Knecht. Komm! du biſt gemeldet bey dem Grafen; er wartet deiner. (Eberhards Reiſiger und Howartbs Knecht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Hedwig, Agnes.

Hedw. O liebſte Agnes! einen Brief von meinem Ubald. O wie ſchlägt mein Herz!

Agn. Ich nehme an allem Theil, was dich angeht, Hedwig! Laß hören, was er ſchreibt.

Hedw. (erbricht den Brief und lieſt.)

Theures Fräulein!

„Jede Minute meiner Abweſenheit, Hedwig! iſt einem langen Wintertage gleich, „und mein Sehnen nach euch iſt dem Sehnen der Lerche ähnlich nach einem Frühlingsmorgen. Schlaflos lieg ich auf dem „gaſtfreyen Lager des Grafen, und euer „Bild umſchwebt mich, wie ein wachender „Engel. Der güldene Harniſch glänzt im „Dunkeln vor mir, und Muth flößt ein „unſterbliches Weſen in meine Seele, ihn „für Hedwig zu erkämpfen. Morgen iſt „der entſcheidende Tag; entweder will ich „ewig nicht mehr in eure Arme zurückkehren, „oder werth eurer Achtung und eurer Liebe.“

Agn. O wie schön dieses gesagt ist.

Hedw. Aber weit schöner, wenn dieses alles das Herz auch fühlt.

Agn. Zweifelst du denn, Hedwig?

Hedw. Ich zweifle nicht; aber ich besorge, es könnte die schöne Tochter des Grafen Eberhardts einen Eindruck auf Udalds Seele machen. Er könnte vielleicht Hedwig um Johannen vergessen. Man sagt, sie sey ausnehmend schön.

Agn. Besorge das nicht; er liebt dich zu sehr, und er denkt zu edel, um dich zu verlassen.

Hedw. Es mag seyn: aber was besorgt die Liebe nicht alles.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige, Howarth, sein Knecht, und Eberhardts Reisiger.

How. Vermeldet eurem Grafen meinen Dank. Ich werde sogleich Anstalt zu meiner Abreise machen. Länger bis Abend will ich bey ihm seyn.

Reisig. Gut! Ich hab nichts mehr zu bestellen. Wenn ihr eure Antwort, edle Dame, auf den Brief besorgt habt, den ich euch gab, so will ich abziehen.

Hedw.

Hedw. Ich will sie besorgen. Kommt mit mir. (Hedwig und die zween Knechte ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Agnes, Howarth.

How. Ihr seyd traurig Agnes. Schwarze Melancholey umwölkt eure Stirne, und die Thräne, die ich in euren Augen sehe, macht mir Vorwürfe, daß ich der Urheber eures Leidens bin. Raynold ist fort — fort, ohne mich noch zu sprechen, fort, wie ein Bettler — trug nichts mit sich, als sein Schwert und seine Wunden. Das war bey Gott nicht meine Absicht. Unglücklich wollt' ich ihn nicht machen. Diese Briefe rechtfertigen mich. Ich hätte ihn nach Frankreich geschickt; mit der Zeit hätte sich vieles ändern können.

Agn. Es ist vorbey, Howarth. Wie Seelen, wie Raynalds Seele ist, war nicht zu spaßen. Er war tapfer und empfindsam: aber Beleidigungen konnte er nicht ertragen.

How. Beleidigungen sagt ihr?

Agn. Ja! hättet ihr vertraulich ihm eure Absicht entdeckt, ohne diesen heimlichen, beschimpfenden Abschied vom Herzog zu erwirken: ich weiß, aus Achtung gegen euch, aus Liebe zu mir würde Raynald diesen Ort verlassen

lassen haben; aber diese Art von Behandlung muß einen tapfern Krieger nothwendig schmerzen. Wer weiß, zu was Unmuth sein empörtes Herz bringen könnte?

Howw. Ihr habt Recht. Ich mache mir selbst Vorwürfe über meine Uebereilung. Nein! ich will mein Unrecht wieder gut machen; ich will auf alle Wege meine Knechte und Reitze ausschicken; sie sollen mir Raynald wieder zurückbringen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist. Dann will ich zum Herzog, um das Werk meiner Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen.

Agn. Thut das, Howarth! ihr rettet auch eure Agnes, die ohne Raynald nicht leben kann. Aber es ist Eile nöthig; schon vor Sonnen Aufgang ist er fort.

Howw. So laß uns eilen, Agnes!

Agn. O ihr Götter der Liebe! tragt auf euren leichten Fittigen den Suchenden, und bringt mir meinen Raynald wieder.

(Beyde ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zwey-

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Burg des Grafen Eberhardts. Der Turnierplatz.

Raynald, Raymund.

Rayn. (Noch in seiner Rüstung lehnt ermüdet vom Kampfe am Geländer; nach einer Weile) Nun ist es bewiesen, Raymund, daß die Geburt den Ritter nicht macht. Das ist mir genug. Ich kämpfte, wie ein Tollsinniger, und wollte mir den Tod erkämpfen, das war meine Absicht; aber das widrige Glücke brach alle feindliche Lanzen auf meinem Panzer, und stürzte meine Gegner vom Pferde. Keiner war, der nach mir tapferer focht, als Ubald, und der soll auch den Preis haben.

Raym. Und ihr, Herr!

Rayn. Und ich will als unbekannter Ritter diesen Ort wieder verlassen, und mit der Ueberzeugung zu frieden seyn, daß die Lanze eines Bastarten fünfzehn zeugenschwere mit Ahnen beladene Ritter aus dem Sattel hob, und in Koth warf.

Raym. Aber ihr müßt euch doch noch bey dem Preis einstellen; denn der Herold hat euch als unbekannten Ritter auf euer Wort

zum

zum Kampf gelassen, und es wird nothwendig seyn, euch zu entdecken, wer ihr seyd.

Rayn. Du hast Recht, ich gab mein Wort; aber wer hätte es geglaubt, daß die Sache so gehen sollte. Mein Wunsch war, auf dem Kampfp atz zu bleiben, nicht den Preis zu erringen; itzt wird es wunderlich mit mir aussehen. Was soll ich nun sagen? Von welchem Geschlechte bin ich? Wo sind meine Ahnen, wo mein Adelsbrief. Wenn man dieses alles zum Ritter fodert, so siehts mißlich mit mir aus. Aber Raymund, hey Gott! mit Schimpf laß ich mich doch nicht von hier treiben. Denn meinen Begriffen nach bin ich so gut Ritter, wie diese Herren alle. Muth, Herz und Arm machen den Ritter, nicht die Geburt; es wäre lächerlich, wenn es Winseln Ritter gäbe. Aber Raymund, hier kömmt Eberhardt mit seinem Gefolge; man wird den Preis austheilen. Bleib in der Ferne, daß man dich nicht entdeckt, und mische dich unter die Menge. Wenn ich davon eile, so folge mir. Leb wohl! ich will mein Visier vorziehen.

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Raynald, Graf Eberhardt, Johanna, deſſen Tochter, Howarth, Ritter Ubald, Pinzinger nebſt noch andern Rittern und Edlen, Reiſigen und Kampfknechten.

Die Ritter ſtellen ſich in Ordnung, und Eberhardt beginnt den Preis des Turniers auszutheilen.

Eberh. Ihr Edlen, Ritter und Kämpfer! die ihr euch mit bewunderungswürdigem Muth in dieſem Scharfrennen ausgezeichnet habt; euch dankt vor allem Graf Eberhardt für die Ehre eures Beſuchs. Nehmt dieſes kleine Geſchenke, den eurer Thaten ungleichen Preis aus der Hand ſeiner Tochter, als ein Merkmal, daß Eberhardt Tapferkeit und Muth zu ſchätzen wiſſe, wenn er auch nicht im Stande iſt, ſie zu belohnen — — ihr Ritter, mit zugezogenem Viſier — trettet näher, und empfangt als erſter Kämpfer den Preis, der euch zuerkannt wurde, nachdem ihr euch noch ehevor eures Adels halber gerechtfertigt habt, wie ihr unſerm Herold das Wort gabt.

Rayn. Ihr Edlen und Ritter, die ihr um mich herſteht, und mit forſchendem Auge erwartet, wer ich bin, und mit begierigem Ohr den Beweis meines Adels hören wollt, erlaubt, daß ich vor allem euch feyerlichſt für

das

das Vergnügen danke, das ich genoß, mit den edelsten und tapfersten Männern Teutschlands in dieser Gegend bekannt zu werden. Ich erkläre mich in eurer aller Beyseyn, daß dieses Vergnügen mir Preis genug war, daß ich keinen andern annehme, und daß ihr diesen Preis, den ihr mir zuerkannt, dem zweyten Kämpfer, dem tapfern Ubald geben möchtet. Für mich bitte ich euch um nichts, als daß ihr mich wieder ungestört abziehen laßt, woher ich komme, und daß ihr mich als einen Unbekannten, den vielleicht besondere Umstände nöthigen, seinen Namen zu verschweigen, eurer Achtung ewig würdig halten möchtet. Gebe mir euer Wort, wenn euch Tapferkeit und Muth werth sind; dieses ist alles, was ich verlange.

Eberh. Sonderlich! Allein Ritter, weil ihr euch einmal ins Gefechte wagtet, und euer Wort gabt, so ist es nöthig, die Beweise eures Adels zu geben. Gesetze und Ordnung fodern es, daß diese Edle wissen, mit wem sie gestritten haben.

Rayn. Ich verehre Gesetze und Ordnung, ihr Ritter; ich schmeichle mir aber, diesen Gesetzen schon genug gethan zu haben, indem ich schon Beweise meines Adels gab — das ist, Tapferkeit und Muth.

Eberh. Ihr redet klug; aber das ist nicht hinlänglich. Man muß euer Herkommen, euer Geschlecht, und das Wappen wissen, das ihr führet.

Rayn. Das sind keine nothwendige Dinge; wenn sie nothwendig wären, so könnte man ohne ihnen keinen Ritter aus dem Sattel heben, und ich stürzte doch fünfzehn vom Pferde, ohne daß mich ein einziger befragte, von welchem Herkommen, von welchem Geschlecht ich wäre, und was ich für ein Wappen führte.

Eberh. Verzeiht mir Ritter! Man kann die Gesetze des Turnier und die Regeln der Ritterschaft wegen euch nicht brechen. Es ist nothwendig, und wir bitten euch, euer Herkommen, euer Geschlecht anzugeben, und euer Wappen zu sagen.

Rayn. Wenn es so seyn muß, so kann ich nothwendig keine Ausnahme machen. Hört mich also, ihr Ritter — — wenn der, den die Welt meinen Vater nennt, mein Vater war, so betheure ich euch, daß ich von den edelsten der Ritter abstamme; allein, da diese Gewißheit immer Vermuthung bleibt, wenn ich euch auch seinen Namen sage, so finde ich diese Angabe überflüßig, denn ihr könnt bey alle dem keine Gewißheit haben, ob er wirklich mein Vater war, oder nicht; denn mei-

ne Mutter lebt nicht mehr, und diese war die einzige Besitzerinn dieses Geheimnisses. Ihr müßt euch also Ritter, mit dieser Antwort begnügen lassen. Kann sich aber einer von euch zuverläßiger über diesen Punkt rechtfertigen, und deutlichere Beweise seines Abstammens geben, so trette er auf, und ich will denn auch wieder auftretten — — — Mein Adelsbrief, den ich euch zeigen will, ist weder auf Pergament, noch auf Papier geschrieben; er ist nicht mit der Dinte gemalt, noch mit der Feder gezeichnet, und hat einen sehr wunderlichen Siegel. Wollt ihr ihn sehen? —

Eberh. Ja!

Rayn. Meine Wunden, die ich fürs Vaterland trage, sind mein Adelsbrief; die Feder, die ihn schrieb, war des Feindes Schwert; mein Blut war die Dinte, und meine Narben sind der Siegel; wer einen bessern Adelsbrief von euch ihr Ritter aufzuweisen hat, der trette hervor. — — — Mein Wappen ist ein offenes Herz im weißen Felde; mein Helm ist aufgezogen, und Verdienst und Ehre sind meine Schildhalter. Rückwärts ist die Wappendecke eine Menschenhaut; sie sieht aus, scheckigt wie Hermelin, mit Wunden durchlöchert fürs Vaterland; wer ein edlers Wappen von euch ihr Ritter aufzuzeigen hat,

der

der trette hervor. Es giebt zwar Geschlechter mit schwarzen Herzen in goldenen Feldern, die eine Tigerhaut zur Wappendecke haben; aber von diesem Geschlechte bin ich nicht. Wenn ihr aber doch wissen wollt, wer ich bin, so fragt diesen ehrwürdigen Ritter da, für ihn allein bin ich kennbar. Er kann für mich Bürge seyn. (Raynald nähert sich zu Howarth, und zieht sein Visier auf.)

Howr. Himmel! es ist Raynald! ich gewähre euch für ihn, Ritter!

Eberh. Genug!

Rayn. (zu Howarth) Lebt wohl, Howarth! und denkt, daß alte Ahnen im Ritterspiel nicht den Preis geben. Lebt wohl! Ihr gründet euren Adel, den Mann aus dem Sattel zu heben, und ich will den meinigen gründen, den aus dem Sattel gehobenen aufs Pferd zu bringen.

(Raynald geht hastig ab, Raymund folgt ihm.)

Howr. Haltet ihn auf! (Ein Knecht eilt ihm nach, kömmt aber gleich wieder zurück.)

Knecht. Es ist vergebens. Er sprang wie Blitz auf sein Pferd, und ist schon weit fort.

Eberh. Ein wunderlicher Zufall. Wer war denn dieser edle Ritter? Sonderliche Zufälle müßen ihn unter die Menschheit ausgebracht haben.

Howr.

How. Stören wir nicht das Vergnügen dieses Festes. Nach der Feyerlichkeit, Eberhardt, will ich euch erzählen, wer dieser edle Junge ist.

Eberh. Edel war er gewiß; denn in seinen Antworten war Mannheit und Geist. Aber kommt, Ritter Ubald, und empfangt aus meiner Tochter Hand den Preis als der zweyte der Kämpfer, und nun als der erste. (Ubald nähert sich Johannen, die ihm durch einen ihrer Diener den vergüldeten Harnisch und Helm überreichen läßt.)

Johanna. Nehmt Ritter! den Beweis eurer Tapferkeit und meiner Achtung aus der Hand eines Mädchens, die euch so sehr schätzt, als ihr tapfer und edel seyd.

Ubald. Dieses Geschenke aus Johannens Hand ist mehr als Ritterpreis, und diese schmeichelnde Worte sind einen neuen Kampf werth.

(Die Ritter ziehen ab; Ubald begleitet Johanna. Howarth entfernt sich mittlerweile, und bleibt ganz allein auf dem Kampfplatz in tiefen Gedanken.)

Zweyter Auftritt.

Howarth allein.

(Nach einer ziemlichen Pause) „Ein solches Geschenke aus Johannens Hand, ist mehr als Ritterpreis, und diese schmeichelnde Wor-

te ſind einen neuen Kampf werth. " So däucht mich, daß Ubald ſprach, wenn ich je recht verſtanden habe; und der Blick, den ſein Auge auf Johannen warf, war ganz Feuer, ganz Liebe. Auch Ubald ſcheint mir dem Fräulein nicht gleichgültig zu ſeyn. Tod und Verderben! wenn Ubald meine Tochter vergeſſen könnte, welche Beſchimpfung für Howarths Haus! der Gedanke allein empört ſchon jeden Tropfen Bluts, der in meinen Adern fließt. Meine Tochter vergeſſen! — Fluch über dich, Verräther! wenn mein Verdacht gegründet iſt. Aber hier kömmt Ubald; tiefſinnig geht er einher. Ich will ihn nicht überraſchen. Hier will ich mich verſtecken. Liebende wie man ſagt, ſprechen gerne mit ſich ſelbſt; und wenn es auch nur abgebrochene Worte ſind, ſo will ich doch die Hieroglyphen ſeines Herzens entziffern.

Dritter Auftritt.

Howarth, Ubald.

Ubald. (tiefſinnig) Geſtern war ich noch ſo ganz Liebe für Hedwig, und heut iſt mein Herz kalt, wie Eis gegen ſie; ein einziger Blick der groſſen Johanna tödtete jeden Funken der Liebe, der einſt in meinem Herzen für Hedwig glimmte. Mitleiden kann ich

wohl

wohl noch für das gute Mädchen fühlen, aber Liebe nicht mehr. Liebe ist nur mehr für Johannen.

Sow. (überraschet den Ritter, im auffahrenden Tone) Warum so tiefsinnig? Ritter!

Ubald. (verwirrt) Vergebung! ich wußte nicht, daß jemand da wäre.

Sow. Warum habt ihr um Vergebung zu bitten? Habt ihr euch vielleicht eurer Gedanken halber zu schämen?

Ubald. Ritter!

Sow. Ihr erröthet? — Eure halbgebrochene Worte, eure Stirne, eure Wangen, euer ganzes Wesen verräth, daß ihr über eine unedle That Entwürfe in eurem Herzen ausbrütet.

Ubald. Ihr seyd hitzig; was hab ich euch gethan?

Sow. Ich kann keine Beleidigung ertragen.

Ubald. Wer will euch denn beleidigen?

Sow. Ihr könnt noch fragen? — Habt ihr nicht im Sinn, meine Tochter zu beschimpfen?

Ubald. Besänftigt euch. Es ist wahr, ich liebe Johanna.

Sow.

How. Es iſt wahr! — Unverſchämter! Und du getrauſt dich, es mir noch ins Geſicht zu ſagen, daß du ein Bube biſt.

Ubald. Ich verehre euer Alter zu ſehr, Ritter! als daß ich mich über dieſen Ausdruck beleidigt finden ſollte, den eure übereilte Hitze euch abzwang. Werdet erſt ruhig, dann will ich euch ſprechen.

How. Ich bin ja ruhig — wie die Wogen des Meers, die der Sturm treibt, — ruhig, wie eine Eiche im Tannenwald, wenn der Nordwind durch ihre Aeſte ſauſet. Ich bin ruhig, rede! Liebſt du meine Tochter nicht mehr?

Ubald. Nein, ich liebe ſie nicht mehr: aber untreu bin ich ihr nicht: denn da ich nicht geſetzmäßig mit ihr verlobt bin, ſo könnt ihr mich keiner Untreue beſchuldigen.

How. Wuth und Rache! — Nicht geſetzmäßig verlobt — geſetzmäßiger Verräther du! — als wenn Howarths Tochter eine ehrloſe Dirne wäre, die man ſo wegwerfen könnte, wie man wollte. O mußt' ich dieſen Schimpf von dir erleben! wenn doch jedes meiner grauen Haare zu Schlangen würde, um dich Elender! zu vergiften, und wenn auch meine Augen zu Baſiliskenaugen werden könnten, um dich mit einem einzigen Blicke — Treuloſer! zu tödten. Aber,

wenn du ein Ritter, wenn du ein ehrenvester Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe deiner spotten, und dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe und rechte! — Hedwig ist meine Tochter; ich fodere in ihrem Namen Rechenschaft von dir.

Ubald. Ich streite nicht mit einem Greisen.

How. Memme! — Unedler! — Knecht! Sklave! Stehe und rechte! —

Ubald. So sey's! ich will streiten; wie willst du?

How. Wie ein Mann — auf Tod, ohne Helm und Schild.

Ubald. Ich will's; aber vergiß nicht, daß wir in Graf Eberhardts Burg sind, und daß wir die Rechte der Gastfreyheit nicht entweihen dürfen.

How. Hast Recht! ich hätte mich vergessen. Aber wenn du keine Memme bist, so komm; ich will dich längst bis Abends an der Heerstrasse, wo sich der Weg von Eberhardts Burg und der deinen scheidet, erwarten. Dort soll der Himmel durch unser Schwert entscheiden, wer Recht oder Unrecht hat. Wenn ich sinke, Bösewicht, so fertige deinen Heurathsbrief mit meinem Blut, und drücke mein sterbend Bild in deinen Siegel.

(ab.)

Vier-

Vierter Auftritt.

Ubald allein.

Ich möchte zwar, daß mich Hedwig vergeſſen möchte; aber nicht, daß ſie mir fluchen ſoll. Nein, mit des Greiſes Blut beſpritzt will ich nicht zur Hochzeit eilen, und den Becher der Freude nicht trinken, wenn ihn Thränen einer vaterloſen Tochter füllen müßten. Unendliches Weſen! gieb mir Muth, Howarths Zorn zu entwaffnen, und laſſe mich nicht zu Hedwigs Vatermörder werden!

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Ein Zimmer auf Eberhardts Burg.

Eberhardt, Johanna.

Eberh. Was fehlt dir, Johanna? In einem ſo feſtlichen, dir ſo ruhmwürdigen Tage hoffte ich dich nicht in Thränen zu ſehen. Sahſt du nicht, wie Ritter und Edle nach deinen Blicken geizten; wie ſie Wunder der Tapferkeit thaten, und doch dem einzigen unbekannten Ritter und Ubald weichen mußten. Die Schmeicheleyen, die du Ubalden ſagteſt, als du ihm den Preis gabſt, die ſchmerzten alle mehr, als die Wunden, die er ihnen ſchlug; mehr als der Verluſt des Preiſes, mit dem du ihn krönteſt.

Johanna. Eben dieſer Ubald, dieſer edle Ritter — o mein Vater! iſt die Urſache meiner Thränen.

Eberh. Und warum?

Johanna. Er ſtritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir ſeine Tapferkeit zu zeigen.

Eberh. Worauf gründet ſich dann deine Muthmaſſung?

Johanna. O ich ſah's zu deutlich beym Turnier; noch deutlicher als ich ihm das Geſchenke gab; er trägt das Bild und die Farbe einer andern.

Eberh. Nach dieſem allen zu ſchließen, wäre dir der Ritter nicht gleichgültig?

Johanna. Wirklich nicht gleichgültig. Der Sturm iſt zu groß, und mein Herz zu gepreßt; — ich muß es euch ſagen, daß ich ihn liebe. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt. Ich möchte mich in einen Wald, in eine Höhle verſtecken; und doch werd ich auch der Höhle und den Bäumen des Waldes erzählen, daß ich liebe. O wenn er noch frey wäre! —

Eberh. Tochter! Tochter! Ubald iſt ein tapferer Ritter. Er beſitzt viele Schlöſſer und Veſten, ich überlegte ſchon alle dieſe Vortheile, und dachte, daß dieſer ein würdiger Tochtermann für Eberhardt wäre. Ich wollte

te dich auch wirklich über deine Gesinnung ausforschen.

Johanna. Und findet mich nun elend und unglücklich, denn er liebt gewiß eine andere.

Eberh. Ist denn dieses schon so ganz ausgemacht?

Johanna. Ausgemacht — erwiesen ist's, denn ich bemerkte so ganz deutlich, daß er, als er seine Lanze am Panzer des Ritter Roberts absprang, daß er beym Lenken des Rosses das Bild seiner Dame küßte.

Eberh. Das Bild seiner Dame? — das kannst du nicht wissen. Vielleicht war es das Bild einer Heiligen; das Bild einer geliebten Schwester, oder das letzte Vermächtniß seiner Mutter.

Johanna. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger seyn; seine Schwester auch meine Schwester seyn, meine Busenfreundinn sollte sie werden. Mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz sein gehörte, und bethen auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so edlen Sohn gebahr.

Eberh. Höre auf, Tochter! mit deinen Schwärmereyen. Glaub mir, ich hab den Ritter ausgeforscht, er liebt dich.

Joh-

Johanna. Er liebt mich! — O mein Vater!

Eberh. Ja, und ich erwarte seinen Antrag.

Johanna. Wer könnte glücklicher seyn, als ich. (Man hört den Schall der Trompeten. Ein Knecht tritt auf.)

Knecht. Ritter und Herr! Es ist alles zum Mahl bereitet; man erwartet euren Befehl.

Eberh. Sind alle Ritter und Gäste bereits im Saal?

Knecht. Alle, nur Howarth nicht. Man gab sich vergebens Mühe, ihn aufzusuchen.

Eberh. Was soll dieß? Vielleicht ist ihm eine Unpäßlichkeit zugestossen. Daß man nachforsche, eile — — Läßt das zweyte Zeichen zur Tafel geben. Komm Johanna, begleite mich! (Man giebt das zweyte Zeichen zur Tafel.)

Sechster Auftritt.

Ein Wald zwischen Eberhardts und Ulalds Burg.

Hedwig allein, in Ritterkleidung.

Der Abend steigt schon in diese stille Thäler herab; kein Stral der Sonne vergüldet mehr die Spizen der höchsten Berge; die Vögel

gel ſchlafen ſchon, und ſchläfrige Weſte athmen durch den dämmernden Hain her, und Ubald iſt noch nicht hier. Die Nacht kömmt, und Agnes läßt mich noch warten in der ängſtlichſten Stunde meines Lebens — voll Sehnſucht, Furcht, Liebe. — — Hat ſie ihn noch nicht gefunden? Empfindet ſie nichts von der Langſamkeit der Zeit, die mir ſo unerträglich wird? — O eine Stunde mehr — was wollte ich nicht um eine Stunde mehr geben! Hätte ich ſie zurückgelegt. Zwar ſie gehören der Ewigkeit, die Stunden, die wir hinter uns haben; ſie kommen nicht mehr zurück. Königreiche können ſie nicht mehr erkaufen. Aber wie grauſam iſt ein Augenblick zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung — — doch ſie kömmt. — O Grauſame! wo verweilteſt du ſo lange? — Sind dir die Augenblicke ſo wenig werth, die mich ſo glücklich machen könnten? —

Siebenter Auftritt.

Hedwig, Agnes, auch in Ritterkleidung.

Agn. Verzeih Freundinn! Ich gieng bis an die Heerſtraſſe und wartete vergebens. Ich ſah von weitem Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand mich betrogen. Fremde, unbekannte Ritter zogen vorüber.

Hed-

Hedw. Was wird aus uns werden? Es wird Nacht; mein Vater kömmt nicht, und Ubald nicht. Wo sollen wir hin, in dieser ritterlichen Kleidung; mein Herz schlägt — ich fürchte mich.

Agn. Habe Muth, Hedwig! Ubalds Burg kann nicht mehr weit von hier entfernt seyn. Wenn die Nacht uns überraschen soll, so wollen wir dorthin; wir wollen uns zu erkennen geben, und man wird uns aufnehmen. Aber höre — hier kommen Leute von der Heerstrasse her.

Hedw. Ja! es sind Ritter. Sie steigen vom Pferde, und gehen gegen uns zu.

Agn. Wir wollen sie anreden.

Achter Auftritt.

Hedwig, Agnes, Ritter und Knechte.

Hedw. Ehrenveste Ritter! wo kommt ihr her?

Ritter. Wir kommen vom Turnier, das der Graf Eberhardt seiner Tochter zu Ehren gab.

Hedw. Wer kämpfte am besten?

Ritter. Ein unbekannter Ritter und Ubald.

Hedw. Ubald? — Zog er vor euch aus, oder halten ihn noch Feste zurücke?

Ritter.

Ritter. Keines von beyden.

Hedw. Ist er verwundet, krank, oder gar todt?

Ritter. Nein! Er machte nur mit einem Stein zwey Würfe. Er gewann den Preis, und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohn. Doch verzeiht; meine Dame harrt meiner. Gott mit euch!

Hedw. Was sagt ihr? Erklärt mir's deutlicher. (Hedwig haltet den Knecht des Ritters zurück.) Guter, lieber Mann! was sagte euer Herr? Ubald — des Grafen Tochter zum Lohn? —

Knecht. Ja; mein Herr log nicht. Ich selbst sah es, wie Ubald beym Gastmahle mit Johannen liebängelte, und hörte den Grafen sagen, es wird ein schönes Paar werden. Wenn etwa eine Dame auf ihn harrt, wenn er ihr den Preis des Turniers versprach, so wartet sie vergebens.

(Knecht und andere Ritter ziehen vorbey.)

Neunter Auftritt.

Hedwig, Agnes.

Hedw. O ich Unglückliche! — Mich Elende! ich bin also verlassen — auf ewig verlassen von dem, den ich einzig liebte.

Agn. Unglückliche Freundinn! O könnt' ich dich trösten!

Hedw.

Hedw. O wie weit sind Ruh und Trost von mir entfernt. Möchte silbern Haar mein Haupt, Bläße und Verfall meine Wangen decken! denn wollt' ich mich trösten. Was weinst du, Thörichte! wollt' ich mir sagen? du siehst ja das Ende deines Grams, was weinst du? Die untergehende Sonne meldet dir eine ruhige Nacht. Du stehest an der Schwelle deiner Glückseligkeit — am Grabe. Noch einen Schritt, dann bist du, wo du zu seyn wünschest. O Freundinn! vereinige dein Gebeth mit dem meinigen! Erbitte mir den Tod, damit ich diese Beschimpfung nicht überlebe. Ubald! Ubald!

Agn. Fasse dich! Wer weiß, ob das Gerücht nicht falsch ist.

Hedw. Falsch? — Wollte Gott, daß du ein Engel wärest — aber nein! es ist nicht falsch. Ein Engel sagt mir's, daß es nicht falsch ist. Oder sollt' ich ihn wieder finden? Sag, wo sollt' ich ihn finden? In der Zeit, die vergangen ist? Darf ich dahin zurückkehren, ohne vor Schaam zu brennen, ohne vor mir selbst zu erröthen? Da sah ich mich für die seinige an, ließ mich durch seine Liebe bethören, und glaubte, daß der Augenblick, der mich von meiner Ruhe entfernte, der seligste meines Lebens war. Oder soll ich Trost in meinem gegenwärti-

gen

gen Zuſtande ſuchen? Wo iſt die einzige Freude, auf die mein Herz ein Recht hat? Was darf ich hoffen? Was muß ich nicht befürchten? O Agnes! Wenn ich an jenen Tag denke, wo mein gar zu ſicheres Herz von ſanften Entzückungen noch wallte, wo ich von ſeinen Armen umſchlungen an ſeinen Lippen hieng, wo mein Herz an dem ſeinigen ſchlug; wo Freudenthränen von meinen Augen ſchlichen — wenn ich an die Stunden denke, — o wie ganz fühl ich mein Unglück! Wie wünſchte ich mir, nie glücklich geweſen zu ſeyn, und meine Jugend — die grauſame Jugend öffnet mir nun eine Ewigkeit von Menſchenjahren, durch die ich leiden werde. Aber der Gram ſoll thun, was mir mein Alter verſagt. Erſchöpft von Thränen, verzehrt von Seufzern werde ich vor dem Herbſte meiner Jahre ſchmachten — verbleichen — hinſinken —

Agn. Unglückliche Freundinn! Wie ſehr fühle ich deinen Gram; aber erhole dich! Es iſt finſtere Nacht. Der Himmel iſt mit Wolken überzogen, es ſcheint, als wenn ein Gewitter kommen wollte; die Wege ſind uns nicht zu bekannt; gedenke, daß wir hier allein ſind, laß uns doch gegen der Heerſtraſſe zu gehen; vielleicht finden wir einen mitleidigen Wanderer, der uns zurückführt; oder wenigſtens eine Hütte, die uns dieſe Nacht über aufnimmt.

Hedw. Führe mich hin, wo du willst; was kann mir schlimmers widerfahren, Freundinn, als was wir nicht schon erfahren haben?

(Gehen Arm in Arm ab.)

Zehnter Auftritt.

Howarth mit entblößtem Schwerte sucht den Fußsteig.

Es ist schon Nacht; und die Memme ist noch nicht da. Vergebens erwartet' ich ihn an seiner Burg; er wird noch in den Armen seiner Buhlerinn seyn. Meine Tochter entehren, mich beschimpfen, und denn auch noch sein Wort brechen — das ist zu viel! Ha! da däucht mich, daß der Weg von Eberhardts Schloß nach Ubalds Burg sich scheidet. Hier will ich ihn erwarten, den Verbrecher, der mehr als ein Verbrechen auf seinem Gewissen hat. Treulos gegen seine Geliebte, wortbrüchig gegen seinen Freund — Blut! — Blut soll mir genug thun. Du Schutzgeist, dem dieser Hain geweiht ist, vergib mir, daß ich ihn mit Blut beflecke. Aber warum bin ich so unruhig! Welche geheime Angst schleicht mir auf jeden Tritt nach? Mord! Ist mein Vorhaben ein Verbrechen? Und soll mir diese Bangigkeit eine Warnung seyn? Das Blut der Menschen ist heilig,

und verflucht sey der, der auch schuldiges Blut ohne Empfindung vergießen kann! Aber wer schaffet die Tyrannen aus der Welt, die den Thränen der Unschuld spotten, wenn wir Beleidigte nach ihrem Blut nicht dürsteten? Ubald! — Schleichender Mörder der Ehre! Da wolltest die verführte Unschuldige in Schand und Verweisung stürzen, und mein Geschlecht mit Schimpf brandmarken — sterbe! Aber unendliche Gottheit, die du Zweifel und Schrecken in meinem Busen erregst; ist mein Vorhaben ein Verbrechen, ist er noch der Reue fähig, so entziehe ihn meiner Wuth. Ich höre ein Geräusch — er ist's — der Verbrecher. Die Gottheit will's — er soll sein Verbrechen büßen! Rüste dich Howarth — sie kömmt die feyerliche Stunde — die Stunde, da das Opfer deiner Rache sinket.

Eilfter Auftritt.

Howarth, Hedwig, Agnes.

Hedwig und Agnes kommen wieder auf ihre Stelle zurück. Es ist dunkle Nacht, und hie und da leuchten Blize. (Howarth geht mit gezücktem Schwerte auf Hedwig los.)

Howr. Beschütze dich, Elender! und kämpfe!

Hedw. (erschrocken) Himmel! Mörder! Mörder!

Agn.

Agn. Laß uns fliehen!

How. Du sollst nicht fliehen, Memme! Halt und stirb! (er zückt das Schwert gegen Hedwig und verwundet sie.)

Hedw. (stürzt zu Boden) Himmel! ich bin verwundet.

How. Schandloser Bube! Hauche deine Seele zur Hölle aus, und laß dir noch in dein sterbendes Ohr schreien, daß du ein Bube bist, der meine Tochter entehrt hat.

Hedw. Ihr seyd mein Vater!

How. (bestürzt) Welche Stimme! Wer bist du? Bist du nicht Ubald?

Agn. (die die Verwundete in ihrem Arme hält) Es ist Hedwig, eure Tochter.

How. Hedwig! — In dieser Kleidung? In dieser nächtlichen Stunde? Und in dieser Einöde?

Agn. Besänftigt euch, Herr! Wir glaubten euch auf Ubalds Burg zu treffen, wollten euch entgegen ziehen, euch überraschen; die Nacht überfiel uns aber, und wir verirrten uns im Walde.

How. (verzweifelnd) O daß mein graues Haupt zur Grube sinken, und daß das Licht meiner Augen verlöschen möchte, um den Greuel der That nicht zu sehen, die ich, Elender! begangen habe! — Hedwig! Du, mei-

meine Tochter! Ermordet von der Hand deines eigenen Vaters — O daß diese Nacht noch zehnmal so finster wäre, um mich Schutzfal der Natur vor dem Auge jedes lebenden Geschöpfes zu verhüllen! — O Hedwig! Hedwig! Wende doch deinen sterbenden Blick noch einmal auf deinen Vater, und verzeihe dem, der dich rächen wollte.

Hedw. (mit gebrochener Stimme) Mich rächen!

How. Ja, an Ubald rächen.

Hedw. Es ist also gewiß, daß er mich verließ — um Eberhardts Tochter willen verließ.

How. Ob es gewiß ist! —

Hedw. Nun sterb ich mit Vergnügen — Lebt wohl — — Vater! ich fühle das Ende — meines Lebens. (Hedwig wird ohnmächtig.)

Agn. Sie stirbt — —

How. Unglücklicher Howarth! Was willst du nun länger in der Welt? Beschimpft und entehrt bist du schon — und wie wird nun Ubald deiner spotten! — Geh! Fliehe die Erde! Verstecke dich in eine Wildniß — verlebe dein Leben — abgesondert von allen Menschen — in einer Höhle! Wähle den Tyger zu deinem Vertrauten, den Wolf zu deinem Freund — er wird deine Kinder nicht schänden,

den, dein Geſchlecht nicht entehren, dich nicht ſo gränzlos elend machen, wie der Menſch.
(Eilt fort voll Verzweiflung.)

Zwölfter Auftritt.

Hedwig, Agnes.

Agn. Wo eilt ihr hin? Ihr werdet mich ja nicht bey dieſem todten Leichnam — in dieſer mitternächtlichen Stunde allein in dieſer Einöde laſſen. Haltet! wenn euch in der Menſchheit noch was theuer iſt! (Sie will Howarth nach, nach einer Weile) Vergebens! Er iſt fort! Verzweiflung wird ihn über einen Felſen ſtürzen. O ihr Männer! iſt das eure Stärke! Aufbrauſend, wie die Wogen des Meeres — unüberlegt in eurer Rache, wie wüthende Tyger, und dann wieder troſtlos und verzweifelnd wie ein Kind. — Welche Miſchung von Stärke und Schwäche!

(Das Gewitter nähert ſich, man ſieht Blize, hört den Donner, der Wind heult fürchterlich durch den Tannenwald.)

O Hedwig! iſt den kein Leben mehr in dir! (Agnes ſucht Hedwig zu ſich zu bringen) Ja! du athmeſt noch. Sie kömmt zu ſich — es war nur Schwachheit — Entkräftung. (Es ſcheint, als wollte Hedwig zu ſich kommen; ſinkt aber wieder ohnmächtig hin) Hilfe! Erbarmen! Hilfe! Hilfe! — Iſt niemand in dieſer Gegend? (Das Gewitter wird fürchterlicher) Gott im

im Himmel! Welche Nacht! Unendlicher! Iſt alles verloren, — ſo laß mir dieſe Nacht die letzte meines Lebens ſeyn! Schleudere deinen Donner auf meinen Scheitel, und laß mich dieſes Elend nicht überleben!

(Agnes ſinkt auf Hedwig hin.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eine Gegend im Wald.

Raynald, Raymund.

Raym. Das war ein ſtürmiſches Gewitter; der Regen ſtürzte wie ein Strom vom Himmel; der Donner brüllte fürchterlich durch Felſen und Gebürge: es ſchien, als wollte ſich der letzte Tag der Natur nahen.

Rayn. Ja wirklich! Aber ſolche Auftritte der Natur ſind herrlich. Sie verkündigen des Schöpfers Majeſtät. Es war eine ſchaudernde Schönheit, als der Donner dort die groſſe Eiche ſpaltete, als hätte ſie Gottes

Grimm entzwey geschlagen. Mich däucht, ich höre noch das dumpfe Gebrüll durch den Tannenwald. Es war Majestät darinn. So däucht mich, daß die Gottheit einst mit Moses sprach.

Raym. Es mag wohl seyn; aber so eine Sprache verlange ich mir wirklich nicht öfter zu hören.

Rayn. Warum nicht? Mir klingt's besser in die Ohren, als das Gesumse der Hofleute beym Herzog. Ich wollte, ich könnte mein Wort so mächtig führen, daß jede Sylbe dem Donner, und jedes Wort dem Sturmwinde gleichen möchte, dann soll mein Hauch diese Insekten zerstäuben, wie sich ein Wassertropfen zerstäubt, der von der höchsten der Wolken stürzt. Doch Raymund, das Wetter ist kalt; mein Kleid ist durchgeweicht, wie eine Wasche.

Raym. Es geht mir nicht besser! Aber was ist zu thun?

Rayn. Frag einmal die Göttinn Fortuna, Alter! was sie aus uns machen will? Denn die Zeiten sind so arg, daß sich der Mensch selbst keinen Stand mehr geben kann.

Raym. Ich wollte doch den Menschen verwünschen, der das Pulver erfunden hat.

Rayn. Du hast Recht.

Raym.

Raym. Einſt ſtund Mann gegen Mann; und den Adel machte Stärke und Muth; aber nun nimmt's ab. Was kann aber auch die Stärke des Manns gegen einen Schuß Pulver? Eine feige Memme ſtürzt den tapferſten Helden vom Pferde; warum mußte der Menſch ſolches Teufelszeug erfinden?

Raym. Wahrlich Teufelszeug! Unheil! Die Folgen werden es erſt zeigen. Du ſiehſt ſchon, daß unſere itzige Turniere nur Spielwerke mehr ſind gegen die, die einſt waren. Sie werden bald gar abkommen. Der Adel fängt ſchon an ſeine Verdienſte aufs Vergangene und nicht mehr aufs Gegenwärtige, zu gründen. Der Kämpfer iſt ſchon ein Miethling ums Geld. Wie kann es gut werden! Du weißt ja ſelbſt, was wir für Leute bey der Schaar hatten. Sag doch einmal, was war dann Schmelz für eine Art von Kerl?

Raym. Ein guter, nichtsbedeutender Junge. Er hätte einen herrlichen Keller abgeben, denn ſein Bauch faßte viele Eimer Wein.

Raym. Man ſagte aber, euer Fahnenjunker war ein geſchickter Kopf.

Raym. Ein geſchickter Kopf? — Der Henker mag er ſeyn; ſein Verſtand war ſo

dick wie Senft, und er hatte so wenig Wiz im Kopf, als mein Sebel.

Rayn. Warum hielt denn euer Hauptmann so viel auf ihn?

Raym. Weil sie beyde gleich dicke Beine hatten; dann spielte er gut Ball und fraß Hühner und geräucherte Schunken —

Rayn. Sag mir doch, wie dieser Junge zur Schaar kam?

Raym. Das weiß ich selbst nicht. Das ist gewiß, daß der Bube viele Männer vertrieb, die neben ihm nicht dienen wollten.

Rayn. War er nie bey einem Treffen?

Raym. Nein! Vor dem lezten Feldzuge in des Herzogs Angelegenheiten bekam er die Schnuppe, und seine Mutter ließ ihn nicht fort.

Rayn. Da hat sie gut gethan; denn wer hätte dem jungen Ritter die Kindswasche nachgeführt? Und wie hielt sich den Ritter Ninson?

Raym. Der hielt sich tapfer, wie eine ergrimmte Taube, und war herzhaft wie eine Maus; es fehlte ihm nichts als der Muth.

Rayn. Das war eine Kleinigkeit. Du bist ja deiner Profeßion ein Schneider du, nicht wahr?

Raym. Ja, ein Frauenzimmerschneider.

Rayn. Ah! das ist gefehlt. Wenn du ein Mannsschneider gewesen wärst, so hättest du des Ritters Muth flicken können. Wie hieß aber euer Anführer?

Raym. Er nannte sich Schattenspiel.

Rayn. Ein edler Name. Der wird euch manche Unterhaltung im Winterquartier gemacht haben. Ich hatte auch viele von dieser Familie auf meiner Musterrolle — wahrhaft kriegerische Schattenspiele. Hattet ihr sonst keinen Ritter?

Raym. Ja! wir hatten noch einen, der nannte sich Spieß.

Rayn. Ah! dem kann's nicht an Muth gefehlt haben. Das ist ein kriegerischer Name.

Raym. Ihr redet wahr. Es fehlte aber dem Spieß eine Hand, die ihn leitete.

Raym. Das ist nicht gut. Er war also ein Friedensspieß?

Raym. Ja!

Rayn. So hättet ihr ihn ins Zeughaus stellen sollen.

Raym. Wahrlich ins Zeughaus; denn im Felde war er zu nichts gut. Er kützelte seine Nase mit Riedgras, daß sie blutete, und klopfte mit Steinen Scharten in sein Schwert,

und schwur die Wahrheit aus der Welt, daß wir glauben sollten, er hätte alles dieses im Kampf gethan.

Rayn. Das sind nun die Folgen, wenn sich der Mann nicht mehr selbst macht; wenn Geburt schon Verdienste giebt, und nicht mehr Muth und Tapferkeit; aber was ist zu thun? Wir Landstreicher können wir doch nicht länger herumziehen; es wird nöthig seyn, wieder Kriegsdienste zu suchen.

Raym. Ich will wohl; aber ich schäme mich wenn man mir einen Sold anträgt; wer kann mit Geld mein Leben bezahlen?

Rayn. Mit der Luft können wir uns einmal nicht nähren, das ist gewiß; und die Stärkern theilten bereits alle Flecken der Welt schon so aus, daß dem größten Theil der Menschen nichts übrig blieb. Es wird also schon nöthig seyn, daß wir uns ins Futter bey einem einstellen, der mehr hat, als wir: wir wollen uns wieder aussöhnen mit der Hure, die uns entmannt hat — wir wollen hingehen, sie streicheln die Vipper, und ihre Zunge soll uns wieder bis aufs Blut kitzeln, und wir wollen das Gift nicht merken, das uns tödtet. Es ist einmal so, wir sind Raubthiere, Raymund! — Morden ist unser Beruf, Würgen unsere Bestimmung — ich fühl's, ich wünsche mir auch nichts mehr in der Welt,

als

als die Stärke des Bären, und die Klauen des Tygers, denn will ich hingehen, und will an den Grundfesten der Palläste meine Klauen stumpf scharren, so lang scharren, bis die Mauern wanken, und die grundlosen Gebäude über die marmorne Scheitel ihrer steinernen Innwohner zusammenstürzen — aber weißt du was, Raymund; des Feindes Schwert soll sich doch an unsern Knochen keine Scharten hauen für einen, der es nicht verdient. Wir wollen wieder in des Herzogs Dienste.

Rayn. Das wollen wir thun! Dann wenn ich mich zum Krüppel will hauen lassen, so ist es nur des guten Herzogs Wille. Wird man uns aber annehmen?

Rayn. Wir wollens versuchen. Unter dem Schwarm von Gesindel, das man nun zum Soldaten nimmt, können wir uns leicht verborgen halten — — doch — hier kommen Gewaffnete — wer sind sie?

Raym. Es sind Räuber.

Rayn. Wir wollen's mit ihnen aufnehmen. (Zieht das Schwert.)

Zweyter Auftritt.

Raynald, Raymund, Räuber.

Ein Räub. Haltet! oder ihr seyd des Todes!

Rayn.

Rayn. Tödten wollet ihr uns — ah! Das ist eine andere Sache. (wirft sein Schwert hin) hier habt ihr mein Schwert; schont des eurigen. Laßt sehen, ob ihr gute Henker seyd.

Räub. Henker!

Rayn. Ganz natürlich! Denn Soldaten seyd ihr nicht, weil sechs gegen einen Mann wollen. Nur zur Sache! macht eure Schuldigkeit! Ihr könnt uns wahrlich keinen gröſsern Gefallen thun, als wenn ihr uns des lästigen Gesellens, unsers Körpers, befreyt. Ihr entledigt uns einer Bürde, die uns längst schon zur Last ist.

Raym. Viele Ehre könnt ihr euch aus unsern Knochen nicht schnitzeln; sie sind schon verflucht verstümpelt.

Ein Räub. Wir wollen euer Leben nicht; gebt euer Haab.

Rayn. Unser Haab ist wenig. Schwerter habt ihr selbst; eure Kleider sind besser als die unsrigen. Wie können wir euch mehr weiters geben, als einen Abschied, den uns der Herzog gab. Unser übriges Eigenthum sind Narben und verheilte Wunden.

Räub. Wart ihr Kriegsknechte?

Raym. Ja!

Räub. Wir warens auch. Bleibt bey uns; es soll euch nicht übel gehen.

Raym.

Rayn. Wir wollen hören. Was ist euer Geschäft?

Räub. Unser Geschäft ist, die Macedonier der Erde im kleinen zu spielen, und das, was Alexander in Grosso that, in Minuto auszuführen.

Rayn. Elende Buben ihr! Ihr habt unrichtige Begriffe.

Räub. Unrichtige Begriffe? — Ich habe genug auf fremde Faust gemordet; genug geraubt auf fremden Wink; ich will einmal auf meine Faust morden, rauben auf meinen Wink.

Rayn. Das ist ein schändliches Handwerk. Es ist unwürdig eines Manns, der fürs Vaterland focht. Kommt wieder zu eurer Vernunft, und seyd Männer. Es muß einmal in der Welt so seyn; ihr wollt gewiß die Sache besser machen, ihr Tollköpfe!

Räub. Wir sind Abgedankte — was wollen wir thun?

Rayn. Es ist freylich wunderlich. Man läßt manchem oft nicht so viel, daß er sich einen Strick kaufen könnte, um sich aufzuhängen; doch ihr müßt euren Muth nicht sinken lassen. Wir sind abgedankt, wie ihr; kommt mit uns wieder zum Herzog zurück; ich verspreche es euch, ihr sollt wieder angenommen werden.

Räub.

Räub. Wir wollen sehen, was zu machen ist. Bleibt aber bey uns, bis die übrigen unsrer Kammeraden zurückkommen; sie sind gute Bursche.

Rayn. Wo sind sie dann?

Räub. Sie sind ausgegangen. Graf Eberhardt gab einen Turnier: es gab viele Fremde, die dort waren; sie wollen sehen, ob es nichts zu mausen giebt. Aber hier kommen sie eben.

Dritter Auftritt.

Vorige, einige Räuber.

Erst. Habt ihr einen guten Fang gemacht?

Einer aus den letztern. Zimlich gut.

Rayn. Lief es blutig ab?

Letzt. Es blieb ein einziger Junge, der unbewaffnet war, oder aus Furcht sein Schwert nicht zog.

Rayn. Himmel und Hölle! Ihr habt einen Unbewaffneten getödtet? Das ist nicht edel, ihr Schurken ihr? Gebt mir mein Schwert, daß ich den Buben in Stücke haue, der so was wagte.

Räub. Er ist nicht getödtet; er kam mir nur mit seiner Nase zu Nahe, und da gab ich ihm einen Nasenstüber, daß der Ritter vom Pferde sank.

Rayn.

Rayn. Wo iſt er?

Räub. Hier bringen ſie ihn.

Vierter Auftritt.

Vorige, zween andere Räuber bringen den Ritter Pinzinger, und legen ihn ausgeſtreckt zur Erde hin.

Rayn. Legt ihn dorthin. Ich will ſehen, ob ich ihn nicht wieder zum Leben bringe; und ihr — Kammeraden! was macht ihr da?

Einer aus den letztern Räub. Wir verließen des Herzogs Dienſte, als wir hörten, daß ihr euren Abſchied erhieltet.

Rayn. Nun gut! weil ihr mit mir aus des Herzogs Dienſte tratet, ſo könnt ihr mit mir wieder beym Herzog Kriegsdienſte ſuchen.

Räub. Wir wollen wohl!

Ein anderer Räub. Doch Herr! weil ihr ſo tapfer und edel ſeyd, ſo bleibt dieſen Tag über bey uns, und helfet uns des Abends aus einem wunderlichen Traume, in den wir uns nicht ſchicken können.

Rayn. Was iſt's?

Räub. In einer Entfernung von tauſend Schritten ohngefähr umgeben ſteile Felſen dieſe Gegend; es iſt ein unwandelbarer Ort;

wir

wir hielten dort Wache auf der Anhöhe, weil wir ringsumher diesen Ort umsehen konnten. Da stund Franz die verwichene Nacht auf dem Posten, und ich an ihm, und nach Mitternacht stieg aus der Erde ein Gespenst herfür, das ganz nahe an uns vorübergleitete und verschwand. Ich sah's mit eigenen Augen, und kalter Schweiß deckte meine Stirne. Die vorgestrige Nacht sah es Hermann auch, und vermuthlich kömmt es die heutige Nacht auch wieder. Möchtet ihr wohl mit uns Wache halten?

Rayn. Warum nicht? Ich und Raymund wollen Wache halten.

Räub. Gut! So gebt uns euer Wort, und wir versprechen euch entgegen, daß wir mit euch wieder zum Herzog zurück wollen.

(Sie geben sich die Hände.)

Rayn. Aber wißt ihr was, Brüder! Macht nun was für uns zur Labung zu rechte; wir haben zween Tage nichts über unser Herz gebracht. Ich will sehen einsweilen, wie es mit unserm Ritter steht.

(Die Räuber gehen in ihre Höhle.)

Fünfter Auftritt.

Raymund, Raynald, Pinzinger.

Rayn. (nähert sich dem zur Erde gestreckten Pinzinger, sieht ihm eine Weile ins Gesicht, und

(nach einer Pause) Da liegst du nun, Ritter! Ernsthaft und männlich! wenn ich dir deine Kette vom Halse nehme, dir einen Küttel anlege, so bist du ein Räthsel. Wer ist der? will ich fragen. Ein todter Mensch, wird man mir antworten — ein todter Mensch; nicht ein Ritter. Des Ritters Glanz fliegt also mit dem Leben fort, und der Mensch bleibt. Elende Vorzüge des Adels, wenn ihr mit dem Hauche des Lebens verschwindet. Euer Schein ist dem Licht des Mondes gleich, der seine Stralen von der Sonne entlehnt, und in sich selbst ein finsterer Körper ist. Der Pöbel glaubt, daß er glänzt; aber der Weise kennt die Täuschung des gebrogten Lichts. Lieber Raymund, was ist doch der Mensch. Denke dir nun einmal eine unzählige Menge Todtenschädel, bilde dir ein, sie stünden hier um uns herum; kannst du mir sagen, dieser ist der Kopf eines Ritters, oder dieser ist der Kopf eines Kämpfers, oder eines Knechts — sie sind ja alle so ähnlich. Diese Wahrheit, so einfältig sie ist, ist sie doch eine der richtigsten in der Natur, und beweiset, daß es keinen Unterschied unter den Menschen gebe; denn sonst müßte der Kopf eines Ritters ein ganz anderer Kopf, als der Kopf eines Knechts seyn. Menschengröße! Was bist du, wenn du nicht einmal einen Todtenknochen karakterisiren kannst! Aber laß sehen, Raymund, ob kein

Leben

Leben mehr in diesem Menschen ist. Hilf mir ihn auf diesen Stein setzen (Reynald und Raymund heben den Ritter auf einen Stein) mich däucht, er lebt noch.

Raym. Mich däucht es eben.

Rayn. Sieh ihm starr ins Gesicht; nimm dein Schwert, halt es ihm vor den Mund, und sieh, ob noch Athem in ihm ist.

Raym. Er athmet noch. Herr! es ist Ritter Pinzinger.

Rayn. Ja beym Himmel! Arme Mücke, kamst du unter die Tasche. Bring Salz her!

Raym. Was wollt ihr mit Salz machen?

Rayn. Ich habe immer gehört, wenn man Salz auf eine Mücke streut, so kömmt sie wieder ins Leben, und Ritter Pinzinger war ja auch nichts mehr, als eine Mücke; doch Raymund, gehe, und sag den Mönchern dort, sie sollen ihre Bärte abscheeren, sonst kann ich Pinzingers Geist nicht wieder auferwecken; es ist Antipathie zwischen ihm und einem Bart, wie zwischen Diamant und Bocksblut.

Raym. Ihr seyd doch lächerlich.

Rayn. Lächerlich? — Bey meiner Seele nicht!

Raym. Was denkt ihr nun, daß ihr so tiefsinnig dastehet!

Rayn.

Rayn. Ich besinne mich, ob es besser ist, diesen Menschen wieder zum Leben zu bringen, oder nicht.

Raym. Wie könnt ihr doch einen Anstand nehmen?

Rayn. Warum nicht! Es wäre ja für manchen besser, daß er gar nicht gebohren wäre. Ich könnte vielleicht der Menschheit ein übles Geschenke machen; denn dieser Junker war eine Lampe —

Raym. Eine Lampe?

Rayn. Eine Lampe — ja! er lebte von fremden Fette; konnte sich selbst nicht nähren, und wenn das Oel ausgeht, muß er verlöschen. Was macht er denn in der Welt? — Wir wollen ihn sterben lassen.

Raym. Nicht doch! es ist Menschenpflicht, ihn zu retten.

Rayn. Das glaubst du? Ja! wenn wir einen Menschen wieder auferwecken können, so haben wir ein herrliches Werk gethan; wenn wir aber nichts, als einen Edelmann zum Leben bringen, dann wäre es besser, die Sache blieb so. Wie müßen wir es aber anstellen, daß wir aus diesem Ritter einen Menschen machen? — Eine Retorte ist unmittelbar nöthig. Man muß das Ding von den Schlacken seines Adels reinigen; seine Einbil-

bildung im Kühlofen ausdünsten lassen, und seinen Hochmuth präpariren, und dazu gehört ein geschickter Chymikus, und der bin ich nicht.

Raym. Rettet ihn doch!

Rayn. Ich will wohl, gieb mir aber dein Schwert, daß ich ihm ehvor seinen Kopf abhaue, und ihn seiner Füße und Hände entledige.

Raym. Wie das Herr?

Rayn. Kopf und Hände und Füße sind bey solchen Rittern wie dieser ist, der für die Menschheit gar nichts thut, halb unnöthige Dinge. Zu seiner Existenz wird nichts gefordert als Mund und Bauch — überhalb kannst du ihm auf meine Gefahr alles abschneiden — er hat Geld, und miethet sich Leute, die ihn tragen, Hände die für ihn arbeiten, und Köpfe die für ihn denken müßen; nur Maul und Bauch ist ihm nöthig — denn Essen und Verdauen ist sein Geschäft — willst du, daß wir diesen Magen lebendig machen?

Raym. Ja Herr!

Rayn. Auf deine Gefahr. Wenn's übel ausschlägt, kannst du es vor der Menschheit verantworten.

Raym. Er kommt zu sich!

Rayn.

Rayn. Das hab ich mir immer eingebildet. Sein Geiſt iſt zu materiell, als daß er ſich ſogleich von dem Klumpen Körper trennen ſollte, mit dem er ſo viele Aehnlichkeit hat. Dergleichen Leute ſind meiſtentheils unſterblich.

Raym. Unſterblich? —

Rayn. Ganz natürlich. Sterben heißt, wenn ſich die Seele vom Körper trennt; es giebt nun ſolche Menſchen, die tägliche Beweiſe geben, daß ſie keine Seelen haben; — wo nun keine Seele iſt, iſt dieſe Trennung unmöglich — folglich ſterben ſie nie, und ſind unſterblich.

Raym. Eine ſchöne Philoſophie! Was machen ſie denn, wenn ſie zu leben aufhören?

Rayn. Sie vegetiren nicht mehr; und ſchlafen nun etliche Jahre länger, als ſie in ihrem Leben durch geſchlafen haben. Die alles nährende Natur freut ſich ihrer Wänſte, um ihre Würme mit ſelben zu regaliren. Das muß Hühnerfleiſch für ſie ſeyn, oder Gans-Fleiſch; denn es war lang genug in der Maſt.

Pinz. (Kömmt zu ſich) Ihr werdet mich doch nicht umbringen! —

Rayn. Iſt euch das Leben werth, Junker?

Pinz. Ich bitte euch, ſchenkt mir's.

Rayn. Wer leben will, muß aber auch zu leben wissen. Was kannst du?

Pinz. Ich bin von Adel.

Rayn. Was heißt das? Bist du der Welt nütze oder nicht? Das ist die Frage. Armer Junker! ich hab Mitleiden mit dir. Du weißt doch nicht, was Welt und was Mensch ist. Fürchte dich nicht; es soll dir nichts geschehen. Aber laß dir diesen Zufall zur Warnung seyn, daß es Umstände in der Welt geben kann, die von einem Menschen mehr fodern, als daß er ein Junker ist. Komm! ich will dir Labung geben. (Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Zimmer auf Eberhardts Burg.

Hedwig, Agnes.

(Hedwig ruht in einem Lehnsessel.)

Agn. Dem Himmel sey Dank! Hedwig, daß uns die guten Leute in diese Burg brachten. Wie sich der Arzt erklärte, so ist deine Wunde nicht gefährlich, und bald wirst du wieder vollkommen gut seyn. Könnt' ich dir nur, Freundinn! auch so viel tröstende Nachricht von deinem Vater und von Ubald geben; aber der Himmel, der alles zum Besten der Menschen leitet, wird auch sorgen—

Hedw.

Hedw. Ich hoffe, Freundinn! daß er ſorgen werde. Aber was bin ich dir nicht alles ſchuldig? Was wäre aus mir geworden, wenn du mich verlaſſen hätteſt.

Agn. Was ich that, war Pflicht der Freundſchaft; du würdeſt für mich in gleichem Falle das nämliche gethan haben.

Hedw. Aber ſag, Freundinn! wer war dann dieſe gutthätige Seele, die ſelbſt meine Wunde verband, und uns ſo großmüthig behandelte.

Agn. Wenn meine Vermuthung gegründet iſt, Freundinn, ſo glaub' ich, daß es Johanna Graf Eberhardts Tochter war; denn wir ſind in ſeiner Veſte.

Hedw. In Eberhardts Veſte — bey meiner Mitbuhlerinn? —

Agn. Sey getröſt! du ſiehſt, daß ſie ein edles Geſchöpfe iſt. Sie weiß noch nicht einmal, wer wir ſind. Der Drang Unglücklichen zu helfen, mußte aller Neugierde weichen. Sie denkt edel; ich bin vergewiſſt, ſie wird dir Ubald nicht entziehen. Wüßte ſie ſeine Untreue gegen dich, ſie würde ihn verabſcheuen — haſſen würde ſie ihn. — Sie kömmt; entdecke dich ihr nicht eher, als bis es klug und rathſam iſt. Ich will mich entfernen.

Siebenter Auftritt.

Hedwig, Johanna.

Johanna. Wie habt ihr diese Nacht über geruht, Ritter? Geht es euch besser?

Hedw. Ja, edle Dame! Ich kam hieher, um ein wenig freye Luft zu athmen. Ihr werdet es doch nicht ungütig nehmen.

Johanna. Ihr habt gut gethan. Eure Wunde saat der Arzt sey nicht gefährlich; sie wird bald geheilt seyn.

Hedw. Ich gebe es zu; aber die Wunde meiner Seele wird ewig bluten.

Johanna. Die Zeit heilt jeden Schmerz, und jede Qual wird schwächer durch die Jahre.

Hedw. Es mag seyn; aber mein Wunsch wäre das Grab.

Johanna. Ihr seyd doch jung, Ritter, und die harten Zufälle des Schicksals müßten euch nicht gleich muthlos machen. Vertraut mir euer Geheimniß an.

Hedw. Ich will wohl; wenn euch die Geschichte meines Lebens nicht lange Weile macht. Ich bin von gutem Geschlechte, und hatte eine einzige Schwester, die ich mehr als mein Leben liebte. Sie nannte sich Hedwig. Ein junger Ritter verliebte sich in sie, und schwur ihr ewige Treue. Da fügte es

sich,

ſich, daß ein benachbarter Graf in der Gegend einen Turnier ſeiner Tochter zu Ehren hielt; meiner Schweſter Verlobter zog auch hin, vergaß Hedwig, und wollte des Grafens Tochter zur Gattinn nehmen, der den Turnier gab. Unbeſchreiblich war der Gram meiner Schweſter über dieſe Beſchimpfung. Wie eine Roſe in der rauhen Winternacht verſchwand ſie, und welkte hin zur Grube; nun lebt niemand mehr als ich, der dieſes unglückliche Geſchöpf noch rächen kann.

Johanna. Dieſe Behandlung iſt abſcheulich. Es muß ein niederträchtiger Mann geweſen ſeyn, der ſo einer Unthat fähig war. Wußte wohl des Grafens Tochter, die der Ritter eurer Schweſter vorzog, daß er bereits mit Hedwig verlobt war?

Hedw. Ich glaube nicht, daß ſie es wußte; denn ſie ſchien gut und edel zu ſeyn, und hätte ſeine Hand gewiß ausgeſchlagen. Was hättet ihr, edle Dame in dieſem Falle gethan?

Johanna. Ich würde ſeine Hand nicht angenommen haben; und wenn ihn mein Herz auch geliebt hätte, ſo hätte dieſer Gedanke der abſcheulichſten Untreue, wodurch er eure Schweſter beſchimpfte, jeden Funken von Liebe in meiner Seele erſtickt. Sagt mir doch, wie nannte ſich dieſer Unedle?

Hedw. Ich muß seinen Namen verschweigen. Er könnte euch vielleicht beleidigen.

Johanna. Beleidigen? Nein! wenn er mein Bruder wäre, so ist er ein Nichtswürdiger. Stammt er vielleicht aus Eberhadts Geschlechte ab?

Hedw. Nein! er ist euch weder verschwägert, noch anverwandt; und dennoch geht er euch näher an, als wenn er euch verwandt, oder verschwägert wäre.

Johanna. Ihr redet geheimnißvoll; redet deutlicher.

Hedw. Dringet nicht in mich, ich bitte euch; der Zustand meiner Seele ist noch nicht der, daß ich heftige Gemüthsbewegungen ertragen kann. Eine einzige Bitte habe ich an euch, und diese besteht, daß ihr mir einige Tage Erhollung gönnen, und niemanden außer meinen Freund, der mich begleitete, auf mein Zimmer lassen möchtet; dann ich hab' eine alte Mutter, und sie würde untröstlich seyn, wenn sie meinen Zustand wüßte.

Johanna. Es soll euch eure Bitte gewährt seyn; sorgt für eure Gesundheit; ich will Anstalt machen, daß euch nichts mangle. Ihr scheint entkräftet zu seyn; ruhet wieder eine Weile (sie eingelt; ein Knecht tritt auf) bringt diesen Ritter auf sein Zimmer.

(Knecht mit Hedwig ab.)

Achter

Zehnter Auftritt.

Johanna allein.

Er iſt euch weder verſchwägert, noch anverwandt, und dennoch geht er euch näher an, als wenn er euch verſchwägert, oder verwandt wäre; ſo ſagte er. Die Umſtände; Howarths ſchnelle Entfernung; Ubalds Niedergeſchlagenheit — — alles dieſes läßt mich vermuthen — — Gott! wenn das wäre! Was würde aus dir werden, arme Johanna! — — aber — was würde aus dir werden? — — das, was Tugend und Menſchenpflicht fodert. Ich bin zwar nur ein Weib, mein Arm iſt ſchwach — ich kann nicht mit Männern kämpfen — aber doch will ich kämpfen — — kämpfen mit meiner Seele, und ſtreiten mit meinem Herzen.

Neunter Auftritt.

Howarth, Eberhardt, Johanna.

How. (wahnſinnig mit zerſtreuten Haaren) Wo iſt ſie? — Wo iſt ſie? Sagt mir das, damit ich hingehe, und ſie um Vergebung bitte. Seyd ſo gut, und zeigt mir, wo ſie begraben liegt.

Eberh. Er iſt wahnſinnig. Welcher Zufall muß ihn in dieſen elenden Zuſtand geſetzt haben?

Joh

Johanna. Wahnsinnig! — Unglücklicher Alter! — Nun verstärkt sich mein Verdacht — mein Vermuthen ist gegründet; ich will's erfahren. Vater! besorgt diesen Unglücklichen.

(ab.)

Zehnter Auftritt.

Howarth, Eberhardt.

Eberh. Ist euch besser?

How. Mir ist schon gut. Wenn ich nur diese Blume auf ihr Grab gepflanzet hätte — — — es ist eine Rose — der Gärtner hat sie weggeworfen — und sie war doch so eine herrliche Blume — — — — (hastig) Habt ihr nicht eine Tochter, Ritter? Wenn ihr eine habt, so sperrt sie ein, und laßt sie nicht in die Luft — denn es ist die Pest — — —

Eberh. Unglücklicher!

How. Hast du nicht von Unglück gesprochen? — — — Mich dünkt's. — — Laß doch deinem Mädchen das Herz aus dem Leibe reißen, damit sie nicht liebe — — — und sie wird nicht unglücklich seyn. — — Sieh! — — dort — — dort wandelt sie — im Todtenkleide — — — wische mir doch meine Stirne ab, ich bitte dich! Eb(erhardt wischt ihm die Stirne ab) Dank dir! — Sieh

— Sieh einmal das Tuch an — — — sieh! welche schwarze Buchstaben ein Bube auf meine Stirne zeichnete — — — meine grauen Haare waren ihm nicht zu weiß — — mein Alter nicht zu ehrwürdig — — — kannst du buchstabiren? — — so lese, was alles auf meiner Stirne geschrieben steht. — — — Du weinst?

Eberh. Erbarmungswürdiger Greis!

How. Du weinst? — Du weinst? — Weine nicht über mich — ich hab keine Tochter mehr — weine über dich, wenn du noch ein Kind hast. — Man wird sie entehren, beschimpfen — — — aber wo ist mein Schwert? — Gieb mir mein Schwert —

Eberh. Was willst du? —

How. Ich will streiten — mit dem Buben streiten, der mich beschimpfte. — — Aber warum spottet er meiner? — Ich kann ja wohl noch ein Schwert führen — — — Sag ihm, er soll eines Greisen nicht spotten. — —

Eberh. Beruhige dich! es ist ein Traum, der dich täuscht.

How. Was Traum! — — Wahrheit ist's! — — — Sieh meine Hände, wie sie noch bluten — — — ich hab meine Tochter getödtet, o mich Elenden! Siehst

du — — — nun kann ich mich nicht mehr von der Erde schwingen — — — ich bin eine Taube — — — ich hab von vergifteten Beeren gekostet, und taumle herum, bis ich zum Raub des Geyers werde. — — — Aber Rache! — — nicht ich — er hat meine Tochter ermordet. — —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Hedwig.

Hedwig, die die Stimme ihres Vaters hörte, stürzt eilend ins Zimmer.

Hedw. Hilfe! — Hilfe! ich höre die Stimme meines Vaters. (wirft sich ihm an Hals) O mein Vater!

How. Bist du's! — Bist du's! — Hast du meine Tochter ermordet? — So komm! — Laß dich küssen — hier ist mein Herz; hast du keinen Dolch mehr, es zu durchbohren?

Hedw. O Vater! Vater! fasset euch doch! — Ich bin ja eure Tochter.

How. Du bist meine Tochter? — Meine Tochter ist ja im Grabe — —

Hedw. Nein! sie lebt noch. Die Wunde war nicht tödtlich — —

How. Sie lebt noch. So bin ich geſtorben. Dank der Gottheit, daß ich nun bey dir bin Hedwig! — — Hier wird dich niemand mehr meinen Armen reißen, hier wird dich niemand mehr beſchimpfen — hier giebt es keinen Ubald mehr, der dir treulos wird! —

Eberh. Himmel! was hör' ich — Ubald — der Unverſchämte — — — und ihr, Howarths Tochter.

Hedw. Ja leider! — Habt Erbarmen mit uns, edler Eberhardt!

How. Man will mich von dir trennen, Hedwig! — — — nein! nein! — deinen Vater ſoll man nicht von dir trennen. — Wo ſind wir denn? — Iſt hier der Himmel? — Laß uns zur Hölle gehen, Hedwig! wenn man uns hier trennen will. — —

Hedw. O mein Vater!

Eberh. Tröſtet euch! — Laßt ihm nur einige Augenblicke Ruhe. Schlaf und Ruhe werden ihn wieder zu ſeinem Verſtande bringen. Ich verſichere euch. Komm, lieber Alter! Komm! Es will dich niemand von deiner Tochter trennen. (Alle ab.)

Zwölfter Auftritt.

Eine felsigte Gegend im Wald.

Raynald, Raymund.

Rayn. Nun, Raymund! wie gefällt dir diese Gegend?

Raym. Sie ist fürchterlich schön. Es scheint als hätten hier die Wölfe ihre Zusammenkünfte. Moos deckt die Felsen, wie den Schutt alter Gemäuer — Kröten und Eydexn schleichen herum, Epheu rauscht an diesen Felsenwänden und schlingt sich hinauf bis an hangende Klippen, wovon Fledermäuse und Eulen mit gräßlichem Geräusche über unsre Scheitel flattern. — Ein herrlicher Ort, ein würdiger Aufenthalt wilder Bestien.

Rayn. Hier wollen wir nun diese Nacht über Wache halten.

Raym. Meinetwegen. Wo Raynald ist, kann Raymund auch seyn.

Rayn. Der Ort ist treflich; er harmonirt mit dem Zustand meiner Seele. Aber sag, Raymund! ist es schon Mitternacht?

Raym. Noch nicht; aber weit kann diese fürchterliche Stunde nicht mehr von uns seyn.

Rayn. So komm, lieber Alter! laß uns von Gespenstern erzählen, die mit Drachenflügeln und Raabenklauen umher wandeln, von

Irr-

Irrwischen, die den Wanderer verführen, und von Teufelsbeschwörern auf den Kreuzwegen.

Raym. Ah! Pfui, Ritter! Laßt diese Possen. Es könnte einen schaudern.

Rayn. Ich möchte auf dem Blocksberge seyn, und einen Hexentanz mitfeyern, und unter Hundes- und Katzengeschrey offene Tafel haben.

Raym. Das müßte ein treffliches Konzert seyn.

Rayn. Ohne Zweifel! Stell dir einmal einen schwarzen Kater vor mit feurigen Augen, wie er Uhu Konzerten aufspielt, und Miaunaten trillert — aber sieh — sieh! Mich dünkt, es paßirte eben ein Luftkurier auf einem flüchtigen Geisbock — und dort kömmt eine ehrwürdige Cavalcade betagter Damen mit fliegenden Haaren auf Besen und Gabeln.

Raym. Spottet nur! — Um himmelswillen! eine übernatürliche Kälte fährt durch meine Glieder — mein Haar sträubt empor — — seht Ritter — seht! das Gespenst! —

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige, ein Gespenst.

(Mit langen herunterhangenden Haaren, bleich und ausgezehrt; mit einem Ziegenfell über die Schultern herab umhangen, gleitet vorüber beym Mondenlichte.)

Rayn. Ja, beym Himmel! — Ich will's anhalten, und wenn es mich tödten sollte. Entferne dich, Raymund, und überlasse mich meinem Schicksale.

Raym. Ich will mit euch.

Rayn. Zurück! Thu, was ich dir sage! —

(Raymund entfernt sich.)

Vierzehnter Auftritt.

Raynald, das Gespenst.

Rayn. (geht dem Gespenste zu) Halt! — und wenn du aus der Hölle selbst bist, so halt!

Gespenst. Wer bist du, Verwegener! der du es wagst, ein Wesen anzureden, das mit euch Sterblichen keine Gemeinschaft mehr hat?

Rayn. Wer du bist — ein sterbliches Wesen, oder ein Geist, so mußt du mit mir sprechen. Bist du aus der Hölle geschickt worden, so glaube nicht, daß ich vor deinen Drohungen erschrecke. — Die Hand dessen,

der jedes Geſchöpf ſchützt, wird auch mich ſchützen, und kann Raynald dir mit ſeinem Leben dienen — ſo fodere es von ihm, und lerne, daß der, der ein Freund der Menſchen iſt, auch Muth hat, ein Freund eines Geiſtes zu ſeyn. (Das Geſpenſt ſeufzt) Armer Geiſt! — Du ſeufzeſt! — meine Anrede muß dich gerührt haben. — Du biſt unglücklich, und ſchon biſt du meinem Herzen werth. Gieße deinen Kummer in meinen Buſen, und können dich meine Arme, deren Knochen noch mit Fleiſch bedeckt und in eine verwesliche Hülle gewickelt ſind, dich geiſtiges Weſen nicht an meinen Buſen drücken — ſo will ich dich mit den Armen meiner Seele umfangen. Kann Raynald was zur Linderung deines Leidweſens beytragen, ſo rechne auf ihn. Armer Geiſt! verſchmähe die Freundſchaft eines Sterblichen nicht! —

Das Geſpenſt. Folge mir! — Du haſt mir deine Freundſchaft angebothen — wohl! — Du ſollſt mein Freund ſeyn, und mein Freund bleiben! (Es ergreift Raynalds Hand, zieht ihn mit ſich, und beyde verſchwinden durch eine Oeffnung des Felſen.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vier-

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die felsigte Gegend im Walde, wie zu Ende des dritten Akts.

Raymund allein.

Der Morgen grauet schon, und Raynald ist noch nicht hier. Es wird ihm ja nichts begegnet seyn? — Was immer dieses Gesicht gewesen ist — ein guter oder böser Geist, so schaudert's mir doch, so unerschrocken ich sonst beym Andenken solcher Wesen bin. Es giebt wirklich Sachen in der Natur, die unsere Erwartung übersteigen, und der, der außerordentliche Dinge gleichgültig sehen kann, muß weder Menschengefühl, noch eine Seele haben. Aber wer du warst, schreckliches Wesen! ein Engel oder der Satan aus der Hölle, du sollst mir wieder meinen Raynald zurückbringen, oder ich will mit dir zum Gespenst werden.

(Will abgehen, Raynald kömmt.)

Zweyter Auftritt.

Raymund, Raynald.

Raym. Um Himmelswillen! Herr, wo wart ihr so lange?

Rayn. In einer herrlichen Gesellschaft.

Raym. Sagt mir doch, was war's?

Rayn. Ein Wunderding. — Ich wollte alle Schätze der Welt nicht annehmen, wenn ich's nicht gesprochen hätte.

Raym. Was sagte es euch denn?

Rayn. Worte und Sylben — Worte die aus Sylben, und Sylben, die aus Buchstaben bestunden.

Raym. Diese Sprache muß für euch sehr deutlich gewesen seyn.

Rayn. Wahrlich ja, lieber Raymund! — Es giebt ein Wesen, das sich Mensch nennt, und dieses Wesen ist ein Sklave der Luft — ein Opfer eines giftigen Insekts — mehrern Gebrechlichkeiten unterworfen — und mehrer Krankheiten Raub, als meine Sinnen im Stande sind, Fibern im Nervenbau eines Polyps zu entdeken. — Gebrechlich, wie ein Glas, schwach, wie eine Saifenblase, die den Strohhalm des Knaben verläßt, in die Luft steigt, und zerplatzet — vorübergehend wie die Zeit, verschwindend wie ein Blitz im

kühlen Sommerabend — niedrig, wie die Pflanze im Moos, — unbedeutend, wie der Staub, den eine Mücke von ihren Flügeln schüttelt. — — —

Raym. Das sagte es euch, und nichts weiters? —

Rayn. O noch viele Sachen. — —

Dritter Auftritt.

Vorige, Pinzinger, und Räuber.

Ein Räub. Habt ihr das Gespenst entdeckt?

Rayn. Ja!

Räub. Habt ihr mit ihm gesprochen?

Rayn. Ja!

Räub. Was sagte es euch?

Rayn. Wunderdinge!

Pinz. Laßt doch hören was es sagte.

Rayn. Das Gespenst sagte mir, daß, wer einmal eine Gans ist, wie ihr, hätte sehr wenig mehr zu thun, um ein Indian zu werden.

Pinz. Ihr spasset. Redet doch ernsthaft.

Rayn. Beym Himmel! ich spasse nicht. Das Gespenst sagte mir, daß die Welt so böse ist, daß man keine Wunder mehr glauben

ben will, und es gäbe derer noch so viel. — Wunder über Wunder! ihr lebt, und habt keinen Geist in eurem Körper. Ihr geht auf zween Füßen, und ihr hättet längst nach den Regeln der Natur auf allen Vieren kriechen sollen. Aber wißt ihr was? Die Mathematik ist eine verfluchte Lügnerinn, wenn sie sagt, daß die geraden Linien die kürzesten sind. — — Ritter Pinzinger wird durch krumme Linien eher zum Hauptmann werden, als wir alle, die wir die gerade Linie gehen. Die Zeiten werden aber auch immer böser. Wir werden täglich materieller. Einst hat man einem doch den heiligen Geist wünschen dürfen, aber itzt nichts mehr, als einen guten Appetit zum Fleischessen.

Räub. Hört doch einmal zu spassen auf, und sagt uns wahrhaft, was das Gespenst war. Der Teufel war's ja doch nicht? —

Rayn. Der Teufel war's nicht; denn ich hab' es heut zum Frühstück gebeten, und es wird kommen; denn mag es euch selbst erzählen, was es ist. (zu Pinzingern.) Nun, Ritter! wie habt ihr diese Nacht über geschlafen? —

Pinz. Gut!

Rayn. Nicht wahr? Es läßt sich auf Stein schlafen, wie auf Federn, wenn man müde ist.

Pinz. Gewiß!

Rayn. Ihr seht doch nun ein wenig ein, was es ums menschliche Leben ist. Glaubt mir, es wird euch nicht übel bekommen. Wollt ihr ein Frühstück?

Pinz. Ja, wenn ich euch um eine warme Suppe bitten darf.

Rayn. Eine warme Suppe? — Die könnt ihr nicht haben. Ein Stück Käs, und einen Schluck Branntewein.

Pinz. Das bin ich nicht gewohnt.

Rayn. Laßt sich alles gewöhnen. Probirt's, ihr sterbet nicht davon.

Rayn. O lieber Junge! ihr müßt euch noch zimlich abgärben lassen, bis ihr zäh werdet, wie Hundeleder.

Pinz. Meine Mutter hat mich nicht so rauh erzogen.

Rayn. Desto schlimmer, wenn sie euch zum Ofensitzer schuff, da sie euch hätte zum Helden bilden sollen. Ihr sehet ja aus, als wäret ihr von Papier; der Wind bläst euch weg. Man könnte schwören, es hätte euch ein Schuhflicker zusammengestoppelt, der zwanzig Jahre lang keinen Werberschuh mehr gedoppelt hat.

Pinz. Für was wäre es auch nöthig gewesen, mich so rauh zu erziehen, wie ihr seyd.

Ich

Ich kann von meinen Einkünften leben, und das könnt ihr nicht.

Rayn. Das kann jeder Narr — da braucht man keinen Ritter dazu; aber zu leben wiſſen, und keine Einkünften haben; ſich ſelbſt was verdienen, das iſt Kunſt; da gehört aber mehr dazu, als ein Stammenbaum.

Pinz. Ihr müßt mich doch nicht ſo beleidigen, denn meiner Geburt nach bin ich doch beſſer, als ihr alle.

Rayn. Wer ſagte dir das? Mein Buhel iſt mehr als du; der geht ins Waſſer und apportirt. Zu was ſeyd ihr denn nütze, Pinzinger! ich wüßte nicht, was ich aus euch machen müßte. Eine Degenſcheide? — — ihr ſeyd ja ſo geſchmeidig, wie ein Flautenfutteral, und habt eben ſo wenig Verdienſte an den ſchönen Tönen der Harmonie — meine Schlafmütze hat mehr Verdienſte als ihr, denn ſie ſah doch ſchon den Feind.

Pinz. Ihr behandelt mich aber recht ſchlecht.

Rayn. Wir behandeln euch gut; ihr habt uns ſchlecht behandelt. Du ſollſt dich gegen uns gar nicht meſſen; dein Verhältniß gegen uns iſt wie Butter, den man aufs Brod ſtreicht; dein Muth iſt wie ein zuſammengenähter Tellerwiſcher, und deine Tapferkeit gleich einem Heroldsrock ohne Ermel.

Pinz.

Pinz. Ich kann doch noch ein Held werden, wie ihr; denn meine Mutter erzählte mir oft, daß ein groſſes Erdbeben war, als ſie mich zur Welt gebahr, und daß dieſes eine Bedeutung für mich iſt.

Raym. Das Erdbeben wegen deiner? O du betrügſt dich. Es mag die gute Mutter Erde einen Anſtoß von Kolik über deine Exiſtenz gehabt haben, weil ſie ſo viel krampfartige Aeußerungen machte. Aber laß es gut ſeyn! geh ruhig zu Hauſe; da iſt deine Salva quardia. (Pinzinger geht mit einem Räuber ab; nach einer Weile zu einem der Räuber) Hey! du! gieb dieſem Mann deine Brodtaſche mit; wenn der Ritter zu müde iſt, mag er ihn hineinſtecken; es war ſchon öfters Zwieback darinn. Leb wohl! und grüß mir deine Mutter. Und wir Freunde wollen frühſtücken, denn das Geſpenſt wird bald hier ſeyn.

Vierter Auftritt.

Ein Zimmer auf Eberhardts Burg.

Ubald, Johanna.

Ubald. Nun bin ich ganz euer, Johanna! Ich habe meine Geſchäfte beſorgt, und nichts raubt mir mehr die Wonne, mich ganz dem Vergnügen der Liebe zu weihen. Wie ſelig werden mir dieſe Stunden verfließen — ſe-

lig,

lia, wie Frühlingstage im Roſenmonde. Der Gedanke, euch immer zu ſehen, ganz euer zu ſeyn — dieſer Gedanke — was gleicht ihm an Seligkeit?

Johanna. Ihr liebt mich alſo?

Ubald. Ob ich euch liebe, Johanna? — Zweifelt daß die Sonne wärmt, daß die Flamme brennt — aber nicht, daß ich euch liebe.

Johanna. Was verſteht ihr denn Ritter unter dem Namen der Liebe?

Ubald. Das, was ich für Johanna fühle; — den Hang, ganz für ſie zu ſeyn, die Sympathie der Seele, die mich an die ihrige kettet; mit einem Wort, jene unnennbare Kraft, die meine Nerven zur Empfindung ſtimmt, und jeden Tropfen Bluts durchglüht, der für Johanna in meinen Adern wallet.

Johanna. Eure Ausdrücke ſind maleriſch, Ritter! und euer Gefühl iſt Ueberſpannung; ich fodere mehr von euch, wenn ich's glauben ſoll, daß ihr mich liebet.

Ubald. So redet! Fodert mein Leben — ich will's hingeben — —

Johanna. Das iſt Schwärmerey, Ritter! Welchen Verdienſt hat ein armes Mädchen, wenn die flüchtigen Reize ihres Geſichts das Aug eines Ritters blenden; ſie verſchwinden bald,

bald, wie die Blumen des Frühjahrs, und des Nordwinds Hauch verwandelt die reizendste Flur in eine traurige Wintergegend. Höret mich Ritter! wenn Johanna geliebt werden will, so fodert sie, daß ihr Ritter seine Liebe auf wahre Verdienste gründe und nicht auf blendende Geschenke des Zufalls.

Ubald. Euer Herz ist so edel, als eure Bildung schön ist.

Johanna. Das glaubt ihr; aber ihr wißt es nicht, denn ich hatte noch nie Gelegenheit, euch Beweise hievon zu geben. Aber wisset, Ubald! ich bin ein sonderliches Mädchen. Den Mann, den ich liebe, den möchte ich auch hochachten können.

Ubald. Wie versteht ihr das?

Johanna. Ich unterscheide Liebe und Achtung. Liebe schränkt sich auf die glänzende Hülle der Außenseite ein; Achtung aber nur auf das Innere der Seele. Man kann schön und äußerlich liebenswürdig seyn, ohne Achtung zu verdienen.

Ubald. Was wollt ihr durch dieses alles sagen, Johanna?

Johanna. Ich wollte sagen, daß ich wünschte, daß Ubald so edel wäre, als er schön ist.

Ubald. Johanna! — —

Johanna. Ich verberg's euch nicht, daß ich euch liebte; eure Gestalt täuschte mich einige Augenblicke; euer Muth gefiel mir, und ich hoffte, daß ihr so edel als tapfer wäret; allein den Schleyer, mit dem die Liebe meine Augen verbinden wollte, riß ein Zufall von meiner Stirne; ich sah heller — — und fand, daß ihr meiner Achtung nicht werth seyd.

Ubald. Johanna! — ihr tödtet mich!

Johanna. Ich wollte, daß mein erster Blick euch getödtet hätte; so hättet ihr doch Howarths Geschlecht nicht beschimpft, nicht einen alten Greisen entehrt, ein Mädchen — —

Ubald. Ich verstehe euch. Laßt mich bey euren Füßen — — —

Johanna. Steht auf, Ritter! und thut ewige Verzicht auf Johannens Liebe; wollt ihr noch der Achtung Johannens würdig seyn, so seyd ein Mann, und lernet von einem Weibe die Stärke der Seele. Nicht auf die Ruinen der Ehre unglücklich gemachter Menschen will Johanna ihr Glück gründen; — ihr habt ein Mädchen beschimpft; — entfernt euch von mir; Johanna will euch nicht mehr sehen, bis ihr das gethan habt, was die Ehre eines Mannes fodert.

Ubald. Hört doch nur noch ein Wort.

(Johanna ab.)

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Ubald allein.

Sie ist fort. — — Ich bin verrathen. Thu das, sagte sie, was die Ehre eines Mannes fodert. Ich muß mich schlagen. Aber warum kam Howarth nicht? — Erwartet' ich ihn nicht Abends an der Burg? Ist es meine Schuld, daß er ausblieb? — Ich will ihn aufsuchen; und sollte er im Mittelpunkt der Erde seyn. Entweders will ich die Ruhe in Johannens Armen oder im Grabe finden. (ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Weg nah an Eberhardts Burg.

Raynald, Raymund, der alte Howarth.

Rayn. Hier wollen wir rosten, alter Vater! denn ihr seyd müde. Tröstet euch über den Verlurst eures Sohns, und denkt, ihr habt einen Sohn an mir gefunden, und ich will mir einbilden, ich hätte meinen Vater wieder an euch; denn unsere Geschichten haben sehr viele Aehnlichkeit.

How. Du bist ein guter Junge; aber führe mich wieder in meine Höhle zurück, daß ich Buße thue für meine Sünden.

Rayn.

Rayn. Das geſchieht nicht, Alter! Die Menſchen ſind nicht gebohren, daß ſie ſich in Höhlen verſchlieſen, wo Wölfe und Bären wohnen. Unſere Beſtimmung iſt edel. Fruchtloſe Thränen verbeſſern die Sünden unſrer Jugend nicht. Werke ſind Zeichen der Buße. Du mußt bey mir bleiben, Alter! ich will dir eine Hütte bauen; ich will mein Brod, das ich gewinne, mit dir theilen, und du ſollſt zuweilen zum Himmel beten, daß auch die Gottheit meinem armen Vater die Sünden vergeben möchte.

Low. Liebteſt du denn ſo ſehr deinen Vater?

Rayn. Ob ich ihn liebe, Raymund —!

Raym. Er liebte ihn, wie ſeine Seele.

Low. Du kannteſt ihn ja nicht.

Rayn. Freylich nicht; aber ich wollte doch mein Leben geben für einen Augenblick ihn zu ſehen.

Low. Aber — war er wohl deiner Liebe werth? Er hat ja deine Mutter verlaſſen, und dich dem Schickſale preisgegeben, als wenn du kein Weſen von ihm wärſt.

Rayn. Was thut das zur Sache? Wenn er die Pflichten der Natur vergeſſen, muß auch ich vergeſſen, was ich der Natur ſchuldig bin? —

Low.

How. Ah! wenn ich auch so einen Sohn hätte — aber wer weiß, was aus dem meinigen geworden ist! Er wird vielleicht seinem Vater fluchen —

Raym. Glaubt das nicht, Alter! vermuthlich starb er als ein Kind.

Raym. Oder seine Mutter erwürgte ihn, als er zur Welt kam. Sie hat auch gut gethan. Was erwartet wohl solche Kinder? Der entehrende Name eines Bastarden, der ihn von den Vortheilen aller bürgerlichen Gesellschaft ausschließt, und ihn mit Verachtung unter die niedrigste Klasse der Menschen stoßt. Man raubt ihm Stand, Ehre, Vermögen.

How. Du hast recht. Mich däucht, ich sehe das verlassene Kind, wie es zu seiner Mutter sagt: sey so gütig, und bring mich wieder zurück, wo ich herkomme. Entferne mich aus einer Gegend, wo es Menschen geben kann, die ihres gleichen bestrafen, ehe sie leben, und ehe sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben. Sey so gut Mutter, und erspare mir alle diese Thränen, die einst mein fühlbares Herz vergießen würde; nun fühl ich noch nicht, höre noch nicht, leide noch nicht, was mir zu leiden bevorsteht. Ein Druck von dir kann mich aller dieser Uebel befreyen. Sag Mutter! kannst du grausam

genug

genug seyn, mich leben zu lassen. So däucht mich, daß ich auch mein Kind sprechen höre — die Mutter schloß es an ihre Arme — drückte es vielleicht an ihr Herz und — tödtete es. Es ist todt — es athmet nicht mehr — o mich Grausamen! — — —

Rayn. Bekränke dich nicht mehr um geschehene Dinge. Du hast genug geweint; der Himmel hat dir dein Vergehen verziehen — aber hier nähert sich ein Ritter.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Ubald.

Ubald. Sagt Freunde! habt ihr Grafen Howarth nicht gesehen?

How. Grafen Howarth? — Hab ich wohl recht verstanden?

Rayn. Was giebt's mit ihm zu schaffen? — Ihr sehet zornig aus. Wollt ihr euch schlagen?

Ubald. Ja.

Rayn. Mit einem Greisen wollt ihr euch schlagen? Schämt ihr euch nicht? — — — Wenn ihr aber was mit Howarth auszumachen habt, so nehmt's mit mir auf.

Ubald. Mit euch! Ihr seyd ja —

Rayn.

Narr. Frage nicht nach meinem Namen und gehe. (zu Raymund) Raymund! besorge meinen Alten. (ab.)

How. Gott im Himmel! Es wird ja dem guten Jungen nichts zu Leide geschehen: er ist so hitzig; aber laß uns hier von diesem Orte gehen, lieber Raymund! es kommen verschiedene Edle daher; ich schäme mich in diesem Anzuge.

Achter Auftritt.

Howarth der ältere, Raymund, Howarth der jüngere, Hedwig, Agnes.

(Beyde wieder in Frauenkleidern.)

Hedw. Wie geht es euch nun, lieber Vater?

How. der jüng. Zimlich gut. Ich bin zwar noch schwach; aber die freye Luft und diese schöne Gegend giebt meinem entkräfteten Körper wieder Stärke. — — Laß uns in die Sonne sitzen, Hedwig!

Agn. Hier ist ein guter Platz, Ritter!

Hedw. Kommt hieher, lieber Vater! —

(Der alte Howarth und Raymund wollen sich entfernen.)

How. der jüng. Bleibt doch, lieber Alter! bleibt doch! euren Jahren thut die Sonne auch wohl.

How.

How. der Alt. Freylich ja; aber es schickt sich nicht.

How. d. j. Bleibt! ihr seyd mir willkommen! Es scheint, ihr hättet in euerm Leben vieles Ungemach ertragen.

How. d. A. Wahrlich ja!

How. d. j. Wer ist denn dieser Mann, der bey euch ist? Es ist ja Raymund?

Raym. Ja der bin ich. War einst des Herzogs Schild, das er wegwarf, weil es durchlöchert war, und nun verwandelte mich mein Verhängniß in einen Stecken, der diesen Alten da führen muß.

Agn. Du bist Raymund? Wo ist denn dein Freund Raynald?

Raym. Nicht weit von hier, Fräulein! ihr werdet ihn sehen; aber fragt mich nichts weiter.

Agn. Ich werde meinen Raynald sehen — Hedwig! hast du es gehört?

Hedw. Freundinn! (drückt ihr die Hand.)

How. d. j. Lieber Alter! seyd doch so gütig, und erzählt uns was von eurem Schicksale.

How. d. A. Ich will wohl! — — — Es sind bereits zwanzig volle Jahre, daß ich abgesondert von allen Menschen in einer Einöde lebe, und die Sünden meiner Jugend beweine. Ich war von edlem Stamme; meine

ne Vorfahren fochten im heiligen Kriege, und zogen hin bis an die Mauern Jerusalems; ich war ein leichtsinniger Bursche; achtete nicht viel auf Tugend und Rechtschaffenheit; ich verführte ein Mädchen, das ich liebte, und verließ sie wie ein Treuloser. Unmuth stürzte sie und ihr Kind ins Grab, und brachte Verzweiflung und den Fluch des Himmels über mein Haupt. Ich hatte einen einzigen Bruder. Mit diesem entzweyte ich mich auf Leben und Tod, und ich erfuhr, daß er in einer Schlacht soll umgekommen seyn. Ich fühlte den Greuel meiner Sünden; vergrub mich in eine Höhle, wo ich bisher von Wurzeln und Kräutern lebte, bis mich durch einen wunderlichen Zufall ein junger tapferer Ritter mit sich nahm, mich die Stelle seines Vaters zu vertretten bath, der schier auf gleiche Art eine arme Unglückliche behandelte.

How. d. j. Wie nannte sich denn dieser Ritter?

How. d. Z. So viel ich von diesem ehrlichen Mann da hörte, der mich begleitete, so nennt er sich Raynald.

How. d. j. Raynald! — — Ah! — —

How. d. Z. Es scheint, als wenn euch dieser Name ans Herz gieng.

How. d. j. Sollte Howarth den vergessen können, dem er sein Leben schuldig ist?

How.

Howe. d. ä. Hab ich recht gehört; ihr nennt euch ja Howarth?

Howe. d. j. Ja!

Howe. d. ä. Habt ihr nie einen Brudern gehabt?

Howe. d. j. Gott im Himmel! ja! — Einen Bruder, den ich unendlich liebte, und den ich seit vielen Jahren verlor.

Howe. d. ä. Mich däucht, ich habe was gehört — aber dieser Bruder — — hat er euch nicht schwer beleidigt? — Und habt ihr ihm verziehen?

Howe. d. j. Gott! Wenn er mich getödtet hätte, so hätte ich ihm vergeben! Wüßte ich nur, in welchem Winkel ich ihn suchen müßte, ich wollte viel geben, wollte ihn an mein Herz drücken, und ihm sagen, wie sehr ich ihn liebe.

Howe. d. ä. Vielleicht werdet ihr ihn noch sehen.

Howe. d. j. Ich zweifle sehr; denn ich vermuthe, daß er schon längstens todt ist.

Howe. d. ä. Nein! todt ist er nicht; das kann ich euch versichern: aber mühselige Jahre verlebte er in Gram und Elend.

Howe. d. j. Habt ihr ihn gesehen? Kennt ihr ihn? —

Howe. d. ä. Ob ich ihn kenne? — so gut als mich selbst.

Howy. d. j. So führet mich hin, wo er ist — führet mich hin, damit ich ihm sage, wie sehr meine Seele an ihm hangt.

Howy. d. k. Wunderlich sind die Wege der Vorsicht. Lieber Mann! Seht einmal dieses Gemälde an — (zeigt ihm ein kleines Gemälde.)

Howy. d. j. Das ist meine Bildung.

Howy. d. k. Ja sie ist's; und sie war der einzige Reichthum eures Bruders. Tausendmal hat er dieses Bild mit seinen Thränen benetzt; tausendmal hat er es an seinen bekränkten Busen gedrückt — — so gedrückt, als hätte er seinen Bruder in seinen Armen.

Howy. d. j. Sage doch, Alter! ich bitte dich; wo kann ich meinen Bruder finden?

Howy. d. k. Das will ich euch sagen. Dieser Bruder, der euch so schwer beleidigt hat, den ihr so lange vermisset, der euch einst haßte, und dann seinen Haß mit Thränen der Reue verlöschte — dieser euer Bruder, den ihr zu sehen begehrt — — dieser — — bin ich. (Beyde umarmen sich.)

Howy. d. j. O mein Bruder! — Kinder! ich habe meinen Bruder wieder gefunden. Theilet die Freude dieser Umarmung mit mir! (Hedwig und Agnes umarmen den Alten.)

Howy. d. j. O könnt' ich in diesen Umarmungen sterben! — Bruder! — Noch einen Kuß — und laß diesen das Zeichen unsrer

ihrer ewigen Versöhnung seyn! — — —
(küssen sich)

Howe. d. ä. Bruder! sind dieß deine Kinder?

Howe. d. j. Diese ist Hedwig, meine Tochter — und diese Agnes, ihre Freundinn.

Howe. d. ä. Gute Kinder! — Ich hätte nun auch einen Sohn; wenn ich ihn nicht gleich verlassen hätte, als er den Tag sah.

Howe. d. j. Die Vorsicht sorgte für ihn; er lebt noch.

Howe. d. ä. Er lebt noch? — — Wo ist er? Laß mich ihn sehen!

Howe. d. j. Eben der, der dich begleitete, — der Raynald, der mein Leben rettete, der ist dein Sohn.

Howe. d. ä. Mein Sohn? — — Gott im Himmel! — mein Herz hat es mir längst gesagt: aber wie sorg ich nun um sein Leben; er ist fort, mit einem jungen Ritter zu kämpfen, der dich, Bruder! zum Kampf aufsuchte.

Agn. Die Vorsicht stähle seinen Muth, und belohne seine Tugend!

Howe. d. j. Raymund! Eile und sieh, wo er ist? — Rette ihn, wenn du kannst.

Hedw. Führe meinen Bruder, und du Agnes, reiche mir deinen Arm, wir wollen selbst hin auf den Kampfplatz; Raynald soll uns nicht entrissen werden; oder wir wollen alle mit ihm sterben.

Neunter Auftritt.

Ein abgelegener Ort in Eberharts Burg.

Raynald, Ubald.

Rayn. Auf Tod und Leben, sagtet ihr? Ohne Helm und Schild — — wohl! so rüstet euch! Einer von uns muß auf dem Platz bleiben.

Ubald. Ich wollte es mit Howarth aufnehmen, nicht mit euch.

Rayn. Es ist eben so viel. Spaltet meinen Kopf, und bildet euch ein, ihr habt Howarths Kopf gespaltet; oder wenn es sich fügt, daß ich euch ein Stück vom Leib trenne, so bildet euch ein, es hats Howarths Schwert gethan.

Ubald. Ihr seyd ein wunderlicher Mann. Es scheint, als wäre euch an eurem Leben sehr wenig gelegen.

Rayn. So viel als an einem Mückenflügel, den der Sturmwind übers Meer weht. Ihr zaudert — —

Ubald. Ja! denn mein Leben hat noch einen Werth für mich.

Rayn. Wenn's so ist, so kämpft nicht; denn das Glück könnte euch einen üblen Streich spielen. Ihr müßt eure Seele nicht aufs Schwert stellen; es ist glatt, wie Eis.

Ubald.

Ubald. Ihr könntet aber glauben, ich hätte keinen Muth.

Rayn. Das würde ich nicht glauben; denn was man glaubt kann man nicht wissen; und daß ihr Muth habt, das weiß ich. Ihr habt's im letzten Turnier bewiesen. Was zaudert ihr aber? Kämpft, und vernünftelt nicht viel! —

Ubald. Mich kömmt es wirklich schwer an, mit einem Manne auf Leben und Tod zu kämpfen, der mich nicht beleidigt hat.

Rayn. Hat euch Howarth beleidigt?

Ubald. Ja!

Rayn. Was hat er euch gethan?

Ubald. Er hat mich beschimpft.

Rayn. Warum?

Ubald. Weil ich Graf Eberhardts Tochter der seinigen vorzog, die fünf Jahre lang auf mich harrte.

Rayn. Da habt ihr ihn ja beschimpft, und nicht er euch; und weil ihr diese Thorheit begangen habt, das Mädchen ohne Ursache zu verlassen, so wollt ihr die Narrheit — denn eine Narrheit ist's gewiß — mit einem Verbrechen gut machen. Euch entweder selbst der Welt entziehen, oder einen andern ehrlichen Ritter aus der Welt treiben. Pfui! das ist nicht rittermäßig. Auf solche

Art

Art will ich mich mit euch nicht schlagen, und wenn ihr euch mit Howarth schlügt, so will ich euch für einen Strassenräuber ansehen. Ihr wollt Thorheiten auf Thorheiten häufen, und die Szene mit Blut endigen — das ist Schande, nicht Ehre. War es euch nicht genug, Howarths Tochter zu beschimpfen, wollt ihr noch ihr Vater-Mörder werden. Hier — wenn ihr so Lust habt, Menschenblut zu sehen, schneidet mir ein Stück Fleisch aus meinem Arme; ich schenk's euch, so habt ihr euch doch keine Vorwürfe hierüber zu machen.

Ubald. Ihr habt Recht! ich schäme mich meiner Thorheit; wie kann ich aber mein Verbrechen wieder gut machen?

Rayn. Geht hin zu Howarth! Sagt ihm: Ritter! ich hab einen tollen Streich begangen; ich will ihn aber wieder gut machen. Verzeiht mir, und gebt mir die Hand eurer Tochter wieder; denn ich will sie nicht entehren.

Ubald. Das kann ich nicht thun.

Rayn. Das müßt ihr thun; denn sonst erklär ich euch als eine weibische Memme.

Ubald. Als eine Memme! — — —

Rayn. Ich erkläre euch so, und will's euch beweisen durch mein Schwert. Zieht! —

(Sie wollen sich schlagen.)

Zehn-

Zehnter Auftritt.

Vorige, Johanna.

Johanna. Haltet! Haltet! — Was wollt ihr thun? Verbrechen auf Verbrechen häufen? — Ubald! wenn euch Johanna werth iſt, ſo ſtreitet nicht.

Rayn. (wirft das Schwert weg, zu Ubald, der noch auf ihn dringt) Ich bin unbewaffnet. — Elender! wirf dein Schwert fort! — Wir werden uns ja nicht in Beyſeyn dieſer Dame herumbalgen.

Ubald. (ſteckt ſein Schwert ein)

Johanna. Dank euch, edler Ritter!

Rayn. Ich ſagte ihm längſt, daß es eine Narrheit wäre, ſich dieſes tollen Zeugs wegen zu ſchlagen, aber er wollte es mir nicht glauben; er folgte meinem Rathe nicht, und weil es ihm ſo bedient war, ſo nahm ich's mit ihm auf.

Ubald. O Johanna! Wie beſchämt, wie unglücklich bin ich.

Johanna. Das ſollt ihr nicht ſeyn, Ritter! ich verzeihe euch die Schwachheit, die euch die Liebe zu mir begehen ließ, und ſchenke euch meine ganze Achtung wieder; aber mit dem Beding, daß ihr eure Hand Howarths Tochter wieder geben, und vergeſſen wollt, daß Johanna für euch mehr als eine Freundinn war.

Ubald. Ihr wollt es ſo; aber wird mir Hedwig auch vergeben?

Johanna. Um eure Vergebung laßt mich ſorgen.

Eilfter Auftritt.

Vorige, der ältere und jüngere Howarth, Raymund, Agnes, Hedwig.

How. d. j. (eilt auf Raynald zu und umarmt ihn.) Freund Raynald! weil ich euch nur wieder habe! Nun ſollt ihr mir nicht mehr entweichen. Meine Zärtlichkeit, meine Liebe für euch ſoll jede Beleidigung wieder gut machen, die ich euch zufügte.

Rayn. Edler Howarth! ich hörte nie auf, euer Freund zu ſeyn. Hätten uns Meere in entfernte Gegenden getheilt, ſo würde doch immer Raynalds Herz bey euch, und bey eurer Agnes geweſen ſeyn. Wenn ihr aber ſo warm mein Freund ſeyd, ſo höret hier Ubalden an, und verzeiht ihm.

Ubald. Ritter! ich habe euch beleidigt; vergebet mir! Reicht mir eure Hand zum Zeichen der Verſöhnung, und laßt den Schimpf, den ich euch zufügte von mir wieder vertilgen. Gebt mir die Hand eurer Tochter wieder!

How. d. j. Niedriger! Geh! ich will von dir nichts hören.

Joh-

Johanna. Verzeiht ihm meinetwegen Howarth! Wo iſt der Menſch, der nicht fehlen kann? — Reiche mir deine Hand Ubald! — Hier Hedwig! empfange das, was dein iſt, und lerne Eberhardts Tochter kennen, die nicht ſtolz auf Eroberungen; ſondern ſtolz auf die Tugend iſt.

Hedw. O Freundinn! ich verkannte nie euer Herz.

Ubald. Verzeih mir, Hedwig! Verzeih meinen Fehler, zu dem keine Gottheit mich verleitet hätte, außer Johanna. Sieh ſie an, lerne ihr Herz kennen, und entſchuldige mich, daß ich ſie liebte.

Hedw. Es iſt dir vergeben, Ubald! Ich fühle die Vorzüge Johannens in ihrer Größe, und dein Fehler war zu ſchön.

Johanna. Kein Gepränge der Höflichkeit, Hedwig! Seyd glücklich, daß iſt Johannens Wunſch, das fodert ſie zum Kennzeichen euerer Freundſchaft. (zu Howarth) Ritter! vergebt ihm auch.

How. Ich vergebe ihm.

Hedw. Großmüthige Freundinn! Was kann ich dir ſagen? — Dich bewundern — das iſt alles, was ich dir ſagen kann.

Johanna. Laſſen wir die Sache gut ſeyn.

Ubald zu Rayn. Edler Raynald! laß dir danken, daß du mir mein Leben ſchenkteſt; denn in der Stimmung, in der ich war; war

es in deiner Gewalt — ich sah's, ich fühlte es zu deutlich.

Rayn. Ich bin ein Mann und kein Mörder, der sich der Vortheile der schwachen Seite des Streitenden bedient. Da ich das Schwert gegen euch zog, so war es nur, um Howarths Ehre zu retten.

How. d. j. Um meine Ehre wagtest du dein Leben? — Laß dich doch an meine Brust drücken, und diese Thräne soll das Unrecht wieder gut machen, was ich dir angethan habe! — Du sollst nun nicht mehr von mir, so lang ich lebe. Ich sehe, wie nichtig der Adel ist ohne Verdienste. Agnes soll dein seyn. Hier, teutscher Mann! reiche ihr deine Hand und sey glücklich!

Rayn. Nach so vielen Ungewittern Agnes, scheint endlich die Sonne wieder. Der Becher des Unglücks ist geleert, und mit Göttertrank füllt ihn nun die Liebe. O Agnes! — —

Agn. O Raynald! Das, was ich in deiner Abwesenheit fühlte, und was ich nun fühle, drücken keine Worte aus.

Rayn. Zu meinem Glücke mangelt nun nichts mehr, als mein Vater (zu How. d. ä.) Du lieber Alter! sollst seine Stelle vertretten, sollst nun bey mir bleiben; ich will dir pflegen wie ich meinem Vater gepflegt hätte. Laß dich umarmen! — —

How.

Howard. j. Bleibt in dieſer Stellung, und genießet das ſeligſte Gefühl, das die Menſchheit hat. Natur! du verrathſt dich durch die Wärme der Empfindungen. Raynald! — der, den du in deinen Armen haſt, der, den du an deinen Buſen drückſt, dieſer elende Greis — iſt dein Vater.

Rayn. Mein Vater! — —

Howard. Mein Sohn! —

Raym. Ja! dein Sohn! der iſt's, den du verlaſſen haſt, als er auf die Welt kam: ein armer Bauer erzog ihn, und Umſtände und Schickſal bildeten ihn zum Helden.

Howard. O mein Sohn! wie dank' ich der Gottheit dieſes Wonnegefühl der glücklichſten aller Augenblicke! Verzeih mir, was ich dir in deiner Kindheit aethan habe! — —

Rayn. Schonet mein Herz, Vater! — Ich ſollte euch verzeihen! — Wenn die ganze Welt mein Todfeind wäre, ſo würde dieſer Augenblick mit der ganzen Menſchheit mich wieder ausſöhnen. Meinen Vater — meine Agnes in einem Augenblick wieder zu finden, wo ich alles verloren glaubte, das iſt zu viel Glück für Raynald. — Nun bleibt ihr bey uns Vater, und wir wollen euch die Tage eures Alters erträglich machen. Ihr findet nun einen Sohn und eine Tochter, und Enkel — ſollt ihr auch bald finden. — — Aber wo iſt mein Raymund?

Raym. Hier bin ich! —

Rayn.

Rayn. Was machst du?

Raym. Ich trockne die Thränen aus meinem Auge, die mir diese Szene vergießen ließ.

Rayn. Komm her! — Ich will sie aus deinem Auge küssen, diese Thräne. — Hört Freunde! wenn ihr mich glücklich machen wollt, so muß Raymund bey mir seyn. Er theilte Gefahr und Unglück mit mir; er soll auch mein Glücke theilen.

Raym. Edler Herr!

Rayn. Ich bin nicht edel; denn was ich thue, ist meine Pflicht. Du bist edel; denn was du für mich gethan hast, war nicht deine Pflicht. Es war Freundschaft, uneigennützige Freundschaft. — — Agnes! gieb diesem Manne einen Kuß! und wenn sein Schnurrbart deine Wangen schwärzt, so behalte diesen Fleck als einen Schmuck deiner Wangen zum Brauttag. (Agnes küßt Raymund.)

Raym. Hat mich doch in meinem Leben keine so schöne Dame geküßt.

Hedw. Nun, schmeckt's gut, Alter?

Raym. Ja! wie Malvasier.

Ubald. Er zeigt, daß sein Geschmack nicht verdorben ist.

Hedw. d. j. Wahrlich nicht!

Johanna. Aber kommt ihr Lieben! auf die Burg. Wir wollen meinem Vater von alle dem Nachricht geben, was vorgegangen ist.

Rayn.

Rayn. Gut! Aber noch eine einzige Bitte. Ich warb für unſern Herzog eine Menge tapfere Kerls an; ſie warten meiner.

Johanna. Laßt ſie hereinkommen! Sie ſollen gaſtfrey bey uns ſeyn.

Raym. Hier ſind ſie ſchon.

Zwölfter Auftritt.

Vorige, die Räuber.

Rayn. Da ſtellt euch in Ordnung. Was das für wackere Kerls ſind! — Wollt ihr nun unſerm Herzog dienen?

Die Räuber alle. Ja!

Rayn. So ſchwört es mir bey meinem Schwerte!

Räub. Wir ſchwören!

Rayn. Gut! ich will das Uebrige beſorgen.

Johanna. Kommt nun mit mir Freunde! Ich will euch bewirthen. Ihr ſollt des Herzogs Geſundheit trinken.

(Johanna geht mit den Räubern ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Johanna.

How. d. j. Die treffliche Johanna! Was gleicht ihrer Herzensgüte!

Rayn. Vater! — Ihr werdet es mir aber doch vergeben, wenn ich wieder Kriegsdienste suche. Unbeschäftiget kann ich nicht seyn. Mit Hasen und Füchsen will ich keine Schlachten liefern, wie ein Landjunker. Ich diente meinem Herzog, weil ich unglücklich war; ich will ihm dienen, weil ich glücklich bin, um ihn zu überzeugen, daß ich aus Ehre, aus Liebe fürs Vaterland — nicht um Sold diene.

How. d. j. Guter, redlicher Raynald! Alle deine Wünsche sollen erfüllt werden! — Aber laß uns auf Eberhardts Burg kommen; er soll Theil an unserer Freude nehmen.

Rayn. Geht nur zu! Ich folge euch bald nach. Nur habe ich noch einige Worte mit Agnes und mit Raymund zu sprechen. Nehmt mir's nicht übel.

Hedw. Sprecht! so lange ihr wollt; es soll euch nichts an eurer Freude stören.

Agn. Ich folge dir bald Freundinn!

(Alle bis Raymund, Raynald und Agnes tretten ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Raymund, Raynald, Agnes.

Rayn. Höre Agnes! Unsere Wünsche sind nun erfüllt. Du wirst mein Weib. Du bist auch ein herrliches Geschöpf. Höre nun, was ich dir sage — in Raymunds Gegenwart

wart ſage; und ſchwör' es mir zu erfüllen. Wenn ich bey einem Schmauſe war, oder wenn ich von einer köſtlichen Tafel zurück komme; wenn du merkſt, daß ich Wein trank, oder daß ich geſchwelgt hab', und wenn ich dich dann ſehe, — und dich dann küße — ſo ſtoſſe mich fort, und ſag mir, daß ich der Liebe eines teutſchen Weibs nicht würdig bin; wenn ich aber vom Kampfe zurück komme, oder vom Turnier; wenn mein Haar ſich noch empor ſträubt; mein Blut noch wallt, und Schweißtropfen an meiner Stirne ſitzen, und wenn ich dich dann liebkoſen will, ſo ſey zärtlich, und umarme mich, und du wirſt ſehen, unſere Kinder werden teutſches Blut werden. Wir werden Geſchöpfe zur Welt ſezen — ſtark, wie Löwen, — Geſchöpfe, würdig, fürs Vaterland — Geſchöpfe der Liebe, nicht des Weins und der Schwelgerey. Haſt du aber einen Sohn; und ich lebe einſt nicht mehr — und wenn dieſer Sohn auf meine Verdienſte ſtolz ſeyn wollte, ohne eigene Verdienſte zu haben, ſo erſäuf ihn, denn er iſt Unkraut im Vaterlande, das den nüzlichen Pflanzen die Nahrung entzieht. Ein Inſekt, das man ausreuten muß, damit es die Blüthe nicht frißt, und die Früchte verderbt. Ihr verſteht mich!

Agn. (Umarmt ihn) O mein Raynald!

(Raynald umarmt Raymund und Agnes.)

Rayn.

Rayn. O mein Raymund! — O mein Weib! Könnte diesen teutschen Muth, den ich in mir fühle, doch nie ein weicher Nachkömmling entehren, und könnte jedes meiner Kinder durch gleiche Denkart der Nachwelt zeigen, was wahrer Adel ist.

Ende des letzten Aufzugs.

840. d.

Sammlung

der

merkwürdigſten Viſionen,

Erſcheinungen,

Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten.

Nebſt

einer Anweiſung

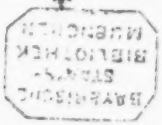
dergleichen Vorfälle vernünftig zu unterſuchen,
und zu beurtheilen.

Von dem

Hofrath von Eckhartshauſen.

München,

bey Joſeph Lindauer, 1792.



Jede seltne Erscheinung im Menschenleben verdient eine genaue Untersuchung; wie wunderbarer eine Sache ist, je widersprechender der unsern bisherigen Erfahrungen, desto mehr verdient sie untersucht zu werden.

Seltsame, und uns unbegreifliche Erzählungen blos verwerfen, oder darüber lachen, ist das Werk eines Unvernünftigen; der Vernünftige untersucht, denn er weiß, wie viele Naturgeheimnisse noch verborgen liegen, und er ahndet verborgene Kräfte, die unsere beschränkte Einsicht noch nicht kennt.

Da ich meine Aufschlüße zur Magie schrieb, so war meine Absicht, gewisse Kräfte aufzudecken,

decken, die wir ahnden, aber noch nicht vollkommen begreifen können; jede neue Entdeckung, die Wahrheit ist, führt zu hellerem Lichte, und entreißt uns dem Aberglauben und den Vorurtheilen. Des Herrn Prof. Abels Bemerkungen, wie man bey dergleichen seltnen Vorfällen zu Werke gehen soll, sind sehr schön, und der Sache ganz angemessen, man kann nie genau genug untersuchen; allein bey allem dem zeigt sich doch immer, daß es gewisse Fakta giebt, die der Verstand des Menschen aus den bisher angenommenen Grundsätzen, und blos aus eigener Vernunft nicht erklären kann; auch über diese nachzudenken ist die Pflicht des Menschenfreundes — auch über diese Regeln einer vernünftigen Beurtheilung anzugeben die Pflicht des Gutdenkenden.

Ich entdeckte in den Aufschlüßen zur Magie, und enthüllten Geheimnissen der Hexerey

verschiedene Arten von Betrügerey, und erklärte einige unbegreifliche Sachen aus natürlichen Gründen. Mein Urtheil gründete sich nicht auf bloße Theorie, sondern auf praktische Untersuchungen und gemachte Experimente, aber bey allem dem muß ich immer behaupten, daß es eine Scheidewand zwischen dem Materiellen und Nichtmateriellen gebe, und daß wir viele Dinge unmöglich erklären können, wenn wir uns nicht bemühen die feinen Nüancen kennen zu lernen, wo das Materielle ins Unmaterielle übergeht.

Diese Bemerkung ist nicht blos die meinige, sie ist die Bemerkung der wichtigsten Männer der Vorzeit. Ein Plato, ein Pythagoras, ein Newton, ein Leibnitz ahndeten sie, und der unsterbliche Baco von Verulam schrieb hierüber in den nachdenkenswürdigsten Ausdrücken.

Auf-

Auffallend mußte es mir daher wirklich seyn, da ich nur den Schritten dieser Männer folgte, daß einige meinen Aufschlüßen zur Mazie so falsche Wendungen zu geben suchten, und andere gar mich als einen Emissarium der römischen Propagauda erklärten. Wahrheit bleibt immer Wahrheit, und wer sie aufsucht, muß frey von Vorurtheilen seyn. Fordert nicht die Vernunft, daß wir alles mit Gelassenheit untersuchen, und nichts auf den ersten Anblick verwerfen sollen? Der Weise sucht Wahrheit ohne Rücksicht, wo er sie finden mag. Ich behaupte es immer, und werde es ewig behaupten, daß das Christenthum mehr erklärt, als alle profane Philosophen bisher erklärt haben. Baco sagt: nur ein seichter Philosoph, der das Christenthum nicht kennt, verachtet es; der, der tiefer ins Innere der Natur blickt, kehrt von seinem Irrthum zurück, und erstaunt über die grossen Mysterien, die darinn verborgen liegen.

Wür-

Würden wir in unſerm Jahrhundert die Religion mehr ſchätzen, mehr ihre hohe Geheimniſſe unſers Nachdenkens würdigen, vielleicht würden wir viele Dinge im Licht ſehen, die bisher für uns noch mit Schatten bedeckt ſind. Mein Wunſch iſt nur, daß alles zum allgemeinen Wohl der Menſchheit beytragen, und daß Vorurtheile, Rechthaberey, Religionshaß nicht Männer gegen Männer aufbringen möchte, die, wenn ſie vereint, bloß aus Liebe zur Wahrheit ohne Vorurtheilen nach einem gemeinſchaftlichen Zwecke arbeiteten, der Menſchheit unendlich viel Gutes liefern würden. Ich bin zufrieden, wenn dieſes Buch auch keine andere Wirkung machen ſollte, als daß man ſich überzeugt, daß ich ganz ohne Vorurtheil in Rückſicht der Religionen ſey, und daß mir Wahrheit immer willkommen iſt, ob ſie ein Proteſtant oder ein Türk ſagt: nur wünſchte ich, daß man mir auch dieſe Gerechtigkeit widerfahren ließ, nicht meiner Willen, ſondern

wegen

wegen der guten Sache, denn auffallend muß es einem Manne, der denkt, wahrhaftig seyn, wenn er manchmal die Grundsätze eines Cramers, eines Jerusalems, eines Gellerts und anderer würdiger Männer aufstellt, die der Rechtschaffene immer mit Ehrfurcht anführt, und wegen diesen nämlichen Grundsätzen verlacht und verhöhnt wird.

Wahre Duldung duldet alles, nur nicht Irrthum und Laster; allein in unsern Tagen sind mehr die Personen Gegenstand der Recension, als die Sache.

Inhalt.

Ueber das Wunderbare . . . . . Seite 1
Le Clerc's Meynung über die Exiſtenz der Geiſter — 15
Beaumonts ſeltſame Erzählung . . . . . — 25
Seltſame Erſcheinung, und Vorherkündigung der Todesſtunde eines jungen Frauenzimmers . . — 32
Eine Zaubergeſchichte, als Faktum erzählet . . . — 35
Geſchichte der Anna Göldy . . . . . — 53
Begebenheit, die ſich zu Koſtanz in der labhardiſchen Buchdruckerey ereignete . . . . . — 63
Geſchichte, die ſich bey Jena in der Chriſtnacht des Jahres 1715 zutrug . . . . . — 69
Zweytes Faktum, das ſich unweit Augsburg ereignete — 74
Angebliche Erſcheinung, welche der Herzoginn Dorothea Maria begegnet ſeyn ſoll . . . . — 77
Die Erſcheinung des Dr. Donne . . . . . — 78
Erſcheinung eines Geiſtes in der Geſtalt eines ermordeten Engelländers Fletchers . . . . . — 80
Erſcheinung des erſtochenen Studenten Vockerodt — 83
Einige Geiſtererſcheinungen aus Hermanns Reſponſis — 84
Beyſpiele des Herrn Prof. Zeibichs zum Beweis ꝛc. — 90
Beyſpiele des Herrn Prof. Köſter in Gießen ꝛc. . — 95
Erſcheinung, die einem Knaben Kaſpar Engelhard geſchehen ſeyn ſoll . . . . . — 100
Erſcheinung einer ermordeten Weibsperſon . . — 103
Noch eine ähnliche Erſcheinung . . . . . — 107
Die Erſcheinung, welche Hrn. Daniel von Oppen begegnet ſeyn ſoll . . . . . — 108
Eine Erzählung von einer Erſcheinung eines Hofpredigers . . . . . — 111
Eben ſo eine Erzählung eines Kardinals . . . — 113
Begebenheit mit einer Fürſtinn zu Anhalt Deſſau — 114
Erzählung eines Poltergeiſtes bey Hrn. Pfarrer Heinſch . . . . . — 117
Eine ſonderbare Erzählung aus Originalbriefen — 120
Zweyte Geſchichte . . . . . — 128

Nach-

Nachtrag zu oben erzählter Geschichte . . Seite 132
Erzählung des Nauhäus . . . . . — 136
Geschichte, welche dem Abbt Trithemius zu Paris begegnete . . . . . — 140
Erzählung einer Geschichte, die sich mit Kaspar von Sparr, einem deutschen Edelmann, zutrug — 142
Geschichte, welche dem Jakob Donatus begegnete — 145
—— welche dem Baptist Cardanus begegnete . — 146
—— eines Freundes . . . . . — 147
Regeln, nach welchen alle Geistererscheinungen geprüft werden müssen . . . . . — 150
Untersuchung des Ursprungs derselben . . . — 160
Erste Untersuchung. Ist sie nicht Wirkung der Einbildungskraft . . . . . — —
Merkmale, an welchen Einbildungen erkannt werden — 165
Zweyte Untersuchung. Ist die Erscheinung nicht Wirkung sinnlicher Täuschung? . . . . . — 187
Merkmale, diese Täuschung zu entdecken . . — 191
Dritte Untersuchung. Ist nicht die Erscheinung, ob gleich durch Sinne entsprungen, doch unvollständig und unrichtig dargestellet? . . — 194
Merkmale, durch deren Hülfe Täuschungen dieser Art erkannt werden . . . . . — 240
Vierte Untersuchung. Ist der richtig aufgefaßte Eindruck auch richtig im Gedächtniß aufbewahret, und durch Erinnerung zurückgegeben worden — 211
Merkmale diese Täuschungen zu entdecken . . — 213
Ist die Erscheinung, wenn sie auch durch keine Täuschung bewirkt worden, gerade durch einen Geist entstanden? . . . . . — 215
Können die Wirkungen nicht aus körperlichen Kräften erklärt werden? . . . . . — 224
Oder können vielleicht die unbegreiflichen Wirkungen nicht aus den menschlichen Kräften erklärt werden? . . . . . — 225
Sind sie aus unbekannten geistigen, oder nicht geistigen entsprungen? . . . . . — 238
Von den unendlichen, oder endlichen Geistern . — 238
Ist's ein Guter, oder Böser? . . . . . — 239
Giebt es Geschichten, welche alle diese Proben enthalten 241

Ueber das Wunderbare.

Was das Wunderbare anbelangt, worüber ich meine Meynung äußern soll, so muß ich ungescheut sagen, daß ich theils durch Autorität berühmter und wahrheitliebender Freunde, theils durch Selbstprüfung und Erfahrung innerlich überzeugt bin, daß in der Natur der Dinge Sachen verborgen liegen, die die Kenntnisse der Menschen weit übertreffen; ich muß mit Lavater sagen: Wenn nicht aller historischer Glaube an alle Geschichten aller Nationen von Grund aus untergraben, und die weisesten und verehrungswürdigsten Historiker und Philosophen der Vorzeit zu Narren und Betrügern gemacht werden sollen; wenn nicht alles als Lüge tarirt werden soll, was die Schrift ganz ausdrücklich und oft umständlich von Zauberey, Wahrsage-

rey, Mitwirkung der Dämonen ꝛc. ꝛc. sagt, so kann man dasjenige, was unsere physikalische Kentnisse bisher übertrifft, nicht ins Reich bloßer Phantasien und Träume verweisen. Tausend Betrügereyen vertilgen nicht eine einzige wahre, beurkundete, nach allen Regeln der Glaubwürdigkeit bewiesene, oder beweisbare Geschichte.

Wenn schon tausend Betrügereyen gespielt worden sind, so ist es noch nicht ausgemacht, daß in diesem Fache keine Wahrheit liegen soll. Tausend falsche Louisd'or vernichten keinen wahren. Das rohe Absprechen aller Wahrheit in dergleichen seltsamen Dingen, das harte Erklären alles für Betrug, was vielleicht einen höhern Blick in die Geisterwelt erfordert, finde ich sehr unvernünftig, und mancher mag durch eine Spalte im Reiche der Unsterblichkeit Dinge sehen, die der gemeine Mensch nicht sieht.

Ich getraue mir die Einflüße unsichtbarer Wesen in die sichtbare Welt nicht zu verneinen, besonders, da die Bibel hiezu so viele Winke giebt. Die Weisesten aller Zeiten, selbst die, die kein Sterblicher des Aberglaubens beschuldigen wird, glaubten Wunderdinge, Einfluß höherer Wesen, und Wirkungen höherer Kräfte. Moses Mendel-

delsohn findet nicht, was gegen die ägyptischen Zauberer eingewendet werden könne, und selbst der unglaubige Bayle sagt: Es ist in solchen Dingen weniger, als der Pöbel glaubt, und mehr als die Philosophen glauben. Wie viele Wunderdinge und Geschichten dieser Art liefert uns nicht Sulzer? wie viele unerklärbare Divinationsgeschichten sammelte nicht Moritz in seiner Erfahrungsseelenkunde?

Sagt nicht der vortrefliche Iselin: Ich finde keinen Widerspruch, daß es in der Schöpfung des besten Gottes Wesen von höhern oder geringern Fähigkeiten gebe; daß es Intelligenzen gebe, welche mit feinern, oder wenigstens andern Körpern versehen als die Menschen allerhand Wirkungen in der Körperwelt, wie in der Geisterwelt hervorbringen können, die dem Menschen unmöglich sind. Dieses ist eine Sache, deren Möglichkeit kein vernünftiger Mensch in Zweifel ziehen kann. Welcher Vernünftige wird so verwegen seyn zu behaupten, daß er wisse, wie weit das Vermögen der Natur und ihres Schöpfers geht?

Es kann nicht als etwas Unmögliches angesehen werden, daß gewisse Intelligenzen von höhern oder niedern Fähigkeiten den Menschen

sichtbar oder unsichtbar, oder zu gewissen Zeiten sichtbar und zu andern unsichtbar auf unsrer Erde die Macht Gutes oder Böses auszuüben gehabt haben möchten, oder in gewissen Gegenden noch haben: Es scheint mir nicht unmöglich, daß in der Kindheit des menschlichen Geschlechts solche Geister mit den Menschen einen fühlbaren Umgang gehabt, und ihnen Gutes oder Böses zugefügt haben: Mir scheint es im geringsten nicht ungereimt zu seyn, was die Alten von dem Umgange der Menschen mit Dämonen, mit Engeln, mit Göttern, von Orakeln, von Eingebungen, von Zaubereyen, Wahrsagungen und bedeutenden Träumen erzählen. Es mag wohl Betrügerey manchmal darunter gesteckt seyn, aber alles war gewiß nicht Betrügerey. Unser Zeitalter kann zwar darüber lachen; aber was verlacht wird, ist noch nicht widerlegt.

Sollen wir uns also unter das Joch des alten Aberglaubens wieder begeben, Gespenster fürchten, zur Zauberey unsere Zuflucht nehmen? Dafür bewahre uns Gott! wie mehr die Vernunft unter den Menschen sich ausbreitet, desto mehr nimmt die Uebermacht der Einbildung ab. Dieß ist ein Satz, der gewiß ist, aber daraus folget noch nicht, daß alles, was man von seltnen Erscheinungen und Geistern erzähler,

let, bloße Phantasie war. Wäre es vielleicht nicht möglich, daß diese Wesen auf eine uns verborgene Weise mittelst der Einbildungkraft auf uns wirken, und daß die Einbildungskraft das Organ ihrer Thätigkeit wäre? Wenn die Herrschaft der Vernunft die Einbildung bey dem Menschen schwächt, oder gar aufhebt, nimmt vielleicht die Macht dieser Geister ab? Scheint nicht mit diesem die heil. Schrift übereinzustimmen, da sie von Geistern der Finsterniß redet? Können auch nicht natürliche Ursachen in der Natur liegen, daß ihre Macht abnahm? und können vielleicht nicht abgeschiedene Menschenseelen in andere und bessere Sphären sich erhoben haben? In allem diesen finde ich keine Widersprüche, daß geistige Kräfte in der Natur liegen; und daß eben diese geistige Kräfte die Ursache aller Wirkungen sind, ist gewiß keinem Zweifel unterworfen. Was wirkt in der Materie? Ist es nicht eine Kraft? und ist außer dieser Kraft die Materie nicht ohne Leben? Durch was kömmt die Blume empor? Durch was erhebt sich der Baum? Durch was heilt und stärket das balsamische Kraut, als durch höhere Kräfte, die es von oben erhält? und des Menschen Geist, die edelste aller Kräfte, soll ohne Band seyn, sich an höhere Kraft anzuschließen, soll kein Organ haben, höhere Einflüße zu empfangen? Alles Leben kömmt von

oben

oben herab; und was ist Leben, als Aeußerung höherer Kräfte? — Im wohlthätigen Thau empfängt es die Blume, im Luft das Thier, und der Geist im Lichte. Wie zu Erhaltung des Menschenkörpers die reinen Kräfte, die ihm sein Leben geben, von oben herabströmen, so theilen sich auch seiner Seele feinere Einflüße mit, gekettet an höhere Kräfte, an höheres Leben. Ist nicht die Erde die Basis aller fühlbarer Phänomene, und der Mensch die Grundlinie aller intellektuellen? Es ist ausgemacht, daß die Erde und der Mensch die zween Hauptgegenstände sind, worinn alle Handlungen, alle höhere Kräfte im Raume der Zeit sich offenbaren.

Die physische Natur, wenn wir sie genau betrachten, entwickelt uns klar diese grosse Geheimnisse, alle Substanzen, alle Wirkungen der Natur sind die Abdrücke jener schöpferischen Fähigkeiten, denen sie ihren Ursprung zu verdanken hat. Alle Handlungen des Menschen selbst beweisen, daß er aus einer denkenden Quelle entsprang, und daß ihn etwas, eingeschlossen im Raume der Zeit, von dieser Quelle muß entfernt haben.

Ein grosses Bedürfniß, das im Menschen liegt, sein beständiges Aufleben läßt uns das

grosse

grosse Gesetz seiner Bestimmung ahnden, und daß ein Band vorhanden seyn müße, das ihn wieder mit dieser Urquelle vereint. Alle Traditionen der Welt beweisen nur zu klar, daß diese ursprüngliche Quelle für denkende Wesen nicht verschlossen, und daß alles zur Rückkehr und Annäherung den Menschen einladet.

Wie jede Jahrszeit die wirkenden, höheren Kräfte verkündigt, die die Erde beleben, so verkündigt auch jedes Jahrhundert höhere und himmlische Agenten, für den Menschen geschickt, die ihn zur Rückkehr, zur Einheit auffodern. Durch intellektuelle Kräfte allein kann der Mensch sich im Zusammenhange mit dem Leben des Unendlichen erhalten; darinn liegt auch sein Gesetz.

Je weniger sinnliche Aufmerksamkeit, desto mehr Blick und Klarheit des Auges für das Geistige, und überhaupt für höhere Wesen. Je mehr der äußere Mensch absirbt, desto lebendiger wird der innere, und darinn liegt der Weg, der zur Anschauung geistiger Wesen führt.

Der äußere Mensch ist das, was der Nebel der groben und leidenschaftlichen Sinnlichkeit genennt wird, und der die Einströmung des reinen Lichts höherer Natur vorenthalter.

Wenn

Wenn nun einem solchen, Bedürfnißwarmen, immer höher strebenden Menschen, der sich durch tägliche Bearbeitung und Vervollkommnung seiner selbst zu besseren Wesen emporhebt, und durch Tugend und religiösen Sinn sich Engeln und Seligen nahet, wenn nun so einem Menschen sein Inneres sich öffnet, und von den materiellen Theilen seiner Natur sondert; wenn in den Stunden der Verlegenheit, der dringenden Noth, der Verlassenheit von allem, auch der Besten und Weisesten, auf die er sich verlassen hatte, eine reine, lichte, himmlische Gestalt erscheint; wenn ein solcher durch vernehmliche Laute aus der Geisterwelt gewarnet und belehrt wird, diese Warnung und Belehrung sich durch unmißverstehbare, entsprechende Erfolge beweißt und rechtfertigt, o so würd' ich mich wohl hüten, zu lachen, zu spotten, zu verachten, und so was ins Reich der Phantasien, oder mit den Schriftstellern unserer Zeit ins Tollhaus zu verweisen.

Sich der Erscheinung würdig machen, darinn besteht das Bestreben des Weisen; Erscheinungen provociren ist das Werk des Unklugen. Freue dich der Erscheinung, schrieb Lavater an einen seiner Freunde, doch beschwöre nie die Erscheinung.

Das

Das groſſe, innere, geiſtige Bedürfniß, nach Würdigkeit mit reineren Geiſtern umzugehen, und höherer, reinerer Naturen vertrauter zu werden, unterſcheidet ſich weit von Geiſterbauncrey und Beſchwerungen tollkühner Menſchen. Dieſes groſſe Bedürfniß halte ich mit Lavater, es mag unſer Jahrhundert dazu ſagen, was es will, für das köſtlichſte und heiligſte in der Natur — für den Boden, worauf allein wahre, ächte, beſeligende Tugend gepflanzt werden, und gedeihen kann.

Ich ſpreche von einem ungekünſtelten, tief in der Seele liegenden, unaustilgbaren Bedürfniſſe höherer, lebendiger, Gott näherer Geiſter, würdiger und reeller Freund zu ſeyn. Dieſes Bedürfniß allein iſt höhere Ahndung, und der Menſch, der himmliſcher Abkunft iſt, und zur auserwählten Gottesfamilie gehört, iſt reeller, geiſtiger Einflüße empfänglich.

Die Religion, das Chriſtenthum, der Erlöſer ſelbſt und ſeine Apoſtel belehrten uns über dieſe Wahrheit.

Solche himmliſche Erſcheinungen gänzlich für unmöglich halten, ſie als Phantaſien ausſchreyen, heißt die Wahrheit beſchimpfen, und die

Chriſt

Schrift entehren. Zu solchen Erscheinungen giebt es aber nur einen Weg; dieses ist der Weg der Aehnlichwerdung, der Weg der Heiligung; jeder andere Weg zu Erscheinungen ist verwerflich, ist Betrug oder Laster.

Man glaube nicht, daß ein Mensch ohne höherem Adel seiner Seele, ohne mehr Reinheit, Weisheit, Demuth, Liebe, Geistigkeit sich in die Gemeinschaft mit höheren Naturen gesetzt habe; wie soll der, der nicht Herr über sich selbst ist, der ein Sklav der Sinnlichkeit und seiner Leidenschaften ist, Herr über höhere und geistige Naturen seyn können? Einem schlimmeren Wesen, als der Mensch ist, mögen sich solche Menschen wohl ähnlich gemacht, und durch unerlaubte schwarze Thaten sich einen Umgang böserer Wesen zugezogen haben, die der Ordnung Gottes und den Werken der Liebe entgegen arbeiten, und sie zuletzt ins Verderben bringen. Herrschaft über die Geister gebührt nur Gott, und wenn Heilige auf sie wirken, so geschah es durch göttliche Kraft: Menschen aber, die sich einbilden, durch Formeln und Citationen Geister zu bezwingen, sind entweder Betrüger oder Betrogene. Ich sage Betrüger, weil vielleicht alle ihre Erscheinungen nur blos physikalische Spielwerke sind; ich sage Betrogene, weil sie viel-

vielleicht das böse Wesen so tief in Irrthum geführt hat, daß ihre Phantasie zum Spielwerk verworfener Geister wird, die mehr die Beschwörer beherrschen, als daß sie sich von den Beschwörern beherrschen ließen.

Alle die Arten der Beschwörungen, die gewöhnlichen Libationen, Räucherungen sind abgöttische Ceremonien, wodurch sich der Mensch von der wahren Religion entfernt, und zur Idolatrie übergeht.

Die gewissen Stunden, die verschiedenen Constellationen, die unverständlichen Formeln sind die betrügerischen Mittel des Feindes der Wahrheit, seine Anhänger von Gott abzuleiten, und ihre Seele ans Materielle zu fesseln, und Dingen Kräfte zuzuschreiben, die nirgends, außer nur in Gott, seyn können.

Ich rathe daher keinem Menschen, sich an solche fatale Propheten zu hangen, die vielleicht in den Stunden der Mitternacht schreckliche Erscheinungen hervorrufen, wovon das Resultat keine Gewisheit hinterläßt, als Unruhe des Herzens. Die gewöhnliche Folge des Hangs zur Geisterseherey wird zuletzt gänzliches Verderbniß der Seele, man sucht auf unrichtigen

We-

Wegen, und glücklich der, der auf unrichtigen Wegen von Gott bewahrt wurde, daß er keine böse Erscheinung sah. Sinkt der Mensch einmal so tief, daß er wirklich glaubt, schlimmere Wesen könnten zu seinem Befehle stehen, so wird er bald das Spielwerk dieser Wesen seyn; er wird immer tiefer sinken, immer mehr von Gott abweichen, weil sein unbeschränkter Hang ihn zu Handlungen und Ceremonien verleiten wird, die sich mit den Gesetzen der Ordnung nicht vertragen. Er wird die Kräfte der Natur in Dingen aufsuchen, wo sie nicht sind, und die ihm kennbaren zum Untergang der Menschheit mißbrauchen. Er kann sich zwar immer sagen: Es ist nur Neugierde, ich möchte nur sehen, ob an der Sache etwas sey oder nicht; auch dieses entschuldigt ihn nicht, denn blosse menschliche Neugierde berechtigt uns nicht, [illegible] vorzunehmen, die den Gesetzen der Ordnung entgegen sind, und dergleichen Handlungen sind meistentheils alle Geisterciterationen und Beschwörungen, die mit abgöttischen Gebräuchen verbunden sind. Man suchet Thiere zu tödten, geheiligte Sachen zu entweihen; es wird bey den Beschwörungsformeln und Citirungen mit heiligen Namen Unfug getrieben, und so immer etwas mit den Ceremonien vermischet, das wider die Gesetze der Ordnung streitet. Nun geschieht es manchmal, daß böse Wesen, die vielmehr des

Men-

Menſchen ſpotten, als ihm gehorchen, ſich dort und da durch etwas Unerklärbares äußern, oder eine ſeltſame Wirkung hervorbringen; dadurch wird die Neugier noch mehr gereizt, und man macht wieder neue Verſuche. Der Magus verſpricht Wirkungen, doch muß er dieſes oder jenes Unerlaubtes zur Operation nothwendig haben; man verſchaft es ihm, und macht ſich alſo ſtillſchweigend zum Theilnehmer des Laſters. Dergleichen Menſchen, die einmal ſo tief geſunken ſind, fallen immer tiefer; da ſie ſich von Gott abgewendet haben, ſind ſie gänzlich Sklaven ihrer Leidenſchaften. Sie mißbrauchen denn jede Kenntniß geheimer Kräfte der Natur zum Schaden ihres Nächſten, und derjenige, der ſich einmal mit ihnen abgiebt, kann ſich hart mehr aus ihren Klauen retten. Man iſt durch ſtrafbare Handlungen mit ihnen compromittirt, eigene Ehre fodert uns oft auf, ſolchen Menſchen Schutz zu geben, mit denen wir uns zu unrechtmäßigen Handlungen eingelaſſen haben. Bedrohungen, Schimpf, Schand der Welt, Gefahr des Lebens ſelbſt erwartet oft ſolche, die eine unüberlegte Neugierde hinriß, ſolchen böſen Menſchen Schutz zu verleihen, und wer beſitzt wohl allzeit Stärke der Seele genug, über alles das hinauszuſehen, und ſich auf einmal von den Ketten des Verderbens loszureißen?

Zu

Zu den weiteren Unfugen, wozu ein solcher Hang verleitet, gehört auch dieser, daß man sich die kostbare Zeit raubt, die ein Geschenk der Gottheit ist, das wir zu nützlichen Dingen verwenden sollen. Mit einem Worte: alles Uebel, das nur dem Menschen widerfahren kann, findet sich auf diesem Wege, denn er ist der Weg, der von der Gottheit entfernt; wer Wahrheit finden will, der suche dort, wo Wahrheit ist, und Wahrheit trifft man nur auf den Wegen der Ordnung an, und die Wege der Ordnung sind nur die, die zu Gott führen. Nur er, die Urquelle aller Geister, kann uns lehren, was Geister sind; nur er, in dessen Macht alle Kräfte sind, kann uns höhere Kräfte mittheilen; aber diese Mittheilung kann man nicht erzwingen, sondern man muß sich ihrer würdig machen.

Daß es aber solche Menschen gegeben hat, die sich einer solchen Mittheilung würdig gemacht haben, das ist außer allem Zweifel; daß es noch einige giebt, davon bin ich eben so sehr versichert; doch der, der auf unrechten Wegen sucht, wird sie nicht kennen lernen, denn wie können die Freunde der Ordnung mit denen Freundschaft machen, die mit den Freunden der Unordnung Umgang pflegen? Licht und Finsterniß vertragen sich nicht, und können sich nie zusammen ver-

vertragen. Der auf andern Wegen außer Gott Wahrheit und Weisheit ſucht, der wird ſie nie finden. Nur der gebiethet den Geiſtern, nur der wirkt Wunder, dem die Gottheit dieſe Kräfte mittheilte.

Le Clerc's
Meynung über die Exiſtenz der Geiſter.

Der gelehrte Le Clerc, der ſo genau betrachtet, wie weit ſich der menſchliche Verſtand in Beurtheilung der ihm vorgelegten Punkte erſtrecket, ſchließt demjenigen, was von Locke angeführt wird, ſehr gemäß, (in ſeinem Coronide, das am Ende des 4ten Theils ſeiner philoſophiſchen Werke, in der dritten Ausgabe derſelben, angefügt iſt) wo er ſo ſchreibt:

Wenn wir die körperliche Natur betrachten, ſo ſehen wir nichts darinn, als Ausſpannung, Zertheilung, Dichtigkeit, Beweglichkeit und mancherley Determinationen der Quantität, Figuren. Wenn dieſes nun

alſo iſt, ſo wäre es eine verwegene, und den Geſetzen der richtigen Folgerung zuwiderlaufende Sache, andere Dinge von Körpern zu bejahen, und folglich kann von einem bloßen Körper von uns nicht hergeleitet werden, was nicht in einem nothwendigen Zuſammenhange mit beſagten Eigenſchaften verknüpft iſt. Daher haben diejenigen, die dafür halten, als ob die Eigenſchaften der Empfindung durch den Sinn des Verſtandes, Willens, Einbildung, Gedächtniſſes, und dergleichen anderer, die mit körperlichen Dingen keine Verwandtſchaft haben, ihren Urſprung dem Körper zu danken, in der Art recht zu ſchließen und zu philoſophiren gröblich geirret, wie Epikur gethan, und diejenigen, die mit ihm ſtatuirten, unſere Gemüther wären aus körperlichen Stäubchen (atomis) zuſammengeſetzt. Allein, woher ſollen wir ſagen, daß ſie ihren Urſprung haben? Gewiß haben ſie ihren Urſprung nicht der Materie zu danken, als welche des Sinnes und der Gedanken gänzlich beraubt iſt; ſo ſind ſie auch nicht von ſich ſelbſt aus nichts entſprungen, indem es eine ontologiſche Maxime und augenſcheinliche Wahrheit iſt, daß aus Nichts auch Nichts entſpringen kann.

Daher gelangten die meiſten alten Phyſiologen, wie ſchon der gelehrte Dr. Cudworth in ſeinem **intellektualiſchen Syſteme der Welt** *) gezeiget, wenn ſie nichts, als was wir geſagt haben, in der Materie ſahen, und die angeführten Maximen erwogen hätten, von der Betrachtung der Körper zu der Kontemplation einer weit vortreflichern Natur, aus welcher ſie ſchloſſen, daß die menſchlichen Gemüther, und alle andern vernünftigen Naturen geſchaffen wären; daher leitete die Betrachtung der körperlichen Natur, mit Erkenntniß der Eigenſchaften unſers Gemüths verknüpft, die Menſchen den geraden Weg zu zween Lehrſätzen von der größten Wichtigkeit, nämlich, der **Exiſtenz** der höchſten Gottheit, und der **Erſchaffung** der menſchlichen Seele von Gott, woraus auch ihre Unſterblichkeit bewieſen wird, dem wir beyfügen mögen, daß, obſchon die Autorität der göttlichen Offenbarung an ſich ſelbſt höchſt glaubwürdig iſt; ſo wird ſie doch nicht wenig in unſern Gemüthern bekräftigt, wenn wir ſehen, wie freundlich das Licht der Offenbarung und geſunden Vernunft mit einander übereinſtimmen. Denn es ſind

zwo

*) Kap. 1.

zwo Schweſtern, die mit einander vom Himmel entſprungen ſind; daher muß ihre Harmonie nothwendig ſehr groß ſeyn, weil ſie von Einem Vater gezeugt worden: allein, man begreift ihre Uebereinſtimmung nicht gleich bey dem erſten Anblicke, ſondern ſie pflegen erſt nach einer genauen aufmerkſamen Betrachtung verſtanden zu werden. Wenn die rechte Vernunft verneinte, was die rechte Offenbarung bejahet, und man dafür hielt, als ob ſie nicht mit einander übereinſtimmten; ſo würden wir zweifelhaft dazwiſchen ſtehen, und nicht wiſſen, welches wir glauben ſollten: da ſie aber übereinſtimmen, wer kann ihnen ſeinen Glauben anders entziehen, als einer, der nicht nur wenig Religion zu haben, oder gleichfalls aller Vernunft beraubet zu ſeyn, ſcheinen wollte? Daher alſo diejenigen keine Urſache haben, die der Offenbarung keinen Glauben zuſtellen wollen, ſondern ſich ſchmeicheln, als ob ſie klüger, als der Pöbel, wären, da ſie doch eben zu gleicher Zeit ſich natürlicher Weiſe aus der Zahl der Menſchen, die ihre Vernunft gebrauchen, ausſchließen. Sieh daſelbſt auch, was er ferner zur Behauptung der Seelenunſterblichkeit für bündige Beweiſe anführt.

Eben

Eben dieſer Mr. le Clerc in ſeiner Pneumatologie hat verſchiedenes von den Geiſtern und ihren Wirkungen angemerket, von welchen ich folgende Stücke herausgezogen, weil ich ſie für nützlich angeſehen, unſerm Verſtande in dergleichen Betrachtungen den Weg zu zeigen.

1. Diejenigen, welche bejahen, oder läugnen, daß Geiſter ohne einige körperliche Eigenſchaft ſeyn können, gehen weiter, als ſie ſollen. Denn wir können von der Natur der Geiſter, die uns unbekannt iſt, nicht ſchließen, ob ſie ohne alle körperliche Eigenſchaft ſind, oder einen ſubtilen Leib haben. Sect. 2. c. 1.

2. Von Erſcheinungen der Geiſter ſpricht er: Wir können durch keine einzige Urſache aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt darthun, daß es nicht möglich ſey für Geiſter, mit einem Leibe verknüpft zu ſeyn: ſo iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß ſo viele Nationen, und die den Orten und Meynungen nach ſo weit von einander unterſchieden ſind, wegen allem, was ſie von Erſcheinungen der Geiſter berichtet, in eine Lüge ſollten zuſammen geſtimmet haben. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß der Grund ſo vieler bey dieſer Sache erfundenen Lügen eine wahrhafte Erſcheinung geweſen ſeyn müße, nach welcher,

cher, wie gewöhnlich, tausend andere Erzählungen von dergleichen Art erdichtet worden. ibid.

3. Wir sind so weit von der Entscheidung, was die Natur eines englischen Verständnisses sey, daß wir die Natur unsers eignen Verständnisses nicht einmal begreifen. Sect. 2. c. 2.

4. In allem, was die Heyden von den Dämonen, und die Hebräer von Engeln sagen, ist nichts enthalten, das einer gewissen Wissenschaft, die wir davon haben, entgegen sey; daher kann es seyn, daß sie die Wahrheit sagen, wenn man die Sache an sich selbst betrachtet. ibid.

5. Gleichwie nicht gezweifelt werden kann, daß viele Lügen unter demjenigen enthalten sind, was von seltsamen Verrichtungen der Heren nach einem Bund mit dem Teufel erzählet wird; also würde es eine grosse Uebereilung seyn, wenn man alles einer Falschheit beschuldigen wollte, zumal da die Schrift einige dergleichen Dinge erzählet. Und gewiß, die Sache selbst ist uns nicht so bekannt, daß wir mögen aus der Natur der Dämonen schließen, was nicht zum wenigsten mit vielen Dingen, die davon erzählt werden, bestehen möge. Daferne jemand, weil von bösen

u.d

und guten Engeln geglaubet wird, daß sie denkende Wesen sind, streiten wollte, sie hätten keine Gewalt über Körper, weil ein bloßer Gedanke keine Gewalt über Körper hat; so muß er, ehe man ihm dieses zugestehet, erweisen, und dieses augenscheinlich: 1) daß nichts in den Engeln ist, als der Gedanke; 2) daß kein Band zwischen ihrem Willen und einiger Wechsel der Leiber von Gott verordnet sey. Denn wenn eins von diesen ohne Absurdität zugegeben werden mag, so mögen sie auch ohne Absurdität für fähig gehalten werden, über Leiber zu wirken. Sect. 2. c. 4.

6. Einige sagen, es wurden keine wahrhaften Wunderwerke, sondern nur Betrügereyen von den Teufeln (daemonibus) verrichtet. Aber damit man verstehe, was hiemit gemeynet wird, müßen wir die Worte, die hiebey gebräuchig sind, beschreiben, als Portentum, Miraculum, Prodigium, sind hier einerley, und deuten Eine Wirkung an; erstens, über das menschliche Vermögen; zweytens, über den beständigen Lauf der Natur; drittens, daß es geschieht nach des Menschen Belieben, oder an dem Augenblicke, da er will. Nun wer kann durch gewisse Argumente ausmachen, daß durch böse Geister nichts

nichts über die menſchliche Gewalt, über den ordentlichen Lauf der Natur, und an dem Augenblicke, da es dem Zauberer gefällt, geſchehen kann; da die Gränzen der engliſchen Gewalt unbekannt ſind, ſo können wir hier nichts, als aus der Erfahrung, behaupten.

7. Diejenigen, welche einige wunderbare Thaten läugnen, geben mehrentheils vor, es wären Praeſtigia (Bethörungen). Aber nebſt dem, daß ſie behaupten, was ſie nicht wiſſen, mag dieſes Wort in einem zweyfachen Verſtande genommen werden. Praeſtigia oder Bethörungen werden von einigen alſo verſtanden, als ob die böſen Geiſter den Sinnen ein Ding vorſtellen, das doch nicht iſt, als ob es wäre, daß einem ein Haus daſelbſt zu ſeyn ſcheinen möge, wo doch keines iſt. Aber dieſes werkſtellig zu machen, bewegen ſie entweder das Gehirn der Zuſeher, wie es bewegt zu werden pflegt, wenn ein Haus vor ihnen ſteht; oder ſie präſentiren eine gewiſſe Art von einer Erſcheinung eines Hauſes in der Luft, welches den Zuſchauern in die Augen fällt. Aber man erwähle eines von dieſen, oder das andere ſo muß gezeiget werden, wie dieſes kein Wunderwerk ſey. Denn beydes wird über das menſchliche Vermögen verrichtet, und beugt die Ord-

Ordnung der Natur, und zu der Zeit, da es dem Zauberer beliebet. ibid.

8. Diejenigen Meynungen oder Krankheiten, welche Heren haben, wenn ſie ſich einbilden, ſie gehen zu Gaſtungen, Wohlleben und Tänze, und indem ſie gegen die, die von furchtſamer Eigenſchaft und ſchwaches Gehirns ſind, davon reden, verleiten andere zu gleichen Zufällen und Aberwitz, und breiten durch Anſteckung vieler Häupter ſich fern und nahe aus. Doch iſt merkwürdig, daß dergleichen Krankheiten gemeiner ſind unter Leuten, die auf Gebirgen und einſamen Orten wohnen, als unter ſolchen, die in den Städten und häufigem Volke leben. Hieraus erhellet auch, daß der Schrecken wüſter Einöden, der geneigt iſt, das Gehirn zu bewegen, viel zu dieſem Wahnwitze beyträgt. Wir müſſen hinzuſetzen, daß Perſonen, die viele Melancholie beſitzen, dieſer Unſinnigkeit fähiger ſind; und diejenigen hingegen, die eine luſtige Gemüthsbeſchaffenheit haben, am befreyteſten davon zu ſeyn pflegen Dieſes erweckt den Verdacht, daß alle dieſe Geſichter nichts anders ſind, als das Spiel eines furchtſamen und melancholiſchen Gehirns.

Wenn es seltsam scheinen sollte, daß so manche Menschen durch ihre Furcht und Temperament des Leibes bethöret werden können; so mag durch Beyspiele einer grössern Raserey alle Verwunderung wegfallen. Manche Krankheiten verwirren das Gehirn dergestalt, daß diejenigen, die damit beladen sind, meynen, sie sehen Dinge, die nirgendswo sind. Diese Art der Krankheit, wenn sie nicht mit einer heftigen Bewegung des Geblüts verknüpft ist, und lange währet, verzehrt endlich die Patienten. Und wenn die Bewegung des Geblüts abnimmt, wird die Krankheit verringert, und der Kranke erlangt sein gesundes Gemüth wieder. Wenn aber die Krankheit das Blut nicht so heftig angreift, sondern eine lange Zeit fortwährt, ohne den Patienten abzumergeln, oder seine Stärke zu verringern, so werden seinem Gemüthe viele Jahre nacheinander seltsame Dinge vorgestellet, wie aus vielen Beyspielen offenbar ist. So sind es auch nicht nur diese, die vermeynen, sie sehen Dinge vor sich, die nirgendwo vorhanden, sondern auch solche, die hartnäckig von sich selbst vorgeben, sie wären Wölfe, oder, weis nicht was, für wilde Thiere. Wer diese Dinge wohl erwägt, wird sich nicht verwundern, wenn Meynungen der Heren für melancholische Krankheiten ausgegeben werden.

Allein,

Allein, obschon dieses alles sich also verhalten mag, so will ich doch nicht behaupten, daß diejenigen Dinge, die die Heren aussagen, sich gar niemals zugetragen; aber für eine Sache, die sich wirklich ereignet, glaube ich, daß tausend Träume eines bethörten Gemüths vorgefallen.

Beaumonts seltsame Erzählung.

Ich erkläre mich demnach mit aller Aufrichtigkeit eines Christen, daß es mir niemals auch nur in meine Gedanken gekommen, etwas vorzunehmen, Geister zu erwecken, oder zu zitiren, wie einige gethan haben; sondern wenn sie kamen, war es mir vielmehr ein heftiger Schrecken. Bey ihrer ersten Ankunft erschienen sie mir nicht, sondern blieben vor meinen Kammerfenstern, und in einem vor einem meiner Kammerfenster gelegenen Hof, und in einem an ein anders Fenster anstossenden Garten. Sie riefen mir, sangen, spieleten auf Instrumenten, läuteten Glöckchen, kräheten bisweilen wie Hähne, u. d. gl. Und ich habe grosse Ursache zu glauben, daß es gute Geister gewesen; denn ich konnte nichts

an ihnen abnehmen, das auf etwas Böses zielte: ihr Zweck bey ihrer Ankunft war, so viel ich merken konnte, bloß, mein Gemüth zu besänftigen, und es zu seiner höchsten Lauterkeit zu bringen: sie bedienten sich keiner Drohungen gegen mich; sondern die Verwunderung hielt mich allemal in Schrecken, und sie verharreten ohngefähr 2 Monate bey mir.

Ihre zweyte Ankunft bey mir geschah etliche Jahre hernach, da ihrer zuerst fünf kamen, bald hernach kamen sie zu hunderten; und ich sah einige von ihnen in meinem Garten in einem runden Kreise tanzen und singen, indem sie die Hände rund hielten, und einander nicht die Gesichter, sondern die Rücken zukehrten, also, daß die letztern nach dem innern Theile des Kreises gewendet waren. Ich fand diese von verschiedener Eigenschaft zu seyn, einige gut, andere böse, wie es unter den Menschen hergeht. Denn einige derselben pflegten dann und wann zu fluchen und zu schwören, und leichtfertige Reden zu führen; und andere sie hingegen deßwegen zu bestrafen. Jedoch suchte keiner von diesen allen mich jemals zu etwas Bösen zu bereden, sondern alle pflegten mir von all zu freyem

Trin-

Trinken und andern unordentlichen Weſen abzurathen. Wenn ich irgend einmal nach einer benachbarten Stadt reiſen wollte, pflegten ſie mir zu vermelden, ſie wollten mit mir reiſen, welches ſie auch thaten. Denn ſie pflegten daſelbſt vor meinen Vorhängen bey meiner Bettſeite zu rufen, und mit mir zu reden, wie ſie gemeiniglich zu Hauſe im Brauche hatten.

Nach dieſen zwo groſſen Heimſuchungen ſind ſie etliche Jahre nur zu Zeiten zu mir gekommen, und bisweilen eine Woche, bisweilen zwey oder drey Tage bey mir geblieben: und von ihrer erſten Ankunft an haben ſie mir beſtändig allerley in meinen Träumen eingegeben, wie ſie manchmal noch zu thun pflegen. Bey ihrer erſten Ankunft hörte ich keines ſeines Namens unter ihnen Erwähnung geſchehen, wie ich bey ihrer zweyten Beſuchung anmerkte. Ich nahm ſie durch alle meine vier Sinne wahr; denn ich ſah ſie, ich hörte ſie, und dreyen gieng ein finſterer Rauch zum Munde heraus, welcher dem Geruche einiger maſſen widrig ſchien, indem er dem Dampfe von einer Lampe gleich war, und drey davon hieſſen mich ſie bey der Hand nehmen, welches ich that, allein, ſie gab meiner Berührung nach, alſo, daß ich keines empfindlichen Widerſtandes gewahr werden konnte. So

kom-

konnte ich auch nichts Kaltes darinn vermerken, wie man sagt, daß einige Erscheinungen gehabt haben sollen. Ich ließ keine vorwitzige Fragen an sie abgehen, wie einige wollen, daß ich es sollte gethan haben, und wie sie, ihrem Vorgeben nach, gethan haben würden, wenn sie an meiner Stelle gewesen wären; sondern ich hielt mich allezeit auf meiner Hut, und bath sie beständig, sie möchten sich hinwegbegeben, und wollte mich in keine solche Vertraulichkeit mit ihnen einlassen. Zwar fragte ich einmal, was sie für Kreaturen wären; da meldeten sie mir, sie wären ein Orden von Kreaturen, die höher als Menschen wären, und könnten Einfluß in unsere Gedanken haben, und ihr Aufenthalt sey in der Luft. Ich fragte sie auch um allerhand Sachen von meinen eigenen Angelegenheiten in dieser Welt, und ich vernahm bisweilen sowohl aus ihrer Antwort, als auch aus dem, was sie mir in meinen Träumen eingaben, recht staunenswerthe Dinge. Einer von ihnen legte sich geraume Zeit alle Nacht zu mir auf mein Bette, und bezeigte grosse Liebe zu mir; und wenn mir einige andere etwa droheten, meldete mir dieser Geist, daß sie mir kein Leid zufügen sollten.

Wenn

Wenn man mich fragt, ob ich wirklich dafür halte, daß dieſe Erſcheinungen Geiſter, oder nur die Wirkung einer Melancholie geweſen, ſo kann ich nicht mehr ſagen, als was **Paulus** von der Eigenſchaft ſeiner Entzückung ſagt: **Gott weis es, ich weis es nicht; aber ſie ſind mir wirklich erſchienen.**

Tandler in ſeiner **Abhandlung von der Melancholie** meldet, daß der Affekt der Melancholie ſich vornehmlich bey Leuten vom 40ſten bis zum 60ſten Jahre ihres Alters ereigne, und daß man ſich dieſelbe mehrentheils im Sommer und Herbſt zuzöge, bis ſie im Frühlinge den Ausbruch gewinne; und ich muß geſtehen, daß ich über 40 Jahre alt war, ehe mir etwas von dergleichen Dingen begegnete, aber es geſchah beyde Male um Weihnachten, als mir die Erſcheinungen vorkamen.

Was die Melancholie betrift, weis ich nicht, ob mein Temperament gar zu viel davon haben möchte; doch dünket mich, ich führe mehr von dem Sanguiniſchen bey mir. Zwar kann es vielleicht ſeyn, daß dieſes das andere ſtärken half. Als ſie erſtlich zu mir kamen, wurde

ich

ich eben von einem nachlaſſenden Fieber geſund, welches mich über 12 Monate gequälet hatte: und ich geſtehe es, ich war zu derſelben Zeit mit einem ſehr nahen Anverwandten in einem unbilligen Rechtsprozeſſe unglücklich verwickelt, welcher mein Gemüth wohl einigermaſſen beunruhigen mochte; und da die Geiſter das anderemal zu mir kamen, wurde dieſer Prozeß immer noch fortgeſetzt, und ich kann nicht anders ſagen, als daß zu derſelben Zeit wohl einigermaſſen bey mir eingetroffen haben mag, was der weiſe Mann ſagt; Proverb. 23. v. 31. 33. Si dedas te vino, oculi tui videbunt extraneas, nempe, viſiones, et mirabiles Apparitiones, wie es Lavater *) erkläret; allein, es wäre viel, wenn eine ſolche Gelegenheit hätte verurſachen ſollen, daß ſie über 3 Monate bey mir verharret.

Ich könnte noch viel mehrere Umſtände beyfügen, deſſen, was zwiſchen mir und den Geiſtern vorgegangen; denn ich hielt etliche Jahre ein Journal darüber, ſowohl dasjenige, was mir in Träumen, als auch ſonſt, vorkam, aufzuzeich-

*) De Spectr. l. 1. c. 4.

zeichnen; allein, ich will dem Leſer nicht länger beſchwerlich fallen. Nur dieſes muß ich noch gedenken, daß, gleichwie mir dieſe Beſuchungen der Geiſter Gelegenheit zu erwägen gaben, wie weit ſich die menſchliche Vernunft bey Erweiſung der Exiſtenz der Geiſter und ihrer Wirkungen erſtrecke; alſo ich mich erklären muß, was maſſen ich feſt und ſicher glaube, daß, wie die ganze ſichtbare Welt von der unſichtbaren herrühret, (welches auch nach der epikuräiſchen Lehre ſtatt findet) alſo auch gute und böſe Geiſter, untergeordnete Agenten der erſten Urſache in Verwaltung derſelben begriffen ſeyn müßen. Und dieſer Meynung hange ich ſowohl vermittelſt der **Vernunft**, als mit dem **Glauben** an, worinn wir, meines Erachtens, alle zu beruhen verbunden ſind. Und es erſcheint mir deutlich genug, daß diejenigen, die dieſes nicht thun wollen, ſich nur in einer ſchwindelſüchtigen Doxomania ſelbſt verlieren, und den Mittelpunkt einer ſoliden Wahrheit niemals recht treffen werden.

Seltsame Erscheinung und Vorherkündigung der Todesstunde eines jungen Frauenzimmers.

Sir Charles Lee hatte von seiner ersten Gattinn eine einzige Tochter, über deren Geburt sie ihren Geist aufgeben mußte; und als sie todt war, begehrte ihre Schwester, die Lady Everard, die Auferziehung des Kindes über sich zu nehmen. Sie wurde auch bey ihr sehr wohl auferzogen, bis sie mannbar ward. Da beschloß man zwischen ihr und Sir William Perkins eine Heurath zu treffen, welche aber auf eine außerordentliche Weise verhindert wurde. An einem Donnerstage des Nachts, als sie im Bette lag, däuchte ihr, sie sähe ein Licht in ihrer Kammer; sie pochte demnach ihrer Magd, die sogleich zu ihr kam. Sie fragte dieselbe, warum sie ein Licht in ihrer Kammer hätte brennen lassen. Die Magd sagte, sie hätte keines brennen lassen, es wäre auch keines daselbst, als das, was sie itzt mitgebracht. Alsdann sagte sie, es würde vielleicht das Feuer gewesen seyn; aber die Magd berichtete ihr, solches wäre ganz

aus-

ausgegangen, und ſagte, ſie glaube, es müßte ihr bloß geträumet haben. Kann ſeyn, war ihre Antwort; und ſchlief wieder. Aber um 2 Uhr wurde ſie wieder wach, und ſah die Erſcheinung einer kleinen Weibsperſon zwiſchen dem Vorhange und ihrem Hauptkiſſe, die ihr vermeldete, ſie wäre ihre Mutter, und daß ſie ſelig wäre, und um 12 Uhr deſſelben Tages ſollte ſie bey ihr ſeyn. Hierauf klopfte ſie der Magd wieder, verlangte ihre Kleider, und als ſie ſich angezogen, gieng ſie in ihr Kabinet, und kam nicht wieder heraus, bis um 9 Uhr. Da brachte ſie einen verſiegelten Brief mit heraus an ihren Vater, überreichte ihn ihrer Baſe, der Lady Everard, erzählte dieſer, was ihr begegnet, und begehrte, daß, ſo bald ſie todt wäre, dieſer Brief ihrem Vater zugeſchickt werden möchte. Allein, die Lady vermeynte, es müße ihr ein plözlicher Wahnſinn zugeſtoſſen ſeyn; ſandte daher ſogleich nach Chelmsford, um einen Arzt und Chirurgus, welche ſich beyderſeits unverzüglich einſtellten. Aber der Arzt konnte kein Zeichen deſſen, was ſich die Lady einbildete, noch eine Unordnung in ihrem Leibe gewahr werden. Deſſen ohngeachtet wollte die Lady haben, man ſöllte ihr zur Ader laſſen; welches auch geſchah. Nachdem nun dieſes junge Frauenzimmer geduldig mit ſich vornehmen

 ließ,

ließ, was ihnen beliebte; verlangte sie, man möchte den Kapellan holen, ihr vorzubethen. Und als das Gebeth geendigt war, nahm sie ihre Zither, und ihr Psalmenbuch, setzte sich nieder auf einen Stuhl ohne Lehne, spielte und sang so anmuthig und unvergleichlich, daß ihr Musikmeister, der zugegen war, sich darüber verwunderte. Mit dem Schlage 12 Uhr stund sie auf, setzte sich in einen Stuhl mit Lehnen, holte etliche Male stark nacheinander Athem, und verschied augenblicklich, wurde auch so geschwind kalt, daß sich der Arzt und der Chirurgus darüber verwunderten. Sie starb zu Watham in Eſſex, drey Meilen von Chelmsford, und der Brief ward dem Sir Charles in seiner Behausung zu Warwickshire überliefert, der sich dergestalt über den Tod seiner Tochter betrübte, daß er nicht eher dahin kam, bis sie beerdigt war. Und als er ankam, ließ er sie wieder herausnehmen, und wie sie in ihrem Brief begehrt hatte, bey ihrer Mutter zu Edminton, begraben. Dieß geschah um das Jahr 1662 oder 63; und diese Erzählung hatte der Lord Bischoff zu Glouceſter von Sir Charles Lee selbst.

Eine

Eine Zaubergeſchichte.

Als Faktum erzählet.

Euſtachius Viſier, Pachter und Einnehmer des Landgutes, und der Burgvogtey Pacy, nahe bey Vrie-Comte-Robert, ſechs Meilen von Paris, das dem Herrn le Feore, königl. Sekretär, zugehörte, zerfiel im Jahre 1687, mit ſeinem Schäfer, Peter Hocque, der ſtatt dreyhundert Livres, die ausgedungen waren, vierhundert für ſeinen Lohn foderte, unter dem Vorwande, daß ſich die Heerde ſeit einem Jahre um vieles vermehret, und gebeſſert hätte; da ſich die Gemüther durch das Gezänke erhitzten, gab ihm Viſier etliche Stockſchläge, und jagte ihn von ſich. Der erhitzte Hocque, der itzt ohne Brod war, ſchwur, daß es ihn gereuen ſollte, und in der That brachen die Wirkungen der Rache in Bälde aus. Hocque, der ſich meiſterlich auf Bezauberungen verſtand, übte ſich in ſeiner ſchädlichen Kunſt an dem Viehe des Viſier, in deſſen Ställen in Zeit von zween Monaten ſieben Pferde, eilf Kühe, und dreyhundert fünf und neunzig Hämmel fielen.

Der Pachter zweifelte nicht, daß dieser Streich von seinem rachsüchtigen Schäfer käme, der im Punkte der Bezauberungen ziemlich verdächtig war, und brachte seine Klage bey der Gerichtsstelle von Pacy an. Die Sache wurde in aller Rechtsform von dem Beamten des Ortes eingeleitet. Hocque wurde in Verhaft genommen, verhört, und durch die Aussage der Zeugen und sein eigenes Geständniß überwiesen, daß er durch Giftmischerey, Mißbrauch heiliger Dinge, Ruchlosigkeit und Gottesschändereyen, das Vieh des Visier bezaubert habe. Weswegen der Beamte des Ortes den 2ten des Herbstmonates im nämlichen Jahre 1687 ihm die Galeerenstrafe zuerkannte, weil damals noch die nöthigen Erläuterungen mangelten, ihn zum Tode zu verdammen. Erst einige Zeit hernach entdeckte man seine ganze Bosheit. Gemäß dem Gebrauche wurde an das Parlement von Paris appellirt. Man legte den Peter Hocque in das Parlementsgefängniß; sein Prozeß wurde wieder vorgenommen, wobey Herr Geillard referirte. Man schritt mit ihm zur Folter vor, wo er nur unbestimmt etwas von Giftmischen und von Entheiligungen eingestand, weswegen man das Urtheil von Pacy durch einen Rechtsspruch vom 4ten Weinmonat des nämlichen Jahres bestättigte. Dem zufolge

folge wurde er in das Gefängniß der Galeerensklaven, bis auf die Zeit des Transportes des Gesindels, überbracht.

Indessen hielt die Seuche in den Ställen des Visier noch immer an, und täglich fielen einige Stücke. Vergeblich kaufte man an verschiedenen Orten neues Vieh auf, um den Verlust zu ersetzen. Denn kaum war es über die Schwelle des Stalles, fieng es zu kränkeln an, und starb. Bedrohet von einem nahen und unvermeidlichen Verlust aller seiner Haabe sah er kein anderes Mittel dem Verderben Einhalt zu thun, als wenn er den Zauber, den er mit Grunde für die einzige Ursache seines Unglückes hielt, heben könnte. Er klagte seine Verlegenheit dem Kerkermeister, unter dessen Aufsicht itzt Peter Hocque stund, der davon gerührt wurde, und sein Möglichstes zu thun versprach.

Es war damals in dem nämlichen Gefängnisse ein gewisser Beatrix, dem ebenmäßig die Galeerenstrafe zugedacht worden war, ein geschickter Bursche, der dazu gemacht schien, eine kützlichte Sache glücklich auszuführen. Der Kerkermeister machte ihn zu seinem Vertrauten, und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er den

Hoc-

Hocque dahin bringen könnte, daß er seine Bezauberungen aufhöbe. Beatrix nahm den Auftrag an, und suchte sich der Freundschaft und Neigung seines Kammeraden zu versichern, dem er manche Kanne Wein, stäts auf Kosten des Visier, bezahlte. Endlich eines Tages, als Hocque ein Gläschen zuviel hatte, und in einer guten Laune war, benützte Beatrix diese Umstände, ihm sein Geheimniß abzulocken. Er machte den Rechtschaffenen, stellte sich gerührt, und drang in ihn, endlich einmal seiner Rache, mit der er ja zufrieden seyn könnte, ein Ende zu machen, um so mehr, da sein Urtheil gefället, und sein Schicksal nicht mehr zu ändern wäre. Hocque sagte, er sey es zufrieden; aber er kenne nur zwo Personen, welche im Stande wären, den Zauber zu lösen; der eine nenne sich Kurzdegen, der andere Eisenarm, beyde [illegible] in dem Dorfe Courtois nahe bey Sens. Da er nicht schreiben konnte, sagte er dem Beatrix den Brief in die Feder, worinn er den Eisenarm bath, sich nach Pacy zu verfügen, und den Zauber zu heben, der in dem Pferd- und Kühestalle des Visier wäre. Aber er sagte nichts von seiner Lage, noch von dem Urtheilspruche, wodurch er zur Ruderbank verdammet worden war. Beatrix brachte es bey ihm

dahin,

dahin, daß er dieſe Umſtände ausdrücklich wegließ.

Als Eiſenarm den Brief las, rief er alsbald aus. Hocque muß toll geworden ſeyn: Weis er nicht, daß, ſo ich nach ſeinem Begehren thue, er auf der Stelle ſterben wird? Aber, als man dieſem Kerl ein gutes Trinkgeld verſprach, ſetzte er ſich über dieſe Schwierigkeit hinweg. Er verfügte ſich nach Pacy zum Viſier, und befahl ihm in einem mitleidig- und andächtigem Tone, eine Meſſe zur Ehre des heiligen Kartos leſen zu laſſen. Dieſer vorgegebene Heilige iſt eine Kröte, welche dieſe ruchloſen Leute mit dem Weihwaſſer und den gewöhnlichen Worten des Sakramentes taufen; und deren Blut und Gift hernach zu ihrem gottesräuberiſchem Gemenge kömmt. Dieſe Sache wurde bey der gerichtlichen Unterſuchung erhärtet, und eingeſtanden. Viſier, der von dieſem gottloſen Geheimniſſe nichts wußte, ließ die Meſſe nach der Meynung des heil. Kartos leſen.

Zween Tage hernach ſchritt Eiſenarm zur Löſung des Zaubers vor. Nachdem er die Fenſter des Pferd- und Küheſtalls wohl hatte verſchließen laſſen, gieng er mit einer Lampe

von

von Niemanden, als dem Visier und einem Sohn des Hocque, Stephan mit Namen, begleitet, zuerst in den Pferdstall. Da krümmte und drehte er sich auf eine entsetzliche Weise, rollte seine blitzende Augen fürchterlich umher, erhub sie gen Himmel, und sagte in einer Art von schwärmerischen Begeisterung und Wuth eine Menge barbarischer, unverständlicher Worte her, worauf er gerade auf den Ort zugieng, wo das Gemenge des Zaubers lag, und warf es zusammen in einen grossen ledernen Beutel, ohne daß der Brief, oder sonst jemand eine Meldung von dem Orte gethan hätte, wo das Gift vergraben läge. Hierauf gieng Eisenarm in den Kühstall, und nahm die nämliche Operation vor. Aber er weigerte sich stäts in Schafstall zu gehen, wohin Visier ihn führen wollte, und sagte, daß diesen Zauber andere gelegt hätten, und so er ihn lösete, würde er, und der alte Hocque auf der Stelle sterben, der itzt den Augenblick, wie ihm der Geist eben geoffenbaret hätte, in dem Kerker verschieden wäre. Eisenarm wollte sich dann zu nichts weiter brauchen lassen. Er that den zweyten Zauber zu dem ersten in den nämlichen ledernen Sack, und warf alles zusammen, in Gegenwart mehrerer Personen, ins Feuer.

„Alle

Alle waren äußerst betroffen, die ihn mit einer so zuversichtlichen Dreistigkeit sagen hörten, daß Hocque gestorben wäre. Und in der That war das Ende dieses Elenden entsetzlich. Als die Dünste des Weines, den er sich auf die Zunöthigung des Beatrix sehr wohl hatte schmecken lassen, verraucht waren, merkte er die Unbesonnenheit, die er begangen hatte. Diese Art von Reue der Aufhebung seines Vertrages brachte ihn zur Verzweiflung. Er schrie, Beatrix habe ihn betrogen: dieser Verräther sey an seinem Verderben schuld, weil er an dem Augenblicke, wo Eisenarm die Ladung in Pacy heben würde, sterben werde. Dieses ist der Name, den diese Leute untereinander dem Zauber geben.

Auf die Thränen und Reue folgte Wuth und rasender Zorn. Hocque warf sich über den Beatrix her, und wollte ihn erdrosseln. Er foderte die andern Galeerensklaven auf, ihm beyzustehen, und die Untreue zu strafen: und wirklich schlugen sich mehrere, aus einer Art von Mitleiden, über die Lage, in der sie den Hocque sahen, zu ihm, und Beatrix würde darüber das Leben eingebüßt haben, wenn nicht der Kommandant des Thurms, Hr. de la Motte, mit der Wache ihn ihren Händen entrissen hätte. Was

Hoc-

Hocque gefürchtet, und vorgesagt hatte, traf pünktlich ein. Denn in eben dem Augenblicke, wo sich Eisenarm anschickte, den Zauber zu lösen, fiel der unglückliche Hocque in die entsetzlichsten gichterischen Verzuckungen, brach in die gräulichsten Gotteslästerungen aus, und starb in der Raserey an eben dem Tage, und um eben die Stunde, wo die Ladungen aus der Erde gehoben, und in das Feuer geworfen wurden, ohne daß er was von Gott oder Religion hören wollte. Alle Umstände dieser Thatsachen wurden theils durch die Untersuchung des Kommissärs, Le Marie, in dem Gefängnisse, theils durch die des Richters von Pacy auf der Stelle und aus dem Protokoll erhoben, das dem Parlament zugestellt wurde.

Der tragische Tod des Peter Hocque machte der gerichtlichen Untersuchung, die er veranlaßt hatte, noch kein Ende; ja der ganze Handel wurde durch neue Nachrichten und Muthmassungen, die daraus entstunden, nur noch ruchbarer und verwickelter. Einerseits erkannten diejenigen, welche die Wirklichkeit der Bezauberungen zum heftigsten anstritten daß der Todt des Hocque nicht natürlich, und in den zween Zauberpäckchen etwas mehr, als ei-

tel Gift enthalten gewesen wäre; andererseits machte man seine Gedanken über das, was Eisenarm, ohne auf die Folgen zu achten, gesagt hatte, daß er nämlich den Zauber, welcher das Sterben unter den Schafen des Visier veranlaßte, nicht heben könnte, weil er von den zween Söhnen Niklas und Stephan verfertiget, und gelegt worden wäre, und daß, wenn er ihn löfete, er hierüber, wie ihr Vater, sterben würde.

Als dann unter der Heerde das Sterben stärs anhielt, brachte Visier, der sich auf die ziemlich förmliche Erklärung des Eisenarms gründete, seine Klage wider Niklas und Stephan Hocque bey dem Richter von Pacy an. Hier begann ein zweyter Prozeß.

Nachdem der Richter die zween Beklagten in gefänglichen Haft hatte bringen lassen, verfügte er sich sogleich mit Zeugen in ihre Behausung, um nachzusehen, ob sich nichts darinn vorfände, das eine Beziehung auf den gefaßten Verdacht, oder auf die angebrachten Klagen hätte. Man fand in der That verschiedene Gattungen von Gift in papiernen Duthen, und al-

ler-

lerhand Koth, als Küh- Schaf- und Pferdemist, samt einigen Büchern voll abergläubischer Figuren, Zeichen und Recepte, um Zauber zu verfertigen.

Diese Entdeckung berechtigte den Beamten von Pacy, sie über den Zauber zur Rede zu stellen, welche man den Hämmeln des Visier gelegt hatte; aber sie antworteten, daß diese Ladung von den zween Schäfern, dem Jardin und dem kleinen Peter verfertiget worden wäre. Auch diese ließ der Richter alsobald gefänglich einziehen. Bey angestellter Durchsuchung fand er verschiedene Schriften voll zauberischer Zeichen bey ihnen, worinn die Weise beschrieben war, Ladungen zum Verderben des Viehes zu verfertigen, und noch mehrere Gotteslästerungen und Ruchlosigkeiten zu verüben. Bey dem Jardin besonders fand man ein geschriebenes Buch, worinn mehrere geheime Künste dieser Art, und noch andere enthalten waren, den Menschen verschiedene Krankheiten, ja den Tod selbst, zuzuziehen; den Personen des andern Geschlechts eine schändliche Liebe einzuflößen, und dieses durch Gebether zu dem Geiste, durch die Vorfoderung mehrerer Teufel, durch Bezauberungen, dadurch man sich verschiedene Entheili-

heiligungen der allerehrwürdigſten Dinge bediente. Dieſe Bücher ſind in das Parlament hinterlegt worden.

Der Richter, welcher ſich anſtellte, als ob er von den zween Söhnen des Hocque ſchon über alles unterrichtet wäre, brachte durch ſeinen zuverſichtlichen Ton Jardin und den kleinen Peter aus ihrer Faſſung. Sie geſtunden, daß ſie auf das Anſuchen, und in Gegenwart des Peter Hocque und ſeiner Kinder, — ſeine Tochter mit eingeſchloſſen, — in ihrer Wohnung in der Meyerey Trouchet, unter der Gerichtsbarkeit von Sacy gelegen, eine vergiftete Ladung, den ſchönen Himmelgott genannt, aus Hoſtie, Viehemiſt, Hüttenrauch und Weihwaſſer, unter geheiligten und gottloſen Worten, und andern zauberiſchen Gaukeleyen verfertiget hätten, die in dem Prozeſſe umſtändlich angeführt werden.

Nun gab dieß Geſindel aus Rachſucht und Haſſe Laut, und ſie verriethen, und klagten einander wechſelſeitig an. Die Söhne Hocque ſagten aus, daß Jardin und der kleine Peter den Hämmeln des Viſier die erſte Ladung, die neue Beſchwörungen genannt, beygebracht hätten.

hätten. Sie bestättigten es bey der Konfrontation und der nochmaligen Vorlesung ihrer Aussage dem **Jardin** ins Angesicht, und setzten bey, daß, da besagter Zauber noch in ihren Händen wäre, sie ihn stäts mit Essig besprengt hätten, wodurch das Sterben unter den Schafen anhielt. Sie versicherten, sofern der kleine **Peter** und **Jardin** diesen Zauber nicht lösen wollten, so wisse **Eisenarm** ein Mittel, ihn wider sie selbst zu kehren. **Hocque** der Aeltere beschuldigte den kleinen **Peter** mehrerer gräulicher Laster, welche dieser sich zu läugnen nicht getraute. Er erinnerte ihn an die Ruchlosigkeiten und Gottesschändungen, welche sie bey der Verfertigung des Zaubers begangen hätten. Er behauptete ihm ins Angesicht, daß er gesagt hätte, er habe sich dem Geiste mittelst eines mit seinem Blute unterzeichneten Vertrages zu eigen ergeben; er habe eine heilige Hostie mit besagtem Geiste getheilet, die er bey der Kommunion im Munde behalten hätte, und daß er immer, so oft er zum Tische des Herrn gehe, einige Partikeln aufbewahre, welche bey der Verfertigung zauberischer Ladungen mit in das Gemenge kämen. Er sagte aus, daß ihm eben dieser kleine **Peter** oft angelegen sey, das nämliche zu thun, und mit dem Geiste zu reden,

den, daß er sich aber nie dazu habe verstehen wollen. Endlich behaupteten die zween Hocque, daß ihnen ihr Vater den besagten Zauber mit gewissen Zettelchen zu verwahren gegeben habe, um ihn einigen Schafen unter die Wolle an den Hals zu hängen; daß sie denselben bey ihm gesehen hätten, den er ihn ihnen aber nie habe abfolgen lassen wollen, unter dem Vorwande, daß man sie alle lebendig verbrennen würde, sofern die Obrigkeit hinter die Sache käme. Alle diese Sachen befinden sich in dem Parlamentsarchiv, wo der Handel nachher anhängig gemacht wurde.

Gegen den Eisenarm, der sattsam verrathen hatte, daß er sich mit eben diesem Gewerbe abgebe, und der noch überdieß durch die Aussagen der Beklagten mit in den Handel verwickelt worden war, wurde die gefängliche Haft erkennet, und man zog ihn zu Pacy ein. Aufgebracht, daß seine Mitschuldige alles entdeckt hatten, was sie von ihm wußten, entdeckte er auch seinerseits alles, was er von ihnen wußte. Dreist rückte er dem kleinen Peter und Jardin vor, daß sie die Seuche unter das Vieh gebracht hätten. Er betheuerte, durch die Offenbarung des Geistes zu wissen, daß der ver-

stor-

storbene Hocque, seine Kinder, der kleine Peter und Jardin zusammen die Ladung verfertiget hätten, welche das Sterben unter den Hämmeln des Visier veranlaßt hat; daß sie den Zauber nicht lösen wollen, aus Furcht, selbst das Leben darüber einzubüßen; und er erzählte die Ruchlosigkeiten, Gottesschändungen, und Entheiligungen, welche sie bey der Verfertigung begangen hätten. Er setzte bey, die Tochter des Hocque wisse alles, was vorgegangen wäre, und ihr sey der Ort bekannt, wo der Zauber begraben läge. Auf diese Aussage wurde die Tochter gefänglich eingezogen. Endlich erfolgte den 23ten des Wintermonats 1688 der Urtheilsspruch, der dahin lautete, daß Eisenarm, Jardin und der kleine Peter gehenkt, und verbrennt werden, die zween Söhne und die Tochter des Hocque aber auf immer aus dem Reiche verbannt seyn sollten. Gewöhnlicher Weise appellirte man hierüber an das Parlament. Aber der Gerichtshof durch einen Spruch vom 12 des Lenzmonats 1688 verurtheilte den Eisenarm, Jardin und den kleinen Peter auf ewig zur Galeerenstrafe, und die drey Kinder des Hocque zur neunjährigen Landesverweisung. Weil die Stimmen gleich getheilt waren, erhielt, wie billig, die gelindere Meynung die Oberhand.

Die

Die aus den Richtern, welche sich das Urtheil von Pacy zu bestättigen weigerten, hielten sich an den Grund, daß der von den Schuldigen zubereitete Zauber aus verschiedenem Gifte, als Hüttenrauch, erhöhtem Queckſilber, Grünſpan u. ſ. w. beſtehe, deren ſie ſich zum Schaden des Viehes bedienten, welches in der That höchſt ſtrafbar wäre, aber Strick und Feuer nicht zu verdienen ſcheine.

Die andern Richter antworteten: 1) Wenn die Mordbrenner als Feinde und Stöhrer der öffentlichen Sicherheit nach den Geſetzen des Todes ſchuldig ſind, ſo verdienen die, welche dem Viſier und mehr andern ſo vieles Vieh getödtet zu haben überwieſen ſind, gewiß die nämliche Strafe, wenn ſie ſich auch dazu eines pur natürlichen Giftes bedienet hätten, welches dieſe Leute Spaß — Cognes — nennen, ſo die Pächter zu Grunde richten. 2) Machten ſie die Vorſtellung, daß man bey den Verhaftreten nicht allein natürliches Gift, ſondern auch heilige, und zum Dienſte der Religion gewidmete Dinge gefunden habe, welche nach ihrem eigenen Geſtändniſſe bey der Verfertigung des Zaubers mit in das Gemenge kommen, und daß ſolche Entheiligungen mit dem Tode von den Richtern geſtraft zu werden verdienen,

denen es eben sowohl obliegt, für diese geheiligten Dinge schuldige Ehrfurcht zu haben, als die öffentliche Ruhe und die Gesetze des Staates zu handhaben. 3) Beweisen sie, daß der Umfall des Viehes keine Wirkung des alleinigen natürlichen Giftes seyn könnte, weil dieses auf Menschen und Viehe nicht wirke, so es nicht mit dem Blute vermenget wird; indem man es berühren, und bey sich tragen kann, ohne Ungemach davon zu empfinden. Ja, wenn es, um zu sterben, genug wäre, es zu berühren, oder seinen Dunst einzuathmen, würden ja aus noch stärkern Grunde die, so es verfertigen, gestorben seyn, da man ohne Gefahr in den Orten wohnen könnte, wo sich welches befindet, vornämlich, so es wohl verschlossen oder vergraben ist, wie die Ladung, so Hocque in den Ställen des Visier vergraben, und welche so grosse Verheerungen darinn angerichtet hätte. 4) Daß, da diese Arten von Zauber auf sich selbst keine Wirkung hervorbringen könnten, welche zufolge der Anrufungen, die an ihn gerichtet wurden, die Ruchlosigkeit der Uebelthäter bewirke, und daß solche Missethäter ungezweifelt den Tod verdienen. Diese Bemerkungen stehen in den Urkunden des Prozesses.

„Was

Was sich eine kurze Zeit hernach zutrug, bestättigte ihre Richtigkeit und Wahrheit. Die Hocque und ihre Schwester, welche sich aus dem Verdammungsurtheil wenig machten, kehrten nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse nach Sacy zurück. An dem Tage ihrer Ankunft übernachteten sie bey einem Befreundten in dem Dorfe Chevry nahe bey Pacy; und als sie ihre Ladung wieder mit Weineſſig besprengt hatten, fieng das Sterben unter der Heerde wieder an, und noch dieſelbe Nacht verreckten dem Viſier acht Hämmel. Nun iſt wohl zu merken, daß ihm die 8 Monate und 6 Tage über, die der Prozeß dauerte, kein einziges Stück gefallen war, welches einen jeden unbefangenen Verſtand zu glauben berechtiget, daß dieſe Zauberpoſſen und andere ſündhafte Mittel der Anlas ſind, welcher den Teufel bewegt, ihre böſe Anſchläge in Anſehung der Wirkungen zu befördern, von denen man keine natürliche Urſache angeben kann. Eine zweyte Thatſache zur nämlichen Zeit iſt dieſes, daß, als das Sterben anhielt, und die Heerde des Viſier von vierhundert Stücken, die er hatte, ehe das Uebel einriß, und die auf hundert und ſechzig zuſammen geſchmolzen war, man ihm rieth, den Reſt zu verkaufen, der ſonſt ſicher wie die übrigen, in etlichen Monaten zu Grunde gehen würde. Er zauderte

nicht lange, und verkaufte seine hundert und sechzig Hämmel einem benachbarten Pachter. Aber die Veränderung des Stalles und der Weyde thaten dem Sterben keinen Einhalt. Täglich verreckten einige, ohne daß der Pachter ein einziges Stück von denen verlor, die er schon zuvor gehabt hatte. Der Schwiegervater des Visier redete hierüber mit seinem Schäfer, der ihm sagte, daß man sich hierüber gar nicht wundern sollte; denn weil die Hämmel noch nicht bezahlet wären, werden sie noch für ein Eigenthum des Visier gehalten; so das Sterben nachlassen sollte, müßen die Käufer die Heerde bezahlen, und dann stehe er für ihr Leben. Man ergriff diese Partey, und in der That starb von dieser Zeit an keines weiter.

Noch ein anderer Grund hinderte die Richter, den Urtheilsspruch von Pacy zu bestättigen. Sofern man die Beklagten nach aller Strenge der Gesetze behandelte, und zum Feuer verdammte, so fürchteten sie, der Handel möchte die schrecklichsten Folgen ohne Ende nach sich ziehen; weil die zween Hocque, als sie der Richter von Pacy zum zweytenmal gefänglich einziehen und foltern ließ, eine ungeheure Menge Mitschuldige, männlich- und weiblichen Geschlech-

ſchlechtes, von allen Ständen, und ſelbſt aus angeſehenen Familien, angaben. Der Gerichtshof hielt es nicht für rathſam, ſie noch einmal zu foltern, aus Furcht verdrießlicher Unterſuchungen, und hielt es für klüger, den ganzen unſeligen Handel zu unterdrücken, und Hocque die Galeerenſtrafe, und ihrer Schweſter eine ewige Landesverweiſung zuzuerkennen.

Geſchichte
der Anna Göldy.

Anna Göldy, aus einer dem Kanton Zürch unterworfenen Herrſchaft gebürtig, reformirter Religion, diente zu Glarus als Magd bey Hrn. Tſchudy, Doktor Medicinä, gleicher Religion. Sie unterhielt mit einem Feuerarbeiter, Namens Steinmiller, geheime Buhlſchaft, die der Grund ihres Verderbens war, in das ſie in der Folge verwickelt wurde. Einsmals ſagte dieſer zu ihr: Anna! wenn dir jemand was zu Leide thut, ſo ſage es mir, ich werde dich rächen helfen. Die bösherzige Dirne merkte ſich dieſes Wort: denn da ſie bald von dem achtjähri-

jährigen Töchterchen ihres Herrn bey der Mutter, ihrer Frau, eines Fehlers wegen, verklagt wurde, darüber sie einen scharfen Verweis erhielt, klagte sie Steinmüllern den Vorfall, und foderte von ihm zur Rachenehmung an dem Kinde die Erfüllung seines Versprechens.

Steinmüller wollte sich gegen seine Buhlerinn in dem gegebenen Worte nicht wankelmüthig finden lassen; er traf daher die Abrede, daß, wenn ihre Herrschaft einst nicht zu Hause wäre, er zu ihr kommen, und einen Lebkuchen mitbringen wollte, in welchem das Mittel enthalten seyn müßte, ihrer Rache Genüge zu thun. Dieß erfolgte auch wirklich in einigen Tagen.

Da Herr Tschudy mit seiner Frau abwesend war, kam Steinmüller, und brachte den versprochenen Lebkuchen, der hernach dem Kinde, unter verstelltem Schmeicheln, gegeben ward. Das Kind aß davon ganz froh, und zehrte ihn auf, ohne die geringste Uebelkeit zu äußern.

Die Magd begierig, was das Ding für Folgen haben würde, fragte den Kerl, was denn dieser Lebkuchen wirken würde? Dieß wird er

wirken,

wirken, sagte er, daß das Kind Stecknadeln, Glusen, und andern Unrath in den Leib kriegen wird. Itzt wurde der Göldy etwas bange dabey, nicht zwar, weil sie das Kind bemitleidete, sondern weil ihr die Besorgniß kam, daß, wenn jenes Zeug von dem Kinde abgieng, die Schuld auf sie fallen könnte, indem es leicht möglich wäre, daß sich das Kind des gegessenen Lebkuchens erinnern, und somit die Ursache seiner Plage entdecken könnte. Sie fiel daher auf eine List, mit der sie sich auf alle Fälle sicher zu stellen glaubte. Zu verschiedenen Malen, wenn sie dem Kinde Speisen zu bringen hatte, legte sie mit Bedacht Glusen darein, damit, wenn sich in der Folge der Effekt des Lebkuchens am Kinde zeigen sollte, man beglaubt seyn müßte, das Kind hätte von unversehens von den in die Speise entfallenen Glusen einige verschluckt. Es stund nicht lange an, daß die Mutter, als Göldy dem Kinde das Frühstück brachte, eine oder zwo Glusen in der Schüssel fand; da gabs dann einen schweren Verweis, über den Göldy sich damit entschuldigte, daß ihr die Glusen unversehens aus dem Brustlücke entfallen seyn müßten. Hiemit bliebs nun gut. Ueber eine Weile, und zwar noch ein paarmal, trug sich ein Gleiches zu, worauf immer die Göldy sich mit den alten Entschuldigungen durchlog. In-

Inzwischen mochte dieselbe, wie leicht zu vermuthen, ihrer Herrschaft auch in andern Dingen mißfällig geworden seyn; genug, sie kam außer Dienst, und vielleicht war niemand froher als sie, da sie nun glaubte, der Entdeckung ihrer bösen That entkommen zu seyn.

Das Kind kränkelte schon ein wenig, als Göldy aus dem Dienste trat; es wurde aber von Zeit zu Zeit übler. Es aß nichts, hatte keinen Schlaf, litt an heftigen Konvulsionen, und klagte über Schmerzen am Bauche. Man kann denken, daß der Vater, selbst ein Arzt, alle mögliche Mittel angewandt haben wird, um seinem Kinde zu helfen; allein, es erfolgte, was er auch immer versuchte, keine Besserung, vielmehr wurde es damit zusehends immer schlechter. Er reißte nach Zürch, konsulirte daselbst die berühmtesten Aerzte, die ihm theils die bereits schon angewandten Mittel billigten, theils neue noch vorschlugen; es verfieng aber nichts. Das Kind wurde von Tag zu Tag elender, und die Konvulsionen kamen zu einem solchen Grade, daß der eine Fuß weit an den Leib herauf wuchs, und so steif ward, daß er durch keine Kraft in die ordentliche Lage gebracht werden konnte. Herr Tschudy sah itzt alle Mittel der Arzneykunst

kunſt erſchöpft: er fieng daher ſelbſt zu zweifeln an, daß die Krankheit ſeiner Tochter natürlich wäre: doch um ſich nicht den Vorwurf zugehen zu laſſen, ob wäre er als Arzt und Proteſtant an das Daſeyn magiſcher Wirkungen zu geſchwind glaubend, wollte er noch zuvor die Sache neuerdings von andern beurtheilen laſſen: er berief daher Herrn Doktor **Marti**, einen beſonders erfahrnen Mann, wie auch den Stadtpfarrer, die beede von den außerordentlichen Umſtänden ſeines Kindes ſchon bereits gehört hatten, zu ſich, erzählte ihnen den Anfang und das Wachsthum der Krankheit, und wie alle gebrauchte Mittel gerade von entgegengeſetztem Erfolge geweſen wären. Sie beſahen dann das Kind ſelbſt, und fanden noch mehr, als der allgemeine Ruf von dieſem verwunderlichen Zufalle verbreitet hatte: ſie ſtunden aber auch nicht lange an, bey den vorgefundenen Umſtänden ohne Umſchweif zu bekennen, daß die Krankheit des Kindes unmöglich natürlich erklärt werden könne, und daß daher unfehlbar eine Zauberpoſſe dahinter ſtecken müße.

Herr **Tſchudy** wurde dann ſelbſt durch die Ausſage anderer in ſeiner Bedenklichkeit geſtärkt, und weil er ſchon länger auf die **Gölby** einen

Ver-

Verdacht hatte, da ihm ihr drohender Abschied, mit dem sie sein Haus verließ, noch frisch im Gedächtnisse war, so kam ihm der Gedanke, daß diese bösartige Dirne vielleicht wohl die Urheberinn des betrübten Zustandes seines Kindes seyn könnte. Er entschloß sich also von nun an, derselben, es möchte kosten, was es wollte, nachzuspähen, und daher setzte er, da ihm die Publikation von der Glarner-Obrigkeit erlaubt wurde, einen Preis von hundert französischen Thalern in öffentlichen Zeitungen aus, die demjenigen zum Theil werden sollten, der den Aufenthalt der **Göldy** anzugeben wüßte, um sie nach **Glarus** zu bringen. Diese Anzeige, nebst der Beschreibung der Dirne wurde dann in die **Schafhauser**-Zeitungen eingerückt, wo es nicht lange anstand, daß dieses Blatt nach **Dägerschen**, einem Orte in **Toggenburg**, jemand in die Hand kam, bey dem eben sich die **Göldy** aufhielt. Die angekündeten hundert französische Thaler hatten so einen mächtigen Reiz für jenen Mann, daß er sich noch in derselben Nacht auf den Weg nach **Glarus** machte, dem Herrn **Tschudy** den Aufenthalt derjenigen, die er suchte, anzugeben. Die Obrigkeit säumte auf des Doktors Anzeige nicht, sogleich Leute nach **Dägerschen** abzufertigen, um die Dirne gefänglich

lich nach Glarus zu bringen. Da selbe nun einmal in Glarus war, versuchte Herr Tschudy alles Mögliche, um von ihr das Geständniß herauszubringen., ob nicht sie es wäre, die sein Kind unglücklich gemacht hätte: er versprach ihr zugleich, wenn sie es gestände, und das Kind wiederum zu befreyen wüßte, daß er bey der Obrigkeit ihr die Entledigung des Arrestes, ohne die mindeste Strafe auszustehen zu haben, gewis und unbedenklich ausbringen würde. Anfänglich wollte das gütliche Zureden und die Versicherung des Herrn Tschudy keine Wirkung thun, bis endlich der Zwang des Gerichts, und nebenbey die schmeichelhaften Zudringlichkeiten des Kerkermeisters, der auf Verabredung des Herr Tschudy das Geheimniß mit Bitten und Versprechungen zu entlocken suchte, sie zum Geständnisse brachte, daß sie dem Kinde wirklich einen Lebkuchen gegeben habe, der die Ursache des Leidens desselben wäre. Sie äußerte dabey, daß es nicht unmöglich wäre, daß sie dem Kinde helfen könnte, falls es zugelassen würde, daß sie selbes unter ihre Hände bekäme. Niemand war itzt froher, als der bekümmerte Vater. Er brachte es durch seine Verwendung bey der Obrigkeit aus, daß das kranke Kind in den Kerker zur Göldy getragen

ward.

ward. Göldy machte ihre Versuche an demselben, aber, wie es nun immer war, ohne mindesten Erfolg: sie schlug aber vor, daß, wenn ihr erlaubt würde, in dem Hause des Herrn Tschudy die Kur vorzunehmen, es ihr damit besser gelingen müßte, weil das Kind nur auf der Stelle geheilet werden könne, auf der sie es krank gemacht hätte. Auch dieses wurde auf Bitten des Hrn. Tschudys bewilliget. Damit aber der Auflauf vermieden blieb, wurde sie um Mitternachtszeit in das Haus desselben unter gehöriger Bedeckung gebracht. Als sie in das Gemach kam, wo sie ehemals dem Kinde die Konfitüre gegeben hatte, erinnerte sie die Eltern, sie möchten itzt mit ihr beten, der Vater müßte zuvor ein Vomitiv auf ihr Verlangen bereiten. Nachdem sie über das Kind gebethet hatte, (ob das wahres Gebeth, oder superstitiöse Täuschung war, will ich nicht untersuchen) rieb sie an dem Bauche des Kindes, desgleichen strich sie dessen Fuß. Nun reichte sie ihm das bereitete Vomitiv, welches bald die Wirkung that, daß mehrere Glasen, Stecknadeln, und messingene Häckchen von dem Kinde ausgeworfen wurden. Sie setzte dabey das Reiben und Streichen an dem Bauche und an dem Fuße fort, bis der Bauch merklich weicher, und der Fuß

gelen-

gelenker wurde. Das Mädchen konnte itzt bereits mit einiger Hilfe etliche Schritte gehen, und in kurzer Zeit, nachdem sie sich mehrmal erbrochen, und gleiches Zeugs von Glasen, Stecknadeln, und messingene Häkchen von sich geworfen hatte, erhielt sie den völligen Gebrauch ihres Fußes wieder, und genas sehr bald, so, daß sie itzt noch bey bester Gesundheit ist. Die Anzahl der ausgeworfenen Glasen und Stecknadeln waren ungefähr **hundert und zwanzig** Stücke, worunter mehrere in der Mitte **gespalten** und **zweyzackigt** sich befanden.

Obwohl nun Herr **Tschudy** zu seinem Zwecke gekommen war, und glücklich sein Kind wieder hergestellt sah, war es ihm doch nicht möglich, zu verhindern, daß der Inquisitionsprozeß mit der **Göldy** fortgesetzt wurde. Sie ward itzt konstituirt, ob, und wie sie diesen vielen Unrath mittelst der Konfitüre in das Kind gebracht hätte? Sie gestand ohne vielen Zwang, daß der Feuerarbeiter **Steinmüller** ihr die Konfitüre bereitet hätte. **Steinmüller** wurde demnach auch in gefängliche Haft gebracht. Anfänglich läugnete er alles aufs hartnäckigste, bis er durch widerholte Tortur mürbe gemacht, den Richtern bekannte, daß die Aussage der **Göl-**

dy

dy richtig, und er der Verfertiger des gedachten Lebkuchens gewesen wäre. Die Richter drangen nun weiter in ihn, er sollte auch entdecken, wie es ihm möglich geworden, so viele Glusen, Stecknadeln u. a. in den Lebkuchen zu bringen, ohne daß das Kind bey dessen Genuß einen so fühlbaren Unrath wahrgenommen habe. Für Steinmüllern muß dieses ein beängstigendes Interrogativ gewesen seyn, dem er für je und allzeit auszuweichen schon beschlossen haben mochte. Denn er entschuldigte sich, er sey itzt durch die Folter zu sehr ermattet, als daß er für heute noch weiter reden könne: er bäte also, man möchte ihm nun Ruhe gönnen, er wolle in dem morgenden Verhöre ja gern alles redlich entdecken. Die Richter gaben sich dermal zufrieden, und dachten in nächstfolgender Session den ganzen Aufschluß der Sache zu erfahren. Aber sieh da? Als am andern Tage sich die Richter versammelten, und Steinmüller aus dem Gefängnisse zur Verhör sollte gebracht werden, fand der Kerkermeister den Inquisiten mit seinem Schnupftuche erdrosselt. So ward also die Erwartung der Richter zernichtet: sie wandten sich daher wiederum zur Göldy, von der sie aber über die Bereitung des Lebkuchens nichts erfahren konnten. Ob sie nun

zwar

zwar in dieſem reine geweſen ſeyn mag; ſo war doch die ſo geſchwinde und außerordentliche Heilung des Kindes für die Richter ein Gegenſtand, den ſie ſich für allemal nicht als natürlich erklären konnten, ſo glaubten ſie ſie alſo aus dieſen und andern Indizien als der Zauberey ſchuldig, verurtheilten ſie auch wirklich zum Tode, und lieſſen ſie als eine Kindesverderberinn den 20ten Juni 1782 durchs Schwert öffentlich hinrichten.

Begebenheit,

die ſich zu Koſtanz in der Labhardiſchen Buchdruckerey gegen Ende des Jahrs 1746, und bey Anfange von 1747 ereignete.

Es war gegen Ende des Jahrs 1746, als ſich in einer Ecke der Offizin des Herrn Labhards, Buchdrucker und Rathsherrn zu Koſtanz, öfters ein lautes Seufzen vernehmen ließ, ohne daß ein Menſch oder ein Thier vorhanden war, die dieſen Laut verurſachten. Da ſolches lange währte, ſo wurden die Leute in der Druckerey des Dinges ſo gewohnt, daß ſie darüber nur

lachten.

lachten. Mit Eingange aber des folgenden Jahres 1747 wurde die Sache ernsthafter. Von der Seite, wo sonst das Seufzen gehört ward, kamen itzt heftige Stöße: Die Buchdruckergesellen bekamen sogar Schläge ins Gesicht, und mußten es dulden, daß ihnen Hüte und Kappen zur Erde geschmissen wurden. Man berief zwar Exorzisten, aber mit wenigem Erfolge. Drey Tage bliebs stille, allein, dann fieng das Poltern heftiger als jemals an. Die gegossenen Schriften wurden an die Fenster geworfen, die Arbeiter mit Ohrfeigen, und Steinewerfen so verfolgt, daß sie das Eck verlassen, und sich in die Mitte des Zimmers begeben mußten. Aber auch da hatten sie nicht Ruhe. Indessen machte man alle Vorkehrungen, um das Gespenst zu vertreiben: man besprengte sich und das Zimmer mit Weihwasser, ja sogar bewafnete man sich mit Degen, um, wenns etwa ein fleischener Geist wäre, demselben das Poltern zu verleiden: allein, es war alles vergebens. Unerachtet aller links und rechts geführten Degenhiebe, unerachtet des auf dem Boden hingestreuten Sandes, war man doch nicht im Stande, einen menschlichen Spucker zu entdecken. Man meynte wohl, daß das Gespenst auf dem Stubenofen, itzt unter dem Tische wäre; allein Niemand

mand war, der selbes sehen, oder mit Degenstößen hätte erreichen können. Der anwesende Exorzist, der immer sein Augenmerk auf das Eck, wo es unruhig zugieng, heftete, riß daselbst ein Brett weg, wo sich ein Loch in der Mauer fand, in dem drey in einem Tüchchen eingewickelte Beine mit Glasscherben und einer Haarnadel lagen. Jedermann dachte sich itzt, daß durch Wegräumung dieses Unraths das Rumoren aufhören sollte. Der Geistliche ließ auch ein Feuer anzünden, in das, nachdem er es vorher benedizirt hatte, der gefundene Bündel hinein geworfen werden sollte, und gieng hierauf in fester Zuversicht, daß itzt Friede geboten sey, nach Hause. Allein, kaum war er fort, als sich ein neues auffallendes Phänomen zeigte. Die in das Feuer geworfene Haarnadel erhob sich auf einmal, und schwang sich von selbst zu dreymal aus den Flammen heraus, wobey es sich noch zutrug, daß derjenige, der sie mit einer Zange wiederum hinein warf, jedesmal tüchtig ins Gesicht geschlagen wurde. Doch ward es auf einige Tage im Hause itzt ruhiger, aber nicht lange, so fieng der Tumult auf ein neues an: die Leute wurden mit Steinen geworfen, mit Backenstreichen mißhandelt, und auf allerley Weise beunruhiget, so arg wie zuvor: selbst Herr Labhard, der Hausherr, trug ei-

ne ſtarke Wunde am Kopf davon, und zween Geſellen, die beyſammen im Bette ſchliefen, wurden unter und über ſich gekehrt, und auf den Boden geworfen. Kurz, die Beunruhigungen wurden ſo groß, daß das Haus zur Nachtszeit nicht mehr zu bewohnen war, und daher, ſo oft der Abend kam, von Jedermann verlaſſen wurde. Einſt ſollte die Magd an einem Feyertage einiges Leinenzeug, welches den Tag zuvor mitzunehmen vergeſſen worden, aus dem verlaſſenen Hauſe abholen, wozu ſie aber nicht anders, als daß ſie zwey Buchdruckergeſellen begleiteten, zu bringen war; kaum waren aber die drey Perſonen im Hauſe, als das Steinewerfen wiederum angieng, und den beyden Begleitern gar die Ehre widerfuhr, daß ſie über die Stiege hinab geworfen wurden.

Es wurde itzt ein Dorfpfarrer, der in der Gegend den allgemeinen Ruf eines frommen Mannes und erfahrnen Exorziſten hatte, berufen, um die Sache zu unterſuchen, und wo möglich, dieſer ſo beläſtigenden Spuckerey einmal ein Ende zu machen. Er kam, verſuchte alles, ſetzte ſeine Exorzismen durch etliche Tage fort, allein, ohne Wirkung. Er kehrte alſo, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wiederum

nach

nach Hause, und schrieb den schlechten Erfolg seiner Bemühungen dem etwaigen Unglauben deren vom Hause zu. Sie dachten den Teufel durch den Teufel zu vertreiben, und beriefen zu dem Ende Scharfrichter und derley Leute, die sich den Ruf erworben hatten, daß sie etwas mehr, dann gemeine Brodesser wären. Diese kamen denn nun auch. Allein, wenn durch selbe die Sache um kein Haar besser gemacht ward: so war doch ein anderer Umstand unterscheidend, daß nämlich diese neue Exorzisten schon unterwegs tüchtig abgebläuet, und auf dem Hinwege mit Steinen begrüßet wurden, noch ehe sie ins Labhardische Haus kamen. Einer wurde an seinem Fußwaden so gespannt, daß er lange Zeit daran zu leiden hatte. Ein anderer erfuhrs noch schlimmer. Dieser dachte dem Poltern damit ein Ende zu machen, daß er statt des vorherigen Zauberplunders Päckchens mit andern Quacksalbereyen einlegte, welches Mittel er für so unfehlbar hielt, daß er Herrn Labhard das Haus wiederum zu beziehen beredete, indem itzt nun gewiß der Tumult ein Ende haben würde. Das Haus wurde also wiederum bezogen, allein denselben Abend noch war das Poltern wiederum so arg, wie zuvor: einer der Buchdruckersgesellen, Namens Salomon Emerich, hatte es besonders zu empfin-

den, indem er am Fuße so heftig verwundet wurde, daß häufiges Blut abfloß. Man rief itzt zu diesem Schauspiel den Banner, der sich kaum bereden lassen wollte, daß im Hause die Ruhe nicht sollte hergestellt seyn. Allein, er wurde bald von der Wahrheit überzeuget. Ein fürchterlicher Hagel von Steinen und die empfindlichsten Rippenstöße von allen Seiten richteten ihn so übel zu, daß er für gut fand, sich noch in Zeiten davon zu machen. Auch andere Personen, die weder Hausgenossen, noch Banner waren, hatten ähnlichen Willkomm bey Besuchung dieses Hauses zu erfahren. Unter andern eine junge Weibsperson aus hiesiger Stadt, die selbiger Zeit Herrn Labhard, als ihren Verwandten besuchte, mußte sich davon machen, da sie nicht nur im Hause Schläge erhielt, sondern von dem Gespenst bis an das nächste Haus verfolgt, und gejagt wurde. Zween Bürgern von Kostanz, die aus bloßem Triebe des Verwitzes dahin gekommen waren, wiederfuhr ein Gleiches, wovon einer sogleich zu Boden geworfen ward. Ein Dritter, der das Ding nicht glauben, und sich also durch den Augenschein überzeugen wollte, wurde gleich beym Eintritt in das Haus mit einer Menge Wasser begossen, und dahin trollen gemacht, wo er hergekommen war. —

war. — So dauerte der Lärm bis zum 8ten Febr. wo es auf einmal ruhig ward, nachdem vorher die Offizinthüre auf- und zuſchließen, und das in der Buchdruckerey befindliche Geräthe untereinander werfen, gehört ward.

Geſchichte,

die ſich bey Jena in der Chriſtnacht des Jahrs 1715 zutrug.

Ein Schneider in Jena, Georg Heichler, genannt, erzählte im Vertrauen einem jungen Studenten, Namens Johann Gotthard Weber, daß ein Schäfer, Hanns Friedrich Geßner zu Döbritzſchen, welches Dorf eine Meile von Jena liegt, einen groſſen Schatz wüßte, der nach ſeinem Berichte, in dem Weinberge, ohnweit dem Galgen vor dem Engelgatter, der ihm — Heichlern — gehöre, befindlich ſey. Die Richtigkeit der Sache wurde dadurch beſtärkt, daß ſich daſelbſt öfters eine weiſe Frau ſehen ließ. Der Schneider fügte dieſem bey, es

fehle

fehle dem Schäfer zur Hebung des Schatzes nur an Springwurzel, und an Doktor Fausts Buche, Höllenzwang, genannt. Der Student versprach, beydes zu schaffen, und machte sich auch mit dem Schäfer bekannt. Ein listiger Bauer, mit Namen **Hanns Zenner**, zu **Ammerbach**, einem Dorfe, das von Jena eine Stunde liegt, gesellte sich zu diesen schatzbegierigen Personen, und nachdem diese einigemal Zusammenkünfte gehalten, um sich über die noch zu machende Anstalten, den Schatz zu heben, zu berathschlagen, giengen sie am Weihnachts heiligen Abend des besagten Jahres, Abends um 9 Uhr mit einer Leuchte, und zwey Talg- oder Unschlittlichtern aus **Ammerbach** nach des Schneiders Weinbergshäuschen. Ehe sie hinein traten, foderten die beyden Bauern die drey magischen Siegel dem Studenten **Weber** ab. Der Student schrieb mit Bleyweiß das Tetragrammaton auswendig über die Thüre. Ehe sich diese pflichtwidrig verbundene Gesellschaft niedersetzte, betheten sie laut ein Vater unser. Nachdem dieses geschehen, zog **Weber** Fausiens Höllenzwang und claviculam Salomonis samt einigen bey sich habenden Karakteren ꝛc. heraus, und legte sie nebst vier Bentelchen zu den Heckethalern, und einigen Pfennigen vor sich auf den Tisch. Der

eine

eine Bauer machte mit des Studenten bloßen Degen einen Kreis oben an die Decke des Häuschens, und nahm darauf seine Beschwörung oder Citation vor, die er zu dreymalen von halben zu halben Viertelstunden auswendig verrichtete, ohne das ein Geist erschien. Man brauchte die Worte: Tetragramaton, Adonay Agla, und andere Namen Gottes. Ferners beschwuren sie den Och, als Fürsten aus dem Reiche der Sonnen, daß er ihnen auf ihr Verlangen den unter seiner Bothmäßigkeit stehenden Fürsten Nathael in sichtbarer und menschlicher Gestalt stellen sollte, damit solcher zur Hebung der Schätze ihnen behülflich seyn möchte. Der Student Weber aber las die Beschwörungsworte aus Faustens Höllenzwang einmal völlig her. Zum andernmal aber konnte er sie nicht gar endigen, weil ihm das Gesicht vergieng, und er von einem tiefen Schlaf überfallen wurde, daher er sich mit dem Kopfe auf den Tisch niederzulegen gedrungen sah. Zu dieser Zeit sind die beyden Bauern noch gesund gewesen. Des andern Tages, als am ersten Weihnachtstage, wird Georg Heichlern, als er in der Nachmittags-Predigt ist, angst und bange. Er läuft daher nach geendigtem Gottesdienste in den Weinberg und bekömmt daselbst einen gar traurigen Anblick.

blick. Der Student **Weber** lag auf der Bank hinter dem Tische, und zwar so, daß der rechte Fuß an dem Fußboden aufstund. Als man den Studenten **Weber** bey seinem Namen rief, konnte er nicht antworten, sondern machte nur ein Gepräll mit einem fürchterlichen Gesichte, und verzerrten Mienen. Er hatte auf der Brust, und an den Armen und an dem rechten Fuße rothe Flecken, Geschwulst, und Blasen, die beyden Bauern aber lagen todt, **Hanns Friedrich Geßner**, auf des Studenten **Webers** rechten Seite, mit dem Kopf auf dem Tische liegend, **Hanns Zenner** aber, zur linken unter dem Tische bey der Bank. Dem einen Bauern hieng die Zunge eines Gliedslang zum Munde heraus, auf der Brust und dem Gesichte aber hatte er viele rothe Striemen und blaue Fl[illegible].

Die beyden todten Körper ließ man durch drey Wächter, **Christian Krempen**, **Georg Bayern**, und **Niklas Schumann** bewachen. **Bayer** gieng einmal zur Thüre hinaus, und sagte bey seiner Zurückkunft, er werde wohl seine Hülfe bekommen haben. **Krempe** fieng an zu schlummern, ward aber durch ein Gespenst wiederum ermuntert, welches stark an der Thüre kratzte, worauf selbige aufgieng, und sich sodann

dann ein Schatten in Gestalt eines sieben- bis achtjährigen Knabens darstellte, bis die Thüre sehr gewaltig wiederum zugeschmissen wurde; **Schumann** wurde, ohne jemand zu sehen, eine gute Strecke auf der Bank hingeschoben, daß er ohne Verstand auf den einen todten Körper unten auf den Boden fiel, und für tod liegen blieb. Den folgenden Morgen fand man alle drey Wächter für todt. Zwey davon aber nämlich **Krempe** und **Schuhmann** erholten sich wiederum, obgleich **Krempen** hernach viele Blattern am Kopfe aufgeschossen. **Bayern** hingegen hat es das Leben gekostet. Der Student wurde noch am selbigen Abend in das Wirthshaus gebracht, und etwas erquicket. Nachdem er sich erholet, ist er wegen dessen, was mit ihm vorgegangen, gerichtlich befragt worden. Er hat aber nicht sagen können, ob ein Geist erschienen sey, oder nicht. Eben so wenig hat er erzählen können, was mit ihm und den beyden todten Bauern die Nacht hindurch weiter vorgegangen. Die beyden Todten wurden gleich in das sogenannte Pestilenzhaus bey Jena, das aber itzt nicht mehr vorhanden ist, gebracht. Der Student **Weber** aber wurde gefänglich bewahret, und in dieser Gefangenschaft hat er die angegebene Erzählung gerichtlich ausgesagt.

Zwey-

Zweytes Faktum

das sich im Jahre 1748 in dem gar nicht weit von Augsburg entlegenen Dorfe Z. ereignet.

Es wahren mehrere Männer, die sich miteinander verbunden hatten, einen in der Nachbarschaft nach der Vorspiegelung eines Betrügers liegen seyn sollenden grossen Schätz zu heben. Einer darunter, eben der Betrüger, der das Wesen kommandirte, nachdem er von jedem über die fünfzehn Gulden abgeschwäzt hatte, um, wie er sagte, zur Bezweckung des Vorhabens, von verschiedenen Religiosen Messen lesen zu lassen, und heilige Reliquien, Kreuze, Wachskerzen und Bilder zu erhalten, womit die böse Geister, welche den guten Geist von Auslieferung des Schatzes abhielten, vertrieben werden könnten, steckte in der Nachbarschaft, wo der Schatz verborgen liegen sollte, zween Kreise aus, worein sich die übrigen, in jeden Kreis vier stellen mußten: er selbst gieng in den Wald hinein, um, wie er vorgab, die Luftgeister zu berufen,

rufen, mit hinterlaſſenen ſtrengen Befehl aber, daß keiner ſeinen Platz in den Kreiſen verlaſſen ſollte. Das Ding, als dieſer nicht zurückkam, währte eine lange Zeit. Endlich wurden ſie des längern Wartens überdrüßig, und einer davon, entſchloſſener als die Uebrigen, verſprach es zu unternehmen, daß er aus dem Kreiſe herausgehen, und jenen aus dem Walde zurückholen wollte. Allein, wie erſtaunt, und mit Schrecken erfüllt waren ſie, als weder dieſer noch ſie alle zuſammen vom Platze kommen konnten, indem, wenn ſie einen Schritt machen wollten, jedesmal eine geheime Gewalt ihnen entgegen ſtand. In dieſem Zuſtande mußten ſie ſo lange in Angſt und Schrecken harren, bis von ungefähr ein Geiſtlicher dazu kam, den ſie anriefen. Der Geiſtliche, erſchrocken über einen ſolchen Anblick, wußte ſich anfänglich nicht gleich zu faſſen, und wollte bereits ſich davon machen: allein, das Schreyen, Heulen, und Bitten dieſer Unglücklichen, und zugleich plötzliches Erinnern, was in einem ähnlichen Falle geſchehen zu ſeyn, ihm einſt erzählt ward, wirkte endlich auf ihn, daß er Stand hielt. Er ließ ſich eine Stole holen, und nachdem er ſie angethan hatte, verwies er zuerſt dieſen Elenden ihre Sünden, bereitete ſie hierauf zur Erweckung

einer

einer ernstlichen Reue, desgleichen der drey theologischen Tugenden, und sprach ihnen Muth ein, daß sie itzt mit gläubigen Herzen Gott eifrig bitten sollen, daß er sie nun durch die ihm von der Kirche verliehene priesterliche Gewalt von dem Zwange des Teufels erledigen wolle. Darauf sprach er in Latein also voll des Vertrauens: Ich N. zernichte und zerstöre hiemit jedes vom Teufel, und von seinen Gesellen kommendes Wirken — und dieses aus Kraft der mir verliehenen Gewalt, den Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi zu wandeln — Im Namen des Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Alsdann rief er ihnen zu: Itzt, lieben Männer, gehet heraus im Namen Gottes! Und als er dieses gesagt hatte, waren sie alsogleich vermögend, von der Stelle zu gehen. Nach einer kurzen Ermahnung, Gott für diese glückliche Errettung zu danken, und über das Vorgegangene Stillschweigen zu halten, damit sie nicht auch noch vor der weltlichen Obrigkeit in Strafen verfielen, entließ er sie, und machte sich, durch diesen schreckenvollen Vorfall halb entgeistert, eilends nach Hause.

Angeb-

Angebliche Erſcheinung, welche der Herzoginn Dorothea Maria begegnet ſeyn ſoll.

Die Herzoginn **Dorothea Maria**, Gemahlinn des Herzogs von Sachſen, Johann II, war eine Tochter des Joachim Ernſt, Fürſt zu Anhalt, und wurde 1574 den 2ten Juli gebohren, ſtarb 1617 den 18ten Juli. Man glaubt, ihr Tod ſey einem plötzlichen Schrecken wegen einer gehabten Erſcheinung zuzuſchreiben. Ueberhaupt war ſie eine ſehr zärtliche und ſchwächliche Dame, hatte öfters Kopfſchmerzen, u. d. gl. Daher ſie auch, anſtatt des Mittels, das Leben zu verlängern, ein anderes weit ſicheres gefunden zu haben glaubte, nämlich den Tod nicht zu fürchten. Am 30ten Juni hatte ſie abermals Kopfſchmerzen, und ritt auf Anrathen nach **Oberweimar**. Bey der Rückkunft nahm ſie ihren Weg durch die ſogenannte alte **Küche**, an dem Innſtrom. Ihr kam es ſo vor, als ob ein Bettler vor ihr ſtünde, daher ſie nach dem Beutel griff, um ſolchem etwas Almoſen zu geben.

ben. Hierüber wurde ihr Pferd scheu, und schnellte sie in den Fluß, daß sie wohl 50 Schritte, mit angehaltenem Athem fortschwamm, ehe ihr jemand von den ins Wasser gesprungenen Personen Hilfe leisten konnte. Sie hat versichert, daß ihr schon alle Gedanken vergangen gewesen, und sie nicht anders geglaubt, als daß sie ihr Leben einbüßen würde. Inzwischen äußerte sie nach überstandener Gefahr, im Scherz, sie müße sich für dem Wasser in Acht nehmen, weil es ihr nicht wohl zu bekommen scheine, und befand sich 12 Tage darauf ganz wohl, sodann aber bemerkte sie eine außnehmende Schwäche, daß sie bettlägerig wurde, und am oben gesetzten Tage, die Stunde des Todes mit derjenigen Ruhe und Gelassenheit herannahen sah, deren in einem so fürchterlichen Augenblicke nur wahrhaftig grosse Seelen fähig sind.

Die Erscheinung des Dr. Donne.

Isaak Walton, der des Doktor Donne Leben beschreibet, sagt, daß letzterer samt seiner Frau sich bey dem Hrn. Robert Drury aufgehalten,

der

der ihnen in seiner Behausung in Drury-Lane freyen Unterhalt gegeben. Als nun der König Jakob den Lord Hay als Gesandten an Heinrich IV, König von Frankreich, sandte: entschloß sich Hr. Robert, Gesellschaft zu leisten, und beredete auch den D. Donne, bey dieser Reise einen Begleiter abzugeben. Des letztern Eheliebste war gesegneten Leibes, und blieb zurück. Zwey Tage nach der Ankunft in Paris, blieb Hr. D. Donne in derjenigen Stube allein, in welcher er, Hr. Robert, und einige andere gute Freunde Mittags gespeiset hatten. Nach einer halben Stunde verfügte sich Hr. Robert wiederum in diese Stube, und fand seinen in der Einsamkeit gelassenen Freund in einer Entzückung und sehr bemerkbaren Gesichtsveränderung, daß er auch schreckensvoll nach der Ursache fragte, und obschon D. Donne einige Zeit vor Entzücken sprachlos blieb, erfolgte doch nach einer Pause, die Antwort: er habe ein Gesicht gesehen, das ihn außer sich gesetzt hätte. Denn seine Frau sey zweymal in der Stube ihm vorbeygegangen, und habe ein todtes Kind in ihren Armen getragen. Robert sendete daher einen Diener in Drurys Haus, mit Bedeuten, ohne Aufenthalt Nachricht von den Gesundheitsumständen der Doktorinn Don-

ne

ne zu überbringen. In 12 Tagen langte dieſer Bothe von ſeiner Rückreiſe an, und meldete: er habe die Dokterinn krank und betrübt im Bette angetroffen. Sie ſey nach einer ſchweren und gefährlichen Niederkunft mit einem todten Kinde entbunden worden. Was aber dabey noch das Merkwürdigſte war, ſo fiel die Niederkunft juſt in der Zeit, zu welcher der D. Donne das Geſicht von ſeiner Frau gehabt hatte.

Erſcheinung eines Geiſtes in der Geſtalt eines ermordeten Engländers Fletchers.

Im Jahre 1623, heurathete ein wohlhabender Ackersmann, mit Namen Fletcher, von Raſcal, einer Stadt in dem nördlichen Theile des Herzogthums York, nicht weit vom Walde bey Gantreß, ein junges Weib von Thornton Brigs, das vorhin in genauer Bekanntſchaft mit Radulphus Raynard, einem Wirthe in einer Schenke, etwa eine halbe Meile von Raſcal, zwiſchen York und Thuske lebte. Dieſer letztere ſetzte ſeinen vertrauten und ſittenloſen Umgang mit beſagten Fletchers Weibe fort,

und

und beredete dieſe ſogar, ihren Mann umzubringen. Sie ließ ſich auch hiezu bewegen. Jedoch nahm man einen Böſewicht, Markus Dunn genannt, durch Erkaufung zum Gehilfen. Raynard und Dunn vollführten die Mordthat, indem ſie den Fletcher erſäuften. Sie benachrichtigten alsdenn die Frau des Fletchers, und bekamen von ihr einen Sack, in welchen ſie den todten Körper ſtecken ſollten, welches auch geſchah, und wurde der Körper hinter Raynards Hauſe in einem Garten, an einem Orte, wo eine Wurzel von einem alten Eichbaume ausgegraben worden, begraben. Man ſäete Senfſamen darüber, um die Sache mehr zu verbergen. Dieſe an guten Sitten gefühlloſe Menſchen ſetzten ihr ruchloſes Leben in Hurerey und Trunkenheit fort, die Nachbarn aber wunderten ſich über die Abweſenheit des Fletchers, die das Weib damit entſchuldigte, daß er nur auf einige Zeit ſich entfernt hätte, weil ihm in einigen Briefen etwas geſtekt worden wäre, dem er auszuweichen geſonnen ſey. So war die Lage bis zum 7ten Juli, da Raynard nach Topoliſſe zum Markte wollte, und ſein Pferd im Stalle zu dieſer Abſicht zurecht machte. Bey dieſen Beſchäftigungen erſchien ihm der Geiſt des Fletchers in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt und Kleidung, und ſprach: Radolph!

Radolph! bekehre dich, denn mein Blut wird bald gerochen werden. Es kam ihm auch allezeit, bis er ins Gefängniß kam, nicht anders vor, als wenn dieser Geist immer vor ihm stünde, daß er auch deswegen in tiefe Traurigkeit und Unruhe versetzt wurde.

Wie nun seine Schwester vernahm, daß er gegen andere seinen Zustand entdeckte, glaubte sie, durch fernere Verschweigung, ihr Leben sey in Gefahr, daher sie dem **William Scheffield**, der zu **Rascal** wohnte, und zum peinlichen Halsgericht verordnet war, die ganze Sache entdeckte. Daher alle drey nach **York** zum Verhaft gesandt, zum Tode verurtheilt, und nicht weit von dem Orte, wo **Raynard** gewohnt hatte, und wo **Fletcher** begraben war, hingerichtet wurden. Die zween Kerls wurden in Eisen aufgehangen, das Weib aber unter den Galgen begraben.

Er-

Erſcheinung des erſtochenen Studenten Vockerodt.

Der berühmte Rektor Gottfried Vockerodt in Gotha, der den 10ten Oktober 1727 ſtarb, hinterließ einen Sohn, welcher in Halle ſtudirte. Deſſen Mutter und Schweſter wohnten noch in Gotha. Einſtmals, da beyde in der Stube ſitzen, hören ſie, daß jemand mit ſtarken Schritten die Treppe herauf kömmt. Die Mutter geht hinaus, und erblickt ihren Sohn, der ſich vor ſie ſtellet, aber zu ihrem Schrecken eine groſſe Wunde in der Bruſt hat, aus der das Blut häufig hervorſtrömt. Da ſie ihn anreden will, ſinkt er vor ihr nieder, und verſchwindet. Am folgenden Tage erhält ſie durch einen Bothen die Nachricht, daß ihr Sohn um dieſelbe Stunde, da er ihr erſchienen war, auf der Saalbrücke in Halle ſey erſtochen worden.

Einige Geistererscheinungen aus Hermanns Responsis.

Die Juristenfakultät zu Jena erstattete im Jahr 1706 auf Anfrage **August Christian Königens**, Amtsadvokatens zu **Altenburg** ein Responsum über nachfolgende Begebenheit. In einem Dorfe, **Bürkersdorf** genannt, ohnweit der Stadt **Laodicea**, wohnt in einem grossen Bauerngut ein Bauer **Titius**, dessen Sohne **Cajus**, da er kaum 25 Wochen alt gewesen, und auch wiederum in 10 Jahren, als er im Hause Kraut gehacket, ein Gesicht erschienen, so ein gelb Kollet, und eine lederne schwarze Mütze aufgehabt: solches eröfnete ihm, wie in diesem Gute ein Schatz verborgen läge, der ihm beschehret wäre; man hätte lange auf dessen Geburt gewartet, und es würde auch sonst niemand den Schatz heben können. Bey zunehmenden Jahren des **Cajus** hat sich die Erscheinung vervielfältiget, und nicht eher nachgelassen, bis sich **Cajus** entschlossen, dem Verlangen des Geistes Ge-

hör

hör zu geben, oder mitzugehen, um ſich die verborgenen Schätze weiſen zu laſſen.

Dieß ſey erfolgt, doch habe der Geiſt befohlen, niemanden binnen Jahresfriſt etwas davon zu ſagen. Nach Verfließung dieſer Zeit, möchte er die Sache den Eltern offenbaren, und zuletzt den Johannestag 1704 der fürſtl. Regierung. Er habe mit dem Geiſt oder Geſichte ſingen und beten müßen; und wenn der Geiſt ſich wiederum entfernt, habe er geſagt: meine Stund iſt aus, ich muß wiederum zu meinem Gott, der mich zu dir geſandt hat. Sonſt befahl der Geiſt, wenn man zu graben anfangen wollte, ſolle man ſagen: Mit Gott das Werk wir fangen an, mit Gott wird es vollendet. Nachdem nun Cajus den Vorſchriften nachgelebet, und zur geſetzten Zeit die Erſcheinung kund gethan, erfuhr ſolches auch unter andern ein Poſamentirer, der die Wünſchelruthe (Virgulam mercurialem ſeu divinatoriam) verſtehet, und von dem regierenden Landesfürſten zu Laodicea ein Privilegium erhalten, eben an dieſem Orte Bürkersdorf und ſelbiger Gegend einzuſchlagen. Dieſer giebt ſich bey dem Bauer an, und verſpricht ihm die Arbeiter auf ſeine Köſten zu halten, auch den Schatz binnen gewiſſer Zeit zu liefern.

Von

Von Stund an hatte weder der Bauer, noch dessen Frau, noch der Sohn das geringste weiter mit der Sache zu thun, vielweniger legten sie Hand an. Der Pfarrer berichtete aber den Vorgang an das Konsistorium um sein Gewissen Vorwurfsfrey zu machen, weil er das Graben nach Schätzen für ein unzulässiges und strafbares Unterfangen hielt, das in Gottes Wort gänzlich verboten, auch die Wünschelruthe ein teuflisches Instrument sey ꝛc. Daher er die Anfrage that, ob der Bauer samt seinem Weibe und Sohne vom Abendmahl auszuschließen? welches das Konsistorium bejahete.

Zu Hohenleuben geschah den 3ten Oktober 1720 die Aussage und Anzeige von Jakob Jahn von Langen-Wetzendorf, welcher der leibliche Vater von dem inhaftirten Weibermörder Hanns Adam Jahn war, daß seine ermordete Schwiegertochter, Dorothea Jahnin, igt nach dem Tode in seinem Hause zu Langen-Wetzendorf sich schon zweymal habe sehen lassen, und zwar jedesmal an einem Sonnabend, als an welchem Tage sie auch ermordet worden.

Das

Das erstemal sey es gestern Sonnabends vor 4 Wochen geschehen, da ihm ihr Geist, als er Abends um 9 Uhr in den Hof gehen wollen, erschienen, der eben so ausgesehen, wie seine ermordete Schnur, in ihrer Gestalt und Kleidung, wie sie ordentlich in ihrem Leben gegangen wäre. Sie wäre hinter der Holzschuppen hervorgekommen, und als er sie erblickt, sey er erschrocken, und wäre daher wieder in die Stube gegangen. Vierzehn Tage hernach, gleichfalls an einem Sonnabend, habe Deponent sein Enkelchen, einen Knaben von vierthalb Jahren, auf den Boden und Bette gebracht; als er nun in die Bodenkammer hineingekommen, habe er die Ermordete abermals erblickt, die auf der Lade beym Bette gesessen, und gleich nach seinem Eintritte gesagt: Ach Vater! unser Hanns Adam. Ob er nun schon hierüber erschrocken sey, habe er doch so viel Muth behalten, das Kind zum Bette zu tragen, und hineinzulegen, da dann die Ermordete wiederum gesagt: Ach die Alte! die Alte! die Alte! die hat ihn verführt, und glaubte der Deponent, sie habe dadurch die mit seinem Sohne in Verdacht lebende und mit inhaftirte Sybilla Sterpelin gemeint. Indem Deponent das Kind ins Bett geleget, habe auch der Geist gesprochen: Ach, mein Kind! mein

Kind!

Kind! mein Kind! und sey ihm der Geist so nahe gewesen, daß er ihn mit der Hand hätte ergreifen können. Hierauf habe er sich weg und zur Thüre gewendet, worauf der Geist abermals geredet und gesagt: Vater! fürchtet euch nicht. Er sey alsdenn in die Stube zu seinem Weib gegangen, habe jedoch derselben, weil sie sehr furchtsam sey, und durch eine solche Nachricht schwerlich würde im Hause geblieben seyn, die ganze Begebenheit verschwiegen. Allein, das Kind hatte es Tages darauf selbst verrathen, indem es zu seiner Frau gesagt: Großmutter! gestern war meine Mutter droben, und redete mit dem Großvater, worüber seine Frau ganz stutzig geworden, daß er genug zu thun gehabt, es ihr wieder auszureden.

Deponent blieb dabey, daß es kein Blendwerk gewesen, sondern alles in der That geschehen sey, er hätte ja mit seinen Augen, und da er Licht bey sich gehabt, den Geist wirklich gesehen, auch mit seinen Ohren reden hören. Des Abends erschien sie wieder, heute Abends vor 8 Tagen, als Deponent Abends 9 Uhr sein Enkelchen auf den Boden zu Bette brachte, und er mit einem Unschlittlichte eintrat. Der Geist saß zu den Füßen auf dem Bette des Kindes,

und

und ſah eben ſo aus, wie bey ſeiner vormaligen doppelten Erſcheinung. Er fieng ſogleich zu reden an und ſagte: kommſt du, mein Söhnle! Deponent ſey erſchrocken, und habe etwas an der Thüre verweilet, jedoch ſich endlich ein Herz gefaßt, und zu dem Geiſte geſagt: Dore! ich frage euch im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, was iſt euer Begehren, iſt euch weh oder wohl? Worauf der Geiſt ganz laut und vernehmlich geantwortet: Vater! mir iſt itzt wohl, wehe der alten Starzelin, die meinen Mann verführt hat, daß er mir iſt gram worden, und dieſe That an mir begangen hat. Gleich darauf habe ſie geäußert, ich bin euch nun zweymal erſchienen, weil ich auf der Welt keinen beſſern Freund gehabt habe, als euch, nehmet das Kind in Acht, ihr werdet es nicht lange ziehen. Deponent habe hierauf unerſchrocken das Kind zu dem Haupt ins Bett gelegt, und geſagt: Im Namen Gottes des Vaters ꝛc. Da denn der Geiſt die Hände zuſammengefalten, ſie in die Höhe gehoben, und dieſelben Worte ganz deutlich nachgeſprochen habe. Deponent habe gezittert, geſeufzet, und gewinſelt, und ſey zur Kammerthür hinausgeeilet, da alsdenn der Geiſt nochmals geredet, und geſprochen: Vater! weinet

nicht,

nicht, befehlet es Gott, in meinem Leben habe ich es auch Gott befohlen. Hierauf wäre Deponent wider hinunter in die Stube gegangen, wäre jedoch den ganzen Tag darauf kränklich gewesen, und sey ihm in der Kirche ganz übel geworden. Diese ganze Aussage wurde von Deponenten in Gegenwart des Pfarrers Substituti Jordans mit gewöhnlichen Ceremonien beschworen.

Beyspiele des Herrn Professor Zeibichs zum Beweis der Geistererscheinung.

1.

Ein gewisser rechtschaffener und redlicher Gelehrter — wegen seinen Schriften sehr berühmter und besonders bey den Holländern noch itzt bekannter Doctor Juris, der ehedem zu D. eine starke Praxis gehabt, und alle Gespensterhistorien verlacht hat, bekommt einstens von einer Gräfinn, deren Prozeß er geführt, die sich aber damals auf ihrem Landgute aufgehalten,

einen

einen Brief, und zugleich die Schlüßel zu ihrem in D. befindlichen Hause, um aus ihrer Wohnstube einen Bund Akten zu holen, und ihr zu überschicken. Er geht mit dem Bothen dahin, schließt die Thüren auf, sogleich sieht er die Gräfinn in ihrer Wohnstube, und in ihrer völligen Gestalt am Tische sitzen. Er erschrickt über diesen Anblick, schmeißt die Thüre zu, und bestellt den Bothen auf den Nachmittag, da er abermals hingehet, und nichts gewahr wird. Diese starke und unvermuthete Alteration zieht ihm kurz hernach ein Fieber zu, welches ihn sehr mitnahm, daß er auch nach seiner Wiederherstellung die Spuren davon in seinem Gesichte einige Zeit behalten. Die Gräfinn fragt ihn bey der ersten Unterredung: woher so elend, Herr Doktor? Dieser stockt, und will mit der Sprache nicht heraus. Endlich, da sie sehr in ihn dringt, meldet er ihr, es sey ihm in ihrem Palais etwas fatales und ausserordentliches begegnet. Ach! schreyt die Gräfinn, er hat gewiß mich in meinem Zimmer gesehen? Meine Bauern versichern es auch, daß sie mich öfters in ihren Häusern erblicken, wenn ich mich in meinem Schlosse aufhalte.

2.

Ein hofnungsvoller Jüngling, der ihr in seinem Amte vielen ersprießliche Dienste leistet, erblickt die Gattinn seines Lehrers, die er kurz vorher mit dem Tode ringend verlassen, auf der Strasse. Kurz darauf vernimmt er, sie sey zu eben dieser Zeit verschieden.

3.

Ein gewisses Frauenzimmer, welche sonst über alle Geisterhistorien gelacht, sieht ihren tödtlich kranken Vetter, früh bey hellem Tage in ihre Stube eintreten, und auf sie zueilen. Sie schreyt: Ach, der Vetter! Sogleich kehrt er wieder um, und geht zur Stube hinaus. Sie ruft ihre Schwester, und hört von ihr, daß man gleich itzt den in der vergangenen Nacht verstorbenen Vetter auf das Brett gelegt, und die Treppen herunter getragen habe. Das artigste ist, daß, da dieses Frauenzimmer einige Zeit vorher mit eben diesem ihrem Anverwandten gescherzt, und, wenn er sie in seinem Testamente bedenken wollte, ihn auch aus Liebe mit aufs Brett zu legen, versprochen, dieser

Schwind-

Schwindsüchtige sich sehr darüber geärgert, und ihr beynahe gram geworden.

4.

Ein gewisser angesehener Lehrer der Gottesgelahrtheit, heißt es weiter, reißt mit seiner Familie aus dem töplizer Bade in zwo Kutschen nach D. zurück. Unterwegs fällt der Wagen, worinn er und seine Gattinn saß, in ein tiefes Loch, aus welchem ihn die vier vorgespannten Pferde nicht ziehen können. Man legt die den andern Wagen ziehenden vier Pferde auch vor, aber umsonst. Endlich kommt ein armer Bettler, der sie bedauert, doch aber seine Hilfe verspricht. Er legt, da ihn alle auslachen, und nunmehr diesem Künstler zusehen, Hand an das am tiefsten versunkene Rad, und indem er es zu heben scheint, schreyt er: Peitscht zu! Auf einmal springt das Rad heraus, der Wagen rollt fort, und der Nothhelfer ist weg, als man ihm eine Belohnung geben will.

5.

5.

Ein wahrer Freund, der itzt eine ansehnliche Stelle bekleidet, gehet in seiner Jugend mit seinem Vater über Land, und als sie sich Abends ihrer Vaterstadt nähern, und über einen kleinen Steg gehen wollen, kömmt eine Frauensperson, jenseits, und setzt ihren Fuß auf denselben, da sein Vater auch den ersten Schritt auf den Steg thut. Dieser, weil der Weg zu schmal, zieht seinen Fuß zurück, jene desgleichen, und dieses geschieht einigemal. Endlich wird sein Vater böse, flucht ein bischen, zieht den Degen, und sticht in dasjenige fünf bis sechsmal, was ihm eine Weibsperson zu seyn scheint. Und siehe da, es ist eine alte Eiche, die gerade am Ende des Steges stehet. Er lacht, steckt seinen Degen wieder ein. Kurz darauf fragte er seinen Sohn, ob es denn auf der Wiese, auf der sie giengen, sehr naß sey, sein ganzer Schuh sey voll Wasser. Dieser versichert, es sey alles trocken, und er merke nicht das geringste von einer Nässe. Sie gelangen endlich an die Stadt, sein Vater tritt in dem ersten Hause ab, sieht nach seinem Schuh, und findet ihn voll Blut. Er sieht hernach den bloßen Fuß, und trifft in demselben so viel Degenstiche an, als er in die alte Eiche gethan hatte.

Bey-

Beyspiele des Hrn. Professer Kästner in Gießen von Geistererscheinungen.

Der D. J. hatte eine Frau, welche in eine gefährliche Krankheit fiel. Nichts war derselben empfindlicher, als daß sie nun nicht, wie es beschlossen war, mit ihrem Gemahl in sein Vaterland reisen konnte, woselbst des D. J. Vater und Schwester auch lebten. Sie sprach oft von dieser Reise, und machte sich noch immer Hofnung darauf, ob sie gleich täglich schwächer wurde. Endlich fiel sie in einen tiefen und sanften Schlaf, welcher ungefehr zwo Stunden dauerte. Bey dem Aufwachen sagte sie ganz vergnügt zu ihrem Gemahl, daß sie nun in seines Vaters Hause gewesen, und seine Familie gesehen habe. Sie beschrieb ihm das Haus, die Stube, und setzte zum Wahrzeichen noch hinzu, daß seine Schwester in der Küche gestanden, und einen Fisch geputzt habe. Sie bath ihn, solches nach Hause zu schreiben, so würde er alles, ihrer Ansage gemäß, bestättiget erhalten. Der D. J., ein berühmter Arzt, hielt die gan-

ganze Sache für einen Traum seiner Gemahlinn, als welche sehr ruhig geschlafen hätte. Wenige Zeit darauf starb sie. Der D. J. berichtete diesen Todesfall an seine Familie, und fügte die Erzählung seiner verstorbenen Gemahlinn dazu. Ehe er aber noch ein Antwortschreiben von seinem Vater erhalten konnte, kam schon ein Brief, worinn derselbe Nachricht verlangte, ob jemand von den Seinigen krank wäre. Er erzählte ihm in demselbigen, daß zu einer gewissen Stunde des Nachmittags, die er genau angab, ein Frauenzimmer in sächsischer Tracht, die ihm jedoch dem Gesicht nach, ganz unbekannt gewesen wäre — denn der Alte hatte seine Schwiegertochter nie gesehen — in seine Wohnstube gekommen wäre. Der Kleidung nach habe er sie für eine vornehme Person gehalten, und ihr sogleich einen Stuhl gesetzet, auf den sie sich auch niedergelassen habe. Sie hätte kein Wort geredet, ob er sie gleich etlichmal gefragt habe, wo sie herkomme, und was ihr Verlangen sey; sondern sie sey vielmehr sogleich wieder aufgestanden, und zur Thüre hinausgegangen. Er hätte nicht gewußt, was er aus ihr machen solle, und wäre in der Geschwindigkeit auf den Gedanken gerathen, ob sie nicht etwa simpel und irgendwo weggelaufen seyn möchte.

Ehe

Ehe er ſich recht hatte beſinnen können, ihr nachzugehen, ſey ſie ſchon wieder fort geweſen. Die Tochter, welche ſie bey dem Eingang in das Zimmer nicht bemerkt hatte, fügte hinzu, daß ſie bey dem Herausgehen, wo ſie, die Tochter mit dem Rücken inwendig an der Küchenthüre geſtanden hätte, ihr über die Schulter geſehen habe, worauf ſie erſchrocken ſey, und ſich umgekehrt hätte. Sie hätte aber weiter nichts mehr, als ein Frauenzimmer geſehen, das ſo eben zu der Hausthüre hinausgegangen ſey. Der Vater war inzwiſchen aus der Stube gekommen, und als er niemand mehr fand, ſo gieng er zur Hausthüre hinaus, und fragte verſchiedene auf der Straſſe ſtehende Leute, ob ſie keine Weibsperſon aus ſeinem Hauſe haben gehen ſehen. Man wollte aber von nichts wiſſen. Indeſſen war des D. J. Brief an ſeinen Vater auch angekommen. Nun erinnerte ſich die Tochter ganz genau an den Umſtand mit dem Tiſche, und wurden beyde Theile völlig von der Wahrheit der Begebenheit überzeugt.

2.

Es war den 8ten May des Jahres 1746, daß Herr Cavallerie nach einem Ort, Rothkirchen genannt, in dem Fürstenthum Nassau, nicht weit von Dillensberg gelegen, welches ehemals eine reiche Abtey war, aber im sechzehnten Jahrhundert zerstört worden ist, spazieren gieng. Die Frau des Pachters des besagten Orts (eines nunmehrigen Hofes) welche der lutherischen Religion zugethan ist, erzählte, daß sie mehr als einmal bey hellem Tage, wenn sie in ihrem Garten gearbeitet, und sonderlich den 7ten May zwey Jahre hintereinander, eine Erscheinung gehabt habe. Sie versichert, einen ehrwürdigen Priester in priesterlicher Kleidung mit Gold besetzt, auf einem alten Gemäuer gesehen zu haben, welcher einen grossen Haufen kleiner Steine vor sich hergeworfen habe.

Den 2ten Oktober des Jahrs 1746 nahm sich Herr Cavallerie vor, um Erlaubniß nachzusuchen, an besagtem Orte zu graben, ohne sich darum zu bekümmern, daß man ihn auslachen würde. Der Fürst, sein Herr, ertheilte ihm diese Erlaubniß nicht ohne Lachen, wie Herr Cavallerie voraus gesehen hatte. Der Fürst gab ihm auch ein von seiner eigenen Hand unterzeichnetes

netes und mit seinem Siegel versehenes Patent, für sich und seine Nachkommen in dem ganzen Lande zu graben, wo es ihm dienlich scheinen würde, mit dem Vorbehalt, daß er den zehnten Theil von allem, was er finden würde, an den Fürsten bezahlen sollte. Den 5ten Oktob. fieng man an zu graben. Man wird sich ohne Zweifel sehr wundern, daß die Erscheinung sich realisiret hat. Zu Ende des 7ten Tages der bisherigen Arbeiten, entdeckte man unter einem kleinen verfallenem Gewölbe, einen kleinen irrdenen Topf, welcher mit einem Stück Schieferstein bedeckt, und mit Goldstücken, an der Zahl von 400 weniger einen, angefüllt war. Am 9ten Tage entdeckte man in dem nämlichen Gewölbe den zweyten Topf, von der nämlichen Materie, von welcher der erste war, mit der Summe von 1002 Goldstücken. Einige Tage hernach fand man einen dritten sehr kleinen Topf, an dem Fuß einer kleinen alten Mauer, ungefähr einen Pistolenschuß weit von besagtem Gewölbe, mit 80 Goldstücken. Die ganze Summe des kleinen Schatzes macht 1481 Goldstücke aus. Sie waren aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, und von Kaisern, römischen Königen, Erzbischöfen von Maynz, Köln, und Trier, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen und

Grafen des Reichs, Burggrafen bey Nürnberg, und Reichsstädten.

Erscheinung,

die einem Knaben, Kaspar Engelhard, geschehen seyn soll.

Im Jahre 1681 soll zu Graitz im Voigtlande nachstehende Begebenheit sich ereignet haben.

Es versammelten sich die Schulknaben vor der Kirche um eine Leiche abzuholen, und zur Erde zu bestatten. Einer unter diesen, Namens Kaspar Engelhard, der mittelste Sohn eines dasigen Tischlers, Johann Engelhards, welcher 1672 geboren worden, begieng die regellose Handlung, daß er ein Epitaphium oder Bildniß der Esther von Bolha, einer gewesenen Gemahlinn des ehemaligen Reuß-Plauischen Raths und Hofmeisters zu Graitz, Christoph von Güntherodts, mit Schlagen und Anspeyen, Treten und Werfen, antastete, und beschimpfte.

Nach

Nach dieſer unternommenen That, gieng der muthwillige Knabe mit zur Leiche, und nach der Beerdigung nach Hauſe. Als er ſich des Nachts zur Ruhe begeben, erſcheinet vor ſeinem Bette die beſchimpfte von **Güntherodtinn** in ihrer völligen Tracht, wie ſie im Schleyer in der Kirche abgebildet iſt, fällt auf den gedachten Knaben, drucket ihm die Backen dergeſtalt, daß er den Mund aufſperren, und ſie anſehen mußte. Hier blaſet ſie ihm in den Hals, worauf er augenblicklich grauſame Schmerzen und Geſchwulſt empfindet. Des andern Tags erzählet er den Vorgang ſeinen Eltern und weiſet ſeinen geſchwollenen Leib. Dieſe erkundigten ſich, was bey dieſer Sache zu thun ſeyn möchte. Man gab dem Knaben Medizin, die aber ohne Wirkung blieb. In der andern Nacht erſchien der Geiſt in eben derſelben Geſtalt, legte ſich über ihren Beleidiger, betaſtete mit eißkalten Fingern ſein Oberbein. Der Knabe greift nach ſolchen, und rufet mit kläglicher Stimme ſeinen Eltern. Dieſe von Schrecken betäubt, gebothen ihrem Sohne zu ſchweigen, welchem Befehl dieſer auch nachkam, bis das Geſpenſt von ſelbſt entwich. Die dritte Nacht erfolgte dieſelbe Erſcheinung wieder, doch mit größerm Geräuſche, wenn gleich die Eltern die Kammerthür mit Rie-

geln

geln und Schlössern auf das sorgfältigste verwahret hatten. Der Geist streichet den Knaben mit eiskalten Händen vom Angesichte bis zu den Füßen, und verschwindet alsdann. Nach dieser Erscheinung wurde der beängstigte Knabe von seiner Geschwulst befreyet. Die vierte Nacht kommt es ihm im Traume vor, als wenn die von Güntherodtinn wieder erschiene, und ihn mit sich in die Kirche zu ihrem Bildniß führete, auch mit aufgehobenen Fingern dreymal vernehmlich sagte: „Siehest du, daß ich es bin, thue es künftig nicht mehr.“ Darauf wird der Knabe völlig gesund. Er erzählte seinen Eltern, was ihm geträumet habe, und daß er sich völlig wieder gesund befände, gehet daher mit seiner Mutter in die Kirche, danket Gott, und wäscht das Bild sauber ab, erzeiget sich auch bey selbigem sehr ehrerbietig. Nach diesem kam es dem Knaben vor, als wenn ihm in der fünften Nacht ein Engel erschiene, und in herrlicher Gestalt vor seinem Bette stünde, auch die Hände zusammen faltete, welches den Knaben auf heilige Gedanken und gute Regungen lenkte, auch ihm seine Pflicht, Gott vor die Erhaltung seines Lebens aufrichtig zu danken, recht fühlbar machte. Nachdem diese Begebenheit sich ausgebreitet hatte, ließ der damalige Rektor Kaspar

Strauß

Stauß, eine rührende Ermahnung an alle Schüler ergehen, mit der Verwarnung, daß sie sich künftig vor dergleichen Muthwillen hüten, und die Todten in ihrer Ruhe ungestört, auch ihre Gedächtnißbilder und Grabmale unbeschimpft lassen sollten.

Erscheinung einer ermordeten Weibsperson.

Ohngefähr um das Jahr 1632 wohnte nicht weit von **Chester** an der Landstraße ein wohlbegüterter Hauswirth und Wittwer, Namens **Walker**. Dieser hatte ein junges Mädchen, die mit ihm in Verwandtschaft stund, mit Namen **Maria Walkerinn**, als eine Haushalterinn bey sich. Die Nachbarn argwohnten aus einigen unverfälschten Gründen, daß dieselbe von ihrem Herrn geschwängert worden. Ihr Vetter war daher auf eine heimliche List bedacht, ihrer sich zu entledigen. Sie wurde einstmals Abends mit einem Kohlengräber, der **Markus Scharp** hieß, und von **Blackeburn** im Herzogthume **Lancaster** gebürtig war, fortgeschicket, von wel-

welcher Zeit an niemand etwas von ihr sah, noch hörte. Ohngefähr 2 Meilen Weges von Walkers Wohnsitze, lag eine Mühle, von welcher der Miller **Jakob Graham** oder wie sie ihn dort nennen, **Grime**, hieß. Dieser war in dem nächstfolgenden Winter in seiner Mühle ganz spät allein, und mahlte Korn, daß er — vermuthlich zu Nachts — aufschüttete. Als er nun die Treppe herunter gieng, sah er, obschon alle Thüren verschlossen waren, unten eine Weibsperson vor sich stehen, deren Haare um den Kopf herum hiengen, und der ganz blutig aussah, auch fünf grosse Wunden sichtbar darstellte. Ueber diese Vision erschrack er, doch ohne Muth zu verlieren, die Frage zu thun: Wer sie wäre, und was ihr fehle? Sie antwortete: Ich bin der Geist derjenigen Weibsperson, die sich bey **Walkern** aufgehalten. Nachdem er mich um meine Unschuld gebracht hatte, und ich bereits einen Zeugen meines und seines Fehlers unter dem Herzen trug, bediente er sich mit einer verführerischen Sprache des Fallstricks, mir vorzuspiegeln, er wolle mich an einen unbekannten Ort senden, und mich daselbst so lange verpflegen lassen, bis die Geburt zur Welt gebracht, und ich an Kräften wieder hergestellet

sey,

ſey, damit ich alsdann bey der Rückkehr die Haushaltung weiter beſorgen könne. Nach dieſer genommenen Abrede, fand ich kein Bedenken, in Begleitung eines Mannes, Namens **Markus Scharp**, an einem Abend mich zu entfernen. Dieſer führte mich an einen Moraſt — hiebey nannte das Geſpenſt den Ort, der dem Müller bekannt war, — und ſchlug mich mit einer Picke, womit man ſonſt Kohlen zu graben pflegt, auf das Haupt, gab mir die an mir ſichtbaren fünf Wunden, und warf meinen Körper hierauf nahe dabey in ein Kohlenbergwerk. Die Hacke verſteckte er in einen Felſen, und weil ſeine Schuhe und Strümpfe ſehr blutig wurden, bemühte er ſich ſelbige abzuwaſchen, weil jedoch ſein Vorhaben nicht recht von ſtatten gehen wollte, verſteckte er die Schuhe an eben den Ort. Der Geiſt verlangte, nach Endigung dieſer Erzählung, der Müller ſolle die Sache offenbaren, widrigenfalls würde ſie wieder erſcheinen, und ihn mit ihrer Gegenwart beängſtigen. Betrübt und traurig gieng der Müller nach Hauſe, trug jedoch Bedenken, von dem Vorgegangenen etwas zu offenbaren, ſondern ſuchte nur des Nachts in der Mühle Geſellſchaft zu erhalten. Kurze Zeit darauf begegnete ihm beym Einbrechen der Nacht abermals

die

die Erſcheinung, und der Geiſt ließ eine ſehr wilde und zornige Mine blicken, dabey das Geſpenſt die Drohung von ſich hören ließ, wofern der Müller die Mordthat nicht entdecken würde, wolle ſie ihn ſtäts verfolgen, und ihm allezeit gegenwärtig ſeyn. Dieſem ungeachtet beobachtete der Müller bis zum Thomastag vor Weihnachten ein Stillſchweigen. Weil aber der Geiſt an dieſem Tage, gleich nach Untergang der Sonne, ihm wiederum im Garten erſchien, und durch ernſtliche Drohungen das Verſprechen erhielt, den folgenden Morgen das Geſchehene anzuzeigen, machte der Müller die Sache mit allen Umſtänden der Obrigkeit bekannt, die auch den Körper — Corpus delicti — mit den fünf Wunden im Haupte in der Kohlengrube fand, ſowohl als auch die Hacke, nebſt Schuhe und Strümpfen. **Walker** und **Markus Scharp** wurden in Verhaft genommen, und ob ſie ſchon nicht bekennen wollten, folgte doch endlich die Verurtheilung und Hinrichtung.

Noch eine ähnliche Erſcheinung.

Eine groſſe Menge Schriftſteller gedenken einer Erſcheinung von einer von ihrem Mann ermordeten Fleiſchers Frau, die einer vornehmen Dame — in Quetlinburg, andere ſagen in Stockholm — begegnet ſeyn ſoll. Dieſer Geiſt ſoll die Anzeige ihrer Ermordung bey der Obrigkeit verlangt, und zum Beweis der Erſcheinung gefodert haben, die Dame möchte etwas in ihre geſpaltete Hirnſchaale legen, damit die Obrigkeit bey der Ausgrabung einen Beweis habe. Die Dame legte ihren Ring in die Wunde, und zeigte der Obrigkeit den Mord an, verlangte auch die Ausgrabung, weil ſie ihren Ring wieder haben müſſe. Die Stadtgerichte fanden alles der Wahrheit gemäs, und der Thäter, der die That eingeſtand, wurde mit dem Rad vom Leben zum Tod gebracht.

Die Erscheinung, welche Hrn. Daniel von Oppen begegnet seyn soll.

Daniel von Oppen war ein Niederlausizischer, oder vielmehr Märkischer Edelmann. Von ihm erzählt David Stern, Pfarrer zu Rostenblatt, daß er 1602 am 14ten April zu Rostenblatt geboren, und des Churbrandenburgischen Oberkämmerer, Herrn Georg von Oppen, Sohn gewesen. Daß er etliche seiner Visionen drucken lassen, daß er ein grosser Sünder gewesen, und im 60sten Jahre seines Alters gestorben sey. In seinem angehenden männlichen Alter habe sich ihm ein Geist, in einer bekannten Jungfer-Gestalt, weiß gekleidet, zugesellet, sich sichtbar dargestellet, und sich auch mit ihm unterredet, ihn erschrecket, geängstiget, und gequälet, seinen Leib gedehnet und gestreckt, daß er sogar das Bewußtseyn seiner selbst auf einige Zeit verloren. Der Geist soll oft mit gröſserer Dreustigkeit nicht allein des Nachts, sondern auch am Tage vor seinem Bette zu wiederholtenmalen gestanden haben.

Es verlangte dieſer Geiſt, es ſolle von Oppen nicht freyen; da aber die Brüder deſſelben ihn dennoch zu dem Entſchluß brachten, kam der Geiſt des Nachts in die Kammer, ſo daß auch andere Gegenwärtige ihn ſehen konnten, und wollte mit Gewalt ins Bette, auch Herrn von Oppen herausziehen. Da auch D. Gottfried Weidner, Profeſſor zu Frankfurt, den vom Geiſt geplagten in der Kur hatte, ſo ſchlief er eben damals in der Kammer, und da nahm das Geſpenſt ſeinen jungen Sohn aus dem Bette, und warf ſelben mitten in der Kammer nieder, wodurch der Doktor in ſeinem Geſpenſterglauben geſtärkt wurde, da er vorher dem Herrn von Oppen nicht glauben wollte, ſondern den Vorgang für eine Phantaſie gehalten hatte. Sehr beſchäftigt bewies ſich auch das Geſpenſt auf der Hochzeit des von Oppen, und neckte nicht allein die Braut und den Bräutigam, ſondern auch die andern Freunde dieſer Verehelichten. Nach der Hochzeit verlangte der Geiſt den Trauring von dem Herrn von Oppen, und obſchon er ſolchen nicht bewilligte, ſondern feſt hielt, ſchlug doch der Geiſt ſelbigen an dem Finger entzwey, und zwar mit einem groſſen Schalle, auch wurde etwas beſonders in der Art, wie der Ring von einander

der gebrochen, bemerket. Da er einsmals zu Bretschen in des von Holzendorfs Hause gewesen, hat der Geist ihn geplagt, daß er ihm die goldenen Armbänder geben solle, und alles Widerstrebens ungeachtet, kam er um selbige, ohne zu wissen wie. Doch sagte das Gespenst verschiedene Orte, wo von Oppen diese Armbänder wieder finden könnte, es waren aber mehrentheils gefährliche Oerter, wo man ohne Gefahr, und wegen der Höhe nicht leicht beykommen konnte. Endlich hat der Geist gesagt, daß diese Armbänder zu Bretschen oben in der Stube unter dem gedielten Boden lägen, wo man sie auch gefunden. Es drohte der Geist, daß das erste Kind des Herrn von Oppen tod auf die Welt kommen würde, welches auch eintraf. In der andern Ehe des Hrn. von Oppen verminderte sich zwar die Anfechtung, doch unterblieb sie nicht ganz. Der Geist brachte ihn oft auf den Gedanken, er möchte sein Lebensziel verkürzen, wieß ihm auch die leichteste Mittel dazu an. Er hat sich oft nicht besinnen können, sondern sich mit ihm so verhalten, wie mit Personen, die mit der Epilepsie geplagt werden.

Man habe endlich einen Verdacht auf eine Jungfer gehabt, weil der Geiſt allezeit in einer ſolchen Tracht und Kleidung erſchienen, wie dieſe Jungfer ſich am Tage zu tragen pflegte, und ſo oft man an dieſen Ort hingeſchickt, wo die Jungfer geweſen, um ihren Anzug beſichtigen zu laſſen, habe man die Kleidungstracht eben ſo befunden, wie das Geſpenſt ſich dargeſtellet hatte.

Eine Erzählung von einer Erſcheinung eines Hofpredigers.

An einem ſächſiſchen Hofe ſtarb in dieſem Jahrhundert der Hofprediger. Eben zu der Zeit da er verſchied, kam er zum Herzoge im völligen prieſterlichen Schmucke, und trat ins Zimmer mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Der Herzog fragte, was ſein Verlangen ſey? Die Antwort beſtund aber bloß in einer abermaligen Verbeugung, ohne eine Wort zu reden. Der Herzog wiederholte ſeine Frage, und als der Hofprediger abermals mit einer Verbeugung

ſtill-

stillschweigend antwortete, wurde er unwillig, und verboth ihm, künftig nicht mehr mit solcher Freyheit zu ihm zu kommen. Der vermeyntliche Hofprediger gieng hierauf mit einer nochmaligen stillschweigenden Ehrfurchtsbezeugung aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und über den Hof.

Der Herzog sah durchs Fenster nach, wie der Wind in dem Mantel des Hofpredigers wehete. Gleich darauf ließ er durch einen Pagen fragen, was der Hofprediger gewollt habe? Dieser brachte die Antwort zurück: Der Hofprediger sey eben gestorben. Der Herzog zweifelte hieran, und schickte nochmals den Pagenhofmeister, damit er gewissere Nachricht erhalten möchte. Die Antwort des letztern war aber gleichförmig, dabey er noch dieß anhängte, daß, als die Hofpredigersfrau die Größe ihrer Betrübniß und ihres Kummers gegen den Sterbenden geäußert, habe dieser selbige mit der Vorsorge Gottes, und der Gnade des Fürsten getröstet, zugleich auch Dinte und Feder gefodert, damit er sie der Herrschaft schriftlich empfehlen könne. Der Anfang des Schreibens von dem gesagten Inhalte, das wegen Mattigkeit des Hofpredigers und seines schleunigen Abschiedes

aus

aus dieſer Welt unvollendet blieb, wurde dem Fürſten vorgelegt, woraus man zu ſchließen ſich für berechtigt hielt, daß die Seele des Hofpredigers, indem ſie ſich in Gedanken mit dem Fürſten beſchäftiget, ſich zugleich auch dem Herzoge ſichtbar dargeſtellet habe.

Eben ſo eine Erzählung eines Kardinals.

Ein auf dem Krankenbette liegender Kardinal von Lothringen ſoll der Königinn Katharina von Medicis des Abends zu den Füßen ihres Bettes, als ſie mit dem König von Frankreich, Heinrich IV. zu Avignon geweſen, erſchienen ſeyn, und ſeine Hände nach ihr ausgeſtrecket haben, daß ſie auch geſchrien: Herr Kardinal, ich habe mit euch nichts zu ſchaffen. Der König Heinrich IV König von Frankreich, habe hierauf nach dem Hauſe des Kardinals geſendet, und die Nachricht erhalten, es ſey der Kardinal ſo eben verſchieden.

Begebenheit mit einer Fürstinn zu Anhalt Dessau.

Johann Christoph Beckmann ertheilet die Nachricht, daß eine Fürstinn zu Anhalt zu der Zeit, als sie hoch schwanger gewesen, oft in ihrem Zimmer auf der fürstl. Residenz zu Dessau allein gespeiset, und nach der Mahlzeit die auf der Serviete gesammelte Brocken aus dem Fenster schütten lassen. Hiebey sey der Umstand bemerkenswerth, daß sich allezeit eine grosse Kröte unter dem Fenster eingefunden, welche diese Brocken verzehret habe.

Nach einiger Zeit, als die Fürstinn bey ihrem Gemahl im Bette gelegen, wäre eine unbekannte Frauensperson mit einer Laterne in der Hand zu ihr vor das Bett gekommen, welche zu ihr gesagt habe: Ihre Frau Kröte dankt sehr fleißig für die Brocken Brods, die sie unter ihrem, nämlich der Fürstinn Fenster, genossen, und schicke ihr diesen Ring aus aufrichtigem Triebe zur Dankbarkeit, den sie wohl bewahren, und Sorge tragen möchte, daß er allezeit in

die-

dieſem fürſtlichen Hauſe bliebe, ſo würde es denen darinn wohnenden von dem fürſtl. Hauſe Anhalt wohlgehen, und der Stamm nicht ausſterben. Dieſem wurde beygefüget, man ſolle alle Chriſtnächte in dem Schloſſe fleißige Aufſicht auf das Feuer haben, weil das Schloß in ſolcher Nacht leicht in Brand gerathen, und ganz und gar abbrennen könnte.

Noch eine andere und gemeinere Erzählung ſaget, daß, als eine gewiſſe Fürſtinn zu Anhalt des Nachts in ihrer Ruhe gelegen, eine Frauensperſon mit einer Laterne zu ihr vors Bette gekommen, und ſie ſehr dringend gebethen, ihrer Frau, die in Kindesnöthen liege, und ohne ſie nicht entbunden werden könnte, zu Hilfe zu kommen, mit der Verſicherung, ſie ſolle ſicher und gefahrlos dahin, und auch wieder zurückgebracht werden. Die Fürſtinn habe nach vielen ſeufzenden Bitten den Wunſch der Bittenden erfüllet, und wäre darauf durch einen unbekannten Gang, mit Vorangehung der Frauensperſon, welche mit der Laterne geleuchtet, unter der Erde weggeführet worden, und zu der in Kindesnöthen arbeitenden Perſon gekommen. Sie ſey auch dieſer behilflich geweſen, und nach geſchehener glücklichen Entbindung in vorhin bemerkter Begleitung wieder nach ihrem Zimmer gebracht

worden. Diesen Umständen fügt man noch bey, daß der unterirrdische Gang sogar unter der Mulda, und dem Müllerwerke weggegangen, und hätte die Fürstinn das Rauschen des Wassers und der Räder eigentlich hören können. Bald hierauf wäre die gedachte Frauensperson in einer der folgenden Nächte nochmals zu der Fürstinn gekommen, hätte sich im Namen ihrer Frau für die gehabte Mühe bedanket, und den Ring mit eben den Erinnerungen angebothen, wie vorher gemeldet worden.

Dieser Ring, der seiner Masse nach vom Golde, und ungefähr zwischen Kronen- und Dukatengold die Probe hält, an der Farbe etwas bleich, unten etwas schmäler und offen, oben aber etwas breit, mit drey Diamanten eingefaßt, die alt und nicht allzuwohl polirt sind, ist in obbemeldtem Orte noch vorhanden.

Erzählung eines Poltergeistes bey Hrn. Pfarrer Heinisch.

In einer Pfarrwohnung zu Gröben ſollen die Leute im Hauſe durch oftmaliges Werfen auf die Dächer, bald des Wohnhauſes, bald der Ställe, ſehr beunruhiget worden ſeyn, ohne daß man hätte entdecken können, woher, und von wem dieſer Unfug gekommen. Nach einem fünfwöchentlichen Stillſtand, fieng am 29 July 1718 Nachmittag um 3 Uhr das Werfen aufs neue an, nachdem, wie von dem Hrn. Pfarrer erzählet wird, er dieſen Nachmittag bey ſeinen Schnittern auf dem Felde geweſen, und geäußert, er halte das Werfen für eine Wirkung loſer Buben.

Den 30ten und 31ten July, als an einem Sonntage, vervielfältigte ſich das Werfen. Das was jedoch dem Pfarrer am auffallenſten vorkam, war die Ereignung, daß er am 1ten Auguſt früh zwiſchen 6 und 7 Uhr wahrnahm, wie etliche Steine von der Erde im Hofe, wo doch vorher keine gelegen, aufſtiegen, und aufs Stall-

dach

dach trafen. Ja, daß sogar einige Steine aus der Mauer des Pfarrhauses, das dem Stalle gegen über stund, aufs gedachte Dach flogen, und doch in der Mauer keine Oefnung, noch Riß zu sehen war. An eben diesem Tage fragte der Pfarrer in dem Gange bey der Baumgartenthüre das verborgene Wesen, wer da sey, und werfe? ꝛc. Darauf schien es von diesem Orte gewichen zu seyn. Dagegen kamen von aussen forn über die Hofmauer die Steine geflogen. Der Kobold fieng endlich auch im Hause zu lärmen an, man fand Steine bey der Treppe, es wurde auch an die Stubenthüre geworfen. Doch die Dreustigkeit des Geistes gieng so weit, daß sogar in der Unterstube Steine, und Kalkstücke von dem Ofen hergeflogen kamen, die inwendig an die Stubenthüre anprellten. Als etwas besonders wird auch angeführet, daß bey Regenwetter doch die geworfene Steine trocken gewesen. Am 2ten August und folgenden Tag geschah das Werfen an drey Orten zugleich. Als an einem Abend zwo Mägde in ihrer Kammer sich zur Ruhe begeben, und die Thüre hinter sich zugemacht hatten, schmiß es inwendig an die Thüre mit grausamen Schall einen Stein, daß die Mägde schreckensvoll herunter kamen. Der Pfarrer lief sogleich hinauf,

fand

fand einen ziemlichen Stein inwendig neben der Thüre der Schlafkammer liegend. Nichtweniger geſchah auch nach einiger Zeit in der obern Stube ein ſtarker Wurf, und als man hinauf lief, fand man mitten in der Stube ein Stück Eiſen liegen, welches ſchon längſtens von dem Gewichte einer Uhr in der untern Stube weggekommen war. Am 5ten Auguſt wurde die Frau des Pfarrers mit einem Knäblein entbunden. Und obſchon vor der Taufe und Vormittags manche Würfe geſchahen, ſo unterblieb doch ſolches nach der Taufe, und es geſchah ſogar am 6ten, 7ten und 8ten Auguſt weder von aaſſen, noch von innen ein Wurf. Den 9ten und folgende Tage des Auguſts wurde das Spiel wieder fortgeſetzt, und nun trieb es auch bey Nacht mancherley Unfug, zerbrach Töpfe und Schüſſeln, raubte der Viehmagd beym Aufwaſchen einen Topf unter den Händen weg. Als der Pfarrer einſt in ſeiner Studierſtube durchs Fenſter in den Hof herunter ſah, flogen zweymal Steine aus dem Hofe von der Erde an ſeinem Kopfe vorbey; viele Scheiben in den Fenſtern des ganzen Hauſes wurden bey hellem Tage eingeſchmiſſen, ohne daß man den wahren wirkenden Grund entdecken konnte. Einen ganz glühenden Ziegelſtein habe der unruhige

ruhige Geist aus dem Backofen weit in den Hof geworfen, auf den man kalt Wasser gießen mußte, um zu befürchtenden Schaden abzuwenden.

Eine sonderbare Erzählung aus Originalbriefen.

Den 13ten May 1789. N. N.

Nun war es Abend geworden, und just 8 Uhr, da ich von dem Herrn Professor E., mit welchem ich mehr als mit andern über die Möglichkeit der Geistererscheinungen gestritten hatte, abgeholet, und zu dem mir unbekanten Operateur Hrn. Es. gebracht wurde.

Der Anblick dieses Mannes (der so ehrwürdig als menschenfreundlich war, als er aussah) wirkte eine Bewegung in mir, die ich nicht zu nennen weis, und wenn ich sie schildern sollte, eine gränzenlose Ehrfurcht nennen muß; ich behielt aber immer die Gegenwart meines Geistes, und dadurch genoß ich nach wenigen Worten, so ich mit ihm gewechselt, eine neue Hei-

ter-

terkeit. Ich gewann ihn lieb, ſchenkte ihm mein Zutrauen, und geſtand ihm offenherzig, ungeachtet, daß ich derley Auftritte ſchon gehabt hatte, die mehr wirklich ſchienen, und es auch geweſen ſind, ich doch die Exiſtenz und Wirkung der Magie nicht als bewieſen annehmen könnte. — Hierauf ſagte er mir: ich ſollte mir einen Gegenſtand wählen, welchen ich zu ſehen wünſchte, es möchte dieſer von einer bereits verſtorbenen, oder noch lebenden Perſon ſeyn, auch könnte dieſe Perſon ſeyn, wo ſie wollte ꝛc. ꝛc. dieß wäre einerley, und für mich deſto bündiger, und aufmerkſam, oder ſeltſamer.

Da ich mir dachte, daß ich bey einem lebenden Gegenſtand am erſten von der Wahrheit, alſo auch von den Wirkungen, ſo ein ſolches Unternehmen auf ſich hatte, könnte unterrichtet werden, ſo wählte ich in meinen Gedanken meine Ehegattinn, die ſich damals in N., und alſo wenigſtens 12 Meilen von mir entfernt, und der Hr. Operateur nichts davon wußte, und gar nicht kannte, aufhielt.

Das Zimmer, worinn die Operation vorgenommen wurde, kann 14 Fuß im Durchſchnitte gehabt haben, war auch ein gemein bürgerliches Zimmer

mer. Die Wand und die Decke war weiß, und der Fuß der Wand grau gefärbt; die Mobilien bestanden in 4 schlechten hölzernen Stühlen, einem Kommode, so mit einem weissen Tuche bedeckt war, und auf dessen beyden Ecken zwey brennende Talchlichter auf zinnernen Leuchtern gesteckt brannten, nämlich auf jeder Ecke ein Licht; oben über dem Kommode hieng ein ungefähr drey Fuß lang, und ein halb Fuß breiter Spiegel, mit einer schwarzen Rahm, und unter dem Spiegel stund ein Krucifix ꝛc. ꝛc.

Nun wurde ich von dem Operateur vor den Spiegel gestellet, und zwar in einer Entfernung von etwa 4 bis 5 Fuß, oder Schuhe, mit dem Andeuten: mich durch nichts irre machen zu lassen, und gieng durch eine Wandthüre in ein anderes Zimmer, worinn ein schwaches Licht brannte. Der Professor E. blieb bey mir, dem, wie ich vermuthete, heimlich angst war, und im Geiste des Gemüths sein Herz zu Gott erhoben hatte.

Nach ungefähr 3 Minuten, während welcher Zeit ich, als aus dem Nebenzimmer kommend, ein tiefes Aechzen und Seufzen wahrgenommen hatte, wurde ich von dem Operateur

aus

aus dem Nebenzimmer gefragt, ob ich nichts im Spiegel sähe? Meine Antwort war nein: und kaum hatte ich diese gethan, da lief der Spiegel, nach meinem Stand verglichen, von der linken Seite zur rechten ziehend an, und zwar so, als ob jemand darauf gehauchet hätte. So, wie dieses verschwand, das nicht über eine Minute dauerte, präsentirte sich im Spiegel in Lebensgröße eine Figur; — vielleicht — werden sie mir entgegen rufen, das Bildniß ihrer Eheliebste? Nein, mein Freund! es war ein Gegenstand, den ich bey dessen Lebzeiten mehr als zärtlich geliebt hatte, mithin wohl kannte, aber damals so wenig daran gedacht hatte, als ich itzt noch je denken soll, daß ich Kaiser von Marokko werde; es war der Schatten, oder das Bildniß meiner damals 27 Jahr lang verstorbenen Mutter, und zwar in dem Gewande, so wie ich diese in ihrem Sarg habe liegen sehen.

Hierüber wurde ich gefragt: ob ich nun itzt was sehe? Ja! Frag: ob dieß der Gegenstand wäre, so ich gewählt hatte? Nein! Frag: ob ich solchen auch nicht kannte? Ja! Nun wurde mir zugerufen, stille stehen zu bleiben, dieß that ich, und ungefähr 3 Minuten geschah ein schwerer Schlag, den ich nicht besser zu vergleichen

chen weis, als wenn, ſage ich, jemand einen ſchweren Sack mit naſſer Frucht oder Sand hingeworfen hätte, davon das Zimmer zitterte, und ich durch alle meine Glieder, als einen elektriſchen Schlag empfand, indeſſen ich mir doch gegenwärtig blieb, und wie vorhin ein ſtilles Liſpeln, Aechzen und Seufzen hörte, worüber 7 bis 8 Minuten verfloſſen ſeyn können. Als ich wiederum gefragt wurde: ob ich nichts ſehe? war meine Antwort abermal nein! Nun lief der Spiegel wieder an, wie zuvor, und — weſſen Bild oder Schatten erblickte ich! wunderbar! (ich kanns ohne Schauder nicht ſagen) Ich ſah meine Frau, in einem mir wohl bekannten Anzuge, in einem fremden, mir aber auch bekannten Zimmer bey zwey Damen, die auf einem Kanapee ſaſſen, und meine Liebſte auf einem Lehnſtuhl vor denſelben. Wie mir hierüber zu Muthe war, darf ich Ihnen als einem Mann von Urtheil nicht ſchildern. —

Der Operateur kam hervor, wir unterredeten uns noch ein wenig, da ich aber merkte, daß er meine Entfernung wünſchte, gieng ich fort, und konnte auf vielfältiges Nachforſchen, nichts weiter vernehmen, als daß Es. — — ſein Name war, er aber itzt wirklich tod ſeyn ſoll.

Bey

Bey der Zurückkunft in mein Quartier, wohin ich nicht ohne Stolpern gekommen war, ſuchte ich mich aufzumuntern, aber dieß war vergebens; ich legte mich zur Ruhe, aber ich fand keine. Dieſe Nacht war mir eine Nacht, deſſen trauriges Empfinden ich nicht ſchildern kann. Es wurde wieder Licht, ich ſtund auf, empfand ein wenig Heiterkeit in meiner Seele, ſetzte mich an meinen Tiſch, und ſchrieb an einen meiner vertrauteſten Freunde, der Hofrath in N. — und auch ein Verehrer der Magie iſt, einen Brief des Inhalts, daß ich eine wichtige Erſcheinung gehabt hätte. Aber nicht was, und nicht wie. Den Vorgang der Erſcheinung, ſchrieb ich in einem andern Brief, den ich in erſtern einſchloß, verſiegelte, und ihn bath nicht eher zu erbrechen, bis ich wieder nach N. zurück käme, und bey ihm gegenwärtig wäre. Indeſſen bath ich ihn aber auch, daß er ſich über meiner Frau ihren Zuſtand, wo ſie am 13ten Tag May Abends geweſen, und ſich befunden hätte, genau erkundigen, und mir ſolches in einem beſonders beygeſchloſſenen Brief, den ich ebenfalls nicht eher, als bey unſerer Zuſammenkunft erbrechen würde, beyſchließen, und nach D., wo ich ſeine Antwort erwarten wollte, ſchicken ſollte.

Unſe-

Unsere Zusammenkunft geschah den 17ten July. Die Briefe wurden erbrochen, und alles bestättigte sich, was ich gesehen hatte; davon ich aber schon eher durch meine Frau selbst unterrichtet ward, und zwar durch folgenden Zufall.

Ich wurde in B. heftig krank, doch arbeitete ich mich noch bis N — b. fort, das mir aber schwer fiel, und manchmal gedachte, nun fallst du vom Pferd, und bleibst liegen. Gott aber, hat mich erhalten. Ich kam nach N — b, da wurde ich aber so schwach, daß der Wirth mit einer Postchaise meine Frau holen ließ, und nicht anders dachte, als daß ich sterbe. Diese kam des andern Tags Abends an, ich wurde etwas besser, und sie erzählte mir alles, was ihr während meiner Abwesenheit passirte, worunter dieses das vornehmste war, daß sie meine Erscheinung mit nachfolgender Rede bestättigte.

„Ich war immer recht wohl, und am 13ten May bey Herr und Frau von — in Gesellschaft, wo Frau von N. und Frau von L. auch sich einfanden, und wir, ich aber besonders, den ganzen Nachmittag recht fröhlich waren. Auf einmal aber wurde mir Abends nach 8 Uhr übel,

und

und verlor alle Munterkeit, und war doch nicht krank, empfand aber eine tiefe Schwermuth, die mich auch nicht eher, als bis vorgestern, da der Bothe vom Hrn. M. mir die Nachricht von deinem harten Krankseyn brachte, vermuthlich durch neuen Schrecken, verließ.

Die Nebenumstände nämlich, daß von da weiter über M. nach Fs. gereiset, und da abermals eine Zeit krank gelegen habe, auch was mir noch sonst passerte, muß ich der Weitläufigkeit wegen übergehen, sonst aber von mir alles pünktlich notirt und aufgezeichnet wurde.

Was soll ich aber itzt sagen? Wie soll ich diesen Vorgang beurtheilen? Wie, und durch was für Kräften ist derselbe ausgeführet worden.

Daß ich sollte betrogen worden seyn, ist nicht wahrscheinlich, keine Präparatorien waren gemacht, ich war auf alles gefaßt und bedacht, und geschah, wie gesagt ist.

Zweyte Geſchichte.

Ausgangs Auguſt 1764 war es, als ich mit einem meiner Verwandten, einem liebenswürdigen Mann, einen ſichern Hrn. von Doberg, Heyden von Suhhendt, im holländiſchen Gelderland liegend, über Arnheim, Weſel, Düſſeldorf nach N. R. in O. reiſete, um daſelbſt einen andern damals kranken Freund zu beſuchen. Den dritten Tag kamen wir daſelbſt an, und blieben ungefähr 3 Wochen da, binnen welcher Zeit ich verſchiedene kleine Reiſen von ein und zween Tagen machte.

Nun fügte es ſich, daß ich mit einem andern Handelsmann, der viel reiste, und damals ins Berg- und Märkiſche zu reiſen bereit war, bekannt wurde, und mich veranlaßte, mit ihm zu reiſen. Ich thats, und zwar um ſo lieber, als ich ſchon lange gewünſcht hatte, Gelegenheit zu finden, einen würdigen Mann und guten Freund meines Vaters ſeligen, der mit jenem korreſpondirte, ein Mann, der durch ſeine

erbau-

erbauliche Schriften bey einem groſſen Theil der Menſchheit, und vermuthlich auch bey meinem verſtorbenen Vater ſich in Kredit, Liebe, und den Ruf eines frommen Mannes geſetzt hatte. Dieſen fand ich nun durch meinen Handelsmann Hrn. S., der auch ein ſehr guter Freund zu dem war, mit welchem ich in Freundſchaft und Bekanntſchaft zu kommen ſuchte.

Am 4ten September reiſten wir nach Mh. ab, wo dieſer lebte, und den ich St. nenne. Am 5ten dieſes kamen wir daſelbſt an, und die vier Täge, die ich mich dort aufhielt, machte mir Hr. St. alle Abend mit herzlichem Vergnügen Beſuche. Den zweyten Abend nach meiner Ankunft war ich, und mein Reiskompagnon und noch ein Freund aus daſigem Orte, und deſſen Sohn bey Hrn. St. zum Beſuch, und wurde von jenen allerhand mit letztgedachten geſprochen, wo dann endlich die Frage aufs Tapet kam, ob Hr. St. nicht kürzlich etwas von ihrem gemeinſchaftlichen Freund und Bruder Hrn. R. aus St. gehöret, und Briefe von ihm erhalten hätte. Die Antwort war: Nein; und zwar mit dem Zuſatze: ſolches itzt bey 6 Monat, daß dieſes nicht geſchehen. So mich, da ich ſonſt wenigſtens doch alle Monat Nachricht von ihm erhielt, mehr wundert,

und beunruhiget. Und hiemit gab er gleich Gelegenheit zu einem andern Discurs. Er selbst aber redete kein Wort, und gieng, wie ich nachgehends begreifen lernte, in sich selbst zurück. Eben eine Viertelstunde hernach, erschrack er plötzlich, und zwar so heftig, daß wir alle solches sahen, und ich, der ich der nächste, und an seiner rechten Seite saß, auch fühlte, und mich wie die übrigen veranlaßte, ihn zu fragen, was ihm angekommen sey, und warum er eine so lange Weile in Betrachtung gesessen, und nichts geredet hätte? O! daß weis ich, sagte er, und suchte unsere Fragen von sich abzulehnen.

Dieß war eine Alteration im Geblüte: und fieng sogleich einen andern Discurs an. Jedoch er redete nicht 10 Minuten fort, so fieng er von selbst, und nicht ohne unsere Verwunderung an, und sagte: unser Freund R. in St. ist tod; über diese schnelle Zurückkehrung auf gedachten Hrn. R., von dem er kurz vorher gesagt hatte, daß er selbst deswegen in Verlegenheit wäre, fragten wir ihn, wie er dieses wußte? er antwortete darauf, kurz, es ist so, und auf eine andere Zeit wollen wir weiter davon reden. Laßt uns itzt meines alten Freunds Sohn, (hier wies er auf mich) der so weiten

Weg

Weg meinetwegen gereiſet iſt, zu unterhalten ſuchen.

Den 5ten Tag reiste ich wieder nach N. N. wo ich den 7ten Tag ankam, Hrn. S. aber zurück ließ, der den 15ten Tag erſt eintraf, und mir die importante Nachricht mitbrachte, daß von einem andern Freund aus St. S. der ein Freund von Hrn. R. und Kurator über deſſen Nachlaſſenſchaft war, die Nachricht an Hrn. S. eingegangen ſey (und ich geſehen hab) daß Hr. R. bereits vor 6 Monat plötzlich geſtorben ſeye.

Was mir auffallend und wunderbar iſt, war dieſes, daß ich nachgehends vernommen, daß Hr. S. in der Stunde, als er ſo erſchrack: ſeinen Freund R. vor ſich geſehen, und dieſer ihn mit ſeiner eiskalten Hand ſollte angefaßt haben, und ſo noch mehr Dinge, die ſehr intereſſant ſind, aber zu meiner Betrübniß erſt nach ſeinem kurz darauf erfolgten Tod vernommen habe.

Nachtrag

zu oben erzählter Geſchichte.

Auf die erſte Frage zu antworten, ſo ſage ich Ihnen, daß ich nicht nur den Spiegel von der Wand gehoben, deſſen hintere Decke herabgethan, ſondern auch den ganzen Umfang deſſelben, ja ſelbſt die Wand, woran er hieng, aufs genaueſte unterſucht, aber nichts daran, wie überhaupt im Zimmer gefunden habe, das nicht hätte ſeyn müßen, oder Verdacht hätte erregen können; noch einleuchtender muß es Ihnen werden, wenn ich Ihnen ſage, daß der Deckel, der hinten an dem Spiegel lag, über dem herabthun zufällig zerbrach.

Zweytens. Rauchwerk wurde nicht gemacht; ich verſpürte auch keines bis zum Thore, zu dem ich heraus mußte. Die Lichter im Operationszimmer waren Talglichter, und brannten ganz ſtill.

Drittens. Mit dem Operateur war ich vorher nicht bekannt, und habe mit demſelben einen

nen Tag vor der Operation nur einmal, aber unwiſſend, daß er der Operateur werden ſollte, und ein Mann nach meinem Wunſche ſey, in Geſellſchaft des Herrn Pr. E. geſprochen. Sowohl die em als den Uebrigen von der Geſellſchaft muß ich den Ruhm beylegen, daß es Männer ſind, die nach Wahrheit ſtreben, und ſo auch der Freundſchaft angemeſſen, die ſie mit ihren Bekannten und mit mir eingiengen. Ich habe mich mit Ihnen verſchiedenemale im Vertrauen über das Verhältniß der Geiſterwelt mit der Körperwelt unterhalten. Aber ich beklage es itzt, und hoffe nicht, daß es meiner Beruhigung ein Hinderniß ſeyn werde, daß ich das ſo oftmal mißbrauchte, was ſie mir ſagten, nämlich, daß ich wider mein Empfinden, und beſſeres Wiſſen widerſtritt, und ihr Behaupten verneinte. Warum that ich aber dieſes? — Nicht aus Argem, ſondern darum, daß ich über dieſe wichtige Gegenſtände deſto reinere Licht und gegründetere Wahrheit erhalten ſollte; und ich darf Ihnen ſagen, liebſter Freund! daß dieß Widerſtreben und jene aufrichtige Liebe und Zutrauen zu mir ſehr viel zu dem beytrug, daß das bemerkt wurde, was geſagt iſt, und wir hier zu zergliedern haben: dabey aber noch ferner bemerkt werden muß, daß ich mich weder

vor,

vor, bey, noch unter der Operation, auch nicht in früherer Zeit über die in Gedanken gewählte Gegenstände mit einem Worte geäußert habe, deſſen ſie ſich, wenn ſie mich zu täuſchen geſucht hätten, hätten bedienen können, mithin muß ihre Abſicht reiner, und dieſe geweſen ſeyn, mich von der Verbindung der Geiſterwelt mit der Körperwelt zu überzeugen, und meinen Unglauben zu beſtrafen.

Die vierte Frage zu beantworten iſt genug, daß ich Ihnen ſage: ein Geiſt iſt ein denkendes, aus Verſtand und Willen beſtehendes Weſen und der Gottheit Ebenbild, mithin nicht körperlich; kann nicht geſehen und betaſtet, alſo auch mit dieſem wie mit dem noch im Fleiſch lebenden nicht geredet werden. Doch waren die Erſcheinungen beweglich, und ſollte ich Ihnen gründlich das wahre Befinden derſelben ſchildern, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß mir der erſchienene Blick und ihr auf mich geworfenes Aug, wenn mich anders meine engbegrenzt, und damals ſehr beklemmte Denk- und Urtheilungskraft nicht getäuſchet hat, wo nicht zornig, doch betrübt, und bedauernswürdig ſchien, welches mich bis itzt noch oft beunruhigt, und mich von Ihnen eine Deutung bitten heißt. Wobey ſie aber

dann

dann nicht außer Acht ſetzen wollen, daß der erſt erſchienene Gegenſtand, da er noch im Fleiſch lebte, mir mehr als lieb und werth war, und daß deſſen Hintritt aus dieſer Zeit mir nichts ſo bitter machte, als meine Zurücklaſſung. Ich ſah beyde Erſcheinungen wenigſtens anderthalb bis zwey Minuten, nicht ſchnell, ſondern wie den Sonnenſchatten, den eine dicke Wolke verdunkelt, verſchwinden. Würde

Fünftens, der Operator mir geſagt haben, daß ich den Schattengeiſt, den ich ſehen ſollte, würde ſprechen können, ſo würde ich ſein Reden bey meiner damaligen Faſſung und Beurtheilung nicht geglaubt, ihn als einen Betrüger angeſehen, es gar nicht zu einer Operation haben kommen laſſen, und weggeeilt ſeyn. Die Urſach warum, iſt in der Antwort von Frag 4. zu finden. Ob übrigens gewiß iſt, und nicht widerlegt werden kann, ich auch vor kurzer Zeit wieder neue Proben gehabt habe, daß die unſichtbare Macht, die jenes wirkte, auch dieſes vermag, davon ein andermal das Mehrere ꝛc.

Er-

Erzählung des Naudäus.

Bisher habe ich von mir selbst geredet, als von einem Mann, der in seiner Eigenschaft und Gelehrsamkeit noch geringer, als andere ist; so schrieb Naudäus. Nunmehr aber will ich von einer wunderbaren Beschaffenheit meiner selbst etwas sagen, die um so mehr wunderbar ist, weil ich etwas an mir selbst finde, wovon ich nicht weiß, was ich daraus machen soll, und da ich dieses selbst bin, ob ich schon nicht gewahr wurde, daß solche Dinge von mir herrühren: daß es gegenwärtig ist, wenn es kömmt, und nicht, wenn ich es haben will. Dasjenige, welches daher entstehet, ist größer als meine Fähigkeiten.

Es war mir im Jahr 1526 zum erstenmal entdeckt, das ist nunmehr über 40 Jahre. Ich empfand, daß etwas ausser mir in mein Ohr eingehet, mit einem Geräusche, gerade von dem Theil her, wo die Leute von mir redeten; wenn es auf etwas Gutes angesehen ist, auf der rechten

ten Seite; oder wenn es von der Linken kömmt, dringet hindurch bis zur Rechten, und machet ein ordentliches Geräusche; und wenn eine Unterredung strittig ist, höre ich einen wundersamen Streit; wenn es auf etwas Böses abzielet, auf der linken Seite, und kömmt förmlich von der Gegend her, wo diese aufrührerischen Stimmen sind. Daher dringet es auf beyden Seiten meines Hauptes hinein, und sehr oft, wenn es übel ablaufen wird, die Stimme auf der linken Seite, wenn sie sollte aufhören, lauter, und die Stimmen werden vervielfältiget, und nicht selten, wenn die Sache in eben derselben Stadt vorgehet, begiebt sichs, daß, wenn die Stimme kaum vorüber ist, und mich zu ihnen ruft, und wenn es in einer andern Stadt geschiehet, und ein Bothe kömmt, so trifft es auf Ausrechnung der Zeit, zwischen der Berathschlagung und dem Anfang der Reise, gar genau ein, und finde das Urtheil gesprochen, nach der Form, nach welcher es gesprochen worden: und dieses währte mit mir bis ins Jahr 1568, und ich verwunderte mich, daß es aufhorte.

Zweytens. Im Jahre 1534 fieng ich an in Träumen zu sehen, was mir in kurzer Zeit begegnen sollte: und wenn es denselben Tag geschie-

schehen sollte, sah ich alles sehr klar nach Sonnenaufgang; daß ich, wie in einer Sache des Kollegii ein Schluß gefaßt wurde, zu Bononien Professor werde sollte. Dieses verlor sich im Jahre 1567.

Das dritte war ein Schein. Dieser nahm nach und nach zu; er fieng um das Jahr 1573 oder 74, besonders aber 1575 an. Es scheinet mir, ich habe ihn vollkommen, und es ist etwas, das mich nicht verläßt, sondern anstatt der zwey vorhergehenden die von mir gewichen, stärket mich wieder zu einer neuen Begierde, oder nachdem es die Noth daselbst erfoderte. Es ist zusammengesetzt aus einer künstlichen Uebung, und einem umfließenden Lichte, das sehr angenehm ist, und verrichtet mir vielmehr, was die Kraft, den Nachdruck, die Uebung, den Vortheil und die Geschicklichkeit der Wissenschaften betrifft, als jene beyde zusammen genommen. Es hält einen Menschen von seinen gewöhnlichen Studien, und menschlicher Gesellschaft nicht ab, sondern machet ihn geschickt in allen Dingen. Es ist vortrefflich Bücher abzufassen, und scheinet gleichsam die schönste Natur zu seyn, denn es stellet alle Dinge auf einmal vor, die zur Sache dienen, die

man

man unter den Händen hat, und wenn es nicht etwas Göttliches, ſo iſt es unfehlbar das Vollkommenſte unter allen vergänglichen Werken.

Viertens. Als ich zu Pavia lebte, und mit der Arzeney daſelbſt Verſuche gethan habe, und ungefähr an meine Hände ſah, erblickte ich an der Wurzel meines Goldfingers an der rechten Hand die Geſtalt eines blutigen Schwerts. Ich wurde alsbald von einem groſſen Schrecken gerührt. Des Abends kam ein Bothe mit einem Brif von meinem Schwiegerſohn mit der Nachricht, daß mein Sohn in Verhaft genommen worden wäre, und daß ich des folgenden Tages nach Mayland kommen ſollte. Das Zeichen nahm 35 Tage zu, und begab ſich hinaufwärts, und ſiehe, des letzten Tages reichte es bis an die Spitze meines Fingers, und ſah ſo roth wie ein flammendes Schwert aus. Ich, der ich mich dergleichen nicht vermuthete, ob ich ſchon bekümmert, und nicht recht bey mir ſelbſt war, wußte faſt nicht was ich thun oder laſſen, ſagen oder denken ſollte. Um Mitternacht wurde mein Sohn enthauptet; am Morgen war das Zeichen ſchon ziemlich vergangen, und in Zeit von zween Tägen verſchwand es gänzlich.

Ge-

Geſchichte,

welche dem Abt Trithemius zu Paris begegnete.

Trithemius ſchrieb im Vertrauen an einen guten Freund, nämlich einen P. Karmeliter, Borſtius, genannt, welcher zu Gent ſtarb. Ehe der Brief zu ihm kam, war ſelber gedfnet, und vielen Perſonen kund gemacht. In dieſem Briefe ſchreibet er:

Ich habe ein groſſes Werk unter den Händen, welches, wenn es an das Licht kommen ſollte, die ganze Welt rege machen dürfte; es beſtehet in erſtaunungswürdigen Dingen. Fraget ihr mich, wie ich dieſe Dinge gelernet? So wiſſet, daß es nicht durch Menſchen geſchehen, ſondern durch Offenbahrung, weiß nicht, was für eines Geiſtes. Denn da ich in dieſem Jahre 14[illegible] eines Tages bey mir dachte, ob ich nicht einige, den Menſchen zur Zeit noch unbekannte, Dinge entdecken könnte; nachdem ich nun die-

diejenigen, deren ich Erwähnung gethan, lange bey bey mir erwogen hatte, daß ich endlich auf die Gedanken geriethe, dasjenige, wornach ich strebte, wäre nicht möglich; verfügte ich mich zu Bette, und schämte mich einigermaßen, daß ich mich durch Thorheit so weit verleiten ließ, eine unmögliche Sache zu unternehmen. In der Nacht stellte sich einer vor mich hin, und rufte mich bey meinem Namen; Trithemi, sagte er: glaubet nicht, daß ihr alle diese Gedanken umsonst gehabt, obschon die Dinge, denen ihr nachforschet, weder euch, noch andern Menschen möglich, so werden sie doch werden. So lehre mich denn, erwiederte ich, was ich thun muß, darinn fortzukommen? Alsdann eröffnete er mir das ganze Geheimniß, und wies mir, daß nichts leichters wäre, und nur Fürsten dieß Geheimniß wissen sollten.

Er-

Erzählung,

einer Geschichte, die sich mit Kaspar von Sparr, einem deutschen Edelmann, zutrug.

Der Kapitain, Heinrich Bell, that in seiner Relation von einem Buche Meldung, das im Jahre 1652 ins Englische übersetzt worden ist, davon das deutsch gedruckte Exemplar, erst 52 Jahr unter der Erde verborgen gelegen und gefunden worden wäre, weil diese Auflage auf Befehl des Kaisers Rudophs II. verbothen worden ist, sozwar, daß es dem, der sich dieses Buchs bediente, das Leben kosten würde.

Kaspar von Sparr, ein deutscher Edelmann, ist die Person gewesen, die solches im Jahre 1626 entdecket, und ihm nach Engelland überschicket hat, mit der ernstlichen Bitte, besagtes Buch ins Englische zu übersetzen. Heinrich Bell meldet dabey diesen Vorfall,

der

der ihm begegnete. Er nahm dieser Bitte gemäß die Uebersetzung vor, machte sich oftmal darüber, ist aber allzeit durch dazwischen kommende Geschäfte davon abgehalten worden.

Ungefähr sechs Wochen hernach, als er das Exemplar erhalten, und er in einer Nacht bey seinem Weibe im Bette lag, welche geschlafen, er aber gewachet habe, erschien ihm zwischen 12 und 1 Uhr ein alter Mann, vor seinem Bette stehend, über und über weiß gekleidet, mit einem langen, breiten und weissen Barte, der bis auf seine Gürtel herab hieng; dieser nahm ihn bey seinem rechten Ohr und sagte: **Willst du dir nicht Zeit nehmen, das Buch zu übersetzen, das dir aus Deutschland zugesandt worden, so will ich dir in kurzem Ort und Zeit dazu verschaffen**, und verschwand. Hierüber sey er heftig erschrocken, und in einen grossen Schweis gerathen, da seine Frau erwachte, und ihn ganz naß fand, ihn auch fragte, was ihm fehle, erzählte er ihr, was er gesehen und gehöret habe; weil er aber niemal auf Gesichter oder Träume viel hielt, ließ er dieses auch ausser Acht; allein in 14 Tagen hernach, als er an einem Sonntage in seiner

ner Wohnung in Ringstreet Westminster mit seinem Weibe bey der Mittagsmahlzeit saß, kamen zween Abgeordnete von dem königlichen Konsilio, mit dem Befehl zu ihm, ihn nach dem Gatehouse Westminster zu führen, und daselbst bis auf weitern Befehl von dem Konsilium der Lords in Verwahrung zu halten, worauf er zehn ganzer Jahre in genauer Gefangenschaft daselbst gehalten wurde, worinn er 5 Jahre davon der Uebersetzung des besagten Buches gewidmet, und gute Ursache gehabt habe, des alten Mannes Reden nachzudenken, welcher gesagt hatte: Ich will dir in kurzem Ort und Zeit zu dessen Uebersetzung verschaffen.

Geſchichte,

welche dem Jakob Donatus begegnete.

Jakob Donatus, ein reicher Rathsherr von Venedig, erzählte, wie er eines Nachts bey ſeinem Weibe im Bette gelegen, da ein Wachslicht neben ihm gebrandt, und zwo Kindermägde zu gleicher Zeit in einem Rollbette, neben einem Kinde unter einem Jahr alt daſelbſt gelegen, da habe er wahrgenommen, daß ſich die Kammerthür gewaltſam aufgethan, und, nicht wiſſend wer, den Kopf hineingeſtecket; die Kinderweiber hatten es auch geſehen, aber das Angeſicht gleichfalls nicht gekennet. Hierüber wäre er ſehr erſchrocken zum Bette herausgeſprungen, und hätte ſeinen Degen ergriffen, die Kinderweiber aber hätten alle beyde groſſe Wachslichter genommen, und wären alſo mit einander auf den nächſt anſtoſſenden Saal hinaufgegangen, hätten aber alles feſt verſchloſſen gefunden, und wären mit groſſer Verwunderung zurückgekehrt. Das Kind, ſo damals vollkommen geſund geweſen, ſey des folgenden Tages geſtorben.

Geschichte,

welche dem Baptist Cardanus begegnete.

Baptist Cardanus, welcher zu Pavia studierte, bemühete sich in einer gewissen Nacht, als er aufstehet, ein wenig Feuer anzumachen; da höret er über eine Weile eine Stimme, welche sagte: Fahre wohl, mein Sohn! ich reise nach Rom; siehet auch einen grossen Schein, wie einen in vollen Flammen stehenden Bund Stroh. Er erschrack über dieß, wirft die Feuerschaufel hinweg, und verbarg sich unter das Bett, bis seine Mitschüler aus dem Kollegio gekommen. Bey ihrer Zurückkunft klopften sie an seiner Thüre an, und meynten er wäre krank, endlich machet er auf, und da sie ihn um die Ursache seines Verzugs fragten, gab er zur Antwort, er halte dafür, seine Mutter sey tod, und erzählte ihnen zugleich mit Weinen, was er gesehen, und gehört hätte. Sie verwandelten die Sache in einen Scherz: Einige lachten ihn aus, einige bemühten sich ihn zu trösten. Des folgenden Tages, als er vorher

noch

noch kein Wort von der Mutter Krankheit gehöret, wurde er ihres Todes versichert, und daß sie zu eben der Stunde verschieden, da ihm diese Dinge vorgekommen. Diese Stadt seines Geburtortes ist 42 Meilen von Pavia entlegen.

Geschichte eines Freundes.

Ein Freund erzählet, daß er einen Geist habe, der täglich um ihn sey, und daß er um das 37te Jahr seines Alters angefangen, Wissenschaft von ihm zu bekommen; wiewohl er glaubte, daß er ihn Zeit seines Lebens, durch vorhergehende Träume und Gesichter, die er gehabt, begleitet, wodurch er er ihn von Lastern und schädlichen Dingen abhalten wollen, er hätte ihn aber niemals gesehen, oder gehöret, als wie seit seinem 37ten Jahre geschehen wäre; welches, spricht er, ihm begegnet, nachdem er ein Jahr vorher ohne auszusetzen Morgen und Abends herzlich zu Gott gerufen, daß er ihm einen guten Engel senden wolle, der ihn in allen seinen Handlungen leite und führe. Seitdem, wie er mir erzählet, hätte er angefangen,

sehr erbauliche Träume und Gesichter zu haben, die ihm, bald ein und das andere Laster zu verbessern, bald sich vor Gefahr in acht zu nehmen, bald sich zu einer oder der andern Schwierigkeit zu entschließen, Anleitung gegeben hätten. Und dieses nicht nur in göttlichen, sondern auch in menschlichen Dingen. Unter andern sey ihm auch im Schlafe vorgekommen, als ob er eine Stimme von Gott höre zu ihm sprechen: **Ich will deine Seele selig machen. Ich bin es, der dir zuvor erschienen ist!** Seit der Zeit an, klopfte der Geist alle Morgen um 3 oder 4 Uhr an seine Thüre, da stund er bisweilen auf, und öfnete die Thüre, sah aber niemand. Dieses trieb der Geist alle Morgen, und wenn er nicht gleich aufstund, klopfte er nochmal, und hielt ihn so lange wachend, bis er sich aus dem Bette erhob. Solches sey ihm anfangs sehr fürchterlich vorgekommen, weil er es vor einen bösen Geist gehalten; daher er ohne einen Tag zu verfehlen, beständig Gott gebethen, daß er ihm einen guten Engel senden möchte, und oft die Psalmen gesungen, welche er fast alle auswendig gekannt, da hätte sich ihm der Geist alsdenn, wie er gewachet, zu erkennen gegeben, indem er des ersten Tages ganz stille an eine gläserne Schale angeschlagen, so; daß er die Streiche ganz deutlich vernehmen

konn-

konnte, welches ihn in ungemeine Erſtaunung geſetzet; und als er zween Tage hernach einen von ſeinen Freunden, des Königs Sekretär, der damals lebte, bey ſich gehabt, und zu Mittag mit ihm geſpeiſet, habe der Sekretär den Geiſt auf gleiche Weiſe an einen kleinen neben ihm ſtehenden Stuhl ſchlagen hören, worüber derſelbe erröthet, und angefangen ſich zu fürchten; allein er habe ihm geſagt, er ſollte ſich nicht entſetzen, es habe nichts zu bedeuten.

Nun fragt sichs: wie ist über diese Geschichten alle vernünftig zu denken?

Ich kann keine schönere und bessere Regeln angeben, als die der Herr Jak. Friedrich Abel, ordentlicher Professor der Philosophie in Tübingen in seinen philosophischen Untersuchungen über die Verbindung der Menschen mit Geister in dem IV. Abschnitt angab, da er die Regeln bestimmt, nach welchen Geistererscheinungen geprüft werden müßen: ich setze diese sehr schönen Grundregeln wörtlich bey, und wenn die Leser sich selber bedienen werden, um sämmtliche vorausgesetzte Geschichten nach selben zu beurtheilen, so wird sehr viel von dem Wunderbaren verschwinden.

Regeln,
nach welchen alle Geistererscheinungen geprüft werden müßen.

I. Einige verdienen keine weitere Prüfung.

Es giebt viele Fälle, die eine weitere Prüfung nicht einmal verdienen. Das Zeugniß, nach

nach den gewöhnlichen Regeln des Zeugniſſes geprüft, hat (das Wunderbare auch abgerechnet) nicht einmal den Grad von Glaubwürdigkeit, welcher Vernünftigere zum Glauben an daſſelbe zu beſtimmen nothwendig iſt; oder das Zeugniß ſelbſt iſt zwar an ſich nicht unglaubwürdig, aber man entdeckt in der Erzählung des Faktums ſchon auf den erſten Blick ſo viele wichtige, jede ſtrenge Unterſuchung hindernde, Lücken, ſo viele Widerſprüche ſowohl in den verſchiedenen Theilen deſſelben untereinander, als mit andern unbezweifelten Faktis oder allgemeinen Wahrheiten, ſo viele daraus folgende oder vorausgeſetzte falſche Begriffe oder auch Geſchichten, ſo viele Aehnlichkeit mit andern, längſt als falſch entdeckten, Geſchichten, oder endlich ſo viele Zeichen des Betrugs, z. E. vorausgeſchickten Faſten, Wachen, Beſtreichen der Zuſchauer mit Salben, u. dgl. oder doch geheimer Abſichten, oft nur der, eine Hypotheſe zu vertheidigen, daß man zum Voraus ihre Falſchheit ahnden kann. Bey Geübtern geht dies am Ende ſo weit, daß ſie mit außerordentlicher Scharfſicht ſogleich das Täuſchende in allen ſolchen Geſchichten entdecken, und daher eine weitere Unterſuchung höchſtens nur in der Abſicht anſtellen, um die Methode der Täuſchung zu finden und andern aufzuklären.

Andere Fälle verdienen in der That eine nähere Prüfung. Brutus erhält die Nachricht von seinem herannahenden Tode durch ein Gesicht; Schwedenberg unterhält sich mit den Geistern, wie mit seinen Freunden, mit Todten wie mit Lebenden, dürfen, sollen wir diesen Erzählungen Glauben beymessen?

II. Fälle, wo genauere Prüfung nöthig ist.

Es ist eine andere Frage, ob ich oder ein Anderer die Erscheinung, die wir gehabt zu haben, vorgeben, wirklich gehabt oder nicht, eine andere, ob sie aus Sinnen oder Einbildung entsprungen, und endlich wieder eine andere, ob sie, gesetzt, daß sie aus Sinnen entsprungen, durch Geister oder durch andere Ursachen bewirkt worden?

I. Prüfung der bloßen Erscheinung.

1. Wenn die Erscheinung andern begegnet.

Ist es eine Erscheinung eines Andern, von welcher die Rede ist, und von welcher ich blos Nachricht erhalten, so fangen die Zweifel schon hier an, und können nicht eher beantwortet werden,

den, bis wir die Merkmale kennen, nach welchen jedes Zeugniß geprüft werden muß.

Iſt es wirklich, ſo fragt man zuerſt, der angegebene Mann, von welchem die Ausſage herrührt, welches iſt die ächte Ausſage ſeiner Worte, und wenn alles dieſes richtig iſt, verdient ſein Zeugniß unſern Glauben? Vielleicht iſt das Ganze falſch, oder zwar das Ganze wahr, aber doch ein wenig übertrieben, oder heruntergeſetzt, ein kleiner Umſtand zugefügt, oder ein anderer weggelaſſen. Die Regeln, nach welchen die Aechtheit einer Schrift geprüft oder die Auslegung derſelben verſucht wird, ſind zu bekannt, als daß ſie einer weitläuftigern Erörterung bedürfen; ich begnüge mich daher, blos einige Bemerkungen über die Glaubwürdigkeit eines Zeugniſſes anzuführen.

Man glaubt einem Zeugniß, wenn der Zeuge die Wahrheit hat ſagen wollen und ſagen können, d. i. wenn er theils Gelegenheit, Veranlaſſung, Begierde und Einſicht genug beſaß, die Wahrheit zu ſehen, theils Stärke, Rechtſchaffenheit, oder eigenes Intereſſe, kurz alſo Drang, ſie zu ſagen.

Wen-

Menge der Zeugen, bey denen alle jene Erfordernisse Statt finden, und die nicht nur von einander unabhängig, sondern auch an Charakter, Interesse, Neigungen und Ueberzeugungen, Lieblingsmeynungen und äußerlichen Lagen von einander verschieden sind, und daher vielleicht auch in Kleinigkeiten sich widersprechen, vermehrt die Glaubwürdigkeit. Stillschweigen solcher, die die Sache, wenn sie wahr ist, wissen konnten, vielleicht gar mußten, und die überdies Veranlassung, vielleicht gar Drang, sie zu sagen, hatten, vermindert dieselbe.

Mittelbare Zeugen haben um so mehr Glaubwürdigkeit, je weniger sie mittelbar, und je mehr sie selbst sowohl als die, von denen sie das Faktum empfangen, glaubwürdig sind.

Alle diese Regeln sind bekannt genug; dennoch ist bey ihrer Anwendung viele Vorsicht nöthig. Oft irrt auch der Genievolleste, Gelehrteste, Klügste, wenn er nicht zugleich aufgeklärt ist, und laßt ihn auch aufgeklärt seyn, oft irrt selbst dieser, wenigstens in einer Art von Gegenständen, in solchen besonders, die seine Leidenschaft interessiren. Eben so erlaubt sich oft auch der Rechtschaffene eine Lüge, wenn er entwe-

weder das Gute dadurch zu begünſtigen hofft, oder wenn er hier gerade ſeine ſchwache Seite, oder itzt gerade ſeine ſchwache Stunde hat. Sogar Aufklärung und Rechtſchaffenheit vereinigt, ſind nicht hinlänglich, wenn ſie nicht zugleich mit Seelenſtärke gepaart ſind.

Aus dieſen Urſachen hat bisweilen eine Lüge nicht nur durch Böſewichter und Thoren, ſondern ſogar durch wirklich rechtſchaffene oder durch aufgeklärte Männer Anſehen und Glaubwürdigkeit erhalten. Sezt man aber gar, daß eine Geſellſchaft von mehreren, zu Einem Zweck übereinſtimmenden, mit allen logiſchen, pſychologiſchen und phyſiſchen Kenntniſſen, mit Schlauheit, Geſchicklichkeit, Eifer, Thätigkeit und Kühnheit ausgerüſteten, und mit Recht oder Unrecht im Ruf der Ehrlichkeit und der Weisheit ſtehenden Männer, an ganz verſchiedenen Orten und unter ganz verſchiedenen Lagen, deren Zuſammenhang überdies niemand kennet, ſich vereiniget, gewiſſe Ideen der Welt glauben zu machen, daß ſie hiezu aller möglichen Mittel ſich bedinen, theils Erzählungen ihrer eigenen Erfahrungen durch ſich ſelbſt und durch andere, theils wirklicher Veranſtaltungen auffallender Begebenheiten, ſo vermag der Weiſe ſelbſt kaum

den

dem Betrug zu entwischen, ſo vermag es noch weniger das größere Publikum.

Noch iſt die Art der Gegenſtände, von denen die Rede iſt, nicht ganz gleichgültig.

Sezt nämlich, das Zeugniß für ein an ſich unwahrſcheinliches Faktum ſey ſo unwahrſcheinlich, daß es in andern Fällen unſern Glauben verdienen würde, ſo kommen wir in eine nicht geringe Verlegenheit.

Es iſt wahrſcheinlich, daß wir bey einem ſolchen Grad der Wahrſcheinlichkeit getäuſcht werden, d. i. daß etwas gegen die logiſchen Geſetze des Zeugniſſes, oder die gewohnten und aus Erfahrung bekannten pſychologiſchen Geſetze der menſchlichen Natur geſchehe, aber auch unwahrſcheinlich, daß ſich etwas gegen die gewohnten und aus Erfahrung bekannten Geſetze der übrigen Natur, die der Körper oder der Geiſter, zutrage.

Offenbar bedarf alſo ein Zeugniß, das ein Faktum der letztern Art beſtätigen ſoll, eines höhern Grades der Wahrſcheinlichkeit, nicht nur als ein anderes Faktum, ſondern auch, als die

Vor-

Voraussetzung, daß die Natur in dem Fall, von dem itzt gefragt wird, ihren gewohnten Gesetzen widerspricht, das kann durch gar kein Zeugniß erwiesen werden, sondern in einem solchen Fall versagen wir viel eher diesem, bey dem seiner Natur nach niemals von Nothwendigkeit und Gewißheit die Rede seyn kann, unsern Glauben.

Bey dieser Bemerkung dürfen wir jedoch nicht übergehen, daß Einwirkung der Geister auf die Menschen nicht als etwas gegen ein bekanntes Gesetz der Natur anstossendes betrachtet werden dürfe, denn woher würden wir ein Gesez nehmen, vermöge dessen blos allein physische und menschlich geistige Kräfte, durch keine andere, auf den Erdboden, und insbesondere auf uns selbst einwirken dürfen und können; auch die vollkommenste Erfahrung könnte uns blos berechtigen, zu behaupten, daß wir bis itzt noch keine andere kennen gelernt, welches allerdings sehr wenig gesagt ist, und vielen andern Weg offen läßt. Selbst Wirkungen der Geister in der Körperwelt oder der menschlichen Seele, welche nicht an sich, sondern nur an der Voraussetzung, daß diese allein gewirkt hätten, den Gesetzen dieser Wesen widersprechen würden, gehören nicht hieher.

Es iſt Naturgeſetz, daß das ſchwere Eiſen in dem Waſſer unterſinke; es iſt alſo ein Widerſpruch gegen ein Naturgeſetz, wenn es nicht unterſinkt, vorausgeſetzt, daß nichts, weder ein anderer Körper, noch auch ſonſt irgend eine Kraft es aufhalte; aber dieſer Widerſpruch findet gar nicht Statt, ſobald irgend eine andere Kraft, z. B. die eines Geiſtes, daſſelbe vom Unterſinken zurückhält.

II. Wenn die Erſcheinung uns ſelbſt begegnet iſt.

Iſt von einer eigenen Erſcheinung die Rede, ſo ſind die Schwierigkeiten viel geringer, denn daß wir zu der Zeit, wo wir, durch den innern Sinn belehrt, eine beſtimmte Vorſtellung zu haben, oder auf eine beſtimmte Weiſe affizirt zu ſeyn glauben, wirklich dieſe Vorſtellung haben, oder auf dieſe Weiſe affizirt ſeyen, daß wir z. B. in einem unangenehmen Zuſtand uns befinden, wenn und indem wir einen ſolchen in uns wahrnehmen, daß läßt ſich, ohne in gänzliche Zweifelſucht zu fallen, nicht widerſprechen, wenn gleich in der That das Reſultat unſerer Wahrnehmung nicht blos durch den wahrgenommenen Gegenſtand, ſondern auch durch

unſere Wahrnehmungsmethode beſtimmt wird, und überdies der wahrzunehmende Seelenzuſtand, indem wir ihn in uns anſchauen, und eine Vorſtellung von ihm bilden, ſchon nicht mehr ganz der nämliche iſt, wie er vor dieſer Operation war, weil ja, außer andern zufälliger weiſe indeſſen vorgegangenen Veränderungen, ſelbſt die Richtung und Anſtrengung unſerer Kraft auf dieſe Seite hin denſelben in etwas verändert *).

Unter-

*) Die Erſcheinung, die wir gehabt haben, wird nicht in dem Augenblick, da wir ſie haben, ſondern öfters erſt lange nachher, beurtheilt. Noch verdient es alſo eine Unterſuchung, ob die Vorſtellung derſelben während dieſer Zeit nicht umgeſchaffen worden? In der That verändert ſich eine in unſerem Gedächtniß aufbewahrte Vorſtellung öfters, theils während ihres Schlummers in der Seele, theils nach den und nach ihrer Wiedererweckung, ſo ſehr, daß wir, indem wir noch dieſelbe unveränderte Vorſtellung zu beſitzen glauben, bereits eine ganz andere vor uns haben, daher bisweilen die redlichſten Männer eine Begebenheit, die ſie ſelbſt erlebten, nach einiger Zeit ganz anders erzählen. Doch hievon unten.

Untersuchung des Ursprungs derselben.

Ich nehme itzt die Erscheinung als unbezweifelt an, aber woher stammt nun dieselbe? Ist es nicht vielleicht bloße Einbildung, vielleicht Täuschung der Sinne, was wir für wirkliche sinnliche Empfindung eines wirklich vorhandenen, außer uns existirenden, Gegenstandes halten, was wir gar für Wirkung der Geister ausgeben? Gewiß kann wenigstens kein sicherer Schluß auf Dasein und Wirkung der letztern gemacht werden, bis diese Zweifel gehoben sind.

Erste Untersuchung.

Ist sie nicht Wirkung der Einbildungskraft?

Die Vorstellungen der Einbildungskraft sind zwar gewöhnlich schwächer, als die der Sinne, und eben daher, (denn nach einem wichtigen psychologischen Gesetze sind es die lebhaftern Vorstellungen, welche mit Ueberzeugung von der Gegenwart und dem Daseyn des durch sie vorgestellten äußern Gegenstandes verknüpft sind, die schwächern, welchen diese Ueberzeugung fehlt) sind dieselben ordentlicherweise auch ohne Ueberzeugung von Gegenwart und Wirklichkeit des

vor-

vorgestellten Gegenstandes; aber sobald jene Vorstellungen außerordentlicherweise den Grad der Stärke erhalten, der bey Sinnen gewöhnlich ist, oder diesen gar überwiegt, und also zu jener Ueberzeugung hinreicht, (und leicht geschieht dies aus körperlichen und geistigen Ursachen besonders zur Zeit, wo keine Vergleichung mit den Eindrücken der Sinnen Statt findet,) so scheint der Gegenstand derselben sogleich gegenwärtig, und wir sehen ausser uns, was blos in unserm Kopfe spukt.

Diese ungewöhnliche Erhöhung der Einbildungen, und folglich auch die mit derselben verknüpfte Ueberzeugung vom Daseyn und Gegenwart der eingebildeten Gegenstände, ist nirgends so häufig, als da, wo diese unsere Leidenschaften, und besonders unsere Hoffnung und Furcht ꝛc. sehr in Bewegung setzen; wird es uns also unwahrscheinlich seyn, daß lebhafte, durch Leidenschaften erhitzte, Personen mit Geistern Unterredungen halten, ihre Stimme vernehmen, oder sie von Angesicht zu Angesicht zu erblicken glauben?

Solche Einbildungen entstehen bald im Wachen, bald nur im Traume.

Zwar erinnern wir uns der Träume nach dem Erwachen entweder gar nicht mehr, oder erkennen sie doch als solche; aber bisweilen geschieht doch auch keines von beyden, wir vergessen sie nicht und erkennen sie nicht als Träume, sondern halten sie auch noch nach dem Erwachen, und vielleicht gar unser ganzes künftiges Leben hindurch für wirkliche sinnliche Empfindungen, die durch wirkliche Gegenstände in uns hervorgebracht worden.

Moriz Magazin 1. B. 1. St. p. 58. Als ein Knabe von ohngefähr 12 Jahren überredete ich mich fest, daß eine junge Kaufmannsfrau in unserer Nachbarschaft todt sey, bis ich sie einmal vor der Thüre stehen sah, und über ihren Anblick sehr erschrack. Nachdem ich aber etwas nachdachte, fiel es mir plötzlich ein, daß mir vor einigen Tagen von dem Tode dieser Frau geträumt habe.

Wenn solche Einbildungen während des Wachens entstehen, so bemerkt man zwar bisweilen zu gleicher Zeit gar nichts außerordentliches, we-

weder im Körper, noch in der Seele, meiſtens aber iſt jedoch etwas außerordentliches auch im übrigen Zuſtande nicht zu verkennen, obgleich daſſelbe gar verſchieden ſeyn kann, anders z. B. in der Verrückung, anders in der Ekſtaſe ſich äußert.

Ein Unterſchied iſt für unſere gegenwärtige Abſicht beſonders wichtig.

Die Phantaſien von Geiſtern werden bald ohne, bald nur durch abſichtliche und willkührliche Bemühung, dieſe Vorſtellung mit ſo groſſer Lebhaftigkeit zu erwecken, hervorgebracht. Im letztern Fall ſtrengt ſich die Seele mit ihrer ganzen Kraft auf dieſelben hin, ruft alle ſie unterſtützenden Vorſtellungen, und entfernt die übrigen, beſonders die ſinnlichen und Lokalideen, welche das richtige Bewußtſeyn unſerer ſelbſt erhalten, und alſo die Täuſchung aufheben könnten — ſinnliche äußere Vorſtellung, ſelbſt Bewußtſeyn hört auf, und nun muß alſo die ganz auf Eine Vorſtellung, die Vorſtellung von Geiſtern, hingefeſſelte, dieſe nicht nur ganz allein, ſondern auch mit der gröſten Lebhaftigkeit, und alſo mit Ueberzeugung von der Wirklichkeit und Gegenwart des vorgeſtellten Gegenſtandes erwe-

 cken;

cken; der Begeisterte erblickt Geister, vernimmt ihre Stimme oder fühlt sie.

Da demnach Einbildungskraft so sehr täuschen kann, so muß bey jeder Erscheinung zu allererst nachgeforscht werden, ob sie nicht etwa blos aus Einbildung stamme, und folglich müssen auch die Merkmale aufgefunden werden, durch deren Hilfe man dieses erkennen kann.

Merkmale,

an welchen Einbildungen erkannt werden.

I. Erstes Merkmal aus der Natur der Einbildungen und ihrem Unterschied von sinnlichen Eindrücken.

Einbildungen unterscheiden sich von sinnlichen Eindrücken schon durch den Inhalt, sofern als sie meistens nicht so, wie sie in der Einbildungskraft niedergelegt worden, sondern öfters auch erhöht, vermindert, mit Zusätzen, mit Weglassungen, oder in anderer Ordnung zurückgegeben werden; auch stimmen sie, blos bestimmt durch die Gesetze der Ideenverknüpfung, weder untereinander, und mit andern Vorstellungen, noch mit den erkannten Gesetzen der Natur und unsern Denkgesetzen überein, und machen daher meistens ein, mit fremden Zusätzen vermehrtes,

und

und doch unvollständiges, ein unrichtiges und unregelmäßiges, oder auch gar kein Ganzes aus, indessen sinnliche Eindrücke, bestimmt durch äußere Objekte, ein vollständiges und regelmäßiges Ganzes bilden. Jedoch muß eine schon einmal gemachte Bemerkung auch hier wiederholt werden.

Widerspruch mit **nothwendigen** Gesetzen überzeugt völlig sicher, daß eine Idee bloße Täuschung sey, weil die Natur unmöglich gegen jene Gesetze anstossen kann; Widerspruch mit empirischen thut dies nicht so sicher, da ja theils das Gegentheil von dem blos empirisch erweisbaren nicht als unmöglich angenommen werden kann, theils durch unbekannte fremde Kräfte Wirkungen in einem Gegenstand erzeugt werden könnten, die zwar dann, wenn sie aus den Kräften des letztern allein stammten, gegen jene Gesetze streiten würden, ohne diese Voraussetzung aber nicht gegen dieselbigen streiten.

Vorzüglich ist ordentlicher Weise mit bloßen Einbildungen keine Ueberzeugung von Gegenwart und Wirklichkeit des vorgestellten Gegenstandes verknüpft.

In Rückſicht auf den Grad ſind Vorſtellungen der Einbildungskraft ordentlicher Weiſe ſchwächer, (obgleich bisweilen mit ſtärkerem Gefühl eigener Anſtrengung verknüpft).

Noch leichter erkennt man die Einbildungen aus der Verſchiedenheit derſelben bey verſchiedenen Menſchen, oder auch bey demſelben Menſchen zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Gemüths- und äußern Umſtänden; denn Erſcheinungen, die dieſen Urſprung haben, ſind bey geſundem Körper anders als bey krankem, bey vortheilhaften Geſinnungen gegen den Gegenſtand derſelben anders als bey nachtheiligen. Ein Geiſterſeher erhielt während des 7 jährigen Kriegs durch ſeine Geiſter lauter vortheilhafte Nachrichten vom König in Preuſſen, ſo lang er dieſen als Religionsfreund anſah; in dem Augenblick, da dies aufhörte, verkündigten ſeine Geiſter nichts als Unglück, das dem groſſen König widerfahren ſollte.

II. Zweytes Merkmal, aus dem Urſprung.

Selten ſchwingt ſich die Phantaſie zu dem hohen Grade empor, in welchem man Geiſter ſieht,

wenn

wenn nicht erst gewisse Mittel vorausgegangen. Vielfach sind diese Mittel, und merkwürdig genug, um einzeln aufgezählt zu werden.

Schon gewisse Vorstellungen setzen theils durch ihre Natur, theils durch ihr besonderes Verhältniß mit unserem Gedanken- und Empfindungssystem, die ganze Seele und die Einbildungskraft insbesondere in den größten Schwung, und machen dadurch den Strom der Einbildungen lebhafter, schneller, mannigfaltiger und vielfacher. Solche Vorstellungen sind vorzüglich alle diejenigen, welche entweder vermöge ihres Ursprungs und ihrer Natur sehr lebhaft sind, oder mit lebhaften Vorstellungen, und besonders mit starken Leidenschaften, z. B. Furcht, Liebe ꝛc. in Beziehung und Verbindung stehen, dieselben erwecken, oder umgekehrt, von ihnen erweckt werden; von dieser Art sind z. B. die, welche grosse, Staunen und Schrecken erweckende, Dinge, Nacht, Felsen, Abgründe, entblößte Schwerter oder traurige Bilder des Todes, Gräber und Todtenkörper zu Gegenständen haben; daher man sich auch schon von alten Zeiten her derselben bedient, um die Seele zu grossen Dingen vorzubereiten, oder Neulinge einzuweihen.

Durch

Durch gewiſſe Vorſtellungen werden ordentlicher Weiſe alle, oder doch die meiſten, durch andere nur einige Menſchen in ſo hohen Schwung geſetzt, weil die letztern nur in einigen ſo lebhaften Eindruck erregen, und mit andern lebhaften Vorſtellungen zuſammenhängen.

Ich ſah vor einigen Jahren in einem Tollhaus einen Mann, der ganz vernünftig redete, bis die Rede auf Waſſer oder irgend etwas ähnliches fiel; in dieſem Augenblick fieng er an zu raſen, weil es ein durch Waſſer erlittenes Unglück war, was ſeinen Kopf verrückt hatte.

Mehr als Ideen wirken einzelne Leidenſchaften und Empfindungen, welche in dieſem Augenblicke unſere Seele durchwühlen.

Ueberhaupt ſetzt jede ſtarke Anſtrengung der Seele das Nervenſyſtem in außerordentlich heftige Bewegung, dieſes erlangt alsdenn dadurch, ſogleich oder allmählig, außerordentliche Beweglichkeit, und behält dieſelbe entweder auf immer, oder wenigſtens eine Zeitlang bey, wovon es alsdenn eine natürliche Folge iſt, daß die Einbildungen bis zu dem Grad lebhaft werden,

welcher mit Ueberzeugung von Weichlichkeit verbunden ist.

Je stärker die Anstrengung, desto sicherer ist dieser traurige Erfolg, daher vorzüglich Leidenschaften und Empfindungen, und unter diesen besonders die schmerzhaften, eine solche Wirkung hervorbringen. Tasso ward aus Kummer wahnwitzig. Oefters hat aber auch Anstrengung des Geistes die gleiche Folge. Swift verfiel nach heftigem Schwindel allmählig in eine Raserey, und zuletzt in einen gedankenlosen Zustand, in welchem er fast keine Worte finden konnte.

Aus diesem Grunde entsteht Wahnsinn bisweilen auch aus einer blossen äußern Sensation, die einen sehr starken Eindruck gemacht hat. Muratori über die Einbildungskraft (übers. von Richerz) II. Th. p. 58. Eon de l' Etoile hörte einst in der Kirche, per *eum* qui venturus est, judicare vivos & mortuos, und hielt sich von nun an für den Richter der Lebendigen und der Todten.

Die

Die Anstrengung wirkt noch stärker, wenn dieselbe sehr lange und anhaltend ist, am allerstärksten aber, wenn sie überdieß nur auf einen einzelnen Gegenstand hingerichtet wird.

Keine Fälle sind daher so häufig, als daß man durch beständige Beschäftigung der Seele mit einerley Gedanken, und besonders auch durch Anheften der Sinne auf einen Gegenstand die Vorstellung von diesem zur höchsten Lebhaftigkeit erhebt, oder gar überhaupt wahnsinnig wird.

Starkes und anhaltendes Anstrengen des Körpers ermüdet diesen, und hemmt in sofern auch den Flug der Imagination. Und dennoch kann Imagination durch eben dieses Mittel auch erhöht werden, wenn und in sofern Ermüdung die Sinne insbesondere so sehr schwächt, die Schwächung dieser aber in gleichem Verhältniß die Macht der Imagination erhöht; oder auch sofern Hirn und Nerven durch lebhafte und ermüdende Anstrengung empfindlicher werden.

Da mit langem Wachen langes Anstrengen der Seele und des Körpers verbunden ist, so erzeugt auch dieses die nämlichen Wirkungen.

Oefters tragen sich innerhalb des Körpers solche Revolutionen zu, welche das Hirn- und Nervensystem, theils mittelbar, theils unmittelbar, in einen außerordentlichen Zustand setzen. Zurückgetriebene und auf die Nerven wirkende Flüßigkeiten, wie z. B. Milch, Galle u. dgl. oder auch andere innerhalb des Körpers vorhandene, und demselben schädliche Dinge, z. B. Würmer, oder endlich eine unordentliche und unnatürliche Beschaffenheit der Theile des Körpers selbst, sind daher sehr oft Vorboten der Geistererscheinung, und überhaupt ist nichts so häufig, als daß Geisterseher ihre Rolle nicht eher anfangen, als bis vorher ihr Körper durch Krankheit zerrüttet worden.

Aber auch äußere Gegenstände wirken sehr mächtig. Schon die Luft, welche wir einathmen, und die in ihr fließenden Dünste und Gerüche sind von mächtigem Einfluß.

Zärt-

Zärtliche Personen werden vom Geruch des Bisams ohnmächtig, der Geruch von asa foetida hilft ihnen wieder auf.

Noch grösere Wirkung erfolgt, wenn der Körper durch die äußerliche Gegenstände nicht nur berührt, sondern auch in seinen empfindlichen Theilen gerieben wird. Die grossen Wirkungen des Magnetisirens rühren zum Theil vom Reiben der empfindlichsten Theile des Körpers, deren Bewegung sich dann auch auf das übrige Nervensystem überhaupt fortpflanzt.

Ein andersmal beschmiert man den Körper mit Salben, oder überhaupt mit Materien, welche mittelbar oder unmittelbar auf das Nervensystem wirken, und dasselbe außerordentlich empfindlich oder schlaff machen.

Kein Gegenstand dieser Art ist so berühmt geworden, als die sogenannte Hexensalbe, Möhsens Geschichte der Wissenschaften II. Th. p. 439. Es war zum Unglück für das Menschengeschlecht eine Salbe aufgekommen, mit welcher sich diejenigen schmieren mußten, so den Zusammenkünften des Teufels und seiner Kurtisanen beywohnen wollten. Wenn sie sich der Sal-

be bedienten, die unter den Armen, und in gewissen heimlichen Oertern so tief als möglich eingeschmieret wurde, vorschlossen sie des Abends die Küchen, nahmen einen Besen, Ofengabel, oder dergleichen zwischen die Beine, und stiegen auf den Feuerheerd, oder in den Kamin, um die Auffahrt durch den Schornstein zu erwarten. Wenn dieses eine Weile gedauert, übernahm sie die Wirkung der Salbe, sie fielen in eine Art von Betäubung oder Schlaf mit verwirrter Phantasie, in welcher sie alles sahen und zu empfinden glaubten, was sie erwarteten, und von andern durch Erzählung gehört hatten, wozu noch die Verschiedenheit der Einbildungskräfte einer jeden neue und wunderbare Zusätze machte; sie kamen nicht eher wieder zu sich, bis nach einigen Stunden die Wirkung der Salbe aufgehört hatte.

Vorzüglich erzeugen auch gewisse Gifte oder Speisen und Getränke sowohl als lange Enthaltung von beyden, das Fasten, grosse Wirkung.

Endlich wird die Imagination noch insbesondere durch Unterdrückung anderer Kräfte, besonders der Sinne, des Verstandes und des Bewußtseyns, oder durch Erhöhung anderer, besson-

sonders der Leidenschaften und Empfindungen, erhöht.

Nach diesen Beobachtungen fällt es nicht schwer, ein sicheres Merkmal zu entdecken.

So oft ihr wahrnehmet, daß der Geisterseher euch durch schreckenvolle Ceremonien, Anstrengung, Wachen, Drücken auf die empfindlichen Theile des Körpers, Salben, Speisen oder Getränke, Fasten, Versetzung eurer Seele in lebhaften Schwung durch Abspannung aller Kräfte außer der Phantasie, oder Erhitzung einer Leidenschaft vorzubereiten suche, so seyd versichert, daß er durch alles dieses keinen andern Zweck zu erhalten strebe, als sich eurer Phantasie zu bemeistern, und durch Hilfe derselben euch zu täuschen.

Gewiß hat Schröpfer schon dadurch, daß er Wachen, Fasten, oder den Genuß gewisser Speisen und Getränke von seinen Zuschauern forderte, sich als Betrüger gebrandmarkt. Sehr merkwürdig war mir von dieser Seite die Unterredung, die ein aufgeklärter Reisender mit diesem berüchtigen Geisterbeschwörer gehalten: Der Betrüger versprach, nachdem ihm der Reisende

sei-

seinen gänzlichen Unglauben an seine Wunder bezeugt hatte, ihn dadurch zu überzeugen, daß er ihm jeden, wen er wollte, Lebende oder Todte, citiren werde; der Reisende bath sich seinen Vater aus; sogleich wurde er bis Mitternacht in ein Zimmer eingesperrt, alle Menschen wurden von ihm entfernt, Schröpfer erschien selbst nicht zur bestimmten Zeit, und nur erst nach einigen Stunden, voll Erwartung und voll Angst, tratt dieser herein und kündigte jenem an, daß er vor allen Dingen, um sich zu erholen und zu stärken, von einem Trank, den er ihm reichen werde, trinken müßte; der Reisende, der seine Absicht merkte, weigerte sich so lange, bis Schröpfer ihn versicherte, daß eher aus der Sache nichts werde, weil er sonst den Anblick nicht aushalten könnte, und unwiederbringlich verlohren wäre. Nun trank er also, die Beschwörung fieng an, der Reisende sah wirklich seinen Vater, und war am Ende genöthigt, den Betrüger selbst zu bitten, daß er das Bild entfernen möchte. Sind Sie nun überzeugt, fragte Schröpfer voll Stolz — so wenig als jemals, antwortete der aufgeklärte Mann — denn wenn Sie wirklich meinen Vater citiren könnten, so hätten Sie nicht nöthig gehabt, mich vorher wahnsinnig zu machen.

Vorſtellungen der Einbildungskraft werden jedesmal nur durch andere vorausgegangene Vorſtellungen, den Geſetzen der Ideenfolge gemäß, erweckt.

Auch die Ideen von Geiſtern werden dieſen Geſetzen gemäs, durch ſolche Ideen rege gemacht, welche mit denſelben ähnlich, contraſtirend, gleichzeitig, kurz auf irgend eine Art verknüpft ſind.

Daraus entſteht ein neues Merkmal. Giengen vor der Geiſtererſcheinung ſolche Ideen voraus, welche auf alle jene Arten mit der Vorſtellung von Geiſtern in Verknüpfung ſtehen, wurden dieſelben ſehr lebhaft gemacht, und brachte ſie der Geiſterbeſchwörer abſichtlich hervor, ſo iſt der Verdacht mit Recht rege, daß alles nur Täuſchung der Einbildungskraft ſey. Aus dieſem Grunde machen ſich die Theoſophen ſchon verdächtig, wenn ſie gebieten, daß man, um eine Erſcheinung der Gottheit zu erhalten, ſich ganz von den Sinnen losmachen, in gänzliche Bewußtloßigkeit ſeiner ſelbſt fallen, und an keinen oder nur an Einen Gegenſtand, an Gott, denken dürfte, denn durch dieſe Bemühungen wird nicht nur die Phantaſie überhaupt über die Sinne herrſchend, ſondern es wird auch noch beſonders unſere Aufmerkſamkeit

von allen andern Gegenſtänden ab- und auf Gott allein hingezogen.

Auch die Erzählungen, die man den Neulingen von Geiſtererſcheinungen macht, die groſſe Erwartungen, die man in ihnen erregt, oder der Schrecken, den man in ihnen hervorbringt, können keine andere als ſolche Abſicht haben.

Selbſt die Nacht, die Mitternachtſtunde, das dämmernde Licht, die Todtengerippe, alle dieſe ohnehin bedenklichen Gegenſtände haben ſicherlich zugleich die Abſicht, durch ſolche, in dem Wahn des Pöbels mit Geiſtererſcheinungen verknüpfte, Vorſtellungen dieſe ſelbſt zu erwecken.

Doch es würde zu weitläuftig ſeyn, alle ſolche Gegenſtände einzeln aufzuzählen; ich bemerke nur einige Merkwürdigkeiten. Nicht blos Gedanken, ſondern auch Beſtrebungen und Empfindungen, nicht blos Einbildungen und durch äußere Gegenſtände erweckte Eindrücke, ſondern auch Eindrücke, welche ohne äußere Gegenſtände blos durch bekannte oder unbekannte, innerhalb des Körpers vorhandene, Urſachen erweckt werden, ſind vermögend, Einbildungen, und alſo auch Einbildungen von Geiſtern zu erwecken.

Auf

Auf ſolche Art bringt, um nur von dem leztern zu reden, nicht blos der Gedanke an Verſtorbene, an Tod oder Grab, oder der wirkliche Anblick des Grabes, die Einbildung von Geſpenſtern hervor, ſondern nicht ſelten ſind es auch innerhalb des Körpers vorhandene Urſachen, und aus denſelben entſtandene Eindrücke, welche ſolche Einbildungen erwecken. So iſt z. B. bey Leuten, welche vieles von Hexen, und von dem durch dieſelben erregten Drücken im Schlaf gehört, die aus Anhäufung des Bluts auf der Bruſt erregte bange Empfindung, das Alpdrücken, mit der Einbildung von Hexen verknüpft, und man darf ſich alſo nicht wundern, wann dieſelben während dieſes Zuſtandes im Schlaf Hexen zu ſehen oder zu hören feſt überzeugt ſind.

Endlich ſind jene vorausgehenden veranlaſſende Vorſtellungen oft klar, oft aber auch dunkel und bewußtlos.

Sinnliche Eindrücke fordern weder ſolche Vorbereitungen, noch ſolche Veranlaſſungen; das äußere Objekt allein iſts, durch das alles entſchieden wird.

III. Drittes Merkmal, gleichzeitiger Zustand.

Zu einer Zeit, da die Imagination einige ihrer Vorstellungen mit so außerordentlicher Lebhaftigkeit darstellt, kann auch der übrige Zustand der Seele nicht wohl der gewöhnliche seyn. Diese Erhöhung eines Theils unserer Kräfte ist nämlich ordentlicher Weise entweder mit einer allgemeinen, obgleich nur vorübergehenden, Erhöhung der ganzen Seele, besonders der Einbildungskraft und der Leidenschaften, oder gerade umgekehrt mit Unterdrückung anderer Kräfte, auf deren Schwäche, eben die Imagination ihre Größe baut, namentlich also der Sinne, des Verstandes und Bewußtseyn, ja oft selbst auch der Leidenschaften und der Einbildungskraft, jedoch dieser nur in Rücksicht auf andere Gegenstände, verbunden. Eben diese Kräfte wirken nicht selten auch verwirrt, unordentlich, unrichtig, oder doch ganz durch die herrschende Kraft, und die, in diesem Augenblick durch sie dargereichten, Vorstellungen bestimmt.

Ein gleiches Gepräge ist auch in den Vorstellungen sichtbar. Bald bemerkt man in allen einen außerordentlichen Schwung, bald sind alle

außer

außer denjenigen, die mit der, durch die Einbildungskraft itzt so mächtig dargestellten, Vorstellung in einiger Beziehung stehen, schwach und unmächtig; auch sind sie nicht selten unordentlich, verwirrt, unrichtig, oder doch ganz nach der itzt herrschenden Vorstellung umgeschaffen.

Am meisten auffallend sind die im Bewußtseyn vorgehenden Veränderungen.

Nicht immer, aber doch häufig ist nämlich auch dieses unterdrückt, geschwächt oder verwirrt, und dadurch Person, Zeit, Ort, Lage des Phantasirenden — alles verändert, die ganze Natur um ihn her wird umgeschaffen, das Vergangene und das Zukünftige ist in seinen Augen wirklich, das Abwesende gegenwärtig, das Unmögliche möglich. Ein Wahnsinniger, der sich für einen General des Königs David hielt, hielt sich bisweilen für längst gestorben, daher nannte er das Zimmer, in dem er lag, den Himmel, alle, die ihm missielen, Teufel der Hölle.

Oft lassen sich selbst im Körper Zeichen entdecken, denn dieser ist in solchen Fällen meistens ungewöhnlich kränklich und empfindlich, auch bald in allen oder doch in einigen Theilen heftig ge-

gespannt, angestrengt, und bewegt, bald abgespannt oder gar starr und bewegungslos. Endlich sind meistens auch solche äußere Umstände, die die Erhöhung der Phantasie überhaupt und ihre Richtung auf solche Gegenstände hin insbesondere, befördern, verknüpft.

IV. Merkmal aus den Folgen.

Zuletzt werden auch die Folgen der Einbildungen häufig zu Verräthern derselben, denn oft folgt einer so heftigen Anstrengung gänzliche Erschlaffung nach, die ganze Seele fällt in Unthätigkeit dahin, und alle Vorstellungen, bisweilen selbst die bisher herrschenden, werden schwach und matt; bisweilen bleibt jedoch diese, die sich bisher so tief, stark und anhaltend in der Seele festgesetzt, bis zum Glauben an die Wirklichkeit des vorgestellten Gegenstandes lebhaft, um so mehr, da auch das Hirn zu der ihr entsprechenden Bewegung längst die größte Empfindsichkeit besitzt.

V. Merkmal, aus Wiederholung der Vorstellung.

Kann ich endlich den Gegenstand mehrmal zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedener innerer Stimmung und äußerer Lage betrachten, so erhalte ich ein neues Merkmal, denn eine Vorstellung, die aus den Sinnen stammt, ändert sich in genauem Verhältniß mit dem vorgestellten Gegenstande, seiner Lage gegen mich, dem Medio oder den zwischenliegenden Körpern, und endlich der Stellung und Lage, nicht blos der innern Beschaffenheit meines Körpers und meines Gemüths, da hingegen eben dieselbe, wofern sie aus Einbildungskraft floß, nur allein mit den letztern, und auch mit diesen nur, sofern der Gang der Einbildungskraft durch sie umgestimmt worden, verändert wird. Zwar ändert sie bisweilen auch eine Idee der Einbildungskraft mit den uns umgebenden äußerlichen Gegenständen, aber dieses geschieht doch nur in sofern, als nun andere sinnliche Eindrücke es sind, welche, den Assoziationsgesetzen gemäß, die Reihen der Einbildungen erwecken.

Diese angeführten Merkmale sind, einzeln genommen, nicht immer zureichend.

Das

Das Bild der Einbildungskraft kann nicht immer von einem sinnlichen Eindruck unterschieden werden; die Phantasie ist immer so reizbar, daß es, um sie zu einem so hohen Grade zu erheben, keiner Vorbereitung und keiner merklichen Veranlassungen bedarf; weder zu gleicher Zeit, noch nachher ist irgend etwas bemerkbar, das uns in Stand setzte, Einbildungen von Sinneindrücken zu unterscheiden. Zur Wiederholung hat man vielleicht keine Gelegenheit und Zeit.

In dieser Verlegenheit kenne ich kein Mittel, als sich nicht auf Ein Merkmal allein zu verlassen, sondern auf alle zugleich Rücksicht zu nehmen.

Wenn es indessen Fälle geben sollte, wo auch alle zusammen nicht hinlänglich wären, so kann man die Erscheinung noch neuen Proben unterwerfen.

VI. Merkmal, durch Hilfe anderer Kräfte.

Vielleicht sind die Sinne zu der Zeit, da die Phantasie uns so sehr täuscht, doch nicht so ganz unterdrückt, daß sie nicht noch immer wirken, und

die

die Falschheit jener Vorstellung darthun konnten, und wenn auch einige Sinne nicht mehr hiezu fähig sind, vielleicht sind es doch die andern.

Aug und Ohr werden getäuscht, aber nicht nicht auch das Gefühl oder der Geruch?

Es ist daher eine neue Regel, die Erscheinung mit allen Sinnen zu untersuchen, und sie besonders der Prüfung des Gefühls zu unterwerfen.

Sollten gar alle Sinne zusammen, und zwar in Rücksicht auf den gleichen Gegenstand, getäuscht werden, sollte man auch durch Gefühl zu fühlen glauben, was man durch das Auge zu sehen glaubt, welches jedoch gewiß nur höchst selten, wenn gleich nicht unmöglich ist, so muß der Gegenstand noch weiter zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Gemüthsstimmungen, und unter verschiedenen Lagen untersucht werden, denn gelingt es auch das einemal nicht, den Betrug zu entdecken, so gelingt es vielleicht doch das andere mal.

Als ein Arzt seine viele Meilen weit entfernte Frau in seinem Wagen neben sich sah, setzte er sich in eine andere Stelle des Wagens, sah sie wieder, veränderte dann aufs neue seine Lage, noch stand sie da, bis endlich, nach mehrmals veränderten Lagen, die Sinne siegten.

Auf alle diese Weisen entdeckt der Verstand bald noch während der Fortdauer der Erscheinung, bald nachher die Täuschung.

III. Durch Hilfe anderer Menschen.

Endlich bleibt immer noch ein wichtiges Mittel übrig; glauben mehrere, weder durch einander, noch durch einen gemeinschaftlichen dritten Gegenstand gestimmte Menschen, die überdies in verschiedenen Lagen und in verschiedenen Karaktern sind, ganz dasselbe wahrzunehmen, so liegt der Grund ohne Zweifel in den Sinnen, nicht in der Phantasie, denn wer soll erwarten, daß so ganz verschiedene Menschen doch ganz auf einerley Art phantasieren? Aber auch hier darf die Bemerkung nicht vergessen werden, daß selbst dieses Mittel sogleich trüglich wird, wenn eine gemeinschaftliche Veranlassung nicht blos überhaupt zur Erhöhung der Phantasie, sondern auch

zur Richtung derſelben auf einen beſtimmten Gegenſtand hin, vorhanden iſt, wenn die Gemüther hierinn gleich geſtimmt ſind, oder wenn ſie von einander angeſteckt worden, denn in dieſem Fall iſt die Menge der Zeugen noch gar kein Beweis, ja ſie kann vielmehr bisweilen den Betrug befördern, ſo fern als unter vielen Menſchen, die Unterſuchung ſchwerer und die Anſteckung leichter iſt.

Zweyte Unterſuchung.

Iſt die Erſcheinung nicht Wirkung ſinnlicher Täuſchung?

Wenn ein Nerve oder ein Hirntheilchen durch einen äußerlichen Gegenſtand ſehr lange oder ſehr lebhaft auf eine beſtimmte Weiſe bewegt worden, ſo wird dieſe Bewegung, und folglich auch die durch dieſelbe erregte Vorſtellung eines äußern Gegenſtandes öfters noch nach Entfernung des letztern, mit oder ohne Unterbrechung, eine Zeitlang fortgeſetzt; wir ſehen den Gegenſtand, auch wenn er lange ſchon verſchwunden, noch immer gegenwärtig vor uns. Duncker erzählt im Moriziſchen Magazin, daß er einſt einem Kranken gewacht, und ſich nachher nach Hauſe zur Ruhe bege-

begeben; am Morgen da er erwacht, habe er in der Dämmerung das Bett seines Patienten sehr deutlich zu den Füßen des seinigen stehen gesehen, und zugleich andere Gegenstände im Zimmer genau unterschieden, bis endlich das Bild matter geworden, und am Ende ganz verschwunden.

Oft entstehen solche Bewegungen in Nerven und Hirn, die sonst nur aus äußern Ursachen oder Gegenständen zu entstehen pflegen, aus innerhalb des Körpers vorhandenen Ursachen, und erzeugen dadurch Vorstellungen von äußern Gegenständen so gut, als es diejenigen thun, die wirklich aus äußern Gegenständen entsprungen sind, denn warum sollten aus gleichen Ursachen, d. i. gewissen bestimmten Bewegungen des Hirns, nicht auch gleiche Wirkungen entspringen? In diesen Fällen herrscht ohne Zweifel die allgemeine Regel: Bewegungen und durch dieselben erregten Eindrücke, welche gewissen andern, bestimmte Bilder erweckenden, Bewegungen und Eindrücken ähnlich sind, erwecken ähnliche Bilder.

Die Täuschungen dieser Art vertheilen sich in mehrere Klassen.

Es

Es kann geſchehen, daß Hirn und Nerven, Sinnorgane und beſonders der Sehorgan, zerrüttet worden, und nur deswegen ſolche Bewegungen enthalten.

Häufig ſind dieſe unverſehrt; blos fremde, ſchädliche und unnütze Dinge, die im Körper liegen, wie z. B. Würmer, oder Beſtandtheile des Körpers ſelbſt, (beſonders Flüſſigkeiten, welche entweder ausgeführt werden ſollten, aber in dem Körper zurückgeblieben ſind, wie z. B. zurückgetretene Galle, oder welche überhaupt gegenwärtig in einem außerordentlichen Zuſtand, Verhältniß und Grade, oder auch in außerordentlicher Richtung ihrer Bewegungen ſich befinden, wie z. B. erhitztes oder unordentlich umlaufendes Blut) reizen mittelbar oder unmittelbar die Nerven und das Hirn, und erzeugen mittelſt einer, in dieſen verurſachten, Bewegung, Eindrücke, welche mit entſprechenden Bildern von äußerlichen Gegenſtänden verknüpft ſind.

Endlich können auch außer uns vorhandene Gegenſtände entweder durch Berührung, Kizel, Drücken der empfindlichen Theile des Körpers, oder auch, indem ſie in den Körper eindringen, und unmittelbar oder mittelbar Reizungen in den

Ner-

Nerven hervorbringen, ſolche Täuſchungen erwecken. Das Leztere thun mancherley Ausdünſtungen, beſonders in Bergwerken, Brunnen u. dgl. Meiſter erzählt in der Schrift über Schwärmerey 2. Th. S. 32: Einige Perſonen kamen in einem Brunnen um, aus dem ſie einen hineingefallenen Eimer heraushohlen wollten. Ein Fuhrmann, der auch mit einem Strik hineingelaſſen, und noch vor ſeinem Sterben wieder herausgezogen ward, erzählte, er hätte den Brunnen voller Geſpenſter geſehen, und ihm wäre geworden, als ob man einige Zentner Gewicht an ſeine Beine gebunden hätte, und doch verſicherte die Nachricht der Magd, deren Eimer hineinfiel, daß ſie das Waſſer im Brunnen kochen ſahe; es waren alſo nur Ausdünſtungen, welche dieſe Geſpenſter erzeugten. — Von ſchwefelichten und andern Dünſten in den Bergwerken leitet Herr Meiſter die den Bergleuten häufig vorkommenden Erſcheinungen her. Eben ſo iſt es von gewiſſen Giften bekannt, daß ihr Genuß die Einbildung zur Folge habe, als ob man allerley, bald ergözende, bald ſchreckende Geſtalten vor ſich ſehe. ſ. Muratori l. c. II. Th. 123.

Zulezt giebt es noch eine Quelle von Täuſchungen, die wir haufig auf Rechnung höherer Geiſter ſchreiben, die Mitleidenheit der Nerven; indem

indem nämlich ein Theil des Körpers bewegt wird, bewegt ſich ſympathetiſch auch ein anderer, und zwar nicht blos der zunächſt liegende, ſondern öfters auch ein ſehr entfernter Theil, deſſen Bewegung dann bisweilen nicht nur einen beſtimmten Eindruck, ſondern auch eine beſtimmte Vorſtellung von einem äußerlichen Gegenſtand erzeugt.

Merkmale, dieſe Täuſchung zu entdecken.

I. Aus der Natur derſelben.

Sinnliche Täuſchungen haben ein eigenes Gepräge. Sie unterſcheiden ſich von ächten ſinnlichen Eindrücken dadurch, daß ſie, gleich den Einbildungen, nicht durch äußere Gegenſtände erweckt worden, obgleich durch dieſelben erweckt worden zu ſeyn ſchienen, und folglich, ſo wenig als jene, unter ſich mit den bekannten Geſetzen der Natur oder unſers Denkens übereinſtimmen, und ein regelmäßiges und vollſtändiges Ganzes bilden.

Hingegen unterſcheiden ſie ſich auch von Einbildungen, ſo fern als ſie doch aus wirklichen, obgleich freylich nicht durch äußere, ſondern nur durch innere Urſachen erzeugten, Reizungen der

Ner-

Nerven entstanden sind, und folglich schon ordentlicher Weise den sinnlichen Eindrücken auch an Lebhaftigkeit näher kommen, und mit Ueberzeugung Gegenwart und Wirklichkeit der vorgestellten Gegenstände verbunden sind.

II. Aus dem Ursprung.

Ein anderes Merkmal giebt der Ursprung, die Fortdauer und das Aufhören der sinnlichen Täuschungen.

Man prüfe also genau, ob nicht sehr lebhafte und dauernde Sensation vorausgegangen, von welchen vielleicht die gegenwärtige Vorstellung nur eine Fortsetzung ist, ob nicht der Körper, besonders Nerven und Hirn, Werkzeuge der Sinne und Sehorgane verdorben, ob nicht Würmer oder verdorbene Säfte im Körper vorhanden, oder besondere gewisse Flüßigkeiten, Galle, Milch, Saamenfeuchtigkeiten zurückgeblieben seyen, ob nicht ein verborgener consensus nervorum zum Grund liege, oder ob nicht irgend etwas von außen drückendes, oder auch in den Körper eingetretenes die Nerven reize.

Da überdies ſolche Täuſchungen nur im Verhältniß mit den angegebenen Urſachen ſich vermehren, erhöhen, modificiren, enden oder fortdauern, ſo liegt auch hierinn ein Merkmal der aus Sinnentäuſchung entſtandenen ſinnlichen Empfindungen.

III. Merkmal aus der zugleich vorhandenen Beſchaffenheit.

Ein neues Merkmal giebt der Zuſtand, in dem Seele und Körper zu gleicher Zeit ſich befinden. Allgemeine Fehler des Körpers, Verſtopfungen, hyſteriſche Umſtände oder Fehler in einzelnen Theilen, beſonders den Sehorganen, ſind Begleiter jener Täuſchungen. An dem letztern Falle iſt häufig ſonſt gar kein Mangel ſichtbar, in den übrigen alle diejenigen, die einen ſolchen fehlerhaften Zuſtand gewöhnlich begleiten.

IV. Merkmal aus den Folgen.

Auch die Folgen ſind keine andern, als diejenigen, welche eine ſolche Zerrüttung natürlicher Weiſe nach ſich zieht, alſo gar keine, wenn der Grund in einem auf andere nicht einfließenden Fehler eines einzelnen Theiles, z. E. in den Sehorganen liegt; die mit ſolchen Fehlern gewöhnlich verbundenen in den übrigen Fällen.

V. Merkmal durch Sinne und Verstand ꝛc.

Endlich lassen sich die Mittel, die zur Entdeckung der Verirrungen der Einbildungskraft angewandt werden, nämlich theils die Hülfe der Sinne und des Verstandes, theils die Zuziehung fremder Personen auch in diesem Fall anwenden.

Dritte Untersuchung.

Ist nicht die Erscheinung, obgleich durch Sinne entsprungen, doch vollständig und unrichtig dargestelt?

Endlich sind wirklich äussere Gegenstände vorhanden, welche auf unsre Sinne so wirken, daß wir Erscheinungen von Geistern zu haben wähnen, ob gleich jene Gegenstände von ganz anderer Beschaffenheit sind, und andern, ja sogar uns selbst zu andern Zeiten, auch ganz anders erscheinen.

Die Gründe solcher Täuschungen liegen zum Theil schon in der Beschaffenheit der Seele und ihrer Vorstellungen, besonders ihrer Aufmerksamkeit zu der Zeit, da sie den Gegenstand bemerkt.

Ein

Ein andersmal ist, wie bey Gelbsüchtigen, der Körper so verändert, daß ein Gegenstand, der bey gesunden Sinnen einen bestimmten Eindruck machte, jetzt einen ganz verschiedenen hervorbringt. Bisweilen sind nur einige Theile in einem so ausserordentlichen, und deswegen nach von ausserordentlichen Folgen begleiteten, Zustand. So kann z. B. vorausgegangene zufällige Anstrengung des Körpers oder eines gewissen Sinnes auf einen bestimmten Gegenstand, z. E. die rothe Farbe, bey übrigens vollkommener Gesundheit des übrigen Körpers, nur jenen Sinn, oder bey vollkommener Gesundheit und Richtigkeit des Sinnes, nur die Empfänglichkeit desselben für jene Vorstellung geschwächt haben; wenn wir daher nun etwas weisses anschauen sollen, so ist die Wirkung so, ob wir alle übrigen Farben, aus denen die weisse besteht, nur die rothe allein ausgenommen, anblickten, und folglich erscheint der Gegenstand nicht mehr, wie sonst, weiß.

Oft liegt ein Grund zur Täuschung in den, zwischen uns und dem vorgestellten äussern Gegenstand liegenden, oder sonst auf irgend eine Art mit beiden zusammenhängenden Körpern, besonders den Dünsten, oder in dem, durch dessen Hülfe der Gegenstand gesehen oder gehöret wird,

dem Licht oder der Luft, oder in der Beschaffenheit des Gegenstands, der z. B. zu klein sein, oder zu schnell vorübereilen kann, oder endlich in seinem Verhältniß gegen uns, z. E. seiner Nähe oder Entfernung.

Mannichfaltig und sehr merkwürdig sind die Täuschungen, die durch alle diese Ursachen erzeugt werden. Bekannte Gestalten erscheinen auf auffallende Weise umgeschaffen — doppelt — an andern Orten — oder es werden gar ganz neue, nie gesehene, Gestalten erblickt, indeß man andere, wirklich vorhandene Dinge nicht ganz oder gar nicht bemerkt; und durch alles dieses werden wir, besonders, wenn die Erscheinung menschenähnlich ist, auf Geister geführt.

Um zu erweisen, wie viel sonderbare Dinge sich auf diesem Weg ereignen, erzälle ich einige merkwürdige Erfahrungen der Physiker, aus welchen erhellt, wie schon durch die Ursachen, welche ausser unserm Körper und unserer Seele liegen, d. i. das Medium, die zwischenliegenden Körper und die Beschaffenheit und Lage des Gegenstandes alle Arten von Gestalten, besonders aber menschenähnliche, nur glänzendere, und also eben solche, wie sie der Aberglaube den Geistern leiht, erblickt werden.

Von-

Bouguer in den Memoires de l' Academie des Sciences a Paris 1774. §. 264. führt folgendes Beiſpiel an: „Man ſieht, ſchreibt er, faſt alle Tage auf der Höhe dieſer Berge ein auſſerordentliches Phänomen, das ſo alt als die Welt ſeyn muß, von welchem, allem Anſcheinen nach, niemand ein Zeuge voraus geweſen iſt. Das erſtemal, da wir es bemerkten, waren wir alle beyſammen auf einem nicht ſo hohen Berge, Pambamarka genannt.

Ein Gewölke, darinnen wir gehüllt waren, und das ſich zertheilte, ließ uns die Sonne bei ihrem Aufgange hell ſcheinend ſehen. Das Gewölke zog ſich nach der entgegengeſetzten Seite, und war kaum dreiſſig Schritte vorwärts gerückt, als jeder von uns ſeinen Schatten darauf geworfen ſah, aber nur ſeinen eigenen, weil die Wolke nicht eine gerade Oberfläche (une furface unie) darbot.

Die geringe Entfernung ließ uns alle Theile des Schattens unterſcheiden; man ſah die Arme, die Schenkel, den Kopf. Aber was uns in Erſtaunen ſetzte, war dieſes, daß dieſer lezte Theil mit einem Glanze geſchmückt war, der drey bis vier concentriſche Kronen von ſehr lebhafter Farbe for-

formirte, jede mit den Varietäten, als der erste Regenbogen, das rothe auswärts. Die Räume zwischen diesen Kreisen waren gleich; der letzte aber viel schwächer. Endlich sahen wir in einer grossen Entfernung einen weissen Kreis, der das Ganze umgab. Es ist für jeden Zuschauer eine Art von Apotheose.

Auch der Pater Alphonsus d' Ovale hat auf den Peruanischen Gebürgen Menschen und Thiere eben so, und selbst mit solchem Glanze umgeben, gesehen, nicht blos seinen eigenen, sondern auch anderer Körper Schatten. Silberschlag hatte eine ähnliche Erscheinung auf dem Broken. s. Lemgoer auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur: „Er sah die Gestalt des Broken ungleich grösser, als er selbst war, in einer Entfernung von zwo Meilen, wie ein entsetzliches Gespenst in freier Luft schweben, das eben befindliche Brockenhäuslein und wir selbst, sagt er, stunden in Riesengestalt, dann bewegte ich meinen Arm in die Höhe; so war es nicht anders, als wenn sich eine Tanne ausstreckte. Augenblicklich rief ich meiner Reisegesellschaft zu, gegen Osten zu schauen, und sie geriethen über diese Erscheinung in Erstaunen. Ein sehr geübter Recensent dieser Schrift in der A. L. Z. setzt hier hiezu: er erinnere sich in den

Rei-

Reiſen der franzöſiſchen Meſskünſtler nach Peru eine ähnliche Erſcheinung geleſen zu haben, die ſie auf dem Cordilleras beobachtet. Er ſelbſt habe eine ähnliche Erſcheinung zweymal wahrgenommen; einmal ſah er neben einem Thurm in einem Nebel, worinn die Sonne ſchien, das Bildniß des Thurms im Nebel ſtehen; und das zweitemal, als zwiſchen ihm und einer Stadt ein niedriger Nebel lag, erſchien das Bild der ganzen Stadt im Nebel.

Ein berühmter Phyſiker hat folgende Stelle am Ende ſeiner Dioptrik, um zu erweiſen, daß die Wolken bisweilen die Gegenſtände wie ein Spiegel reflectiren. Memini, me alias à magiſtro meo philosophiæ audiviſſe, Veſulii in Burgundia ſpectrum aliquod in nubibus viſum eſſe, miles nempe armatus exerto gladio in aere pendulus totam urbem perterrefecit. Cumque attentius à viris gravibus ſpectaretur, animadverſum ſ. Michaelem templi faſtigio impoſitum reflexe in nubibus ſpectari.

Aus allen dieſen Erſcheinungen erhellt, daß auſſerordentliche Geſtalten, z. E. Menſchengeſtalten mit glänzenden Häuptern, doppelte Erſcheinungen ſeines eigenen wie eines fremden Körpers, Erſcheinungen von Geſtalten an Orten, wo man

gar

gar keinen verursachenden Gegenstand wahrnimmt und überhaupt an ungewöhnlichen Orten z. E. Reuter am Himmel, gar wohl aus ganz natürlichen physischen Gründen erklärt werden können; und leicht leitet man daher die Fabeln vom Muthisheere, die erst neuerlich gesehenen Gespenster in Schlesien, und so manche andere Dinge, die man bisher blos anstaunte, und geradezu für Fabeln erklärte.

Endlich können da, wo man gewisser Werkzeuge bedarf, auch in diesen Veranlassungen und Gründe zur Täuschung liegen.

Die menschliche Kunst, und besonders auch die menschliche Betrügerei läßt nichts unversucht; auch sie hat daher durch diese Mittel zu täuschen gesucht.

So ließ z. E. Schröpfer ein Bild aus der Zauberlaterne in einen durch die Kunst gemachten Rauch fallen, und stellte dadurch dasselbe schwebend in der Luft vor.

Auf solche Mittel gründet sich überhaupt die Taschenspielerkunst.

Un-

Unaufmerksamkeit der Zuschauer, zwischenliegende Körper, das Medium, Finsterniß oder falsches Licht, die äusserste Schnelligkeit, mit welcher die Gegenstände vorüberschwinden, die Entfernung, zu grosse Nähe, Kleinheit, Dunkelheit, Verborgenheit, und Bedeckung derselben — alles wird benuzt, damit das, durch welches eigentlich die Täuschung geschieht, entweder ganz verborgen bleibe, oder doch für etwas ganz anders gehalten werde, als es wirklich ist.

Die Unaufmerksamkeit des Zuschauers auf den Punkt, von dem alles abhängt, wird durch die Gaukeleien des Magus bewirkt, mittles welcher die Aufmerksamkeit zerstreut, oder auf andere gleichgültige Punkte hingeleitet wird.

Wie mittelst des Mediums und anderer zwischenliegenden oder zusammenhängenden Gegenstände Täuschung bewirkt werde, ist so eben an dem Schröpferischen Kunststücke gezeigt worden.

Häufig liegt der Grund der Täuschung darinn, daß wegen der Schnelligkeit, mit welcher alles geschieht, wegen Bedeckung eines Gegenstandes durch andere, oder auch wegen der über-

übrigen noch angezeigten Urſachen das die Täuſchung Befördernde unbemerkt bleibt.

Eberhards Abhandlung über die Magie p. 33. Die vermeinten Zauberer machen ihre Künſte nicht vor jedermans Augen, ſondern verdeckt. Wenn ſie eine Spielkarte in einen Vogel, als in einen Sperling, oder in einen andern Vogel verwandeln wollen, ſo ſtecken ſie die zu verwandelnde Sache erſt in die Taſche, und dann geſchieht erſt die Verwandlung.

Oder ſie breiten ein Schnupftuch, oder etwas dergleichen über die zu verwandelnde Sache. Der Magus giebt einen Tobaksſpfeifenſtiel zwei Leuten an beiden Enden anzufaſſen, er zeigt einen Ring vor, deckt über den Pfeifenſtiel ein Schnupftuch, und läßt einen jeden den Ring durch das Schnupftuch anfühlen.

Nun murmelt er etwas daher, hebt das Schnupftuch auf, und der Ring ſizt zur gröſten Verwunderung derer, die beide Ende des Pfeifenſtiels feſt gehalten haben, dennoch an demſelben.

Warum

Warum deckt der Zauberer hier ein Schnupftuch darüber? Warum macht er sein Experiment nicht frei auf dem Tische? Freilich würde alsdann jedermann die Betrügerey entdecken.

Oft scheint zwar der Magus seine Verwandlungen ohnbedeckt, und frey auf dem Tisch vor unsern Augen zu verrichten. Und dann glaubt man, es sey kein Betrug möglich. Hieher gehören die Verwandlungen der Spielkarten. Der Künstler zeigt uns eine Karte, z. E. Pik König, er läßt sie uns selbst aus dem Spiel ziehen, wir müssen sie auf den Tisch legen, und er erinnert uns, die Hand darauf zu halten, damit sie nicht verwechselt werde. Nun zeigt er einem andern den Coeur König, läßt ihn diese Karte auch ziehen, und die Hand darüber halten. Er macht nun sein Hokus Pokus, und befiehlt, die Karten nachzusehen. Mit grossem Erstaunen sieht der, welcher Pik König hatte, seine Karte in Coeur, und der so Coeur-König hatte, die seinige in Pik verwandelt. Hier ist alles dem Schein nach ohngedeckt zugegangen, und dennoch ungeachtet ist hier ein versteckter Betrug, weil die gezogenen Karten auf die linke Seite auf den Tisch gelegt worden, auf welcher sie nicht zu unterscheiden sind, auch nicht eher besehen werden dürfen, bis die Verwandlung geschehen ist. Ich habe selbst

durch

durch dieſes Kunſtſtück gute Freunde in Verwunderung geſezt.

Um den Betrug deſto ſorgfältiger zu verſtecken, ſind öfters die Zimmer, worinn die Zauberei geſchieht, auf eine beſondere, und von andern nicht zu entdeckende Art zubereitet.

Ein Betrüger von dieſer Art machte einem Gelehrten, der Genios glaubte, weiß, er wollte ihm ſeinen Genius zeigen. Er bath ihn einige Zeit nachher zu ſich, ließ ihn, nachdem er das Zimmer verſchloſſen, das ganze Zimmer, worinn ſich nichts als ein Tiſch und zwei Stühle befanden, durchſuchen, er fand alles wohl verwahrt. Nun ſezte er ſich mit dem Gelehrten an den Tiſch, malte auf denſelben einige Zauberzeichen, und bat ihn ja kein Wort zu ſprechen. Als er mit ſeiner Beſchwörung fertig war, bat er den Gelehrten, hinter den Ofen zu ſehen, und wie heftig erſchrack nicht der ehrliche Mann, als er ſich ſelbſt in ſeinem eigenen Schlafrocke, Schlafmütze, und Pantoffeln hinter den Ofen ſtehen ſah. Er glaubte nun ſeinen Genius geſehen zu haben, und ward dadurch in ſeinem Aberglauben beſtärkt, und vom Künſtler heimlich ausgelacht.

Die

Dieſes Kunſtſtück iſt leicht, und man kann dadurch Menſchen in Hunde und Schweine, ja ſogar in Löwen und Bären ſcheinbar verwandeln, es liegt blos in einer künſtlichen Einrichtung des Zimmers, wovon mir eine Art bekannt iſt.

Andere Dinge haben eine uns unbekannte innere Einrichtung, wovon die Wirkung der angeblichen Zauberei abhängt. Dahin gehört der Zauberrichter, die Zaubertonne, worinn Waſſer in Wein verwandelt wird, imgleichen das Zuſammenblaſen eines durch ein gebohrtes Holz gezogenen Bindfadens, die Palingeneſie der Pflanzen, und andere dergleichen Zauberſtücke mehr. „S. Eberhard. Abhandl. über die Magie.

Iſt nicht in der Seele ſelbſt eine Veränderung vorgegangen?

Vielleicht iſt der Eindruck ganz richtig von der Seele abgefaßt; aber in dem Augenblick, da er in derſelben anlangt, wird er verunſtaltet. Um itzt nur einmal davon zu reden, daß ihn die Seele nur nach ihrer eigenthümlichen Receptivität aufnimmt und bearbeitet, ſo hat ſie zu gleicher Zeit viele andere aus den Sinnen oder der Einbildungskraft in ſich, welche den Aſſociationsgeſetzen gemäß

mäß, alſo z. B. wegen Aehnlichkeit, mit jenen zuſammenflieſſen, und ein Ganzes bilden.

Nun iſt zwar in ſolchen Fällen gewöhnlich die Vorſtellung der Sinne die ſtärkere, und dann geſchieht durch das Zuſammenflieſſen weiter nichts, als nur allein, daß dieſe durch die mit ihr zuſammengeſchmolzene Vorſtellung der Einbildungskraft modificirt wird; aber oft ſiegt die Vorſtellung der Einbildungskraft über die ſinnliche, und alsdenn iſt die Einbildung der hervorſtechende Theil, der jedoch durch die mit ihm zuſammengefloſſene ſinnliche Vorſtellung in etwas modificirt wird.

Ein Weib klagte einſt während einer Krankheit, daß ſie ſo ſehr von Teufeln geplagt werde, die vor jedermanns Angeſicht in der Stube umher ſchwärmen, und immer auf ſie losgehen. Man nahm einen Teller voll Roſinen weg, der auf dem Tiſch lag, und ſogleich waren alle Teufel verſchwunden. Dieſes Zuſammenſchmelzen der ſinnlichen Eindrücke und der Einbildungen, und dieſe Umſchaffung der erſtern durch die andere findet nicht nur beym Aug, ſondern auch bey den übrigen Sinnen ſtatt.

Ein

Ein Bauer, denn ich selbst kannte, kam einst keuchend und ohnmächtig nach Haus; kaum konnte er noch stammeln, daß ein Geist von ungeheurer Gröſse ihm durch den Wald nachgesprungen, ihn endlich erreichet, und ihm 6. Batzen aus der Tasche weggenommen habe; bey Untersuchung seiner Taschen fand man natürlich noch die 6. Batzen, und zugleich, daß er etwas in der Tasche gehabt, das bey seinem schnellen Lauffen einen Laut erweckt, den seine Phantasie zum Fußtritt eines ihn verfolgenden Gespenstes umgeschaffen.

Man hört bey Nacht ein Geräusch, sogleich steht auch die Vorstellung, die sich bey Furchtsamen immer zuerst darstellt, die Vorstellung von einem Dieb, oder gar einem Gespenst, das die Thüre öffne, da.

Häufig geschieht es auch, daß wir schnell und ohne Bewußtsein der Operation, durch die wir es thun, Urtheile über einen wahrgenommenen Gegenstand fällen, und denn, eben weil wir kein Bewußtsein von dieser unsrer Handlung haben, für wirkliche Wahrnehmung halten, was blos Urtheil unsers Verstandes ist.

Der innere Sinn kann nur auf die letzteren Weisen täuschen.

Jede in uns vorhergehende Veränderung fassen wir nur gemäß der eigenthümlichen Empfänglichkeit, in welcher sich unsere Seele in diesem Augenblicke befindet, auf, aber ausser diesem können sich auch mit der erhaltenen Vorstellung manche andere Vorstellungen aus den übrigen Gedankensystem verknüpfen, mit ihr zusammenfliessen, und daraus ein ganz verschiedenes Ganzes bilden, so wie überdies auch Urtheile über das Wahrgenommene gefällt werden können, die wir, unbewußt unserer Operation des Urtheilens, mit der blossen Wahrnehmung verwechseln.

Merkmale, durch deren Hülfe Täuschungen dieser Art erkannt werden.

Täuschungen dieser Art werden am besten erkannt, wenn man den ganzen Gang der Beobachtung untersucht, durch die wir selbst ein oder ein anderer eine Erscheinung entdeckt. Waren, so fragt man also, zur Zeit der Beobachtung Seele und Körper in angemessener Stimmung, jene nicht zu schwach, zu zerstreut, zu unaufmerksam, dieser nicht zu empfindlich, krank und zerrüttet; war das Medium angemessen; lagen nicht etwa zwischen uns

und dem geſehenen Gegenſtand andere, ſichtbare oder unſichtbare, Gegenſtände, innen, die eine Täuſchung verurſachten, oder ſtanden nicht überhaupt andere entweder ganz unſichtbare oder doch unbedeutend ſcheinende Dinge, Menſchen oder Körper, im Zuſammenhang, durch welche eine Täuſchung bewirkt wurde? und war endlich der Gegenſtand ſelbſt in allen ſeinen Theilen hinlänglich erkennbar, war er alſo nicht zu klein, oder zu groß, zu entfernt oder zu nahe, und beſonders nicht bedeckt und verborgen? Hat man Werkzeuge dabei gebraucht, ſo müſſen auch dieſe noch beſonders unterſucht werden.

Zu dieſem Zweck zu gelangen, und beſonders alles, was nur auf das entfernteſte zuſammenhängen könnte, erforſchen zu können, wird alſo der Prüfer alles, die gebrauchten Werkzeuge, das Haus, die Zimmer, in welchen die Erſcheinung geſchehen, Neben-Zimmer, Säulen, vorzüglich aber manche vielleicht weit entfernte oder ganz gleichgültig ſcheinende Perſonen unterſuchen, und dabey oft gerade auf das am meiſten Rückſicht nehmen, was am wenigſten bedeutend und wichtig ſcheint. Am ſicherſten wird man verfahren, wenn er die ganze Operation, und zwar mehrmals unter verſchiedenen Umſtänden, wiederholt, oder ſie, wofern ſie ein anderer gemacht, aufs genaueſte

nachmacht; auch überdies durch andere wiederholen und nachmachen läßt.

Endlich um ſicher zu ſeyn, daß die Erſcheinung auch nicht durch zugleich vorhandene Eindrücke, beſonders Einbildungen, die mit der reinen Vorſtellung derſelben zuſammengefloſſen, verändert worden, oder daß nicht einiges, das er für Wahrnehmung hält, bloſſes Urtheil ſey, wird er ſowohl die ſchon geſchilderte Natur der Einbildungen, aus welcher auch die Merkmale eines durch ſie umgeſchaffenen Eindrucks erhellen, und die Natur eines Urtheils in Vergleichung mit wirklichen ſinnlichen Eindrücken, als auch die Natur eines aus allen dieſen beſtehenden Ganzen in Betracht ziehen, die Methode, deren er damals, da er jene Erſcheinung entdeckt, ſich bedient, genau ins Gedächtniß rufen und prüfen, und endlich auch, wenn die Umſtände dieſes zulaſſen, die Beobachtung aufs neue, und unter verſchiedenen Umſtänden vornehmen, oder durch andere vornehmen laſſen.

Vierte Unterſuchung.

Iſt der richtig aufgefaßte Eindruck auch richtig im Gedächtniß aufbewahrt, und durch Erinnerung zurückgegeben worden?

Die Erſcheinung wird nicht auf der Stelle beurtheilt, ſondern öfters erſt lange nachher; hat ſich alſo nicht die Vorſtellung derſelben, wenn ſie auch gleich anfangs ganz richtig war, während ihres Schlummers in der Seele oder doch bey ihrer Wiedererweckung verändert, ſo daß nun etwas ganz anders zurückgegeben wird, als wir empfangen?

Das Einprägen wird durch die Natur der einzuprägenden Vorſtellungen, ihrer Lebhaftigkeit, Klarheit, Dauer, Verbindung mit andern, ſchon dauerhaft genug eingeprägten Vorſtellungen und endlich ihr Verhältniß mit dem gegenwärtigen Seelenzuſtande oder der Empfänglichkeit der Seele für ſolche Vorſtellungen überhaupt beſtimmt. Wo dieſe Bedingungen nicht erfüllet werden, da iſt in eben dem Verhältniß das Einprägen minder ſtark, tief, dauerhaft und richtig.

Aber auch während eine Vorſtellung in der Seele liegt, iſt ſie mancherley Veränderungen ausgeſetzt. Es entſtehen in dieſer viele Revolutionen,

manche neue Vorstellungen treten ein, manche fallen aus, und alles dieses ist einer in der Seele schlummernden Vorstellung günstig, einer andern ungünstig, befestigt jene mehrmehr, schwächt diese oder erzeugt Veränderung in beyden, indem bald die Ordnung, in welcher ihre Theile stehen, umgeschaffen wird, bald neue Theile zugefügt oder alte weggelassen werden.

Endlich kann die zur Zeit der Wiedererweckung einer Vorstellung herrschende Seelenstimmung und körperliche Beschaffenheit die Beschaffenheit des zu dieser Zeit herrschenden Gesetzes der Association, und endlich die Beschaffenheit und die Verhältnisse der erweckenden Vorstellungen verursachen, nicht nur, daß die wiedererweckte Vorstellung lebhafter oder schwächer wieder hervortritt, sondern auch, daß eher dieser, als jener Theil, eher diese als jene Verbindung und Ordnung derselben hervorgezogen wird, kurz, um aller dieser Ursachen willen wird eine Vorstellung nicht mehr so, wie sie in das Gedächtniß niedergelegt worden, sondern mehr oder weniger umgeschaffen zurückgegeben; und da wir noch ganz die nämliche zu besitzen glauben, so täuschen wir uns.

Die Wirkung dieser Täuschung erstreckt sich theils auf den Inhalt der Vorstellungen oder Erschei-

ſcheinungen, von denen man vielleicht gerade das, was ſie erklären konnte, wegläßt, oder zu denen man, was ſie unerklärbar macht, hinzufügt, theils insbeſondere auch darauf, daß man, was man einſt als auſſer ſich wirklich und gegenwärtig vorhanden empfunden, als eines nicht wirklich vorhanden geweſenen, ſondern blos eingebildeten, oder deſſen, was eigene, ſelbſt gehabte, Vorſtellung und Erſcheinung war, nicht als einer eigenen, ſondern nur als einer fremden ſich erinnert, oder daß man umgekehrt das blos Eingebildete als ein wirklich empfundenes, fremde Vorſtellungen und Erſcheinungen als eigene zurückruft. Auch dieſe Irthümer ſind äuſſerſt nachtheilig. Ohne Erinnerung gewiſſer Erſcheinungen als wirklich empfundener und als eigener iſt manchmal die Erklärung eines ſonſt wohl erklärbaren Faktums unmöglich; Erinnerung bloſſer Einbildungen als wirklicher Empfindungen oder gewiſſer Vorſtellungen und Erſcheinungen als eigener, die es doch nicht ſind, zeugt Chimären jeder Art, und macht die Erklärung wirklicher Erſcheinungen unmöglich.

Merkmale, dieſe Täuſchungen zu entdecken.

Wie kann man ſich alſo gegen ſolche Täuſchungen ſichern, wie dieſelben aufdecken?

Je

Je richtiger, stärker und tiefer eine Vorstellung ins Gedächtniß geprägt worden, jemehr sie mit andern Vorstellungen, die selbst richtig, stark und tief eingeprägt liegen, und mittelst dieser Verbindung auch jene im Gedächtniß erhalten, verbunden ist, je öfter sie wiederholet worden, je weniger nachher erschütternde Revolutionen vorgegangen, oder neue, lebhafte, interessante, die vorigen Ideen und ihre Beschaffenheit und Ordnung umstürzende, Vorstellungen in die Seele getretten sind, und jemehr endlich die Seele im Augenblick des Wiedererweckens zu richtiger und vollständiger Wiedererweckung aufgelegt ist, und je weniger die eben bemerkten Hindernisse hierinn im Weg stehen, desto weniger sind die bisher beschriebenen Gefahren zu befürchten.

Auch Folgerungen, die man, während die Erscheinung gegenwärtig war, aus ihr gezogen, und Veränderungen, die man durch sie bestimmt, in seinem ganzen Gedanken- und Empfindungs-System vorgenommen, und deren man sich alsdenn nachher, weil sie tief genug eingeprägt liegen, und mit Richtigkeit wieder zurückgerufen werden können, wieder erinnert, sichern vor jenen Gefahren.

Endlich geht man am allersichersten, wenn man eine Erscheinung in dem Augenblick, da man sie hat, sogleich aufzeichnet, oder andern mittheilt.

Merkmale, daß eine gewisse Vorstellung unverändert geblieben, giebt also zuerst die Untersuchung seines Seelenzustandes, wie er beym Einprägen derselben, während ihrer Fortdauer in der Seele, und bey ihrer Wiedererweckung beschaffen war, denn in dem Verhältniß, als die angeführten Bedingungen erfüllt, oder nicht erfüllt worden, kann man sich auch auf die Richtigkeit der Erinnerung mehr oder weniger verlassen. Richtige Erinnerung der durch die Vorstellung, im Augenblick, da sie vorhanden war, geschehenen Folgerungen und Veränderungen enthält ein neues Merkmal, und endlich ist das Aufschreiben oder das Zeugniß anderer, denen die Erscheinung mitgetheilt worden, die sicherste Probe.

Ist die Erscheinung, wenn sie auch durch keine Täuschung bewirkt worden, gerade durch einen Geist entstanden?

Die Erscheinung ist also weder durch Einbildungskraft, noch durch Täuschung der äussern oder innern Sinne, noch auch durch unrichtige Erinnerung des sinnlich empfundenen entstanden, sind

wir

wir nun berechtigt, dieſelbe Geiſtern zuzuſchreiben, und welches ſind die Gründe, die uns dazu berechtigen? Vielleicht iſt 1) mit der Erſcheinung auch die Ueberzeugung von ihrem Urſprung durch einen Geiſt verbunden; 2) oder die Erſcheinung ſelbſt oder die mit ihr verbundenen Wirkungen können nur allein von höhern Geiſtern abgeleitet werden?

I. Erſtes Merkmal.

So wie der Anblick eines Körpers, z. E. eines Hauſes, eine Vorſtellung hervorbringt, die zugleich mit der Ueberzeugung vom Daſein und Gegenwart des die Vorſtellung erzeugenden Gegenſtandes, des Hauſes, verbunden iſt, und ſo wie dieſe Ueberzeugung uns nicht trügt, ſo, meint man, könne auch mit einer durch einen Geiſt erzeugten Vorſtellung die Ueberzeugung von dieſem Urſprung derſelben durch einen Geiſt verbunden ſeyn, und eben ſo wenig trügen.

So wenig man nun die Unmöglichkeit einer ſolchen Behauptung darthun kann, ſo laſſen ſich doch einige nicht unerhebliche Schwierigkeiten gegen dieſelbige anführen.

Zuerſt iſt der Schluß von ſubjektiver Nothwendigkeit auf objektive ſchon in dem erſtern Fall nicht

nicht so zugestanden, als man hier voraussetzt, wird er also in dem andern zugestanden werden?

Doch wir wollen die Zweifelsucht nicht so weit treiben, und uns begnügen, auf eine andere Schwierigkeit aufmerksam zu machen. Nur zu oft findet nämlich jene Ueberzeugung, daß ein Körper ausser uns vorhanden sey, statt, wo gewiß keiner vorhanden ist; ist also nicht die gleiche Täuschung auch in Rücksicht auf die Ueberzeugung, daß eine bestimmte Vorstellung von Geistern entsprungen, zu befürchten, ja ist sie hier nicht viel mehr zu fürchten, da das Interesse und der Einfluß der Leidenschaft hier viel grösser ist, da wir uns hier nicht so gut, wie dort, allmählig gewisse Regeln zu Unterscheidung des Irrthums von der Wahrheit bilden können, und da endlich unsere äussere Sinne und die Einsichten Anderer hier nicht zu Hülfe kommen können? Indessen können doch einige jener Merkmale, die wir zur Entdeckung der Einbildungen, Sinnentäuschung und falschen Erinnerung angegeben, auch hier Anwendung finden, und man kann also durch Hülfe derselben doch bisweilen darthun, daß unsere Ueberzeugung nicht aus diesen Ursachen stamme. In Fällen, wo dies nicht möglich ist, bleibt nichts übrig, als daß man zugleich Wirkungen auffinde, die nicht anders als durch Geistereinwirkung erklärbar sind.

Ende.

Endlich kann ein solches Merkmal Andern gar nicht mitgetheilt werden, weil es ganz einfach ist, und sich nicht beschreiben läßt; kein Anderer kann es also genau prüfen, und man muß sich daher ganz nur auf die Redlichkeit und Einsicht dessen, der es zu besitzen vorgiebt, verlassen; aber welch ein Grad von Einsicht, den man ihm zutrauen muß, da es hier so schwer und in vielen Fällen unmöglich seyn muß, Wahrheit und Täuschung zu unterscheiden, und da so oft auch die aufgeklärteren und gar nicht abergläubischen Menschen, wenigstens in solchen Gegenständen, sich geirrt haben? auch hier bleibt also nichts übrig, als daß der durch Geistereinwirkung Beglückte die Zulänglichkeit seiner Einsicht zu Unterscheidung der Täuschung von Wahrheit, durch gegebene Proben in ähnlichen Gegenständen, und seine Verbindung mit Geistern überhaupt, durch Thaten, die allein durch diese begreiflich sind, erweise.

II. Zweites Merkmal.

Einige haben geglaubt, Geister schon durch die äussere Gestalt, in welcher sie erscheinen, zu erkennen; Aber welches ist dann die Gestalt eines Geistes — etwa eine menschenähnliche, nur herrlichere und glänzendere, oder irgend eine andere? woher wißt ihr dieß oder jenes?

Auch

Auch dieſes Mittel iſt alſo nicht zureichend; höchſtens könnten wir uns dann deſſelben bedienen, wenn mit der Erſcheinung zugleich die Ueberzeugung von dem Urſprung unſerer Vorſtellung durch einen Geiſt verknüpft wäre, oder vielmehr, da auch dieſes nicht zureicht, wenn mit derſelben ſolche Wirkungen verbunden wären, die nicht anders, als von Geiſtern abgeleitet werden können.

Aber doch darf ich dann, wenn ich einen Körper von der Beſchaffenheit, wie ich den Körper eines itzt Verſtorbenen während ſeines Lebens kannte, erblicke, überzeugt ſeyn, daß ich den Verſtorbenen ſelbſt, und alſo ſeinen abgeſchiedenen Geiſt erblicke? Selbſt in dieſem Fall kann ich zunächſt auf weiter nichts mehr ſchlieſſen, als irgend ein Unbekanntes, das dieſe Vorſtellung hervorzubringen fähig iſt. Nur wenn der erſcheinende Körper anhaltend, unter allen Umſtänden, durch alle Sinne von allen Menſchen immer als einerlei mit dem Körper eines nun Verſtorbenen erkannt wird; auch überdies die nämlichen Körper und Seeleuäuſſerungen, die man bey dieſem gewohnt war, oder doch ſolche, die ohne die letztern nicht möglich ſcheinen, entdeckt werden, wird man geneigt, aus Einerleyheit des Eindrucks auf Einerleyheit des Gegenſtandes oder der Perſon zu ſchlieſſen, eben ſo, wie man, ſo lange der Menſch noch lebte, und zu ver-

verschiedenen Zeiten von uns gesehen wurde, zu thun gewohnt war.

III. Drittes Merkmal.

Diese beide Merkmale sind also nur zu häufig ganz unzureichend; in solchen Fällen kann nichts, oder nur gewisse, blos aus Geistereinfluß erklärbare, Wirkungen von dem Daseyn und der Einwirkung der Geister versichern.

Ehe wir indessen diese Untersuchung anstellen, müssen erst einige Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Es giebt ausserordentliche Fälle und Wirkungen, die vielleicht dennoch keiner weitern Erklärung bedürfen, und also auch nicht von Geistereinfluß zeugen können.

Ein über alle Vorurtheile erhabener Mann, so wird im schwäbischen Magazin II. Th. p. 309. erzählt, arbeitete den Nachmittag durch an einem Baum in seinem Garten. Plötzlich sieht er sein Kind auf der Mauer wandeln. Er eilt hinzu, und findet — nichts. Nun fliegt er nach Haus, hört, daß das Kind gar nicht aus dem Hause gekommen, schämt sich seiner Einbildung und kehrt zu seinen Bäumen zurück; hier findet er mit Erstaunen,

daß

daß während seiner Abwesenheit der Baum durch eine Kugel durchschossen worden sey, die, wofern er nicht durch das Phantom von seinem Kinde abgerufen worden wäre, ihm sicherlich das Leben geraubt haben würde.

Woher eine Verbindung der Umstände, die von so wichtigen Folgen begleitet war?

Vielleicht wirkt schon der Zufall mehr, als man glaubt, denn warum soll unter so unendlich vielen möglichen Verbindungen der Dinge, nach unzähligen unwichtigen nicht einmal auch eine wichtige, folgenreiche statt finden, warum z. E. nach so unzählig vielen Träumen, die nicht eintreffen, nicht endlich einmal einer eintreffen?

Ein mir genau bekannter Mann träumte einst, das er vier bestimmte Karten beym Spiel herauskommen sehe; Nachts darauf war Redoute, auf welcher Pharao gespielt wurde: zufälliger Weise endete er seinen Tanz gerade so, daß er auf den Pharao-Tisch hinschauen konnte. Mit Verwunderung sah er die erste Karte umschlagen, die er geträumt, nachher die zweite, und die dritte.

Wenn man aber auch dem bloßen Zufall nicht so viel zutrauen will; vielleicht gründet sich das

Auf-

Auſſerordentliche einer ſolchen Erſcheinung auf eine Art göttlicher Vorherbeſtimmung?

Ganz gewiß, ſo erklärt ſich die eben angeführte Schrift p. 311. hierüber, hat eine weiſe Vorſehung damals, da ſie allen Dingen ihre erſten beſtimmten Lagen anwies, unter allen möglichen Lagen ſtets diejenige ausgewählt, durch welche, während des ganzen Daſeyns der Dinge, die beſtmögliche Wirkſamkeit und folglich das höchſte Glück der Einzelnen und des Ganzen erfolgen mußte, wenn ſie von nun an ihrem ordentlichen natürlichen, aus ihren anerſchaffenen Kräften, und eben dieſer urſprünglichen Lage entſpringenden, Gang überlaſſen wurden. Geſezt nun, daß die Rettung jenes Mannes, oder irgend eine andere groſſe Begebenheit zum höchſten Glück des Ganzen, oder, welches einerlei iſt, in den Plan der Vorſehung gehörte, ſo war nichts als nur eine ſolche urſprüngliche Anordnung der Dinge, vermöge welcher, wenn dieſe auch von nun an ſich ſelbſt überlaſſen wurden, jene Wirkung erfolgen mußte, hierzu erfordert, und folglich bedarf man zu Erklärung derſelben keiner Geiſter.

Dieſe beyde Vorausſetzungen ſind indeſſen blöſe, leere Hypotheſen; wenn man ſie aber auch zugeben wollte, ſo würde doch aus beyſelben blos

das

das unerwartete und auſſerordentliche Zuſammentreffen gewiſſer Gegenſtände, nicht aber auch die auſſerordentliche Wirkung der Einzelnen erklärt. Wenn z. E. auf ſolche Art nun erklärt wäre, warum auf die Worte eines Menſchen: Stehe auf, die Auferſtehung des Todten erfolgte, das heißt, warum jene Worte und dieſe Begebenheit im Verhältniß der Succeſſion ſtehen, ſo bedarf es doch noch einer neuen Unterſuchung, durch welche Kraft dann der Todte wieder zum Leben erweckt worden?

Und hier iſt dann eine wichtige Regel vorgeſchrieben:

Wirkungen können nicht eher einer auſſerordentlichen Art von Kräften und Weſen zugeſchrieben werden, ehe wir verſichert ſind, daß dieſelben, nicht von den natürlichen ordentlichen Kräften herrühren; um alſo eine ſolche Verſicherung zu erhalten, muß man zu allererſt die Grenzen von dieſen kennen lernen, und eine Erklärung aus denſelben verſuchen, und nur dann zu jenen Zuflucht nehmen, wenn das leztere unmöglich erfunden worden.

Zweierley Kräfte ſind uns bekannt, die körperlichen und die menſchlich geiſtigen; von beiden müſ-

müſſen wir alſo die Grenzen kennen, um uns zu verſichern, daß die vorliegenden Wirkungen nicht aus ihnen, ſondern von Geiſtern ſtammen.

I.

Können die Wirkungen nicht aus körperlichen Kräften erklärt werden?

Vielleicht giebt es manche noch unbekannte körperliche Kräfte, oder doch unbekannte Grade und Verhältniſſe, und folglich auch Richtungen und Aeuſſerungen bekannter Kräfte; daher auch die Wirkungen, die durch ſie hervorgebracht werden, nicht aus denſelben erklärbar, und folglich überhaupt unerklärbar ſind. Wenigſtens hat ſich von jeher gezeigt und zeigt ſich noch immer, daß mit neuen Entdeckungen in der Naturkunde auch neue Kraftäuſſerungen entdeckt werden, und alſo durch dieſe erklärt wird, was vorher unerklärbar ſchien.

Aber auch ſchon diejenigen, die man wirklich kennt, bringen durch die auſſerordentliche Verhältniſſe, in welchen ſie ſtehen, und in welche man ſich oft auch abſichtlich ſezt, ſo auſſerordentliche Wirkungen hervor, daß ſie wenigſtens jedem, der nicht aufs genaueſte unterrichtet iſt, und ſie aufs genaueſte beobachtet, aus denſelben unerklär-

klärbar scheinen. Wieglebs Magie und ähnliche Schriften enthalten eine Menge von Beyspielen, die dieses erweisen.

Findet man demnach ausserordentliche Wirkungen, so ist der Schluß von denselben auf Geister doch nicht eher erlaubt, als bis man vorher gezeigt, daß dieselben unmöglich aus solchen unbekannten Kräften, oder unbekannten, oder doch ausserordentlichen Graden, Verhältnißen, Richtungen und Aeusserungen bekannter Kräfte haben entstehen können.

II.

Oder können vielleicht die unbegreiflichen Wirkungen nicht aus den menschlichen Kräften erklärt werden?

Die menschliche Seele ist nicht allein für diese, sondern auch noch für eine andere Welt bestimmt; daher ist sie von der Natur mit grossen, zum Theil während des Erdenlebens nicht nöthigen, Kräften und Anlagen ausgerüstet worden; diese Anlagen nun können bisweilen wegen der ausserordentlichen Collisionen und Verhältnisse, in welche ein Mensch vor dem andern gelangt, bis zu einem so ausserordentlichen Grade entwickelt werden, daß dieser Wirkungen hervorbringt, die für gemeine Sterbliche gänzlich unmöglich sind.

Läßt ſich das nämliche nicht auch in Rückſicht auf den Körper behaupten?

Vielleicht, daß wir auch noch nach dem Erdenleben einen Körper erhalten, und vielleicht, daß dieſer ſchon in unſerm gegenwärtigen Körper eingehüllt liegt, ob er gleich ordentlicher Weiſe ſich jetzt noch nicht äuſſert; geſetzt nun, daß ein ſolcher Körper neue, uns gänzlich unbekannte, Sinne enthielte, und daß es Zuſtände und Verhältniſſe gäbe, in welchen dieſe ſchon hienieden zur Aeuſſerung gelangen könnten, ſo würden dadurch Wirkungen entſtehen, die aus gewöhnlichen Kräften ganz unbegreiflich ſind.

Doch wenn dieſes beides auch ganz problematiſch iſt, ſo iſt eine andere Quelle auſſerordentlicher Wirkungen deſto weniger zu verkennen. Zur Zeit, wo die Vernunft noch nicht fähig iſt, uns zu leiten, ſind es Inſtinkte, denen die Natur unſere Leitung übergeben hat; Inſtinkte, die ſich im Verhältniſſe mit dem Wachsthum der Vernunft wieder verlieren. Wie wenn ſich nun dieſe bisweilen bey auſſerordentlichen Zuſtänden wieder äuſſerten, ſo müßten auch durch ſie Wirkungen hervorgebracht werden, die uns gänzlich unerklärbar ſcheinen.

Ende

Endlich ſind auch ohne dieſe Rückſichten die Kräfte der Menſchen verſchieden; manche beſitzen ſo auſſerordentliche, daß ſie ſich dadurch vor allen gewöhnlichen Menſchen auszeichnen. Auf gleiche Art iſt die Uebung und Anſtrengung derſelben verſchieden, ſie iſt bey einigen ſo groß, daß ſie dadurch den Grad ihrer Kräfte aufs äuſſerſte erhöhen, und folglich ſonſt unerhörte Wirkungen hervorbringen.

Nach dieſen Grundſätzen iſt es wohl nicht unbegreiflich, wenn auch der Menſch bisweilen Wirkungen hervorbringt, die das überſteigen, was wir ſonſt von menſchlichen Kräften erwarten. In allen Kräften deſſelben iſt bisweilen etwas ſo auſſerordentliches ſichtbar.

I. Wir erhalten die Materialien alles Denkens durch Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß, und ſchon dieſe ſind bisweilen in auſſerordentlichem Grade.

Gegenſtände, die Andere wegen ihrer Entfernung, Kleinheit, Dunkelheit oder anderer Urſachen gar nicht wahrnehmen, werden von einigen Wenigen wahrgenommen, und als Data zu Urtheilen gebraucht.

Ein berühmter Schriftſteller verſichert uns, daß er die Anweſenheit ſeines Freundes in derſelbigen Stadt, ohne ſie zu wiſſen, blos durch den Geruch empfunden habe. Der Graf von Lamberg in ſeinem Memoriale d'un Mondain erzählt gar von einem Menſchen zu Corte, der am Geſchmack und Geruch der verſchiedenen Erdarten das Vaterland eines jeden Fremden unterſcheiden konnen, der von ſeinem vaterländiſchen Grund und Boden an ſich hatte.

Auf gleiche Art erhalten Einige Gefühle vom Zuſtand ihres Körpers, die Andern und ſogar ihnen ſelbſt zu andern Zeiten gänzlich fehlten. Auch ſolche Gefühle führen nicht ſelten zu wichtigen Entdeckungen. Durch ſie entdeckt bisweilen ein Kranker die Speiſen, die ihm heilſam ſind, (oft ſinds die, nach denen er ſehr heftig verlangt) ſo, daß er, obgleich unwiſſend in der Arzneykunde, doch beſſer, als alle Aerzte zu thun vermogen, ſich heilen kann.

Endlich, da Leute von äuſſerſt empfindlichen Sinnen faſt auf eine Art und in einem Grade, deſſen Andere nicht fähig ſind, afficirt werden, ſo kann es geſchehen, daß die Erſtern Wirkungen in ſich empfinden, welche die Letztern gar niemals erhalten.

Auch die Einbildungskraft zeichnet ſich bisweilen durch auſſerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher ſie wieder hervorruft, und durch Lebhaftigkeit, Klarheit, Dauer, Umfang, Reichthum, Mannichfaltigkeit, Schwierigkeit, Richtigkeit und Seltenheit, vorzüglich aber durch angemeſſene Ordnung des Wiedergerufenen aus; und endlich glänzt auch das Gedächtniß einiger Wenigen, theils durch eben dieſe Vorzüge, theils beſonders durch Richtigkeit.

Ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art ſ. in Muratori über die Einbildungskraft überſ. v. Richerz I. Th. p. 198.

Wenn die gegebenen Materialien ſo vortreflich ſind, d. i. wenn uns theils Eindrücke oder Gefühle mitgetheilt werden, die Andere gar nicht beſitzen, theils alle in dem erfoderlichen Grad der Lebhaftigkeit, Klarheit und Dauer in hinlänglicher, aber nicht zu groſſer Menge, und endlich vorzüglich in der angemeſſenſten Verbindung und Ordnung dargelegt werden, ſo fällen wir Urtheile, die Andere, wenn gleich mit gleichem Grade des Verſtandes begabt, nicht zu fällen vermögen, und deren Grund bisweilen, da nämlich, wo jene Gefühle bewußtlos ſind, uns ſelbſt unbekannt iſt.

II. Wenn auch die Data nicht so ausserordentlich vorzüglich sind, so ist es vielleicht die Lebhaftigkeit, Stärke und Dauer, mit welcher sich Einige auf die Gegenstände ihrer Betrachtung hinfesseln, oder der grosse Umfang und die unermeßliche Mannichfaltigkeit von Vorstellungen, die sie zu gleicher Zeit oder doch schnell aufeinander umfassen können; Eigenschaften, durch welche der Verstand ebenfalls sehr unterstützt wird. Ein Cäsar, ein Palafox sind einzelne Beyspiele, wie weit der Mensch auch hierinn sich erheben könne.

III. Endlich ist die Kraft des Verstandes selbst, wie eines Neuton oder Leibniz, ausserordentlich.

Nehmen wir also an, daß sich alle diese Vorzüge in einer Person vereinigen, so kann man doch gewiß Wirkungen erwarten, die aus gewöhnlichen Kräften nicht erklärbar sind.

Nirgend äussert sich dieses Ausserordentliche so auffallend, als in Voraussehung der andern enthüllbaren Zukunft, die häufig auf Einer der genannten Ursachen, besonders gewissen körperlichen Gefühlen beruht, aus welchem die Zukunft meist ohne Bewußtseyn der Gründe geahndet wird.

Aller-

Allerdings könnte indeſſen die Vorausſehung auch aus der obenerwähnten Vorherbeſtimmung erklärt werden, vermöge welcher die Ueberzeugung, daß eine gewiſſe Veränderung zu einer gewiſſen Zeit vorfallen werde, nach den ordentlichen natürlichen Geſetzen unſrer Seele und unſers Hirns, und dieſe Veränderung ſelbſt nach den Geſetzen des Gegenſtandes, in welchem ſie vorgieng, erfolgt, beyde aber nur deßwegen ſo gut zuſammentreffen, weil die Natur, deren Plan dieſes Zuſammentreffen gemäß war, die Dinge von Anfang ſo anordnete, daß, wenn ſie von nun an auch nur ihren natürlichen Geſetzen überlaſſen wurden, daſſelbe erfolgen mußte.

Endlich iſt das Zuſammentreffen nur zufällig, oder Vorausſehung und Erfolg beruhen auf einem dritten gemeinſchaftlichen Grunde, oder endlich iſt das Eine die Urſache des Andern. Ich würde mich zu weit von meinem Ziel entfernen, wenn ich das, was ich hier nur mit Einem Worte berührt, weiter ausführen wollte; Blos die einzige Bemerkung füge ich noch bey, daß, da wir in allen dieſen Fällen ſo oft ohne deutliches Bewußtſeyn unſerer Entſcheidungsgründe und unſerer Operationen entſcheiden, die Vorausſehung häufig nur auf dunklen Vorſtellungen beruhe.

Dieſe

Diese Vorhersehungsgabe kann, nach einem neuen Schriftsteller, nicht nur zu einer ausserordentlichen Höhe gebracht werden, sondern sie ist es auch, in welchen eigentlich das Wundervolle gewisser ausserordentlicher Begebenheiten besteht: Wenn der Wunderthäter einen Todten erweckt, so ist die Erweckung durch angemessene, zwar unbekannte, aber doch im Lauf der Natur gegründete Kräfte, nicht durch den Wunderthäter geschehen; dieser hingegen hat sich blos durch eine ausserordentliche Erhöhung der Vorhersehungsgabe fähig gemacht, diese Begebenheit mit ihren Umständen vorherzusehen, was freylich zufolge aller unserer Erfahrungen sonst kein Sterblicher vermochte.

Auch Neigungen und Empfindungen des Menschen nehmen oft einen ausserordentlich heftigen, oder mit dem vorigen ganz contrastirenden Schwung; wir lieben, was wir kaum vorher verabscheut, verabscheuen, was wir kaum vorher liebten; der Heitere wird plötzlich traurig, der Traurige heiter. Selbst Lasterhaftigkeit und Tugend folgen bisweilen sehr schnell aufeinander.

Das nämliche gilt endlich auch von der Fähigkeit unserer Seele, in ihrem Körper zu wirken, welche allerdings in gewisse bestimmte Grenzen eingeschlossen ist, aber dennoch in ausserordentlichen

Fäl-

Fällen, d. i. wenn entweder die Seelenäusserung ausserordentlich, oder der Körper sehr beweglich ist, die gewöhnlichen Grenzen überspringt. Der Körper erhält durch einen bloßen Gedanken, oder eine bloße Empfindung und Leidenschaft ganz ungewöhnliche, oder wenigstens mit dem vorigen Zustand ganz contrastirende Bewegungen, oder es werden gar gewisse allgemeine Zustände desselben, Stärke oder Schwäche, Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit, Gesundheit oder Ungesundheit plötzlich hervorgebracht.

Zimmermann von der Erfahrung II. Th. p. 490. Tulpius hat einen jungen Engländer durch den unerwarteten Abschlag einer sehr gewünschten Heurath urplötzlich in eine Starrsucht verfallen gesehen. Steif wie Holz saß er einen ganzen Tag auf einem Stuhle in der gleichen Stellung und mit offenen Augen, alles war an ihm so unbeweglich, daß man ihn eher für eine Bildsäule als für einen Menschen gehalten hätte. Allein nachdem man ihm auf den Abend mit Lauter Stimme zugerufen: seine Liebste soll sein eigen seyn, wenn er nur wieder zu sich selbsten komme, sprang er wie aus einem tiefen Schlafe von seinem Stuhle auf, und ward gesund.

Ich habe aus eben dieser Ursache fährt Zimmermann fort, vielerley Wahnwitzige gesehen; ein Schweizer aus dem Canton Bern, der vor mir die Arzneykunst in Göttingen studierte, soll daselbst in dieser leidigen Krankheit auf den hübschen Einfall gerathen seyn, die gröste Pulsader im Leibe wolle ihm verspringen, darum getraute er sich fast gar nicht mehr, sein Zimmer zu verlassen; Aber den gleichen Tag, als er von seinem Vater zurück beruffen ward, hüpfte er ganz Göttingen im Triumphe durch, nahm von seinen Bekannten Abschied, und den dritten Tag bestieg er mit der ausserordentlichsten Munterkeit den Winterkasten in Cassel, da er doch zwey Tage vorher bey dem Anblick der kleinsten Treppe in Göttingen den Athem aus dem Bauche zog.

Diese Wirkung der Seele auf den Körper erstreckt sich so weit, daß gar oft die blosse Vorstellung eines gewissen körperlichen Zustands mittelst der Einbildungskraft, eine eben so grosse Wirkung thut, als sonst nur dieser körperliche Zustand selbst, oder das wirkliche Daseyn der diesen Zustand erzeugenden Gegenstände zu thun vermochte.

Man fürchtet das Fieber zu bekommen, und man bekommt es; man ist überzeugt es verloren zu haben, und verliert es wirklich

Bey-

Vermittelst unsers eigenen Körpers wirken wir auch auf andere Körper, theils durch Stoß und Druck, theils durch Anziehung, theils unmittelbar, theils mittelbar, theils durch den ganzen Körper, theils durch einzelne Theile desselben, besonders die Ausdünstungen; und diese Wirkungen stehen im Verhältniß mit der Größe der Bewegung unsers eigenen Körpers, der Beweglichkeit des zu bewegenden, und der Beziehung beider gegeneinander; nach allen diesen Rücksichten nun findet bisweilen etwas ausserordentliches statt — Der zu bewegende Körper ist ausserordentlich beweglich — sein Verhältniß gegen unsern Körper ausserordentlich wirksam, und unser Körper selbst durch äussere oder innere, in ihm selbst, oder in der Seele liegende Ursachen, ausserordentlich fähig, Bewegung hervorzubringen, und durch alles dieses wird also auch die Wirkung ausserordentlich.

Wer weiß nicht, daß Menschen während eines ausserordentlichen Affekts z. B. Lasten tragen oder Schwierigkeiten überwinden, die sie bey ruhigem Blut niemals überwinden konnten?

Die Gegenstände, in welchen wir solche Wirkungen hervorbringen, sind bald leblose, bald lebende. Schon die Aehnlichkeit der Natur bey-

der

der macht vielleicht die Wirkung auf die Einbildung, die Furcht, Hoffnung oder Ueberzeugung der Leztern, daß gewiſſe Menſchen eine gewiſſe Wirkung in ihnen hervorbringen wollen und können, die Kraft von dieſen, oder iſt oft gar die einzige Urſache der durch ſie hervorgebrachten Wirkungen. Der Zauberer bannt den Furchtſamen nicht durch ſeine Zauberkraft, aber durch die Furcht vor derſelben.

Gleich groſſe Wirkung macht die Sympathie.

Indem man nämlich in dem Körper eines Andern die Zeichen eines gewiſſen Seelenzuſtandes erblickt, ſo macht man ſich eine Vorſtellung von dem leztern, und wenn dieſe ſehr lebhaft oder mit groſſer Furcht, Hoffnung oder Leidenſchaft verknüpft iſt, ſo bringt ſie jenen Zuſtand ſelbſt mit ſeinen Folgen hervor. Man weint mit dem Weinenden, und lacht mit dem Lachenden.

Noch gröſſer werden endlich die Wirkungen, wenn beyde, körperliche und menſchliche Kräfte, in auſſerordentlichem Grade ſich befinden, und überdies zu Einem Zwecke zuſammenwirken.

Uebrigens ſind hier zween Fälle möglich. Die Wirkungen entſtanden durch jene auſſerordentliche

Kräf-

Kräfte, entweder, weil gewisse Menschen absichtlich, und mit Verbergung dessen, was die Erscheinung begreiflich machen würde, dieselben beförderten, oder sie erfolgten, ohne daß irgend etwas heimlich oder auch nur absichtlich veranstaltet worden wäre, blos durch den ordentlichen Gang der Natur. Jenes sind Taschenspielerkünste oder doch menschliche Kunststücke, dieses ausserordentliche Naturerscheinungen.

Und nun folgt derselbe Schluß, den wir bey den Körpern gemacht: Nie kann auf Geistereinwirkung geschlossen werden, bis man vorher versichert ist, daß die Erscheinungen auch nicht durch ausserordentliche menschliche Kräfte und ihre vielleicht eben so ausserordentliche Verhältnisse bewirkt worden seyen.

Hier ist indessen eine Bemerkung nicht zu übergehen. Gesezt, man könne eine Erscheinung nicht aus natürlichen Kräften erklären, aber der Grund dieses Unvermögens liegt blos darin, daß mehrere Hypothesen möglich sind, unter denen man nichts zu zählen weiß, oder man könne zwar die Erscheinung nicht erklären, aber dagegen habe auch das Faktum selbst Lücken, die vielleicht allein den Grund jener Unerklärbarkeit enthalten, so darf man, auch wenn die Unerklärbarkeit aus

natürlichen Gründen erwiesen ist, doch noch nicht zu Geistern Zuflucht nehmen.

Hingegen darf man auch, um zu erweisen, daß eine bestimmte Wirkung nicht aus natürlichen Kräften entstanden, in manchen Fällen nur zeigen, daß sie unter diesen Umständen, zu dieser Zeit, an solchen Orten u. dgl. durch dieselben nicht habe bewirkt werden können, ohne sich in die Untersuchung einzulassen, ob sie überhaupt durch Naturkräfte bewirkt werden könne, oder nicht.

Es ist hier nicht der Ort, Erscheinungen anzuführen, die weder aus körperlichen, noch aus menschlichen Kräften, noch auch aus beyden zugleich stammen, da wohl niemand läugnen wird, daß es soche geben könne.

Sind sie aus unbekannten geistigen oder nicht geistigen entsprungen?

Aber gesezt, dieses sey nun erwiesen, ist denn dadurch zugleich dargethan, daß die Kraft, durch welche dieselbe bewirkt worden, gerade die Kraft eines höhern Geistes sey? Giebt es etwa keine andern Kräfte, oder besitzen wir Merkmale, durch deren Hülfe wir die Kraft der Geister von andern unbekannten Kräften unterscheiden können? Ohne mich, da wir wenigstens keine andere Kräfte kennen,

nen, auf die erstere Untersuchung einzulassen, bemerke ich in Rücksicht auf die zweyte, daß nur solche Erscheinungen einen so erhabenen Ursprung verrathen, in denen überall das Zweck- und Regelmäßige hervorleuchtet, und die wir überhaupt theils nach der Analogie mit uns selbst, theils nach den Gesetzen unsers Verstandes nur als Wirkungen, Folgen oder Zeichen von Begriffen und Absichten und folglich von Verstand und Willen ansehen können.

Von den unendlichen oder endlichen Geistern?

Wenn nun endlich die Erscheinung durch einen Geist entstanden, so kann es entweder der Unendliche selbst, oder nur ein endlicher Geist seyn, von dem sie abstammt.

Vollkommenheit dieses Werks ist Beweis der Wirkung des unendlichen, Unvollkommenheit desselben Beweis der Wirkung eines endlichen Geistes; nur ist dieses Merkmal für uns nicht immer zureichend, weil wir das Unvollkommene in Dingen, die über unsere eigene Vernunft sind, zu wenig kennen; auch überdies dasselbe in der Unvollkommenheit, mit welcher wir es auffassen, und in der Herablassung Gottes zu unserer Receptivität gegründet seyn kann. Wollen wir also nicht

annehmen, daß mit der Erscheinung des Einen eine andere Ueberzeugung, als mit der der andern, mit jener die Ueberzeugung von Einwirkung des unendlichen Geistes, mit dieser, die von Einwirkung eines endlichen verknüft sey, oder daß wir gar schon durch die äussere Erscheinung einen von dem andern unterscheiden können, so bleibt in einem solchen Fall nichts übrig, als daß wir uns auf das Zeugniß des Geistes selbst verlassen, denn sagt er uns, daß er nicht Gott, sondern nur ein endlicher Geist sey, so müßte entweder Gott die Unwahrheit sagen können, oder der Einwirkende ist sicherlich nur ein endlicher Geist.

Ists ein guter oder böser?

Endlich ist noch die lezte Frage übrig. Ist der Geist ein guter oder böser? Auch hier kenne ich nur Ein Merkmal, dasjenige, das uns auch bey Untersuchung des Charakters der Menschen leitet; zielen die gemachten Offenbarungen offenbar auf überwiegende Vortheile für das Menschengeschlecht, auf Beförderung der Tugend und Religion; erfolgte aus denselben wirklich ihrer Natur nach nichts als Gutes, so haben wir Recht, einen guten Geist anzunehmen; das Gegentheil erweißt einen bösen; doch müßte man sich bey Anwendung dieses Merkmals noch immer in Acht nehmen, ob nicht etwa der böse Geist dasselbe

Mit-

Mittel, das die Menschen so oft gebrauchen, Verstellung und Lüge, gebrauche, um uns hierin zu täuschen, ein Mittel, das ihm seine höhern Kräfte noch mehr zu erlauben scheinen.

Giebt es Geschichten, welche alle diese Proben enthalten?

So viele Proben muß jede Geschichte durchlaufen, ehe sie der Aufgeklärte dem Einfluß von Geistern zuzuschreiben wagt.

Und nun durchforschen wir einmal mit diesem Probierstein die Geschichte.

Wenn wir auch in die Glaubwürdigkeit der Geschichtschreiber, die uns von dem Gespenst des Brutus erzählen, kein Mistrauen setzen, wenn Brutus eine solche Erscheinung wirklich gehabt hat, wer wird unter den Umständen, in welchen sich dieser Lezte der Römer damals befand, beweisen können, daß dieselbe nicht bloße Sinnentäuschung oder Täuschung der Einbildungskraft gewesen?

Auch Schwedenborgs Vorgebungen halten diese Proben nicht aus, denn wenn man auch

auf keine Täuschung der Einbildungskraft und der Sinne schließen wollte, welches doch seine gehäuften und abentheuerlichen Phantasien gar wohl gestatten, so sind die Wirkungen, die er hervorgebracht, die Kenntnisse, die ihm seine Geister mitgetheilt, vielmehr Beweise gegen ihn, sowohl wegen ihrer Verworrenheit und Unrichtigkeit, als weil sie offenbar gewisse voraus angenommene philosophische Hypothesen über diese Gegenstände einschliessen, um deren Willen oder wenigstens denen gemäß sie erzeugt zu seyn scheinen. Endlich lassen auch die Geschichten, die man um seine Verbindung mit Geistern darzuthun, erzählt, eine Erklärung zu, zu der man gar keiner Geister bedarf, und schon ist eine solche ihm gar nicht günstige in der berliner Monatschrift angegeben worden. Ich überlasse es nun dem Urtheil jedes Unpartheyischen, ob nicht auch andere Geschichten, die vorzüglich Hennings gesammelt und zu erklären versucht hat, sich eben so gut ohne Geistereinmischungen erklären lassen, und dann mag er selbst den Schluß machen, ob die Geschichte einen bessern Beweis für die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Verbindung mit Geistern enthalte, als es die Philosophie gethan. Nur, was ich schon einmal erinnert, das füge

ich auch hier bey, daß es, um die Unzulänglichkeit einer Erſcheinung zum Beweis einer Geiſterverbindung darzuthun, hinlänglich iſt, zu zeigen, daß die hier geforderten Bedingungen nicht alle erfüllt ſeyen, wenn wir gleich, was allerdings viel ſchwerer, und in gar vielen Fällen gänzlich unmöglich iſt, die Erſcheinung aus natürlichen Urſachen zu erklären, nicht im Stande ſind.

München,
gedruckt bey Joſeph Zangl, bürgerl. Stadtbuchdrucker.

Das
Unkraut unter dem Weitzen,
oder
Religion und Gleisnerey,
bearbeitet
in Gesprächen und drey Abtheilungen,
zum
Gebrauch der Schaubühne.

Von
dem Hofrath Karl v. Eckhartshausen.

München,
bey Jos. Lentner nächst dem schönen Thurm.
1793.

Nro. 1275

Das Unkraut unter dem Weitzen, oder Religion und Gleisnerey ein Theaterstück in drey Abtheilungen.

Imprimatur.

München im churfürstl. Büchercensurkollegio.
Den 17ten Oktober 1792.

Reichsfreyh. v. Schneider,
auf Regelsfürst Director.

Regiſtr. fol. 169.

Loco des churfürſtl. wirkl.
Rath und S. Graf.
J. Auracher Secr.

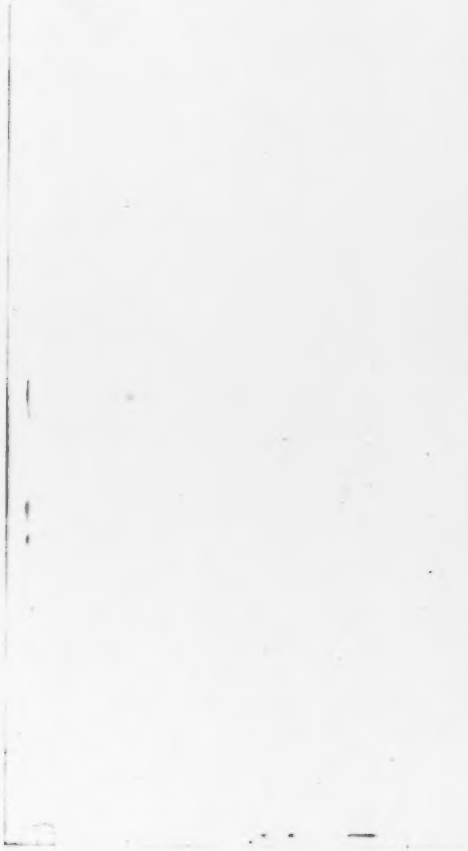
Der Acker aber iſt die Welt, und der gute Saamen ſind die Kinder des Reichs; das Unkraut aber ſind die Kinder der Bosheit. Ev. Matth. Kap. 13, v. 38.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Personen.

Baron v. Reben, geheimer Rath.
Fritz, geheimer Referendär, } seine Söhne.
Karl, Justizrath, }
Baron v. Mennern, geheimer Rath.
Amalie, seine Tochter.
Rosalie, ihre Freundinn.
Baron v Klett, ein junger Cavalier und Rath.
Graf v. Rosenfeld, Minister am Hofe.
Herzog Friderich, Landesfürst.
Frau v. Turnau, eine Wittwe.
Thereſe, ihre Tochter.
Karl, ihr Söhnchen.
Magister Blum, Hausthierarzt des Ministers.
Israel, ein Jud.
Styx, ein junger Mensch.
Juste, Kammerdiener des Fürsten.
Bediente.

Die Handlung geht vor in einer Residenzstadt Deutschlands; fängt am Morgen an, und endet sich Abends.



Die Urſache, warum ich der Welt dieſes Stück liefere, iſt dieſe, weil ich aus genauer Beobachtung überzeugt bin, daß eine Menge Menſchen heut zu Tage unter dem Vorwande der Religion andere verfolgen, folglich der Gleiſnerey huldigen.

Kein Laſter iſt dem Staate ſchädlicher als Gleiſnerey, denn ſie iſt die

Mutter aller Schandthaten; ein Gleiſsner iſt zu allem fähig.

Chriſtus, der Stifter unſerer heiligen Religion, der vermenſchte Gott, war ein abgeſagter Feind aller Gleiſsner: aber auch nur dieſe verfolgten ihn, und überlieferten ihn dem Tode. Kein wahrer Anhänger des Chriſtenthums kann Gleiſsnerey ertragen, und es iſt jedes Chriſten Pflicht, dieſem abſcheulichen Laſter entgegen zu arbeiten. Ich wollte daher zeigen, wie edel der Charakter eines wahren Chriſten iſt, und wie abſcheulich die Heucheley. — Verläumdung iſt des Heuchlers Lieblingslaſter,

laſter, und dieſes iſt heut zu Tage ſo gewöhnlich, man macht ſich ſo wenig daraus, ſeinen Nächſten anzuklagen und zu beſchuldigen, ihm das theuerſte Gut, die Achtung ſeines Mitmenſchen zu rauben, daß man es gar zur feinen Welt-Politik rechnet, gut verläumden zu können.

Dieſes Laſter untergräbt die Haupt- und Grundſäule des Chriſtenthums, nämlich die Nächſtenliebe; es iſt das Kind der Lüge und der feindſeligen Neigungen; mit einem Worte: die Quelle aller Laſter. Die Tugend findet keinen Zufluchtsort, die guten Handlungen

keine Nachahmung mehr, weil alles verargt, alles verschwärzt wird; der ehrliche Mann ist vor den Räubern seiner Ehre nirgends sicher; die edelste und schönste Aneiferung zum Guten, der Beyfall des Rechtschaffnen wird ihm geraubt; dadurch entsteht gegenseitiges Mißtrauen, Menschen trennen sich, keiner traut dem andern mehr, Heucheley und niedrige Schmeicheley bemächtigen sich der Menschen, man wird schüchtern, furchtsam und niederträchtig, die Menschenliebe nimmt ab, und mit ihr die Religion, die sich nur auf Menschenliebe gründet; so verfallen die Sitten; der Bösen werden immer mehr, diese gewinnen

winnen die Oberhand, und die Guten verschwinden; einer verfolgt den andern; die Folge davon ist Verwirrung, und diese zieht endlich den Untergang und Verfall der Staaten nach sich.

In einem Lande, wo die Lüge herrscht, hat die Wahrheit keinen Platz mehr; dort wo man ungescheuht verläumden kann, kann man auch ungescheuht alle Laster ausüben; nur deckt sich der Böswicht mit Gleisnerey, spricht immer von Religion, von Tugend, schmält immer über die bösen Zeiten, und macht jeden, dem er gram ist, oder den er stürzen möchte, als einen Men-

schen

schen ohne Religion, als einen Freygeist, oder unter einem andern gehäßigen Namen verdächtig; — es entstehen heimtückische Böswichter, heimliche Ankläger, und Meuchelmörder der Ehre und des guten Rufs; man glaubt, Religion und Christenthum bestehe blos in äußern Grimassen, da doch das Evangelium nur thätige Menschenliebe lehrt. Christus, der göttliche Stifter unserer Religion, hatte es immer mit den Gleisnern und Pharisäern zu thun; diese verläumdeten ihn, klagten ihn an, als einen Menschen ohne Religion, als einen Neuerer, ja sogar als einen Gotteslästerer, und er, der Heiligste, die Wahrheit

heit selbst, wurde verdammt von denen, deren erste Pflicht es gewesen wäre, die Wahrheit zu schützen.

Nur Weisheit macht die Menschen glücklich; wer Hypokriten aus Menschen bildet, der legt schon den Keim zum Menschenverderben; — und ein Hypokrit ist der, welcher sagt, er habe Religion, und der die Nächstenliebe nicht kennt; — der, der seinen Nebenmenschen heimlich anklagt, seine Ehre betastet, seinen guten Ruf verdächtig macht, ihm heimlich zu schaden sucht — der Mensch hat keine Religion, und stünd er auch am Altar, so gehört er zu denen, von welchen Christus sagt:

Wehe

Wehe euch ihr Schriftgelehrte und Phariſäer, ihr Heuchler! ihr ſeyd gleich den weißgemachten Gräbern, welche den Leuten von auſſen fein ſcheinen, inwendig aber ſind ſie voll Todenbeiner und Unflat.

Erſte Abtheilung.

Erſtes Geſpräch.

Baron v. Reben, Vater. Fritz, ſein Sohn, geh. Kabinetsſekretär. Karl v. Reben, Hofrath. Die zween Söhne ſitzen am Tiſche angekleidet und arbeiten. Baron v. Reben der Vater kömmt aus ſeinem Schlafgemach.

Baron v. Reben. So meine Söhne! ſo ſeyd ihr euers Vaters würdig. Ihr ſeyd ſchon ſo früh an der Arbeit. Die Gottheit ſegne euer Unternehmen. Fritz! du biſt geheimer Kabinetsſekretär des Fürſten, und du, Karl! biſt bey der Juſtizſtelle als Rath angeſtellt — wahrhaft ſchöne, glänzende Stellen, aber nur darum ſchön, weil ihr Gelegenheit habt, viel Gutes in dieſen Stellen zu ſtiften.

Fritz. Das wollen wir auch lieber Vater! Was bleibt dem Menſchen wohl übrig in der kurzen Zeit ſeiner Durchreiſe durch dieſes Leben, als

das Vergnügen Gutes zu thun, und das Bewußtseyn seiner edeln Handlungen. Dem Allvater der Liebe ähnlich werden, das ist Menschenbestimmung.

Bar. v. R. Du hast recht. Unsre Erwartung geht über das Grab hinaus; die Tugend lohnt eine Welt nicht; aber wißt ihr wohl, liebe Kinder, warum ich heut schon so früh bey euch bin?

Karl. Warum lieber Vater?

v. Reb. Vat. Ich war euertwegen sehr beunruhigt.

Karl. Wir haben ja doch nichts gethan, das Sie beleidigte?

Fritz. Wir haben uns ja doch nichts vorzuwerfen? Wissentlich gewiß nicht. Finden Sie vielleicht, daß wir für die Stellen, die uns der Fürst gab, noch nicht hinlängliche Kenntnisse besitzen? Beunruhigt Sie das, so wollen wir alles thun, was Sie von gehorsamen Kindern fodern können.

Karl. Wenn Sie mich unfähig zu der Stelle finden, die ich bekleide, so will ich sie wieder zu den Füßen meines Fürsten legen. Ich bin hiezu entschlossen.

Fritz. Ich auch mein Vater.

v. Reb.

v. Reb. Vat. Ihr wäret das? Und ihr könntet euch über das hinausſetzen, was die Welt dazu ſagen würde?

Karl. Sage die Welt, was ſie will; wenn nur unſer Herz unſere Handlungen rechtfertigt. Ich will lieber Diener ſeyn, als ein Herr, der ſein Amt nicht verſteht; lieber ein Untergeordneter als ein Vorgeſezter, der ſeine Pflichten nicht kennt. Und mein Bruder denkt eben ſo.

Friz. Ja, Vater! ich denke wie mein Bruder. Nie hat mich die glänzende Stelle, der Rang, der Titel gereizt. Meinem Fürſten, meinem Vaterlande zu dienen, den Menſchen wohl zu thun — dieſes war mein Beweggrund, ein Amt im Staate zu bekleiden, kein anderer. Fällt dieſer Beweggrund weg, hab ich Ihnen Anlaß gegeben, mein Vater! zu vermuthen, daß ich zu der Stelle nicht paſſe, wo ich bin, ſo ſagen Sie mirs frey; ich ſchäme mich nicht vom neuen wieder zu lernen, und das nachzuholen, was das Amt von mir fodert.

v. Reb. V. So Kinder, ſeyd ihr, wie ich mir euch wünſche.

Friz. Wir wären ihrer unwerth, wenn wir anders dächten. Die Erziehung, die Sie uns gegeben haben; die Religion, die Sie uns lehr-

ten, sagt uns diese Grundsätze, und unser Herz billigt sie.

v. Reb. Vat. Läßt euch an mein Herz drücken, ihr Lieben! Fahrt so fort, und Gottes Segen wird bey euch seyn. Ihr seyd bescheiden, und das ist gut für euer Alter. Ein junger Mensch muß immer Mißtrauen auf seine Fähigkeiten haben; der, der stolz auf seine Talente, auf seine Fähigkeiten ist, ist ein Thor, oder wenn er je weise war, so fängt er an ein Thor zu werden. Aber nein Kinder! ich setzte nie einiges Mißtrauen in eure Fähigkeiten; ich kenne euern Fleiß, eure Rechtschaffenheit, eure Grundsätze und sie stehen mir Bürge, daß ihr jeden Tag euch des Amts würdiger machen werdet, das euch der Staat anvertraute. Ich hab euch gut und christlich erzogen, meine Kinder! ihr werdet daher immer bieder und rechtschaffen handeln, dieses hoffe ich von euch. An Tugend, so schmeichle ich mir, wird es euch nicht fehlen; wohl aber an der gehörigen Klugheit, die Tugend anzuwenden. Ihr habt gute Herzen, und werdet daher die Menschen nach euern Herzen beurtheilen, und euch oft betrügen; ihr kennt den Hof und die Welt noch nicht, und habt daher euern alten Vater noch als euern Rathgeber nothwendig. Wird aber der Justizrath und der geheime Kabinetssekretär

tär wohl noch den guten Rath des Vaters anhören und befolgen, ſo wie ihn einſt der gute Karl und der gute Fritz befolgten?

Karl. Kränken Sie dieſe Herzen nicht, beſter Vater! die Sie ſo zärtlich lieben. Was ſoll der Titel dem Menſchen; das Herz, mein Vater, macht alles. Der Rang giebt nicht Würde, noch das Amt Verſtand — Würde liegt in der Seele, und die Seele iſt folgſam den Räthen der Weisheit. Der Menſch lernt nie aus, immer bedarf er den Rath eines Weiſern, und dieſer Weiſere ſind Sie mein Vater. So denkt Ihr Sohn, Karl; und Bruder Fritz denkt wie ich.

Fritz. Ich müßte mich ſchämen, mein Vater! wenn Sie nur daran zweifeln könnten; mein Stolz beſteht darinn, ihrer werth zu ſeyn, ihren Lehren zu gehorchen, die Tage ihres Alters durch unſre Handlungen zu verſüßen. Reden Sie alſo mit uns, wie Sie immer mit ihren Kindern geredet haben; ſtrafen Sie, wenn wir fehlen, belehren Sie uns, wenn wir irren. Wir ſind ihre Kinder — Sie unſer Vater; die Pflicht gebiethet uns, Sie zu lieben; die Tugend Ihnen zu gehorchen.

v. Reb. Vat. O Söhne! kömmt an mein Herz, und fühlt, wie dieſes Herz für euch ſchlägt! o wie ſanft rollt dieſe Thräne auf meine Wangen,

gen, die ihr meinem Auge entlockt! Kömmt an meine Brust! Läßt euch in meine Arme schließen, und der Himmel höre den Seegen, den ich über euch ausspreche, und mache ihn wahr. Gott im Himmel! der du Liebe und Ordnung bist — Urquelle alles Guten! segne meine Söhne, daß sie nie von dir, nie von Ordnung, Tugend und Liebe weichen; segne meine Söhne! — — Aber nun zu unserm Vorhaben. Setzen wir uns.

Fritz. Hier sind Stühle.

v. Reb. Vat. Karl! Du bist von dem Präsidenten der Justizstelle zum Referenten in einer sehr wichtigen causa ernennt worden. Sie betrift den geheimen Staatsrath v. Mennern. Dieser Mann wird zu dir kommen, wird dir seine Sache empfehlen; sie betrift seine Ehre, seinen guten Ruf; mit einem Worte: Alles. Es liegt ihm äußerst viel an diesem Prozesse; auch weißt du, daß er des Fürsten Günstling ist; handle daher weise und klug.

Karl. Ja, Vater, man theilte mir diesen Akt zu. Es sey fern von mir, daß ich mir schmeichle, die Geschicklichkeit zu besitzen, die vielleicht eine so wichtige Sache als diese ist erfodert. Allein ich both allen meinen Kräften auf; arbeitete bereits schon einige Nächte, und ich finde — denn Ihnen, mein lieber Vater! darf

ich

ich es wohl ſagen — ich finde, daß der geheime Staatsrath Unrecht hat.

v. Reb. Vat. Unrecht! —

Karl. Ja, er hat nicht edel mit dem Juden Iſrael gehandelt.

v. Reben Vat. Haſt du die Sache genau durchgegangen?

Karl. Ich wäre unwerth ihr Sohn zu ſeyn, wenn ich die Wahrheit verſchweigen würde.

v. Reb. V. Ich hörte aber bereits ältere, und klügere Räthe ganz anders von der Sache reden.

Karl. Es mag ſeyn. Aber hier, mein Vater! ſind die Akten; dieſe reden, wie ich es Ihnen ſage. Iſrael iſt von dem geheim. Staatsrath wirklich hintergangen worden. Ich wünſchte, daß ich mich dieſes Ausdrucks nicht bedienen dürfte — aber hintergangen iſt doch hintergangen, und wenn ein geheimer Staatsrath betrügt, ſo bleibt ſeine Handlung immer Betrug.

Fritz. Recht, Bruder! Betrug bleibt immer Betrug, bey Groſſen und Kleinen. Man will zwar manchmal an Höfen die Lüge zur Höflichkeit, und den Betrug zur Politik machen, aber im Lexikon der Wahrheit ſteht Lüge, ſteht Betrug.

v. Reb. V. Ihr habt Recht, Kinder! Ich ſehe aber voraus, daß dir dieſe Cauſa vielen Verdruß machen wird.

Karl. In Gottes Namen! Die Pflicht heißt mich die gerechte Sache schützen.

v. Reb. V. Thu also deine Pflicht, und rüste dich mit Muth, die Kränkungen zu erfahren, denen der gerechte Mann ausgesezt ist. Aber noch eines, mein Sohn! Auch unser gutes Herz führt uns manchmal irre bey Beurtheilung einer Sache. Jedes gute Herz hat auch seine Schwäche. Der Jud ist arm — vielleicht schilderte er dir seine Umstände kläglicher als sie wirklich sind; Thränen machen leicht Eindruck auf gute Herzen. Es ist eine große Pflicht des Richters sich manchmal wider die Eindrücke des Mitleids zu verwahren. Ich muß dir dieses erinnern.

Karl. Sie haben recht, mein Vater! und ich danke Ihnen für ihren weisen Rath; allein ich sah den Juden noch nicht einmal, und wenn ich ihn gesehen hätte, so würde ich nicht auf seine Thränen, nicht auf seine Bitte, sondern blos auf die gerechte Sache gesehen haben. Ich weiß, die Natur giebt auch dem Böswicht Thränen, und dem Heuchler Worte des Gefühls: Allein, mein Vater! hier ist der Fall nicht, die Sache ist so klar, und Israels Foderung gerecht. Wäre der Handel verwickelt, oder so beschaffen, daß ich je über die Entscheidung zweifeln könnte, so würde ich mich nicht geschämt haben, meinem Präsiden-

ten zu ſagen: Eure Exzellenz! dieſer Akt iſt für einen Anfänger zu verworren; ich getraue mich nicht, hierüber zu entſcheiden. Es ſind ältere Räthe von mehr Erfahrung da, die die Sache mit mehr Genauigkeit und Einſicht zu beurtheilen wiſſen werden als ich; und ich hätte mich nicht geſchämt dieſes zu ſagen. Aber ſo iſt die Sache klar. Wer immer nur geſunde Begriffe von Recht und Billigkeit hat, kann hierüber entſcheiden. Der geheime Staatsrath wird verlieren.

Fritz. Er wird verlieren! — Laß dich umarmen Bruder; dieſer Ausſpruch iſt des Bruderkußes werth. Schütze immer den Unterdrückten, vertheidige die Rechte der Armuth, dieſes iſt das ſchönſte Geſchenke, das du der Gottheit und den Menſchen bringſt.

v. Reb. V. Wohl, Kinder! thut eure Pflicht, und überläßt das Uebrige der Vorſehung. Lebt wohl! Ihr habt mir einen vergnügten Morgen gemacht.

Karl. O mein Vater! Die Vorſehung gönne uns viele Gelegenheiten Ihnen ihre väterliche Liebe zu lohnen. (v. Reben Vater ab.)

Zweytes Gespräch.

Karl, Frz.

Frz. (Nach einer Weile ganz bedachtsam). Der geheime Staatsrath wird also verlieren — ja — und ich mit.

Karl. Du seufzest, Bruder! was fehlt dir?

Frz. Frage nicht. Du hast den Prozeß des v. Mennern in Händen. Wisse, ich liebe seine Tochter Amalie — unendlich lieb ich sie.

Karl. Unglücklicher Bruder!

Frz. Wahrhaft unglücklich! Der Verlust dieses Prozesses raubt mir all meine Plane, meine Aussichten, meine Hofnung mit Amalien glücklich zu werden; es ist hart, aber wir sind der Tugend dieses Opfer schuldig.

Karl. Der Tugend dieses Opfer schuldig — ja — aber soll der Bruder das Werkzeug des Unglücks seines Bruders seyn? — Soll ich dich unglücklich machen? Nein, das kann ich nicht. Ich will den Akt dem Präsidenten wieder zurückgeben; ich will mich entschuldigen, ich will — Gott! ich weiß selbst nicht, was ich will. — Alles — nur dich nicht unglücklich machen. (**Er umarmt ihn**).

Fritz. Guter Bruder! ſolche Vorfälle ſind Prüfungen unſerer Tugend. Ich getraute mir nicht von dir zu begehren, daß du den Vortrag dieſes Akts von dir ablehnen ſollſt; wünſchen möchte ich, daß du dieſen Akt nie erhalten hätteſt — aber daß du ihn wieder zurückgeben ſollſt — hier ſagt mir mein Herz, als wenn es nicht recht wäre.

Karl. Warum nicht, mein Bruder?

Fritz. Wenn der Akt in die Hände eines ungerechten Richters fiel — glaubſt du, daß alle den Muth haben werden, wider den Günſtling des Fürſten gerecht zu ſprechen? Haſt du denn nicht beobachtet, die kurze Zeit hindurch, ſeitdem wir am Hofe leben, was die Menſchenfurcht nicht alles vermag? Sieht man nicht immer auf Konnexion, auf Freundſchaft, auf Anſehen? Wenn Iſrael verlieren würde, welche Vorwürfe müßten wir uns nicht machen? Glaubſt du denn, ich könnte an Amaliens Seite glücklich ſeyn, wenn ich ihren Beſitz durch den Untergang einer armen Familie erkauft hätte? Ich würde immer den armen Juden vor mir ſehen, ſeine Kinder, die vielleicht ohne Brod ſind; jeden Tag, wenn die Sonne aufgieng, würd' ich mir ſagen: ſie beſcheint dich, ſie beſcheint dein Glück, aber ſie ſpiegelt ſich in Iſraels Thränen. Nein Bruder!

sey gerecht und sprich; denke nicht, daß du einen Bruder hast, und sollte auch dein gerechter Ausspruch alle meine Absichten zerstören, so will ich mir fest vorstellen, daß ich mit Amalien wäre unglücklich gewesen; daß es Gottes Absicht nicht war, und sollte diese unglückliche Liebe auch in meinem Herzen nicht verlöschen; sollte ich kummervoll immer den Trieb nähren, der sich so heftig in meinem Herzen für Amalien regt, so soll der Gedanke du hast das Wohl deines Nächsten deiner Selbstliebe vorgezogen, Balsam in meine Wunde seyn.

Karl. Unerforschlich, Gott! sind deine Rathschlüße.

Drittes Gespräch.

Vorige, ein Diener.

Diener. Der Jud Israel wünscht den Herrn Justizrath zu sprechen.

Karl. Gott! welche Verlegenheit! —

Fritz. Laß ihn herein kommen. Der Unglückliche findet Linderung, wenn er sein Unglück klagen kann.

Karl. Er soll kommen!

Viertes Gespräch.

Vorige, Israel.

Israel. Ich bin ein armer Jude; ich getraue mir kaum vor Ihnen zu erscheinen; mein Kleid ist schmutzig und zerrissen; ich habe aber kein anders anzuziehen.

Karl. Schäme dich nicht; das Unglück entehrt den Mann nicht, nur das Laster. Du bist mir in Lumpen so werth, als hättest du ein Kleid von Seide.

Israel. Ich hatte doch sehr unrecht, gnädiger Herr, daß mirs auf diesen Besuch so bang war. Ich zitterte im Vorzimmer wie eine nasse Maus.

Karl. Welche Ursache hast du dich zu fürchten? Bist du nicht Mensch wie ich, und soll der Mensch vor dem Menschen zittern?

Israel. Gott im Himmel! wenn alle Menschen so dächten. — Ich bin aber ein armer Jud; stundenweis mußt ich oft in Vorzimmern warten, mich necken, aushöhnen und spotten lassen. Der da oben ist, weiß es, was ich habe erdulden müssen.

Fritz. Das ist doch abscheulich, einen armen Menschen so zu mißhandeln. Du bist elend

genug,

genug, daß du einen Prozeß hast, man hat nicht nothwendig, dich noch elender zu machen.

Karl. Aber Israel — warum duldetest du dergleichen Mißhandlungen? Hättest du dich beklagt. Man müßte unsinnig gewesen seyn, um solche Beschimpfungen zu billigen.

Israel. Klagen — — Gott! wo hätte ich Gerechtigkeit finden sollen? Unser eins muß froh seyn, wenn man ihn so durchschlüpfen läßt. Ein Jud ist ein elendes Geschöpf — aber ein armer Jud — der ist mehr als elend. Ich erinnere mich noch sehr wohl, ich war einstmals bettelarm, so arm daß, wenn man mich umgestürzt hätte, man keinen Heller würde gefunden haben. Ich konnte den Leibzoll nicht bezahlen, und mußte daher einen Umweg von 10 Meilen machen. Ich bitte Sie, gnädiger Herr! behandeln Sie mich doch auch wie einen armen, aber guten Menschen.

Karl. Du würdest mich beleidigen, wenn du anders dächtest. Du bist ein Mensch, erschaffen nach Gottes Ebenbild, wie ich; du bist mein Nächster, so lehrt mich meine Religion. Wer anders denkt, und seinen Mitmenschen unter dem Vorwande, daß er nicht seines Glaubens sey, verfolgt, der hat keine Religion, denn der wahre Kultus besteht in Liebe. Gott ist Liebe — seine Gebothe sind Liebe, und wer die Liebe nicht kennt, kennt Gott nicht.

Israel.

Iſrael. O wie glücklich bin ich, daß mein Prozeß in ihre Hände gefallen iſt! Dem Gott aller Menſchen ſey Dank. Ihr ſeyd ein gerechter Herr, meine Hofnung lebt wieder auf; Sie werden mich nicht unterdrücken laſſen.

Fritz. Nein, alter Freund! das wird mein Bruder gewiß nicht.

Iſrael. Man hat mir aber ſo bange gemacht. Iſrael, ſagte man mir, deine Sache wird übel gehen, denn dein itziger Referent iſt ein eifriger Chriſt, bey dem werden die Juden wenig gewinnen.

Karl. Wer konnte dir ſo einen niedrigen Begriff von unſerer Religion beybringen! Das Chriſtenthum, guter Iſrael, beſteht nicht darinn, daß man ſeinen Mitmenſchen verfolgt. Die Sonne geht über dich auf wie über mich; das Thau überſtrömmt deine Scheittel wie die meinige; das Blut wallt in deinen Adern wie in meinen, und da dich nun Gott ſo wie jeden andern Menſchen behandelt, woher hätte ich das Recht dich anders zu behandeln, da ich ſein Geſchöpf bin wie du?

Iſrael. Freylich, Sie haben ganz recht — aber die Erfahrung lehrt uns doch immer, daß ein Glaubensgenoſſe den andern haßt. Ich weiß es ſelbſt, wie unverträglich unſre Rabbiner ſind.

Karl. Du hast recht. Die Rabbiner sind unverträglich in allen Religionen — aber Gott, der den Rabbinern gebietet, der ist duldend und gut. Der Gott des Otaheiten ist Liebe wie der Gott des Christen, denn es ist nur ein Gott; Liebe ist seine Verehrung, es giebt keine andere. Denke dir einmal Israel, du bist Vater, nicht wahr? und hast Kinder? Denke dir also, du hättest deine Kinder in die weite Welt geschickt; nun kämen sie alle auf einmal zurück; jedes freut sich seinen Vater zu sehen, jedes möchte ihm gern seine Ehre bezeugen; allein dieses grüßt ihn nach der Sitte von Sina, jenes nach der Mode von Japan, das dritte nach Art der Otaheiten, und endlich das vierte nach deutschem Gebrauche. Du, der du Vater bist, würde es dir wohl lieb seyn, wenn diese deine Kinder einander verfolgten, haßten, todtschlügen, weil dieses auf jene, und jenes auf diese Art dich begrüßt hat? gewiß nicht. So Israel sind wir alle Kinder eines Vaters, der für uns viele Wohnungen hat; unsre Pflicht ist, uns einander zu lieben, und das Uebrige dem Allvater der Liebe zu überlassen.

Israel. Glück, Glück, und tausend Glück für mich, daß meine Sache in die Hände eines solchen Menschenfreundes fiel! Sie werden mit Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Karl.

Karl. Ja gewiß!

Israel. Und was werde ich armer Mann für Sie thun können!

Fritz. Zum Himmel bethen.

Israel. Herr! Sie vergessen, daß ich ein Jud bin — die Sinagoge — —

Fritz. Der Jud bethet nicht — das Herz bethet — der Mensch Israel. Bethe immer! Das wahre Gebeth steigt weder aus der Sinagoge, noch aus dem prächtigen Tempel der Christen zum Himmel, sondern aus dem Herzen der Menschen. Das Ohr dessen, der alles hört, ist taub zu den Lobgesängen und Psalmen, die nur von den Lippen der Menschen strömen, wenn das Herz keinen Antheil daran hat. Wenn aber zween oder drey in seinem Namen versammelt sind, so ist er mitten unter ihnen. Bethe also immer Israel!

Israel. Ja ich will bethen, und mein Weib und meine Kinder sollen mitbethen zu dem Gott Abrahams, zu dem Gott Jakobs, zu dem Gott Isaaks.

Karl. Und zu unserm Gott.

Fritz. Und zu dem Gott aller Menschen. Komm her alter Jude, und stelle dich da in die Mitte zwischen mir und meinem Bruder, und du Karl reiche mir deine Hand, und gelobe mir diesen Unglücklichen glücklich zu machen. Sieh

Bruder, dieſes von Gram abgezehrte Geſicht, wie der Strahl von Hofnung es wieder belebt; ſieh die zitternde Thräne der Freude auf ſeiner Wange, wo der Kummer tiefe Furchen grub. Eine Menſchenthräne hat höhern Werth, als alles, was Könige geben können. Sey muthig, Bruder, und gerecht; Gott wird uns ſchützen. Ich kann nicht unglücklich werden; würd' ich es ſeyn, ſo will ich dem Vater der Liebe die Thräne der Freude zeigen, die Iſrael weinte, und ſie wird wie Thau zum Himmel ſteigen, und mit dreyfachem Seegen herabſtrömen. Leb wohl Bruder! Die Stunde ruft mich zu meinen Geſchäften. Sey getroſt, Iſrael! (ab).

Fünftes Geſpräch.

Karl. Iſrael.

Karl. O Edler! die Stärke deiner Tugend giebt mir neuen Muth. (Ruft) Johann! Johann!

Joh. Was befehlen Eur Gnaden?

Karl. Gieb mir dort die Rolle Geld her.

Joh. Gnädiger Herr! Sie verzeihen. Dieſes Geld iſt zuſammengezählt für die Pferde, die Sie ſich und der Herr Bruder kaufen wollen.

Karl.

Karl. Du haſt recht; aber Johann, komm ein wenig bey Seite. Sieh einmal dieſen Elenden an, und eine Familie von 6 Kindern; mit der Helfte dieſes Geldes können ſie viele Monate leben, und wir ſollten uns Pferde kaufen; nein Johann, wir wollen lieber zu Fuße gehen. Gieb dem Juden davon nach ſeinem Bedürfniſſe, aber er ſoll mir nicht danken. Eile, leb wohl Iſrael, leb wohl! (ab).

Sechstes Geſpräch.

Iſrael. Johann. Baron Klett. (Als Iſrael hinaus geht, geht gegen ihn Baron Klett herein).

Klett. Was trift man doch nicht bey Ihnen alles an — Juden und Chriſten — alles bunt untereinander — lumpigte Kerls nach der Menge. Lauter Leute, die kaum einen Fleck haben, ihren Rücken zu bedecken. Sie ſollten doch ſolches Geſchmeis nicht auf ihr Zimmer laſſen. Bey mir iſt der Befehl von früh Morgens bis Nacht, niemanden zu melden.

Karl. Sie haben unrecht, Herr Baron! arme Partheyen muß man anhören.

Klett. Was anhören — das kann ich mir wohl alles einbilden. Und der Jud da — der ſah wahrhaft ſo eckelnd aus.

Karl. Wissen Sie was, Herr Baron, der Mensch hat nichts anzulegen, schaffen Sie ihm einen Rock.

Klett. Da hätt' ich wahrhaft Oel zu thun, wenn ich alle diese lumpigte Kerls kleiden müßte.

Karl. Wenn Sie ihm also nichts geben, so schmähen Sie auch nicht über ihn. Dieser Mensch hat zwar ein lumpigtes Kleid an, aber er hat eine schöne Seele. Es giebt Menschen, die schöne Kleider haben, aber lumpigte Seelen.

Klett. Ein excellenter Gedanke! Sie haben vollkommen recht. Aber, lieber Baron Reben, sprechen wir von andern Dingen. Ich komme zu Ihnen in einer verteufelten Verlegenheit; Sie müßen mich aus einem Ambarras ziehen, in dem ich darinn stecke bis über die Ohren. Hier hab ich ein ganzes Gewäsche von Prozeß im Sack, und ich weiß wahrhaft nicht, wo der Kopf und der Schweif ist. Ich bin in der That so wenig zu dem juridischen Gezeug aufgelegt, daß es mir angst und bange wird, wenn ich nur von weitem einen Akt sehe. Wollten Sie mich nicht, lieber Reben, aus dieser Verlegenheit reißen, und mir eine Relation machen, damit ich sie künftige Woche herablese. (Er zieht eine Menge Papiere aus der Tasche).

Karl. Lassen Sie doch sehen.

Klett.

Klett. Hier ſind ſie.

Karl. Wie das Papier doch ſo ſchmutzig ausſieht. Ich wette, Sie tragen es ſchon einige Monate im Sacke herum. Und das Präſentatum iſt ja ſchon 3 Monate alt? — Was treiben Sie denn Baron Klett? — Sie laſſen ja Ihre Partheyen erhungern? —

Klett. Was kann ich dafür, daß mein Advokat ſchon ſo lange abweſend iſt, der mir meine Relationen ſchmiedet. Den Mann ſollten Sie kennen — das iſt ein Juriſt von oben bis unten — dafür bezahl ich ihn auch treflich.

Karl. Sie ſcherzen Baron. Sie werden ſich ja ihre Relationen nicht von einem Advokaten ſchmieden laſſen? Das wär' ja erbärmlich! Welcher Ungerechtigkeiten würden Sie ſich nicht theilhaftig machen? — Sie ſind ein Kavalier, der zu leben hat — verlaſſen Sie dieſe Stelle, Sie ſind nicht dazu gemacht.

Klett. Unter uns geſagt, es iſt wahr, denn ich verſtehe von dem juridiſchen Gezeuge keine Sylbe; aber verlaſſen kann ich die Stelle nicht, denn man muß ja doch einen Karakter haben. Franz! ſagte mir die Mama von Jugend auf, ſtudiere mir nicht zu viel, du haſt doch Brod zu eſſen; und ich folgte auch meiner Mama treulich. Dein Vater, ſetzte ſie dann hinzu, dein

Großvater, und dein Urgroßvater hatten auch nicht soviel Verstand, und hatten doch gute Aemter, und sie hielten sich auch gute Schreiber.

Karl. Das mag wohl manchmal gut seyn; aber im Rathe — da kann ja doch ihr Schreiber nicht für Sie votiren — da gehört eignes Gefühl, eigne Wissenschaft dazu. Sie müßen oft schon in einer schrecklichen Verlegenheit gewesen seyn.

Klett. Ich in Verlegenheit? Nein, nicht im geringsten. Der Advokat, bey dem ich meine Jura studierte, hat mich alle die Vortheile auswendig lernen lassen, die mich aus aller Verlegenheit ziehen.

Karl. Worinn bestehen denn diese Vortheile?

Klett. Sie bestehen darinn, daß, wenn ich nicht weiß, was der Proponent gesagt hat, und die Reihe zu votiren an mich kömmt, so sage ich: verstanden mit dem Herrn Proponenten; nichts zu erinnern; ich trette der vorigen Meinung bey; ich habe die Sache nicht recht eingenommen.

Karl. Das letzte ist noch das beste; aber das erste ist Unsinn und Ungerechtigkeit. Was Sie mir doch sagen! — Wissen Sie, daß Sie über

Haab und Gut, Ehre und Leben ihrer Mitbürger votiren? Daß oft das Wohl einer ganzen Familie von dem Votum eines Einzigen abhangt? Und Sie können die wichtigſte Sache der Welt ſo geringſchätzig behandeln? — O Herr Baron, ich bitte Sie, quittiren Sie ihre Stelle, Sie ſind es in ihrem Gewiſſen ſchuldig. Halten Sie um eine andere Stelle an, wozu Sie Fähigkeiten beſitzen.

Klett. Ja Sie haben leicht zu reden; ich habe mich ſchon hin und her beſonnen, und weiß nicht recht, welche Stelle für mich paßt. Eine Stelle die weniger trägt als 2000 fl. nehme ich nicht an.

Karl. Es iſt hier die Rede von den Fähigkeiten, nicht von dem Gelde, Herr Baron.

Klett. Wozu glauben Sie mich denn fähig?

Karl. Das weiß ich eben nicht. Dieſes müßen Sie ſelbſt nach ihren Kenntniſſen abmeſſen.

Klett. Bücher und Meiſter hab ich in allem gehabt, und wenn die Sache darinn beſteht, bin ich zu allem fähig. Ich hab eine groſſe Bibliothek; da ſollen Sie mir keinen Dienſt geben, wo ich nicht ein Buch finde, darinn nicht etwas von dem Dienſt geſchrieben ſteht, wenn ich mir nur die Mühe geben wollte nachzuſchlagen — aber im Ball ſchlagen — da nimmt es niemand mit mir auf.

Karl.

Karl. Haha! Lieber Baron! so müßen Sie sehen, daß Sie Oberstballmeister werden können. Aber die Zeit zum Rath rückt an; ich muß Sie verlassen. Johann meinen Degen und Hut.

Klett. Ich will Sie begleiten — aber die Ausarbeitung meines Akts nicht zu vergeßen.

Karl. Gewiß nicht; mich dauert die arme Parthey zusehr, als daß ich sie vernachläßigen sollte. Baron Klett, Sie sind doch ein excellenter Mensch, Sie. (geht ab).

Siebentes Gespräch.

Zimmer des Ministers. Der Kabinetssekretär Fritz von Reben tritt hinein mit Papieren. Fritz. Eine Weile hernach der Magister Blum.

Fritz. Nun zur Arbeit. Guter Gott! gieb meinem Geist Einsicht, und Liebe und Gerechtigkeit meinem Herzen. (Er will einen Sessel nehmen und sich setzen).

Der Magister. Guten schönen Morgen, Herr geheimer Kabinetssekretär! Freut mich, daß ich die Ehre habe, Sie kennen zu lernen. Hab viel Rühmliches von Ihnen gehört. Sie sind ein Mann, der das Herz am rechten Flecke hat, und der noch zu dem eine gute Portion Christenthum besitzt — eine Sache, die in unsern Zeiten die nothwendigste ist. Fritz.

Fritz. Ich danke Ihnen, mein Herr! für ihre gute Meinung. Die Natur gab mir gesunden Menschenverstand, meine Eltern eine gute Erziehung, und Gottes Güte einen guten Willen.

Der Magist. O schöne Qualitäten! besonders heut zu Tage in diesen bösen Zeiten. Ich hoffe, wir sollen genauer miteinander bekannt werden. Se. Exzellenz der Herr Minister versprechen sich alles von Ihnen.

Fritz. Ich wünsche die gute Meinung des Herrn Ministers zu verdienen: an Fleiß soll es mir nicht mangeln.

Mag. Und was ich für ihr Wohl werde thun können, das will ich auch nicht versäumen. Sie wissen wohl, wer ich bin.

Fritz. Ich habe die Ehre, Sie als einen Freund des Herrn Ministers zu kennen.

Mag. Als einen devotesten Diener Sr. Exzellenz. Hauptsächlich aber bin ich Sr. Exz. Haustheolog.

Fritz. Eine wichtige Stelle! —

Mag. O gewiß wichtig, und mit vielen Unannehmlichkeiten begleitet. Unter uns zu sagen liegt die Bürde der Regierungsgeschäfte hauptsächlich auf mir. Das Gewissen regiert Fürsten und

Minister,

Miniſter, und ich das Gewiſſen, denn wo es Anſtände giebt, wendet man ſich an mich. Ergo. Eben komme ich heut ſeiner Exzellenz demonſtrative zu zeigen, daß er optima conſcientia etwas thun kann, wobey ihm ſein Herz einigen Skrupel gemacht hat. Wenn Sie ebenfalls einen Anſtand haben ſollen, wenden Sie ſich nur directe an mich, oder auch indirecte.

Fritz. (Bey Seite). Ich weiß nicht, was ich aus dieſem Menſchen machen ſoll. Entweder geht es in ſeinem Kopfe nicht richtig zu, oder er iſt einer der erſten Hypokriten.

Mag. Sie ſehen mich ſo wunderlich an, als wüßten Sie nicht, was Sie von mir halten ſollen.

Fritz. Ich geſteh es Ihnen offenherzig, Sie haben mich in Verlegenheit geſetzt.

Mag. Ich will Ihnen mehr Licht in der Sache anzünden. Sie wiſſen, es giebt mancherley Vorfälle an Höfen, wodurch unſer Gewiſſen— und unſer Gewiſſen iſt ja doch alles, — leicht kompromittirt werden kann. Ein unruhiges Gewiſſen iſt die höchſte Pein; man braucht daher Rath und Hilfe, und darinn thut es mir keiner bevor. Ich demonſtrire Ihnen was recht und unrecht iſt ad amuſſim.

Fritz.

Fritz. Wenn ich Ihnen offenherzig sagen darf, Herr Magister, so muß ich Ihnen gestehen, ich halte wenig auf Demonstrationen. Der beste Gewissensrath ist unser Herz, und reiner Wille der beste Haustheolog. Die Gebothe des Herrn sind die Basis meiner Handlungen, Liebe des Nächsten der Grund, auf den ich baue; meine Richtschnur: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch keinem andern.

Mag. Alles das Ding ist gut, aber es giebt intrikate Fälle, wo man distinquiren muß.

Fritz. Unser Herz muß einfältig seyn wie die Natur, und unsre Handlungen einfach wie die Lehre des Stifters unsrer Religion; der distinquirte nicht, seine Reden waren kurz, abgebrochen, aber wahr; wohl aber distinquirten die Pharisäer. Ich für mich handle nach dem gesunden Menschenverstande, nach den einfachen Grundsätzen meines Evangeliums, und bin damit zufrieden.

Mag. Alles gut und treflich; aber nur nicht auf alle Fälle anwendbar. Hier ist gleich ein Fall; lesen Sie. (Er überreicht ihm ein Papier).

Fritz. Ich hab die Sache gelesen; sie ist mir bekannt. Sie betrift den armen Pastor Rott; der Herr Minister übertrug mir das Referat, und ich hab es bereits aufgesetzt. **Mag.**

Mag. Vermuthlich werden der geheime Kabinetssekretär der nämlichen Meinung seyn, wie ich.

Fritz. Nein, Herr Magister! unsere Meinungen sind himmelweit unterschieden.

Mag. Wie das?

Fritz. Sie wollen den Pastor Rott unglücklich machen, ihn von seinem Amt entfernen, und das will ich nicht.

Mag. Behüte Gott! ich will ihn nicht unglücklich machen — strafen will ich ihn für sein leckes Unternehmen, denn mir scheint, er sey ein heimlicher Deist, er verbreitet Grundsätze, die der Religion entgegen sind, und das ist gewiß höchst strafbar.

Fritz. Mein Herr Magister! Sie beurtheilen die Sache von einer ganz unrechten Seite. Es mag wohl die Wärme des Herzens den bedauernswürdigen Pastor manchmal zu undeutlichen Ausdrücken hingerissen haben — aber daß er ein blosser Deist sey, das kann ich wirklich nicht finden. Verbrechen, mein Herr Magister, verdienen freilich Strafe; aber unwillkührliche Fehler verdienen bey redlichen Leuten nur Warnung oder Ahndung, und dieses ist hier der Fall. Sie wollen einen Mann von seiner Stelle entfernen, in

der

der er ſchon ſo viel Gutes gewirkt hat. Er iſt in der Gegend bekannt; alles liebt ihn; ſagen Sie mir, Herr Magiſter, ſind wir denn nicht alle Menſchen, die fehlen können? Kann ein einziger Fehler jahrelange Verdienſte vertilgen? Sagt uns das das Chriſtenthum? Wer je geſunden Menſchenverſtand hat, kann einſehen, daß der Mann in der Hitze ſeiner Phantaſie manchen zweydeutigen Ausdruck hinſchrieb. Warum will man alles verbittern und verunglimpfen? Mich däucht, eine Ahndung wäre genug Strafe für ihn.

Mag. Dieſe Antwort hätte ich gar nicht erwartet, Herr geheimer Sekretär. Ich vermuthete, Sie wären ein Mann, der Religion im Herzen hat, und der das Chriſtenthum ſchützen würde.

Fritz. Immer Religion und Chriſtenthum im Munde, Herr Magiſter, und Menſchenhaß und Groll im Herzen. Den Menſchen zurecht führen, ihn beſſern, das ſagt die Religion, nicht ihn unglücklich machen.

Mag. Ich kann nicht begreifen, warum Sie die Parthey dieſes Freygeiſtes nehmen, dieſes Erzketzers.

Fritz. Und ich kann nicht begreifen, was denn Sie die Sache angeht. Bleiben Sie bey

ihrem Geschäfte, Herr Hausttheolog, und überlassen Sie mir die Referate.

Mag. Und ich werde nicht ruhen, bis dieser Mensch von seiner Stelle ist.

Fritz. Das wollen wir sehen! und ich werde nicht ruhen, bis er wieder festsitzt. Glauben Sie denn, man kann mit Menschen wechseln, wie mit Ballen, und geschickte und redliche Leute wachsen wie die Holzbirnen an Bäumen?

Mag. Wenn es nur darauf ankömmt einen geschickten und wackern Mann vorzuschlagen, so hab ich schon einen in petto, einen würdigen, religiösen, konduitevollen Menschen, meinen Vetter, den Herrn von Lampe.

Fritz. Sieh! nun geht die Sonne für mich am Horizont auf, der redliche Pastor Rott, der soll von seiner Stelle, um dem Herrn v. Lampe Platz zu machen. Dringen Sie nicht weiter in mich, ich kenne nun ihren ganzen Charakter; Sie sind ein wahrer Hypokrit, der die Religion nur zum Deckmantel nimmt, um andern redlichen Leuten zu schaden, der, um seinen unersättlichen Nepotismus auszuführen, alle redliche Leute von ihren Stellen entsetzen möchte, um sie mit seinen Kreaturen zu besetzen. Aber Sie betrügen sich,

wenn

wenn Sie glauben, Sie finden einen Mann an mir, den Sie zum Gehilfen ihrer heimtückischen Absichten brauchen könnten. Ich hasse alle diese Schleichwege; sie sind Verderben in Staaten; der ehrliche Mann geht den geraden Weg, der Wurm kriecht und schleicht; ich würde mich schämen, wenn ich mich je zu solch einem ungerechten Vorhaben könnte brauchen lassen; ich wollte lieber meine Stelle verlassen, meinen Namen aus dem Staatskalender auskratzen, als daß ich mich je zu dem Aufsatze eines unbilligen Referats würde gebrauchen lassen — nein, so will ich mich in der Stelle, in der ich bin, nie brandmarken.

Mag. Sie werden hitzig — aber bedenken Sie nur, welche Verantwortung Sie sich zuziehen, diesen Mann noch länger bey seinem Amte zu belassen, da Sie nun wissen, da ich Ihnen gesagt habe, daß er ein Mann ohne Religion ist. Sie haben daher keine Ausflucht mehr in ihrem Gewissen; am grossen Tage des Gerichs — da wird es nicht heißen, ich hab es nicht gewußt; man wird Ihnen antworten, der Magister Blum, der redliche, gutmeinende Haustheolog, der hat es Ihnen gesagt.

Frie. Ich bitte Sie doch, Herr Magister! verschonen Sie mich mit diesem albernen Gezeuge;

Gezeuge; ich hoffe, wir werden am Tage des Gerichts nach unsern Denkarten nicht so nahe bey einander stehen. Aus was urtheilen Sie dann, daß der gute Pastor Rett keine Religion haben soll? Weil er nicht Grimassen schneidet und heuchelt? Weil er nicht in allen Häusern herumlauft, um andere Menschen zu verläumden, oder vielleicht zu ehrlich ist, seine Aufwartung bey Ihnen zu machen? — Das nennen Sie keine Religion haben; aber Sie täuschen mich nicht; ihre Selbstliebe, ihre Leidenschaften sind die wahre Ursache, warum Sie diesen Menschen verfolgen, nicht Religion, denn Religion verfolgt nicht.

Mag. O gerechter Himmel! hat mir doch auf Gottes Erdboden noch niemand solche Impertinenzen gesagt.

Fritz. Sie nennen Wahrheit Impertinenz? Gehen Sie, Herr Magister, und lassen Sie mich ungestört bey meinem Geschäfte, Sie bringen mein Blut in Wallung. Von Ihnen werde ich nie lernen, was Religion ist, denn Sie haben keine, Sie sind ein dummer leidenschaftlicher Bigott — ich muß es Ihnen frey heraus sagen. Ich hasse den Unglauben wie den Aberglauben; beyde sind der Menschheit schädlich, aber kein Weib wird zum Unglauben übergehen, das nicht

ehrer

ehvor durch den Aberglauben verdorben worden ist; der Bigott, der Heuchler schadet dem Staate eben so, ja noch mehr als der Freygeist. Des letztern irrgeführte Vernunft kann wieder zurückkehren, dem ersten aber bleiben keine Mittel in dem falschen Schlafe seines Gewissens übrig. Aus Bigotten wurden Königsmörder gebildet, die freylich nicht mordeten, wie gemeine Mörder, sondern den Dolch unter heiligen Kleidern versteckten, und die Wunden, die sie der Menschheit versetzten, durch Grimassen wieder zu heilen suchten, und das Blut, daß ihre Hände befleckte, mit Crokodillzähren von ihren Dolchen wuschen. Pfui! entehren Sie nicht so das Christenthum, dieses ist von einer Würde und Größe, die der Blick eines Insekts, das in Staub kriecht, nicht erreichen kann. Ihnen aber, Herr Magister, ist nicht um Religion zu thun, so wenig als dem Tartarchan um die Verfassung unserer Polizey. Interesse, Privathaß, Kabalensucht — darinn liegen ihre Beweggründe; ich kenne die Menschen zu gut — Sie Herr Magister können mich nicht blenden. Ich verbitte mir, so lang Sie ihre Denkart nicht ändern, auf immer ihren Besuch.

Mag. Gut! ich werde Sie nicht länger belästigen. Ihr ganz ergebenster Diener (für

sich) warte nur, du sollst es fühlen, was es heißt, einen Haustheologen zu beleidigen. ab.

Achtes Gespräch.

Fritz allein.

Heilige Religion! wie wirst du nicht entehrt, nicht herabgesetzt! — Im Herzen fühlt selbst der Schurke die Größe deiner Würde, obwohl er deine heilige Lehren nie in Ausübung bringt, denn fühlte er diese Würde nicht, so würde er nicht zu dir Zuflucht nehmen, die Miene der Tugend entlehnen, um den Redlichen desto sicherer zu betrügen.

Neuntes Gespräch.

Baron Rosenberg, Minister. Fritz. Der Minister tritt aus seinem Zimmer.

Minister. Guten Morgen Herr v. Reben. Sie waren schon fleißig; ohne Zweifel sind die Referate schon fertig.

Fritz. Ja, Eure Exzellenz! es ist alles in Bereitschaft.

Minist. Brav, junger Mann! Sie sind thätig, fahren Sie so fort; Sie werden an mir einen

einen Freund und den Beförderer ihres Glückes finden. Ueberreichen Sie mir die Papiere.

Fritz. Hier ist das Referat Eure Exzellenz, in Betreff des Pastor Rott.

Minist. (liest). Gut! vortreflich. Recht — diese Stelle ist herrlich (er liest). „Ich bin wesentlich überzeugt, das die böse und lockere Lebensart manches Pastors, der in seinem Leben nichts geschrieben hat, mehr Aergerniß und Verführungsgefahr fürs Volk ist, als des guten Rotts Abhandlung über den Deismus, die in die Hände weniger Menschen kam. Böse Beyspiele verführen mehr als Schriften, und in unsern Zeiten sind viele Menschen durch ihren unsittlichen Lebenswandel ein öffentliches Buch der Aergerniß und der Verführung." — Bravo, junger Mann! Sie haben recht; schlechte Schriften können Schaden stiften, aber schlechte Sitten stiften noch weit einen größern. Das grosse Sittenbuch, woraus das Volk liest, ist der Lebenswandel der Grossern; wenn es da unrichtig zugeht, wie kann das Volk besser werden. Die Tugend gleicht der Sonne; ihr wohlthätiger Einfluß kömmt von oben herab; böse Beyspiele an Höfen verderben die Menschen durch die Macht der Nachahmung in Hütten. Wer des Volkes Sitten bessern will,

der fange an, die Gröſsern gut und untadelhaft zu machen. So ſpricht reine Philoſophie, ſo reines Chriſtenthum. Daher iſt auch das Chriſtenthum verhaſst, denn es ſagt dem Groſſen wie dem Kleinen: Dieſes oder jenes darfſt du nicht thun — dem Bauer in der Hütte, wie dem Fürſten auf dem Thron: Dieſes iſt unrecht. — Ihr Referat iſt ſchön gearbeitet. (er unterſchreibts) Was haben Sie ferner?

Fritz. Hier iſt das Referat in Betreff der geheimen Kommiſſion.

Miniſt. (lieſst) Wieder gut! Sie haben durchgehends recht. Geheime Kommiſſionen ſind unnöthig dort, wo öffentliche Juſtizſtellen ſind, die über Recht und Unrecht ſprechen. In Unterſuchungen, die die Ehre und das Leben eines Bürgers im Staate betreffen, muſs man der öffentlichen Gerechtigkeit nie die Hände ſperren. Menſchen, die die Sache von dem ordentlichen Wege auf Seitenwege leiten wollen, haben ſelten reine Abſichten. Wer ehrlich iſt, bleibt auf der Heerſtraſſe, der Räuber verſteckt ſich auf Seitenwege. Als Cromwell den guten Karl in England verurtheilen wollte, veränderte er viermal das Parlament, bis er endlich ſo viel Stimmen herausbrachte, die das Todesurtheil über den Unglücklichen

lichen sprachen. Sie haben recht; die Sache muß den ordentlichen Justizweg laufen. (er unterschreibt) Was haben Sie noch weiter?

Fritz. Hier das Referat über den Gotteslästerer.

Minist. (ließt) Gut! Sie schreiben mit Wärme, man sieht, daß Ihnen die gute Sache am Herzen liegt, ich bin zufrieden, und mit Ihnen verstanden. Ich weiß nicht, wie es möglich war, daß die Justizstelle auf den Tod dieses Menschen andringen konnte. Man hat doch noch so unrichtige Begriffe von Verbrechen und Strafen. Die Strafe muß immer die Besserung des Uebelthäters zum Endzweck haben, sonst ist sie nicht Strafe, sondern Rache, und rächen darf sich der Staat nie. Aber die Bigotten werden die Nase rümpfen, wenn wir diesen Menschen nicht zum Tode verurtheilen. Sie erklärten ihn ja als einen Gotteslästerer, und dürsteten schon nach seinem Blute.

Fritz. Ja, Eure Exzellenz! Aber denken Sie nur wie widersinnig. Der arme Mensch handelte mit geistlichen Bildern, sein Handel gieng sehr mißlich, denn wer ausser dem einfältigen Landmanne kauft noch solche Bilder; sie sind erbärmlich schlecht gestochen — man darf sagen,

Gottes

Gottes und seiner heiligen Würde ist durch eines Pfuschers Griffel verhunzt. Der Mann verkaufte nun drey ganzer Tage hindurch nicht um einen Hellerswerth. Er ward überdrüßig, sprang mit Füßen in seine Waare, und warf seine Bilder in Stromm. Nun sollte er als ein Gotteslästerer und als ein Heiligenschänder gestraft werden.

Minist. Wie kann man doch auf solche extravagante Einfälle kommen! — Ein Mensch, der seine eigne Waare, mit der er sich ernähren muß, ins Wasser schmeißt, der muß seines Lebens überdrüßig, oder ein Narr seyn.

Fritz. So sagt mir ebenfalls mein Herz und die Vernunft.

Minist. Wir wollen hinschreiben, daß er leben soll. (er schreibt) Aber bey höchster Strafe soll er nicht mehr mit geistlichen Waaren handeln; wir wollen ihm aber einen bessern Handel verschaffen. Zum wenigsten einen solchen, wo er nicht ausgesetzt ist, lebendig verbrannt zu werden, wenn ihn die Lust anwandeln sollte, seine Waare ins Wasser zu werfen.

Fritz. Eure Exzellenz sind gerecht.

Minist. Aber sagen Sie mir, lieber Freund, wie ist es doch möglich, daß man so schief urtheilen kann.

Fritz.

Fritz. Eure Exzellenz haben mehr Menſchenkenntniß als ich; Sie haben mehr Erfahrung, mehr Einſicht; ſind lange am Hofe, und werden die Gewalt wiſſen, die die Leidenſchaft über ſchwache Köpfe hat. Ich hab die Zeit über, als ich in Hofdienſten ſtehe, nur ſoviel beobachtet, daß ein groſſer Theil von Menſchen aus Erzheuchlern beſteht. Der kleinſten Sache willen ließen ſie einen andern am langſamen Feuer braten, wenn ſie ſich nur dadurch den Schein geben könnten, als wären ſie im Herzen beſſer als andere. Die Zeloten, die Eiferer ohne Licht, die ſind die Kanibalen in unſern Ländern, denn ihre Unduldſamkeit würde morden und tödten, wenn ſie nur Gewalt hätte.

Miniſt. Sie haben recht; aber ſagen Sie mir lieber Neben; mich däuchte ja, als ich noch in meinem Zimmer war, ſie diſputirten hier etwas heftig — war vielleicht mein Hausheolog bey Ihnen?

Fritz. Ja, Eure Exzellenz.

Miniſt. Der Menſch hat Sie gewiß grob beleidigt.

Fritz. Wenn ſo ein Ding, das ſich Menſch nennt, ein anderes Weſen, das Menſch iſt, beleidigen könnte, ja. Ich bin aber über das hinaus.

aus. Ich ſehe dieſe Art von Menſchen als Thiere an, die ausſchlagen. Wenn ich ſie einmal kenne, ſo hüte ich mich, ihnen nahe zu kommen; verletzen ſie mich von Ungefähr, ſo denk ich im Gottes Namen; mancher ehrliche Mann bekam einen Tritt von einem Roß. Fodert es aber meine Pflicht, daß ich mit ihnen zu thun haben muß, ſo hab ich auch eine derbe Knutte, und ich will einem nicht rathen, daß er mir an die Beine klopft.

Miniſt. Sie gefallen mir durch ihr offenes Weſen. Aber ſoviel Sie Kopf und Herz haben, ſo ſind ſie nicht für den Hof geſchaffen. Ich wünſchte, Sie hätten mit dem Magiſter nicht gezankt. Solche Leute müßen Sie auf eine ganz andere Art behandeln.

Fritz. Eure Exzellenz! ich bin jung, und will mich gern belehren laſſen.

Miniſt. Wackerer Mann! Es giebt Menſchen an Höfen, deren Charakterzüge Sie nicht in der einfältigen Natur finden, ſondern nur in der höchſtverdorbnen. In dieſe Klaſſe von Menſchen gehört auch der Magiſter; er rühmt ſich, und macht ſich groß, als wär er mein intimſter Freund. Die Welt glaubt es auch, und urtheilt, er hätte bey mir einen groſſen Einfluß; ich aber

verachte

verachte dieſen Menſchen im Grunde meines Herzens; ich kenne das Innerſte ſeiner Seele, aber nie laß ichs ihn merken, daß ich es kenne. Ich weiß, daß er ein Heuchler iſt, er glaubt aber, ich halte ihn für einen Heiligen. Solche Menſchen muß man ſo behandeln, denn dieſer iſt der einzige Weg, ihnen viel zu ſchaffen zu geben, und ſie ſelbſt durch eigene Kraft zu ſchwächen; die Kröte tödtet man durch ihr eigenes Gift. Der Magiſter macht den Heuchler, und wenn er böſe Abſichten durchſetzen will, ſo ſpricht er mir immer von Gewiſſen und Religion; wenn ich nun ſeine Schliche merke, ſo gieb ich ihm ſo viel Zweifel und Anfragen aufzulöſen, die er mir alle ſchriftlich beantworten muß, und bis er mit ſeinen Diſſertationen, Diſtinktionen und Demonſtrationen fertig iſt, ſo hat die Sache längſt eine andere Wendung genommen. Wenn er vernünftig wäre, ſo würde er einſehen, daß ich ihn für einen Narren halte, das läßt aber ſein Solz nicht zu. Laſſen Sie mein Freund den Narren und Schurken nie merken, daß Sie ſelbe als Narren und Schurken kennen, ſondern behandeln Sie ſie ſo, als wenn ſie weiſe und rechtſchaffen wären, und durch dieſe Klugheit können Sie oft die boshafteſten Plane vernichten, und Schurken und Narren in die größte Verlegenheit ſetzen, denn keiner will

als ein Schurke und Narr angesehen seyn. Nicht einmal hab ich meinen Haustheologen schon dahin gebracht, daß er selbst das Gegentheil meiner Absichten befördern mußte.

Fritz. Eure Exzellenz vereinigen die größte Klugheit mit Rechtschaffenheit und Tugend; ich werde ihre weise Lehren mir zu Nutzen machen, und mich nach selben bilden.

Minist. Merken Sie sich noch was, junger Mann! Es ist keine elendere Politik, als die Politik des Lasters, denn sie ist ohne Kleid — nackt kann und darf sie nicht erscheinen, sie muß daher das Kleid der Tugend zu entlehnen suchen, und wer die Tugend kennt, weiß wohl die Person von dem Kleide zu unterscheiden. Wenn Sie am Hofe den Wolf in Schaafskleidern kommen sehen, so machen Sie keinen Lärmen, lassen Sie sichs nicht merken, daß Sie wissen, daß er Wolf ist, betragen Sie sich gegen ihn, daß er glaubt, Sie sehen ihn wirklich für ein Schaaf ein; nur beobachten Sie ihn, separiren Sie ihn von den übrigen Schaafen, damit er nicht schaden kann, und geben Sie ihm Heu, wie andern guten Schaafen zu fressen, und er ist jämmerlich geprellt, denn er möchte Lammfleisch, und darf sichs nicht merken lassen. Darinn liegt wahre Politik; der Bos-

haste

haſte möchte zerberſten und darf nichts ſagen. Merken Sie ſich dieſes. — Nun eil ich nach Hof; ich werde dem Fürſten ihren Fleiß und Eifer melden. Unterdeſſen ſeyen Sie ſo gütig, die Leute, die noch in Vorzimmer ſind anzuhören, und mir bis morgen über ihr Begehren die Referate zu verfertigen.

Fritz. Ich werde Eurer Exzellenz genau gehorchen. (Miniſter ab).

Zehentes Geſpräch.

Fritz. Eine Weile hernach der Bediente des Miniſters. Fritz, klingelt.

Der Bed. Was befehlen der Herr geheimde Referendar.

Fritz. Sind viele Leute im Vorzimmer?

Bed. Nur zwo Perſonen. Eine arme Frau und ein junger Menſch, der ſich aber äußerte, daß er was ſehr Dringendes anzubringen hätte.

Fritz. Gut! Das Dringende geht vor; der junge Menſch ſoll herein kommen.

Elftes Geſpräch.

Fritz. Ein junger Menſch.

Fritz. Wer ſind Sie? und worinn beſteht ihr Begehren.

Der junge Menſch. (ſtotternd) Sie werden — — mich wohl kennen.

Fritz. Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie — ihr Name? — ihr Amt? —

Der junge M. Mein Name iſt — — mein Name iſt — ja — mein Name iſt — Styx; mein Amt — — ich bin geheimer — —

Fritz. Geheimer Sekretär? —

Der j. M. Ich bitte um Vergeben — — geheimer — geheimer —

Fritz. Geheimer Kanzelliſt? —

Der j. M. Nichts weniger, Eure Gnaden — geheimer — —

Fritz. So ſagen Sie doch heraus.

Der j. M. Ich bin geheimer Denunziant.

Fritz. Geheimer Denunziant — — was iſt denn das für eine Charge? Ich will darüber im Hofkalender nachſchlagen.

Der j. M. Ja, darinn iſt dieſe Stelle nicht bemerkt.

Fritz. Was iſt denn ihr Geſchäft?

Der j. M. Mit aller Ehrfurcht zu ſagen, die Leute auszuſpioniren.

Fritz. Alſo geheimer Spion.

Der j. M. Wenn Sie ſo wollen — — aber geheimer Denunziant iſt weniger auffallend.

Fritz. Ja ja, iſt weniger auffallend, aber doch immer Spion. Das iſt ein abſcheuliches Metier, mein Herr! Wer hat Sie dazu dekretirt? Der Fürſt gewiß nicht, denn der Fürſt kann unredliche Leute nicht gedulden, ich kenne ſein Herz.

Der j. M. Ich bin dazu nicht dekretirt, aber man fand, daß ich die Qualitäten dazu beſitze.

Fritz. Da müßen Sie elende Qualitäten haben, denn nur ein Erzſchurke kann einen geheimen Spion machen; es iſt jeden ehrlichen Mannes Pflicht, das öffentlich anzuzeigen, was dem Staate oder dem Fürſten nachtheilig ſeyn könnte, aber geheime Anzeigen ſchmieden, das kann nur ein Menſch, der ſelbſt ein geheimer Schurk iſt.

Der j. M. Verzeihen Eure Gnaden, ich verdiene dieſe Vorwürfe doch nicht. Ich bin ein armer Menſch, der nichts zu leben hat; ich glaubte dadurch mich empor zu ſchwingen, was thut man nicht um Brod.

Fritz. Ja, es iſt weniger dein Fehler, als der Fehler des Staats, denn dieſer muß nie Gelegenheit geben, daß Menſchen ihr Brod auf unrechten Wegen ſuchen. — Aber was haben Sie da für ein Papier?

Der j. M. Es iſt eine Liſte von verdächtigen und ihren Grundſätzen nach höchſt gefährlichen Leuten, die ich übergeben wollte.

Fritz. Und hierüber deponiren Sie? Laſſen Sie ſehen. — Welche Menge von rechtſchaffnen Menſchen doch nicht auf dieſer Liſte ſteht! Wiſſen Sie Herr Stor, was wohl dem Fürſten übrig blieb, wenn er alle dieſe Leute von ihren Stellen entfernen wollte?

Der j. M. Nein!

Fritz. Nichts als Dummköpfe und Schurken. (Er zerreißt das Papier) Unterſtehen Sie ſich nicht mehr, mir mit ſolchen Liſten unter die Augen zu kommen. Ihrer äußerſten Armuth will ich dieſen Schritt noch verzeihen. Der Weg iſt unedel, ſich auf Koſten ehrlicher Leute empor zu ſchwingen. Ich will Ihnen eine beſſere Art ſich zu ernähren anweiſen, damit Sie nicht Urſache haben, als ein Staatsbandit den Ruf ehrlicher Leute zu morden. Kommen Sie morgen; ihre Schrift iſt gut; Sie ſollen als Kanzelliſt angeſtellt

ſtellt werden. Aber bey Leibe laſſen Sie ſichs nicht merken, daß Sie dieſes abſcheuliche Handwerk nur eine Viertelſtunde getrieben haben, denn ſonſt würde kein redlicher Mann an ihrer Seite mehr dienen.

Der j. M. Ich werde Euren Gnaden gehorchen; verzeihen Sie meiner Armuth und meiner Jugend. Vielleicht hätt ich auch dieſen Schritt nicht gethan, wenn nicht der Magi..er Blum —

Fritz. Der verwünſchte Heuchler! Es iſt nicht genug, daß ſeine Seele im höchſten Grade verdorben iſt, er will auch noch andere Menſchen verderben. Leben Sie wohl! (Styx ab).

Der Bediente kömmt. Soll die arme Frau herein kommen?

Fritz. Sie ſoll kommen!

Zwölftes Geſpräch.

Fritz. Frau v. Turnau. Turnau macht eine tiefe Verbeugung.

v. Turnau. Gnädiger Herr!

Fritz. Nähern Sie ſich gute Frau! Was iſt ihr Begehren Nähern Sie ſich! Seyen Sie nicht ſchüchtern. Was wollen Sie — ſprechen Sie!

v. Turnau.

v. Turnau. Gnädiger Herr! Sie haben ein gutes Gesicht; der Ruf ist auch, daß Sie ein christlich, menschenliebender Mann sind. Ich hab eine grosse Angelegenheit, und eine gerechte Bitte meinem Fürsten vorzutragen. Eh ichs Ihnen aber sage, ehe ich meine Bittschrift überreiche, versichern Sie mich, daß, wenn mir nicht geholfen werden kann, daß Sie mein Zutrauen nicht mißbrauchen, daß Sie mich nicht unglücklicher machen werden als ich schon bin.

Fritz. Gewiß nicht, meine liebe Frau! so wahr, als ich mir auch Gnade bey Gott wünsche.

v. Turnau. Lassen Sie den Diener abtreten. (Fritz winkt ihm abzugehen). Nach dem ich gehört habe, daß der vorige Kabinetssekretär gestorben ist, und Sie gnädiger Herr — denn jedermann spricht von Ihnen gut, seine Stelle erhalten haben, so hab ich es wieder gewagt, hieher, an diesen Ort zu kommen, der mir so viele Thränen gekostet hat.

Fritz. Erklären Sie sich deutlicher!

v. Turnau. Das will ich auch. Erlauben Sie nur, daß ich mich ein wenig erholle.

Fritz. Setzen Sie sich meine liebe Frau.

v. Turnau. Es gezieme sich nicht.

Friz. Man ſetzt ſich in der Kirche, wo Gott iſt, warum ſollen Sie vor mir nicht ſitzen?

v. Turnau. Wenn Sie es alſo erlauben.

Friz. Erzählen Sie, ich will Sie anhören, wie ein Freund ſeine Freundinn anhört.

v. Turnau. Ich ſuche ſeit 8 Jahren Gerechtigkeit und kann ſie nicht finden. Ich war hundertmal in dieſem Hauſe, und konnte den Miniſter nie ſprechen. Der verſtorbene Referendär — Gott ſey ſeiner Seele gnädig, und laſſe ihm dort nichts entgelten — der verſtorbene Referendär hat mir alle Wege abgeſchnitten, Gerechtigkeit zu erlangen. Ich wollte dem Fürſten einen Fußfall machen, aber die Intrigue wußte mir zuvor zu kommen. Man erklärte mich als eine Närrin, und ich wurde in ein Narrenhaus gebracht, wo ich 6 volle Jahre nebſt meiner Tochter, einem ſchönen jungen Mädchen, die Zeit meines Lebens in einem Kerker zubrachte. Nur ein Zufall, oder vielmehr Gottes Fügung will ich ſagen, rührte das Herz meiner Wärterinn, ich erzählte ihr meine ganze Geſchichte; ſie verſchafte mir und meiner Tochter eine Kleidung, und ich wagte nochmal mein Aeußerſtes. Gnädiger Herr! ich falle zu ihren Füßen; können Sie mir nicht helfen, ſagen Sie mir es aufrichtig, und machen

Sie mich und meine Tochter nicht unglücklicher als wir sind.

Fritz. Stehen Sie doch auf, gute Frau! der Mensch kniet nur vor Gott!

v. Turnau. Wenn Sie mir nicht helfen können, so will ich wieder in meinen Kerker zurückkehren um die Täge meines Lebens mit meiner Tochter dort zu beschließen; können Sie aber helfen, so verlassen Sie eine Unglückliche nicht.

Fritz. Ich werde gewiß helfen, wenn es möglich ist. Reden Sie nur deutlicher.

v. Turnau. Nur noch einige Fragen: Lebt der Magister Blum noch? Hat er noch den Einfluß am Hofe, den er einst hatte?

Fritz. Er hat wenig Einfluß bey guten Leuten.

v. Turnau. Kann er Ihnen nicht schaden? Scheuhen Sie ihn nicht?

Fritz. Ich scheuhe keinen Menschen, wenn es um Gerechtigkeit zu thun ist. Ich gehe dem Insekt aus dem Wege; wenn es sich aber um meinen Fuß schlingt, so schleudere ich es in einen Winkel.

v. Turnau. O Gott! so hören Sie mich an. Unter dem Scheine der Andacht kam dieser

Magister

Magiſter oft in mein Haus, wo ich ruhig lebte, und die kleine Penſion mit meiner Tochter verzehrte, die mir mein Fürſt nach dem Tode meines Mannes anwieß. Ich hatte eine Tochter, ein liebvolles Mädchen, ganz Unſchuld, ich hätte ſie gut verſorgen können, ein junger edler Mann warb um ſie, allein der Magiſter wußte mir dieſen Jüngling ſo verdächtig zu machen, daß ich ihm die Hand meiner Tochter verſagte. Ich glaubte in ſelben Zeiten noch dem Heuchler; kurz darauf entlarvte ſich der Böſewicht, er lockte meine Tochter unter dem Vorwande ſie in Religionsſachen zu unterrichten oft auf ſein Zimmer, und verführte die Unſchuldige — ich weiß nicht unter welcher Bethörung. Gnädiger Herr! ich weiß, daß wir alle Menſchen und ſchwach ſind, daß der beſte nicht davon ausgenommen iſt; es ſchmerzte mich der Zufall, aber ich hatte doch Mitleiden mit dem Fehlenden; bald entlarvte ſich das heuchleriſche Ungeheuer; nicht genug, daß er meine Tochter bewegen wollte, das unſchuldige Geſchöpf, das unter ihrem Herzen keimte, und kaum das Leben empfieng, wieder zu zerſtören; er trieb ſeine Bosheit noch weiter — mit einem Worte gnädiger Herr! er iſt die Urſache, daß ich mit meiner Tochter 6 ganze Jahre als eine Wahnſinnige verleben

mußte, damit die Welt den gottloſen Gleiſner nicht entdeckte.

Fritz. Arme Frau! haben Sie Beweiſe?

v. Turnau. Ja, Briefe und Zeugen.

Fritz. Gut! hier iſt Geld; miethen Sie ſich in einem Privathauſe ein Zimmer, leben Sie ruhig, verlaſſen Sie ſich auf mich, thun Sie keinen Schritt weiter, vertrauen Sie ſich niemanden; es wird Ihnen geholfen werden.

v. Turnau. Iſt es aber gewiß? — Sie ſind aber doch aufrichtig?

Fritz. Sie beleidigen mich empfindlich, Madam.

v. Turnau. Verzeihen Sie mir. Wer die Hofleute ſo kennen gelernt hat, wie ich; wer ſo oft durch die ſchmeichelhafteſte Miene iſt hintergangen worden, dem iſt es zu verzeihen, wenn er an allem zweifelt.

Fritz. Gute Frau! wie nehm ich Antheil an ihrem Schickſale. Seyen Sie getröſt, und Gott ſey ihr Schutz. (**Turnau ab**).

Dreyzehentes Gespräch.

Fritz allein.

Abscheulicher Heuchler! Hypokrit, wie es keinen mehr in der Welt giebt! So behandelst du die Menschen. Ja es ist auch der Heucheley ganz ähnlich. So rächet sich die Natur durch Verbrechen an denen, die sich schämen Schwachheiten begangen zu haben, aber nicht Laster auszuführen. Ich vertheidige nicht die Wollust, nicht die Mädchenverführung; wer aber einmal aus Schwäche gefehlt hat, der bekenne seine Schwäche. Fehlen ist ja das Antheil der Menschen, aber im Fehlen verharren, die Eigenschaft des Teufels. Heilig sind ja die Pflichten der Natur, und es ist ja keine Schande diese Pflichten zu erfüllen, sie sind jedem heilig, welchen Rock er auch immer tragen mag.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Erstes Gespräch.

Ein Zimmer in dem Hause des geheimden Raths v. Mennern. Amalie. Rosalie, ihre Vertraute.

Amalie. Es geht schon gen 1 Uhr, Rosalie, und Fritz ist noch nicht hier. Noch nie blieb er so lange aus.

Rosalie. Ja, die gewöhnliche Stunde seines Besuchs ist nach 12 Uhr. Aber er wird Geschäfte am Hofe haben.

Amalie. Nicht wahr, Rosalie! Fritz ist doch ein guter Junge. Ich werde mit ihm nicht unglücklich seyn. Wie freudig ist er nicht allzeit, wenn er Gelegenheit hat Gutes zu thun; mit welcher Wärme erzählte er uns das Leiden jedes Bedrangten, wie oft hab ich ihm nicht eine Thräne von seinen Augen geküßt, die für einen Unglücklichen floß!

Rosalie. Er ist recht gut, und er liebt Sie auch unaussprechlich.

Amalie.

Amalie. Das glaubſt du; ich beſorge aber immer Fritzens Liebe wird mir entriſſen! Wie viele Mädchen werden nicht nach ihm lüſtern ſeyn! Sein Amt, ſein Geſchäft rufen ihn nun in die groſſe Welt — da könnte er wohl ſeine Amalie vergeſſen.

Roſalie. Das wird er nie. Als Fritz Sie zu lieben anfieng, hat ſein Herz gewählt, nicht ſeine Sinne. Ein ſchönes Mädchen kann zwar ein minder ſchönes verdrängen, wenn der Liebhaber bloß an der Larve hangt, wenn es aber Schönheit der Seele iſt, ſo wird es keine Amalien bevorthun.

Amalie. Du loſe Schmeichlerinn! Gut möchte ich wohl ſeyn, aber ich fühle, wenn ich in mein Inneres ſehe, wie viel mir noch abgeht, um Anſpruch auf Menſchengüte zu haben.

Roſalie. Eben das beweißt Ihre Güte. Weiſe wird der, der anfangt einzuſehen, daß er nichts weiß, und der fängt an klug zu werden, der erkennt, daß ihm noch vieles zum Guten fehlt.

Amalie. Liebe Roſalie! wenn ich heurathe mußt du mich nicht verlaſſen. Du haſt ſeit dem Tode meiner Mutter, Mutterſtelle an mir vertretten; ich bedarf immer deines Raths, denn ich möchte ein gutes Weib werden.

Roſalie.

Rosalie. Folgsames, liebes Mädchen! ich verlasse Sie nicht, so lang ich lebe.

Amalie. Ich bin dir so viel Dank schuldig, Rosalie! Du hast mich christlich erzogen, und gabst meinen Herzen reine Grundsätze. Ich verdanke ihnen so viele vergnügte Stunden; da sich viele meiner Gespielinen immerzu über lange Weile beklagen, so unterhaltet mich jede Blume, jeder Vogel; ich sehe in der ganzen Natur Gottes Güte, Schöpfers Liebe, und lese in jedem Blatte Zufriedenheit. Wenn ich mit meinem Vater auf dem Lande bin, wenn Schnee die Erde deckt, Eis den Strom fesselt, so sieht mein Aug, wo es immer hinblickt, doch Naturfreude; der einsame blätterlose Baum, der rauchende Kamin der niedrigen Strohhütte, der einsame Raab, der von einer hohen Tanne seine rauhe Stimme herabschreit, alles ist Freude für mich, überall seh ich den Schöpfer, überall seine Güte. Ich gestich es dir aufrichtig, Rosalie, mir ist es nie lieb, wenn mein Vater in die Stadt wieder zurückkehrt. Welches Vergnügen hab ich hier — Ball und Visite, Besuche, wo man anders denkt und anders spricht, sich Schmeicheleien sagt, und im Herzen tadelt; wo ein Frauenzimmer das andere wegen einer Tändeley, wegen einem Bande, beneidet und haßt. Und dann die Freude des Balls —

was

was will dieſe ſagen? — Eine halbe Nacht in einem beſtändigen Taumel verträumen, und dann das Vergnügen der aufgehenden Morgenſonne verſchlafen, das iſt ja wirklich nicht Freude. Es bleibt bey allen dem unſer Herz immer ſo leer.—

Roſalie. Wahrhaft, gutes Mädchen! Sie denken ganz vernünftig. Auch liegt der Keim des Glückes ſchon in Ihnen. — Ich höre aber jemanden die Treppe herauf kommen. — vermuthlich iſts der geheime Referendär.

Amalie. O ja, er iſts!

Zweytes Geſpräch.

Fritz v. Reben. Vorige.

Roſalie. Sie verdienen Vorwürfe, mein Herr geheimer Referendär, warum ſo ſpät?

Fritz. Geſchäfte hinderten mich, Ihnen eher meine Aufwartung zu machen.

Amalie. Seine gute Freunde beſuchen iſt ja auch ein Geſchäft, das man nicht vernachläßigen ſoll.

Fritz. Ja, wahrhaft, und das angenehmſte Geſchäft unſers Lebens; aber Menſchenpflicht heißt uns oft unangenehme Geſchäfte den angenehmen vorziehen.

Amalie.

Amalie. Das iſt auch wahr. Ich war bekümmert um Sie, Fritz! denn Liebe iſt ſorglich. Vorwürfe aber kann Amalie ihrem Fritze nicht machen, weil ſie weiß, daß er immer das thut, was beſſer und klüger iſt.

Fritz. O Amalie! man ſoll freylich immer das thun, was beſſer und klüger iſt; aber Amalie — Menſchenherzen haben ja doch auch ihre Schwächen.

Amalie. Sie ſind traurig Fritz! Ich ſehe eine Thräne in ihrem Auge.

Fritz. Weinen Sie über mich, Amalie, daß ich ſo ſchwach bin, um zu weinen.

Amalie. Warum das?

Fritz. Soll man wohl weinen, wenn man gut handelt?

Roſalie. O gewiß nicht!

Fritz. Und ich weine doch darum.

Amalie. Sie ſprechen räthſelhaft.

Fritz. Amalie! ich fürchte Sie zu verlieren.

Amalie. Wie das?

Fritz. Ihr Vater hat den wichtigen Prozeß mit dem Juden Iſrael verloren, und mein Bruder war Proponent.

Amalie. Gott im Himmel! was Sie mir sagen. Und ihr Bruder Proponent!

Fritz. Machen Sie ihm keine Vorwürfe, Amalie! der Kampf seines Herzens war schrecklich; er hatte zwischen dem Unglücke seines Bruders und dem Unglücke einer armen Familie zu wählen. Er mußte entweder ungerecht seyn, oder seinen Bruder unglücklich machen. Bruderliebe und Gerechtigkeit lagen auf der Wagschale — o wenn Sie den Kampf seiner Seele gesehen hätten — der Unglückliche! unterliegen hätte sein Herz müßen, aber Menschenpflicht und Religion foderten mich auf ihm Muth zuzusprechen; ich mußte ihm sagen, sey gerecht, und sollt' ich auch Amalien verlieren. Sehen Sie Amalie, so kann man rechtschaffen handeln, und doch eine Thräne dabey vergießen.

Amalie. Armer Fritz! Sie verdienen durch ihre Handlung ganz Amaliens Liebe. Es ist hart, wenn sich Liebende trennen müßen; ich fühle die Härte des Schicksals in seinem ganzen Gewicht; aber Amalie wäre ungerecht, wenn sie foderte, Fritz sollte sie mehr als die Tugend lieben.

Fritz. O laß dich umarmen trautes Mädchen! und diese Thräne des Gefühls träufle auf deinen Busen, unter dem ein so edles Herz schlägt.

Roſalie. O ihr guten Kinder! Die Verſehung wird die Sache ſo lenken, wie es die Stärke eurer Tugend verdient.

Fritz. O Amalie! was koſtete meinem Herzen dieſes Opfer, das ich der Tugend brachte! Alles was ich habe, hätt' ich mit Freuden aufgeopfert, ſelbſt mein Leben — aber dich Amalie, das war eine Prüfung, die für dieſes ſchwache Herz zu ſtark war.

Amalie. Tröſte dich Freund, und denke, Gott wollte es ſo. Er will, daß man ihm freudig das Opfer bringt, das er von uns begehrt. Er verzeiht zwar der Schwäche unſers Herzens, und dem Gefühle unſrer Seele; aber ſeinem Willen aufs heiligſte zu gehorchen, dieſes iſt die höchſte Pflicht, die wir dem Urheber unſers Daſeyns ſchuldig ſind.

Fritz. Die Stärke deines Geiſtes, Amalie! richtet meinen Muth auf. Woher, trautes Mädchen, haſt du dieſe Stärke deiner Seele genommen?

Roſalie. Es giebt Vorfälle in der Welt, meine Lieben, in welchen die Gottheit unſer Herz prüfet; gemeine Menſchenphiloſophie langt nicht hin, die Prüfungen mit Stärke zu ertragen; es gehört ein höherer Schwung der Seele dazu, und

dieſen

dieſen Schwung giebt nur die Religion, in derer Schoos wir auch die Quellen unſers Troſtes finden.

Amalie. Du haſt recht Freundinn! Menſchentroſt gleitet über unſer Herz ab, wie eine Waſſerquelle, die auf Stein fällt. Gottes Wort aber iſt Stärkung, und ſchmelzt unſere Seele wie Gold, das von ſeinen Schlacken gereinigt iſt.

Fritz. Ich höre deinen Vater, Amalie! Mich däucht, es wäre rathſamer für dieſen Augenblick, wenn ich mich entfernte. Ich will zu einer andern Zeit wieder kommen.

Roſalie. Sie haben recht; die erſten Eindrücke ſind die heftigſten. Man muß die erſte Hitze über den Verluſt ſeines Prozeſſes verbrauſen laſſen. Vielleicht wird ſich die Sache doch geben.

Fritz. Der Himmel füge es! Leben Sie wohl, Amalie! (Er küßt ihr die Hand) Leben Sie recht wohl!

Drittes Gespräch.

Vorige.

Amalie. Liebe Rosalie! flöße Trost in mein Herz, daß der Gedanke Fritzen zu verlieren mich nicht ganz zur Erde beuge. Komm auf mein Zimmer, wir wollen lesen.

Rosalie. Nein, wir wollen vielmehr in Garten gehen, und dort Trost im grossen Buch der Natur suchen. Kommen Sie.

Amalie. Ich folge dir willig. (beyde ab).

Viertes Gespräch.

Geheime Rath v. Mennern. Magister Blum.

Blum. Ja so ist es, Herr geheimer Rath! Kaum hab ich die traurige Nachricht erfahren, so hielt ich es für meine erste Pflicht, sie Ihnen zu hinterbringen. Kann ich Ihnen mit Trost, Beystand und Hilfe dienen, so zählen Sie ganz auf mich. Sie kennen mein Amt und meine Pflicht. Kranke besuchen, Traurige trösten, Unglücklichen Hilfe leisten, das ist meine Lieblingsbeschäftigung. Ich danke Gott, Herr geheimer Rath! daß ich nicht bin, wie die Menschen unserer Zeit, die an allem dem gar kein Vergnügen mehr finden.

v. Men-

v. Mennern. Ich danke Ihnen Herr Magiſter für ihre Güte und Sorgfalt. Der Streich iſt hart für mich.

Blum. Wirklich hart — aber das Verfahren unverantwortlich, denn da — da gieng es nicht richtig zu. Ich weiß, was ich weiß.

v. Mennern. Was wiſſen Sie Herr Magiſter! Sagen Sie mir alles, ich bitte Sie. Ich bin darauf gefaßt.

Blum. (Bey Seite). Nun meine Zunge, richte dich zur Verläumdung; ſprich keck und zuverläßig. Nun iſt der beſte Zeitpunkt, (laut) Herr geheimer Rath, Sie werden erſtaunen, wenn ich Ihnen ſage, wie weit die Bosheit doch in unſern Zeiten geht. Ich für mich hätte es in meinem Leben nie geglaubt, denn ich beurtheile alle Menſchen gut; was man aber mit eignen Augen ſieht, daran kann man wahrhaft nicht zweifeln; ich ſah — — aber nein, Herr geheimer Rath! ich will ihren Kummer nicht noch mehr vermehren; es iſt beſſer, wenn Sie die Sache nicht wiſſen.

v. Mennern. Ich bitte Sie Herr Magiſter, ſagen Sie mir, was immer Bezug auf mich haben kann. Sie ſind es der Freundſchaft ſchuldig, die Sie gegen mich äußerten.

Blum.

Blum. Ja Herr geheimer Rath, ich spreche gern, wenn ich weiß, daß das, was ich sage nützen kann; aber schwer fällt es mir doch immer, wenn eine Nachricht, die mir freilich manchmal mein Gewissen zu sagen aufträgt, einem Dritten zum Nachtheil seyn könnte. Aber Wahrheit bleibt doch immer Wahrheit. Ich sah — —

v. Mennern. Was haben Sie denn gesehen?

Blum. Ich sah mit meinen Augen heut frühe noch vor dem Rath aus dem Hause des Herrn Justitzraths v. Reben, der in ihrer Causa proponirte, den Juden Israel herausgehen; er trug einen grossen Sack Geld hinein, heraus aber kam er ganz leer. Was konnte man wohl urtheilen — — freylich, er mag vielleicht ein Kommission gehabt haben — aber wenn ich meine Leute nur nicht zu gut kännte!

v. Mennern. Glauben Sie vielleicht gar mein Proponent soll bestochen worden seyn?

Blum. Das glaub ich eben nicht, denn mein Gewissen läßt nicht zu, daß ich von meinem Nächsten was Uebels glaube; aber — wenn man so die Umstände zusammen zählt, so könnte man freilich dort und da was vermuthen. Der Herr Justitzrath v. Reben — erst 6 Monate Rath, und

schon

ſchon eine Equipage beſtellt (denn das weiß ich gewiß, daß er ſich eine Equipage kaufen wollte) da kann man ſich ja leicht denken; wo nimmt mans her, zum Dach regnets keinem das Vermögen hinein, und dann der geheime Referendarius, ſein Bruder — —

v. Mennern. Nun der geheime Referendär, ſein Bruder —

Blum. Ein feiner Kunde — ein Wollüſtling der erſten Art, behüte zwar Gott, daß ich es ſage! aber was die Leute ſagen, und der gemeine Ruf. Erſt geſtern — erhielt ich von meinen Rapporteurs Unterricht, traf man ihn in einen Mantel verhüllt in einer gewiſſen Straſſe an, wo eine ſichere Weibsperſon — aber das gehört nicht zur Sache — er mag meinetwegen ein ſehr guter und redlicher Menſch ſeyn. Man redet freilich oft viel, aber es iſt nicht allzeit alles zu glauben.

v. Mennern. Herr Magiſter! Wenn Sie über dieſen Punkt zuverläßige Nachrichten haben, ſo ſind Sie es in ihrem Gewiſſen ſchuldig, daß Sie mir ſelbe entdecken, denn ich war geſinnt dem Referendär meine Tochter zu geben.

Blum. Das waren Sie geſinnt! — um Gottes willen, wie konnten Sie doch auf dieſen

Gedanken fallen! — Ihr Fräulein Tochter würde die unglücklichste Frau werden.

v. Mennern. Was Sie mir doch sagen!

Blum. Ich gestehe es Ihnen Herr geheimer Rath, ich würde dieses Niemanden sagen als Ihnen, weil ich weiß, daß Sie ein edeldenkender und rechtschaffner Mann sind.

v. Mennern. Aber ich versichere Sie doch, mein lieber Magister Blum, daß die Familie von Reben allgemein in gutem Rufe steht.

Blum. Mein Gott! mein Gott! auf den guten Ruf ist ja heut zu Tage nicht mehr zu gehen. Wer macht denn den guten Ruf? Die Menge? — Und was ist die Menge? — Unser Eins muß man befragen.

v. Mennern. Die Familie hat doch bey Hofe grossen Einfluß, und ist geachtet.

Blum. Freilich geachtet, weil sie sich durch Intriguen pussirt hat. Der alte Vater ist ein alter Kautz, der sich zu allem gebrauchen läßt. Es sind ungefähr 2 Jahre, da hatte er ein junges Mädchen in seinem Hause; er gab es zwar für seine nahe Blutsverwandte aus, aber der Klügere weiß wohl, was er denken muß. Der Herr Minister von Rosenberg besuchte ihn in selben Zeiten

allräg-

alltäglich; er war sein wärmster, bester Freund — aber warum? — Das kann man sich wohl einbilden. Das Mädchen heurathete bald hernach, aber weiß Gott! warum es heurathen mußte? — Bey solchen Umständen müßte man freilich ein Aug zudrücken. Eine Hand wäscht die andere; man plasirte die Herrn Söhne — — Sie werden mich ja verstehen, Herr geheimer Rath? — Aber dieses alles sub rosa, ich möchte nicht, daß die Leute in einen üblen Ruf kämen, denn Ehrabschneiden, das ist meine Sache gar nicht. (Bey Seite) Es ist zwar alles erlogen, sed semper aliquid haeret; calumniare audacter.

v. Mennern. Wär es wohl möglich.

Blum. Was ist heut zu Tag nicht möglich? Die ganze Stadt hat sich verwundert, wie der Herr geheime Rath ihr Fräulein Tochter, ein so schönes und scharmantes Frauenzimmer, diesem jungen naseweisen Burschen geben wollten. Es wäre besser, wenn Sie sich um eine ansehnlichere Parthie bewerben würden. Z. B. der junge Baron v. Klett, ein Herr von guter Familie, hübsch gewachsen, und voll Talente; ein Mann, der Geld hat, und der im Stande wäre, den Verlurst ihres Prozesses zu ersetzen.

v. Mennern. Das hätte ich wirklich nothwendig, denn durch den Verlurſt dieſes Prozeſſes bin ich ganz ruinirt. Ich muß eine Summa bezahlen, die mich in Verlegenheit ſetzt. Aber meine Tochter wird kaum den Vorſchlag annehmen.

Blum. Fromme Kinder müßen ihren Eltern gehorchen. Ueberlaſſen Sie mir das.

v. Mennern. Sie können mit meiner Tochter davon ſprechen. Wollen Sie mir die Ehre geben, heut Mittag bey mir zu ſpeiſen, ſo wird es mich vergnügen.

Blum. Mit vieler Freude! Bey Leidenden ſeyn, und Unglückliche tröſten iſt immer meine Freude.

v. Mennern. Sprechen Sie unterdeſſen meine Tochter. Sie wird auf ihrem Zimmer oder im Garten ſeyn. Ich will noch einige Briefe fertigen, ehe wir zu Tiſche gehen. Auf Wiederſehen, Herr Magiſter! (ab).

Fünftes Geſpräch.

Blum allein.

Geh nur, du alberner Thor! du glaubſt, daß ich daher kam, um Antheil an dem Verluſt deines Prozeſſes zu nehmen? Ich komme her, das Vergnügen zu genießen, mich an deinem Kummer zu weiden. (Er zieht eine Schreibtafel aus der Taſche.) Da, auf meiner Schreibtafel ſtehſt du noch aufgeſchrieben, wie du mir einſt im Vorzimmer des Präſidenten begegnet haſt, mich über die Achſel anſahſt, als wär ich ganz ein unbedeutendes Geſchöpf. Man muß keine Gelegenheit vergeſſen, wo man ſich rächen kann (Er ſchreibt in ſeine Schreibtafel.) Nun ſtehſt auch du da, geheimer Referendär, und ich will deinen Namen hier nicht mehr auslöſchen, bis die Beleidigung, die du mir zufügteſt, gerächt iſt. Wie ſüß iſt die Rache! wie groß das Bewußtſeyn ſeiner Macht.

Sechstes Geſpräch.

Garten am Hauſe des geheimen Raths v. Mennern.
Amalie. Roſalie.

Roſalie. Kennen Sie dieſe Blume Amalie?

Amalie. Ja, ſie wird Iris genennt.

Roſalie. Sehen Sie doch Freundinn, wie ſorgfältig die Natur das Innere dieſer Blume zu ihrer Erhaltung bewahrt. Dieſe dren Blätter ſchließen ſich genau um das feine Gewebe des Kelchs der Blume, und dieſe drey Blätter hat die Natur im Vorrath, um ſie bey der Nacht vor der Kälte zu ſchützen. Wie doch der Bau dieſer Blume ſo herrlich iſt!

Amalie. Wirklich herrlich.

Roſalie. Wenn nun Gott, der im Himmel iſt, ſo viele Sorgfalt für dieſe Blume hat, wie gütig muß er nicht gegen ein Herz ſeyn, das ihn liebt! — Werden Sie nicht auf ihn hoffen, Amalie? —

Amalie. O gewiß, Roſalie!

Roſalie. Sehen Sie dort, Freundinn! den Schmetterling, wie er das Reich der Blumen durchflattert, wie freudig er das Leben genießt, und er iſt doch nur ein Schmetterling. Vor kurzer Zeit war er noch Wurm, eingehüllt in eine zerbrechliche Puppe — wer ſorgte für ihn, daß kein Fuß ihn zertratt? Daß kein Sturmwind ihn in Gegenden wehte, wo keine Blumen ſind? — Der Ueheber der Natur, und ſollte dieſer, der für den Wurm ſorgt, für eine ſo gute Seele, wie Amalie iſt, nicht ſorgen?

Amalie. Was du mir sagst, Freundinn! giebt Friede und Ruhe meinem Herzen.

Rosalie. Sehen Sie dort Freundinn am Wassin die Wasserröhre — mit welcher Kraft strömmt es empor. Betrachten Sie, wie das Wasser wieder fällt, da es seine Höhe erreicht hat. So ist das Schicksal der Menschen, Amalie, Glück und Leiden — alles erreicht seine Höhe und fällt wieder; nichts ist hienieden beständig; eine kleine Wolke deckt dort der Sonne Bild, und raubt uns auf einige Minuten ihr Antlitz. So wechselt Gutes und Böses im Menschenleben ab.

Amalie. Du hast ganz recht, Rosalie! aber die ersten Eindrücke des Leidens sind doch immer hart.

Rosalie. Ja, stürmisch rauscht der Bach vom hohen Felsen herunter, zum Schrecken des Wanderers — aber bald schlängelt er sich durch blumenvolle Wiesen, wird immer ruhiger und ruhiger, bis er sich in sanftem Murmeln durch holde Gegenden fortschleicht. So ist der Schmerz, Amalie! die ersten Eindrücke des Unglücks sind stürmisch für uns, aber nach und nach verliert sich das Brausen der Wogen, ruhiger wird unser Leben, erträglicher der Schmerz. Der Fels ist

das Sinnbild des Widerstrebens, der ruhige Bach das Sinnbild der Geduld.

Amalie. O Rosalie! laß uns also leiden und dulden!

Siebentes Gespräch.

Magister Blum. Vorige.

Blum. Recht schön! So in heiligen Betrachtungen begriffen. Mir scheint, Sie unterhalten sich gut und angenehm.

Rosalie. Wir betrachten die Natur.

Blum. Die Natur! Man kömmt doch immer mit der Betrachtung der Natur heut zu Tage. Man muß Gott betrachten.

Amalie. Sie haben recht Herr Magister! Aber wir gelangen zur Erkenntniß Gottes durch die Erkenntniß der Natur.

Blum. Ja ja! aber alles hat seine Distinktionen. Mittelbar, concedo; unmittelbar, nego.

Rosalie. Mein lieber Herr Magister! Wir sind zu Schuldisputen gar nicht aufgelegt. Auch würde es Ihnen wenig Ehre machen, wenn Sie es mit schwachen Frauenzimmern aufnehmen wollten.

wollten. Lassen Sie uns ruhig. Amalie hat Trost nöthig, und nicht Zank.

Blum. Trost! — Ja allerdings. Ich bin eben gekommen, sie zu trösten, und zwar noch dazu auf Befehl ihres Herrn Vaters.

Amalie. Weil Sie mein Vater hieher sendet, Herr Magister! So sind Sie mir willkommen, so wenig ich auch heut zur Unterhaltung aufgelegt bin.

Blum. Das will ich hoffen, daß ich Ihnen willkommen seyn werde, denn sonst müßte ich Sie erinnern, was man ein gutes Kind nicht erinnern soll, daß man Vater und Mutter ehren muß.

Amalie. Das thu ich auch, Herr Magister!

Rosalie. Meine Freundinn, Amalie! Herr Magister! hat Ihnen begegnet, wie es einem Kinde gebührt, das Ehrfurcht für seine Eltern hat. Ich aber nehme mir die Freyheit, als Amaliens Freundinn, mit Ihnen zu sprechen, die zugleich die Ehre hat, ihre werthe Person, mein Herr Magister, ganz zu kennen, und sich daher bemüßigt findet, Sie zu bitten, uns ruhig zu lassen. Wir haben die Ehre uns Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen. Wenn Sie was entgegen

zu erinnern haben, ſo ſchreiben Sie dieſes alles auf meine Rechnung und Verantwortung. (Roſalie macht eine tiefe Verbeugung, nimmt Amalien in Arm, und geht mit ihr fort).

Achtes Geſpräch.

Magiſter Blum allein.

So! eine feine Lebensart! Mir, dem Vertrauten des Herrn geheimen Raths ſo zu begegnen! Mir, dem Magiſter Blum — dem Haustheologen Sr. Exzellenz! — Wart nur, unverſchämtes Weib! Soll dir nicht vergeſſen ſeyn. (zieht ſeine Schreibtafel hervor) Hier will ich dich auf mein ſchwarzes Täfelchen notiren. Wird ſchon eine Gelegenheit kommen; lange geborgt iſt nicht vergeſſen.

Neuntes Geſpräch.

Baron Klett. Magiſter Blum. (Während der Magiſter ſchreibt, ſchleicht Baron Klett hinter ihm zu, und ſchlägt ihn auf die Achſel).

Blum. Verm Sappernent! haben Sie mich nicht erſchreckt — —

Klett. Hahaha! Kann denn der Magiſter Blum wohl auch erſchrecken?

Blum.

Blum. Mein Baron! Sie bleiben doch immer ein wahrer Kindskopf. Ich glaubte da, der Geier wäre schon hinter mir. Ich kann die verwünschten kindischen Possen nicht ausstehen.

Klett. War ja nur ichs, lieber Magister! nicht böse! Ich lauf schon eine ganze Stunde herum, Sie aufzusuchen, war in ihrer Logis und in allen Winkeln, wo man Sie suchen könnte, und fand Sie nirgends; endlich sagte man mir, man hätte Sie hieher zum Herrn geheimen Rath gehen gesehn. Ich hab Ihnen Sachen von der größten Wichtigkeit zu hinterbringen. Hier sehen Sie einen Brief (**er zeigt ihm einen Brief, steckt ihn aber geschwind wieder in die Tasche**) wenn Sie wüßten, woher dieser Brief kömmt, Sie würden kein so saures Gesicht mehr machen.

Blum. Woher haben Sie diesen Brief?

Klett. Ja — das sagt man nicht sogleich. Dieser Brief hat seinen Werth — — ich hab ihn gestohlen.

Blum. Wo dann? Sprechen Sie doch.

Klett. Sie wissen ja, Magister! daß Sie mir auftrugen, daß, wenn ich dort und da in ein Haus käme, besonders zu denen v. Reden,

und

und wenn ich ungefähr ein Papierchen von Importanz kaput machen könnte, so sollt' ichs nicht vernachläßigen. Nun geschahs. Zu solchen Sachen findet man nicht allzeit Gelegenheit.

Blum. Ein Brief von dem Baron von Reben — —

Klett. Ja, und noch dazu von dem geheimen Referendär.

Blum. Und an wen?

Klett. Das ist eben der Spaß. An eine gewisse, unbekannte Madam.

Blum. Lassen Sie sehen! (Klett zeigt ihm den Brief. Blum liest) „Der bekannten Madam einzuhändigen." Wie der Geier kamen Sie zu diesem Brief?

Klett. Der Referendär ließ ihn auf dem Zimmer seines Bruders liegen, und eh er sichs versah, husch! war er in meiner Tasche. Lassen Sie doch sehen, was darinn steht, wir wollen ihn aufbrechen.

Blum. Sachte, sachte! man geht nicht sogleich damit zu Werke. Wir müßen zuvor das Siegel betrachten, und sehen, ob wir ihn nicht auf eine feine Art aufmachen, und wieder unbemerkt zu machen können.

Klett.

Klett. Da wird man sich so viele Mühe geben.

Blum. Dafür lassen Sie nur mich sorgen. Der ist nicht der erste Brief, den ich erbsnet, dies nicht das erste Siegel, das ich nachgemacht habe. (Er sieht den Brief an). Doch er ist nur schlecht mit Oblat zugepappt; es ist gar kein Siegel aufgedrückt. Geben Sie mir ihr Federmesserchen.

Klett. Ich habe keines bey mir.

Blum. Sie werden ja doch ein Federmesserchen haben.

Klett. Zum Geier! wenn ich aber keines habe. Wozu denn ein Federmesserchen? Ich schreibe ja des Jahrs nicht zweymal. (Er reißt ihm den Brief aus der Hand und erbricht ihn). Nun ist der nodus gordius gelößt. (Er fängt zu lesen an). Was — — das — — was — — Ich kann das Geschreibe nicht lesen. Lesen Sie Herr Magister.

Blum. (Nimmt den Brief und ließt).

„Madam! trauen Sie ganz auf mich; ich „werde redlich halten, was ich Ihnen versprochen „habe. Schon ist Wohnort und Kost für Sie „und ihre Tochter bestimmt. Sie können selbst,

„wenn

„wenn Sie wollen, sich in unserm Hause verbor-
„gen halten. Ich hab alle Vorsicht getroffen,
„daß keine Seele nur das geringste vermuthen
„kann, was unter uns vorgeht. Kommen Sie
„mit ihrer Tochter und dem Kinde, wenn es Abend
„wird. Ich will Sie an der hintern Gartenthüre
„erwarten. Leben Sie wohl! Ihr bekannter —".

Treflich! treflich! Der Brief ist ja wunderschön! O Herzens Baronchen! Sie haben mir wirklich ein angenehmes Geschenk gebracht. Ei ei! wie wird Amalie nicht die Augen aufsperren. Das Ding kömmt ja wie gewunschen.

Klett. Nicht wahr! Ich hab es mir schon gedacht, ich will meinem guten Magister Freude machen. Aber Sie müßen mir doch gestehen, daß ich ein treflicher Kerl bin. Zu solchen Händeln bin ich zu gebrauchen trotz einem jedem. Aber meinen Lohn nicht zu vergessen, Herr Magister.

Blum. Der soll nicht ausbleiben. Ich hab ein großes Projekt vor mir, das ich mit Ihnen auszuführen gedenke.

Klett. Ein Projekt? — Und worinn besteht das?

Blum. Sie sollen eine gute Heurath treffen, und dann ein herrliches Amt bekommen.

Klett.

Klett. (lacht) Ha ha! eine Heurath — und ein herrliches Amt — das iſt ja vortreflich. Und wen ſoll ich heurathen?

Blum. Die Tochter dieſes Hauſes, Fräulein Amalie.

Klett. Das iſt ja ein wunderſchönes Mädchen. Die heurathe ich vom Fleck weg. Aber wird Sie mich auch wollen?

Blum. Dafür laſſen Sie mich ſorgen.

Klett. Und die Stelle?

Blum. Sie ſollen geheimer Referendarius werden.

Klett. Geheimer Referendarius? — Vielleicht die Stelle des Baron v. Reden —

Blum. Ja!

Klett. Da wird es ſchwer halten, mein Magiſter!

Blum. Nichts weniger! Man muß ſolche Leute entweder promoviren oder amoviren; und zu beyden hab' ich Mittel genug.

Klett. Aber Herzens Magiſter! Sie machen mir verflucht Angſt mit ihrem geheim. Referat. Unter uns geſagt, ich weiß mich dazu nicht anzuſchicken.

Blum.

Blum. Halten Sie sich nur an mich, ich will Ihnen schon genauen Unterricht geben.

Klett. Was hab ich denn hauptsächlich zu thun?

Blum. Das, was ich Ihnen sagen werde; und hiemit Punktum. Itzt entfernen Sie sich; ich möchte nicht gern, daß man uns hier in einer langen Unterredung anträfe.

Klett. Nun ja) ich verlasse mich auf Sie. (ab).

Zehentes Gespräch.

Blum allein.

Wenn nur der Bursche ein wenig mehr Verstand hätte! zu Spitzbübereyen wär er genug aufgelegt: aber dumm ist er wie eine Gans. Freilich sind Dummköpfe für uns Leute die besten, denn wir können mit ihnen machen, was wir wollen, und das ist genug. Hier kömmt aber Amalie wieder zurück. Nun ist es nöthig eine andere Miene anzunehmen.

Elftes Gespräch.

Rosalie. Amalie. Blum.

Blum. Sie finden mich noch da in der nämlichen Stellung, wo Sie mich verließen. Ich muß es gestehen, es war unartig von mir, daß ich Sie ehvor in ihrer Unterredung störte: allein mir lag ihr Wohl so sehr am Herzen, daß ich diese Unbescheidenheit wider meinen Willen begieng.

Amalie. Sieh doch Rosalie! der Magister ist doch recht gut. Mir thut es leid, daß wir Ihnen ehvor etwas unfreundlich begegneten: aber wenn Sie unsere Lage wüßten, so würden Sie es uns zu Guten halten.

Rosalie. Entschuldigen Sie mich, Herr Magister! Jeder Mensch hat seine Launen.

Blum. Es hat nichts im geringsten zu bedeuten: nur wünschte ich, daß Sie mich nicht als den wahrhaften Freund ihres Hauses verkennen möchten.

Rosalie. Sind Sie aber das wahrhaft, Herr Magister?

Blum. Ob ich es bin, das sollen Zeit und Umstände beweisen. Ich weiß wohl, woher das Mißtrauen kömmt, das Sie in mich setzen. Man

wird Ihnen gegen mich üble Vermuthungen beygebracht haben, denn Feinde habe ich ja in Menge. Wo ist der rechtschaffne Mann, der keine Feinde hat? Unterdessen denken Sie von mir, was Sie wollen; ich bin es in meinem Gewissen schuldig, Sie zu ihrem eignen Besten zu warnen, und sollt ich auch darüber ihre Freundschaft ganz verlieren. Hier lesen Sie dieses Billet, (giebt Amalien den Brief, den Klett brachte, in die Hand) und handeln Sie dann nach ihrem Wohlgefallen. (Er macht eine tiefe Verbeugung, und entfernt sich).

Zwölftes Gespräch.

Amalie. Rosalie.

Amalie (Liest still für sich). Gott im Himmel! Sollt es wohl möglich seyn, daß mich Fritz so abscheulich hintergehen könnte! Aber wirklich! es ist seine Handschrift! Hier ließ Rosalie!

Rosalie. Ja es ist seine Hand. Das Billet ist zweydeutig. Von Leuten, die ihrer Rechtschaffenheit wegen bekannt sind, muß man nicht gleich Arges vermuthen. Vielleicht klärte sich die Sache ganz anders auf, wenn wir genauer davon unterrichtet wären. Und wie kam denn

der

der Magiſter zu dieſem Briefe? — Ich kann's Ihnen nicht bergen, Amalie, der Magiſter iſt mir immer verdächtig; ich kenne ihn ſchon zu lange, und weiß, welche Intriguen er mit dem verſtorbenen geheimen Referendär geſpielt hat.

Amalie. Was iſt aber zu thun.

Roſalie. Mit Klugheit zu handeln, ohne die Ehre eines rechtſchaffnen Mannes aus Uebereilung zu beleidigen.

Ein Bedienter. Gnadiges Fräulein! Die Speiſen ſind aufgetragen; der Herr geheime Rath erwartet Sie, wenn es Ihnen gefällig wäre zu kommen.

Amalie. Wir kommen.

Dreyzehentes Geſpräch.

Haus des alten Baron v. Reben. Fritz. Karl.

v. Reben V. Unſere Mahlzeit iſt vorüber, meine Söhne! Es war ein nüchternes Mahl; aber genug zur Sättigung. Wir eſſen, damit wir leben; wir leben aber nicht, damit wir eſſen. Läßt euch das immer geſagt ſeyn, meine Kinder.

Karl. Wir danken Ihnen herzlich, Vater! für die Nahrung.

v. Reb. Vat. Läßt euch umarmen, ihr Lieben! Ihr habt also die Gewohnheit euerm Vater zu danken noch nicht vergessen. Es ist ja nicht mehr Mode.

Fritz. Leider ist es nicht mehr Mode; aber Kindern gereicht es nie zur Schande, bey jeder Gelegenheit ihren Eltern die Liebe zu bezeugen, die sie ihnen schuldig sind.

v. Reb. V. Du redest wahr, Fritz! aber vergeßt auch nie dem zu danken, den zu bitten, dem wir alles zu verdanken haben — den Vater aller Menschen. — Es ist so weit mit unsrer verfeinerten Erziehung gekommen, daß man es einem als Mangel an Lebensart anrechnet, wenn er seine Hände vor dem Tische zum Allvater der Menschen faltet. Das Gebet gehört nicht mehr zur feinen Erziehung, zum bon ton der Welt. Es ist zur Schande geworden, den zu bitten, dem zu danken, dem wir alles schuldig geworden sind. Aber ihr Lieben! Läßt es euch nie zur Schande gereichen, die ersten und wesentlichsten Pflichten zu erfüllen. Solltet ihr auch zu Fürstentafeln geladen werden, so betet in euerm Herzen zu Gott; man wird euch vielleicht auslachen, man wird sagen, ihr seyd bürgerlich erzogen; aber laßt euch das nicht verdrießen; es gereicht euch nicht zur Schande. Schlecht muß

die

die Erziehung des Adels seyn, wenn sie die wesentlichste Pflicht des Menschen aus dem Plane ihrer Erziehung streicht.

Karl. Ihre Grundsätze, mein Vater! werden immer die unsrigen seyn.

v. Reb. Vat. Gut meine Söhne! Hört also auch noch den Rath an, den ich euch gebe, meinen Unterricht, wie ihr euch am Hofe betragen sollt.

Fritz. Aufmerksam — aufmerksam wollen wir ihre Lehren anhören.

v. Reb. V. Liebt euern Fürsten und euer Vaterland aus reinem Herzen; thut eure Schuldigkeit eurer Pflicht wegen, aber erwartet nie einen Dank. Tugend beleidigt des Laster, Fleiß die Faulheit, Vernunft die Dummheit. Rüstet euch daher mit Muth, denn ihr werdet immer gegen Anfälle von Schurken und Narren zu kämpfen haben. Geht eure eigene Wege, die Wege der Tugend und hängt euch nie an eine Kabale, nie an eine Parthey, so werdet ihr nie mit der Kabale, mit der Parthey sinken; kriecht nie, sondern behauptet immer eure Würde, der Stolze setzt nur seinen Fuß auf den Rücken desjenigen, der sich beugt, der, der gerade steht, ist in einer Stellung, die zu keinem Fußschemmel taugt. Zu

rechter

rechter Zeit reden und zu rechter Zeit schweigen wissen, ist eine grosse Wissenschaft; macht euch diese Wissenschaft eigen; die Dauer euers Glückes suchet in euern eignen Verdiensten, denkt, der Hof ist einem Baume gleich, der Stamm des Baums ist der Fürst, der Adel und die Minister sind das Laub, die Zierde des Baums, aber der Tugendhafte allein ist die Blüthe, denn nur aus der Blüthe kömmt die Frucht. Die Schmeichler, die Zweyzüngler, die Bücklinge sind die Insekten, die sich ans Laub hängen, um die Blüthe abzufressen; schüttelt der Zufall der Zeit den Baum, so fällt das Laub, und mit ihm alle Insekten. Wie viel solche Blätter sah ich nicht schon fallen, seitdem ich am Hofe lebe, und wie viele Insekten kriechen itzt im Staub, die einst hoch waren — freilich nie hoch durch sich, sondern angeklammert an die Intrigue, die sie treulos von ihrer Höhe wieder stürzte. Merkt euch dieß meine Kinder! Die Tugend allein schützt euch in jedem Zufalle; die ist groß in der Hütte wie im Pallaste; hat Bosheit euern Sturz bewirkt, denn auch die Tugend ist an Höfen nicht frey vom Sturze, so verliert ihr nie am Staate, aber der Staat verliert an euch, ärmer werdet ihr vielleicht leben müßen, dürftiger, aber ärmer und dürftiger leben

schließt

ſchließt nicht aus, daß man nicht zufrieden leben kann. Merkt euch dieſe Grundſätze in jedem Falle!

Karl. Ihre Lehren werden uns immer unverletzlich und heilig ſeyn.

v. Reb. V. Nun Kinder! hab ich meine Pflichten ganz gegen euch erfüllt. Ihr ſeyd erwachſen und gebildet, und fähig euer eigenes Glück zu gründen. Gottes Segen wird bey euch ſeyn — ich nähere mich dem Grabe, und ſehne mich allgemach nach Ruhe; bey welchem von euch kann ich ſie genießen? Welcher wird ſeine Hütte mit mir theilen? und welche Hand wird meine Augen ſchließen?

Karl. Fern ſey der Tag ihres Todes, mein Vater! aber leben müßen Sie bey mir.

Fritz. Nein Bruder! Dieſes Vorrecht will ich dir nicht überlaſſen. Der Vater bleibt bey mir; an Liebe ſollſt du mir es nicht bevor thun.

Karl. Sag vielmehr, der Vater ſoll bey uns beyden bleiben. Wir wollen nur eine Familie ausmachen, denn die Guten machen in der Welt ohnehin nur eine Familie aus.

v. Reb. V. Recht Kinder! Wir wollen nur eine Familie ausmachen. Werdet ihr aber mit Geduld euern alten Vater abnähren, und wird

er

er euch nie zur Laſt werden? Denn Reichthum kann ich euch nicht hinterlaſſen. Als ich heurathete, heurathete ich aus Liebe und nicht mit Abſicht auf Geld; ich diente meinem Fürſten ehrlich, lebte von meinem Gehalt, und von ſeinem bloſſen Gehalte kann kein ehrlicher Mann reich werden. Auch half ich, wo ich helfen konnte; meine Thüre war keinem Unglücklichen verſchloſſen; ich befragte oft weder meinen Beutel, noch meine Umſtände, ſondern ich ſah nur auf die dringende Noth meines Nächſten.

Karl. Sie haben wohlgethan, mein Vater!

Fritz. Sie haben gehandelt als Menſch, als Chriſt.

v. Reb. V. Wenn ich nach dem Sinne der Welt gedacht hätte, Kinder! hätte ich euch vielleicht Kapitalbriefe zurücklaſſen können; ich dachte aber nach dem Sinn der Liebe, und hinterlaſſe euch Dankſagungen und Seegenswünſche unglücklicher Menſchen.

Fritz. Sie hinterlaſſen uns eine reiche Erbſchaft. Das Geld, das Sie der Armuth und dem Elende darreichten, war auf hohe Zinſen gelegt.

Karl. Durch Gottes Seegen werden wir dieſe Zinſen genießen; alle Menſchen ſind unſere Brüder,

Brüder, mein Vater! da Sie alſo einen Unglücklichen unterſtützten, ſo halfen Sie ja auch einem ihrer Kinder. Sie waren es ſchuldig.

Fritz. Wenn ich nur ein Stückchen Brod hätte, wovon ich heut und morgen zehren müßte, und ein Unglücklicher käme, der gar nichts zu eſſen hätte, ſo wollte ichs mit ihm theilen, und die Sorge auf den morgigen Tag der Vorſehung überlaſſen.

v. Reb. V. O wie glücklich bin ich doch, daß ich ſolche Söhne habe! Bin ich denn nicht reicher als der Reicheſte? Ich hab euch — eine Quelle von Reichthum, die nie verſiegt. Aber nun Kinder! eine Bitte an euch.

Karl. Der Vater bittet nicht.

Fritz. Nein, er bittet nicht; jedes ſeiner Worte iſt Befehl für unſer Herz.

v. Reb. V. Ihr wißt, meine Kinder, eure Mutter brachte mir 3000 Gulden zu; ich bin euch davon Rechnung ſchuldig. Dieſe 3000 Gulden lieh ich einem armen, aber redlichen Manne auf geringe Zinſen, die ich aber bisher noch nie bezog. Verſprecht mir, daß ihr dieſem Manne das Kapital nie auf einmal aufkünden wollet, und daß ihr euch begnüget, die Zurückbezahlung in geringen Friſten anzunehmen. Er hat viele

Kinder

Kinder; ich bitte euch um dieſe Gefälligkeit. Das Geld gehört euer; es iſt die Erbſchaft eurer Mutter.

Fritz. Geben Sie uns die Obligatien, mein Vater! wir wollen ſie zerreißen, wenn Sie hierüber nur eine Stunde unruhig werden können.

Karl. Ja, wir wollen ſie zerreißen.

v. Reb. V. Euer Wort iſt mir genug. Ich bin ruhig; nur muß ich euch ſagen, meine Kinder, daß der Mann, dem ich dieſes Geld lieh, der Vater meines und euers größten Feindes iſt. Mißbraucht daher nie die Gelegenheit euch zu rächen.

Fritz. Rache ſey fern von uns. Den lieben, der uns haßt, dem Gutes thun, der uns Böſes that, das fordert unſre Pflicht, das unſer Glaube.

Karl. Wer iſt aber dieſer Mann, mein Vater! Wer kann ihr Feind, wer der unſrige ſeyn?

v. Reb. V. Der Mann, dem ich das Geld lieh, iſt ein Schreiner in dem benachbarten Städtchen; er nennt ſich Heinrich Blum, und iſt der Vater des Magiſter Blum, der hier am Hofe lebt.

Fritz.

Fritz. Der Vater dieſes Niederträchtigen!

Karl. Der Vater dieſes Menſchen, den jedermann verabſcheuht!

v. Reb. V. Ja, der Vater eines Menſchen, der uns alle bis in den Tod haßt; der mich und meine Familie aufreiben würde, wenn er nur Macht dazu hätte. Er haßt mich unverſöhnlich; vergebens wandt ich alles an, mich mit ihm auszuſöhnen. Er nahm nie Verſöhnung an, gieng immer ſeine Wege, und hörte nie auf, mich zu verfolgen. Doch ließ es Gott noch nie zu, daß er mir ſchaden konnte. Er wars, Fritz! der dir dein Dekret hinterſchlug; er wars, der dich bey deinem Fürſten ſo abſcheulich verläumdete, in allen Miniſters Häuſern herum lief, und dich als einen irreligiöſen, ſittenloſen Menſchen verdächtig machte; er wars, der mir viele Täge in meinen Geſchäften verbitterte, weil ich mich ſeinen Intriguen widerſetzte, die er mit dem verſtorbenen geheimen Referendär ausführen wollten; er wars, der mir erſt neulich noch den Untergang ſchwur. Leſet dieſen Brief, den Baron Klett neulich aus ſeiner Taſche fallen ließ, und den ich vor der Schwelle meiner Thüre fand. Er iſts, der noch in der Stille an meinem Sturze arbeitet, weil ich mich einer auswärtigen Foder-

rung

rung widersetzte, die mein Fürst zahlen sollte, und woran sein Geldgeiz Antheil hätte. Er ists, der sich schmeichelt es dahin zu bringen, daß ich in meinen alten Tagen von meinem Amte dimittirt werden sollte. — Kinder! ich hab euch meinen und euern Feind kennen gelehrt; ich hab euch alles gesagt; hier sind noch verschiedene Papiere, die die Beweise der abscheulichsten Intriguen enthalten, die er ausführen wollte, und die ich hinderte. Rächen hätt' ich mich längst können, aber die Rache lag nicht in meinem Herzen. Ich vertheidigte mich nur gegen seine Anfälle. Nun geb ich alles in eure Hände; die Waffen zur Rechtfertigung der Ehre euers alten Vaters, und die Dokumente meiner Redlichkeit; macht davon den Gebrauch, den der Gute macht, aber läßt nie seine Schuld Blums alten Vater entgelten, und wenn ihr auch gezwungen seyd, gegen den Magister Blum zu handeln, so vergeßt nicht Kinder, daß euch eure Religion sagt, man soll auch seine Feinde lieben. (ab).

Vierzehentes Geſpräch.

Fritz. Karl.

Fritz giebt Karln den Brief. Da lies Karl und erſtaune!

Karl. (lieſt). Ein niedriger Menſch! Ein Abſaum von allem, was ſchlecht iſt. Was willſt du thun?

Fritz. Ich will zum Fürſten — ich will ihm den abſcheulichen Heuchler entlarven. Bruder! haſt du den Brief an die unbekannte Frau beſtellt, den ich dir gab?

Karl. Nein! ich fand ihn nicht mehr; ich glaubte, du habeſt ihn wieder zu dir geſteckt.

Fritz. Bey Gott nicht! ohne Zweifel hat ihn Klett, dann der war da, geſtohlen. Der Niederträchtige! Welchen Gebrauch werden ſie davon machen?

Karl. Der Niedrige! Er ſoll es mir nicht umſonſt gethan haben. Aber laſſen wir den Brief, und denken auf das nothwendigere.

Fritz. Ja, die Beleidigung meines Vaters und unſre Unſchuld zu rächen.

Karl. Aber wir wollen uns doch nicht übereilen.

Fritz.

Fritz. Iſt es nicht eine Wohlthat für die Menſchheit, ſolche Ungeheuer zu zertretten? Sind ſie nicht der Rauppe gleich, die die Blüthe vom Baum frißt? Wird es nicht des Gärtners Pflicht, daß er ſie abſchüttle? — Und meinen armen Vater noch in ſeinen alten Tagen ſo zu kränken! — Was er mir gethan hat, das will ich ihm leicht vergeſſen, aber meinen armen Vater will ich rächen. Hier wird Rache zur Pflicht.

Karl. Laß uns aber nichts unternehmen Bruder, weil unſer Blut noch in Wallung iſt. Vernünftige Entſchlüße fodern ruhige Gelaſſenheit.

Fritz. Du haſt recht, Bruder! Komm wir wollen ins Freye, auf Gottes offnem Felde reinere Lüfte athmen als in der Stadt; dort ſoll die Natur uns lehren, welche Rache unſers Herzens würdig iſt.

Ende der zweyten Abtheilung.

Dritte

Dritte Abtheilung.

Erſtes Geſpräch.

Ein Vorzimmer in der Reſidenz. Juſte. Baron Klett.

Bar. Klett. Was giebts neues, Mr. Juſte.

Juſte. Nicht viel Herr Baron.

Klett. Haben Sie nicht gehört, daß der Baron v. Reken ſeine Dimiſſion ſoll erhalten haben? Er wird in Penſion geſetzt. Es ſoll ſchon ſo gewiß als richtig ſeyn.

Juſte. Ich hab nichts gehört; doch meinetwegen iſt es wohl möglich. Die Parquettböden der Höfe ſind ſehr glatt; man fällt oft, da man am ſicherſten zu ſtehen glaubt.

Klett. Mir thut es zwar leid um den Mann; allein er hatte einen guten Poſten, und wird, wenn er klug war, davon profitirt haben.

Juſte. Er hatte immer den Ruf als ein ſehr ehrlicher Mann.

Klett.

Klett. Es mag wohl seyn. Aber wo ist ein ehrlicher Mann bey uns, der im Schilf sitzt, und sich seine Pfeiffe nicht schneidt.

Juste. Sie reden mein lieber Herr Baron, und wissen nicht, was Sie reden. Die Ehre ist einem redlichen Manne bald genommen, aber nicht sobald wieder gegeben. Am Hofe bescheiden schweigen zu wissen ist ein größeres Verdienst als schwätzen.

Klett. Ach! wenn ich so immer um den Fürsten wäre, wie Sie Mr. Juste, ich schwätzte ihm vom frühen Morgen bis Abend immer vor; er müßte mit mir ein Vergnügen haben, wie mit einer Nachtigall.

Juste. Wie mit einem Spatzen müßen Sie sagen; denn die Vergleichung mit der Nachtigall schickt sich auf disharmonische Töne nicht. Es ist aber sehr gut, daß Sie nicht an seiner Seite sind.

Klett. Und warum das?

Juste. Es scheint mir, Sie würden vielen ehrlichen Leuten Verdruß machen. Denn Schwätzer sind am Hofe sehr gefährlich.

Klett. Hingegen würde ich mich in Ansehen setzen; man würde mich fürchten.

Juste.

Juſte. Fürchten eben nicht, aber ſcheuhen. Einem ehrlichen Manne liegt es aber mehr am Herzen, daß er geliebt wird.

Klett. Ich ſehe ſchon, Mr. Juſte! Sie ſind von der alten Welt. Iſt wohl heut Komödie?

Juſte. Ja!

Klett. Was wird denn für ein Stück gegeben?

Juſte. Die Unterthansliebe.

Klett. Das wird wieder ein herzbrechendes Stück ſeyn. Da wirds wieder ein Gewinſel geben, daß man die Ohren ſtopfen möchte. Wenn ich die Theaterdirektion hätte, ich ließ blos Stücke zum Vergnügen aufführen. Ich geſteh es Ihnen Mr. Juſte! ich unterhalte mich oft mehr bey den Marionetten als im Hoftheater.

Juſte. Ich glaub es Ihnen ganz gern, Herr Baron. Sie ſcheinen überhaupt mehr zum Umgange mit Maſchinen als mit Menſchen gemacht zu ſeyn.

Klett. Was haben Sie geſagt, Mr. Juſte!

Juſte. Ich wiederholle meine Worte nicht gern.

Klett. Iſt heut Aſſemblée?

Bayerische Staatsbibliothek

Juste. Nein!

Klett. Ist Spiel?

Juste. Nein!

Klett. Was denn?

Juste. Nichts. Sr. Durchl. arbeiten auf ihrem Kabinette.

Klett. Gut! so will ich mich umkleiden, und eine Promenade zu Pferd machen. Adieu, Mr. Juste! (ab).

Zweytes Gespräch.

Juste allein.

Was doch dieß für ein albernes Geschöpf ist! Von früh Morgen an bis Nachts keinen andern Gedanken als Vergnügen; keine andere Beschäftigung als Sinnlichkeit. Frühstücken, spazierenlaufen, Billiard spielen, essen, trinken, Mädchen besuchen, ausreiten, spielen, Komödien sehen und schlafen. — Eine würdige Tagsordnung für einen Menschen! — Und zu dem allem noch so blitzdumm seyn, und doch über alles kritisiren und räsonniren wollen, und die Ehre eines ehrlichen Mannes antasten — — was heißt das? — Das heißt, weniger als Vieh seyn. Was man doch für Menschen kennen lernt! —

Drit-

Drittes Gespräch.

Juste. Magister Blum.

Blum. Bon soir, Mr. Juste!

Juste. Bon soir, ebenfalls, Herr Magister Blum! Was steht zu ihren Befehlen.

Blum. Ich hätte unmaßgeblich nur zwey Wörtchen mit ihnen zu sprechen. Haben Sie den Brief und das kleine Präsent erhalten?

Juste. O ja, das Präsent und den Brief, und ist noch unerbrochen in meiner Tasche. Hier, Herr Magister, belieben Sie es wieder zurückzunehmen.

Blum. Wie das? — Ist die Sache vielleicht nicht mehr in tempore?

Juste. Sie wissen, mein lieber Herr Magister, daß, wenn ich jemanden dienen kann, so thu ich es vom Herzen gern, und ohne Bezahlung. Zu Hofintriguen aber kann ich mich nicht brauchen lassen. Auch wüßte ich nicht, warum ich einen ehrlichen Mann verläumden sollte; mein größtes Vergnügen ist, so lang ich am Hofe lebe, mir sagen zu können, daß, wenn ich einmal von dieser Schaubühne abtrette, daß ich niemanden geschadet habe. Dieses Vergnügen will ich auch mit mir in die Grube nehmen.

Blum. Ei ei ei! es iſt ewig Schade um Sie, daß ſie ſo ſkrupulos ſind. Sie könnten es weit am Hofe bringen.

Juſte. Mit mir, mein lieber Herr Magiſter! iſt nichts anzufangen. Ich bin ein einfacher Menſch, der ſeinen eigenen Gang geht, und der die Menſchen am Hofe hat kennen gelernt — zwar gar nicht zu ihrem Vortheile, denn leider gewöhnt man ſich durch dieſe Kenntniß ſie zu verachten.

Blum. Ei ei ei! Monſieur Juſte! das iſt gefehlt. Ich dachte, Sie würden mehr Hofmann ſeyn.

Juſte. Mein lieber Herr Magiſter! Offenherzig ſeyn iſt zwar eine Todſünde am Hofe; ich bin es Ihnen doch, und muß Ihnen geſtehen, daß der Magen oft den Thermometer des Verſtandes, und die Lunge den Beweiß des Gedächtniſſes der meiſten Menſchen da ausmacht. Wünſche benebeln, berauſchen, und betäuben alle; ihre Nichterfüllung ſtürzt ſie in Verzweiflung; alle ſuchen die Launen des Tags zu benützen. Dieſes iſt der allmächtige Kompaß, nach welchem das, was heut ſchwarz iſt, morgen weiß werden ſoll; allein meine Beſchäftigung beſteht ganz in was anderm.

Blum. Und ich wäre doch neugierig zu wiſſen, worinn denn dieſe Beſchäftigung beſtünde.

Juſte,

Juſto. An der Seite eines Dummkopfs weiſe zu ſeyn, und ehrlich an der Seite eines Schurken.

Blum. Wenn ich an ihrem Platze wäre, wollte ich die Zeit beſſer zu meinem Glücke benützen.

Juſto. Was ſoll mich reitzen? Titel und Rang? — Rang iſt eine ſchöne Sache, um Thoren zu beſchäftigen, und Titelſucht ein Narrenſail, woran uns unſre Leidenſchaften gängeln. Der Titel, der alle Ehrentitel übertrift, iſt der eines redlichen Mannes; allein das Diplom dieſes Adels wird nicht auf Pergament, ſondern ins Herz des Menſchen geſchrieben. Suchen Sie ſich einen andern Mann, Herr Magiſter Blum, mich können Sie wirklich nicht brauchen.

Blum. Schade! Schade! Sie könnten ſo treffliche Dienſte leiſten.

Juſto. Dienen will ich gern; aber nie ſoll beleidigte Ehre meines Nächſten oder das Unglück des ehrlichen Mannes meine Dienſte bezahlen, denn dieß iſt die gewöhnliche Münze, mit welcher Leute, wie Sie ſind, Herr Blum, gern bezahlen.

Blum. Nu, nu! So laſſen wir es gut ſeyn. Eine kleine Gefälligkeit kann aber doch

immer

immer geschehen. Melden Sie wenigst den Baron v. Reben nicht, wenn er vielleicht heut Sr. Durchl. zu sprechen verlangt. Er könnte mir in einem gewissen Plane einen Strich durchs Konzept machen. Sie können ja allenfalls sagen: der Fürst spricht heut niemanden.

Juste. Das kann ich nicht. Meine Schuldigkeit ist jeden zu melden, der den Fürsten sprechen will, und lügen will ich nicht, denn die Lüge liegt nicht in meinem Charakter.

Blum. Lügen — wer sagt denn von lügen. Der Wahrheit eine kleine Wendung geben ist noch nicht lügen. Für wen sehen Sie mich an?

Juste. Für einen alten Postklepper, der sich von dem Karren seiner Leidenschaften nicht losmachen kann, den seine Laster zu Tode füttern müßen, und der daher immer die schmutzige Strasse mitläuft. (Man klingelt). Aber Sr. Durchl. rufen mich. Entschuldigung Herr Magister!

Blum. Daß doch der Geier dich und deine Ehrlichkeit hätte! (Beyde ab).

Viertes Gespräch.

Baron v. Reden, Vater.

Es ist doch eine herrliche Sache sich sagen zu können; Ich bin mir keiner unedlen That bewußt. Ich erscheine mit heiterer Stirne vor meinem Fürsten; es mag mir begegnen, was immer will; unerwartet ist mir am Hofe nichts, denn ich kenne die Bosheit der Menschen. Ehrgeiz bey Müßiggang, Niederträchtigkeit bey Stolz, Verlangen ohne Arbeit reich zu werden, Abscheu vor der Wahrheit, Schmeicheley, Verrätherey, Treulosigkeit, Hindansetzung aller seiner Verbindlichkeiten, Verachtung der bürgerlichen Pflichten, Furcht vor der Tugend des Fürsten, Hofnung auf desselben Güte, und was über dieses alles geht, die Tugend beständig lächerlich zu machen, das ist meines Erachtens der an allen Orten und zu allen Zeiten bemerkte Charakter der meisten Leute, die an Höfen leben. Was kann die Tugend unter dem Schwarm von Lastern? Etwas ist wider mich in Gährung, man geht mir aus dem Wege, man flieht mich, ein übles Prognostikon am Hofe. Nur an Günstlingen hangt alles, alles drängt sich an sie, den Gefallenen flieht man wie einen Kranken, der die Pest hat.

O wie doppelt elend iſt der, deſſen Glück nur im Aeußern iſt, und der im Innern ſeiner Seele keines fühlt!

Fünftes Geſpräch.

Juſte. Baron v. Reben.

v. Reb. V. Sind Sr. Durchl. auf ihrem Zimmer? Ich hätte über einen Gegenſtand von Wichtigkeit mit Sr. Durchl. zu ſprechen. Wollten Sie wohl ſo gütig ſeyn, Mr. Juſte! mich zu melden.

Juſte. Vom Herzen gern, Herr geheimer Rath! Es iſt meine Pflicht, und überdas iſt es mir ſehr lieb, daß Sie ſo gelegentlich kommen. Soviel ich merke, ſind Sie von ihren Feinden bey Sr. Durchl. verſchwärzt worden.

v. Reb. V. Verläumdung iſt das gewöhnliche Schickſal des Redlichen am Hofe. Der Niederträchtige kann nicht verläumdet werden, denn man darf von ihm nur die Wahrheit ſagen, und er iſt genug gebrandmarkt; allein ich bin auf alles gefaßt; Sr. Durchl. ſind gütig und gerecht.

Juſte. Ja, das iſt der Fürſt gewiß, und er wird Sie anhören, und Sie werden ihre Feinde beſchämen.

v. Reb.

v. Reb. V. Ich verlaſſe mich auf den, der die Herzen aller Menſchen leitet.

Juſte. Verziehen Sie einige Augenblicke, ich melde Sie.

Sechstes Geſpräch.

Baron v. Reben allein.

Juſte iſt ein ehrlicher Mann. Es giebt wenige ſeines gleichen. Wie oft hätte er nicht Gelegenheit ſeinem Nächſten zu ſchaden; er thuts aber nicht. Mancher Scherz, der zur Zeit angebracht wird; manche zweydeutige Miene; manche ſchmackiſche Anneldote beym Levée kann die gute Meinung des Fürſten einen ehrlichen Manne rauben. Juſte aber iſt redlich; er mißbraucht dieſe Gelegenheit nie; es gehört wirklich ein groſſes Herz dazu. O wie viele andere würden dieſe Gelegenheit mißbrauchen! Es iſt ſo leicht zu ſchaden; aber ſchwer zu nützen.

Siebentes Geſpräch.

Juſte. Baron v. Reben.

Juſte. Wenn es Ihnen beliebig iſt, Herr geheimer Rath; — Sie ſind angemeldet.

v. Reb. V. Ich folge Ihnen.

Achtes

Achtes Gespräch.

Das Zimmer des Fürsten. Der Fürst. Bar. v. Reben.

Fürst. Ich hätte Ursache mit Ihnen sehr unzufrieden zu sey, Baron Reben; ich kanns Ihnen nicht bergen. Doch ist es mir lieb, daß ich Sie noch sprechen kann.

Bar. v. Reb. Gnädigster Herr! unendlich würde es mich kränken, wenn ich je Ursache Eurer Durchl. gegeben hätte, mit mir unzufrieden zu seyn, aber mein Herz ist schuldlos, und kann sich über alles rechtfertigen.

Fürst. Warum widerstreben Sie so hartnäckig meinen Befehlen? Haben Sie nicht dreymal schon meine Ordre erhalten, den Vergleich mit meinem Vetter dem Fürsten *** aufzusetzen?

Bar. v. Reb. Ja; aber Eure Durchl. werden auch meine Vorstellung erhalten haben.

Fürst. Vorstellung?— Nein; auch seh ich nicht, wie man noch hierüber eine Vorstellung machen kann. Die Foderung meines Vetters ist gerecht, und ich gewinne beym Vergleich immer die Helfte.

Bar. v. Reb. Eure Durchl. haben also meine Remonstration nicht erhalten?

Fürst.

Fürſt. Ich erinnere mich nicht. Aber mit ihrem ewigen Remonſtriren — was können Sie denn remonſtriren?

Bar. v. Reb. Das, Eure Durchl. was die Pflicht eines ehrlichen Mannes iſt, der in ſeinen Geſchäften nicht auf die Politik der Höfe ſieht, ſondern blos auf die Liebe und Treue, die er ſeinem Fürſten ſchuldig iſt.

Fürſt. Ich kenne Sie zwar als einen ehrlichen Mann; aber ihre ewigen Widerſprüche und Bedenklichkeiten machen mich überdrüßig.

Bar. v. Reb Gnädigſter Herr! Warum ſollen Sie ſich einer Schuld wegen vergleichen, die Sie ſchon bezahlt haben.

Fürſt. Bezahlt?

Bar. v. Reb. Ja; ich fand die Quittung; hier iſt eine Abſchrift davon. Die Sache iſt bereits ſeit 50 Jahren abgethan.

Fürſt. Man ſagte mir hievon kein Wort.

B. v. Reb. Ich glaub es wohl.

Fürſt. Warum? Reden Sie!

B. v. Reb. Eure Durchl. haben zu viele Einſicht und kennen den Hof und die Menſchen zu gut, als daß Sie weiterer Erklärung bedürfen.

sen. Fürsten müßen oft bezahlen, damit ihre Untergeordnete gewinnen können.

Fürst. Sollte jemand unter der Decke seyn, der vielleicht um seinen Privatvortheil durchzusetzen — —

B. v. Reb. Meine Sache, gnädigste Herr! ist zu handeln, niemanden zu beschuldigen, böse Absichten zu zerstören, aber keinen Menschen anzuklagen.

Fürst. Warum sagten Sie mir das nicht früher?

B. v. Reb. Der ehrliche Mann, gnädigster Herr! kann sich nicht aufdringen; ich hab meine Vorstellung gemacht, daß man sie Eurer Durchl. nicht überreichte, ist nicht meine Schuld.

Fürst. Sie hätten mich über die Sache sprechen sollen.

B. v. Reb. Ich wollte Eure Durchl. sprechen, aber ich konnte die Gnade nicht haben vorzukommen. Die erste Arbeit der Intrigue ist allezeit demjenigen den Weg zum Fürsten abzuschneiden, der ihm die Wahrheit aufdecken könnte. Wenn dieses nicht wäre, wie könnte sonst eine Kabale reussiren.

Fürst.

Fürſt. Es iſt wahr. Ich war ungehalten auf Sie; man ſagte mir ſo vieles, — ſo vieles — und ſo wahrſcheinlich — ich ſeh es aber ein, ich hatte unrecht.

B. v. Reb. Dieſer Ausdruck zeigt die Größe und die Güte ihres Herzens. Ein Fürſt wie Eure Durchl. handelt nie unrecht, auſſer er wird hintergangen, und daran iſt ſein Herz nicht ſchuld. Eure Durchl. ſind aber unruhig.

Fürſt. Ja ich bins wirklich. (Er klingelt, Juſte tritt aufs Zimmer) Daß man ſogleich das Dekret zurück fodere in Betreff des Baron v. Reben, das noch auf der Expedition ſeyn wird. Es iſt doch ein trauriges Loos, das die Fürſten haben! Umrungen von manchen feinen Betrügern wird oft das beſte Herz zur Ungerechtigkeit verleitet.

B. v. Reb. Ungerecht! — nein, ungerecht kann mein Fürſt nicht ſeyn.

Fürſt. Ehrlicher Mann! ich wars wirklich gegen Sie; aber ich will es wieder gut machen.

B. v. Reb. Meine Feinde übten vielleicht Ungerechtigkeit gegen mich aus, gnädigſter Herr! aber Eure Durchl. wenn Höchſtſelbe hintergangen worden ſind, ſo ſind Sie als Menſch hintergangen worden, und Menſchen bleiben die beſten

Fürſten

Fürsten auf ihren Thronen. Es wäre höchst ungerecht zu fodern, daß sie Götter seyn sollten, die in das Innerste der Herzen der Menschen sehen. Meines Fürsten Güte hat keinen Antheil an dem, was ungerecht ist. Sein Herz ist zu gut.

Fürst. O Reben! Es ist ein trauriges Geschenke um ein gutes Herz. Wo ist ein gutes Herz, das nicht seine Schwäche hat? und wird diese Schwäche nicht oft mißbraucht?

B. v. Reb. Ja, es ist wahr; aber sie entehrt doch nicht, die Schwäche des guten Herzens; sie ist nothwendig, und gehört zur Empfänglichkeit sanfter Gefühle. Gute Menschen gleichen sanften Gewächsen, die in Frühlingsgegenden aufrecht stehen, aber sich leicht unter den Stürmen beugen; sie haben Stützen nothwendig, und diese Stützen sind wahre Freunde; aber wahre Freunde haben Fürsten sehr selten.

Juste. (Tritt auf) Hier ist das Dekret. (Der Fürst nimmts und zerreißts).

Fürst. Das soll ihre Genugthuung seyn; Reben, und Vermehrung ihres Gehalts. Ich danke dem Himmel, daß er mich hinderte, eine Ungerechtigkeit auszuführen. Aber nie will ich mich mehr übereilen, nie mehr über einen Menschen urtheilen, ohne ihn nicht ehvor zu hören.

B. v.

B. v. Reb. Um dieſes letztere bitte ich Eure Durchl. nicht meinetwegen, ſondern ihres eigenen Herzens und der Unſchuld wegen, der die Intrigue alle Wege abgräbt, ihre Rechtfertigung vor den Thron des Fürſten zu bringen.

Fürſt. Sie ſind ein durchgehends ehrlicher Mann! Aber wie kömmt es doch, daß Sie ſo viele Feinde haben?

B. v. Reb. Das iſt leicht zu beantworten, gnädigſter Herr! Der Redliche beleidigt alle, die nicht redlich ſind; der Thätige alle Faule, und der Kluge alle, die dumm ſind; und Unredliche, Faule und Dumme machen ja doch den größten Haufen der Menſchen aus.

Fürſt. Leider! das iſt nur zu wahr. Damit ich aber meine Uebereilung gegen Sie gut machen, begehren Sie eine Gnade von mir.

B. v. Reb. Ich nehme die gnädigſte Zuſicherung meines Fürſten an; und wenn ich Eure Durchl. bitten darf, mir eine Gnade zu ertheilen, ſo wäre es, die beträchtliche Paſtorſtelle zu Halmbach —

Fürſt. Haben Sie noch einen Sohn?

B. v. Reb. Nein Eure Durchl.

Fürſt.

Fürst. Für wen wollen Sie denn diese Pastorstelle?

B. v. Reb. Ich würde Eure Durchl. bitten, selbe dem Magister Blum zu konferiren.

Fürst. Und diese Gnade erbitten Sie sich von mir?

B. v. Reb. Ja, Eure Durchl.

Fürst. Für den Magister Blum! — Kennen Sie diesen Mann wohl?

B. v. Reb. Ja, Eure Durchl. ich kenne ihn durchaus.

Fürst. Meine Pflicht fodert mich auf, daß ich Sie ehrlicher Mann durch falsche Freundschaft nicht täuschen lasse. (Er überreicht ihm ein Papier). Lesen Sie hier, und werden Sie ungeachtet dieser Schrift noch auf ihrem Begehren verharren? —

B. v. Reb. Gnädigster Herr! ich wiederholle doch meine Bitte.

Fürst. Guter Mann! Sie wollen den, der Sie unglücklich machen wollte, glücklich machen?

B. v. Reb. Das Böse mit Gutem vergelten, ist Pflicht, die mich meine Religion lehrt. Es ist wahr, gnädigster Herr! Magister Blum war seit vielen Jahren her ein geschworner Feind

meiner

meiner Familie; ich wollte ihn oft zurecht führen, ihn oft überzeugen, daß er unrecht hatte mich zu haſſen, aber nie hatte ich noch eine wahre Gelegenheit; nun fügt es der Himmel, und ich hoffe, daß ich nicht allein dieſen Mann zu meinem Freunde, ſondern noch überdas zu einem redlichen Bürger des Staats machen will.

Fürſt. Wenn Sie das können, ſo ſoll es Ihnen bewilligt ſeyn. Aber Sie verſtehen ſich wenig auf den Hof. Ich will nun das Dekret aufſetzen laſſen, das der Bitte ihres guten Herzens genug thun wird, ohne der Gerechtigkeit zu nahe zu gehen, die ich als Fürſt zu ſchätzen ſchuldig bin.

B. v. Reb. Ich danke Eurer Durchl. für die höchſte Gnade.

Fürſt. Sie haben nicht Urſache zu danken, ihre Bitte fodert mich auf, Ihnen eine andere zu ertheilen, und worinn dieſe beſtehen ſoll, will ich nicht mehr ihr Herz, ſondern das meinige fragen. Leben Sie wohl, und ſeyen Sie ganz meiner Gnade verſichert.

Neuntes Gespräch.

Baron v. Reben allein.

Der gute Fürst! Wie sehr liebt ihn meine Seele. Gott der Güte! zu dir, zu dir, der du mir die seligste der Wonne gabst, deinem Beyspiele zu folgen, und dem Gutes zu thun, der mir Böses that. (ab).

Zehentes Gespräch.

Haus des Baron v. Reben. Magister Blum. Amalie. Rosalie. Geheimer Rath. Fritz. Karl.

Blum. Da kommen Sie nur alle herein, um sich sämmtlich mit eignen Augen zu überzeugen.

Fritz. Was wollen Sie denn Herr Magister?

Blum. Was ich will, das werden Sie sehen und erfahren. Ich will dieses rechtschaffne Fräulein von einem unüberlegten Schritte zurückführen, einen Gleisner entlarven, und ihr den Charakter ihres künftigen Bräutigams kennen lernen.

Karl.

Karl. Was ſoll das? Warum Beleidigung! Wer gab Ihnen Anlaß?

Fritz. Sie raſen Herr Magiſter! Sie wiſſen nicht, was Sie thun.

Blum. Es iſt alles verrathen — wir wiſſen alles. Heraus mit dem Frauenzimmer, das Sie da in ihrem Hauſe verborgen halten — heraus, oder ich ſprenge die Thüre ein (er nähert ſich der Thüre).

Fritz. Zurück, unſeliger Fantaſt! wie weit treibt dich nicht deine unbändige Leidenſchaft. Aber ich weiß nicht, ſoll ich über dich zürnen, oder dich vielmehr bedauern. Oh! wie wollte ich dich nun im Augenblicke vor allen dieſen rechtſchaffnen Leuten beſchämen! Wie könnt' ich mich an dir rächen, wenn ich wollte! Du ſelbſt, Unſeliger! giebſt mir den Stahl in die Hand, mit dem ich dich würgen konnte — aber nein! das iſt nicht meine Denkart. Wenn noch ein Funke von Redlichkeit in deinem Herzen liegt, ſo will ich ihn anfachen, und du ſollſt wieder Menſch werden, denn es ſcheint, als hätteſt du alle Menſchheit ausgezogen. Amalie! Ich ſehe in ihren Augen da als ein Beſchuldigter; aber Sie ſind zu gerecht, um mich zu verurtheilen, ohne ehevor die Sache unterſucht zu haben. Ich bitte Sie ſämmtlich

lich nur auf einige Augenblicke abzutretten und mir zu vergönnen, nur einige Worte allein mit diesem aufgebrachten Menschen zu sprechen.

Blum. Nein, das soll nicht geschehen. Glauben Sie, Sie werden mich weichherzig machen, Sie werden mich überreden können. Ah! da betrügen Sie sich. Heraus mit dem Frauenzimmer, das Sie da in ihrem Hause versteckt haben, oder ich öffne selbst die Thüre (**geht wieder auf die Thüre los**).

Karl. Das werden Sie bey Gott nicht versuchen. Ich lasse meinen Bruder nicht beleidigen.

Fritz. Beruhige dich, Bruder! (**zu Blum**) Leidenschaftlicher Mensch! du suchst mich zu beschimpfen, zu entehren, und ich suche deine Ehre zu retten. Nur ein paar Worte mit dir allein, und du wirst überzeugt seyn, daß du weit irrst. Ich bitte Sie, Fräulein Amalie, und Sie Herr geheimer Rath! entfernen Sie sich nur auf einige Augenblicke, und kann ich mich nicht ganz rechtfertigen über den Verdacht, den man Ihnen von mir beygebracht hat, so will ich nicht allein ihrer Liebe unwerth, sondern der Achtung jedes Rechtschaffnen ewig unwürdig seyn.

Geheimer

Geheimer Rath. Wir wollen uns entfernen meine Tochter. Das Betragen des Magiſter Blum iſt in jeder Rückſicht unanſtändig.

Roſalie. Gewiß, im höchſten Grade.

Blum. Aber nicht weiter als ins Vorzimmer. (Alle ab, bis auf Blum und Fritz).

Elftes Geſpräch.

Blum. Fritz.

Fritz. Setzen Sie ſich Herr Magiſter!

Blum nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich). Nun, was haben Sie mit mir zu ſprechen. Machen Sie's kurz. Lange Entſchuldigungen kann und will ich nicht anhören.

Fritz. Herr Magiſter! Eine blinde Leidenſchaft, Scheelſucht und Privathaß gegen meinen redlichen Vater und meine ganze Familie verleiten Sie ſeit langer Zeit zu ungerechten Handlungen, zu unedlen Vermuthungen. Wäre es denn nicht möglich uns auszuſöhnen, den alten Haß abzulegen, der uns unſere Ruhe, und Ihnen ihre Vernunft raubt.

Blum. Wozu alle dieſe Weitläuftigkeit. Rechtfertigen Sie ſich, wenn Sie unſchuldig ſind; darauf kömmt es itzt an.

Fritz.

Fritz. Wie unverträglich sind Sie doch nicht, Herr Magister! Wenn ich also wirklich eine Handlung begangen hätte, über welche ich mir Vorwürfe machen müßte, wäre es nicht Menschenpflicht, mich brüderlich zu warnen! — Was berechtigt Sie die geringsten meiner Privathandlungen auszuspüren, mit Gewalt sich in mein Haus einzudrängen, meine Briefe stehlen zu lassen, und mich auf eine Art zu behandeln, die in jeder Rücksicht unanständig ist. Wie verträgt sich diese Denkart mit ihrem Stande, mit ihrer Würde. Wo ist der Mensch, der nicht fehlen kann? Haben Sie sich nichts vorzuwerfen, Herr Magister? — Fehlen ist menschlich, Fehler sind das Antheil unserer Schwäche. Der Mensch fehlt, und wird durch seine Fehler wieder klug; aber der Satan verharrt im Fehlen, und schreitet vom Verbrechen zum Laster.

Blum. Hab ich es nicht erwachen, daß Sie mich gern weichherzig machen wollten; aber das soll nicht geschehen, wenn Sie auch all ihrer Wohlredenheit aufböten.

Fritz. Ja, ich möchte dich weichherzig machen, nicht meinetwegen, nicht um meines Vaters willen, den du, so lang du lebst, nieder-

niederträchtig verfolgt haſt, nein deiner ſelbſt wegen möcht ich dich weichherzig machen, die abſcheulichen, feindſeligen Neigungen der Menſchen-Verfolgung aus deinem Herzen vertilgen, und dich der Menſchlichkeit wiedergeben, das möchte ich. Nun will ich dein Herz unter die Preſſe legen, und wenn ſich itzt keine Thräne des Gefühls in dein Auge drängt, ſo mußt du härter als ein Stein ſeyn. (Fritz zieht einige Papiere aus der Taſche, und überreicht ſie ihm). Hier ließ! Hier ſind Beweiſe aller deiner Niederträchtigkeiten, die du durch eine Reihe von Jahren begangen haſt. Du biſt verloren, wenn ich ſie zu den Thron des Fürſten bringe. Aber ſieh! ich zerreiße die Denkmäler deiner Verirrungen; ich glaube, es lodert noch ein Fünkchen Menſchengüte in dir, ich wills nicht ganz erſticken. — Was ſiehſt du mich ſo erſtaunungsvoll an — glaubſt du, ich werde dich öffentlich beſchämen — dich vor dieſen rechtſchaffenen Leuten zu Schanden machen; nein das lehrt mich meine Religion nicht. Dich brüderlich unter vier Augen zu warnen, das iſt meine Pflicht, dich auf die Wege der Tugend wieder zurückzuführen mein Wunſch, und mein Vergnügen, dir zu verzeihen (er reicht ihm ſeine Hand).

Blum.

Blum. (Für sich). Was wird aus mir werden!

Fritz. Du scheinst betroffen zu seyn — eine Thräne zittert in deinem Auge — o verdränge sie nicht diese Thräne, sie fließt der Menschheit zu Ehren. Hier ließ weitere Beweise deines Irrthums — sieh, wie weit du gesunken bist. Denke an das unglückliche Mädchen, das du verführtest, an das unglückliche Kind, das die Natur dir gab.

Blum. Himmel! ich bin verrathen! Nun ist es Zeit nachzugeben, und Bekehrung zu heucheln. (Er will ihm zu Füßen fallen). Um Gottes willen! machen Sie mich nicht unglücklich, ich bin verloren.

Fritz. Keine Erniedrigung! (hebt ihn auf) Unglücklich will ich dich nicht machen; ich will dich wieder in die Arme der Menschheit zurück führen; du sollst dich mit der Tugend wieder aussöhnen.

Blum. Ich hab grausam gehandelt.

Fritz. Ja, das hast du; du hast ein rechtschaffnes Mädchen und ein liebes Kind unglücklich gemacht; du hast dir ein Weib geraubt, das dich vielleicht zärtlich geliebt hätte, in dessen Armen du die Täge des Lebens wonnevoll verlebt hättest,

die

die vielleicht deine Freundin, deine Wohlthäterin gewesen wäre; und dein Kind —— war es denn nicht dein Kind? Denke, wie es seine zarte Arme nach dir ausstreckte, wie es Vater rief, und nirgends einen Vater fand. Wäre es denn nicht auch Freude für dich gewesen, wenn du dieses Kind unter deinen Augen hättest aufkeimen sehen, als die Freude und Stütze deines künftigen Alters, und solche liebevolle Geschöpfe hast du so mißhandeln können! ——

Blum. O entfernen Sie dieses schreckliche Gemälde, das meine Seele martert; geben Sie mir den Tod, aber erinnern Sie mich nicht an meine Verbrechen.

Fritz. Zum Leben will ich dich wieder rufen; itzt warst du tod, so lang du so unmenschlich handeln konntest; du erwachst zum Leben, da eine Thräne der Reue sich in dein Auge drängt.

Blum. Ich getraue mich nicht meinen Blick mehr von der Erde zu erheben; ich bin nicht würdig, daß ich unter Menschen herumwandle — (bey Seite) ich will all meiner Verstellungskunst aufbiethen.

Fritz. Keine Verzweiflung! So lang man lebt, kann wahre Reue unsere größten Vergehungen wieder gut machen. Sey Gatte, sey Vater,

sey Freund, sey Mensch, und du hast alles wieder gut gemacht.

Blum. Gott! wie kann ich das, wer wird mir hiezu helfen!

Fritz. Wahre Rückkehr zur Tugend wird dir helfen, und ich dein Freund.

Blum. Sie! ich traue mein Aug nicht mehr zu Ihnen zu erheben; Sie sind ein Engel, und der Satan kann den Anblick eines Engels nicht ertragen. — (bey Seite) Der Thor glaubt doch alles was ich sage.

Fritz. Nicht so kleinmüthig. Du bist ein Verirrter; kehre wieder zurück zur Tugend, und du bist den Guten gleich.

Blum. Was soll ich denken! Sie, der Sie mich wie einen Wurm zertretten könnten, Sie thun es nicht — Sie, der Sie sich so grausam rächen könnten, Sie rächen sich nicht.

Fritz. Meine Rache sey, dir das Böse, das du uns thatst, mit Gutem zu vergelten. (Er öffnet die Thüre). Hier empfange aus meiner Hand dein Weib, das die Natur dir gab, dein Kind, und sey glücklich! (Fritz führt die arme Frau, ihre Tochter und das Kind aus dem Nebenzimmer Blum in die Arme, die ihn umfangen).

Zwölf-

Zwölftes Gespräch.

Vorige. Die Frau, Tochter und Kind.

Blum. Ich möchte mein Antlitz vor euch verbergen. Wie hab ich mich so sehr herabsetzen können! Wie hab ich die heiligsten und sanftesten Pflichten der Natur vergessen können! O Reue martert mein Herz! Werdet ihr mir verzeihen? (Bey Seite) Gieng mir nur das Wasser nicht an die Kehle.

Die Frau. Aufrichtige Reue macht alles wieder gut.

Tochter. Richte dich auf, Unglücklicher! und genieße die Wonne Vater zu seyn. Sieh dieses Kind nahm Theil an allem unserm Kummer, den wir so viele Jahre durch ausgestanden haben. Es ist dein. Trockne die Thränen aus unsern Augen; versüße uns unser Schicksal und unsere Leiden.

Blum. O ich kann diesen Auftritt nicht aushalten. (er drückt das Kind an sein Herz) Komm an mein Herz, liebes Kind! und wenn aufrichtige Reue je ein Verbrechen gutmachen kann, so sehet an mir den Reuenden, der jeden Tag seines Lebens dahin verwenden wird, das wieder zu ersetzen, was er euch raubte. O laß dich küssen,

unschul-

unſchuldiges Kind! Mein Herz iſt gerührt; ich fühle, wie mächtig die Natur iſt. (bey Seite) Gut, daß ihr nur nicht in das Innere meiner Seele ſehen könnet.

Das Kind. Iſt der mein Vater, von dem du mir oft erzählteſt, daß er uns verließ, und einſperren ließ. Itzt darfſt du uns aber nicht mehr verlaſſen, auch mußt du uns nicht mehr einſperren laſſen.

Blum. Ja, ich bin der, der euch ſo mißhandelte, aber meine Liebe, meine Sorgfalt ſoll mein Verbrechen wieder gut machen. (zu Fritz) Edler Mann! was bin ich Ihnen nicht ſchuldig! Aber die ganze Welt ſoll wiſſen, wer Sie ſind, und wer ich war. (für ſich) Geiſt der Verſtellung, larve meine Miene mit Heucheley! (Er eilt zur Thüre und öffnet ſie).

Dreyzehentes Geſpräch.

Vorige. Geheimer Rath. Amalie. Roſalie. Karl. Fritz.

Blum. Kommen Sie herein — kommen Sie alle herein, und ſehen Sie Zeugen meiner aufrichtigen Reue. Vor den Augen der edelſten der Menſchen ſtehe ich da als ein Verbrecher, der nicht werth iſt, ſein Aug zum Himmel zu erheben; ich

war

war Jahre lang ein geſchworner Feind dieſer Familie, ein Verläumder, ein Lügner, ein Böſewicht, (bey Seite: und bin es noch und werde es ewig bleiben), ich kam hieher um den beſten der Sterblichen unglücklich zu machen, und er — — Thränen erſticken meine Worte. (Bey Seite) Könnte ich, wie ich wollte.

Fritz. Verzeihung dem Reuenden.

Karl. (Umarmt Blum) An mein Herz! laß dir die Thräne von deiner Wange küßen, die fließt. Ewige Vergeſſenheit decke alles, was zwiſchen uns vorgegangen iſt; lebe wieder auf, ſey Menſch, genieße die edeln Freuden der Natur und der Freundſchaft, und kein Redlicher wird dich aus ſeinem Zirkel ausſchließen.

Amalie. O wie ſüß iſt dieſer Auftritt für mein Herz.

Roſalie. Wie rechtfertigend für den unſchuldigen, tugendhaften Fritz.

Der geh. Rath. Wie ungerecht war ich gegen Sie; wie konnt' ich mich ſo verblenden laſſen! (zu Fritz) Sie ſind rechtſchaffen und edel; und ich ſchätze es mir zur Ehre, wenn Sie Amalien, meiner Tochter, die Hand reichen.

Fritz. O Beſter! wie kann ich Ihnen danken für ihre Güte! O Amalie! wie unausſprechlich glücklich bin ich!

Der

Der geh. Rath. Umarmt euch Kinder! und nehmt meinen Seegen.

Amalie. O beſter Vater!

Vierzehentes Geſpräch.

Vorige. Baron v. Reben. (Während ſich Fritz und Amalie umarmen, kömmt Baron v. Reben haſtig herein).

Bar. v. Reb. Auch meinen Seegen, denn ich gehöre auch zu dieſer Gruppe! O unendliche Vorſehung, wie gütig haſt du nicht alles geleitet! Wer auf dich traut, der wird nie zu Schanden.

Blum. Herr Baron, ich — —

Bar. v. Reb. Keine Entſchuldigung! Was geſchehen iſt, ſoll vergeſſen ſeyn, und meiner Verzeihung, meines Vergeſſens verſichere Sie dieſer Bruderkuß, und ein Dekret vom Fürſten das, nachkommen wird. Sie können ſich mit ihrer Familie nun glücklich machen.

Blum. Und Sie auch dieſer (bey Seite) o könnte dich dieſer Kuß vergiften!

Tochter. Der Himmel lohne Sie für alles, was Sie an uns thaten.

Bar. v. Reb. Ich that nichts als meine Pflicht, und ſeht ihr denn nicht, daß ich ſchon zum Ueberfluß belohnt bin. Amalie iſt nun meine

Schwieger-

Schwiegertochter; ich lebe wieder vom neuen in meinen Kindern auf.

Blum. Belehrt von euch seh ich erst ein, worinn wahre Religion besteht, und welche Stärke die Tugend über das Herz hat. (Bey Seite) O ihr alberne Thoren, denen man weiß machen kann was man will). Verzeiht meinen Handlungen; mein Herz war nie ganz verdorben, nur verblendet war es, ich ward unter Hypokriten erzogen; Gleisnerey war alles, was man mich von Jugend auf lehrte; du mußt alles scheinen, aber nicht seyn, war das grosse Axiom, das man mir vorsagte. Ich durfte keinem Mädchen frey ins Angesicht sehen, ich durfte keine Schwachheiten begehen, aber Laster, wenn sie nur verdeckt bleiben. Alles war Aussenwerk, alles Schein; so verdarb sich mein Herz, und ich sank so tief, daß ich, um menschliche Schwachheiten vor den Augen der Welt zu verdecken, Laster ausübte. Nehmt dieses redliche, offene Geständniß als ein Zeichen meiner aufrichtigen Reue an. (Bey Seite) Guten Leuten ist doch leicht was blaues für die Augen zu machen, bin ich nur aus dem Gedränge, ihr sollt es erfahren, was Magister Blum ist.

Fritz. Der Tag Bruder, an dem ein Verirrter auf den Pfad der Tugend zurückkehrt, ist

ein

ein Festtag für den Himmel, und Engel freuen sich darüber.

Fünfzehentes Gespräch.

Vorige. Jud Israel.

Israel. Verzeihung, daß ich so unangemeldet herein komme. Aber Gottes Wunder! ich kann meine Freude nicht bergen. Man sagte mir, ich hätte meinen Prozeß gewonnen; ich weiß vor Freude nicht, was ich sagen soll. O wie glücklich sind nun mein Weib, meine Kinder.

Der geh. Rath. Ja du hast deinen Prozeß gewonnen; und noch mehr als deinen Prozeß. Durch das Betragen dieser edeln Familie gewannst du auch mein Herz, das sein Unrecht erkennt, das dir nicht allein das zahlen wird, was die Gerechtigkeit dir zusprach, sondern auch den Ersatz aller Unkosten durch die lange Zeit, seit der ich dich aufzog. Vergieb mir Israel! ich hab dich ungerecht behandelt.

Amalie Welche Stärke hat nicht die Tugend!

Rosalie. So weckt eine edle That zur andern auf.

Israel. Gottes Wunder! Ich weiß nicht vor Freude, wo ich bin.

Ver. v. Reb. Wo wirſt du wohl ſeyn, Iſrael, unter Menſchen, zu deren groſſen Familie auch du gehörſt. Verherrliche heut mit uns dieſen Tag, wir wollen alle dieſen Abend beyſammen bleiben, Freund und Feind, Richter und Parthey, Chriſt und Jude — da, wo wahre Tugend herrſcht, hört aller Unterſchied auf, da iſt nur wahre Einheit, im groſſen Reiche der Gottheit giebt es nichts als Gottes Kinder. Unter deſſen Schutze, der unſer aller Vater iſt, wollen wir uns alle umarmen, ſo wie wir uns einſt am Tage der Wiedervergeltung umarmen werden, um das groſſe Feſt der Liebe zu feiern. Liebe, darinn beſtehet die Grundfeſte der Religion — Liebe, darauf gründet ſich all ihre Stärke. Dieſe verſöhnt, dieſe gleicht aus, dieſe macht uns alle zu Menſchen und Brüdern, zu Kindern eines Vaters, der im Himmel iſt.

Sechzehentes Gespräch.

Vorigt. Der Fürst.

Fürst. Dieses Fest der Liebe will auch euer Fürst mit euch feiern, ihr Lieben!

Bar. v. Reb. Wie, Eure Durchlaucht!

Sämmtl. Gott unser Fürst!

Fürst. Ich komme um mit euch Antheil an eurer Freude zu nehmen, ihr Lieben! Selten ist eure Denkart, selten die Größe eurer Tugend. Wären alle Menschen wie ihr, wie glücklich würde meine Regierung seyn.

Bar. v. Reb. Eure Durchlaucht beschämen uns.

Fürst. Hier, in eurer Wohnstätte, ihr Redlichen! will ich mich freuen, daß ich Menschen von so seltner Denkart antraf. Wie gut ist es nicht unter euch zu seyn! Ich komme zu euch, die süßeste Pflicht eines Fürsten zu erfüllen. Auf ihre Bitte, v. Reben! ist hier ein Dekret auf eine ansehnliche Pension für die unglückliche Turnau und ihre Tochter. Sie sind versorgt — für Blum aber kann ich kein Dekret der Gnade geben; er hat zu niederträchtig gehandelt.

Sämmtl. Wir haben ihm alle verziehen.

Fürst.

Fürſt. Das war edel. Verzeihung iſt das Werk eurer Tugend — aber ich — bin Fürſt, und kann nicht zugeben, daß das Laſter die Früchte ſeines Unternehmens einärndte. (zu Blum) Sie waren ein abſcheulicher Gleiſner, der ſein Handwerk ſchon jahrelang trieb. Entfernen Sie ſich vom Hofe, und meiden Sie dieſe Stadt. Iſt ihr Herz je noch einer Beſſerung fähig, und haben Sie Beweiſe ihrer Rückkehr zur Tugend gegeben, ſo will ich mit der Zeit ſehen, was ſich thun läßt.

Sämmtl. Eure Durchl. wir bitten alle für ihn; Verzeihung gnädigſter Fürſt!

Fürſt. Hätte er euch allein beleidigt, ſo wollt' ich ihm gern vergeben; er beleidigte aber die ganze Menſchheit, den Staat und die Religion. Wer Menſchen unter dem Scheine der Gleiſnerey ſchaden kann, der ſoll nicht unter Menſchen leben. Verargt mir dieſen Schritt nicht; er iſt ſelbſt nothwendig zu Blums Beſſerung. Für Turnau und ihr Kind will ich ſorgen, die Strafe des Verbrechers treffe nie die Unſchuldigen. Hat ſich Blum durch aufrichtige Reue mit der Tugend wieder ausgeſöhnt, ſo will ich der erſte ſeyn, der ihn der Menſchheit wieder zurückgiebt.

v. Mennern. Ihr Ausſpruch iſt hart, aber er iſt gerecht, mein Fürſt!

Fürſt. Mit Güte Gerechtigkeit zu verbinden iſt Fürſtenpflicht; es iſt Pflicht des Hausvaters, daß er das Unkraut von dem Weitzen abſondere. In euern Armen, ihr Lieben, will ich vergeſſen, was meinem Herzen ſchwer fällt. Bereit iſt es zur Verzeihung, Gott weiß es: aber ſagt, kann ich als Fürſt das Laſter der Tugend gleich ſetzen? Welchen Werth würde die Religion haben, wenn ich die Gleiſnerey ſchützen wollte.

Der Vorhang fällt.

Koſtis Reiſe
von
Morgen gegen Mittag.

Eine Reiſebeſchreibung

aus den Zeiten der Myſterien, mit wichtigen Bruchſtücken der Wahrheit belegt, und anwendbar für die Gegenwart und die Zukunft,

geſchrieben

von

Carl von Eckarthhauſen,
Churpfalz-Bayeriſchen würklichen Hofrathe ꝛc.

Das Maas der Natur
Geſetz – Mittel – Zweck.

Donauwörth, bey Joh. Georg Brunner. 1795.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Kostis Reise

von

Morgen gegen Mittag.

Wenn ganze Nationen unrichtige Begriffe über die wichtigsten Wahrheiten des Menschengeschlechts äußern, dann ist es Pflicht ihren Verstand zurecht zu führen, Sie der Wahrheit näher zu bringen, denn Wahrheit ist das einzige Mittel alle Gährungen zu verhüten, die aus Irrthümern der Meinungen entspringen.

Bacco von Verulam.

Kosti war der Sohn eines Fürsten, der einst an den Ufern des Ganges gebot.

Früh verlor er seine Aeltern, und erwuchs unter der Obsorge des frommen Dahmans, der die Seele des Jünglings bildete.

Du hast einst ein großes Geschäft über dir, Kosti! sagte Dahman zu ihm, denn du mußt Menschen regieren, und daher zuerst der König über deine Leidenschaften werden. — Kosti hörte aufmerksam die Lehren seines Freundes; er befolgte alles mit aufrichtiger Seele, und sein Aug verließ nie Dahmans Lippen, wenn der Greis von den großen Wahrheiten der Natur sprach.

Dahman wohnte entfernt von den großen Städten in dem heiligen Dunkel einer Wildniß, wo ein Tempel stund, geheiligt dem Lichte und der Weisheit. An diesem Orte wurde Kosti bis an sein fünfzehntes Jahr erzogen, und seine Seele mit den größten Wahrheiten der Natur bekannt gemacht.

Kosti's fünfzehnter Geburtstag erschien; die Sonne glänzte schon über die Berge, und Kosti schlummerte noch am Rosenstrauche, als

der feyerliche Morgen dem anbrechenden Tage huldigte.

Bewacht vom schützenden Engel der Unschuld, unbekannt mit den Gefahren des Lebens, war sein Aug ruhig geschlossen; sanft war sein Odemzug, und lächelnd sein Mund, wie die Rose, die auf seiner Wange blühte.

Dahman stund vor ihm, und eine Thräne zitterte in seinem Auge, da er den Jüngling sah. Rührend war das Bild dieses Auftritts. Die ehrwürdige Miene Dahmans, das Ernsthafte auf seiner Stirne, das Sanfte in seinem Auge wechselte bewundernswürdig ab mit der jugendlichen Schönheit Kosti's. Hier ist aufkeimende Tugend — in Kosti, sagte das Bild, und hier — in Dahman ist sie reif.

Dahman näherte sich dem Jünglinge, ergriff sanft seine Hand, und sprach: Erwache, Kosti! und empfange meinen Segen. Kosti öffnete seine Augen, ergriff die Hand des Greisen, warf sich zu seinen Füßen, und empfieng seine Segnung.

Fünfzehn volle Jahre hast du erlebt, sagte Dahman; die Gottheit ruft dich nun zu höhern Geschäften — deine Bestimmung ist, mich zu verlassen. Geh, folg dem Rufe der Gottheit, aber bedenke, Kosti! daß du Prüfungen auszustehen hast, ehe du das besitzen wirst, was dir bestimmt ist. Die Krone, die dich ein-

einſt decken wird, muß errungen werden; folge meinen Lehren, und laß dich nicht von den Leidenſchaften beherrſchen, ſondern denke, daß du berufen biſt, über andere zu gebieten. Wenn du Herr über dich biſt, dann haben dich die Götter zum König geſalbt, du gebieteſt, und alles muß dir unterthan ſeyn. Wenn du dich aber je von Leidenſchaften beherrſchen läſſeſt, ſo biſt du ein Untergebner, und du wirſt nicht regieren, ſondern die Leidenſchaften werden über dich gebieten, und du wirſt ihr Sklave ſeyn.

Ich fühle die Größe deiner Wahrheiten, ſagte Koſti, aber wo iſt Stärke für mich, wenn ich dich verlaſſe? — Die Weiſen ſind alle im Geiſte vereint, antwortete Dahman, folge meiner Lehre, und die Gottheit wird dir beyſtehen. Sieh die Sonne, wie ſie prächtig am Himmel glänzt; ſie entfernt ſich nie von uns; ſie iſt immer bereit uns zu erleuchten, zu erwärmen. Die Dunkelheit der Nacht, die uns deckt, hängt von dem Erdball ab, den wir bewohnen, und der ſich von ihr wendet. So, Koſti! wird dich die Kraft des Guten nie verlaſſen, ſo lange du gut biſt; wenn du aber das Gute verläſſeſt, ſo wird das Böſe nur die Folge deiner Verirrung. Denke, Koſti! unſere Beſtimmung iſt das Ringen nach Licht. Irrthum und Finſterniß decken die Erde; Vorurtheile und Leidenſchaften bekämpfen

die Menschen; deine Bestimmung ist, sie dem Lichte näher zu führen, und wie kannst du das, wenn Finsterniß deine eigene Seele decken sollte? — Geh [illegible], durchwandle die Wege deiner Prüfung, und gieb mir die Freude meines Alters, dich, mit Weisheit und Stärke umgeben, auf dem Throne deiner Väter zu sehen. —

Als Dahman noch so mit ihm sprach, leuchtete die Sonne schon hoch über den Palmbäumen. Nach einer mäßigen Mahlzeit von Früchten und Milch, führte Dahman den guten Jüngling noch einmal in den Tempel des Lichts. Hier warf sich Dahman zur Erde, betete zur Urquelle aller Wesen um Segen für Kosti. Dann nahm er ihn bey der Hand, und führte ihn in das Seitengewölbe des Tempels. Da war eine treffliche Rüstung, — ein Helm, ein Harnisch, ein Schild, ein Spieß. Diese Rüstung gab Dahman dem guten Kosti. Die Tugend, sprach er, sey dein Helm, die Klugheit dein Panzer, die Weisheit dein Schild, und dein Wille die Lanze, die deine Feinde erlegt.

Er führte ihn auf die Höhe eines Berges, den man Keschwars nannte, und die Sonne war am Mittag, als sie sich umarmten und trennten.

Unweit dieſes Berges wohnte eine berühmte Zauberin; ſie wurde Eſchem genannt, und war berühmt durch ihre Schönheit, noch mehr aber durch die Wunderwerke ihrer Pracht. Außerhalb ihres Pallaſts war eine prachtvolle Höhle. Alles, was die Natur Reizendes hat, ſammelte ſie da in dieſer Gegend, wo Eſchem öfters die Freuden der Abende genoß, oder ſich in der Kühle der Grotte vor den ſengenden Stralen der Mittagsſonne ſchützte.

Koſti ſah noch manchmal zurück auf ſeine väterliche Heimath, und manche Thräne drängte ſich in ſein Aug, als er unverhofft an die Höhle kam, wo Eſchem ſchlummerte. Erſchrocken trat er zurück, als er Eſchems reizendes Bild ſah; majeſtätlich hob ſich durch ihr ſanftes Athmen der erhabne Buſen; ſchwarze, blendende Haare hiengen über ihre weißen Schultern herab; ſchmachtende Liebe lächelte aus ihren Lippen, und ihr Aug übertraf die aufgehende Sonne, als es ſich öffnete. — Schüchtern trat Koſti zurück, als ihn Eſchem erblickte. Liebe erwachte für den ſchönen Jüngling in ihrem Buſen, ſie ſahen ſich lange an, und ſprachlos waren ſie beyde; endlich fieng Eſchem an: Wozu dieſe Rüſtung, junger Krieger? Liebe thront in deinen Blicken; du biſt zum Genuß, zur Freude, nicht zum Mord geſchaffen. Komm, laß uns glücklich ſeyn; ich will mit dir alles theilen, was ich habe.

Ich bin die mächtigste Königin; mein Gebiet erstreckt sich von Morgen bis gen Abend, von Mittag bis gen Mitternacht. Ich nenne mich Eschem, und bin die Königinn der Sinnlichkeit, meine Macht ist unumschränkt, mein Zauber ohne Gränzen. Ich besiege Könige ohne Schwerdtstreich; sie tragen meine Ketten, und ich leite sie nach meinen Zwecken. Wenn ich will, so morden sich Tausende, wenn ich gebiete, so erzittert der Erdball. Ich habe alles in meinen Händen, mache Menschen glücklich und unglücklich, und nichts widersetzt sich meiner Gewalt.

Kosti erstaunte über Eschems Rede. Du bist wirklich schön, sagte er, Eschem! und ich fühle in mir, daß du mich reizen könntest; aber was willst du mit einem Jünglinge machen, der dich noch nicht verdient hat? Ich muß erst kämpfen, siegen, Verdienste sammeln, um deiner würdig zu werden.

Betrogner Junge! sagte Eschem; wer hat dir diese Grundsätze eingeflößt? — Du bist erschaffen zum Genuß, aber nicht zur Arbeit. Komm, an meiner Seite sollst du alles haben, was du dir wünschest. — Kosti heftete seinen Blick zur Erde und seufzte. Du bist unentschlossen, sagte Eschem. — Unentschlossen? erwiederte Kosti. O Eschem! wüßtest du, was für ein Kampf in meiner Seele vor-

vorgeht? Gern möcht' ich bey dir seyn, aber ich denke zurück auf die grauen Haare meines Erziehers, auf den guten Rath des alten Dahmans.

Eschem. Liebte dich Dahman?

Kosti. Ob er mich liebte ——

Eschem. Nun, so will er dein Glück. Warum sollst du kämpfen, da ich dir ein Königreich durch die Liebe öffne? Leg deinen Panzer, deinen Helm ab; du hast in den Armen der Freundschaft dieser Rüstung nicht nicht nöthig.

Schüchtern sah sich Kosti um, und mißtrauisch beobachtete er Eschems Aug. Ich will wohl bey dir bleiben, sagte er, aber du mußt mich nicht abhalten deine Liebe zu verdienen. Tapferkeit ziert den Mann; ich muß kämpfen, siegen — dann erst will ich der Ruhe genießen. Deine Liebe soll der Lohn meiner Verdienste seyn.

Als Kosti so sprach, so rief Eschem ihre Dienerinnen herbey. Eine nannte sich **Eigenliebe**, die andere **Eigennützigkeit**, — Hier, sagte sie, Kosti! stelle ich dir die treuesten meiner Dienerinnen vor, ihre Treue vermehrte meine Macht, ihre Anhänglichkeit meine Bothmäßigkeit über die Menschen. Wenn du mich verlassen willst, so nimm sie zu deinen Gefährtinnen, du wirst sicher durchkommen, und

die Menschen nach deiner Willkühr beherrschen.

Als Eschem die letzten Worte sprach, ergriff sie Kosti'n bey der Hand, und führte ihn in ihren Pallast. Da war ein großer Saal, und eine Menge Bilder hiengen umher; es waren Sultane, Emirs und Große.

Wer sind diese Männer? fragte Kosti. Sie sind alle meine Vasallen, erwiederte Eschem, denn ich beherrsche sie durch meine Dienerinnen — durch Eigenliebe und durch Eigennützigkeit. Ihre Leidenschaften sind meine Mitverschwornen, die sie in Fesseln halten, und ich führe sie dadurch, wohin ich will.

Und wer ist dieser dort, fragte Kosti, der so einsam im Winkel hängt?

Beram ist's, erwiederte Eschem, ein eigensinniger König, der mir noch nie huldigen wollte. Vergebens bekämpfe ich ihn schon seit vielen Jahren; unzugänglich ist sein Herz, denn er huldiget meiner Feindin. — — Und wer ist diese? fragte Kosti.

Hier kannst du ihr Portrait sehen, erwiederte Eschem, und führte ihn in ein prächtiges Seitenkabinet. Kosti betrachtete das Bild aufmerksam, und er fand eine Regelmäßigkeit in den Zügen desselben, die nicht auszusprechen war.

Sein

Sein Herrz entflammte sich für diese göttliche Schönheit, und Eschem bemerkte bald, daß dieses Bild tiefen Eindruck auf Kosti's Seele machte. Du kennst dieses Weib nicht, Kosti! sagte Eschem; es hat eine trügrische Miene, und fordert von dem Menschen Dinge, die nicht in seiner Natur sind. Sie ist menschenscheu, und flieht alles Vergnügen der Sinnlichkeit. Ihre Wohnung baute sie an einem Ort, der fast unzugänglich ist, und sie fordert von ihren Verehrern die größten Aufopferungen ihrer selbst. O Kosti! verwahre dich vor dieser Betrügerin; sie würde dich und mich unglücklich machen — dich mir entziehen, und was würde Eschem ohne Kosti werden?

Tief nachdenkend stund Kosti da, und folgte mit gesenktem Blicke den Fußtritten der bezaubernden Eschem.

Die Sonne verließ allgemach den Horizont, und die Abendröthe bemalte mit Purpur die Gegend. Kosti verzehrte an Eschems Seite die Abendmahlzeit, schwazte noch viel mit ihr, als endlich der Mond am Himmel stieg, und ihm Eschem ein Schlaflager anwies, das unweit ihrer Grotte an einem herrlichen Rosenstrauche war.

Kosti verließ Eschem; allein der Schlaf floh seine Augenlieder; er betrachtete die Herrlich-

lichkeit der Gegend, die Stille der Nacht, den Mond, der so feyerlich am Himmel zitterte, und dachte über den vergangnen Tag nach.

Bald entstand in seiner Seele der Gedanke vom Eschem; bald malte sich das schöne Bild in seiner Seele, das er in Eschems Kabinet sah, und in dessen Zügen er so viel Großes fand.

Was soll ich thun? sagte er, soll ich Eschem verlassen, die mich liebt, die mich so gastfrey aufnahm? oder soll ich diese Unbekannte aufsuchen, deren Bild so lebhaft in meiner Seele ist? — O Dahman, dachte er, wenn du bey Kosti wärest, du würdest ihn nicht in dieser schrecklichen Unentschlossenheit lassen! — — Als er so sprach, so näherte sich ihm eine ätherische Schönheit, glänzend war ihr Angesicht, durchscheinend ihr ganzes Wesen. Ich bin dein Genius, sprach die Gestalt, Kosti! und werde dich nie verlassen, so lang du den Grundsätzen und Wahrheiten treu bist, die dir Dahman gab. Flieh mit Aufgang der Sonne diese Gegend, denn sie ist der Wohnsitz der Sinnlichkeit, einer geschwornen Feindin der Weisheit. Das Bild, das du sahst, war der Weisheit Bild. Suche sie auf, suche ihre Liebe zu verdienen, und du bist glücklich.

Hier verschwand die Gestalt, wie ein glänzender Thautropfen verschwindet, wenn die Sonne

Sonne am Mittag ſteht. Koſti hätte noch vieles zu ſagen gehabt, aber es war vergebens. Stille herrſchte um ihn; die feyerliche Stunde der Mitternacht war vorüber, und die Natur huldigte noch dieſer Feyerlichkeit. Endlich legte ſich Koſti auf den Raſen, und ſchlummerte ruhig eine Zeitlang. Der Morgen brach an, die Lerche erhob ſich zum Himmel, und ſang ihren erſten Lobgeſang. Die Grasmücke zwitſcherte im Geſträuche, und kühlende Zephyrs ſtrichen über die Ebne, und verkündigten die Ankunft der Morgenröthe.

Eilends raffte ſich Koſti von ſeinem Lager auf, und floh. Der Weg führte ihn einem großen Walde zu, in dem er ſich immer mehr und mehr vertiefte; endlich verlor er ſich von dem Wege, Himmelhohe Klippen umringten ihn; außer der traurigen Nachteule und dem einſamen Jochgeyer ſah er kein lebendes Thier. Es wurde Mittag, und er fand keine Frucht zur Labung, keine Quelle um ſeine trockne Lippe zu netzen.

Der Abend näherte ſich, und er vertiefte ſich immer mehr in dieſer wilden Gegend. Er hörte das Brüllen der Löwen, das Heulen der Wölfe, und Furcht bemächtigte ſich ſeiner Seele. Was wird aus mir werden? dachte er; aber doch bin ich hier glücklicher

als bey Eschem. Die Gefahren, die mir hier drohen, betreffen nur meinen Leib; die Gefahren aber bey Eschem hätten meiner unsterblichen Seele Nachtheil bringen können. —

Sein Gemüth ward ruhiger; er suchte sich ein Nachtlager. Sind wir nicht überall, sagte er, unter Gottes Obsorge, und wird nicht der, der mich in Eschems Pallast vor Gefahren der Seele schützte, mich auch hier vor den Gefahren des Lebens schützen.

Während er so mit sich sprach, hörte er unweit dem Felsensteine, worauf er lag, ein Geräusch; er richtete sich auf, und glaubte, daß es ein wildes Thier wäre: es näherte sich ihm aber ein alter ehrwürdiger Einsiedler. Die Götter, sagte er, schicken mich zu dir, Kostt! daß ich dich in meiner Hütte aufnehmen soll. Wie! erwiederte Kostt, als er seinen Namen hörte, du kennst mich! du weist, daß ich in dieser wilden unbewohnten Gegend deiner Hülfe bedarf?

Die Guten kennen sich alle einander, sprach der Einsiedler, und die Vorsehung, die alles leitet, wacht für ihre Erhaltung.

Kostt warf sich zur Erde nieder, und eine Freudenthräne floß aus seinem Auge, die das einsame Veilchen tränkte, das an dem thaulo-

sen

sen Felsensteine hieng. — Kosti folgte dem Einsiedler nach. Klein und verächtlich sah die Hütte aus, worin der Einsiedler wohnte, und man mußte sich tief bücken, wenn man zu ihm hinein wollte. Reinlich war alles in der Hütte, und außer den höchst nothwendigen Bedürfnissen hatte er keine Geräthschaft; nur ein einziges Bildniß war in seiner Zelle — das Bild einer göttlichen Schönheit, die Kosti's aufmerksamen Blick auf sich zog. Er fragte den Einsiedler, wessen Bild es wäre. Jüngling! erwiederte der Einsiedler, diese Göttin nennt sich Demuth; sie wohnt in einer einsamen Hütte, wo sie der Stolze, der sich niemals beugt, nicht aufsucht, nicht findet. Ich bin ihr Priester; ihre heilige Lehre führte mich zur Erkenntniß meiner selbst, und durch sie bekam ich den Schlüssel in den Tempel der Weisheit. — In den Tempel der Weisheit, rief Kosti auf, wo die Göttliche thront, deren Bild allein ich mit so vieler Wonne erblickte! O edler, guter Mann! verzögere nicht länger mein Glück zu vollenden, und mich in ihre Arme zu bringen. Es ist Zeit zur Ruhe, sagte der Einsiedler; du mußt diese Nacht bey mir zubringen; früh morgens will ich dich dann begleiten, und wir wollen unsere Reise fortsetzen. Kosti aß einige Früchte zu seiner Erquickung, und schlummerte an der Seite des Einsiedlers auf einem Ruhebette von Schilf ein.

Früh am Morgen traten sie die Reise an, und bestiegen einen hohen Berg; auf dem Gipfel dieses Berges, sagte der Einsiedler, steht der Tempel der Weisheit; einige ahnden ihn, aber wenige bekümmern sich um denselben. Die Beschwerlichkeit der Reise hält sie ab; andere verweilen in der Mitte des Berges, und steigen nicht mehr höher, weil sie sich durch die Zauberwerke dort besiegen lassen, die sie antreffen. —

Unter diesem Gespräche kamen sie durch einen steilen und dornichten Fußweg auf eine schöne Ebne; da stund ein Tempel. Wir wollen diesen Tempel sehen, sagte Kosti. Es ist nicht nothwendig, erwiederte der Einsiedler, denn er ist einem Götzen gebaut, der sich Selbstliebe nennt. Eigendünkel, Stolz und Rechthaberey herrschen da, und bieten dem Reisenden einen Becher an, aus dem er sein Selbst in großen Zügen trinkt, und von seinem Ich berauscht wird.

Als Kosti mit dem Einsiedler auf die Ebne kam, sah er da die wunderlichsten Figuren. Einige liefen beständig im Kreise um eine Statüe, die die Wahrheit vorstellte, und Leidenschaften peitschten sie herum im Zirkel, bis sie umfielen. Wer sind diese Menschen? fragte Kosti. Sie nennen sich Gelehrte, antwortete ihm der Einsiedler; ihr Selbststolz

und

und ihre Leidenschaften peitschen sie in einem ewigen Zirkel herum, indem sie immer gleich weit von der Wahrheit entfernet sind. — Dort, fuhr er fort, sitzen wieder andere, die sich Weltweise nennen; sie haben einen Maaßstab in ihren Händen, und messen alles nach dem Maaße ihrer Meynungen, und finden daher nothwendig vieles zu kurz und vieles zu lang. Dieser dort, der bis unter die Arme im Moraste steckt, ist ein Kritiker; er beschnarcht die, die auf geraden Wegen wandeln, und wirft auf die Vorübergehenden den Koth seines Witzes, der ihn tiefer sinken ließ, als er glaubt. — Dort ist wieder ein anderer, er liest in einem großen Buche, und macht Wunderwerke daraus, obwohl in dem Buche keine Sylbe geschrieben steht. Es ist ein Buch, aus lauter Spiegelblättern zusammengesetzt, und weil er in jedem Blatte sein Ich sieht, so gefällt es ihm trefflich wohl.

Während der Einsiedler so sprach, hörte man ein fürchterliches Gerassel von Ketten. Was soll wohl dieses bedeuten? fragte Kosti. Gedulde dich nur einige Augenblicke, sagte der Einsiedler. Man führt die Opfer in den Tempel der Leidenschaften. Da kamen die Eigenliebe und das Interesse, Eschems Dienerinnen, und in langen, schweren Ketten schleppten sie die Stolzen, die Geizigen, die Wohllüstigen, träge und rachsüchtige Menschen

in den Tempel der betriegerischen Gotthelten, die sie verehrten. Furien folgten ihnen nach, und peitschten sie bis aufs Blut. Wie unglücklich sind doch die verblendeten Menschen! sagte Kosti. Ist es denn möglich, daß sich ihr Geist nicht höher schwingt — daß sie nicht ahnden, daß es jenseits dieser Ebne weiter hinauf noch eine bessere Bestimmung gebe? —

Die, die wir nicht bessern können, Kosti, erwiederte der Einsiedler, müssen wir bedauern. Der Irrthum und das Laster strafen sich immer selbst, denn sie entfernen uns von der Gottheit, und Entfernung vom Licht ist Finsterniß, und Finsterniß ist Strafe der Seele, die zum Licht erschaffen ist. Komm, wir wollen weiter.

Sie giengen auf einem abgesonderten Wege; rauh war der erste Fußsteig, der sie empfieng. Verschiedene Abentheuer stießen ihnen auf, aber sie wandelten ihre Wege, ohne sich irre machen zu lassen. Nach einer ziemlichen hinterlegten Strecke kamen sie an den Vorhof der Weisheit. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, und zogen weiße Kleider an, die der Priester ihnen darbot. Sie übernachteten im Vorhofe, und über der Pforte stund geschrieben:

Hier

Hier ist der Ort der Reinigung.

Den andern Morgen führte sie der Priester in einen prächtigen Garten. Alle Seltenheiten der Natur waren da versammelt, und die Aufschrift über dem Garten hieß:

Hier ist der Ort der Betrachtung.

Nachdem sie sich da den ganzen Tag aufgehalten hatten, und auch den dritten Tag bis gegen Mittag verweilten, so kam ihnen ein Chor jungfräulicher Schönen mit Palmzweigen entgegen, und führte sie ins Heiligthum der Weisheit, da stund die Ueberschrift:

Hier ist der Ort der Vereinigung.

Hier öffnete sich, als sich Kosti nahete, die goldne Pforte; Edelsteine glänzten und Gold an den prächtigen Hallen.

Kosti war erstaunt die Weisheit in ihrer Herrlichkeit zu erblicken. Er war einige Minuten ganz außer sich — Anschauung und Betrachtung war allein die Beschäftigung seiner Seele. — Nach einer guten Weile erholte er sich wieder, und Kosti wollte sich der Göttin nahen, aber kaum wagte er den ersten Schritt, als plötzlich der ganze Tempel wie ein Zauberwerk verschwand, der Himmel verfinsterte sich, Blitze durchschlängelten die Lüfte — ein

entsetzlicher Donnerschlag setzte die Gegend in Furcht, die Erde zitterte, und eine Stimme erscholl: „Wage es nicht, Profaner! deinen Fuß ins Heiligthum zu setzen, denn du bist noch nicht eingeweiht.“

Erschrocken fiel Kosti zu Boden, die Erde öffnete sich unter seinen Füssen, und er sank tief in einen fürchterlichen Abgrund. Felsen schlossen sich mit entsetzlichem Krachen über ihm zu, und bildeten einen schrecklichen Kerker. O Götter! was hab ich denn verschuldet, rief Kosti aus, daß ihr mich so strenge strafet! Ich habe Weisheit mit aufrichtigem Herzen gesucht, und ihr lohnt mir so grausam für mein Bestreben! — Ein Strom von Thränen floß bey diesen Worten aus Kosti's Augen, er sah sich um seinen Freund, um den Einsiedler um, aber auch dieser war verschwunden.

Boshafte Eschem! rief itzt Kosti, das ist gewiß dein Werk! so grausam rächest du dich an mir, weil ich deine Liebe verschmähte! Aber räche dich nur! Lieber will ich hier elend verschmachten, als in deinen Armen der Tugend auf ewig entsagen.

Als Kosti so sprach, durchtönte eine Stimme den Felsen: „Sterblicher, verzage nicht! Die Götter prüfen dein Herz. Dan-

ke ihnen, ſie haben dir zu erkennen gegeben, daß die Weisheit exiſtirt; aber in ihr Heiligthum kannſt du nicht treten, bis du rein biſt. Bedenke dein Elend, und betrachte den Ort, in dem du dich befindeſt. Du biſt im Grabe; es ſteht bey dir, wieder aufzuſtehen, und aus einem Todten ein Lebendiger zu werden.“

Kaum erſcholl dieſe Stimme, als ein fürchterliches Gewinſel die Felſengruft durchtönte. In der Ferne ſchien ein dunkles Licht; mit einer ſchwachen Lampe gleitete ein alter Greis mit zur Erde geſenktem Blick einher, und vier Skelete trugen einen Sarg hinter ihm nach.

Koſti ſchauderte zurück bey dieſem Anblicke, und er hatte alle Kräfte ſeines Geiſtes nöthig, um nicht zu unterliegen. Wen trägſt du hier zur Grube? fieng er an, unglücklicher Greis!

Drey unſchuldig Ermordete, erwiederte der Alte; denn ſiehe, hier kommen noch zween Särge nach. Wenn du Muth und Tugend haſt, Jüngling! ſo iſt es dir von den Göttern gewährt, dieſe drey unſchuldig Ermordete wieder vom Tode zu erwecken — willſt du?

Ob ich will? erwiederte Koſti; iſt nicht Wohlthun Pflicht? Sag, wie kann ichs? Was ſoll ich thun?

Schwöre mir, die Mörder überall zu verfolgen, die diese Unschuldigen tödteten, fuhr der Greis fort, und ich werde dir sagen, wie du sie erwecken kannst.

Rosti. Ich schwöre den Mördern der Unschuldigen den Untergang.

Der Greis. Nicht genug! Schwöre mir auch ihre Anhänger überall zu verfolgen, mit keinem der Ihrigen je eine Gemeinschaft zu haben, und überall ihre Werke und Unternehmungen zu zerstören.

Rosti. Ich schwör' es dir bey den Göttern.

Nun befahl der Alte, daß die zwölf Skelete die drey Särge neben einander auf die Erde stellen sollten. Er gab einen Wink, und sie verschwanden.

Du hast viel unternommen, sagte der Alte; aber wie kann ein Todter einen Todten erwecken? und gehörst du nicht auch unter diese Zahl? Bedenke, wer du bist — — ein Mensch — und was ist das Schicksal der Menschen hienieden? — —

Der Mensch wird in der Sünde empfangen, das will sagen, er wird schon mit der Neigung gebohren, sich mehr ans Vielfältige als ans Einfache, sich mehr ans Aeußere als

ans

ans Innere, ſich mehr ans Materielle als ans Geiſtige zu halten. Sein Verſtand wird durch Irrthümer, ſein Herz durch Begierden und Leidenſchaften, und ſeine Aktivität durch das böſe Beyſpiel der Laſter verdorben.

Dieſen Zuſtand verſchlimmert noch ſein Temperament, ſeine Erziehung, Lage und Umſtände, in die ihn der Zufall ſetzt.

Er wird gebohren, und bringt die Fehler ſeiner Aeltern als ein moraliſches Erbtheil mit auf die Welt, er ſaugt die Brüſte einer fremden Amme, und aus dieſen neuen Keim verdorbner Neigungen.

Nun erwacht er, und ſein Verſtand ſieht nichts als Irrthümer, ſein Herz wird geleitet von unedeln Begierden — ſeine Aktivität zum Böſen angefeuert durch üble Beyſpiele.

Den Irrthümern ſeines Verſtandes heuchelt die Hoffart; —

Den Verirrungen des Herzens die Begierlichkeit;

Den laſterhaften Handlungen die Sinnlichkeit.

Die Jugend und das männliche Alter ſind die Zeit, in der ſich alle böſe Keime entwi-

wickeln. Sein sittlicher und physischer Zustand wird von allen Seiten bekränkt; er fühlt die Kränkung, sucht Hülfe, und findet sie nirgends. Hier dringen Gelehrte seinem Verstande Meinungen auf, anstatt ihn zur Wahrheit zu führen; dort entzieht man seinem Herzen reelle Güter der Zufriedenheit, und zeigt ihm Scheingüter, nach welchen er vergebens strebt.

Man verschleyert ihm den Anblick der reinen Wahrheit, verbindet sein helleres Aug mit der Binde der Gewohnheiten und Vorurtheile, und führt ihn so auf gränzenlose Abgründe hin.

So nähert sich der Mensch unter beständigen Stürmen, dem Ende seines Lebens, und hier drückt sein fürchterliches Schicksal das schwarze Siegel auf das Dekret, das ihn verurtheilte, in dieses Thal der Zähren zu kommen.

Eine der Natur ganz widrige Behandlung der Arzneykunde, martert seinen Körper, durch methodische Unwissenheit, und unbefriedigender Trost oder kahle Ceremonien quälen seinen Geist, binnen der Zeit dieser seine große Bestimmung fühlt, und die Wege sucht, die er hätte wandeln sollen.

Wie traurig ist der Gedanke, wenn wir uns vorstellen, daß die nämlichen Elemente

auch

auch unsern Körper zusammensetzen, daß unser Geist unter dem nämlichen physischen und moralischen Drucke leidet, daß die nämlichen Irrthümer, Fehler und Unordnungen auch unser Antheil sind. Die nämlichen Tyrannen opfern uns auf, die unsere Brüder aufopfern, und wir entreissen ihnen ihre Werkzeuge der Ungerechtigkeit, um Ruhe und Zufriedenheit wieder andern zu rauben.

Gott im Himmel! so ist die Atmosphäre beschaffen, in der wir leben. Alles vergiftet uns ——

Irrthümer und Vorurtheile unsern Verstand;

Begierden und Leidenschaften unser Herz;

Verbrechen und Laster unsere Wesenheit.

Wer getraut sich bey diesem Gedanken die Luft noch einzuhauchen, die ihn umgiebt? — Zittert man nicht seinen Blick zu erheben — sich zu bewegen und zu fühlen? und doch lebt ein so großer Theil der Menschen so ruhig, läßt sich hinreissen, wie ein todter Körper vom Strome hingerissen wird! —

In dieser Atmosphäre lebst du. Dieses dunkle Gewölbe, das dich umgiebt, ist die Rinde der Irrthümer, die Vorurtheile, der Leidenschaften und Laster der Menschen, die

die

der den Anblick des reinen Lichts der Vernunft und der Natur rauben. Die Skelete, die du sahst, sind die Menschen, die bey dem sterbenden Scheine der Lampe ihrer Vernunft die Todten zu Grabe tragen, da sie selbst todt sind. In diesen Särgen liegt der Verstand, das Herz oder der Wille, und die Thätigkeit ermordet und tod.

Vorurtheile sind die Mörder des Verstandes;

Irrthümer die Mörder des Herzens;

und Leidenschaften die Mörder deiner Handlungen. Wider diese fordre ich dich auf zur Fehde, und sieht dein Verstand die Wahrheiten ein, die ich dir sage, so werden diese Todte von ihrem Schlafe erwachen, und du wirst würdig des Anblicks des Lichts seyn.

Hier schlug der Alte dreymal mit einem Hammer auf jeden Sarg; sie öffneten sich, und drey engelschöne Gestalten erhoben sich in ätherischer Kleidung. Sieh, Kosti! fuhr er fort, wie groß die Menschenbestimmung ist! wie herrlich die Kräfte, die in uns schlummern! Zu solchen Engelsgestalten kann sich unser Verstand, unser Wille, unsere Thätigkeit erheben, wenn wir treu der Stimme der Gottheit sind.

Sieh,

Sieh, Kosti! tod ist die Materie, aus der dieser Hammer gemacht ist — todt die Materie der Särge, worinn die Kräfte schlummerten: aber meine Kraft erweckte aus der todten Materie den geistigen Ton, der in ihr verschlossen lag; er durchdrang den Kerker, in dem er gefesselt war, und gieng ins Reich der Töne über. — So entwickelt sich die göttliche Kraft, die in der Hülle deines Körpers schlummert, und unabhängig folgt sie dem Gesetz höherer Kräfte.

Hier schwieg der Alte, das Gewölb öffnete sich über Kosti's Haupt; und die drey erweckten Kräfte in ätherischem Gewande umschlangen ihn, und trugen ihn aus dem Abgrunde der Finsterniß, wo er war, in die Regionen des Lichts.

Da umarmte die Handlungskraft die Kraft des Willens, und ward' eine Gestalt; und die Kraft des Willens umarmte die Kraft des Verstandes, und wurde ebenfalls eine Gestalt, so, daß diese drey Gestalten eine einzige bildeten, welche an Schönheit und Licht den dreyen gleich war. Diese verwandelte Gestalt umgab ein außerordentlicher Schimmer, und ihre Schönheit glich der Schönheit eines geistigen Wesens. Diese Gestalt sagte zu Kosti: Ich bin dein guter Geist, der dir immer

zur

zur Seite ſeyn wird, wenn du deinen Schwüren treu bleibſt. — —

Die Geſtalt verſchwand, und Koſti war nun wieder an der Schwelle der Hütte des Einſiedlers, und er wußte nicht, ob er geträumt oder gewacht hatte.

Nachdem Koſti eine Weile über dieſes und alles, was ihm bisher begegnete, nachdachte, näherte ſich ihm der Einſiedler. Koſti! fieng er an, du ſucheſt Weisheit; ſie iſt das Höchſte, was du hienieden ſuchen kannſt. Die Götter haben dich wunderbare Wege geführt; überlaſſe dich ihrer Leitung, und verdiene ſie durch reines Beſtreben nach Wahrheit.

Durſt nach Gutem

— — Wahrem

— und Schönem

liegt in der Weſenheit des Menſchen. Er iſt die Triebfeder zur Wiedervereinigung mit der Einheit, die die Quelle des Guten, Wahren und Schönen iſt. Aber die Verirrungen unſers Verſtandes ſind Schuld, daß wir das Gute im Vielfältigen ſuchen, wo es nicht iſt. Das Gute liegt nur in der Einheit; das Wahre nur im Innern, und wir ſuchen es im Aeußern. Das Schöne liegt nur im Geiſtigen, und wir ſuchen es im Materiellen.

Daher

Daher all' unſere Verirrungen; — darin liegt unſer Unglück, unſere Unzufriedenheit, unſere Leiden hienieden.

Alles, was du hier um dich her ſiehſt, Koſti! lag von Ewigkeit im reinſten Verſtande der Einheit als Idee.

Die Exiſtenz dieſes Univerſums iſt Realiſation dieſer Ideen nach unveränderlichen Geſetzen der Einheit.

So lang der Menſch dieſe Realiſationen nach dem Geſetz der Einheit anſah, ſo fand er überall das Gute; er ſah überall Gott in ſeinen Werken: als ſich aber der Verſtand im Vielfältigen verlor, ſo entſtund nothwendig Irrthum, denn er ſuchte im Aeußern, was er im Innern hätte ſuchen ſollen. Er nahm die Begriffe ſeines Verſtandes nicht mehr von dem reinſten Verſtande, ſondern bloß von den Realiſationen, und ſo nahm ſeine Seele Bilder auf, von denen er die Conſtruktionen nicht mehr kannte.

Da der Verſtand ſein Geſetz verlor, ſo verlor auch der Will das ſeinige, denn der Wille, oder die Selbſtthätigkeit des Menſchen ſollte bloß die reinen Ideen des Verſtandes unter dem Geſetze der Einheit realiſiren.

Das Herz verlies also die Basis seiner Handlungen; da es das wahre Gute nicht mehr kannte, suchte es das Falsche auf, und seine Begierden beschränkten sich bloß auf den Besitz des Aeußern, in welchem es nie Sättigung, nie Zufriedenheit finden konnte, weil das Aeußere den Gesetzen der Zeit und Vergänglichkeit unterworfen war.

Verstandesbegriffe, welchen die Einheit nicht zu Grunde liegt, sind die Quelle der Vorurtheile und Irrthümer.

Begierden des Herzens nach äußeren Dingen außer dem Gesetze der Einheit, sind schädliche Begierden:

und die Realisationen dieser Begierden — sind Verbrechen.

Nach den unveränderlichen Gesetzen der Einheit folgt die Strafe auf alles, was der Ordnung der Einheit entgegen strebt.

Das Böse wird Folge der Verirrung des Verstandes:

das Falsche wird Folge der Verirrung des Herzens:

Das Häßliche wird Folge der Verirrung der Handlungen.

Das Böse bestraft uns mit Finsterniß:

das Falsche mit Unzufriedenheit: und

das

das Häßliche mit Schmerz durch Mißvergnügen.

Nun, Kosti! kennst du deine Feinde, und die Feinde des ganzen menschlichen Geschlechts, welche du zu bekämpfen gelobt hast.

Führe also alles wieder zur Einheit zurück, wo das Vielfältige herrscht:

suche das Aeußere mit dem Innern zu vereinigen:

das Materielle mit dem Geistigen; und deine Arbeit ist groß und göttlich, denn du giebst Glück, Zufriedenheit und Vergnügen der Menschheit wieder.

Hier umarmte der Einsiedler den guten Kosti, und Thränen der Liebe rollten über seine bleichen Wangen auf Kosti's klopfenden Busen. Die Sonne verbarg sich unter den Hügeln, und die Nachtigallen sangen der Schöpfung ihr Abendlied.

Der Einsiedler holte Erfrischungen, und Kosti fühlte eine Zufriedenheit in seiner Seele, für die das Seelengefühl keine sinnliche Worte hat.

Unterdessen deckten die Schatten der Nacht die Gegend; der Mond stieg langsam und prachtvoll hinter den großen Tannenbäumen hervor, und versilberte die Spitzen der Gebüsche. Im prächtigen Silberlichte lag die

Hälfte der Gegend, da die übrige Hälfte im grauen Schatten lag.

Kosti näherte sich einer Anhöhe, und die feyerliche Stille der Nacht erhob sein Herz zur Anbetung.

Du betest, Kosti! sagte der Einsiedler; weist du wohl auch, was beten ist?

Die Erhebung unserer Seele zu Gott ist Gebet: aber besteht dieß wohl allein in äußern Worten? — Alles Aeußere muß, wenn es Wahrheit haben soll, Ausdruck des Innern seyn.

Den Namen der Gottheit nennen, heißt sie anrufen: — diesen Namen in Geist und Wahrheit aussprechen, heißt anbeten.

Was heißt aber ein Name? Was heißt einen Namen aussprechen?

Die Eigenschaften, die die Wesenheit eines Dinges im ganzen Umfange bezeichnen, machen den Namen eines Wesens in der Natur.

Diese Eigenschaften realisiren, in Wahrheit, in Existenz bringen, heißt aussprechen.

So spricht Gott in der Schöpfung seinen unendlichen Namen in seinen Werken aus, und verkündigt, daß er Allmacht, Liebe, Wahr-

Wahrheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Ordnung ist.

Wenn dein Herz, Kosti! in der nämlichen Ordnung der Einheit Gottes Eigenschaften in Willen und Handlungen realisirt, dann betet dein Herz wahrhaft, und deine Seele nennt den Ewigen.

O Vater! rief Kosti, wie wahr fühle ich, daß alles das ist, was du mir sagst! aber wie kamst du zu diesen großen Wahrheiten?

Es giebt ein Licht, Kosti! das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kömmt; allein wenige nehmen dieses Licht auf, und verschließen sich daher selbst die Wege zur Weisheit. Es giebt große und heilige Geheimnisse; du findest sie aber nur unter den Kindern des Lichts. Es giebt Weise, die im Stillen, und abgesondert von Menschen, leben, und ihnen sind die höchsten Geheimnisse anvertraut.

Von Erschaffung der Welt an bis zu ihrem Ende, geht die Kette der Weisen fort unter der Obsicht des Vaters der Lichter. Während der größte Theil der Menschen sich auf eitle Wissenschaften legt, und an der großen Stadt der Verwirrung bauet, arbeiten diese in tiefer Stille unter mildern Einflüssen eines sichern Lichts, an einem Tempel des ewigen Geistes, der mehr als eine Welt ausdauern

wird. Während unsere Zeitgenossen, des wahren Nachdenkens unfähig, lieber jeden Schein und Flimmer erwählen, als zu ernsten Untersuchungen über die höchsten Angelegenheiten des Menschen Lust und Beruf fühlen, finden sich hingegen andere, die nur im Geheimsten und Verborgensten der Dinge ihren Ruhepunkt erkennen, der des unsterblichen Menschen würdig ist. —

Und wenn es auch Menschen giebt, die es wagen, das Heilige gemein zu machen, und das Göttliche herabzuwürdigen, um es mit den Gedanken ihrer Niedrigkeit ins Gleichgewicht zu bringen, so zeigen doch die, die der Lehre des Urlichts folgen, eine wahrhafte Weisheit, Schönheit und Stärke des Göttlichen aus ihm selbst, und eine Harmonie der heiligsten Vorrechte in den unbekanntesten Springfedern der Natur. Alles das, was ich dir sage, sollst du aus Erfahrung kennen lernen.

Allgemach steht der Mond senkrecht über unserm Scheitel, die Stunde der Mitternacht nähert sich, Kosti! der Mensch theilt die Zeiten des Tages in Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht ein. Dieß ist der Gang des äußern Lichts.

Ganz

Ganz verſchieden aber iſt der Gang des Lichts im Innern. Der Menſch wird in der Dämmerung gebohren; der Gang ſeines Geiſtes geht von Abend gegen Mitternacht, wie mehr er erwächſt, wie mehr er mit Menſchen bekannt wird, je mehr nähert er ſich der Finſterniß. Glücklich der, der in der Mitternacht dieſes Lebens, in der die Welt liegt, das Licht des Morgens ahndet, und treu ſeine Vollendung am Mittag erwartet.

Komm, Koſti! die Ruhe iſt den Sterblichen nöthig. — — Arm in Arm wandelten ſie in die Hütte zurück, und der Schlummer, das ſchönſte Geſchenk für den Ermüdeten, ſchloß Koſti's Augen an der Seite ſeines Freundes. Schon begann der Morgen wieder, als der Einſiedler aufmerkſam den ſchlummernden Koſti betrachtete.

Guter Jüngling! rief er aus, o wie viel ſteht dir noch bevor, bis du deinen Weg vollendet haſt! Mühſam iſt deine Reiſe; aber Lohn erwartet dich an ihrem Ende. Leiden iſt die Wiege der Tugend; Kampf die Bedingniß des Siegs. — Erwache! jede Stunde iſt koſtbar; mit jeder Minute näherſt du dich der Vollendung. Erwache, und nähere dich deiner Beſtimmung.

Rasch sprang Kosti von seinem Lager auf, und stürzte sich zu den Füßen seines Freundes.

Deinen Segen, Vater! sagte er, und deine Befehle! — Wo soll ich hin? Was soll ich thun, damit ich das vollende, was ich angefangen habe? —

Die Götter rufen dich nach Memphis, erwiederte ihm der Einsiedler; geh hin, und besuche dort die große Pyramide. Begehre sie zu besichtigen, und wenn du alles gesehen hast, was dir Merkwürdiges scheint, so überreiche dem, der dir alles zeigte, dieses Stück, das ich dir hiermit gebe, zum Geschenk, und überlasse das Uebrige den Göttern.

Der Einsiedler gab ihm eine goldne Medaille mit der Innschrift:

Er sucht das Licht mit reinem Willen.

Dann legte er seine Hände auf Kosti's Haupt, und sprach:

„Die Quelle des Lichts segne dich mit dem Segen der Erde! — Sie segne dich mit dem Segen des Himmels! Sie segne dich mit ihrem Segen! mit dem Segen des Heiligthums! mit dem Segen der Stärke — des Verstandes und der Liebe!“ — —

„Geh, und Klugheit schütze dich wider die Gefahren des Verstandes:

Bescheidenheit wider die Gefahren des Herzens:

und Mäßigung wider die Gefahren der Handlung. — Verschweige deinen Stand und deine Geburt, und geh' im Frieden!" —

Hier gab er Kosti den Kuß der Liebe, und mit Thränen im Auge umarmten beyde sich zum letztenmale.

Mit beklemmtem Herzen verließ Kosti seinen Freund; aber sein Vertrauen auf die Vorsicht stählte seinen Muth, und entschlossen trat er die Reise nach Memphis an.

Er war kaum einige tausend Schritte weit auf der Heerstrasse gekommen, als er eine Menge Rosse, Kameelthiere und Menschen erblickte. Er schloß daraus, daß es eine Caravane seyn müsse, und faßte den Entschluß, die Reise mit selber fortzusetzen. Kosti erstaunte über die Pracht, die da herrschte. Mit Gold und Perlen waren die Decken der Cameelthiere gestickt, und überall war die äusserste Verschwendung angebracht. Eine Menge Kebsweiber wurden in Sänften getragen, und Sklaven folgten ihnen nach in dem prachtvollsten Anzug.

Kosti erfuhr von einem der Knechte, daß diese Caravane das Gefolge eines persischen Prinzen war, der nach Memphis reiste, um

dort den Priesterwissenschaften obzuliegen, und die große Kunst der Magie zu studieren. Dein Prinz, sagte Kosti, muß wohl ein edler Jüngling seyn, daß er eine so weite Reise antritt, um Weisheit zu holen? —

Ja, das ist er gewiß, erwiederte der Knecht; aber wir hätten das alles nicht nöthig, wenn es nicht so Herkommens wäre. Es gehört zur Pracht unserer Könige, daß sie reisen; sie sind reich und mächtig genug, und haben nicht nöthig was zu lernen, aber es ist so die Gewohnheit, und die Leibärzte fanden die Luftveränderung für den Prinzen auch dienlich.

„Werdet ihr euch wohl lange in Memphis aufhalten?“

„So lang als es uns gefällt. Unser Prinz wird die Mysterien besehen, und die, welche ihm gefallen, den Priestern abkaufen. Wir haben Gold und Juweten genug. Und was ist denn dein Geschäfte?“

„Ich reise ebenfalls nach Memphis, um dort meinen Verstand und mein Herz zu bilden.“

„So reise mit uns. Mein Prinz ist großmüthig. Ich weis es gewiß, er kauft den Priestern alle ihre Wissenschaften ab, und wenn du mit ihm umgehen kannst, läßt er

dir

dir umsonst vieles zukommen, und du brauchst nicht viel zu betteln. Ich will dich bey ihm aufführen, denn du gefällst mir. Wenn du nur ein wenig zu etwas nütze bist, so stellt er dich bey seiner Bedienung an. Was kannst du?"

„Ein alter Greis, der mich erzog, unterrichtete mich in der Kräuterkunde. Ich spreche die chaldäische Sprache, und verstehe mich auch etwas auf die Wahrsagerkunst."

„Genug, um dein Glück bey uns zu machen!"

Der Diener führte den jungen Kosti bey seinem Herrn auf, und der Prinz befahl für den Jüngling zu sorgen, daß ihm an Speis und Trank und Bequemlichkeit nichts mangle.

Kossak hieß der persische Prinz, ein Jüngling, erzogen in allen Wollüsten des Hofes, verdorben durch Schmeichler, ein Sklave seiner Leidenschaften und Launen. Er war gut aus Schwäche, wenn ihm gut seyn weniger kostete, als böse seyn; er war aber auch böse, wenn er es ohne viel Anstrengung seyn konnte. Es kostete ihn eben so wenig, zu sagen: **Versorgt diesen!** als es ihn kostete zu sagen: **Nehmt jenem das Leben!**

Seine Lieblinge wußten ihn am Gängelbande seiner Leidenschaften zu führen, und der erste

erste Sklave am Hofe war Kossak selbst. Bey allem dem war er furchtsam und abergläubisch, denn da er keinen eignen Verstand, keinen eignen Willen hatte, hiengen alle seine Handlungen vom Zufalle ab.

Es fügte sich, daß binnen der langen Reise nach Memphis Kossak im Traume ein wunderliches Gesicht hatte.

Es schien ihm, als stünde ein großes Getreidemaaß auf der Weltkugel. Dieses Maaß war angefüllt mit Menschen von verschiedenen Ständen. Ueber das Maaß ragten die Turbane der Sultane, die Kappen der Mufti und die Helme der Krieger heraus — auch Spieße, Lanzen und Richterstäbe. Da kam eine Hand aus einer Wolke, und hatte ein Streichmaaß, und diese strich über das Getreidemaaß hin, und alle Turbane und Kappen, Spieße und Stäbe wurden abgestrichen, und das Maaß war eben, und kein Kopf reichte über den andern hinaus.

Das zweyte Gesicht war noch wunderlicher. Er glaubte auf einem prächtigen Throne zu sitzen. Die Füße des Throns waren von Crystall; rings umher waren Lampen und der Widerschein dieser Lampen machte eine so seltne Wirkung, daß man glaubte, der Thron wäre mit Diamanten besetzt.

Da erlosch eine Lampe nach der andern, und des Thrones Glanz nahm immer ab.

Vorwärts des Throns war eine Wand von Metall. Die Ersten am Hofe hielten sie, und in goldnen Buchstaben war dem Könige gegen über auf diese Wand „Glückseligkeit der Volker" geschrieben. Rückwärts war die Wand von Eisen, und es ragten lange Spitzen hervor, und verhinderten, daß sich der Unterthan dem Throne nicht nähern konnte.

Die, welche die Wand von Metall hielten, waren von kolossalischer Größe und Riesenstärke, und drängten mit der Wand immer den Pöbel zurück, so oft er sich dem Throne nähern wollte.

Seitwärts stunden sieben Thiere; eines schien einem Pfau, das andere einem Hund, das dritte einem Maulwurf, das vierte einem Schwein, das fünfte einem Murmelthier, das sechste einem Nimmersatt, und das siebente einem Tieger zu gleichen. Jedes dieser Thiere hatte einen Saugrüssel, und sie fiengen an an denen zu saugen, die die metallene Wand hielten. Da wurden diese so kraftlos und matt, daß sie aussahen wie Skelete, und da der Pöbel wieder gegen die metallene Wand drang, so konnten sie diese nicht mehr erhalten, sie stürzte ein, und schlug den Thron, worauf Kossak saß, zusammen.

Das

Das dritte Gesicht war folgendes. Es däuchte den Prinzen, sein Kopf und seine Brust wären zu einer fürchterlichen Größe aufgeschwollen, binnen der Zeit seine Füße und Schenkel völlig auszehrten. Die ausgezehrten Füße und Schenkel konnten die Masse des abentheuerlichen Kopfs und der Brust nicht mehr erhalten. «Kossak stürzte zusammen, und streckte seine Füße weit über sich aus.

Der Prinz war sehr begierig den Sinn dieser Traumbilder zu wissen. Er ließ seine Gelehrte und Magier zusammenrufen; aber keiner war im Stande diese Träume auszulegen. Da erinnerte sich Kossak, daß man ihm gesagt hatte, daß Kosti des Wahrsagens kundig seyn sollte. Er ließ ihn daher zu sich rufen, und erzählte ihm seine Träume.

Prinz! sagte Kosti, diese Träume sind sehr bedeutend für dich und dein Reich. Ich will sie dir auslegen; siehe sie als eine Warnung der Götter an, und folge dem Rath, den ich dir gebe.

Kossak ließ in der nächsten Gegend, wo es bequem war, seine Zelte aufschlagen; er versammelte seinen Hof, der ihn begleitete, um sich her, und Kosti fieng so an:

Das große Maaß, sagte er, das du sahst, Prinz! und das auf der Weltkugel stund, ist

das

das Maaß der Zeit. Alles in der Natur hat seine Zahl, sein Maaß, sein Gewicht. Wenn die Zahl ihre Vollheit erreicht hat, ist die Rechnung geschlossen; das Maaß wird abgestrichen, und das Gewicht determinirt sich nach seiner Schwere. Unveränderlich sind die ewigen Gesetze; nichts hat Bestand, was nicht diesen Gesetzen folgt.

Die Menge der Turbane, Kappen, Spieße, Helme und Stäbe sind die Sinnbilder der äußern Größe der Menschen, die alle durch die Zeit, die die Hand aus den Wolken ist, abgestrichen werden, weil sie bloß Werke der Menschen sind. Nicht der Lorbeer, den der Gelehrte trägt, macht den Weisen, sondern die Weisheit; der Helm macht nicht den Helden, sondern sein Muth und seine Thaten; nicht die Priesterkappe macht den Priester, sondern sein Herz; der Turban macht nicht den Verstand, sondern die Erhabenheit seines Geistes und seiner Seele; nicht der Stab macht den Richter, sondern die Befolgung des Gesetzes, das in der Wesenheit der Dinge liegt. Das wird allein bleiben, was ewig und wesentlich ist; alles andere ist Menschenwerk und vergänglich, wie sie.

Lerne also, Prinz! den Urheber der Natur kennen, und die ewigen Verhältnisse, und suche diese anzuwenden.

Das

Das zweyte Gesicht ist noch bedeutender.

Der Thron auf dem du saßest, und dessen Füße von Crystall waren, zeigen die Schwächlichkeit der menschlichen Größe an, die zwar blendend ist, derer Schwäche aber der kennt, der in das Innere der Dinge sieht. Die zwo kolossalische Figuren, die eine metallene Wand zwischen dir und dem Pöbel hielten, sind die Sinnbilder deiner Emirs und deiner Bonzen. Ihre Stärke zeigt an, daß sie würdige Stützen des Reiches seyn könnten; allein sie thürmten eine Wand von Metall auf, und verwendeten ihre Stärke diese zu tragen. Das Metall ist das Sinnbild des schwersten und strengsten Körpers, der alles in sich konzentrirt, und daher eine Scheidewand zwischen dem Unterthan und dem Thron wird.

Gegen dir über war mit goldenen Buchstaben „Glückseligkeit der Völker" geschrieben. Das bedeutet, Fürsten können durch diese Scheidewand nicht durchsehen; sie lesen die Glückseligkeit des Unterthans nur in Buchstaben, und sehen die eiserne Wand und die Spitzen nicht, die das Zudringen des Volks zum Thron zurückhält. Die Lampen, die um deinen Thron stunden, und wovon das Crystall seinen Schimmer erhielt, sind Sinnbilder der Vorurtheile, weil sie nur von Menschen gemachte Lichter sind, und nach und nach er-

lö-

löschen. Die Thiere mit den Saugrüsseln sind die Leidenschaften; ihnen überlassen, entnerven sich die zwo Hauptstützen der Staaten, so daß sie zuletzt ihr eignes Gebäude nicht mehr erhalten können: Die Folge ist der Umsturz und der Untergang des Throns.

Dein Reich, so mächtig es ist, wird sinken, wenn du dem Verfall desselben nicht vorbeugst. Lösche die Lampen selbst aus, und laß deinen Thron von der Sonne der Wahrheit beleuchten; räume die große Scheidewand zwischen dir und deinen Unterthanen weg, und regiere nach den ewigen Gesetzen.

Das dritte Gesicht stellt deinen Hof vor. Der Kopf bist du selbst; die Brust ist der Adel, der dich umgiebt. Da fließen alle beßte Säfte des Staatskörpers zusammen, unterdessen deine Unterthanen, die deine Füße vorstellen, und auf denen der ganze Staatskörper ruht, auszehren. Ganz natürlich kann der schwächere Theil den immer mehr anwachsenden Coloß nicht mehr ertragen, die Last wird immer drückender, und die Masse stürzt endlich zusammen.

Dieses Schicksal droht deinen Ländern, wenn du nicht Sorge trägst, dem Uebel bey Zeiten zu steuren.

Kossak erstaunte über diese Auslegung der Traumbilder. Ich will dich mit Reichthümern überschütten, sagte er, wenn du mir auch Rath schaffest, wie ich dem Umsturz meines Reichs vorbeugen kann.

Ich will von dir keine Reichthümer, sagte Koskt; wenn ich dir nützen kann, so ist es meine Pflicht, und das Vergnügen einen Menschen der Wahrheit näher geführt zu haben, kann nichts Irdisches lohnen.

Der Umsturz deines Reichs liegt in der Unordnung deiner Regierung, denn nur Ordnung ist dauerhaft und beständig. Alles was zur Unordnung führt, führt zur Zerstörung; — dieß ist das ewige Gesetz der Natur. Das Unordentliche ist nichts bleibendes; es zerfällt, und muß zerfallen, denn nur Ordnung ist bleibend und bestehend. Alles in der Natur verhält sich nach unveränderlichen Gesetzen, — Gesetz, Mittel, Zweck. Dieses ist der ewige Maaßstab der Dinge. Die Gesetze, nach welchen ein Staat eingerichtet werden muß, sind die ewigen Gesetze; sie gründen sich auf die Kenntniß der Natur und Bestimmung des Menschen.

Der, welcher herrscht, ist das Mittel diese Gesetze auszuführen; er muß das Organ der Kräfte seyn.

Zweck

Zweck iſt die Glückſeligkeit des Ganzen.

Wenn dieſe Ordnung gewechſelt wird, ſo verfallen die Staaten. — Du, Prinz! haſt deinen Willen zum Geſetz gemacht; dein Intereſſe zum Zweck, und bedienteſt dich der Menſchheit als Mittel. Du verkehrteſt alſo die Ordnung der Dinge, und die Folge davon — wird dein Verderben ſeyn.

Die Selbſtthätigkeit, oder der Wille des Menſchen, muß unter den unveränderlichen Geſetzen der reinſten Vernunft ſtehen, und dieſe reinſte Vernunft iſt der Urheber aller Dinge. Die Natur iſt ſein Geſetzbuch, in welchem er ſeine Ideen in Worte hüllte, die der menſchliche Verſtand leſen muß. — Deine Vezire, deine Prieſter arbeiten vergebens dem Untergange zu ſteuern, denn ſie ſelbſt arbeiten mit an dem Bau der großen Verwirrung. Jeder macht ſich ſelbſt zum Geſetz, ſeine Leidenſchaft zum Zweck, und bedient ſich der Verfaſſung als Mittel, den Ehrgeiz oder die Habſucht zu befriedigen. Wird alſo nicht das allgemeine Intereſſe von dem deinen getrennt? und getrenntes Intereſſe durchkreuzt ſich, und reibt ſich auf.

So ſoll das Göttliche das Geſetz des Prieſters ſeyn; er das Mittel, und die Religion und höchſte Sittlichkeit des Menſchen Zweck:

aber betrachte einmal deine Bonzen — iſt nicht ihr Selbſt ihr Geſetz, ihre Habſucht ihr Zweck, und die Religion das Mittel ihre Plane auszuführen? Was hat dein Reich — wenn du je die Natur kennſt — zu hoffen, als den gänzlichen Verfall?

Du denkſt ſehr tief, ſagte Koſſak; aber wer bürgt mir, ob das alles ſo iſt, was du mir ſagſt? Die Natur, antwortete Koſit, die Erfahrung und die Geſchichte des Menſchen. Wenn du nach Memphis kömmſt, und dich in die Myſterien einweihen läſſeſt, ſo wirſt du weisere Menſchen finden als ich bin, und ſie werden dir Aufſchlüſſe über Dinge geben, die mein geringer Verſtand noch nicht zu begreifen vermag.

Als die Hofleute den Jüngling über ſo große und ernſthafte Dinge ſprechen hörten, rümpften ſie die Naſe, und ſuchten den Prinzen von der Fortſetzung ſeiner Reiſe nach Memphis abzuhalten. Sie gaben vor, daß wichtige Ereigniſſe des Reichs eine eilige Rückkehr des Prinzen forderten, und daß er daher die Zeit nicht werde abwarten können, welche die Prieſter von jenen fordern, die ſich in ihre Geheimniſſe einweihen laſſen wollen. Auch ſey es wirklich bedenklich, daß der Erbprinz ſeine höchſte Perſon gewißen Prüfungen ausſetze, die den übrigen unbekannt ſind.

Treue

Treue Diener des Hofs, besorgt für die höchste Erhaltung Kossaks höchster Person fanden also rathsamer, sich nicht zweifelhaften Vorfallenheiten auszusetzen; sollte aber doch den Prinzen die Neugierde reizen, so könnte er ja diese Geheimnisse durch einen Dritten erfahren, den er mit dem jungen Kosti dahin abreisen lassen könnte.

Zu diesem Ende wurde Sorah, Kossaks erste Beyschläferin gewählt, ihm die Sache, die so sehr mit der Erhaltung seiner Person verbunden war, begreiflich zu machen, und sie wendete alle Macht ihrer Reitze an, Kossak auf andere Gesinnungen zu bringen. Um der Sache mehr Gewicht zu geben, wandte man sich auch an den Leibarzt. Dieser stellte dem Prinzen vor, wie daß er von Kosti's Vorhaben wüßte, und daß derjenige, der sich in den Priestergeheimnissen initiiren lassen wollte, ganze drey Monate sich alles Umgangs von den Weibern enthalten, nüchtern leben, und sich einsamen Betrachtungen weihen müßte. Diese ungewöhnliche Veränderung der Lebensart könnte nicht anders, als dem Prinzen nachtheilig seyn; die Gewohnheit sey eine zweyte Natur, und ernste Betrachtung und Einsamkeit würde ihm ein melancholisches Geblüt verursachen.

Aber ungeachtet aller dieser Gründe war Kossak doch noch nicht entschlossen. Er ließ den Oberpriester zu sich rufen.

Du weißt, fieng er an, die Gründe, die man mir vorlegt, um die Reise nach Memphis nicht weiter fortzusetzen; aber du weißt auch, daß ich meinem sterbenden Vater auf dem Todtbette schwören mußte, mich in der Regierungskunst bey den Priestern zu Memphis unterrichten zu lassen.

Herr! sagte der Mufti, ihr habt eurem Schwure genug gethan; die Umstände konnte man nicht vorhersehen. Seyd ruhig; ich nehme alles über mich, und entlasse euch eurer Verbindlichkeit durch meine Macht. Verlaßt euch in euren Handlungen bloß auf mich, so habt ihr vor den Göttern nichts zu verantworten. Bauet den Göttern neue Tempel, schützet unsern Stand und unsere Würde; straft die, welche wir verdammen, und lohnet die, welche wir der Belohnung würdig finden, so ist euer Gewissen vorwurffrey.

Nun war Kossaks Gewissen beruhiget, und der Befehl ergieng, die Caravane sollte wieder zurückkehren.

Unterdessen wurde Gamma, ein persischer Jüngling erwählt, die Reise mit Kosti fort-

zuse-

zuſetzen. Man gab ihm zween Diener und zwey beladene Kameelthiere und Edelgeſteine und Juwelen mit.

Koſti dankte dem großmüthigen Koſſak, und der Prinz erſuchte ihn, daß er, wenn er Memphis verlaſſen würde, zu ihm zurückkehren ſollte, und verſprach ihm eine anſehnliche Staatsbedienung.

Die Hofleute aber beſtachen mit Geld die zween Diener, welche den beyden Jünglingen zur Begleitung mitgegeben waren, daß ſie dieſelben auf der Reiſe heimlich aus dem Wege räumen ſollten, denn wir finden, ſagten ſie, daß ſolche Menſchen bey uns gefährlich ſind.

Koſſak kehrte mit ſeiner Caravane zurück, und Gamma und Koſti ſetzten ihre Reiſe nach Memphis fort.

O wie danke ich den Göttern, rief Gamma aus, daß ſie meinen heißen Wunſch erhört haben! — Immer bat ich ſie, daß ſie mich die Wege der Tugend führen möchten, und nun — gewähren ſie mir über das einen Freund, wie Koſti iſt.

Edler! erwiederte Koſti, auch du bateſt die Götter um Weisheit! — Gleich iſt unſere Denkart, gleich ſind unſere Wünſche. Unſere Herzen ſollen Eins — unſere Seelen Eins werden.

Gütig ſind die Götter, fuhr Gamma fort. Ich ward am Hof erzogen; aber nie konnte mich ſeine Größe blenden. Wenn ſich die Tafeln unter der Laſt der Speiſen beugten, wenn die theuerſten Getränke in güldnen Bechern ſchäumten, war meine Seele traurig; ich ſehnte mich nach Einſamkeit, und fand Ruhe in ſtiller Betrachtung; mein Herz verlangte nichts als einen Freund — einen Führer.

So keimt eine Lilie doch auch unter Dornen auf, und ſo findet ſich manche prachtvolle Aehre auf dem dürren Gipfel einer ſteilen Klippe.

Einheit der Empfindung verbindet bald gleichgeſtimmte und ähnliche Seelen. Koſti und Gamma waren unzertrennliche Freunde. Sie ſchwuren, ſich ewig zu lieben, die Straſſe der Tugend Hand in Hand zu wandeln, und die Gefahren des Lebens mit einander zu theilen.

Unter den angenehmſten Unterhaltungen legten ſie eine ganze Tagreiſe zurück. Der Tag neigte ſich gegen den Abend; aber die Sonne verbarg ihren röthlichen Abendſchmuck; Wolken deckten den Horizont, ein heftiger Sturmwind erhob ſich, und nöthigte die Reiſenden Zuflucht unter den Bäumen zu ſuchen.

Es war eine wilde Gegend, wo ſie Halt machen mußten; ein hervorragender Felſen, unter welchem ſie ihre Kameele lagerten, ſchützte ſie vor dem heftigen Regen.

Der Sturm gieng endlich vorüber; der Regen ließ nach; ungefähr hundert Schritte von dem Felſen, unter welchem ihre Kameelthiere ſtunden, war im Freyen eine niedliche Höhle, und Gamma und Koſti entſchloſſen ſich darin die Nacht zuzubringen. Sie entdeckten ihr Vorhaben ihren Dienern und verließen ſie.

Kaum trat aber Koſti an der Seite ſeines Freundes in die Höhle, als er einige junge Löwen gewahr wurde. Zum Glück für die Reiſenden war die Löwin um Nahrung ausgegangen; ſchnell zogen ſie ſich in einer weiten Entfernung unter eine Pappelſtaude, und brachten unter ihr die Nacht zu.

Schon ſchloß der Schlummer ihre Augen, und der Schleyer der Nacht deckte ſchon tief die Gegend, als einer von Gamma's Dienern ſeinen Kameraden aufweckte, und ſo zu ihm ſprach: Steh auf! die Nacht iſt günſtig unſer Vorhaben auszuführen. Komm, wir wollen Koſti und Gamma tödten, wie wir es den Hofleuten verſprochen haben. Der Lohn iſt groß, und die Kameelthiere und der Schmuck ſind auch unſer.

Nun fanden die beyden Böſewichter auf, nahmen ihre Schwerdter, und ſchlichen mit einer Lampe der Höhle zu, wo ſie vermuthe-ten die Beute anzutreffen, die ſie aufopfern wollten. Unterdeſſen aber kehrte die Löwin zu ihren Jungen zurück, und kaum thaten die Mörder den erſten Tritt in die Höhle, als ſie den Einen wütend angriff und zu Boden riß. Der zweyte entfloh, aber die Löwin verfolgte ihn, warf ihn zu Boden, und zerfleiſchte ihn ſo, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe hingen.

Durch das jämmerliche Geſchrey, das der Mörder ausſtieß, erwachten Kaſti und Gamma; ſie ergriffen ihre Waffen und eilten dem Leidenden zu Hülfe. Die Löwin flüchtete ſich in die Höhle; aber der Unglückliche war nicht mehr zu retten. Er erzählte die ganze Geſchichte ſeines ſchwarzen Vorhabens, und warnte die beyden Jünglinge, daß ſie nicht nach Perſien zurückkehren ſollten. Großmüthig vergaben Kaſti und Gamma ihren Feinden, und in Gamma's Armen gab der Sterbende ſeinen Geiſt auf.

Kaſti dankte den Göttern für ihre wunderbare Rettung, und am Morgen machten ſie dem Verſtorbenen ein Grab, und ſtreuten wohlriechende Kräuter darauf, und baten die Götter um Gnade für die Erwürgten.

Sie

Sie verweilten in dieſer Gegend noch bis am Mittag, als ihnen ein perſiſcher Kaufmann mit Kameelthieren aufſtieß. Er erzählte ihnen, daß er verunglückte, da ihm Räuber alles abgenommen hatten, was er erwarb. Freunde! ſagte er, ich bedaure den Verluſt meines Vermögens nicht meinetwegen, denn wahrlich beſtimmte ich ihn nicht für mich. Ich war geſinnt, an der großen Einöde ein Pflegehaus für Reiſende zu bauen, um dort den Kranken zu pflegen und den Ermüdeten gaſtfrey zu bewirthen. Aber nun iſt meine Hoffnung vereitelt. — Sie iſt es nicht, ſagte Gamma. Wir beſitzen Juwelen und Gold; hier iſt alles — zieh hin mit unſern Kameelen, vollende dein Werk, und ſteure dem Menſchenelend ſo viel du kannſt. Koſti und Gamma gaben ihre Koſtbarkeiten ſammt den beyden Kameelthieren dem edeldenkenden Kaufmann, und behielten nur ſo viel für ſich, daß ſie ihre Reiſe nach Memphis fortſetzen konnten.

Wie ſoll ich euch danken! ſagte der Kaufmann. Wenn die Götter dir Reichthümer ſchenken, und du kömmſt in einen ähnlichen Fall, ſo thue desgleichen; erweiſe den Unglücklichen Gutes, und du haſt uns alles reichlich vergolten.

Gamma blickte zum Himmel auf und umarmte ſeinen Freund Koſti. Zufriedner als jemals ſetzten ſie ihre Reiſe fort und das Bewußtſeyn der Tugend folgte ihnen als Gefährte. — Lang ſah ihnen der Kaufmann ſtaunend nach, und wußte nicht, was er von ihnen denken ſollte. Entweder, ſagte er, ſind es Götter in menſchlicher Geſtalt, oder Menſchengeſtalten mit Götterſeelen. Er warf ſich zur Erde nieder, und ein Strom von Thränen netzte ſein Angeſicht, und ſein Herz ſchwoll und pochte vor Dankgefühl; voll von heiligen Empfindungen für die Gottheit.

Endlich langte Koſti in Geſellſchaft ſeines Freundes Gamma, nachdem der Mond dreymal neu ward, glücklich in Memphis an.

Ihre erſte Beſchäftigung war, die große Pyramide zu beſehen, die man unter die ſieben Wunder der Welt zählte. Sie war wie die übrigen Pyramiden auf eine große Felſenmaſſe gebaut. Ihre Baſis war ein vollkommenes Quadrat, und ihre Oberfläche vier gleichſeitige Triangel. Dieſe vier Dreyecke waren mit der größten Genauigkeit angebracht, und ſie zeigten die vier Kardinalpunkte, als: Aufgang, Untergang, Mittag und Mitternacht an. Sie waren mit Kalkſteinen gebaut, und mit weißem Marmor überkleidet. Dieſe Steine nahmen immer verhältnißmäßig an

Größe

Größe ab, wie die Höhe der Pyramide zunahm, und bildeten eine große Treppe, wovon die erſten Stuffen ungefähr vier Fuß an Maaß hielten. Die Stuffen nahmen in einer unmerklichen Proportion gegen die Spitze der Pyramide immer ab, bis ſie gänzlich in einen Punkt zu verſchwinden ſchienen, welcher scheinbare Punkt doch fünfzehn Quadratſchuhe enthielt.

Oberhalb der ſechszehnten Stuffe, der Nordſeite zu, war eine Oeffnung von drey Quadratſchuhen um einen Gang von der nämlichen Höhe. Man war genöthiget, wenn man das Innere der Pyramide ſehen wollte, auf den Händen durchzukriechen.

Viele Fremde, die gekommen waren, die Pyramide zu beſehen, ließen ſich hier ſchon abſchrecken und kehrten zurück; einige aber wagten es, und ihre Neugierde führte ſie weiter. Dieſer Gang leitete in einen andern, der noch weit beſchwerlicher war, weil man in ſelbem bald aufwärts, bald abwärts ſchlieffen mußte; aber endlich kam man unverhofft zu einer fürchterlichen Ciſterne, in deren Tiefe eine Lampe brannte, deren ſchwacher Schimmer dem Auge einen ſchaudervollen Abgrund zeigte.

Hier konnte man nicht mehr weiter; die innern Wände der Ciſterne waren mit ſchwar-

zem

gem Maſtix belegt, und glatt wie polirter Marmor. Bey dieſem fürchterlichen Anblick kehrten gewöhnlich alle Fremde zurück; nur Koſti und Gamma blieben.

Der Alltagsmenſch, ſagte Koſti, läßt ſich durch jeden Widerſtand abſchrecken, der ſeinen Sinnen auffällt; der Vernünftige überlegt und ſucht, ob er die ſcheinbaren Hinderniſſe nicht überſteigen kann.

Als Koſti dieſe Worte ausſprach, öffnete ſich ſeitwärts eine Wand; ein Prieſter in weißer Kleidung trat hervor. Jünglinge! ſo fieng er an, ihr verdient einen Freund, der euch weiter führt, denn ihr hängt nicht an den gemeinen Vorurtheilen. Koſti und Gamma wurden von dem Prieſter durch die Oeffnung, die ſich hinter ihnen wieder ſchloß, weiter geführt, und eine ſehr bequeme Treppe führte ſie bis in den Grund der Ciſterne, wo die Lampe ſtund.

Jünglinge! fuhr der Prieſter fort, der größte Theil der Menſchen läßt ſich abſchrecken, das Licht zu ſuchen; unüberwindlich ſcheinen ihnen die Beſchwerniſſe zu ſeyn, wo der tiefer Denkende einen leichten Weg findet. Hier führte ſie der Prieſter noch eine Treppe hinunter, die hundert dreyßig Stuffen enthielt. Da war ein langer Gang, deſſen Wände mit einer Menge Lampen beleuchtet waren. Gebt

auf

auf alles Acht, sagte der Priester, was ihr seht, denn alles ist Sinnbild der Beschwernisse, die dem aufstoßen, der Weisheit sucht. Ihr mußtet euch tief zur Erde beugen, um durchzukommen; hiedurch will euch die Wahrheit zu verstehen geben, daß des Menschen Stolz nicht zur Weisheit führt, daß der Mensch die Niedrigkeit seines Zustandes erkennen, die gewöhnliche Straße verlassen, und mit Demuth höhere Erleuchtung suchen müsse. Endlich sahet ihr eine Lampe — aber in einer weiten Entfernung und in einer unzugänglichen Cisterne; eure Entschlossenheit hat euch einen Begleiter erworben, der euch einen Weg zeigte, den Alltagsmenschen nicht kennen. — Nun seht ihr hier mehrere Lichter — einen hellern Gang — — ein Sinnbild für euch, daß es in dem Gesetze des Lichts liegt, den immer mehr zu erleuchten, der das Licht mit reinem Herzen sucht.

Bey diesen Worten öffnete sich unter des Priesters Füßen eine eiserne Thüre, er sank in die Tiefe, und über seinem Scheitel schloß sich die Oeffnung zu.

Kosti und Gamma wandelten den unübersehbaren Gang durch, und das Ende desselben war mit einer ehernen Pforte geschlossen. Sie standen eine geraume Zeit an dieser Pforte, und da sie keine Menschenseele hörten, entschlossen sie sich anzupochen.

Kaum

Kaum klopften sie an, so öffnete sich die Pforte von selbst, und ein prächtiges Gewölbe mit den herrlichsten Monumenten stellte sich ihrem Anblick dar. Verschiedene Lampen erleuchteten es, und seltene Grabmäler und Särge setzten die Fremdlinge in Verwunderung.

Hier ist die Stätte des Schlummers, so tönte eine Stimme aus den Gräbern. Die, welche den Tod überwunden haben, ruhen hier, und erwarten die Auferstehung.

Während dem erschienen acht schwarz gekleidete Männer, und trugen zween Todtensärge, und zehn geharnischte Männer mit blanken Schwerdtern stiegen aus einem Grabmal hervor.

Unvorsichtige! rief einer, wohin hat euch euere Neugierde geführt? — Kein Profaner betritt ungestraft dieses Gewölbe. Ihr müßt sterben. — Noch steht es euch frey, zurückzukehren; setzet ihr aber euern Fuß noch um einen Schritt weiter, so ist euer Schicksal entschieden, und — Tod ist euer Antheil.

Wir suchen Weisheit, sagte Kosti, und wer du immer bist, du sollst uns durch deine Drohungen nicht abschrecken, sie zu suchen; sollte es uns auch das Leben kosten, so wollen wir es hingeben, aber nie unsern Entschluß ändern. Besser mit dem Entschluß weise zu wer-

werden, ſterben, als mit dem Bewußtſeyn nie weiſe werden zu können, leben.

Dreiſter Jüngling! verſchmähe meine Warnung nicht; kehre zurück; ein dreyfacher Tod erwartet dich. Frevle nicht mit einer unbekannten Macht, von der du keine Begriffe haſt. Du biſt jung; noch erwarten dich die Freuden des Lebens; — willſt du mit Gewalt lebendig begraben werden? Berechne die Zeit, die du noch leben kannſt; die Wolluſt lächelt dir zu; die Liebe ſtreckt ihre Arme nach dir aus; bedenke, welchen Werth das Leben hat! —

Ohne Weisheit leben, erwiederte Koſti, hat keinen Werth für uns. Biſt du ein Engel der Finſternis, ein unſeliger Dämon, der uns verhindern will, unſer Vorhaben auszuführen, ſo vollzieh dein Amt; die Götter, die unſer Herz kennen, werden uns ſchützen.

Bey dieſen Worten drangen die geharniſchten Männer auf die Jünglinge los, riſſen ſie zu Boden, und banden ihnen Hände und Füße. Sie ſteckten jeden in einen Sarg, ſchloſſen den Deckel deſſelben eilends zu, und ließen die Särge in eine tiefe Gruft hinunter. Ein trauriger Todtengeſang ertönte in der Gruft, und klägliche Stimmen ſangen:

Legt, Sterbliche! die Raupenhülle ab;
Dreyfach sey euer Tod.
Fühlt euer Elend, eure Noth
In eures Geistes Grab.

Beynahe zwo Stunden befanden sich Kosti und Gamma in diesem schrecklichen Zustande — Todesstille herrschte um sie her, und wirklich glaubten sie lebendig begraben worden zu seyn. Obwohl sich Kosti immer tröstete, es werden alle diese Ceremonien ihre Absicht haben, so dauerte ihm doch bald die Zeit zu lange, denn keine lebende Seele ließ sich hören. Kosti entschloß sich endlich zu rufen, und schrie um Hülfe.

Kaum hatte er das Wort Hülfe ausgesprochen, als er merkte, daß sich etwas seinem Sarge näherte. Man öffnete leise den Deckel, und ein Priester im Trauergewande stund mit einer Todtenlampe in der Hand vor ihm. Du hast um Hülfe gerufen? sagte er.

Kosti. Ja!

Priester. Warum hast du es nicht eher gethan?

Kosti. Weil ich glaubte, ihr würdet mich nicht in diesem Sarge verschmachten lassen.

Priester. Wir haben noch keinen verschmachten lassen; aber wer Hülfe bedarf, muß rufen. Was willst du?

Rosti. Führe mich aus dieſem fürchterlichen Orte.

Prieſter. Das will ich: aber vergiß dieſen Auftritt nie, und lerne den innern Sinn dieſer Ceremonie kennen.

Nun rief auch Gamma um Hülfe, und der Prieſter verfuhr mit ihm auf die nämliche Art. Er band beyde los, ſetzte ſich mit ihnen auf ein Grabmal, und fieng ſo an:

Wer anfängt weiſe zu leben, muß der Thorheit abſterben.

Ein neues Leben muß euern Verſtand,

ein neues Leben euern Willen,

und ein neues Leben euere Handlungen beleben.

Bevor ihr zu dieſem Leben auferſteht, müßt ihr den Irrthümern des Verſtandes abſterben,

den Gelüſten und Begierden euers Herzens, und

den ſchändlichen Handlungen und Laſtern euers irdiſchen Lebens.

Dieß ſind die drey Raupenhüllen, die ihr ablegen müßt, um in reinern Regionen der reinſten Vernunft, des reinſten Willens, und der reinſten Handlungen zu leben.

Leiden und ſterben iſt euer Antheil; dieſem Geſetz iſt auch der Geiſt unterworfen, wenn er geiſtig leben und auferſtehen will.

In dem Augenblick, in welchem ſich der Keim der reinen Vernunft in euerm Verſtande zu entwickeln anfängt, werdet ihr anfangen die Unordnung der menſchlichen Irrthümer einzuſehen. Das Gute wird mit dem Böſen kämpfen, die Wahrheit mit dem Falſchen; euer Verſtand wird über euern eigenen Zuſtand und den Zuſtand der Menſchen, euerer Brüder, leiden; endlich werden immer reinere Begriffe die Vorurtheile abſchütteln, ihr werdet ihnen gänzlich abſterben, und euer Verſtand wird in den Regionen der reinern Vernunft erwachen.

Auf gleiche Art wird es mit euerm Herzen zugehen. Die reine Vernunft wird Einfluß auf euern Willen, auf euere Selbſtthätigkeit, auf euer Herz haben. — Ihr werdet über die Scheingüter, welchen ihr und die Menſchen, euere Brüder, nacheilen, zu leiden anfangen; die Wahrheit wird den Irrthum unterjochen, und euer Herz wird, neugebohren, das Organ der reinſten Vernunft werden, ſo wie die unverdorbene Natur einſt das Organ der Gottheit war.

Wenn alſo euer Verſtand und euer Herz die Vorrechte ihrer Erſtgeburt wieder erlangt haben

haben, ſo werden auch euere Handlungen dieſen gemäß ſeyn, und euer ganzes Weſen wird erneuert werden.

Dieß iſt die große Beſtimmung, die jeden Menſchen erwartet, wenn er ſeine Würde kennen lernt. — Dieß iſt die große Wiedergeburt, zu welcher nach dem unveränderlichen Geſetz der Einheit das ganze Menſchengeſchlecht hinarbeitet, unter Leiden und Kampf, bis es die Raupenhülle der Vorurtheile, der Irrthümer und der Laſter, ihrer nothwendigen Folgen, abgelegt hat, und das Urprincip des Guten ſeine Alleinherrſchaft behaupten wird.

Groß ſind die Wahrheiten, die im innern Heiligthum unſerer Myſterien liegen. Ein Schleyer der Geheimniſſe verdeckt ſie dem Auge desjenigen, der unfähig iſt Wahrheit zu fühlen. Dieſen nennen wir den Profanen, oder den Fleiſchmenſchen, der für die Dinge des Innern keinen Geiſt hat.

Der Menſch iſt ein doppeltes Weſen, er iſt Thier und Geiſt. Zum Geiſtmenſchen macht ihn den Verſtand, zum Thiermenſchen ſein verdorbner Wille. Immer will das Thier über den Geiſt herrſchen, da doch die Vorrechte unſerer Beſtimmung darin beſtehen, daß der Geiſt das Thieriſche beherrſchen ſoll.

Dieſe große Kunſt zu erlernen iſt das erſte Geheimniß in unſern Wiſſenſchaften. Aber ich habe euch genug geſagt, ihr Jünglinge! wandelt den Pfad euerer ſymboliſchen Prüfungen fort, und mit jedem Schritte kommt ihr der Wahrheit näher.

Hier öffnete der Prieſter die ehernen Thore des Todtengewölbes, und führte ſie durch einen unterirrdiſchen Gang, bis zu einer Höhle. Da ſtund auf einem Felſenſtück ein ſilbernes Gefäß, und zween Becher von Cryſtall. Der Prieſter nahm das Gefäß, und füllte die zween Becher mit einem koſtbaren Trank an. Hier iſt Labung, fuhr er fort, und Stärkung für euer Herz. Noch ſteht euch viel bevor; ihr habt Kräfte zum Kampfe nöthig.

Gamma und Koſti leerten den Becher aus, den ihnen der Prieſter reichte, und neue Kraft belebte die kleinſte ihrer Sehnen, und ſie fühlten eine Lebenswonne in ſich, die ihnen unerklärbar war.

Als der Prieſter ſah, daß die Jünglinge geſtärkt waren, rief er dreymal: „Goba!“ und drey geharniſchte ſchwarze Ritter erſchienen mit zugezogenem Viſier, und hatten Feuerſchwerdter in ihren Händen, und auf ihren Helmen loderten Feuerflammen, und wallten über ihren Rücken hinunter.

Euch

Euch übergeb ich, ihr Ritter der Stärke! sprach der Prieſter, dieſe Jünglinge. Führet ſie durch die Kräfte des Verderbens, zeigt ihnen den Greuel der Verwüſtung und des menſchlichen Verderbens; aber ſchützet ſie, daß ihnen kein Leid widerfahre, und bringt ſie unverſehrt an den Ort der Reinigung. —

Einer der ſchwarzen Ritter gieng voran, die andern zween nahmen Kosti und Gamma in die Mitte, und ſo ſtiegen ſie die weite Oeffnung der Felſenkluft — in die Abgründe der Hölle hinunter. Der Prieſter verließ ſie.

Sie waren kaum einige hundert Schritte weit von dem Eingange entfernt, als ſie ſchon ein fürchterliches Geſchrey hörten, ein entſetzliches Gebrüll von Thieren, ein erbärmliches Jammern von Leidenden. Ihr Haar ſträubte ſich empor, und das Blut ſtockte halb in den Adern. — Da erblickten ſie einen weiten Kampfplatz, von wilden Thieren beſetzt, die ſich zerfleiſchten und zerriſſen, und das Geheul war ſchrecklich.

Sehet hier, fieng der ſchwarze Ritter an, das Sinnbild des Rechts des Stärkern; betrachtet die Wut der thieriſchen Kräfte. — Seht dort ſeitwärts drey gräßliche Menſchengeſtalten mit ſcheußlichen Angeſichtern; ſie wiſchen den giftigen Schaum von den Rachen der Tiger, und ſammeln ihn in Gefäße

um Menschen zu vergiften. Diese drey Höllengespenster nennen sich **Habsucht**, **Eroberungsgeiz** und **Fanatismus**. Sie schwungen ihre Furienfackeln über die Menschen, und verwandeln sie in rasende Thiere, die sich zerfleischen und erwürgen.

Aber wir wollen uns hier in dem Vorhofe des Verderbens nicht länger verweilen; wir wollen ins Reich der Finsterniß selbst.

Da wandelten sie einen Weg über grundlose Höhen fort; Schwefelsümpfe dampften zur Seite, und Feuerbäche stürzten sich von schwarzen Klippen herab. Glühende Steine rollten mit einem fürchterlichen Gerassel in den Abgrund, und Millionen Feuerfunken stiegen auf in pechschwarzem Dampf, und machten ein Vorbild der Hölle. Stürme braußten, Wasserwogen thürmten sich empor, und stürzten sich prasselnd in schäumende Seen voll Feuer. Kälte und Hitze, Trockne und Nässe, Feuer und Wasser war hier im schreckbaren Kampf. Feuerspeyende Berge schleuderten ungeheure Felsenstücke in die Luft, und Donnerkeile stürzten mit ihnen von glühenden Wolken herunter. —

Unter diesem fürchterlichen Auftritte entdeckte man von weitem einen Thron von kohlschwarzem Pech, und ein siebenköpfiger Drache saß darauf, und sieben Kronen deckten

seine

ſeine Schlangenhäupter, und weit umher ſpritzte er Gift aus ſeinem Rachen.

Hier iſt das Sinnbild, fuhr der ſchwarze Ritter fort, des Reichs des Thiers. Dieß iſt das Ungeheuer, das ſeit ſeiner Entſtehung mit dem Princip des Guten im Kampf iſt. — Dieß iſt das Ungeheuer, dem der größte Theil der Welt huldiget. — Die ſieben Köpfe, die ihr ſeht, ſind das Sinnbild der ſieben Kräfte des Böſen; die Kronen, die dieſe Köpfe bedecken, zeigen die Macht an, durch die es die Welt beherrſcht. — Dieß iſt das Ungeheuer, das dem Reich der Einheit entgegen ſtrebt, alles ins Vielfältige theilt, um alles von der Einheit zu trennen. Hoffart, Geiz, Neid, Wolluſt, Unmäßigkeit, Haß, Trägheit ſind die Hebel, wodurch es ſeine Macht über den Verſtand und das Herz des Menſchen äußert.

Durch Finſterniß führt es den Verſtand in Irrthum;

durch Begierlichkeit das Herz zum Fallſchen;

und durch Sinnlichkeit die Menſchen zum Böſen.

Wie dieſe ſieben Köpfe an einem einzigen Körper hängen, ſo entſtehen die ſieben Laſter aus einer einzigen Quelle, und dieſe Quelle iſt der Urſprung des Böſen, oder der Verſtand, der ſeine Baſis verlaſſen hat, die der

reinſte Verſtand, oder das Urprincip der Dinge — Gott — iſt.

Der Menſch denkt, will und handelt.

Sein Denken muß ein Geſetz, ſein Wollen ein Geſetz, und ſein Handeln ein Geſetz haben.

Dieſes Geſetz muß außer ihm liegen, und außer ihm iſt nur Gott, oder die Einheit.

Wie die Einheit denkt, muß der Menſch denken.

Wie die Einheit will, muß der Menſch wollen.

Wie die Einheit handelt, muß der Menſch handeln.

Darin liegt ſeine Beſtimmung — ſeine Glückſeligkeit — ſeine Zufriedenheit — ſein Vergnügen.

Trennt er ſeine Gedanken von Gott, der die reinſte Vernunft iſt, ſo fällt er in Irrthümer, ſein Antheil wird Böſes, die Folge Unglückſeligkeit. —

Trennt er ſeinen Willen von Gott, ſo ergreift er ſtatt dem Wahren das Falſche, und die Folge iſt Unzufriedenheit.

Trennt er ſeine Handlungen von Gott, ſo verſinkt er in Laſter, und Leiden und Schmerz iſt die Folge.

Wir ſind im Zuſtand der Trennung; das Vielfältige beherrſcht uns, und dieſes Vielfältige iſt das Reich des Thiers. — Darin liegen die Quellen des Böſen und Falſchen.

Zum Guten und Wahren zurückzukehren, die Wege zu zeigen, auf welchen man zum Guten und Wahren gelangen kann, iſt der Zweck der Weisheitsſchulen.

Weitere Erklärung über dieſe große Wahrheiten zu geben, ſteht mir nicht zu; ihr werdet ſie erfahren, wenn ihr ins Innere des Heiligthums eintretet; mein Auftrag iſt, euch die Feinde des Guten und Wahren kennen zu lehren.

Hier ſchwang der Ritter ſein flammendes Schwerdt wider den Drachen. Ich fordere, rief er, das Haupt deines Stolzes auf, und es zeige mir die Macht, die es über die Menſchen beſitzt. — Er ſchwang nochmal ſein Schwerdt, und der Drache hob das größte ſeiner Häupter empor und ziſchte. Aber der Ritter ſchwang zum drittenmale ſein Schwerdt, und der Felſen fieng an zu krachen, die Erde bebte, Todtengerippe erhoben ſich aus den Klüften, und der Dämon des Stolzes erſchien in Menſchengeſtalt.

Ich beſchwöre dich, ſagte der Ritter, bey der Macht des Guten! beuge dich in Staub

und

und erzähle die Verheerungen, die du unter den Menschen angerichtet hast.

Ich bin der Geist des Stolzes, fieng der Dämon an, der das in sich zu finden glaubte, was er außer seinem Urprincip nie finden kann. Ich habe mich von der Urquelle des Lichts getrennt, und suchte Licht in mir selbst, wo ich nichts als Finsterniß fand. Meine Trennung vom Licht verursachte daher den Ursprung des Bösen, und ich ward zum Fürsten der Finsterniß. Jahrtausende durch kämpfte ich immer dem Licht entgegen, und unterlag; aber meine Wut war nicht gedämpft; wenn ich nicht siegen kann, so will ich gänzlich unterliegen.

Neidisch seh' ich das Mittelding an, das man Mensch nennt, und das zwischen dem Guten und Bösen hängt, zwischen Licht und Finsterniß. Die Gewalt meines Reichs im Reich der Sinnlichkeit zu verbreiten, mir Anhänger zu verschaffen, ist mein Bestreben — die Arbeit meiner Geister.

Meine Macht ist zwar schwach über den Menschen; Gewalt zu brauchen ist mir nicht gestattet; nur Verführung bleibt mir übrig, und hiezu bediene ich mich des Verstandes des Menschen und seines Herzens.

Ueberall

Ueberall Finsterniß zu verbreiten, wo Licht seyn soll, ist meine Arbeit, und ich erreiche meinen Endzweck durch die Kraft meines Geistes, und diese Kraft ist Stolz.

Ich suche die Menschen frühzeitig von den Wahrheiten der Natur zu entfernen, sie ans Vielfältige zu gewöhnen, damit sie das Einfache nicht einsehen lernen, und der Schimmer des Aeußern taugt mir, sie von dem Innern abzuleiten.

Uebertriebene Selbstschätzung, Eigendünkel, Rechthaberey sind meine Gefährtinnen; mit ihnen besuche ich die Akademien der Gelehrten, die Schulen der Theologen, und die Studierstuben der Schriftsteller. — Ich schmeichle ihrer Eigenliebe, und heuchle ihrem Selbststolz, und locke sie ins weite Feld der Meinungen.

In diesen Hüllen verbreite ich die Irrthümer; ich fordere sie auf, jeden Kenner, jeden Freund der Wahrheit zu zertreten, und für das Reich der Meynungen zu kämpfen.

Da gelang es mir, Menschen gegen Menschen aufzubringen, Irrthümer durch Irrthümer zu vermehren, und die Wege abzugraben, die zur Wahrheit führen könnten. — Mein Hauptgrundsatz ist, alles so viel möglich zu vervielfältigen; denn dort, wo Einheit ist, hört meine Macht auf.

Ich ſuchte daher zuerſt die Menſchen in ſo viel Nationen zu zertheilen, als es mir möglich war; überall weckte ich den Nationalſtolz auf, damit eine die andere haſſe und verfolge; überall ſuchte ich andere Sitten, andere Meinungen, andere Gebräuche, andere Kleidungen einzuführen, und durch den Selbſtſtolz in Anſehen zu bringen, und mir gelang meine Abſicht. Jeder wollte beſſer ſeyn als der andere, und alle verfolgten ſich. Jener vertheidigte ſeinen langen Rock, dieſer ſeinen kurzen; der ſeine Schürze, jener ſeinen Turban; der ſchlug ſeinen Bruder an eine ſpitzige, der andere um eine runde Mütze todt.

Da ich alle Nationen, die in der Hauptſache nur eine Geſellſchaft der Menſchen ausmachen ſollten, getrennt hatte, wagte ich mich an die Theile der Nationen; ich theilte ſie in Klaſſen, und vergiftete durch Stolz jedes Herz, damit ſich ein Stand beſſer als der andere däuchte, und die Unordnung nahm zu.

Durch Meinungen leitete ich die Menſchen von der reinen Vernunft und dem Wege der Wahrheit ab — durch Selbſtliebe von der Liebe zum Ganzen — durch Eigennutz von dem Intereſſe der Menſchheit. So zertheilte ich alles, was vereint war, und Habſucht, Neid, Menſchenhaß, Zorn, Unmäßigkeit, Trägheit befeſtigen mein Reich der Trennung.

wung. Groß iſt meine Macht, und wer darf es von euch Sterblichen wagen, mit mir zu kämpfen?

Da ſagte der erſte Ritter, ſchweig Ungeheuer, und kehre in das Reich der Finſterniſſe zurück. Du weißt unſer Amt und die ewige Fehde, die zwiſchen dir und uns iſt. — Wir haben zu der Fahne der Einheit geſchworen, unſer Beruf iſt, den Verſtand von der Vielheit der Meynungen zur Einheit der reinen Vernunft zurückzuführen, und alſo die Irrthümer zu beſiegen — das Herz des Menſchen von der Selbſtliebe, zur Liebe des Ganzen zu leiten, und alſo die Begierden zu unterjochen — das Privatintereſſe des Menſchen mit dem Intereſſe der ganzen Menſchheit zu vereinigen.

Als der Ritter ſo ſprach, ſo verwandelte ſich der Dämon des Böſen in eine fürchterliche Geſtalt. Nimm es auf mit mir, wenn du kannſt, rief er mit einem Hohngelächter, und führe die Menſchen von der Vielheit der Meinungen zur reinen Vernunft. Haſt du es vergeſſen, wie ich die beſtraft habe, die es wagten, Irrthümer zu bekämpfen, oder Vorurtheile zu zerſtören. Sieh zurück in die vergangene Zeiten — blick in die Zukunft hin, und zittre vor meiner Macht.

Da öffnete sich der Vorhang der Vergangenheit und der Zukunft, und Völker schmachteten in Fesseln, und Sokrate starben. Menschen führten Menschen zu den Altären, und opferten sie auf. Gelehrte versteinigten mit Büchern den Verstand; Bonzenflüche erschollen gegen die Wahrheit, und Scheiterhaufen loderten auf, und Väter mordeten Söhne, und Söhne die Väter. — Heilige Raserey stürzte fremde Götzen um, und thürmte die ihrigen auf; man vertrieb die Tugend, heiligte das Laster, und erbaute den Irrthümern Tempel.

Die Bartholomäus-Nacht, die sizilianische Vesper stunden in der Ferne im blutigen Gewand, und der dreyßigjährige Krieg mit Hunger und Elend in einer mörderischen Rüstung.

Hast du noch nicht genug Beweise meiner Macht, fuhr der Dämon fort, so sieh ferner die Strafen derjenigen, die es wagten, Selbstliebe mit der Liebe zur Menschheit, und Privatinteresse mit dem Interesse des Ganzen zu vereinigen.

Der Dämon winkte, und ein fürchterliches Heer von Sultanen, Bonzen, Rittern, Kaufleuten, Richtern und noch viel andern sammelte sich, und schrie: Wer will uns unsere Rechte und Gewohnheiten umstürzen? —

Nun

Nun ließ der Dämon die Macht der Selbſtliebe und des Privatintereſſe erſcheinen, und man ſah die Menſchen nach Hunderttauſenden ins Feld ziehen und bluten. Greiſe wurden gemordet, das Kind aus den Armen der Mutter geriſſen, Städte verwüſtet, Länder verheert, Mädchen geſchändet, Waiſen unterdrückt, Wittwen verſtoßen; Sklaven ſchmachteten in Feſſeln, Arme hungerten an den Thüren der Reichen, Nationen fochten um das Intereſſe eines Einzigen, Liſt und Betrug, Cabale und Intrigue ſteckten ihre Fahnen aus, und überall hob Privatintereſſe ſein Haupt empor, und zertrat das Intereſſe des Ganzen.

Welch fürchterlicher Anblick! rief Koſti aus. O daß ewiges Dunkel mit ewigen Finſterniſſen dieſe Greuelthaten decke! — O wie tief iſt die Menſchheit geſunken! Wie weit hat ſie ſich entfernt von dem großen Beruf ihrer Beſtimmung!

Bey dieſem Ausruf verſchwand das gräßliche Bild der Hölle mit ſeinen Vorſtellungen, und Gamma und Koſti fanden ſich an der Oeffnung des Felſen, und die Ritter führten ſie hinaus auf ein freyes Feld. Unter hohen Cypreſſen ſtund ein Altar, und die Sonne beſchien ihn von Aufgang, und unter dem Schatten der Bäume raſteten ſie aus von den

überſtandenen Gefahren ihrer myſtiſchen Wanderung.

Drey Jünglinge mit Palmzweigen brachten ihnen Früchte zur Erfriſchung, und die Ritter nahmen ihre Helme ab, und genoßen die Labung mit ihren Vertrauten im freundſchaftlichen Umgang. — Schön war der Ort, wo ſie ausruhten. Eine Allee von hohen Palmbäumen leitete das Aug des Wanderers bis an einen ſehr niedlichen Tempel; um und um waren Roſenſträuche gepflanzt; reine Waſſerquellen ſprudelten in marmornen Kaskaden, und bildeten einen bequemen Ort zur Reinigung.

Zieht hier euere Kleider aus, ſagte der ſchwarze Ritter, und waſcht euere Körper rein in dieſen Quellen. Ihr werdet eine köſtliche Salbe von Myrrhen am Rande der Kaskade finden, ſalbt euere Glieder damit, und zieht dann die leinenen Kleider an, die an einem Roſenbuſch hängen, und wenn ihr dieß alles verrichtet habt, ſo wartet an dem Tempel, den ihr an dem Ende der Palmenallee ſehen werdet.

Kosti und Gamma thaten, wie ihnen der Ritter befohlen hatte, und nachdem ſie ſich gereiniget und geſalbet hatten, zogen ſie die weißen Kleider an, und giengen dem Tempel zu. Hier erwartete ſie ein Prieſter; weiß

war

war seine Kleidung, und eine Palmenkrone umgab seine Schläfe. Er setzte sich an die Schwelle des Tempels, zwischen Kosti und Gamma, und fieng so zu den Jünglingen an:

Die Vorsicht hat euch nun die Augen über das Elend der Menschen geöffnet; ihr habt den Greuel der Verwüstung eingesehen, und man hat euch die Quellen menschlicher Leiden gezeigt. Ihr wißt nun, wie viel Muth dazu gehört, weise zu seyn.

Ewiger Streit und Kampf erwarten den Freund der Menschheit. Er hat mit Vorurtheilen und Irrthümern, mit Leidenschaften und Lastern zu kämpfen. — Es ist daher nothwendig, daß man den Helden mit Waffen rüste, der es wagt, diese große Fehde zu unternehmen.

Man forderte von euch die Ablegung eurer Kleider, Reinigung und Salbung. — Der innere Sinn dieser Ceremonie giebt euch zu verstehen, daß die Kleider das Sinnbild der Vorurtheile, Gewohnheiten und Meinungen sind, die der Mensch ablegen muß. Es ist aber noch nicht genug, diese Vorurtheile, Gewohnheiten und Meinungen abzulegen; es ist auch nothwendig, daß er sich von allem Unreinen abwasche, was seinem Geist von diesen Vorurtheilen, Gewohnheiten oder Meinungen noch anklebe kann, alsdenn erst verdient

dient er die Salbung, die ihn ſtärken wird. Das weiße Kleid iſt das Sinnbild der reinen Denkart und des reinen Willens.

Reine Denkart und reiner Wille ſind die Haupteigenſchaften eines Menſchen, der auf dem Kampfplatz dieſes Univerſums als ein Streiter auftreten will, um die reine Vernunft gegen Vorurtheile, und das Herz gegen Irrthümer zu ſchützen, um die Menſchheit wieder in ihre urſprüngliche Würde einzuſetzen.

Seyd ihr wohl entſchloſſen, dieſes beſchwerliche Amt über euch zu nehmen?

Roſti und Gamma. Ja!

Wohlan! ſo ſollen euch die drey Ritter in den Tempel der reinen Kämpfer einführen.

Hier klopften die Ritter dreymal an die Thüre, und eine Stimme rief ihnen zu:

„Wer klopft? und was iſt ſein Begehren?“ Einer der Ritter antwortete:

„Ein Sterblicher, der die Größe der Menſchenwürde kennt, den die Erfahrung gelehrt hat, wie Vorurtheile den Verſtand, Irrthümer das Herz, und Laſter die menſchliche Thätigkeit unterjochen, — ein Sterblicher, der entſchloſſen iſt, wider die Hauptfeinde der menſchlichen Glückſeligkeit zu kämpfen.

„Hat

„Hat er eine Rüſtung?“

Der Ritter. Nein, er trägt das Kleid des reinen Verſtandes und des reinen Willens, und glaubt dadurch die Rüſtung zu verdienen.

„Wer gewährt uns für ſeine Aufrichtigkeit?“

Der Ritter. Drey Ritter bürgen dafür, die bereits gegen Meinungen, Vorurtheile und Irrthümer gekämpft haben.

„Gut! ſo ſoll er unſern Tempel betreten.“

Da öffnete ſich der Tempel der Kämpfer. Prachtvoll ſtunden in weißen Marmor gehauen alle groſſe Männer herum, die gegen Meinung, Irrthümer, Vorurtheile und Laſter in den Kampf gezogen waren. In der Mitte ſtund ein Piedeſtal von Porphyr, und die Bilder, die ſich auf dieſem befanden, ſtellten Verſtand und Tugend vor, wie ſie die Menſchheit umarmten. Nicht weit davon lag die Rüſtung für die Aufzunehmenden, man legte ihnen den Panzer an, ſetzte ihnen den Feuerhelm auf, und gab ihnen das flammende Schwerdt. Als ſie in dieſer Rüſtung daſtunden, trat ein Prieſter hinzu, und mit einem Palmzweige gab er ihnen drey Streiche, und ſprach: Vertheidiget die reine Vernunft gegen Vorurtheile und Meinungen — —

die Rechte der Menſchenliebe gegen die Uſurpatoren der Selbſtliebe — —

das allgemeine Intereſſe der Menſchheit gegen das Privatintereſſe des Menſchenfeindes.

Euer Verſtand, euer Herz, und euere Thätigkeit mache euch zu Rittern der Stärke.

Euer Helm ſey die Vernunft, — der Panzer euer reiner Wille — das flammende Schwerdt euere raſtloſe Thätigkeit.

Den Glanz euers Helms mache die Klugheit, — Die Schönheit euers Panzers die Beſcheidenheit, und — das flammende Schwerdt euerer Thätigkeit die Mäßigung.

Kämpfet nun wider die innern und äuſſern Feinde — zuerſt wider die Feinde euers Verſtandes und Herzens, und wenn ihr dieſe beſiegt habt, ſo zieht wider die äußern Feinde zu Felde.

Zuerſt muß Friede, Ruhe und Ordnung in euch ſelbſt herrſchen, dann erſt werdet ihr Frieden, Ruhe und Ordnung unter den Menſchen ſtiften.

Zieht nun euere Rüſtung wieder aus, denn ihr habt das Aeußere nicht nöthig. Ihr ſeyd Ritter des Innern; — euer Helm iſt euer Verſtand; der flammende Buſch, der darauf lodert, iſt euere Klugheit. — Der Panzer

iſt

iſt euer Herz — die Undurchdringlichkeit, die euch ſchützt, euer Wille — das flammende Schwerdt iſt euere Thätigkeit, und ſeine Schärfe euere Mäßigung.

Seht, alle äußere Ceremonien ſind Hieroglyphen innerer Wahrheiten, wie die Körper die Hüllen innerer wirkender Kräfte ſind. Der, deſſen Aug ſich bloß an der Außenhülle aufhält, und den Dingen die Larve ihrer Extenſion nicht abzuziehen weis, wird auch nie ins Innere der Natur dringen.

Groß ſind die Wahrheiten unſerer Weisheitsſchulen, aber traurig iſt der Gedanke, wenn wir ins Buch der Zukunft blicken. Es werden Zeiten kommen, wo alle unſere Hieroglyphen nicht mehr werden verſtanden, oder ſinnlich ausgelegt werden. — Selbſt unſere Prieſter werden ihre große Würde vergeſſen, den innern Wahrheiten treulos werden, und die Mittel, die die Menſchen zur Wahrheit führen ſollten, zum Betrug und Bethörung anwenden.

Verſchwinden werden dann alle dieſe äußere Gebäude, ſo wie die Schönheit eines Lebenden verſchwindet, wenn die Seele die Hülle verläßt, die ſie belebet ſollte.

Das Bild der Wahrheit wird in Stücke zertheilt werden, und jeder wird glauben, die

Wahrheit ganz zu besitzen, da er doch nur ein Bruchstück von ihr besitzt, und wird die andern verfolgen. — Aeußere Herrschsucht wird sich ins heilige Dunkel der mystischen Ruinen verstecken, und man wird einen Sinn für die übergebliebenen Hieroglyphen suchen, die die Fleischmenschen unfähig sind zu begreifen. Über alles das sehen wir voraus, weil es der Gang der Dinge ist.

Unzerstörbar ist das innere Heiligthum der Wahrheit, und es wird eine Zeit kommen, worin sie ihren Tempel in dem Herzen reinerer Menschen aufbauen wird, und unzugänglich wird ihr Heiligthum jedem Profanen seyn.

Als der Priester diese Rede schloß, kamen mehr als fünfzig Jünglinge in weißen Kleidern, mit Palmzweigen, und sangen diesen Hymnus:

Eine Urkraft giebt es nur;
Ihr gebührt die Huldigung.
Um uns her ist die Natur
Dieser Urkraft Aeußerung.

Kein Verstand kann sie ergründen;
Nur wird ihre Wesenheit,
Wo wir ihre Lieb' empfinden,
Uns erkennbar in der Zeit.

Sie allein kann uns beglücken;
Dieſes Glück iſt Einigung.
Sie iſt Wonne, Heil, Entzücken —
Unſers Geiſtes Sättigung.

Sich mit dieſer Kraft vereinen
Iſt des Weiſen ſein Bemüh'n.
Das Beſtreben aller Reinen
Geht zu dieſer Urkraft hin.

Von ihr ſtrömt aus einer Quelle
Alles, was gut, wahr und ſchön —
Glück des Geiſtes, Glück der Seele
Kann allein durch ſie beſteh'n.

Sie vereint zu einem Ziele
Alle Menſchen, die ſie ſchuf.
Menſchenglück, das iſt ihr Wille —
Sterbliche! hört ihren Ruf! —

Unter der Begleitung des jungfräulichen Chors dieſer Jünglinge wurden Koſti und Gamma in den großen Tempel der innern Geheimniſſe geführt.

Die elfenbeinernen Thore des Tempels öffneten ſich, und der oberſte Prieſter ſtieg von einem güldnen Throne herunter, der reich mit Edelſteinen beſetzt war. — Güte und Sanftmuth lächelte auf ſeinen Lippen; er hielt eine Schaale von Cryſtall in der Hand, mit

reinem Wasser aus der Quelle der Weisheit gefüllt, und reichte sie den Aufzunehmenden dar. Sie tranken, und er wendete seine Augen gen Himmel, und rief aus:

O daß dieser Trank ein Trank der Vergessenheit für euch seyn möchte, damit ihr alle falsche Grundsätze von Meinungen, Vorurtheilen und Irrthümern der sinnlichen Menschen vergesset! —

Kraft der Weisheit! gieb deinen Geist diesen deinen Dienern, die nach ausgestandenem Kampf die Gefahren überwunden haben, die auf dem Wege zur Weisheit die Sterblichen abhalten, die du zu dem großen Ziel ihrer Bestimmung rufst! — Stärke ihren Geist, daß sie ihrem Entschlusse treu bleiben, und gelehrsam deinem Gesetze folgen.

Nach dieser Rede gab er ihnen seinen Segen, und übergab sie einem Priester zum Unterricht. Sie blieben bey diesem vierzig Tage im priesterlichen Hause, und er erklärte ihnen die drey Wege zur Weisheit:

den Weg der Reinigung,

den Weg der Betrachtung,

und den Weg der Vereinigung.

Er erklärte ihnen den innern Sinn der Enthaltung, oder des Fastens;

den innern Sinn der Kasteyung, oder der Unterwerfung des Willens dem Gesetze der Ordnung; und

den innern Sinn des Gebets, oder der Betrachtung der göttlichen Weisheit.

Er führte sie manchmal in einsame Spazziergänge, erklärte ihnen die Allmacht der Gottheit in der Natur, und nachdem er ihr Herz immer mehr zu höhern Wahrheiten empfänglich gemacht hatte, hielt er am letzten Tage seines Unterrichts folgende Rede an sie.

Weisheit, Tugend und Menschlichkeit sollen alle unsere Handlungen beleben. Dieß kann aber nicht geschehen, wenn wir nicht unsern Verstand, unsern Willen und unsere Handlungen der ewigen Ordnung der Einheit unterwerfen, und mit dem Urprincip des Guten nur einen Willen haben. — Der Mensch wird ohne Ideen gebohren; er erhält sie alle außer sich durch die Sinne; nur Schwäche und Fühlbarkeit bringt er mit auf die Erde, als den Antheil seines Wesens — Hang nach Vergnügen, Abscheu vor Schmerz — Bedürfnisse leiten ihn. — Er sucht Glück und Licht durch seine Vernunft, Zufriedenheit für sein Herz, und Vergnügen für die Sinne.

Er lebt aber im Thal des Guten und Bösen; Meinungen, Irrthümer und Vorurtheile

theile umgeben ihn, und entfernen ihn von dem Guten, Wahren und Schönen, und er ſucht Scheingutes, Scheinwahres und den Anſchein vom Schönen, und findet Unglück, Unzufriedenheit und Mißvergnügen. Er gleicht einem rohen Stein, der die Form annimmt, die ihm der Meiſſel des Arbeiters giebt. So wird der Menſch auch das, was Ehrgeiz, Gefühle und Beyſpiele aus ihm machen — mehr oder weniger Irrthümer bilden ein mehr oder weniger gutes Weſen aus ihm. So iſt das gemeine Leben des Menſchen.

Ganz verſchieden von dem iſt das Leben der Weiſen. Wir ſehen es für das Ende des thieriſchen Lebens an; an die Stelle der Meinungen, ſucht der Weiſe reine Vernunft zu ſetzen: — an die Stelle der Irrthümer, den reinen Willen. Vernunft ſchützt ihn gegen Vorurtheile — Wahrheit gegen Irrthümer.

Wer ſich der Weisheit weihen will, muß daher anfangen Rechenſchaft von ſich ſelbſt, von allen ſeinen Begierden und Handlungen zu fordern. Sein Bemühen muß dahin gehen, die ewige Ordnung der Dinge immer mehr zu erkennen, und dieſer ewigen Ordnung gemäß zu handeln. Sich verbeſſern, die Thoren bedauern, die Unwiſſenden unterrichten ſey ſeine erſte Arbeit. Er fliehe die Boshaften, ſchütze die Unglücklichen, und verbanne den Stolz, das Intereſſe und den Neid aus ſeinem Herzen.

Wel-

Welchen Rang er immer unter den Menschen behaupten mag, so soll dieses Aeußere des Rangs ihn nie verblenden — der Menschheit nützlich zu seyn, sey der Zweck aller seiner Handlungen.

Das Buch seiner Pflichten sey die Natur; darin lerne er lesen, denn alles in der Natur ist Buchstabe und Wort einer göttlichen Vernunft. — Er verehre, was er nicht begreifen kann, und entweihe das nie, was er begriff. —

Nach dieser Anrede verließ sie der Priester, und eröfnete ihnen, daß der folgende Tag bestimmt sey, sie weiter ins Innere zu führen.

Ungeduldig erwarteten Kosti und Gamma den andern Morgen. Kaum flohen die Schatten der Nacht vor der kommenden Morgenröthe, als der Priester schon in köstlicher Kleidung da stund, und die Jünglinge zur Vollendung der Einweihung abholte.

Sie wurden durch einen unterirrdischen Gang in den innern Tempel der Geheimnisse geführt. Tausend Lampen von Crystall erleuchteten ihn, und in den Gläsern von verschiedenen Farben widerstralte der Glanz von neuen Lichtern, und der Schimmer war über alle Beschreibung. Mitten im Tempel glänzte in einem prächtigen Edelstein das Sinnbild der Gottheit und der Natur. Wohlriechende Räuchwerke stiegen auf, und bildeten

rings-

ringsumher eine Art von Wolkensäule. Die schönste Harmonie musikalischer Instrumente entzückte das Ohr, und bezaubernde Stimmen sangen in einiger Entfernung Lieder voll göttlicher Melodien.

Am Eingang stund ein großes Wasserbecken von weißem Marmor. Da mußten die Jünglinge nochmal ihre Kleider ablegen, und sich waschen. Unterdessen sangen die Priester.

Könnte euch dieß Sinnbild zeigen,
Daß von allen Flecken rein
Geister, die zur Einheit steigen,
Wie die Sonne sollen seyn.

Man gab dann den Aufzunehmenden wieder reine Kleider. Sie waren weiß gestreift, blau, mit Purpur, Scharlach und Gold besetzt, um die Unschuld und Einfalt der Denkart, die Aufrichtigkeit des Herzens und die Standhaftigkeit anzuzeigen.

Hierauf führte man sie in die Mitte des Tempels, und zeigte ihnen die herrlichsten Statüen der Götter — die Sinnbilder der Natur und die Hieroglyphen der Mysterien. Während dem aber, als sie alle diese Pracht bewunderten, erscholl eine Stimme:

Sterbliche! erinnert euch, daß alles Aeussere Sinnbild des Innern ist — alles Aeußere

re ist vergänglich, und den Gesetzen der Zeit unterworfen. — Das innere Heiligthum der Weisheit ist das Herz des Menschen — von der Gottheit beseelt — dieses ist der Tempel, worin die Einheit thront.

Kaum erschall diese Stimme, so erloschen die Lampen, der Glanz des Tempels verschwand allmählig, die Statüen stürzten zu Boden, die Hieroglyphen wurden vom Feuer verzehrt, die Erde bebte, die Hallen des Tempels stürzten ein, und schienen unter ihren Trümmern die Priester und Eingeweihte zu begraben. — Aber unvermuthet standen sie in einem anmuthvollen Garten, der einem Elisium glich. Die Sonne stund senkrecht am Mittag, alle Priester waren gleich gekleidet, wie die beyden Aufgenommenen.

Hier sind alle Menschen gleich, sprach der oberste der Priester, denn wir sind im Innern des Heiligthums. Hier ist Gott, die Natur und der Mensch: —

Gott, das Gesetz, das uns regiert,
die Natur, das Mittel,
der Mensch, der Zweck.

Die Zeit der Illusionen ist verschwunden; hier kann kein Betrug herrschen, sondern nur Wahrheit.

Liebe, Wahrheit und Weisheit machen hier des Königs Krone:

Gesetz,

Gesetz, Mittel und Zweck seinen Zepter.

Die priesterliche Kleidung macht hier die Tugend — der Altar ist der Wille — das Brandopfer die Besiegung der Leidenschaften — der Weihrauch sind unsere Handlungen.

Der Name der Gottheit, der im Innern unsers Verstandes und Herzens geschrieben steht, ist das lebendige Kennzeichen unserer Würde.

Sterbliche! ihr, welche die Gottheit mit einem günstigen Blick in das Innere dieses Heiligthums führte, unterwerft euch ihrer Leitung, erfüllt euere Bestimmung, und gewährt ein aufmerksames Ohr demjenigen, was sie euch durch meinen Mund eröffnet.

Diese Gottheit fordert von euch, daß ihr sie als Einheit, erkennen, als Urquelle alles Wahren, ehren, und als Urquelle alles Guten, über alles lieben sollt.

Rein und einfach sey euere Verehrung, denn da Gott Geist und Wahrheit ist, kann er auch nur in Geist und Wahrheit verehrt werden.

Seyd gerecht und gutthätig gegen alle Menschen, wie der Vater aller Menschen gegen alle gerecht und gutthätig ist.

Gleiche Organe, gleiche Gefühle, gleiche Bedürfnisse haben alle Menschen unter einander gemein.

Glei-

Gleiche Schätzung, gleiche Liebe, gleiches Interesse muß daher nothwendig unter ihnen auch gemein seyn.

Gleiche Menschenachtung muß euern Verstand leiten als Gesetz;

gleiche Liebe euer Herz als Mittel;

gleiches Interesse eure Handlungen, als Zweck: — denn wir haben nur einen Vater, der uns alle zu der nämlichen Bestimmung, durch die nämlichen Gesetze, ruft.

Seyd einfältig wie die Natur, und aufrichtig wie sie. Wie euer Herz denkt, so sucht zu wollen und zu handeln.

Sucht nichts in euch, sondern alles in Gott, und in der Natur, denn nur da ist Wahrheit. Wenn euch diese Kraft nicht beseelt, so seyd ihr todte Organe.

Seyd nicht undankbar gegen euers Gleichen, auch selbst nicht gegen Thiere, die euch nützlich sind, denn alles in der Natur hat einen Zweck seiner Existenz, den der Mensch nicht stören soll.

Trachtet ein lebendiges Organ der Gottheit zu werden, durch das er seine Liebe, Wahrheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Ordnung ausspricht, und ihr werdet euch glücklich preisen, und euer Geist, befreyt von Blendwerken und Irrthümern, wird den großen Zweck seiner Bestimmung kennen lernen.

Nach dieser Rede umarmte er die Eingeweihten, und die Priester feyerten ihnen ein Fest der Freude, das sie das Fest der Neugeburt

nannten. Kosti und Gamma blieben noch fünf Jahre in Memphis, und wurden in den Geheimnissen der Natur und in verschiedenen Wissenschaften unterrichtet. Keine Schwärmereyen, keine Illusionen waren der Gewinn ihrer Arbeiten. Authentische Wahrheiten der reinsten Vernunft waren der Unterricht, den sie empfiengen. Sie erlernten von den Priestern die höchsten Geheimnisse von Gott, dem Geist des Menschen und der Natur, und erfuhren, daß alle diese Statuen von Göttern und Halbgöttern, die mit der Zeit von dem unwissenden Pöbel vergöttert worden sind, nur Bilder höherer Kräfte oder tugendhafter Männer waren, deren Andenken man noch feyerte, um ihre Handlungen nachzuahmen.

Sie erfuhren, wie die Priester über die Blindheit und Herabwürdigung der Menschen seufzten, welche die reine Idee der Gottheit verloren haben, das Einfache vervielfältigten, und alles im Materiellen suchten. Noch ist ein großer Theil der Menschheit unfähig, sagten sie, das Einfache der Gottheit zu begreifen; es ist nothwendig, daß man ihnen, damit die Idee einer höhern Kraft nicht ganz erlösche, sinnliche Bilder darstelle, die ihrer Gebrechlichkeit und schwachen Vernunft angemessen sind. Wir wissen wohl, daß der Weise keinen andern Richter als sein Herz, nöthig hat; seine Vernunft bessert die Schwachheiten seiner Menschlichkeit; wie kann man aber den rohen Haufen

im Zaum halten — wie die Tyrannen, die die Macht in Händen haben, wenn die Idee einer rächenden Gottheit in ihnen erlöschen würde? — Nach und nach müssen die Menschen immer vom Vielfältigen zum Einfachen wieder zurück, und vom Aeußern zum Innern geleitet werden. Dieses ist die Beschäftigung der Regierenden und der Priester.

Wir wissen zwar auch, daß im Buche des Schicksals geschrieben steht, daß diese ihre große Bestimmung vergessen, daß sie, durch zeitliche Macht und Ansehen verführt, anstatt die Menschen zur Ordnung zu leiten, selbst die Urheber der Unordnung seyn werden — — Allein auch die Strafen für ihre Verirrung steht im Buche des Schicksals geschrieben. Kein Staat wird sich länger erhalten, als sich seine Tugend erhält. Alles, was den ewigen Gesetzen der Dauer untreu wird, wird zerfallen, und in sein Nichts zurückkehren. Aber dem ungeachtet werden immer stille Anhänger der Weisheit seyn; treu den ewigen Verhältnissen, werden sie nie die Grundplane vergessen, worauf die menschliche Glückseligkeit gebaut werden soll. Ohne Rücksicht auf Dank werden sie unermüdet für Menschenwohl und Glückseligkeit arbeiten, und den Lohn in dem Bewußtseyn der Tugend suchen.

Lerne, so sagten sie zu Kosti, lerne du, der du bestimmt bist, Völker zu regieren, die Grundursachen des Verfalls der Staaten einse-

heit, und leite du die Menschen, die dir die Gottheit anvertrauet hat, nach reinern Grundsätzen.

Hier lasen ihnen die Priester aus dem Buche der Zukunft ein großes Verzeichniß der mächtigsten Staaten vor, wie sie verfielen, dann schlugen sie ihnen das Gesetz der Vernunft auf, und in diesem war folgendes geschrieben:

Die meisten Regierungsarten werden von den ewigen Verhältnissen der Dinge, oder den Gesetzen der Ordnung abweichen, und sich daher früher oder später dem Verderben — nähern.

Es giebt in der Natur nur einen Punkt der menschlichen Glückseligkeit und der Dauer der Staaten. Glückseligkeit und Dauer der Staaten bestehen in Erfüllung der Gesetze der Ordnung, in der allgemeinen Harmonie, die theils die Unwissenheit, theils der Irrthum der Menschen zerrüttet.

Diese Harmonie herzustellen, war seit Jahrhunderten das Bemühen wahrer Philosophen — der Grund wahrer Sittlichkeit und Menschenbildung — das große Werk der Religion.

Kein Staat kann bestehen ohne Tugend; keine Menschenverbindung ohne Sittlichkeit. Wie diese zunimmt, nimmt der Staat zu; wie diese abnimmt, nimmt auch der Staat ab, weil Tugend und Sittlichkeit zur Ordnung, und ihr Entgegengesetztes zur Unordnung und Zerstörung führt.

In der Wesenheit des Menschen, in dem Beruf seines Daseyns liegen die ersten Gesetze

der Regierungen. Verbindung des Menschen mit Gott, und Verbindung des Menschen mit dem Menschen, machen das doppelte Band und die harmonische Kette des Ganzen aus. Was sich von dieser Kette trennt, geht auf Abwege, entfernt sich von dem Uranfange der Dauer, der Glückseligkeit, und nähert sich dem Verderben. — Daher verbindet die Sittlichkeit intellektuelle Wesen; daher die Nothwendigkeit der Religion, die die Seele der Staatsverfassungen ausmachen muß, denn diese müssen verhältnißmäßig für die zeitliche Glückseligkeit der Menschen sorgen, wie die Religion für ewiges Wohl sorgt, damit alles harmonisch nach dem Zwecke der ewigen Gottheit arbeite.

Aber ein großer Theil der Regierungen wird sowohl im Geistlichen als Weltlichen, diese Punkte verlassen, worauf sich alles konzentriren soll, und daher nach entgegengesetzten Zwecken arbeiten. Sie werden einen falschen Egoismus, der sowohl der Menschenverbindung untereinander, als der Moralität des Menschen entgegen ist, an die Stelle der allgemeinen Menschenliebe setzen, und sich daher von der Kette der Ordnung trennen, und dem Verderben nähern.

In dem Augenblick, worin sich die weltlichen Verfassungen von den Zwecken entfernen werden, die die Gottheit und die Gesetze der Ordnung ihnen vorschrieben, werden despotische Vorgriffe, Unordnungen in den Regie-

rungsformen, und Verwirrungen entstehen. Wenn die geistlichen Verfassungen sich von den Gesetzen der Ordnung trennen, so wird die Religion ihr Ansehen, ihren wohlthätigen Einfluß verlieren; es wird hieraus Intoleranz, Verfolgungssucht und Aberglaube entstehen. Die Menschenliebe wird verschwinden, die Tugend sinken, und das Laster die Oberhand gewinnen. Privatinteresse wird das allgemeine überwiegen, und die Regierungsformen in Verwirrung bringen. Statt Wahrheit, werden Meinungen, statt Gesetzen, Eigensinn herrschen. Man wird endlich die traurigen Folgen der Verwirrung fühlen, man wird verbessern wollen, und täglich verbessern wollen, aber die Verbesserungen werden ohne Erfolg seyn, weil das Innere der Menschen verdorben ist, und man wird die Sache selten im Grunde angreifen, worin das Verderben liegt.

Falsche Politik wird fürchterliche Systeme erdichten. Viele Große werden die Religion ganz wegwerfen, und glauben, die Menschen durch Gewalt und Furcht zu regieren. Andere werden sie nur gebrauchen, um dem Pöbel damit einen Zaum anzulegen, und daher Unwissenheit und Aberglauben befördern. Es wird Regenten geben, die ihr Wohl von dem Wohl der Unterthanen trennen; die Untergeordneten werden an dem Verderben Theil nehmen, und der Egoismus wird sich allgemein verbreiten. Jeder wird für sein Privatintereſſe

arbeiten; Partheygeiſt und Cabalen werden aufſtehen, und Wahrheit und Menſchenrechte unterdrückt werden.

Die große Abſicht der Religion wird verloren gehen, ihr ſanfter Geiſt wird unterdrückt werden, und unter Schuldiſputen und Zänkereyen verſchwinden. Die Prieſterſchaft wird ſich in politiſche Verhältniſſe einmiſchen, und nach dieſen die Religion umbilden, um manchmal eigennützige Abſichten durchzuſetzen. Statt Menſchenbildung, Menſchenſeligkeit zu verbreiten, wird man alles auf Privatintereſſe beſchränken, und daher durch üble Beyſpiele dem Volk ſchaden, das in Aberglauben verſank. So wird ſich die Wahrheit im Ceremoniel verlieren, und das Heiligthum des Innern verſchwinden.

Es iſt unmöglich, das Gefühl der Wahrheit im Menſchen zu unterdrücken. Die Menſchen werden den Druck der Unordnung fühlen, und das Gefühl, das ſo mächtig im Menſchen liegt, ſich von Irrthümern loszureiſſen, der Hang nach Glückſeligkeit, wird unaufhaltſam in den Gemüthern arbeiten. Die Wiſſenſchaften werden manche Wahrheiten enthüllen, die aber von vielen, deren Herz noch nicht gebildet iſt, übel werden verſtanden werden, und ſo wird ein großer Theil unvorbereiteter Menſchen anfangen, Wahrheiten einzuſehen, die ſie aus Mangel innerlicher Bildung nicht vertragen können.

Die Wissenschaften werden große und allgemeine Vorschritte machen, die Regierungen werden aber nicht beobachten, daß mit den Vorschritten der menschlichen Kenntniß, auch die Bildung des Herzens, die das Wesentlichste ist, vorrücken müsse, damit der Saame der Erkenntniß auf keinen unbebauten Grund falle, und statt erwünschter Frucht, schädliches Unkraut hervorbringe. Die Erziehung wird allgemein vernachläßiget werden; in der Volksbildung wird keine Harmonie seyn. Die Handlungen der Staaten, das Beyspiel der Großen und Mächtigen, und der Diener der Gottheit selbst, werden den Grundsätzen, die man lehren wollte, auf die auffallendste Art widersprechen, und so wird hieraus Irrthum, Abneigung gegen die Lehrer, und Unglaube entspringen.

Der Hang nach Freyheit, nach Glückseligkeit, wird in ungebildeten Herzen aufkeimen, und die Menschen werden daher nothwendig auf Irrwege gerathen, und darin liegt der Grund einer übelverstandenen Aufklärung. Viele Große, Mächtige und Priester werden selbst dem Egoismus den Eingang in die Herzen anderer Menschen erleichtern; sie werden Wahrheiten verfolgen, die ihrem Eigennutz im Wege stehen, und dadurch die Menschen in noch größere Irrthümer leiten.

Die Art an Höfen zu leben, wo oft der Redlichste keinen Zutritt findet, der Gerechteste unterdrückt wird, und der Rechtschaffenste sich

nicht

nicht vor Cabalen wird ſchützen können — das innere Verderben der Regierung, wo weder Redlichkeit, noch Tugend mehr ſeyn wird, wird die Menſchen an einander ketten, um Gegencabalen, Gegenpartheyen zu machen, und ſo werden alle jene geheime Sekten und Faktionen aus den verderbenen Regierungsverfaſſungen ſelbſt erzeugt werden, die die Menſchen in die ſchrecklichſten Irrthümer führten, und aus Mißverſtand und wärmerm Gefühl des Druks der Unordnung in ſchändliche Schwärmereyen ausarten.

Verſtand, ohne Herzensbildung, iſt ein Strom ohne Leitung, der nothwendig alles überſchwemmt und verwüſtet. Nothwendig wird alſo Unordnung und Empörung die Folge des falſchen Denkens ſeyn. Es iſt ganz natürlich, daß der Verſtand, wenn das Herz voll Leidenſchaften iſt, auf Irrwege geräth, und die verderblichſten Mittel zu ſeinem Zwecke wählt.

Wo Leidenſchaften herrſchen, wird die ſanfte Sprache der Philoſophie, die göttliche Stimme der Offenbarung nicht mehr gehört; gleich einem eingeſchloſſenen Feuer durchbricht die Leidenſchaft alles, und um ſo fürchterlicher wird ihr Ausbruch, je größer der Druck iſt.

Der kleinſte Theil der Menſchen wird für wahre Aufklärung und wahre Religion empfänglich ſeyn; der große Hauſe aber wird ſich in zwo fürchterliche Kräfte abtheilen — in die

des Unglaubens und in die des Aberglaubens. Beyde werden herrschen wollen, beyde werden von dem fürchterlichsten Egoismus beseelt seyn. Der Unglaube wird alles über einander werfen, Thronen zusammenstürzen und Altäre vertilgen wollen, und sich hiezu der niedrigsten Mittel bedienen; durch Irrthümer des Verstandes wird er sich der Herzen der Völker bemächtigen.

Den Aberglauben werden jene vertheidigen, die die anwachsende fürchterliche Macht des Unglaubens zwar einsehen werden; allein ebenfalls durch Egoismus und Privatinteresse verleitet, werden sie selbst Feinde der Wahrheit und der Religion seyn, deren Absicht nichts anders ist, als die Völker in Dummheit zu erhalten, um ihre Absichten desto sicherer zu erreichen. Diese werden mit entgegengesetzten Kräften der wahren Ordnung der Dinge entgegen arbeiten, und Tugend und Menschenglückseligkeit von den Staaten entfernen, und durch einen unbescheidnen Druck das Feuer des Unglaubens nähren.

Zwischen diesen zwo Kräften wird der wahre Freund der Religion und der ächten Aufklärung stehen. Angegriffen von beyden Ungeheuern — vom Aberglauben und Unglauben — werden seine Arbeiten fast ganz vergeblich seyn. Diese zwo Kräfte werden sich schrecklich gegen einander abreiben, und der Hauptgrund der einstmaligen traurigen Lage künftiger Jahrhunderte

derte seyn. Beyde werden eine große Zahl von Anhängern haben, beyde werden durch stürmische Leidenschaften geleitet werden, beyde werden herrschen wollen, und beyde sich niedriger und unerlaubter Mittel zu ihrem Endzweck bedienen. Unter diesen beyden Kräften wird die kleine Zahl der Vernünftigen stehen — der Verehrer wahrer Religion und wahrer Philosophie. Ihre Engelsprache wird aber unter dem Allahgeschrey dieser stürmischen Menschen nicht gehört, und jede Blume, die sie pflanzten, die zum Wohl der Menschheit aufkeimen soll, wird von diesen Würgern wieder zu Boden getreten werden.

Der Ungläubige wird alles Aberglaube nennen, was nicht Unglaube ist; und der Abergläubige alles Unglauben heißen, was nicht Aberglaube ist. Wehe dem, der in diesen trüben Zeiten für die Rechte der Wahrheit und die Gesetze der ewigen Ordnung sprechen wird! — Bedauernswürdig wird der Zustand der Regierenden seyn. Diese zwo Partheyen werden alle Redliche und Gutgesinnte von den Thronen zu entfernen suchen, um die Alleinherrschaft an sich zu reissen.

Richtig ist es, daß sich diese zwo Kräfte aufreiben werden; wie lange aber die Stürme dauern, welche traurige Folgen sie hervorbringen werden — dieses weis nur der, der die Schicksale der Menschen lenkt. Die Leidenschaften, die Unordnungen, die Mißbräuche

sind

ſind in der moraliſchen Welt, was in der phyſiſchen die Stürme ſind. Die Pſychologie erklärt, wie ſie in der Natur der Seele gegründet; Geſchichte und Erfahrung belehren die Menſchheit, wie ſie oft zur Erreichung vieler guter Abſichten nützlich ſind; Philoſophie und Religion überzeugen den Menſchen, daß aus Verwirrung in den Theilen, endlich Ordnung und Harmonie im Ganzen entſtehen könne; aber ein trauriges Loos derjenigen, die in das Zeitalter fallen, in welchem dieſe Kräfte ſich abreiben. Das Böſe zerfällt gewiß, denn es beſteht in dem Mangel der Realität und Ordnung, und es iſt von einer ſolchen Natur, vermöge welcher es ſich ſelbſt vernichtet. —

Koſti wollte noch weiter leſen: aber ein unſichtbarer Genius ſchloß das Buch der Vernunft. Willſt du glücklich regieren, fieng er an, ſo höre die Gleichniſſe, die ich dir ſage, erwäge die Wahrheiten, die darin liegen, und werde durch fremde Fehler klug.

Er war einmal ein Hausvater, ſo fieng der Genius an, der viele und weite Länder beſaß. Er vertheilte verſchiedene Erdſtriche, und ließ ſie von Pächtern verwalten. Dieſen gab er aber den Auftrag, die vertheilten Erdſtriche nach dem nämlichen Plane zu verwalten, den der Hausvater zur Verwaltung ſeines ganzen Reichs entworfen hatte. Die Glückſeligkeit und das Wohl aller Unterthanen war der Zweck dieſes Plans. Zu dem Ende

gab

gab er den Pächtern alle Gewalt, und heiligte sie mit der Autorität, seine Person im Kleinen vorzustellen.

Die Pächter berathschlagten sich, wie sie die ihnen anvertrauten Länder am beßten verwalten könnten, und fanden hiezu schicklich, ihre Regierung in die innere und äußere abzutheilen. Die innere Verwaltung sollte der Maaßstab der Aeußern seyn, und im Innern sollte der große Regierungsplan des Hausvaters aufbehalten werden.

Einer der wichtigsten Punkte war, daß alle öde Gründe angebaut, und mit gutem Saamengetraide, welches der Hausvater jedem Pächter zusendete, besäet werden sollten.

Die Pächter stellten verschiedene Knechte an; sahen aber bald nicht mehr nach, und fiengen an, anstatt sich mit der Wirthschaft zu beschäftigen, in Wollüsten zu praßen; anstatt die Felder anzubauen, verzehrten einige das Saamengetraide; wieder andere streuten es auf den ungepflügten Acker. Da kamen die Raubvögel, und fraßen den guten Saamen auf, und die Gegend wurde mit Disteln und Dörnern überwachsen.

Das Saamengetraide, das der Hausvater schickte, theilten die faulen und liederlichen Knechte unter sich, und die Redlichen mußten sich von Wurzeln und Kräutern nähren, die sie unter dem Unkraut auf den Aeckern fanden.

So

So handelten die Pächter des Aeußern; jene, die den innern Weisheitsplan des Hausvaters in Händen hatten, ließen sich von den äußern verführen, und wollten Macht und Ansehen mit ihnen theilen. Anstatt sie zur Ordnung anzuweisen, trugen sie selbst alles zur Unordnung bey; behaupteten, es stehe in ihrer Macht, den Plan des Hausvaters abzuändern, oder davon zu dispensiren, und machten so die Verwirrung noch größer.

Durch dieses üble Beyspiel kam die Unordnung der faulen Knechte so weit, daß sie behaupteten, es gäbe gar keinen Hausvater, sie dürften thun, was sie wollten.

Sie gehorchten daher auch den Pächtern nicht mehr; die faulen Knechte vermehrten sich täglich wie das Unkraut, und die Dörner, die die Felder deckten.

Jede Blume, die ein Arbeitsamer pflanzte, wurde unter dem Unkraut erstickt, und jedes umgeackerte Feld von den wilden Thieren verdorben, die unter Unkraut und Dörnern eine sichere Wohnstätte fanden.

Da nun die schönen Gründe nicht bebaut wurden, die Bedürfnisse sich unter den Pächtern stets vermehrten, so suchte einer den andern zu hintergehen und zu betrügen, und machten aus diesem Laster eine Wissenschaft.

Die Pächter geriethen unter einander in Uneinigkeit; einer suchte den andern zu bevortheilen, und eben so machten es auch die Knechte,

te. Es kam öfter zum Streit, und einer schlug den andern todt.

Einige gute und redliche Menschen sagten es den übrigen vor, daß diese Art von Verwaltung unmöglich in die Länge dauern könne; denn, wenn die Zeit der Pacht verstrichen wäre, möchte wohl der Hausvater schwere Rechenschaft fordern. Aber man spottete der Redlichen, und verachtete sie als Thoren.

Die Redlichen wendeten sich nun an die, denen der Plan des Hausvaters anvertraut war; allein diese hielten es mit der Unordnung der anderen, und verschrieen diejenigen, die sich auf den wahren Plan des Hausvaters beriefen, als Lügner und Aufrührer, und verfolgten sie bis in den Tod.

Da geschah es nun, daß in einer angränzenden Pachtgegend die Knechte, unter welchen weder Zucht noch Ordnung mehr war, aufrührisch wurden. Wir wollen alles unter einander theilen, sagten sie, unsern Pächter erschlagen und seine Anhänger umbringen.

Sie rotteten sich zusammen, erschlugen wirklich den Pächter und seine Freunde, und theilten die Güter unter sich. Da schrieen die übrigen Pächter: Seht, Freunde! in jener Gegend haben die Knechte ihren Pächter erschlagen; es könnte uns das nämliche wiederfahren; wir müssen auf unserer Hut seyn.

So sprachen sie; sie bedachten aber nicht, worin die Ursache lag, warum die treulosen

Knech-

Knechte ihren Pächter erschlagen haben, und daß dieses nicht geschehen seyn würde, wenn er nach dem Plan des Hausvaters sein Gut verwaltet hätte.

Die Pächter zogen nun mit ihren Knechten gegen das Land, wo der Pächter war erschlagen worden, forderten Rechenschaft um das Blut des Pächters, und sagten bey sich: Wir wollen die treulosen Knechte erschlagen, und dieses Pachtgut zu dem unsrigen nehmen. Da schrieen die Knechte im Lande des erschlagenen Pächters: Wer essen will, der baue an. Eine große Menge Volks schrie aber: Wir haben kein Saamengetraide, denn wir lieferten alles zu der Pacht, und der Boden ist mit Dörnern bedeckt; — wie können wir anbauen?

Da kamen tausende und wieder tausende, die der Hunger unter einander trieb; sie liefen in der Verzweiflung durch die verwilderten Felder, und da kamen Wölfe, Füchse, Schlangen und abscheuliche Kröten aus den Dornsträuchen hervor, und die Verwirrung war unendlich, denn ein Wolf fraß den andern, ein Fuchs biß den andern, und man sah die Erde mit Leichen bedeckt.

Das Geschrey des Elends machte aber keinen Eindruck auf die Pächter, die gegen dieses Land einherzogen. Sie sahen die Hütten brennen, und anstatt mit Wasser zu löschen, gossen sie im Taumel ihrer Leidenschaften Oelfässer aus, und das Feuer schlug sie zurück, und

griff

griff auch ihre Gränzen an, die davon in Brand gesteckt wurden.

Mancher Weise rief ihnen nochmal zu: Reutet das Unkraut aus, bauet die Felder an, wuchert nicht mit dem Saamengetraide unter einander, sondern legt es treulich in den Schoos der Erde, damit es Frucht bringe, und erfüllet so den Plan des Hausvaters.

Man schleppte aber den Weisen ins Gefängniß, und behandelte ihn als einen Halsstarrigen und einen unruhigen Menschen, der Neuerungen unter das Volk bringen will, und handelte immer nach der alten Art. Man führte das Saamengetraide, anstatt es anzubauen, den Knechten zu, die in Kampf gezogen waren, und die, welche Hände hatten, das Unkraut auszurotten, wurden geschlachtet und abgethan.

Bey dieser Verwirrung lächelten einige böse Knechte der Pächter heimlich, und fühlten Schadenfreude in ihrer Seele. Sie versteckten sich unter das Unkraut, und zogen Vortheile aus der Verwirrung; um sich zu bereichern, mordeten sie einige heimlich, und stahlen den Uebrigen das Ihrige: ——— als der Hausvater plötzlich erschien. —

Gebt Rechenschaft, ihr innere und äussere Pächter, über euere Verwaltung! rief er, und legt Rechnung ab über das Saamengetraide, das ich euch gab. —

Sie wollten aber keine Rechnung ablegen; die Pächter widersetzten sich, und be-

hauptekten, das ihnen anvertraute Pachtgut als ihr Eigenthum.

Der Herr aber lächelte über ihr Unternehmen, ließ sich unterdessen die Rechnungen vorlegen, und da fand er:

Für die, welche den Plan der Haushaltung in Verwahrung haben

1000 Scheffel und 10 Metzen.

Für den, der das Haus bewohnt, darin der Plan liegt

1000 Scheffel und 10 Metzen.

Für den, der dem Volk alle 50 Jahre den Plan in der verschlossenen Kiste sehen läßt

1000 Scheffel und 10 Metzen.

Für den, der die Kiste trägt, worin der Plan liegt

400 Scheffel und 4 Metzen.

Für den, der wöchentlich dreymal um die Kiste des Plans herumgeht —

100 Scheffel und 3 Metzen.

Und welchen Lohn hat denn dieser, rief der Hausvater, welcher den Plan ausführt? — — und sie wußten nichts darauf zu antworten, weil noch keiner daran gedacht hatte, darnach zu handeln.

O ihr Treulose und Kurzsichtige! fuhr der Hausvater fort, welche reiche Aerndte hättet ihr machen können, wenn ihr nur den dritten Theil in die geackerte Erde geworfen hättet! Aber so ließet ihr die fruchtbarsten Felder zur

Wohn-

Wohnstätte der wilden Thiere sich umstalten, die euch zerreissen werden.

Der Hausvater fieng nun an die ganze Gegend umzuackern, und dieses Umpflügen war ein geistiges Umpflügen; aber Disteln und Dörner fielen über einander, und die Verwirrung war erschrecklich, bis alles unter dem Pfluge lag. —

Da aber der Herr so umpflügen ließ, jammerten viele, und sagten: Gott! welche Verwirrung ist das! — Wie kann man aber ein Feld umackern, gab ihnen der Hausvater zur Antwort, ohne daß die Erde nicht aufgewühlt, und Disteln und Dörner in Boden getreten werden? — Nun ist die Zeit des Umackerns, worauf die Zeit der Blüthe folgen wird; aber alles dieses wäre nicht geschehen, wenn die Pächter selbst umgeackert hätten.

Nun warf der Hausvatrr guten Saamen in die Erde, und eine spitzige Egge überdeckte ihn mit Koth. Bald keimte das Getraide auf, aber noch wuchs Unkraut mit unter der Frucht. — Die Knechte wollten es ausreuten; der Hausvater sagte aber: laßt es nur stehen bis zur Aerndte, ihr könnter sonst auch die gute Frucht mit ausreissen — — denn der Tag der Garben ist nahe. — —

Ein andrer Hausvater baute einen großen Palast für seine Kinder, und sagte: Wohnet da unter einander im Frieden, und freuet euch des Lebens!

Der Palast war groß, und hatte verschiedene Abtheilungen. Der Hausvater sagte: Kinder! wenn ihr im Palaste etwas ändern und bauen wollt, so bauet nach dem angefangenen Plan, damit das Gebäude vollkommen werde. — Die ältern Brüder aber bildeten sich ein, sie hätten mehr Einsicht als der Hausvater, und verunstalteten das Gebäude durch verschiedene Erker; auch stückten sie außerhalb an den Palast noch verschiedene Nebengebäude, sonderten sich von ihren Brüdern ab, und überließen sich in diesen Nebengebäuden ihren Wollüsten. Damit aber ihre Brüder nicht in die Nebengebäude sollten sehen können, fiengen sie an die Fenster zu verbauen, und verwandelten die schönsten Hörsäle in finstere Zimmer. Außer dem Gebäude nährten sie auch verschiedene Thiere zur Pracht, und da sie diese Thiere füttern mußten, so brachten sie Heu und Stroh in großer Menge in den Palast, und raubten ihren Brüdern noch das wenige Licht, das durch die Oeffnungen in den Palast schien.

Da nun alles finster, und denen, die im Palaste wohnten, das natürliche Licht entzogen war, so suchten sie den Verlust durch Lampen zu ersetzen, und unterhielten sich bey dem Licht derselben.

Einige Weise sagten zu den ältern Brüdern: Brüder! ihr handelt unrecht. Ihr habt den andern das natürliche Licht verbauet, und den Palast mit Heu und Stroh zur Fütterung eue-

eer Thiere angefüllt; das wird nicht gut thun. Wie leicht kann das Stroh von den Lampen angezündet, und euer Palast in Asche verwandelt werden! — Oeffnet dem reinen Lichte den Eingang selbst, denn heimliche und durch Kunst gemachte Lichter sind gefährlich.

Allein die ältern Brüder wollten die Fenster nicht öffnen, denn sie sagten, wenn wir die Fenster öffneten, so würden unsere Brüder die Nebengebäude sehen, die wir gebauet haben, und wir könnten dann nicht mehr unsern Gelüsten fröhnen. Auch räumten sie weder Heu noch Stroh aus dem Palaste, denn sie wollten die Thiere ihrer Leidenschaften nicht abschaffen.

Da fügte sichs nun, daß durch mehrere Lampenlichter Feuer entstund, und der Palast brannte von Grund ab.

Die ältern Brüder giengen zu dem Hausvater und beschuldigten die jüngern, daß sie diese Feuersbrunst durch ihre Lampen verursacht hätten, und forderten, man sollte alle Lampen und Lichter in Zukunft verbieten.

O ihr Schalkhafte! sagte aber der Hausvater, warum beschuldiget ihr eure unschuldige Brüder? Hättet ihr ihnen das Licht der Natur nicht verbaut, so hätten euere Brüder, die des Lichts bedürftig waren, nie gefährliche Lampen in die Wohnung gebracht. Ihr habt den Palast mit Heu und Stroh angefüllt, um die wilden Thiere euerer Leidenschaften mästen zu können; — war es nicht natürlich, daß es

brennen mußte? — Euch will ich zur Strafe ziehen.

Als nun der Palast abgebrannt war, sahen alle die schändlichen Nebengebäude, und der Hausvater rief sie zusammen, und baute das Gebäude wieder nach seinem ewigen Grundrisse auf.

Als der Genius zu sprechen aufhörte, fiel Kosti auf seine Knie nieder. Schutzgeist der Menschheit! rief er aus, deine Rede erfüllte mit Verzweiflung meine Seele. Je mehr ich die Natur des Menschen kenne, je mehr die Verderbenheit deren, die herrschen, und die Erniedrigung derjenigen, die beherrscht werden — desto mehr eckelt mir an meinem Leben. — Was bleibt uns wohl übrig, als entweder ein Mitgehülfe, oder das Opfer der allgemeinen Unterdrückung zu seyn? — O laß mich sterben! Ich fühle die Bürde der Regierung und meine Schwäche. O daß die Erde doch rein meine Gebeine wieder in ihren Schoos nehmen möchte, ehe ich sie mit Verbrechen entweihe.

Hier nahm Aban, der oberste der Priester das Wort: Verzage nicht, guter Kosti! Stufenweise geht auch der Gang der Menschenbesserung. Trag du so viel bey, als du kannst, und du hast genug gethan.

Wisse, der Mensch denkt, will und handelt. Der Wille steht unter dem Gesetz der Vernunft, die Handlung unter dem Gesetz des Willens; die Gottheit gab dir die schönsten Mit-

tel

tel in die Hände, die Menschen zu reiner Vernunft zu führen. Diese Mittel sind Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst: aber treu den unveränderlichen Gesetzen, dürfen sie die ewige Ordnung nie verlassen.

Lerne, Kosti! die Macht der Wissenschaften und Künste kennen — die Macht, die sie über Geist und Herz des Menschen haben, und regiere dein Volk nach den ewigen Grundgesetzen der Natur. —

Da setzte sich Aban auf einen Hügel, und alle Priester versammelten sich um ihn her. Aufmerksame Stille herrschte unter den Zuhörern, und Aban fieng so zu reden an:

Priester und Eingeweihte! Hätten die Menschen die Macht, die die Wissenschaften und Künste über ihr Herz haben, längst erwogen, und hätten die Weisen diese Macht zur Menschenbildung angewendet, sie hätten weniger schädliche Folgen von den Irrthümern zu befürchten gehabt! — — Irrthümer verbreiten sich nur dort, wo man die Macht der Wissenschaften nicht kennt, den Geist unterdrückt, oder ihm entgegen arbeitet, oder aus Eigennutz die Wissenschaften mißbraucht. Ist die Sonne wohl schädlich, da sie als Königin der Gestirne am Firmament steht, da sie wohlthätig die Hütte erleuchtet, ihren segnenden Lichtstral erquickend herabsenkt, und die Blumen erzieht, die wir pflanzten, den Acker erwärmt, den wir bearbeiteten? — Wenn nun ein Bube ihren Licht-

ſtral im Brennglaſe ſammelt, und die Hütte ſeines Wohlthäters in Brand ſteckt, iſt dieß das Werk der Sonne, oder das Werk des verkehrten Willens des Menſchen, der alles in der Natur mißbraucht? ——

Honig ſaugt die Biene aus der Blume, woraus die Spinne Gift ſaugt. Der balſamiſche Saft der Roſe wird Honig in der Biene, und in der Spinne Gift, denn alles nimmt die Weſenheit der Sache an, die es aufnimmt. Die Säfte animaliſiren ſich in thieriſchen Körpern; in den Pflanzen nehmen ſie die Eigenſchaften der Pflanzen an; darinn beſteht das Geſetz der Weſen im Phyſiſchen wie im Geiſtigen.

Rein fließt die Quelle von ihrem Urſprunge; unkennbar wird ſie aber im Gefäß, das voll Unflat iſt. So verhält es ſich auch mit den Wiſſenſchaften und Künſten. Der Gute braucht ſie zu guten Zwecken, der Böſe zu böſen. Aendert das Herz des Menſchen, leitet ſeine Leidenſchaften nach den Endzwecken der Natur, und beſchuldigt Künſte und Wiſſenſchaften nicht des Menſchenverderbens; aber der, welcher die Geſetze der Ordnung, die Geſetze der Natur nicht kennt, iſt immer ungerecht, denn er verwechſelt Kräfte mit Wirkungen, und Folgen mit Kräften.

Ewig ſind die Geſetze der Natur und unveränderlich, harmoniſch ihre Verhältniſſe, alles zielt auf Ordnung, und aus ihr erfolgt das Gute, Wahre und Schöne, wenn dieſe Ordnung von den Menſchen nicht verkehrt wird.

Was im Schöpfungssyſtem Ordnung genennt wird, iſt im Reich der Geiſter Harmonie, im Sittlichen Regularität, im Körperlichen Proportion, immer das Nämliche, nur unter verſchiedenen Geſichtspunkten.

Geſetz — Mittel — Zweck.

Dieſes iſt die Grundlinie, worauf die Natur ihr inneres und äußeres Gebäude aufbauet; — dieſes iſt die Baſis intellectueller ſowohl als phyſiſcher Kräfte. Dieſe Ordnung darf nie verkehrt werden — nie darf der Zweck zum Geſetz, nie das Mittel zum Zweck gemacht werden.

Hier entſteht die große Frage: — Wo iſt das Geſetz der reinſten Vernunft aufzuſuchen? und ich antworte: In der Quelle der reinſten Ideen, und die Quelle dieſer Ideen iſt die erſte denkende Urkraft, das erſte vernünftige Princip aller Dinge. Menſchen können nur in- und durch Gott denken, denn alle ſinnliche Ideen, die wir erhalten, ſind nur Realiſation der groſſen Idee der Einheit, woraus alles entſpringt.

Ehe die Schöpfung begann, mußte alles, was war und ſeyn wird, gleichſam architektoniſch in den Ideen der Gottheit geweſen ſeyn. — Schöpfung war nur die Realiſation dieſer Ideen. Dieſe realiſirte Ideen bilden unſere Denkart; die Ideen die wir aufnehmen, ziehen unſere Sinne aus den realiſirten höhern Ideen, die ein Geſetz ihrer Entſtehung, eine Ordnung ihrer Realiſation haben müſſen.

Der Mensch denkt Kräfte, Wirkungen und Folgen und Realisationen; darin liegt der Grund aller seiner Begriffe. Die reinste Vernunft kann daher nur die reinste Anschauungsart seyn, und wie kann der Mensch diese anders erhalten, als durch Anschauung der Urkraft, aus der alle Wirkungen, Folgen und Realisationen in einer harmonischen Ordnung entstehen?

Wenn wir Gottes Gedanken in jener harmonischen Ordnung denken, wie sie als Kraft in Gott, und als Kraftäußerung in der Natur sind, dann denken wir gut, wahr und schön; weil Güte, Wahrheit und Schönheit den Grundriß ausmachen, nach welchem das Universum gebaut ist.

Univ. Bibl. München

Gott dachte, schuf und realisirte. Als ein denkendes Wesen wird er die Quelle der reinsten Liebe:

als ein schöpfendes, die Quelle der reinsten Wahrheit:

als ein realisirendes, die Quelle der Schönheit und Harmonie.

Wer diese Idee von Gott nicht hat, der kennt die Natur nicht, und wer Gott und die Natur nicht kennt, wie kann der das große Ziel der Künste und Wissenschaften kennen?

Die Ordnung der Natur ist den Wissenschaften und Künsten Gesetz; sie besteht aber in der Vereinigung mit der Quelle aller Ordnung. Die Einheit ist das Gesetz der Harmonie; das Gute,

Gute, Wahre und Schöne beſteht immer durch und in der Einheit; allein dieſes Geſetz iſt von ſolcher Erhabenheit, daß es der Geiſt desjenigen ſelten verſteht, der die Einfalt der Natur verlaſſen, und ſich in der Vielheit der Materie verloren hat.

Die Menſchen werden, leider! ein Jahrhundert erleben, wo man überall die Idee der Gottheit zu verdrängen ſuchen wird — theils, weil ſie dieſes Urprincip aller Dinge gar nicht kennen, theils weil es ihnen manchmal unter ſolchen Bildern gezeigt werden wird, die dem reinen Begriff ſeiner Weſenheit ganz zuwider ſind, und die reine Idee von der Gottheit nothwendig in ihnen verdrängen müſſen. Der Menſch ſucht überall ſein Selbſt hinzuſtellen, und ſich das zuzueignen, was nur im erſten Urprincip der Dinge liegt; — daher die große Verwirrung in der Philoſophie, die mit der Urkraft die Kraftäußerung, oder die Natur mit Gott verwechſeln wird. — Verkehrte Ordnung bey verkehrten Gedanken! — Wie kann man Wahrheit finden, wenn man Wirkung zur Kraft, und die Folge zur Wirkung macht? — Dieſe werden einſt die Irrthümer der Philoſophie ſeyn. Sie wird immer Wirkungen mit Kräften verwechſeln, und wie wird ſie auch Kräfte kennen können, wenn ſie nicht die Urkraft zur Quelle aller Kräfte macht? — Je mehr ſich der Menſch zu dieſer Urkraft erhebt, deſto reiner wird die Vernunft ſeyn, und dieſe reine Vernunft muß das Geſetz ſeines Denkens ſeyn.

Nach

Nach der Ordnung der Natur ist also im Wissenschaftlichen die reinste Vernunft, Gesetz — die Wissenschaften sind das Mittel — das Gute ist Zweck.

Die Wissenschaften müssen daher unter dem Gesetz der reinsten Vernunft stehen, und dieses Gesetz ist die ewige Ordnung denkender Wesen. Die Basis aller Ordnung ist die Ordnung eines Urwesens, das alles erhält, alles nach harmonischen Gesetzen regieret.

Die Ordnung dieses Urwesens besteht in der genauesten Uebereinstimmung der Liebe, der Wahrheit, der Weisheit, der Güte und Gerechtigkeit, wodurch es alles nach unveränderlichen Gesetzen verwaltet, die seine Eigenschaften ausmachen.

Wichtig ist die Frage, was ist Liebe, was Wahrheit, was Weisheit, was Güte, und was ist Gerechtigkeit in diesem Wesen?

Dasjenige, was dieses Urwesen zur Schöpfung — was die geistige Kraft zur ersten Bewegung determinirte — was Schöpfungsmotiv war, wird **Liebe** genennt. **Wahrheit** ist die Realisation dieses Motivs. **Weisheit** ist das Gesetz, nach welchem es seine Liebe realisirte. **Güte** der Zweck der Schöpfung. **Gerechtigkeit** ist das Maaß der Anwendung der Verhältnisse. **Und** die Uebereinstimmung aller dieser Eigenschaften ist die **Ordnung** in Gott.

Gott denkt, wirkt, handelt, realisirt.

Die Ordnung seiner Ideen hat die Liebe zum Resultat; die

die Ordnung seiner Wirkungen die Wahrheit;
die Ordnung seiner Handlungen die Harmonie;
und die Ordnung seiner Realisationen die Regularität und Proportion aller Dinge.

Aus der Stuffenfolge dieser Ordnung erfolgt das Gute, Wahre und Schöne — sowohl in der intellektuellen als physischen Ordnung.

Der erste Typus des Guten äußert sich im Menschen in der Regularität seiner Gedanken, seines Willens, seiner Handlungen.

Der Typus der Wahrheit in der Wissenschaft zu denken, zu reden, zu analysiren in der Natur.

Der Typus des Schönen in der Dichtkunst, in der Musik und Malerey.

Die Grundlinie der Ordnung für den Menschen, der ein denkendes, wollendes und handelndes Wesen ist, besteht darin:

das Gute zu denken,
das Gute zu wollen,
das Gute zu thun:

und die Einheit im Denken, Wollen und Handeln giebt die Basis der Sittlichkeit.

Das Wahre zu denken,
das Wahre zu wollen,
das Wahre zu realisieren

ist die Basis der Wissenschaften.

Das Schöne zu denken,
das Schöne zu wollen,
das Schöne zu realisiren

ist die Basis der Künste.

Aus dieſer Analyſis können wir uns überzeugen, daß

das Gute Geſetz,
das Wahre Mittel,
und das Schöne Zweck iſt.

Das Gute iſt das Geſetz des Wahren,
das Wahre das Geſetz des Schönen.

Das Princip des Guten iſt Gott und die Natur — als Kraft und Kraftäußerung.

Das Princip des Wahren iſt die Wiſſenſchaft, die wir aus Gott und der Natur kennen lernen.

Das Princip der Kunſt iſt die Natur, die dieſe Kenntniſſe im Schönen realiſirt.

Das Schöne kann ohne das Wahre nicht ſeyn; — das Wahre nicht ohne das Gute; denn Wahres iſt realiſirtes Gutes, und realiſirtes Wahres iſt Schönes.

Gott und die Natur verlangen überall Einheit — im Sittlichen — im Wiſſenſchaftlichen und — im Künſtlichen. Ueberall müſſen Gedanke, Wille und That vereint ſeyn —

im Sittlichen mit Gott,
im Wiſſenſchaftlichen mit Gott und der Natur,
im Künſtlichen mit der Natur.

Der Gedanke, der Wille, die Handlung, die Idee, die Expreſſion, das Reſultat.

Wenn dieſe Ordnung befolgt wird, ſo wird
Sittlichkeit die Quelle des Guten —
Wiſſenſchaft die Quelle des Wahren —

Kunſt

Kunſt die Quelle des Schönen ſeyn.

Das Gute wird Glückſeligkeit —
das Wahre Zufriedenheit —
das Schöne Vergnügen gewähren.

Aber die Menſchen werden die Ordnung der Natur verkehren, und aus dieſer verkehrten Ordnung werden Irrthum, Bosheit und Laſter entſpringen.

Der Irrthum wird den Gedanken,
die Bosheit den Willen,
das Laſter die Handlungen der Menſchen verderben.

Das Gute wird ſich daher in das Böſe —
das Wahre in das Falſche —
das Schöne in das Häßliche
verändern.

So werden Unordnung und Disharmonie die nothwendigen Folgen der Abweichung von der Ordnung der Dinge ſeyn.

Die Sittenlehrer, die Gelehrten, die Künſtler werden die Baſis verändern, worauf Sittlichkeit, Gelehrſamkeit und Künſte ruhen ſollten.

Der Moraliſt wird ſich ſelbſt zum Zweck, ſeinen Willen zum Geſetz machen, und ſich des Sittlichen als des Mittels bedienen, ſein Intereſſe zu erreichen. So verliert ſich das Gute.

Der Gelehrte macht ſeinen Selbſtſtolz zum Geſetz, eitle Ehre zum Zweck und bedient ſich der Wiſſenſchaft als Mittel. So verliert ſich das Wahre.

Der

Der Künſtler macht ſeinen Eigendünkel zum Geſetz, ſich ſelbſt zum Zweck, und bedient ſich der Kunſt als Mittel. So verliert ſich das Schöne.

In dieſer Verwirrung bleibt nichts übrig, als die Menſchen von der Unordnung wieder zur Ordnung zurückzuführen, und ſie die Baſis kennen zu lernen, die ſie verlaſſen haben.

Im Sittlichen muß Gott das Geſetz — der Moraliſt Mittel — das Gute Zweck ſeyn.

Im Wiſſenſchaftlichen muß Wahrheit das Geſetz — der Gelehrte Mittel — das Wahre Zweck ſeyn.

Im Künſtlichen muß die Natur das Geſetz — der Künſtler Mittel — das Schöne Zweck ſeyn. — — Bey dieſer Ordnung müſſen nothwendig Irrthümer, Leidenſchaften und Laſter verſchwinden, denn das Denken, Wollen und Handeln der Menſchen erlangt wieder ſeine Regularität, Harmonie und Proportion: —

und wo Regularität im Denken herrſcht, giebts keine Irrthümer;

wo Harmonie im Willen iſt, keine ſchädlichen Leidenſchaften;

wo Proportion der Handlungen iſt, keine Laſter.

Die ganze Schöpfung überzeugt uns von dieſen Wahrheiten, und Wiſſenſchaften und Künſte werden der Menſchheit nie ſchädlich werden können, wenn ſie ſich nach dieſem Maaßſtab verhalten. Sie ſind ſo genau mit der Her-

Herzensbildung des Menschen verbunden, und das Urwesen aller Wesen will uns durch unser eignes Gefühl von Glückseligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch das Gute, Wahre und Schöne stufenweise zu unserer großen Bestimmung hinleiten, in ihm, als der Quelle alles Wahren, Guten und Schönen die Fülle von Glückseligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu finden.

Allein es wird eine Zeit kommen, wo die wenigsten Menschen mehr die ewige Ordnung der Dinge kennen werden, weil der größte Theil überall sein Interesse zum Zweck, seinen Willen zum Gesetz machen, und sich des Staats, in dem er lebt, als Mittel bedienen wird. So wird die Ordnung verkehrt, so die Kette zerrissen werden, die Menschen an Menschen, und Menschen an Gott ketten sollte.

Der Mensch sucht alles in sich, und er sollte doch alles in der ewigen Ordnung der Dinge suchen. Nur da ist Wahrheit, in uns ist nichts als Irrthum.

Wir denken, wollen, handeln. — Wenn wir nach der Ordnung der Dinge denken, so sind wir vernünftige Wesen.

Wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge wirken wollen, so sind wir gute Wesen:

und wenn wir nach der ewigen Ordnung der Dinge handeln, so sind wir edle Wesen.

Das Vernünftige, das Gute, das Edle liegt also in der Ordnung und nicht in uns, wie

der Glanz in der Sonne iſt, und nicht in der Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt. Wenn der Menſch nach Ordnung handelt, ſo iſt er die Quelle, in der ſich die Sonne ſpiegelt, er iſt ſchön und edel wie ſie, aber nur durch ſie.

Die Würde unſers Verſtandes hängt von der ewigen Ordnung der Dinge ab, nach welcher wir denken ſollen:

die Würde unſerer Perſon oder unſers Herzens von dem Wollen, nach dieſer ewigen Ordnung zu handeln:

und die Würde unſerer Handlung und des Verſtandes nach der Thätigkeit, dieſer Ordnung gemäß zu wirken.

Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen verbindet die Ordnung genau mit der Befolgung ihrer Geſetze; ſie ſind nothwendige Folgen des Zwecks der Ordnung.

Die Regel dient daher dem Weiſen zur Richtſchnur ſeines Denkens, Wollens und Handelns. Eigne dir nichts zu, ſondern ſuche alles in Gott und der Natur.

Denke nach Ordnung,
Wirke nach Ordnung,
Handle nach Ordnung.

Dein Gedanke, dein Wille, deine That bilde mit der Ordnung nur eine Einheit.

So bald der Menſch Geſetz und Zweck in ſich ſucht, ſo verkehrt er die Ordnung, und die Folge verkehrter Ordnung iſt Böſes in der Natur. Das Gute iſt nicht in uns, ſondern in Gott

und

und in der Natur, und nur in ſo fern wir im Denken, Wollen und Handeln dieſer Ordnung nahe kommen, werden wir gut. Wenn die Sonne ſich zurückzieht, ſo iſt die Quelle ohne Licht.

Allein die Ordnung muß auch was Weſentliches im Menſchen werden, und dieſes geſchieht nur, wenn Gedanke, Wille und That mit der ewigen Ordnung der Dinge in einer Einheit ſtehen.

Denken ohne Wollen und Handeln kann dieſe Einheit nicht geben. — Der Geiſt muß im Willen realiſirt werden, der Wille in der That, Verſtand und Herz müſſen in That übergehen.

Duplizität widerſpricht dem Geſetz der Einheit. Anders denken, anders wollen und anders handeln iſt dieſe Duplizität, welche die Zerſtörerin der menſchlichen Glückſeligkeit iſt, und einſt unter dem Namen **Weltklugheit, feine Politik,** bekannt werden wird. Sie iſt die Feindin der Wahrheit, die Mutter alles Falſchen; ſie wird durch Irrthum des Verſtandes erzeugt, durch Leidenſchaften des Herzens gepflegt, und durch Laſter der Handlungen wird ihr gefröhnt.

Welche fürchterliche Folgen werden nothwendig entſtehen, wenn einſt die Moral, Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt ihre Richtſchnur verlaſſen, und Kupplerinnen werden der Laſter und Leidenſchaften! — Alles iſt dann Schein, nirgends Wahrheit. Die Menſchen werden überall ihr Privatwohl zum Zweck, und ihr Intereſſe zum Geſetz machen, und ſich der armen Menſchheit als **Mittel bedienen,** ihren Zweck zu erreichen,

chen, ohne zu bedenken, wohin die Unordnung nothwendig führen muß.

Wer Gutes stiften will, muß die Menschheit überzeugen, daß es ihre Glückseligkeit, die Zufriedenheit und das Vergnügen von allen erfordert, daß das Wohl des Ganzen Zweck, die ewige Ordnung Gesetz, und der Mensch Mittel seyn müsse, dieses große Werk zu vollenden.

So lange nicht reiner Verstand das Denken,

Gutes Wollen den Willen,

Gutes Handeln die Thaten beseelt, so lang läßt sich wenig Gutes hoffen, und diese große Vortheile der Menschenumbildung kann der Staat aus Wissenschaften und Künsten ziehen, wenn er sie nach den ewigen Gesetzen der Gottheit und der Natur anzuwenden weis. Darin bestehen die Vorrechte des Geistes über den Geist.

Aber in der Lage, worin die Welt sich einst befinden wird, wird der größte Theil der Menschen

im Denken durch Irrthum,

im Wollen durch Leidenschaften,

im Handeln durch Laster verdorben werden.

Die Irrthümer sind die Zahl — die Leidenschaften das Maaß — die Laster das Gewicht. Zur Menschenbesserung gehört daher, daß das Denken, das Wollen und Handeln wieder zur Ordnung zurückkehre, dann verschwinden Irrthümer, Leidenschaften und Laster.

Geist und Herz des Menschen sind die wichtigsten Gegenstände der Bildung. —

Der

Der Geiſt muß rein denken —
das Herz rein wollen.

Das Gute wird dann Reſultat, nothwendige Folge vom reinen Denken und reinen Wollen.

Die Wiſſenſchaften und Künſte bieten ſich als Mittel an zu dieſer großen Bearbeitung.

Der Menſch iſt ein intellektuelles und ein phyſiſches Weſen; er hat Geiſt und Herz — Geiſt, um richtig und gut zu denken: — Herz, um wahr zu handeln.

Der Geiſt kann durch Vorſtellungen und Gefühle —
das Herz durch Empfindungen und Thaten geleitet werden.

Die Wiſſenſchaften und Künſte zeigen uns die Art zu belehren, die Art zu rühren.

Belehrung iſt für den Geiſt — Rührung für das Herz. — Alles was ein Gegenſtand der Wiſſenſchaften und Künſte iſt, hat zum Zweck — zu belehren oder zu rühren.

Man ſucht die Menſchen durch den Verſtand einer Wahrheit näher zu führen — oder ihr Herz und ihre Empfindung durch falſchen Schein zu unterjochen. — Der Verſtand bewegt — das Herz reißt hin.

Wenn der Menſch belehren will, ſo muß er alles Mögliche in der Natur aufſuchen, um ſeinen Gegenſtand mit der Ordnung der Natur zu identifiziren, und nach Geſtalt dieſer Identität iſt — Bewunderung, Hinreiſſen, Ueberzeugung das Reſultat.

Wenn er dieſe Identität erreicht hat, ſo muß ſeine Bemühung dahin gehen, die Natur-Identifikation des Geiſtes mit den Empfindungen des Individuums in Einheit zu bringen, und —— das Reſultat iſt Rührung.

Wenn man belehren will, muß man Wahrheiten mit dem Verſtand des Lernenden identifiziren: — wenn man rühren will, ſo müſſen die Wahrheiten mit dem Herzen des andern identifizirt werden.

Der Verſtand bedient ſich der Vorſtellungen von Glückſeligkeit, Zufriedenheit, Vergnügen, und ſucht ſie im Guten, Wahren und Schönen anſchaulich zu machen.

Der Verſtand bedient ſich der Empfindungen, um die Hoffnung von Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen durch die Macht der Einbildung zu realiſiren und ſie koſtend zu machen, und — der Erfolg iſt Belehrung und Rührung.

Die Grundregeln aus der menſchlichen Natur genommen ſind dieſe:

Wenn ich einem andern etwas verſtändlich machen will, ſo muß ich die Belehrung aus ſeinem Verſtand holen: —

Wenn ich einen Menſchen etwas fühlen und empfinden laſſen will, ſo muß ich Gefühl und Empfindung aus ſeinem Herzen holen.

Der Maaßſtab der Belehrung beſteht darin, daß ich die Verſtandeskräfte des andern kenne:

Der Maaßſtab der Empfindung, daß ich ſeine Empfindungen kenne.

Es giebt allgemeine Verſtandeskräfte, die einem jeden Menſchen gemein ſind; und es giebt allgemeine Empfindungen, die jedem Menſchen gemein ſind.

Es giebt beſondere Verſtandskräfte, die nur einem Individuo nach ſeinem Verſtande, Temperament ꝛc. angemeſſen ſind.

Jede Belehrung muß ſukzeſſiv geſchehen. Man erlangt den Zweck der ſukzeſſiven Belehrung durch ſtufenweiſe Verbindung einer Idee, durch Mittelideen mit einer andern.

Jede Herzensrührung muß ſukzeſſiv geſchehen. Man erlangt den Zweck der ſukzeſſiven Rührung durch Verbindung einer Empfindung durch Mittelempfindung mit einer andern.

Die Geſetze der Belehrung und Rührung ſind die nämlichen.

Der Menſch denkt,
begehrt,
handelt,
empfindet.

Im Denken beſteht ſein Vernunftsvermögen, ſein Rationale,

im Begehren ſein Begehrungsvermögen. Concupiſcibilität,

im Empfinden ſeine Iraſcibilität, oder ſein Begehren nach Luſt, und Abſcheu vor Unluſt.

Der Antheil des erſtern iſt Irrthum und Wahrheit.

Der Antheil des zweyten Gutes und Böſes.

Der Antheil des dritten iſt Luſt und Unluſt.

Irrthum oder Wahrheit leiten den Verſtand; — Gutes oder Böſes den Willen, — Luſt oder Unluſt die Empfindungen.

So wird Verſtand, Wille und Handlung beterminirt.

Der Verſtand fügt ſich nach Einſichten von Wahrheit und Irrthum. Der Wille nach Neigungen zum Guten und Böſen. Die Handlungen nach Empfindung von Luſt und Unluſt.

Der Verſtand ſoll durch das Gefühl des Guten determinirt werden. Der Wille durch das Gefühl vom Wahren. Die Handlungen durch das Gefühl vom Schönen.

Der Menſch will Wahrheit — Erkenntniß für den Verſtand; er will Gutes für das Herz; er will Luſt für ſeine Empfindung.

Dieß ſind die Naturtriebe der Selbſtliebe, wodurch das ewige Urweſen der Dinge die Menſchen durch ſich ſelbſt zu ihrer Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen führen will.

Allein die verkehrte Ordnung der Welt erſchwert dem Menſchen dieſe einfache Wege; ſie hindert ſeinen Verſtand das Gute zu erkennen, weil ſie ihm überall ſtatt einem reellen Gut nur ein eingebildetes vorſtellt, und allen Werth des Verſtandes in Dinge ſetzt, die der wahre Verſtand verachtet. — Sie hindert ſein Herz das Wahre zu wollen, weil ſie ſeinen Willen durch Chimären von Gegenſtänden reizet, die keine Wahrheit in ſich haben, da ſie allen Werth des Herzens in Dinge ſetzt, die für den Weiſen

ſen von keinem Werth ſind. Sie hindert endlich den Menſchen nach Ordnung zu handeln, weil der gröſste Theil mehr Luſt in der Unordnung findet als in der Ordnung, und weil alles Gute erſchwert wird, zu dem man doch einen Weg von Blumen bahnen ſollte.

Wie iſt es anders möglich? muß die Menſchheit ſich nicht erniedrigen? muß ſie nicht nothwendig herabſinken, bis auf die äuſserſte Stufe der Degradation, wenn man die Vorrechte des menſchlichen Verſtandes auf das ſchändlichſte entheiliget, und den Verſtand als Mittel gebraucht die Menſchen zu verderben?

So werden einſt die Menſchen eine Ordnung auſser Gott machen, und die Huldigung des erſten Urweſens entheiligen. Verſtand, Herz und That werden äuſserſt verdorben werden, und jedes ſich einen Götzen zimmern, dem es zu ſeinem Untergange huldigt.

Die Natur zeigt uns, wie alles Harmoniſche in der ſchönſten Kettenreihe verbunden iſt — — das Gute mit dem Wahren, das Wahre mit dem Schönen, die Kenntniß mit dem Guten, die Wahrheit mit dem Willen, das Schöne mit der Handlung.

Die Natur zeigt uns, wie Erkenntniſſe auf Neigungen, Neigungen auf Empfindungen wirken, und giebt uns den allgemeinen Maaſſtab der Wirkungen des Geiſtes auf den Geiſt, des Herzens auf das Herz.

Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst sind drey unzertrennliche Schwestern, die des Menschen Gedanken, Willen und Handlung leiten, und ihn zum Guten, Wahren und Schönen führen, wo er sein Glück, seine Zufriedenheit und sein Vergnügen findet.

Rein denken ist die größte Glückseligkeit eines denkenden Wesens. Wahr wirken die größte Zufriedenheit eines wollenden Wesens. Schön handeln die größte Wonne eines handelnden Wesens.

Licht ist Bedürfniß des menschlichen Verstandes. Gefühle und Empfindungen sind die Bedürfnisse des Herzens, und Licht und Wärme findet man nur in der Sonne der ewigen Ordnung.

Wer das Ringen nach Licht, das Bedürfniß der Empfindung zu unterdrücken sucht, der kennt den menschlichen Geist und das Herz des Menschen nicht. — Der Weise führt den Verstand und leitet das Herz; der Thor sucht beyde zu unterdrücken.

Wissenschaften und Künste werden also nie schädlich werden, wie sie in der Natur aus der Hand des Schöpfers als Mittel zur Menschenbildung kamen. Der Mißbrauch setzt ihre Würde herab, denn da erst der Mensch sein Interesse zum Zweck der Wissenschaft, sein Selbst zum Zweck der Künste macht, wird die Ordnung verkehrt, die Harmonie gestört werden.

O Menſchen! lernet doch den Zweck euerer Beſtimmung einſehen! Mißbraucht die Geſchenke des Schöpfers nicht, die er zu euerm Wohl euern Händen anvertraute! — Lernet die Baſis euerer Glückſeligkeit, euerer Zufriedenheit, euers Vergnügens kennen. Sie liegt in euerm Geiſt, wenn dieſer aufmerkſam auf die Winke der Natur iſt; — ſie liegt in euerm Herzen, wenn euer Herz dieſen Winken folgt.

Aber ſo leitet ein Blinder immer den andern Blinden; die Unordnung will der Ordnung Geſetze vorſchreiben; die Leidenſchaften wollen Leidenſchaften in Schranken ſetzen. Der Menſch iſt eine Idee — ein Gedanke Gottes — der ſchönſte Buchſtabe in der Schöpfung; er trägt den Charakter der Gottheit, ſein Inneres enthüllt die Züge des Worts, das die Einheit ausſprach. Allein verunſtaltet iſt dieſer göttliche Buchſtabe durch falſche Züge der Sinnlichkeit, die ihm ſeine originelle Würde raubten — — verunſtaltet iſt die Idee, die ſo rein aus Gottes Mund kam; die Sinnlichkeit nahm ſie auf, und verdarb ſie durch Zuſätze ihres Selbſt.

Die Beſtimmung des Menſchen iſt daher, daß er ſich von allen fremden Zuſätzen reinige, alle fremde Züge der Irrthümer auslöſche, um wieder reine Idee, reiner Buchſtabe zu werden.

Durch Denken, Wollen und Schaffen ward der Menſch — — der Gedanke, das Wort, die Schrift, der Typus des Urweſens. — Durch Denken, Wollen und Handeln verunſtaltete der

Menſch

Mensch seinen Verstand, seinen Willen, seine Handlung. Er muß also wieder denken, wollen und handeln nach dem Gesetz der Einheit, die ihn dachte, aussprach und schrieb: und wenn sein Denken, sein Wollen und Handeln wieder mit der Einheit vereint ist, so wird er wieder reine Idee, reines Wort, reiner Buchstabe der Gottheit und der Natur.

Darin besteht Menschenberuf und Menschenbestimmung; dahin müssen uns Kenntnisse, Wissenschaften und Künste leiten, dann entsteht jene selige Ordnung, die unsern Kenntnissen Regularität, das Gute unserm Willen, Harmonie dem Wahren, und unsern Handlungen die Proportion des Schönen giebt: — dadurch wird Geist und Herz zu einer Höhe erhoben, die das höchste Ziel aller menschlichen Wünsche ist.

Freylich kann das nicht auf einmal geschehen, die Degradation der Menschheit ist zu groß, des Irrthums ist zu viel: — allein, ehe der Saame in die Erde geworfen wird, muß die Erde vom Unkraut gereinigt, aufgewühlt und empfänglich gemacht werden.

Zu dieser geistigen Umackerung tragen Künste und Wissenschaften das meiste bey; sie veredeln unsere Empfindungen, bilden unser Herz, machen uns empfänglich der Eindrücke des Guten, Wahren und Schönen, und führen uns stufenweise zur Verbesserung unsers ganzen Lebens.

Es iſt genug geſagt — genug für den, der Kraft hat zu denken, und Willen das Gute zu lieben; — für den aber, der weder Geiſt noch Herz hat, und nicht fühlt, für den hat die Natur keine Worte, der Geiſt keine Ueberredung, denn alles, was zur Ordnung führt, iſt Beleidigung für den, der ſeinen Willen zum Geſetz, und ſein Intereſſe zum Zweck machen will.

Einfalt geziemt der Wahrheit; ſie iſt am ſchönſten, wenn ſie in dieſem Kleide erſcheint. Ich habe ſie heute hingeſtellt in ihrer ganzen Natur — ohne redneriſchen Prunk, denn nicht der Prunk meiner Worte, nicht wiſſenſchaftliche Kunſtgriffe aufs menſchliche Herz zu wirken, ſollen der Wahrheit, die ich heut ſagte, Anhänger verſchaffen — — ſie ſelbſt ſoll über Geiſt und Herz ſiegen, und vermag ſie es nicht, was werden ſchwache Worte eines Sterblichen vermögen?

Unendliche Gottheit, die du das Innerſte des Herzens ſiehſt, und weiſt, wie inniglich nahe mir das Wohl aller Menſchen geht — der Stral deines Lichts erleuchte den Sinn, den ich in irdiſche Worte einhüllen mußte, damit ſich die Wahrheit denen, die mir zuhören, darſtelle, wie ſie iſt, und wie ſie rein von dir kömmt.

Laß uns einſehen, daß Künſte und Wiſſenſchaften deine Geſchenke ſind — daß ſie Mittel ſind, uns zu dir zu erheben, uns mit dir zu vereinigen, und wenn das Tagwerk unſerer Beſtimmung vollendet iſt, ſo laß uns in den Hallen

len der Ewigkeit das Fest wieder feyern, das wir heute dem Andenken der Einweihung eines guten Menschen in deine heiligen Geheimnisse gefeyert haben.

Als Aban diese Rede vollendet hatte, nahm er den jungen Kosti beyseite, und sagte; nun ist es Zeit, daß ich dir noch den Bau der grossen Pyramide zeige. Er führte ihn mit Gamma durch einen unterirdischen Gang in eine weite Ebne. Da war ein Grundriß einer großen Pyramide ausgespannt, und verschiedene arbeiteten an dem Bau. Eine Menge Werkzeuge lagen umher, nebst rohen und unzubereiteten Steinen; nur wenige arbeiteten, und legten Hand an die Steine, um sie zum Bau dienlich zu machen.

Alles, was du hier siehst, sagte Aban, ist wieder äußeres Sinnbild von großen innern Wahrheiten. Der Grundriß der großen Pyramide ist der Plan der Weisheit, wodurch alles zur Einheit, zum ersten Princip der Dinge zurückgeführt werden soll. Die Werkzeuge sind Sinnbilder innerer Wahrheiten. Du siehst hier das Winkelmaaß, die Bleywage, den Senkel, den Zirkel, den Hammer, die rohen Steine und die bearbeiteten. Alles ist hier Hieroglyph einer einzigen Wahrheit. Das Winkelmaaß ist das Sinnbild, das alle unsere Handlungen nach Liebe, Wahrheit und Weisheit gerichtet werden sollen; die Bley- oder Wasserwage ist das

Sinn-

Sinnbild, daß wir in den Augen Gottes alle gleich sind, daß wir alle Gott als unsern Vater, und die Menschen ohne Unterschied als unsere Brüder lieben sollen; daß der Unterschied der Stände diese innere Gleichheit nie trennen soll, und daß unsere äußere Vorzüge uns nur dann einen Werth geben, wenn wir sie zum Wohl der Menschen, unserer Brüder, gebrauchen.

Wie Gott alle Menschen liebt, für das Wohl aller wacht, so muß der gute Mensch, der ihm ähnlich werden will, im ganzen Menschengeschlecht, ohne Rücksicht auf Convention und Gewohnheit jeden Einzeln als Gottes Kind, als einen Mitberufenen zur Seligkeit ansehen und behandeln.

Der Hammer ist das Sinnbild unsers äussern Bestrebens. Unser Verstand muß suchen, unser Wille begehren, unsere Handlung anklopfen: denn, wenn Verstand, Wille und Handlung vereint ist, so theilt der Innhaber der Weisheit Licht dem Verstand, Kraft dem Willen, und Segen der Handlung mit.

Der Senkel ist das Sinnbild der Dauer unserer Handlungen, die nur alsdenn bleibend werden, wenn sie in gerader Linie mit der ewigen Ordnung des Vaters der Lichter stehen.

Der Maaßstab ist das Sinnbild dessen, der die Gleichheit unsers Verstandes, Herzens und unserer Handlungen prüft, ob sie der ewigen Ordnung gemäß sind. Er giebt uns Gesetz, Mittel und Zweck zu erkennen, die nie verwechselt wer-

werden dürfen. Harmonie, Bewegung, Ton — — so sind die Gesetze des Universums. Das erste ist Gesetz, das zweyte Mittel, das dritte Zweck, woraus der Einklang der Dinge entsteht.

Der rohe Stein ist das Sinnbild des Verstandes, der voll Irrthümer ist, — des Herzens, voll unedler Leidenschaften; — der Handlungen, voll des Bösen. — — Aus diesen Steinen müssen nach der ewigen Ordnung regelmäßige Steine, Quadrate zum Bau der Pyramide der Einheit gehauen werden. Verstand, Wille, Handlung und That nach den Gesetzen der Einheit, bilden diese Steine.

Der Zirkel ist das Sinnbild, daß alles aus einem einzigen Mittelpunkt, aus der ewigen Einheit entspringt; — daß sich die Peripherie nach der Energie des Mittelpunkts verhalte; daß alles Aeußere unbeständig, das Innere aber allein bleibend und ewig sey.

Der Cubikstein, worauf die Werkzeuge gewetzt werden, ist das Sinnbild unserer Standhaftigkeit und Achtsamkeit auf uns selbst. Nie dürfen die Werkzeuge zu unsern Arbeiten stumpf werden; Standhaftigkeit und Achtsamkeit muß sie immer schärfen, um nach der ewigen Ordnung thätig zu seyn.

Die Abrisse des Grundplans sind die Sinnbilder der guten Beyspiele unserer Sitten, der Arbeiten unsers Verstandes, unsers Herzens, und unserer Handlungen, wodurch andere von Irrthümern, Leidenschaften und Lastern abgelei-

leiter, und auf die Wege der Ordnung nach dem Gesetz der Einheit geführt werden.

Nach diesem nämlichen Gesetz, Kosti! mußt du deinen Regierungsplan einrichten, wenn deine Krone heilig, dein Scepter mächtig, und dein Thron unerschütterlich seyn soll. Sieh, in dieser güldenen Kiste liegt der Grundplan der wahren Menschenregierung. Weise entwarfen ihn nach ewigen Gesetzen der Ordnung, und gute Könige befolgten ihn.

Aban öffnete die güldene Kiste, und auf Tafeln von Perlmutter stund folgender Plan in güldenen Buchstaben.

Lerne Gott kennen und die Natur —
Gott, als Princip der Kräfte, —
die Natur als Kraftäußerung.
Diese Urkraft, als sie schuf, mußte
die Macht haben, schaffen zu können,
den Willen, zu schaffen,
und hat endlich wirklich geschaffen.
Allmacht und Liebe waren daher —
die erste geistige Kraftäußerung —
Allmacht als Kraft, Liebe als Motiv.
Gott selbst als Kraft war —
das Gesetz der Schöpfung,
Liebe das Mittel,
Wahrheit der Zweck.
Als die Schöpfung da war, war
Liebe Gesetz, Wahrheit Mittel, Weisheit Zweck, woraus alles entspringt, was in der Natur ist, nämlich:

Im Geistigen — — Gesetz, Mittel, Zweck.
Im Innern — — Ursache, Wirkung, Folge.
Im Physischen — — Kraft, Organ, Form.

Liebe Gott — liebe deinen Nächsten — liebe dich — darin liegt die Basis aller Gesetze.

Liebe Gott — ist Gesetz —
liebe den Nächsten — Mittel —
liebe dich — Zweck

in den Gesetzen der Ordnung, denn ich liebe mich nur wahrhaft selbst, wenn ich Gott und den Nächsten liebe.

Da nun Liebe das Hauptgesetz aller Dinge ist, so muß man wissen,

1) Was die Liebe Gottes gegen das Geschöpf,

2) die Liebe des Geschöpfes gegen Gott; und

3) die Liebe des Geschöpfes gegen sich und gegen das Geschöpf ist.

Liebe in Gott ist das Motiv, das das erste Princip des Guten determiniren konnte, nach unveränderlichen Gesetzen seiner Einheit Geschöpfe außer sich zu schaffen, um sich wieder mit seinem Selbst zu gleicher Glückseligkeit zu vereinigen.

Die Liebe des Geschöpfes gegen Gott ist das Motiv der Selbstthätigkeit, das ein vernünftiges Wesen außer Gott determinirt, sich mit der Urquelle seiner Wesenheit wieder zu vereinigen.

Näch-

Nächstenliebe ist das Motiv der Selbstthätigkeit vernünftiger Wesen, ihre Selbstliebe und ihr Interesse mit der Selbstliebe und dem Interesse anderer Geschöpfe außer ihnen, zu gleichem Zweck von Glückseligkeit, Zufriedenheit und Vergnügen zu vereinigen, nach der ewigen Ordnung der Alliebe; und das Vollziehen dieser Nächstenliebe ist wahre Selbstliebe.

Hiedurch werden

1) Liebe,
2) Wahrheit, und
3) Weisheit

die ersten Kraftäußerungen der Einheit, die Basis aller intellektueller Progressionen, denn die Liebe erhält erst durch die Wahrheit ihre Wirkung, und durch die Weisheit ihre Realisation. Daher müssen

Liebe,
Wahrheit, und
Weisheit

die ersten Kraftäußerungen der Einheit —

1) Verstand,
2) Wille,
3) Handlung des Menschen
1) Gesetz,
2) Mittel,
3) Zweck

seyn. Hieraus entspringt

1) das Gute,
2) das Wahre,
3) das Schöne,

woraus

1) Glückseligkeit,
2) Zufriedenheit,
3) Vergnügen

für den Menschen die Folge ist, denn sein

1) Verstandesvermögen,
2) Begehrungsvermögen,
3) Abscheuvermögen

kömmt unter das Gesetz der ewigen Ordnung, wodurch der Mensch

1) durch den Verstand — Meinungen und Vorurtheile;
2) durch den Willen — Irrthümer und Leidenschaften —
3) durch die Handlungen — Verbrechen und Laster

beherrschen lernt, und hiedurch

1) ein guter Mensch,
2) ein guter Hausvater,
3) ein guter Bürger

wird, denn

1) Klugheit wird seinen Verstand,
2) Bescheidenheit seinen Willen,
3) Mäßigung seine Handlungen

leiten. Er wird

1) treu den Gesetzen,
2) treu dem Fürsten,
3) treu dem Vaterland

seyn. Zu dieser Größe der Menschenbildung trägt bey

1) Ver-

1) Verſtandesbildung,
2) Herzensbildung,
3) Bildung der Handlungen.

Verſtandesbildung muß geſchehen durch
1) ächte Aufklärung,

Herzensbildung wird bewirkt
2) durch Erziehung.

Die Bildung der Handlungen geſchieht
3) durch Beyſpiele.

Zur Bildung des Verſtandes trägt bey
1) ächte Kenntniß Gottes und der Natur.

Zur Bildung des Herzens
2) bildende Künſte und Wiſſenſchaften.

Zur Bildung der Handlungen
3) praktiſche Philoſophie.

Hiezu müſſen beytragen
1) der Fürſt,
2) der Prieſter,
3) der Laye.
1) Durch Sittlichkeit,
2) Wiſſenſchaft,
3) Kunſt. Durch
1) gleiche Denkart,
2) gleichen Willen,
3) gleiche Handlung.

Hiedurch entſteht
1) die wiſſenſchaftliche,
2) die ſittliche,
3) die bürgerliche Ordnung nach
1) gleichem Geſetze des Verſtandes
2) gleichem Mittel des Willens

3) gleichem Zweck der Handlung
zur
1) allgemeinen Glückſeligkeit,
2) allgemeinen Zufriedenheit,
3) zum allgemeinen Vergnügen
des
1) einzelnen Menſchen,
2) der Familien,
3) des ganzen Staats.

In dieſen ewigen Geſetzen beſteht die ganze Regierungswiſſenſchaft —
1) die Güte und Glückſeligkeit,
2) die Stärke,
3) die Schönheit eines Staats;
denn

1) durch Vereinigung des Verſtandes aller nach den Geſetzen der Ordnung der reinſten Vernunft wird er — der weiſeſte Staat.

2) Durch Vereinigung des Willens aller nach den Geſetzen der Ordnung der ewigen Selbſtthätigkeit — der mächtigſte Staat.

3) Durch Vereinigung der Handlungen aller nach den Geſetzen der ewigen Wirkſamkeit — der unüberwindlichſte Staat.

Je mehr ſich ein Staat den ewigen Geſetzen der Natur nähert, deſto unüberwindlicher wird er ſeyn, denn
1) Unveränderlichkeit,
2) Einigkeit, und
3) Dauer
ſind dieſen ewigen Geſetzen eigen.

Der Menſch iſt leicht zum Guten zu leiten, wenn man ſein Weſen ſtudirt hat. Er iſt

1) ein denkendes,
2) ein wollendes
3) ein fühlendes Weſen.
1) Verſtand,
2) Wille,
3) Thätigkeit

ſind ſeine innere Beſtandtheile.

1) Begriffe leiten ſeinen Verſtand.
2) Gefühle ſeinen Willen.
3) Empfindungen ſeine Handlung.

1) Sein Verſtand hat ein Bedürfniß nach Licht.

2) Sein Wille hat ein Bedürfniß nach Wahrheit.

3) Seine Empfindung hat ein Bedürfniß nach Schönheit und Regelmäßigkeit.

Dieſe Bedürfniſſe dürfen im Menſchen nicht unterdrückt, ſondern ſie müſſen nach den Geſetzen der Ordnung geleitet werden, nämlich

1) der Verſtand zur Kenntniß Gottes und der Natur.
2) Das Herz zu Gefühlen der Wahrheit.
3) Die Handlungen zu einer richtigen Empfindung der Schönheit.

1) Gott und die Natur müſſen daher die Seele der Geſetze ſeyn —
2) Der Monarch und der Prieſter Mittel —
3) die innere und äußere Glückſeligkeit der Menſchen Zweck.

Dieſe

Dieſe Ordnung darf, und kann nicht verkehrt werden, ohne daß die traurigſten Folgen daraus entſpringen: denn hievon hängen

1) Gleichheit,
2) Freyheit, und
3) Rechte des Menſchen ab.

1) Gleichheit, die in gleichen Anſprüchen auf Glückſeligkeit nach den Geſetzen der Ordnung beſteht.

2) Freyheit, die in ungehinderter Selbſtthätigkeit nach den nämlichen Geſetzen beſteht.

3) Rechte des Menſchen, beſtehend in gleichen Anſprüchen zu Verhinderung unregelmäßiger Handlungen, die

unſere Glückſeligkeit,
unſere Zufriedenheit, und
unſer Vergnügen

ſtören können.

Wird dieſe Ordnung geſtört, ſo entſteht

1) Ungleichheit — Uneinigkeit,
2) Zwang,
3) Unterdrückung — —

1) vom Einzelnen
2) von Familien
3) vom Ganzen

} oder

1) Das erſte erzeugt den Despotismus.
2) Das zweyte die Ariſtokratie.
3) Das dritte die Anarchie — —

überall geſtörte Ordnung, wo die Menſchheit Mittel, das Intereſſe des Mächtigern Zweck, und ſein Wille Geſetz wird.

Keine

Keine von diesen Verfassungen kann bestehen, denn sie sind alle den Gesetzen der Ordnung entgegen; nur die Monarchie allein kann ewig dauern, wenn sie sich den Gesetzen der Natur gemäß verhält, und

ihrem Gesetz
ihrem Mittel und
ihrem Zweck

getreu bleibt, diese Ordnung nie unter einander wirft, nie verkehrt. Der Monarch hat

1) Krone,
2) Scepter, und
3) Thron.

Die Krone die sein Haupt ziert, und worin die Edelgesteine

Liebe,
Wahrheit, und
Weisheit

sind, ist das Sinnbild des Gesetzes.

Der Scepter ist das Sinnbild, daß seine Selbstthätigkeit niemals Gesetz,
Mittel und
Zweck

verkehren soll. Dieß zeigen die drey Theile des Scepters an, als:

die Spitze,
das Mittel,
das Ende.
Güte,
Glückseligkeit und
Ordnung.

Der Thron, worauf er ruht, iſt das Sinnbild der Dauer, die unerſchütterlich ſeyn wird, wenn die Geſetze der Ordnung nie verkehrt werden.

Der Menſch iſt ein inneres und äußeres Weſen: ſein inneres Weſen macht

1) Verſtand,
2) Wille,
3) Handlung.

Sein Aeußeres macht ſein

1) Denken,
2) Wollen,
3) Handeln.

Darin liegen die Kräfte der Menſchenmaſſe. Die Denkkraft leitet den Willen, der Wille die Handlung. Die Ordnung fordert daher, daß

Verſtand,
Wille und
Handlung

nach den Geſetzen der Ordnung geleitet werden. Daraus entſpringt

1) Gottesfurcht,
2) Sitten,
3) Tugend.

1) Gottesfurcht — in richtigen Begriffen von dem erſten Princip.

2) Sitten — aus Uebereinſtimmung des Willens mit den reinen Begriffen von Gott.

3) Tugend — durch Ausübung der Geſetze der Ordnung.

Darin beſteht

1) Religion,
2) Sittlichkeit,

3)

3) Staatsverfaſſung.

Da der Menſch ein inneres und äußeres Weſen iſt, ſo verhalten ſich auch

Religion,

Sittlichkeit, oder geiſtige Verfaſſung,

Staatsverfaſſung oder weltliche Regierung nach dem Innern und Aeußern.

Die Religion theilt ſich

1) in den innern und äußern Cultus eines Urweſens.

Die Sittlichkeit

2) in Theorie und Praktik.

Die Regierung

3) in die geſetzgebende und vollziehende Gewalt.

Ueberall muß nach den Geſetzen der Ordnung das Aeußere mit dem Innern übereinſtimmen — alles muß dahin zielen

1) den Verſtand vom Vielfältigen zum Einfachen,

2) das Herz vom Aeußern zum Innern,

3) die Handlung vom Materiellen zum Geiſtigen

zu leiten. Geſchieht dieſes nicht, ſo entſteht

1) Irrreligion,

2) Aberglaube,

3) Unglaube;

und dieſe erzeugen

1) Sittenloſigkeit,

2) Unwiſſenheit,

3) Gottesvergeſſenheit.

1) Vorurtheile und Meinungen,

2) Irr-

2) Irrthümer und Leidenſchaften,
3) Verbrechen und Laſter.
1) Rechthaberey und Diſputirſucht,
2) Heucheley und Fanatismus,
3) Freygeiſterey und Menſchenhaß.

Dieſen Uebeln muß vorgebeugt werden durch

1) Unterricht,
2) Erziehung,
3) Beyſpiele.
1) Staatsunterricht,
2) häuslichen Unterricht,
3) Schulenunterricht:
1) Staatserziehung,
2) häusliche Erziehung,
3) Schulerziehung:
1) Staatsbeyſpiele,
2) Volksbeyſpiele,
3) häusliche Beyſpiele — —

alles muß zu einem Zweck wirken,

1) Unterricht,
2) Wiſſenſchaft,
3) Kunſt.

1) Der Unterricht muß die Sittlichkeit zum Geſetz, das Gute zum Zweck haben.

2) Die Wiſſenſchaft das Gute zum Geſetz, das Wahre zum Zweck.

3) Die Kunſt das Wahre zum Geſetz, das Schöne zum Zweck.

Hiedurch wird

der Verſtand,
das Herz, und
die Handlung

gebil-

gebildet, und der Menſch

durch Unterricht zu reinen Begriffen,

durch Kunſt zu ſchönen Empfindungen geleitet. Denn

1) aus dem Verſtand entſpringt Gutes und Böſes.

2) Aus dem Willen Wahres und Falſches.

3) Aus der Handlung Häßliches und Schönes, Ordentliches und Unordentliches.

Das erſte macht, oder ſtört unſere Glückſeligkeit.

Das zweyte macht, oder ſtört unſere Zufriedenheit.

Das dritte raubt oder fördert unſer Vergnügen.

Wenn nach ſolchen Geſetzen der Einheit regiert wird, ſo wird immer die Macht in den Händen der Regierung ſeyn, denn die Kraft iſt dort, wo Einheit iſt, und wo Einheit iſt, iſt nichts überwiegend.

Statt Eigendünkel und Meinung wird Weisheit;

ſtatt Vorurtheile und Irrthümer wird Wahrheit;

ſtatt Verbrechen und Laſter werden Sitten und Tugend

herrſchen.

Der Unterſchied der Menſchen wird blos

in Tugend,

in Genie und

in Thaten beſtehen.

Der

Der Menſch wird

1) nach Ordnung denken,

2) nach Ordnung wollen,

3) nach Ordnung handeln.

1) Die Vernunft wird ihm die Würde ſeiner Exiſtenz;

2) der Wille die Würde ſeiner Perſon; und

3) Die Handlung die Würde ſeines Standes geben.

1) Die erſte wird ihm Verehrung,

2) Die zweyte Aneiferung,

3) Die dritte Nachahmung

verurſachen, und

die ſittliche,

wiſſenſchaftliche, und

bürgerliche Ordnung

wird nach den Geſetzen der Einheit jene Größe und Stärke erhalten, die außer ihr nicht zu finden iſt.

Macht,

Stärke und

Schönheit

werden das Eigenthum einer ſolchen Regierung ſeyn: denn in einer ſolchen Regierung werden

Gott als das Geſetz,

die Natur als Mittel,

die Menſchheit als Zweck

die Gegenſtände

des Verſtandes,

des Willens, und

der Handlung ſeyn.

1) Gleiche Menſchenachtung wird als Geſetz den Verſtand aller —

2) Glei-

2) Gleiche Liebe als Mittel, das Herz aller
3) gleiches Intereſſe als Zweck die Handlungen aller leiten.

Man wird gütig und gerecht gegen alle Menſchen ſeyn; wie es unſer Vater im Himmel iſt; man wird erkennen, daß

gleiche Organe,
gleiche Gefühle,
gleiche Bedürfniſſe

uns alle unter einander verbinden.

Gleiche Liebe,
gleiche Schätzung,
gleiches Intereſſe

wird daher im Reich der Einheit die Handlungen aller beſtimmen.

Nun, ſagte Aban zu Koſti, nun Jüngling, iſt es Zeit, die größte deiner Beſtimmungen zu erfüllen. Du biſt in den großen Geheimniſſen der Natur eingeweiht; man hat dich in den Geheimniſſen der Prieſterwiſſenſchaften unterrichtet, und in der königlichen Kunſt die Menſchen zu regieren.

Kehre nun zurück und nimm Beſitz von deinem rechtmäßigen Erbtheil, von dem Königreich, das dir dein Vater hinterließ, und regiere dein Volk nach den Geſetzen der ewigen Ordnung. Zieh hin, gerüſtet mit den Waffen der Unſterblichkeit, und beſieg die Feinde, die das Land in Beſitz nahmen. Vertreib ſie aus ihrem Wohnſitz — bau das Heiligthum wieder auf, das ſie entweihten, und regiere nach den ewigen Geſetzen Gottes und der Natur, und leite alles, was dir theuer iſt, zum großen Zwecke der Glückſeligkeit.

Koſti

Kosti erschien nun in seiner Heimat, und seine Feinde flohen vor ihm wie die Vögel der Nacht vor der aufgehenden Sonne, denn der Gottheit Schutz folgte ihm nach. Sein Antlitz verbreitete Furcht unter den Lasterhaften, und die Verbrecher waren entkräftet bey dem Anblick seiner Rüstung. Alles, was bös war, meidete sein Land, denn die Bösen konnten den Blick der Tugend nicht ertragen.

Mit Thränen der Freude empfieng ihn der alte Dahman, der zwar bald seine Tage beschloß, aber noch dem Himmel die Wonne dankte, die er an Kosti erlebt hatte. Gamma besorgte als Priester das Innere des Staats, und richtete es nach den Grundsätzen der innern Ordnung ein. Kosti besorgte das Aeussere als König, und vereinigte es so genau mit dem Innern, daß Gamma ein königlicher Priester, und Kosti ein priesterlicher König war. Ihr Verstand, ihr Wille und ihre Handlungen waren Eins, und bildeten mit der reinsten Vernunft, dem Willen und der Selbstthätigkeit, der Urkraft aller Kräfte, nur eine Einheit. —

Ihr Glück war das Glück des Ganzen — ihre Zufriedenheit die Zufriedenheit aller — ihr Vergnügen das Vergnügen von jedem.

Meinungen, Vorurtheile und Irrthümer waren aus der Gegend verbannt, wo Kosti und Gamma herrschten; Eintracht und Liebe schützten das Glück auer, und man nannte Kosti's Regierung die Regierung der Liebe, im Land der Wahrheit.

Der

Pudelhund.

Ein

Luſtſpiel

in

einem Aufzuge,

von

K. von Eckartshauſen.

Mit Begnehmigung der churfürſtl. Bücher-Cenſur-Specialkommiſſion.

München,
bey Joſeph Lentner. 1800.

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN

Perſonen.

Baron Adolph.

Marie, ſeine Tochter.

Junker Felden.

Lindenberg, Mariens Liebhaber.

Roſalie, Mariens Kammer-Mädchen.

Anton, ein Bauernjunge.

Ein Ziegenhirt.

Ein Baader.

Ein Jäger.

Die Handlung geht vor in dem Schloße des B. Adolphs und der Gegend deſſelben.

Erſter Auftritt.

Das Theater ſtellt eine Gegend des Dorfes vor.

Lindenberg. Anton.

Anton.

Guten Tag, Herr Lindenberg!

Lindenberg. Für mich ſind die guten Tage alle vorüber. Wünſch' mir eine gute Nacht, Junge! denn ich möchte ſchlafen — ewig ſchlafen.

Anton. Schon wieder traurig?

Lindenberg. Ja, traurig, und ſehr traurig. Wahrlich! ich habe keine Urſache fröhlich zu ſeyn. O guter Junge! glücklich du, wenn du nicht fühlſt — noch glücklicher, wenn du nicht liebſt.

Anton. Ach, Liebe macht die Glückſeligkeit eines Menſchen. Ohne Liebe könnte Anton nicht leben. Ich will und ich muß lieben.

Lindenberg. Wenn du lieben willst, so liebe Gott und die Natur, aber keine Geschöpfe, wenn du auf Gegenliebe rechnest. Du findest auf dieser weiten Erde kein Wesen, das dich mit Gegenliebe lohnt. Feinere Empfindungen sind nicht für diese Welt. Weist du was? — Wenn du ein Herz hast, so laß dir dieses Herz heraus reißen, zerstückle es in 4 Theile, und schicke einen nach Aufgang, den andern nach Untergang, und die beyden andern nach Mittag und Mitternacht, und freue dich dann, daß du deines Herzens los geworden bist, denn die Menschen werden dich quälen.

Anton. Ah, das will ich wohl bleiben lassen.

Lindenb. Wenn du das nicht willst, so wünsch ich dir, daß sich dein Herz in Stein verwandle, damit es die Ungerechtigkeiten nicht fühle, mit welchen die Menschen deine Liebe lohnen.

Anton. Was ist Ihnen denn wiederfahren, Herr Lindenberg, daß Sie so äußerst aufgebracht sind?

Lindenb. Aufgebracht! Da betrügst du dich; aufgebracht bin ich nicht; aber ich leide, und kann Niemanden meine Leiden klagen. Nur die Natur ist theilnehmend an meinem Schmerze; mütterlich gütig nimmt sie meine Thränen auf, und ohne Vorwürfe

se

se hört sie meine Klagen. Ich spreche mit Bäumen und mit Blumen, und es däucht mich, als antworteten mir Bäume und Blumen, und flüsterten mir Trost zu, den ich vergebens bey Menschen suche. Ich fürchte mich ordentlich, wenn ich eine Menschengestalt sehe. Merke dir das, Junge! Unter tausenden ist nicht einer, der denkt, und unter 10000 nicht einer, der denkt und fühlt. — Wenn du schreiben kannst, so schreib dir diesen Satz in deine Schreibtafel, und wenn du Kinder hast, so lehre sie früh diesen Satz, damit sie nicht betrogen werden. — Leb wohl.

Anton. Aufschreiben will ichs, aber fort dürfen Sie mir nicht. Wenn unter hundert tausend nicht einer ist, der denkt und fühlt, so will ich Ihnen zeigen, daß Sie an mir diesen Einen gefunden haben. Ihr Zustand geht mir nahe — so nahe, als wenn er mich selbst beträfe. Ich bin ein roher Junge; aber ein gutes Herz habe ich, und vertausche es nicht um eines Junkers Herz. — Leiden kann ich kein Geschöpf sehen, das lebt. — Jüngst saß unsers Nachbars Katze auf dem Holz-Stocke; die Sonne schien warm, und das Thier wärmte sich im Sonnenscheine. Ausgestreckt lag es da, und fühlte wohllüstig die Gutthat der erwärmenden Strahlen. Ich sah mit inniger Wonne dem Kater zu, und freute mich vom Herzen, daß

ihm

ihm so wohl war, und freute mich so sehr, als wenn ich selbst der Kater gewesen wäre. Da kam Heinzens Fritz, ein loser Bube, und warf mit Steinen nach der Katze. Schnell wie ein Blitz war ich da, und hatte den Buben beym Haare. Schelm! sagte ich, was that dir das arme Thier, daß du ihm seine Lust raubst? — Weil ich noch ein Bube war, und wenn der Wind ein Bäumchen bog, gab ich dem Bäumchen eine Stütze, daß es nicht brach. Wenn ich ein Würmchen auf dem Wege fand, legt, ich es ins Gras, damit es nicht zertretten wurde, und im Wirthshause, wenn die Fliegen so ins Bier fielen, unterhielt ich mich, zog sie heraus, legte sie in die Sonne, streute Salz darauf, und freute mich wieder, weñ sie auflebten. Die Bauernjungen lachten oft über mich, aber ich ließ sie lachen, und dachte, ihr verstehet das Ding nicht; auch eine Mücke lebt und genießt, und ihr würdet nicht lachen, wenn ihr wüßtet, was Lebens-Genuß ist. Tödten kann ein Stein der vom Berge herabrollt, aber lebendig machen kann nur ein Gott. Ein Insekt kann schaden, aber glücklich machen kann nur ein guter Mensch.

Linderb. O Junge! laß dich umarmen! Wer hat dich diese Philosophie gelehrt? in welchem Buche hast du diese Grundsätze studiert?

Amt.

Anton. Mit Büchern hab ich mich nie viel aufgehalten, denn ich glaube, es giebt ein großes Buch, aus dem alle übrige Bücher abgeschrieben sind, und dieses Buch ist die Natur. Auch habe ich mich nie gern an die Buchstaben gehalten, sondern lieber an die Sache selbst. Ich bemerkte bald, daß die gelehrten Herrn so vieles verhunzen, und ich buchstabirte daher lieber die großen Buchstaben, die so schön auf Gottes weiter Schöpfung stehen.

Lindenb. Du redest sehr wahr, Junge! aber wer führte dich auf diese große Gedanken.

Anton. Mein Herz und die Liebe.

Lindenb. Liebst du?

Anton. Sie fragen? — Wer kann ein Herz haben, und nicht lieben? Wer kann die Auftritte der Natur sehen, und nicht lieben?

Lindenb. Wen liebst du denn?

Anton. Ein Geschöpf, das die Natur zur Liebe geschaffen hat — ein Mädchen, das denkt, wie ich, das fühlt, wie ich fühle, das empfindet, wie ich empfinde, das mit mir Leiden und Freuden theilet, mit mir die schöne Sonne aufgehen und untergehen sieht, und die Thräne aus meinem Auge wischt, die wir manchmal der Güte des Schöpfers weinen.

Lindenb. Wo fandst du denn dieses Geschöpf.

Ant. Da, wo es vielleicht Niemand ge-ſucht hätte, in einer kleinen niedrigen Hütte, wo die Tugend ſparſam bey ſchwarzem Bro-de lebt, und ſich mit dem Trunke begnügt, den ihr die Quelle giebt.

Lindenb. Kennt ihr euch einander ſchon lange.

Anton. Das kann ich Ihnen nicht ſa-gen, denn ſeitdem ich Thereſen liebe, kenne ich weder Zeit, noch Maaß, noch Raum. Wenn ich ſtundenlang mein Mädchen ſehe, ſo werden mir dieſe Stunden zu Augenblicken, und wenn ich ſie einen Augenblick vermiſſe, ſo wird mir dieſer Augenblick zu einem Jahre. Sie ſehen alſo, daß ich die Zeit unſerer Lie-be nicht berechnen kann; auch hat die Na-tur kein Maaß, um unſere Empfindungen zu meſſen.

Lindenb. Du biſt ein ſeltner Menſch, Anton!

Anton. Das weiß ich eben nicht, ob ich Ihnen ſelten ſcheine; aber das kann ich Ihnen ſagen, daß meine Seele unzertrenn-lich an meinem Mädchen hängt. Ich bin ganz ein anderer Menſch, ſeitdem ich liebe. Für mich iſt der Tag Nacht, und die Nacht Tag, denn Thereſe iſt meine Sonne; wo ſie iſt, iſt es hell für mein Herz; wo ſie nicht iſt, da iſt dunkle Nacht; der Winter iſt für mich Frühling, wenn ich eine Roſe von

ihren

ihren Armen breche; ich sehe, höre und fühle nichts als sie; wenn der Sturmwind brauſt, der Donner rollt, so gebietet ihre Stimme den Elementen; ich wollte alle Schreckensbilder der Natur in ihren Armen vergessen, nichts fühlen, als das Glück bey ihr zu seyn.

Lindenb. Du bist also sehr glücklich?

Anton. Wie können Sie fragen? — Welch ein heiliges Geschenk der Gottheit ist nicht die Liebe gleichgestimmter Seelen! — Was gleicht der Wonne, die sie unserm Herzen gewährt? — Nur für sie zu leben ist der erste und letzte Gedanke jedes Tages. Sehen Sie mein lieber Herr Lindenberg! diesem Mädchen bin ich meine ganze Glückseligkeit schuldig. Sie hat mein Herz gebildet, und ich das ihrige, und wir beyde haben uns miteinander gebildet. Sie hat einen alten Vater, und sie pflegt zärtlich seines Alters, ich habe eine alte Mutter, und warte meiner alten Mutter mit gleicher Sorgfalt. Wenn Theresens Vater Holz in seiner Hütte nöthig hat, so trag ich ihm Holz zu, und pflüge sein Feld, um die Tage seines Alters zu erleichtern. Thereſe ist mittlerweile bey meiner Mutter, und besorgt ihre kleine Wirthschaft. Am Abende kommen wir oft alle zusamen, und geniessen die sanfte Ruhe der Abenddämmerung in den Armen der Freundschaft. Wir

sprechen

sprechen nicht viel, aber wir sehen uns so an, Hand in Hand, und was uns unsere Blicke sagen, könnte man nicht in großen — großen Büchern beschreiben.

Lindenb. Thereſe iſt alſo dein Weib?

Anton. Nein, Herr! mein Weib iſt ſie nicht; unſere häusliche Umſtände erlauben uns noch nicht zu heiraten. — Dieſes kränkt uns freilich manchen Tag, denn Thereſens Vater möchte wohl einen Enkel von uns ſehen; aber in Gottes Namen! das kann nicht ſeyn; es wird ſich aber doch geben. Wir lieben und harren.

Lindenb. Wird aber Thereſe dir wohl ausharren?

Anton. Wenn Sie zweifeln, Herr, ſo kennen Sie die Liebe nicht. Harren können — das iſt der Probierſtein der Liebe; wer nicht harrt, der liebt nicht, und hat nie geliebt. Merken Sie ſich das zum Satze, Herr Lindenberg! und ſchreiben Sies auch in ihre Schreibtafel.

Lindenb. Wunderlicher Menſch! Die Vorſehung wollte, daß ich dich fand, vielleicht um dich glücklich zu machen. — Was bedarfſt du?

Anton. Vieles und Nichts.

Lindenb. Was willſt du damit ſagen?

Anton. Vieles, weil ich das nicht haben kann, wodurch ich eine Familie ernähren

ren könnte; und Nichts, weil ich auch, wenn ich alles hätte, ohne meinen innern Empfindungen für Thereſen nicht glücklich ſeyn könnte. Unweit der Hütte von Thereſens Vater liegt ein Acker; wenn dieſer mein wäre, ſo könnte ich wohl auch Kinder erzeugen, und meiner Mutter Enkel geben; aber der Acker gehört nicht mein — ich will nicht daran denken.

Lindenb. Er ſoll dein ſeyn — er ſoll dein werden. Guter Mann! du bedarfſt ſo wenig zu deinen Glücke; es wäre unmenſchlich dir nicht zu helfen, da man dir ſo leicht helfen kann.

Anton. Herr! was kann ich Ihnen ſagen? Mein Dank hat keine Worte. Geben Sie mir ihre Hand, fühlen Sie mein Herz, wie es vor Freude pocht; ſehen Sie die Thräne, die in meinen Auge ſteht, und ſtellen Sie ſich vor, wie glücklich meine alte Mutter, wie glücklich Thereſens Vater ſeyn wird, und alle dieſe Freudenthränen ſeyen ihr Lohn. Ich eile, und Dank und Seegen bring ich Ihnen bey meiner Wiederkunft. ab.

Zweyter Auftritt.

Lindenberg allein.

Es bleibt immer innigliche Seelenwonne die Thränen eines Unglücklichen zu trocknen, wenn auch

auch gleich in unſerm Auge eine Thräne des Kummers zieht. — Glücklich wirſt du ſeyn, guter Junge! in den Armen deiner Thereſe; aber für mich iſt nichts als Leiden. O daß ich doch nie die Erde geſehen hätte, wo ſie wandelte! O daß der erſte Blick mich getödtet hätte, den ſie mir zuwarf! daß der erſte Kuß, den ſie mir gab, mein ganzes Weſen zernichtet hätte! welch eine Ewigkeit von Leiden öffnet ſich mir! Die, die meine Seele anbetete, iſt für mich ohne Hofnung verloren; ſie, die die Freude meines ganzen Lebens machte, werde ich bald in den Armen eines Andern ſehen, mit dem ſie jede Lebensfreude theilt, und der ſie nie lieben wird, wie ſie Lindenberg geliebt hat. — Und ich ſoll noch ſeyn! ſoll leben, um dieſen Gedanken durch martervolle Jahre zuertragen! — Ich ſoll jeden Tag die Sonne aufgehen ſehen, um mich der Fülle meines Unglücks zu erinnern, ſoll Jahre lang die Sterne ober mir glänzen ſehen, und mich erinnern, wie glücklich ich war, als ſie an manchen Abend mir ihre Liebe zuſicherte! — Ach! das wäre eine Hölle für mich. Das Maaß meiner Leiden iſt voll; ich werde dieſen Zuſtand nicht überleben.

Drit-

Dritter Auftritt.

Lindenberg. Roſalie.

Roſalie. Eben recht, Herr Lindenberg, daß ich Sie treffe. Hier iſt ein Billet an Sie von Fräulein Marie.

Lindenb. (Er öfnet das Billet und lieſt) Gott im Himmel! Ich ſollte ſie nicht mehr ſehen — nicht mehr ſprechen!

Roſalie. Sie will es ſo.

Lindenb. Marie kann dieſes nicht wollen; ſie, an der meine ganze Glückſeligkeit hängt, die die einzige Freude meines Lebens war, die ich ſo innig liebte — Marie kann dieſes nicht wollen.

Roſalie. Zeit und Umſtände ändern ſich.

Lindenb. Zeit und Umſtände! — Als wenn die Liebe ſich durch Zeit und Umſtände beſchränken ließe. Ach! Sie müſſen nicht wiſſen, was Liebe iſt. Auch ſprechen Sie mir mit einer ſo eiskalten Miene — nein, Mädchen! Sie müſſen nie geliebt haben. O wie glücklich war ich durch den Umgang der guten Marie! Gute Seelen würden ſich über unſere Gefühle gefreuet haben, wie ſich die Engel freuen über das reine Gefühl tugendhafter Sterblichen. Ich liebte Marien wie meine Schweſter, wie eine Heilige, mit Ehrfurcht näherte ich mich ihren Blicken, wie man ſich einer Gottheit nahet. Ein

Wink

Wink von ihr machte aus mir alles, was sie wollte! — o ich fühlte mich so ganz glücklich — ich war edler, besser, seitdem ich sie kannte; sehnte mich mit der Menschheit wieder aus, und die Welt ward mir zum Paradies. Feuriger war mein Gebet, wärmer mein Herz zur Bruderliebe, alle Menschen hätte ich glücklich machen wollen, jeden an mein Herz drücken und ihm sagen: fühle, dieses Herz schlägt für dich, es würde aber nicht für dich schlagen, wenn es nicht ein gutes Geschöpf liebte wie Marien. Ah! was vermag die Liebe nicht über gute Herzen!

Rosalie. Sie müßen sich trösten, Sie haben Vernunft um sich in ihr Verhängniß zu schicken.

Lindenb. O wie wenig kennst du doch Mädchen das Herz des Menschen! Glaubst du wohl, Mariens Name stehe in meinem Herzen, wie ein Name, den man mit einer Kreide auf die Tafel schreibt, und den ein Schwamm wieder auslöschen kann? — O tief steht sie da in meiner Seele geschrieben mit Buchstaben von Feuer, die nie verlöschen werden, so lang dieses Herz noch schlägt.

Rosalie. Hahaha! Die Liebhaber führen doch alle die nämliche Sprache. Ich kann mich noch wohl erinnern, daß ich auch einen Liebhaber hatte, der mir fast das nemliche vorsagwätzte.

Linden.

Lindenb. Albernes Ding! Dich hat nie ein empfindsames Herz geliebt. Hätteſt du eine fühlbare Seele, ſo hätten dich meine Leiden rühren müßen; aber ſo ſtund nie ein Zug von Gefühl an deiner Stirne. Deine Bildung gleicht einer Statue aus Holz; ſie mag wohl gut geſchnitzelt ſein, aber es fehlt ihr an einer Seele.

Roſalie. Was verlieren Sie aber auch an Fräulein Marien? Es giebt ja wohl noch andere ſchöne Mädchen in der Welt, und wenn ſie die Augen aufſperren wollten, ſo könnten Sie ſehen, daß unſer Eines auch nicht zu verachten iſt.

Lindenb. Wer ſich einmal für einen Gegenſtand erklärt hat, dem ſind alle übrige gleichgültig. Thörin! gieb mir eine zweyte Marie, und ich will glücklich ſeyn; aber wo findeſt du ſie? Ich hieng nicht an der Larve, ich hieng an Mariens Seele. Wenn Krankheit und Alter ihre Züge verwüſtet hätten, wenn ihre edle Hülle unter den Unfällen der Zeit ſänke, ſo würde ich Marien noch immer lieben, wie ich ſie liebte, denn ihr Herz wird immer das nämliche ſeyn. Aber laß mich nun, und ſtöre meine Seele nicht, die zu andern Empfindungen geſtimmt iſt, durch deine höhniſche Miene.

Rosalie. Ich bedaure Sie; aber Sie werden mir doch gestehen daß ein Mädchen wie ich auch gern versorgt wäre.

Lindenb. Verstehst du was? Wenn du lieben wilst, so lieb du einen Gliedbeutel, der empfindet nichts, und kann dich zu gleicher Zeit glücklich machen. Wenn du ihn ausgeleert hast, so kannst du ihn wieder in einen Winkel werfen, und er wird sich seiner Thorheiten halber nicht kränken. Findest du aber einen Mann, der ein Herz hat, das lodern ist, so nimm ihn — du wirst ihn nicht unglücklich machen.

Rosalie. Sie müssen mir aber doch gestehen, daß ich ein schönes paar Augen habe.

Lindenb. O ja! sie glänzen wie ein Meteor, nur Schade, daß sie nicht sprechen; ich liebe aber Marien.

Rosalie. Ich bin ja doch nicht so übel gewachsen?

Lindenb. Du bist schlank wie eine Rebe; aber ich liebe Marien.

Rosalie. Meine Wangen sind doch auch roth?

Lindenb. O ja, wie eine Rose; deine Lippen sind Corallen; dein Busen ist Alabaster, deine Hände sind Atlas; — du bist ein Meisterstück der Natur, du bist eine Venus; aber geh, ich liebe Marien, und fühle nur für sie. — Geh mir sie wieder, wenn

du kannſt, und kannſt du ſie mir nicht geben, ſo laß mich!

Roſalie. So laß mich! — Wie artig! Als wenn unſer eins gar nicht einmal gemacht wäre, Sie zu unterhalten. ab.

Vierter Auftritt.

Lindenberg. Anton.

Anton. Herr! Itzt bin ich wieder bey Ihnen. Ich habs meiner Thereſe, meiner alten Mutter, und Thereſens Vater geſagt, daß ſie uns den Acker kaufen wollen, und daß wir nun glücklich ſeyn werden; und da ſtunden ſie alle um mich herum, und hoben die Hände zum Himmel, und flehten um Segen — über Sie; dann zupfte mich Thereſe am Arme, mein alter Vater beym Rocke, die Mutter bey meiner Weſte — ſie wollten alle wiſſen, wer denn der gute Herr wäre, der uns glücklich machen wolle; ich konnte ihnen nicht genug erzählen. Nun ziehen ſie alle ihr Feyer-Tags-Gewand an, und werden kommen, Ihnen ſelbſt zu danken, und Sie zu bitten, bey uns zu bleiben. Ich will Sie nicht verlaſſen, ſo lang Sie leben, und ſollten Sie auch von hier fortmüſſen, ſo will ich Ihnen nachfolgen wie ein Pudel, und Sie vor allen Gefahren des Lebens ſchützen. Wenn ich nichts als Knochen bey Ihnen ab-

zunagen hätte, so wollt' ich mich bey Ihnen glücklich dünken. Aber wissen Sie was, Herr Lindenberg! bleiben Sie hier; ihre Denkart macht sie in der Stadt ohnehin nicht glücklich; unweit unserm Dorfe ist ein kleines Gütchen zu verkaufen; es wohnen dort gute Leute; wie glücklich würden sie seyn, wenn Sie ihr Gutsherr wären.

Lindenb. Guter Junge! was kann mich glücklich machen, da ich liebe, und das, was mir mein ganzes Glück macht, nicht besitzen kann.

Anton. Sie lieben und sind unglücklich. O sagen Sie mir doch, wen Sie lieben. Wenn dieses holde Geschöpf jenseits des Meeres wohnte, so will ich hinschwimmen, und will es auf meinem Rücken in ihre Arme bringen. Wenn es unter Felsen verborgen wäre, so will ich sie durchbrechen, und sollte es hundert Klafter unter der Erde seyn, so wird Anton wie ein Maulwurf durchwühlen, um seinen Gutthäter glücklich zu machen.

Lindenb. O Freund ich liebe Marien, die Tochter des Baron Adelphs.

Anton. Die Tochter unsers Gutsherren, die sich mit dem Junker Felden dieser Tage verheurathen soll! Beym Himmel, Herr! da muß Weg gemacht werden. Junker Felden soll sie nicht haben, und wenn es mein Leben kosten würde.

Lindenh. Freund! dein Wille ist gut; aber meine Hofnungen sind vergebens. Wenn ich nur so glücklich wäre, sie noch einmal sprechen zu können!

Anton. Für das will ich wohl sorgen. Eben fällt mir ein artiger Gedanke ein. Kommen Sie mit mir, und lassen Sie mich machen. (Beyde ab).

Fünfter Auftritt.

Ein Zimmer in Baron Adolphs Schlosse.

Baron Adolph. Junker Felden. Ein Jäger mit einem Pudel, den er am Stricke führt.

Adolph. Sehen Sie einmal diesen Pudel, mein lieber Herr Schwiegersohn! das ist ein Pudel — so einen Pudel haben Sie in ihrem Leben nicht gesehen. Ich hab viele Pudel gehabt, Schnecken-Pudel, stockhaarige Pudel, langhaarige Pudel, englische Pudel, aber nie einen Pudel, wie dieser Pudel ist. Ins Wasser geht er wie eine Ente, Solo fängt er, wie ein Windhund, er schliest wie ein Dachs und jagt wie ein Gespenst. Er ist ein Spürhund, ein Fanghund, ein Stehhund, ein Leithund, ein Faustthund. Alle Windhunde, alle englische Doggen, alle Dachshunde, alle Bärenbeißer

sind gar keine Hunde gegen diesen Hund. Dieser Pudel ist der Superlativus von allen Pudeln. Ich lieb ihn auch wie mein Leben, eher soll man mir ein Ohrläpplein abschneiden, als meinem Pudel ein Leid zufügen.

Felden. Ja ja, es ist ein trefflicher Hund, Herr Papa.

Adolph. Sehen Sie nur einmal den Hund recht an; es fehlt ihm nichts als die Sprache. Sehen Sie nur, wie er Sie ansieht; ordentlich will er Ihnen gratuliren, daß Sie mein Schwiegersohn werden. Es liegt ihm das Wort auf der Zunge.

Felden. Sie lieben die Hunde, Herr Schwiegerpapa! und ich liebe auf gleiche Art die Katzen; nur mit dem Unterschiede, daß ich ein ordentliches lebendiges Katzenkabinet habe; schwarze Katzen, weiße Katzen, blaue Katzen, rothe Katzen, scheckigte Katzen, gestreifte Katzen, große Katzen, kleine Katzen, dike und dünne Katzen von allerley Art und Gattung. Ich hab von meinem Großvater immer gehört, daß man doch ein wissenschaftliches Amüsement haben müsse. Er hatte eine hübsche Bibliothek, da ich aber weder lesen, noch schreiben kann, und auch lesen und schreiben nicht nöthig habe, so verbrauchte ich diese Bibliothek zu Raketten, und die Pergamente zum Granaten pappen, und verschafte mir ein lebendiges Katzenkabinet. Ich habe Katzen, die mich an 10

Louis-

Louisd'or zu stehen kommen. Indianische Katzen, amerikanische Katzen, Bisam-Katzen und Meerkatzen. Ich halte ihnen ordentliche Meister, Tanz- und Musikmeister, denn da man mir sagte, daß in Schweden einmal eine Katzen-Musik war, so will ich mir das Plaisir machen, meine Katzen auf verschiedenen Instrumenten abrichten zu lassen. Alle Tage speist eine andere Katze mit mir über Tafel, und ihr Fräulein Tochter soll eine rechte Freude haben, wenn sie über Tafel so visávis einer Meerkatze sitzt.

Adolph. Aber mein lieber Herr Schwiegersohn! Hunde sind doch weit edlere Geschöpfe als Katzen.

Felden. Das will ich mir hübsch verbetten haben. Sie werden sich wohl erinnern, daß man im gewöhnlichen Umgange zu sagen pflegt: Ein Bauernhund, ein Metzgerhund, ein Jagdhund; aber von den Katzen spricht man: Eine Schmeichelkatze, eine Hofkatze, ein Kammerkätzchen. Sie sehen also wohl ein, daß die Katzen mehr Nobilität haben.

Adolph. Ich will eben hierüber nicht disputiren, Herr Schwiegersohn! Doch ist es immer gewiß, daß man sagt: Ein treuer Hund und eine falsche Katze.

Felden. Ja, das ist wahr; aber Sie wissen doch auch, daß Henricus Auceps ein

Vogel-

Vogelfänger war, und Domitian ein Mückenfänger, und diese beyde Herrn sind in der Geschichte doch sehr berühmt, und Vögel fangen und Mücken fangen ist auch die Okkupation meiner Katzen, also werden Sie mir wohl eingestehen müssen, daß die Katzen einen weitern Vorzug vor den Hunden haben.

Adolph. Sie sprechen wie ein Buch, mein Herr Schwiegersohn!

Felden. Ja, Herr Papa! in der Katzen-Genealogie soll mir es nicht leicht einer bevorthun. Ich weiß, daß die Katzen unter das Löwen-Geschlecht gerechnet werden, und daß der Löwe der König aller Thiere, nichts anders als eine große Katze ist.

Sechster Auftritt.

Vorige. Anton. Lindenberg.

Anton. Ich komme ganz außer Athem gelaufen. — — Wie mir doch ist! Kaum kann ich sprechen — — So lang ich lebe, ist mir kein so wunderlicher Streich begegnet. — Hahaha! wer könnte sich's wohl einbilden, daß meine Katze so viel Verstand hätte? Geglaubt hätt' ich es nie — das ist doch zwirklich ein Hexenwerk. Denken Sie nur — —

Adolph.

Adolph. Nun was? Was iſt dir denn begegnet mit deiner Katze?

Anton. Sehen Sie doch einmal dieſem Manne recht in's Geſicht. Dieſer Menſch discurrirt wie ein Sprachmeiſter mit Hunden und Katzen.

Felden. Verſteht er etwa gar die Thier-Sprache?

Anton. Ja, ſo etwas muß hinter ihm ſeyn. Wir ſaſſen beyeinander in der Stube, da kam ein alter Kater, und ſchrie immer Miau, Miau. Weißt du wohl, ſagte der Herr da, was die Katze ſagt? O ja erwiederte ich, Miau, Miau. Was will aber das Miau ſagen? fuhr er fort. Ich will dir's erklären. Sieh einmal hinter den Ofen, und du wirſt ein Stück Braten finden, den die Katze will, und wirklich war's ſo. Er ſagte mir dann, daß er im Stande wäre, eine ganze Katzen-Converſation in's Deutſche zu überſetzen.

Adolph. Vortrefflich! Das iſt ein Mann für Sie, Herr Schwiegerſohn.

Felden. Wirklich! Aber ſag mir der Herr doch, wo hat er ſich denn dieſe Geſchicklichkeit und Kenntniß erworben.

Lindenb. Gnädiger Herr! Verhängniſſe und Umſtände haben mich von Menſchen getrennt; ich war lange Zeit in einer Einöde, und ſtudierte dort die Sprache der Thiere.

Ich

Ich war so glücklich, mich darinn so zu perfektioniren, daß ich mich stundenlang mit Katzen und Hunden unterhalten will.

Felden. Der Herr ist ein vortrefflicher Mann; ich will ihn zu mir in Dienst nehmen.

Lindenb. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! ich kann diesen Antrag nicht annehmen. Ich bin nach Indostan beschrieben, um dort öffentlicher Lehrer der Katzen-Eloquenz zu werden. Wenn Sie aber wollen, so will ich Ihnen Unterricht in der Thiersprache geben, und zwar so, daß Sie im Stande seyn sollen, mit der ersten Meerkatze zu sprechen.

Felden. Haben Sie schon oft mit Meer-Katzen gesprochen?

Lindenb. O ja! das begegnet mir alltäglich.

Felden. Ich wäre doch begierig nur etwas Weniges von dieser Sprache zu hören.

Adolph. Ich wäre selbst kurios. Wie weit doch die Wissenschaften nicht steigen!

Felden. Wie viele Buchstaben hat denn das Alphabet der Katzen-Sprache?

Anton. Das will ich Ihnen erklären, wenn der Herr Sprachmeister hat es mich schon gelehrt. Es hat nur 4 Buchstaben: M. J. A. U; das heißt: Man. Aus diesen 4 Buchstaben formiren sich aber sämmtliche Wörter, und die Verschiedenheit der Töne,

und

und die Geſchwindigkeit des Ausdruckes oder das Aushalten der Sylben formirt die Wörter, z. B. geſchwind und mit behendem Tone: Miau, oder langſam: Mi — au; oder mit Verſetzungen: Mau — au, Miau, wie Ihnen der Herr alles mit der Zeit gründlicher erklären wird. Sollten Sie aber je mit einer Katze in Converſation ſtehen, ſo müſſen Sie auch die Muni-Sprache wiſſen; ſie beſteht nur in Verſetzung von 4 Wörtern. Mini, Muni, Mutzi, Mitzi. Dieſes variirt: Muni, Mitzi, Mitzi, Mutzi, Muni, und ſo fort.

Adolph. Das iſt ein wahres Genie, Herr Schwiegerſohn! Sag mir der Herr nur, kann er nicht auch mit den Pudeln ſprechen?

Lindenb. O ja! Die Pudelſprache hat aber wieder ganz ihr Eigenes.

Adolph. Iſt ſie hart zu erlernen?

Lindenb. Nicht eben ſo hart; aber doch etwas härter als die Katzenſprache, wegen dem heftigen Ausdruck der Wörter.

Adolph. Hierüber wollen wir unter 4 Augen einander ſprechen. Anton! führ dieſen Mann einsweilen zu meiner Tochter, bis wir von der Jagd zurückkommen, und laß ihn ſo gut bewirthen, als es nur möglich iſt.

Anton. Da ſoll's nicht fehlen.

Lindenb.

Lindenb. Dank! trefflicher Herr!

Felden. Lern er doch einsweilen meiner Braut auch ein Paar Worte, damit ſie mich artig empfängt, wenn ich zurückkomme.

Lindenb. Wenn Sie es ſo wollen.

Felden. Da wird mir der Herr noch dazu einen groſſen Gefallen erweiſen.

Adolph. Allons! Allons! Herr Schwiegerſohn! es iſt Zeit; wir haben keine Minute mehr zu verſäumen, die Jäger warten unſer.

Felden. Ade, Ade! unterhalt ſich der Herr gut.

Anton. O! es ſoll nicht fehlen!

(Adolph und Felden gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Lindenberg. Anton. Felden.

Anton. Hahaha! Mini Muni Mußi, Mußi Mini Muni. Hahaha! Hätt' ich doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß meines alten Katters Miau mir Gelegenheit verſchaffen ſollte, meinem gröſten Gutthäter zu dienen.

Felden.. (Kehrt zurück.) Bſt! bſt! Nur noch ein einziges Wort, Herr Sprachmeiſter. Sag er mir nur noch geſchwind,

was

was heißt denn in der Katzensprache Mademoiselle?

Lindenb. Die Katzen, gnädiger Herr, haben keine Mademoiselen.

Felden. Was, die Katzen hätten keine Mademoiselen? Keine Messieurs?

Lindenb. Ich will die Ehre haben, Ihnen zu erklären, daß jeder Katter Mimm heißt, und jede Kätzin Mimmi.

Felden. Dank! Aber noch eins. Sag er mir doch auch, was heißt denn in der Katzensprache: Ich liebe. Ich möchte so einen kleinen Spaß mit meiner Braut haben, wenn ich zurück komme, und möchte sie so, der Herr versteht mich schon, überraschen.

Lindenb. Ich liebe Sie, heißt in der Katzensprache: Au, Miau, Au. Allein Sie müssen auf die letzte Sylbe stark appuiren.

Felden. Das ist mir wirklich eine bekannte Sprache.

Anton. O ja, im Märzen können Sie diese Sprache genug auf den Dächern hören.

Felden. Also Au Miau Au. Wenn ich nun von der Jagd zurück komme, so will ich nun beym Fenster meiner Braut meine Erklärung machen; aber unterrichte sie der Herr einsweilen, damit sie mich versteht.

Lindenb. Es soll nicht fehlen.

Felden. (Geht ab; im Abgehen wiederhollt er:) Au Miau Au.

Lindenb. Was dieſes für ein alberner Thor iſt! und dieſes Stück Menſch ſoll Mariens Bräutigam werden. Edles Mädchen! was haſt du denn verſchuldet, daß man dich einer ſolchen Maſchine aufopfern will?!

Anton. Nicht lang moraliſirt, Herr Katzen-Sprachmeiſter! jede Minute iſt uns jetzt theuer. Fort zu Fräulein Marie.

(Beyde ab.)

Achter Auftritt.

(Marie, auf ihrem Zimmer, nach einer Weile Lindenberg.)

Marie. So muß ich das Opfer des Vorurtheils werden! Einem Manne die Hand geben, den ich nicht liebe, den ich nie lieben kann. O ſo ketten Convenienzen und Vorurtheile Herzen aneinander, die ſich haſſen, und trennen die, die ſich lieben. Tyrannen banden einſt ſo lebende Menſchen an todte Leichen, und ließen ſie elend verſchmachten. O Lindenberg! wie glücklich wäre Marie an deiner Seite geweſen!

Lindenb. O Marie! (Wirft ſich zu ihren Füſſen.)

Marie. Entfernen Sie Sich in Gottes-Namen.

Lindenb.

Lindenb. Ich muß dich noch sprechen, Seele meiner Seele! und würde diese die letzte Stunde meines Lebens seyn. Aber sey ohne Sorge; wir sind sicher. Doch jeder Augenblick ist uns kostbar; laß uns keinen versäumen; vielleicht seh' ich Dich ewig nicht mehr. Bist du mir noch gut, Marie?

Marie. Ob ich dir gut bin? — Glaubst du denn, Mariens Herz sey so wandelbar?

Lindenb. O so bedau're ich dich. Du wirst also unglücklich seyn in den Armen eines Mannes, den du nicht liebst. O wenn nur du glücklich wärest, Marie! ohne dir kann ich nicht seyn.

Marie. Dein Herz ist zur Liebe geschaffen, Lindenberg! — Wie glücklich würdest du eine Gattin machen; nie würde deine sanfte Tugend ihre Tage trüben; jeden Morgen würde sie sich freuen dürfen, in deinen Armen zu erwachen; Du würdest immer der nämliche für sie seyn. — O wie bist du unterschieden von den Liebhabern unserer Zeit! Bleib doch immer so, der Seligen Einer, erschaffen zu reinerem Gefühle, das so wenig Menschen kennen.

Lindenb. O Marie! Traurig wandelte ich die Tage meines Lebens durch dieses Thal der Thränen, lästig war mir mein Daseyn; meine Existenz war mir eine Bürde. Ich lernte dich kennen, und freudiger gleitete

ich durch dieſen Pfad des Lebens; ich war glücklich. Nun iſt mir mit dir alles entriſſen, keine Freude des Lebens iſt für mich mehr; wo ich hin ſehe, werd' ich mich erinnern, wie glücklich ich war, und wie unglücklich ich jetzt bin. Mit ſtillem Grame im Herzen, will ich alle jene Gegenden wieder beſuchen, wo ich an deiner Seite wandelte; jeder Baum, unter dem wir ſaſſen, jede Quelle, an der wir uns des Lebens freuten, ſoll mir die glücklichen Stunden wieder zurück rufen, die ich an Mariens Seite genoß; — aber wie öde wird mir dieſe Erde ohne dir ſeyn!

Marie. Vergiß mich, und ſey glücklich.

Lindenb. Welch ein Widerſpruch! Wer kann Marien kennen, und ſie vergeſſen? Raub mir mein Herz, meine Denkkraft, meine Sinne; gieb mir den Tod, denn nur im Tode mag Vergeſſenheit ſeyn.

Marie. Beruhige Dich, ſanfter Schwärmer! Nimm von Marien das Geſtändniß, daß ſie dich immer achten, immer deine Freundſchaft ſchätzen wird.

Lindenb. Freundſchaft! O wie kalt iſt dieſes Wort! Man kann mehrere Freundinen haben, aber lieben kann man nur eine. Sag, wie konnten wenig Augenblicke eine ſo mächtige Gewalt über dein Herz haben. — Denke zurück; kaum ſind noch einige

Minu-

Minuten vergangen, da floß noch Honig von deinen Lippen, da ſchlug dein Herz, da redeten deine Augen andere Empfindungen. — Freundſchaft! ich verehre das Wort, aber in deinem Munde wird es mir zum Fluch. Liebe will ich — Liebe, die du vor kurzem noch für mich empfandeſt, oder deinen Haß.

Marie. Ich liebte dich, ich liebe dich noch, und erröthe nicht, es dir zu geſtehen, weil ich hoffe, daß du dieſe Liebe wünſcheſt. Nie werd' ich dich vergeſſen, aber die Pflicht fordert, meinem Vater zu gehorchen, — die Tugend will's.

Lindenb. Verzeih', Marie, daß alle Gründe der Vernunft kraftlos über mein Herz gleiten, das keiner andern Eindrücke empfänglich iſt, als der der Liebe. Verzeih', wenn ich nichts mehr denken kann, als dich. O daß du doch in deinem Leben nichts anders zu verzeihen haben möchteſt! Iſt's ein Fehler, wenn man liebt, ſo iſt's ein Fehler guter Seelen: iſt Liebe ein Verbrechen, ſo wäre zu wünſchen, daß die Welt keine andere Verbrechen kännte, und dieſes Verbrechen iſt doch immer zu ſchön, als daß es nicht Verzeihung bey Marien finden ſollte.

Marie. Ich kenne dein Herz, Lindenberg! aber auch die Pflicht gegen meinen

Vater.

Vater. Möchtest du doch so glücklich seyn, als es mein Herz wünscht!

Lindenb. Wünsche sind in dem Munde derjenigen, die unser Schicksal in Händen haben, Spott und Beleidigung. Tyranen wünschen ihren Schlacht-Opfern das Leben, damit sie lang die Qualen ihrer Martern fühlen möchten. Mädchen! wenn es kein Mittel deiner Rettung giebt, so gieb mir den Tod.

Marie. Unglücklicher! Foltre mein Herz nicht mit neuen Quaalen; denke, daß ich mehr leide als du. Erhalte dich, schone dein theures Leben, der Unglückliche hat Ansprüche darauf. Was wird aus Marien werden!

Lindenb. (Umarmt Marien.) Könnt' ich doch an diesem Busen meinen Geist aushauchen!

Neunter Auftritt.

Vorige. Anton.

Anton. Eilen Sie, gnädiger Herr! so geschwind als Sie können. Baron Adolph und Junker Felden kommen wüthend daher. Wir sind verlohren, wenn Sie nur einen Augenblick verzögern.

Lindenb.

Lindenb. Noch dieſe Umarmung, Marie, noch den letzten Kuß des Lebewohls.

Marie. O Karl!

Lindenb. Lebe wohl!

Marie. Leb' ewig wohl! (Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Roſalie. Hernach Junker Felden.

Roſalie. Wenn doch einmal die Hochzeit vorbey wäre! Den ganzen Tag über nichts als Arbeit. Was wir arme Kammermädchen doch nicht gehudelt und geplagt ſind! — Aber zu bedauern iſt's doch das gute Fräulein, daß es einen ſo dummen Menſchen heurathen muß. Bey meiner Seele! ſo arm ich bin, ich möchte dieſen elenden Töffel nicht, wenn er gleich ein Junker iſt.

Felden. (Am Fenſter.) Mau Miau Mau Au Au.

Roſalie. Die verwünſchten Katzen! So geben ſie Tag und Nacht keine Ruhe.

Felden. Au Au Miau, Pſt pſt! Miau.

Roſalie. Die verwünſchten Thiere! Aber wart! Ich will euch ſchon bekommen. (Sie hollt einen Waſſertopf, öffnet das Fenſter ſachte, und leert den Topf über Junker Felden aus.)

Felden. Himmel Bataillon, Stern sapperment! Was schüttet ihr denn da zum Geier herab.

Rosalie. Hahaha! Der Herr Bräutigam! Der kam wunderlich in die Traufe. Sind Sie's Herr Baron?

Felden. Ob ich's bin, beym Element! freylich bin ich's.

Rosalie. Aber warum schreien Sie auch wie eine Katze?

Felden. (Tritt in's Zimmer.) Was fällt dir denn ein, du Nachthexe! daß du nur da den Wassertopf über den Kopf schüttest? Sieh mich nur mal an, ich bin ja tropfennaß.

Rosalie. Verzeihen Sie gnädiger Herr! Ich glaubte, es wäre der große Bräuhaus-Katter. Wer hätte sich denn eingebildet, daß Sie wie eine Katze schreien würden?

Felden. Weil du ein dummes Thier bist. Ich habe Fräulein Marie eine Liebs-Deklaration machen wollen.

Rosalie. Hahaha! Eine Liebs-Deklaration! Hahaha! Eine Liebs-Deklaration, wie sie der Bräuhaus-Katter macht — — das ist mir eine schöne Liebs-Deklaration!

Felden. Hat euch denn der Herr Sprachmeister nicht informirt?

Rosalie. Was für ein Sprachmeister? Glauben Sie vielleicht gar, wir wollen noch

Katzen

Katzen werden? Hahaha! Sie belieben zu spassen.

Felden. Ich spasse bey meiner Seele nicht. Mau Miau, Mau Miau, Pst Pst!

Rosalie. Wirklich, der Baron ist närrisch geworden. Ich will den Baader holen, daß man ihm eine Ader öffnet. Hilfe! Hilfe!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Baron Adolph.

Adolph. Was giebts, beym Himmel! für einen Lärmen!

Rosalie. Ums Himmelswillen, gnädiger Herr! Junker Felden ist närrisch geworden, denn er schreit wie eine Katze. Ich glaube, er ist wirklich eine Katze.

Adolph. Ein Esel mag er seyn! Der Schrecken über das Wildschwein hat ihn außer sich gebracht. Hollt den Baader!

Felden. Was! den Baader! Ich bin ja vollkommen bey meinem Verstande.

Adolph. Vor Schrecken bist du krank, du Haasenfuß! Hollt den Baader; man muß ihm eine Ader öffnen; er sieht ja aus wie die Mauer.

Felden. Mir fehlt nichts. Was wollt ihr denn mit mir anfangen?

Roſalie. Hier kömmt eben der Baader zum Raſiren. Bſt! Bſt!

Adolph. Aderlaſſen! Aderlaſſen!

Baader. (Tritt in's Zimmer.) Ja Aderlaſſen — Aderlaſſen! —

Roſalie. Ja, aber nur geſchwind, geſchwind!

Felden. Aber ich will nicht aderlaſſen — mir fehlt ja nichts.

Baader. Eine Aderläſſe kann nicht ſchaden.

Felden. So laßt mich doch, oder ich ſchreie, daß das ganze Dorf zuſammen lauft.

Adolph. Was meinen Sie, Herr Chirurgus?

Baader. Ein Veſicatorium, pillulæ becherianæ, oder ein Vomitiv.

Felden. Der Teufel holl ſein Veſicatorium, ſeine pillulæ becherianæ und ſein Vomitiv; ich bin ſo geſund als ein Hecht.

Roſalie. Er iſt krank; er ſchreit wie eine Katze.

Baader. Das muß Dyſenteria Judicii ſeyn. Schröpfen und Clyſtiren — —

Felden. Ums Himmels willen! Ich will nicht ſchröpfen, und nicht clyſtiren. Wenn ich nur dießmal aus dem Gedränge wäre; um aller Welt willen will ich kein Bräutigam mehr werden: Jetzt hätte mich bald ein wildes Schwein aufgefreſſen, dann kam

ich

ich unter die Traufe, und jetzt will man mir noch obendrein zur Ader lassen.

Adolph. (Zum Baader und Rosalien.) Packt euch, und laßt uns allein. (Baader und Rosalie ab. Zu Felden.) Weib altes! Möchtest du nicht noch weinen! — Das war abscheulich von Ihnen, Herr Schwiegersohn! Das hätt ich in meinem Leben nicht geglaubt, daß Sie so eine feige Memme wären. Sie wären mir ein Jäger von der rechten Art. Bey Ihren Meerkatzen mögen Sie mir wohl ein Jäger seyn. Pfui der Schande! zittert da wie ein Espenlaub vor einem Wildschwein, und opfert seiner Feigherzigkeit meinen Pudel auf.

Felden. Ich hab den Teufel von ihrem Pudel! Ist mir lieber, wenn das Schwein ihrem Pudel ein Bein entzwey schlug, als wenn es sich an mich gewagt hätte.

Adolph. Schaamloser Haasenfuß! hättest du dein Jagdmesser dem Schweine in die Seite gerennt, so wäre alles gethan gewesen; aber so zitterteſt du wie eine Maus, und besorgtest, das Schwein möchte dich auffressen. O pfui! möchte mich hierüber zu Tode ärgern.

Felden. Aergern Sie sich nur; das ist wohl ein großer Verlust, daß Sie da Ihren geisharigen Pudel verlieren. Es wird

Ihnen

Ihnen ja wohl mehr an ihrem Schwiegersohne gelegen seyn, als an ihrem Hunde.

Adolph. An meinem Schwiegersohne — der Guckuck mag meinen Schwiegersohn hollen. Mein Pudel hat an einer Pfotte mehr Verstand, als Sie an Ihrem ganzen Leibe. Und wo ist nun das arme Thier? Vielleicht krepirt es elend unter einer Staude. Potz Himmel und Hölle und alle Elemente! Wenn ich meinen Pudel nicht wieder bekomme, so will ich ihr ganzes Katzen-Kabinet ruiniren.

Felden. Mein Katzen-Kabinet! Wegen ihrem elenden, schäbigten Pudel! —

Adolph. Potz Stern Latern Pestilenz und alle Heren! Meinen Pudel einen elenden, schäbigten Pudel zu nennen. Jetzt ist's aus. Unter uns ist's gebrochen. Ich will keinen solchen Narren, wie Sie sind, zum Schwiegersohn haben. Sie können eine Meerkatze heurathen; mir sollen Sie nicht mehr in's Haus kommen.

Felden. Da liegt mir auch viel daran. So ein Fräulein bekomm ich noch überall.

Adolph. Du dummer Schöpskopf! jetzt mach mir den Kopf nicht warm, oder ich wirf dich die Treppe hinunter. —

(Will auf ihn los.)

Felden. Ade! Ade! — Aber es ist doch impertinent, mich so der Lebensgefahr

auszusetzen, und überdas einen Topf Wasser über den Kopf abzuschütten, und mir meine Braut zu entziehen! — Es ist recht impertinent. Will's Ihnen nicht vergessen. Sie sollen mich in meinem Leben nicht mehr sehen. Wenn ich nur wüßte, wo der Katzen-Sprachmeister wäre.

Adolph. Daß der Henker dich und deinen Katzen-Sprachmeister hätte. Wenn du nicht gleich — — —

Felden. Ade, Ade! keine Mühe gemacht!

Zwölfter Auftritt.

Adolph. Marie.

Marie. Warum sind Sie so aufgebracht, lieber Papa! Erzürnen Sie sich doch nicht.

Adolph. Denk nur, Marie, was mir begegnet ist! Kaum waren wir im Walde, so stießen wir auf ein wildes Schwein; mein Pudel packte das Schwein gleich beym Ohr, und hielt es meisterlich. Ich glaubte, der dumme Felden würde dem Schweine den Fang geben, allein er fürchtete sich, der Haasenfuß, lief davon, das Schwein entkam dem Hunde, und versetzte ihm einen tüchtigen Hieb. Wer weiß nun, wo das arme Thier ist? — Sieh Marie, wenn das wilde Schwein meinen

Pandur

Pandur vollends aufgemetzelt hätte, so wollt ich mich nicht betrüben; aber so, daß das arme Thier weiß nicht wo ohne Hilfe, ohne Unterstützung, vielleicht unter einem Zaune krepiren muß, das schmerzt mich. O armer Pudel! Du hast mir mein Leben einmal gerettet, wie gerne wollte ich alles anwenden, um auch dein Leben zu retten. Ich hab dir für deine treue Dienste nichts gegeben, als mes Thier! Die Natur gab dir deine Kleidung; die wenigen Knochen, die ich dir gab, waren ja keine Vergeltung für deine Liebe. — — Weißt du was, Marie, komm mit mir, wir wollen den Pudel aufsuchen; vielleicht glückt es uns, daß wir ihn noch finden. Aber Junker Felden — den darfst du mir nicht mehr zum Manne nehmen. Solche Art von Junkern findest du noch genug; aber einen solchen Pudel, wie Pandur ist — ah, einen solchen giebt es nicht mehr in der Welt. (Beyde ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Lindenberg. Anton mit dem Pudel am Stricke.

Lindenb. Wo hast denn dieses arme Thier gefunden?

Anton. Es lag da unweit von meinem Häuschen an einem Dornstrauche, und ächzte.

Lindenb.

Lindenb. Der Pudel iſt verwundet.

Anton. Ja, recht ſehr.

Lindenb. Komm Anton! Wir wollen dem Thiere Gutes thun. Mach Kräuter zurecht; wir wollen dem Hunde einen Umſchlag machen.

Anton. Recht gern! — Ich kann kein Geſchöpf leiden ſehen. Da will ich einſtweilen mit meinem Schnupftuche ſeine Wunde verbinden. Guten Muths! Pudel! guten Muths! es wird ſchon wieder beſſer werden. Da ſind ich zum Glücke noch ein Stückchen Braten in meiner Taſche; ich bekam's im Schloſſe. Nimm's, friß, ich bitte dich; es iſt ein gutes Stück Braten. Friß guter Pudel! (Anton geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Lindenberg allein.

Der Menſch hat auch gegen das Thier ſeine Pflichten. Einem lebenden Geſchöpfe wohl thun, iſt doch auch eine nützliche Freude. Wie die Natur doch in allem gütig iſt! Es giebt dem Thiere, das keine Sprache hat, Ausdrücke des Gefühls in ſeine Mienen. Wie ſprechend iſt nicht das Aug dieſes armen Pudels! Er fühlt, daß ich ihm wohl will, und ſchon lohnt mich ſein dankbarer Blick.

Blick. Ich habe mehr für die Menſchen gethan, als für dich, und ſie lohnten mich nicht ſo. Nun will ich dich zu meinem Freunde machen, denn ich muß ein Geſchöpf haben, das mich liebt, und ſollt' ich es unter den Menſchen nicht finden, ſo will ich es unter den Thieren ſuchen. — Nie werde ich die Geſchichte vergeſſen. Als man einſt einem alten Bettler ſeinen Hund nehmen wollte, ſo weinte er bitterlich. Wenn ihr mir dieſes Thier nehmt, ſchrie er, wen hab ich denn, der mich liebt? — Nie will ich dieſe Anekdote vergeſſen; aber für mich — für mich lebt ja noch Anton.

(Anton kömmt mit dem Unſchlage.)

Anton. Ja, gnädiger Herr! Anton lebt noch, und ſo lange ein Tropfen Blut in ſeinen Adern wallt, ſo wallt dieſer Tropfen Blut für Sie. Hier ſind Kräuter und Wein für den Pudel; wollen ihn in unſere Wohnung führen; kommen Sie.

Fünfzehnter Auftritt.

Das Theater ſtellt eine ländliche Gegend vor.

Ein Ziegenhirt. Eine Weile hernach Adolph und Marie. Der Ziegenhirt ſingt.

So wie ich Marien liebe,
Ja ſo ſehr
Liebte noch kein Sterblicher.

O ſie iſt mein anders Ich;
Ohne ihr
Iſt ja hier
Keine Freude mehr für mich.

Adolph. Wer zum Geier, Junker hat dich dieſes Lied gelehrt?

Hirt. Das will ich Ihnen wohl ſagen, gnädiger Herr! Dieſes Lied lehrte mich ein ſchöner, junger Herr, der mich täglich beſucht, und der gar ein guter, braver Herr iſt. Er ſchenkte mir manchmal ein ſchönes Stück Geld, und er ließ mir auch da dieſen Rock machen.

Adolph. Wer iſt denn dieſer Herr?

Hirt. Er nennt ſich Lindenberg; kennen Sie ihn denn nicht? Anton, ſein guter Freund, war erſt heut wieder da, und da mußte ich ihm Wegerich und Schwarzwurzen graben, denn er hat zu Hauſe einen wunden Pudel, den er kuriren will.

Adolph. (Haſtig.) Einen wunden Pudel, ſagſt du? Wie ſieht er aus? Haſt du ihn geſehen?

Hirt. O ja! es iſt ein groſſer, brauner Pudel, hat lange Ohren, und iſt lockigt wie meine Schaafe.

Adolph. O Marie! Daß iſt gewiß Pandur, mein Pudel. Laß dich umarmen Herzens-Mädchen! — O Lindenberg wie

ſoll

ſoll ich dich nennen? — Guter Mann! Mein Pandur, mein Pudel — in ſo guten Händen! — Und Wegerich und Schwarzwurzen, um den wunden Pandur zu heilen! — Geh' Knabe! komm geſchwind mit mir — da ſollſt lebenslang verſorgt ſeyn; zeig mir, wo iſt Lindenbergs Wohnung? aber hurtig! — hurtig! —

Hirt. Herr! ich muß ehvor meine Ziegen in Stall treiben, dann will ich gleich kommen.

Adolph. Der Geier holl deine Ziegen! komm! —

Hirt. Mein Herr! Der Geier ſoll meine Ziegen nicht hollen; was würde wohl der Bauer von mir denken, wenn ich ſo liederlich wäre, und davon lief, und die Ziegen allein ließ — das wäre nicht recht gehandelt; nicht wahr Jungfer Marie?

Adolph. Haſt recht, Herzens-Bube! — Verdienſt einen Kuß. Treib deine Ziegen in Stall, und komm bald wieder. — Marie! wenn der Bube wahr ſpricht, und ich meinen Pandur wieder finde, und wenn der ehrliche Junge meinen Pudel geheilt hat, — ſo will ich — aber was ſoll: ich ihm wohl geben. Sieh' Mädchen! Du weißt ich habe dich lieb, und dürfte mir nicht ſo leicht einer um dich kommen, wenn aber Lindenberg dich liebte — beym Pandur!

ich

ich gäbe ihm meine Tochter; was sagst du? — wär er dir nicht lieber, als Junker Felden?

Marie. Mein Vater!

Adolph. Ich sehe es dir an der Stirne an, daß du dem Jünglinge nicht gram bist — du kannst nicht unglücklich mit ihm seyn. Er hat ein gutes Herz, er liebt meinen Pudel — nun, Marie! es kann nicht gefehlt seyn.

Marie. Wir wollen sehen, Papa! ob er unsere Achtung verdient. Gut wäre es, wenn wir ihn unbemerkt belauschen könnten, denn es wäre ja möglich, daß der Pudel unser Pandur nicht wäre; es könnte ein anderer Pudel seyn.

Adolph. Du hast recht; — aber die That ist immer edel, und wenn es auch ein anderer Pudel ist, so will ich ihm meines lieben Pandurs zum Andenken lohnen. (Gehen mit dem Ziegenhirten ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Stube in Antons Wohnung.

Lindenberg. Anton.

(Anton liegt bey dem Pudel; stützt sein Haupt auf den Hund, und schläft.)

Lindenberg. Wie doch die Tugend ruhig schläft! wie heiter sind Antons Züge! —

Was

Was gleicht dem Glücke der Ruhe, dem Bewußtſeyn der Unſchuld! Ich möchte dieſe Szene abzeichnen; das Symbol der Treuheit vereint mit Redlichkeit und Menſchenliebe. — Anton ſchläfſt du? — Du ſchläfſt Anton!

Anton. Ja Herr! ich ſchlief. Ich hatte eben einen wunderlichen Traum. Mir däuchte, der Pudel hätte mir in's Ohr geſagt: Jede gute That hat ihren Lohn.

Lindenb. Da hat er dir eine Wahrheit geſagt, die mancher Philoſoph nicht erkennen will.

Anton. Das mag wohl ſeyn; vielleicht philoſophirt der Pudel beſſer, als mancher Menſch.

Lindenb. Du biſt ein närriſcher Junge, du.

Anton. Ich will ein Schurke ſeyn, wenn's nicht wahr iſt. Dieſer Pudel muß wirklich ein philoſophiſcher Pudel ſeyn. Vielleicht war er mit ſeinem Herrn auf der hohen Schule. Ich habe ſchon oft erzählen gehört, daß mancher Pudel die Collegien fleißiger frequentirt hat, als ſein Herr. Wenn ich mich aber nicht betrüge, ſo iſt es der Pudel des Baron Adelrhs.

Lindenb. Gott! jetzt bin ich erſt doppelt glücklich.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Marie und Adolph tretten ins Zimmer; bleiben aber im Hinterhalte.

Lindenb. Lieber Hund! du bist gerettet; deine Wunde ist bald geheilt. Wie freue ich mich des Augenblicks, da ich dich deinem Herren wieder geben kann! Gutes Thier! du verdienst alle meine Pflege, du hast den Vater Mariens gerettet; was wollt' ich nicht alles thun für diesen Würdigen! — Lebe noch lang, guter Pudel, und mach ihm viele Freuden, und wenn Lindenberg auch Marien niemal wieder sieht, so erinnere du Marien an ihren Freund — an den armen, unglücklichen Lindenberg. Wie theilnehmend bist du armes Thier! — Die Thräne, die aus meinem Auge fällt, leckst du mir gutthätig von meinen Wangen. —

Adolph. Laß dich umarmen, edler Junge! laß dich lohnen für deine That! — Da nimm meine Tochter.

Lindenb. Gott im Himmel! Wie überraschen Sie mich! Ist's Wahrheit oder Traum? — Bist du's wirklich, Marie, die ich in meinen Armen habe, oder ist es ein Schattenbild meiner erhitzten Einbildungs-Kraft?

Anton. Faſſen Sie ſich; es iſt wirklich Marie! ſehen Sie, daß mein Traum wahr wird.

Lindenb. O wie glücklich bin ich! Du in meinen Armen — du mein — du, an der mein ganzes Weſen — meine ganze Seligkeit hieng. (Zu Adolph.) O theurer Mann; laſſen Sie ſich umarmen, nie ſoll Sie die That gereuen, die Sie thun. Die zärtlichſte Liebe ſoll Ihnen das Glück vergelten, das Sie mir bereiten.

Adolph. Keinen Dank! — Wer gegen ein Thier gut handeln kann, der wird auch gegen Menſchen nicht böſe handeln. Wer Adolphs Pudel liebt, der liebt gewiß Adolphen ſelbſt. Wer ſind Sie aber, junger Mann?

Lindenb. Ich bin von rechtſchaffenen Eltern, die mir ein mäßiges Vermögen hinterließen. Ich diente einige Zeit in der Stadt, folgte dem Triebe meines Herzens, und that ſo viel Gutes, als ich konnte; ich wurde aber überall mit Undank belohnt, und Verfolgung war der Lohn meiner Liebe. Ich wurde menſchenſcheu, floh auf's Land, und wirkte da in einem engern Zirkel Gutes. Ich fand beſſere, ungekünſtelte Herzen — einen Anton, den ich mir zu meinem Freunde wählte. Ich lernte Fräulein Marien kennen, und liebte; allein ich durfte dem Triebe meines

Herzens

Herzens nicht folgen, weil ich hörte, daß ihres Vaters Wille wäre, ſie an Junker Felden zu verheurathen. Das Schickſal änderte alle meine Plane; ich wähnte mich am Rande des Verderbens, und ward auf einmal glücklich.

Adolph. Guter, aber zugleich loſer Junge! — Sind Sie nun nicht mehr nach Indoſien berufen, um dort öffentlicher Lehrer der Thier-Sprache zu werden. Junge! Junge!

Lindenb. Verzeihung!

Adolph. Kein Wort mehr! Was wollt ich dem nicht verzeihen, der mir meinen guten Pudel gerettet hat.

Marie. Biſt du nun ganz glücklich, Lindenberg!

Lindenb. Ob ich es bin? — Erwäge meine Liebe, die Heftigkeit meines Gefühls, die Stärke meiner Empfindung, und urtheile ob ich es bin.

Anton. Nun, Herr Lindenberg! hat ſich die Sache beſſer geendet, als wir glaubten. Fort nun mit Fräulein Marie nach dem Schloſſe, und ich will auch nachkommen mit meiner Thereſe, und an einem Tage wollen wir die Hochzeit haben; denn ſehen Sie, gnädiger Herr! ich heurathe Thereſen. Herr Lindenberg hat mir einen Acker gekauft, hat mich glücklich gemacht, und ewig will ich ihm auch treu und dankbar ſeyn, wie ein Pudelhund.

Marie. Wohlthun iſt das edelſte, was der Menſch thun kann. So viel Glück um ſich her verbreiten, als man kann, iſt die ſüßeſte der Empfindungen.

Anton. Fort, fort! in's Schloß! ich werde mit meinem Pudel gleich nachkommen, nur will ich ihm ehvor noch eine gute Suppe machen, damit er Kraft bekömmt; dann will ich auch ſorgen, daß Pandurs Raſſe nie ausgehe. Meine Kinder ſollen noch mit Pandurs Jungen ſpielen, und wenn jemand ſagt: O das iſt gar ein ſchönes Pudelchen! ſo ſoll es heißen: Er iſt von Pandurs Raſſe — von dem Pudel des gnädigen Herrn, der uns alle glücklich gemacht hat.

Adolph. Du biſt ein guter Junge.

Marie. Nie will ich deine Freundſchaft für Lindenberg vergeſſen.

Lindenb. Und ich nie mein Glück, das ich in ihren Armen genießen werde.

(Lindenberg, Adolph und Marie gehen ab.)

Anton. Nur ein wenig Geduld, Herr Pandur! ich komme gleich wieder zurück meine Aufwartung zu machen. (Geht ab, und kömmt ſogleich wieder mit einer Schüſſel voll Suppe.) Hier Pandur! laß dir's ſchmecken. Es iſt eine gute Suppe, und Anton will mit dir eſſen. Du biſt Urſache, daß mein Freund Lindenberg glücklich iſt, und ich ſollte dir heut keine Suppe kochen? —

Ja,

Ja, das thut Anton nicht. Ich hätte meinen Rock vom Leibe gezogen, und ihn verkauft, um dir einen Braten zu bringen. Auch ſollſt du noch heut einen Braten haben! (Er nimmt den Hund in Arm.) Nun will ich dich hintragen, wo man unſer wartet, und wenn's einem nicht recht wäre, daß ich dich ſo gut behandelte, weil du ein Hund biſt, ſo will ich ihm ſagen, er ſoll die Naſe in's Buch ſtecken, das der weiſe Mann ſchrieb, denn darinn ſteht's.

Der Gerechte nimmt ſich auch des Lebens des Viehes an; das Herz des Gottloſen iſt aber ohne Erbarmen.

Ende.